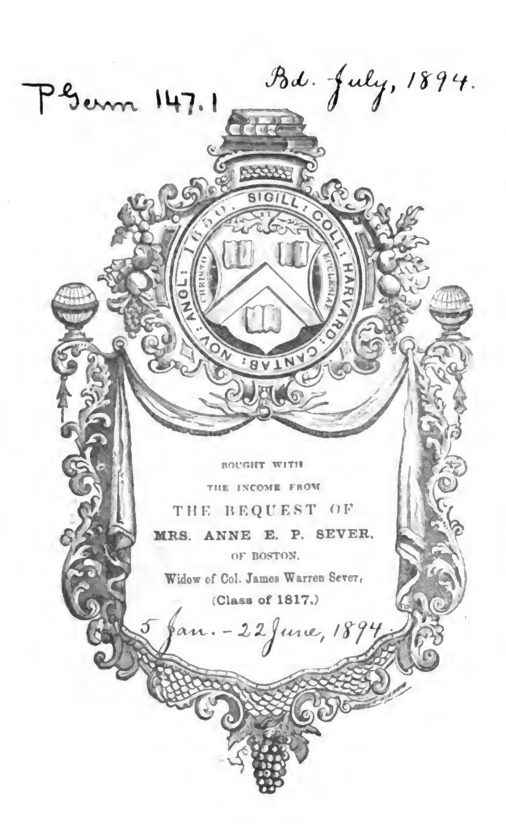
Deutsche revue über das gesamte nationale Leben der ...


SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Neunzehnter Jahrgang. — Erster Band.

(Januar bis März 1894.)



Breslau.

Verlag von Eduard Trewendt.

1894.

1894, Jan. 5 - June 22.
Sever fund.

Inhalt

des

Ersten Quartal-Bandes des Jahrgangs XIX

(Januar bis März 1894.)

Seite

Seite

Berichte aus allen Wissenschaften.

Kleine Revuen.

Neunzehnter Jahrgang Preis vierteljährlich 6 Mark



Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart

Herausgegeben
von

Richard Fleischer

1894. Januar

Vierteljährlich erscheinen drei Hefte

Breslau und Berlin

Verlag von Eduard Trewendt

Breslau Expedition: Tauenzienstraße 60. Berlin Expedition: NW Mittelstraße 26. 27.

n durch alle Buchhandlungen und Postanstalten

Inhalts-Verzeichnis.

Januar 1894.

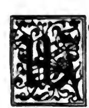
Feldbriefe von 1870—71 von Karl von Wilmowski.

Nebst biographischen Mitteilungen

von

Dr. Gustav von Wilmowski,

Geh. Justiz-Rat.



Während der letzten zwei Jahrzehnte der Regierungszeit des Kaisers Wilhelm I. und demnach in dem größten Teile seiner Regierungszeit war der fast tägliche Genosse des Kaisers der Chef seines Civilkabinetts von Wilmowski. Wenngleich er in Krieg und Frieden fast ausnahmslos an allem, was den Kaiser betraf, an politischen und persönlichen Ereignissen teilnahm, ist sein Name nicht hervorgetreten; die Weltgeschichte möchte ihm wohl kein Blatt widmen. In der Zeit der größten deutschen Kriegsthaten war er, nicht dem Militär angehörig, nicht in der Lage, sich durch Kriegsruhm auszuzeichnen. In der Zeit der umfassendsten gesetzgeberischen deutschen Thätigkeit ist kein Gesetzgebungsakt mit seinem Namen verbunden. In der Zeit der glänzendsten parlamentarischen Wirkungen in Deutschland hat er nicht durch Rednergabe, durch Darlegung oder Bekämpfung politischer Systeme oder Bestrebungen sich einen Namen gemacht. Sein Zurücktreten vor der Öffentlichkeit war wesentlich eine notwendige Folge der Thätigkeit, welche ihm die Stellung als Ratgeber der Krone außerhalb der Öffentlichkeit anwies, und dann auch eine Folge der Objektivität, mit welcher er dieser seiner Stellung gerecht werden zu müssen glaubte. Er hat keine Partei gebildet und war nicht Diener einer Partei. Er hat nie Sonderbestrebungen, welche außerhalb der sachlichen Lösung seiner Aufgaben lagen, verfolgt oder gefördert, weder für einzelne, noch für Parteien oder Koterien. Der äußere Schein der Verdienstlosigkeit war gerade das Resultat seines Verdienstes, welches ohne Rücksicht auf den Schein nur der Wahrheit in seinen sachlichen Aufgaben, dem Wohle des Staates und der Krone gerecht werden wollte.

Und doch war er eine Macht, deren Einfluß um so kräftiger war, weil sie mit Mäßigkeit geübt wurde und mehr durch die in der logischen Notwendigkeit der Sachlage beruhende Kraft als durch äußeren Druck oder durch Hervor-

treten äußerer Autorität wirkte. Wer den Ereignissen in jener großen Zeit näher gestanden hat, wird nicht bestreiten können, daß wesentlich seiner stillen, stetigen Thätigkeit die friedliche, ruhige Entwickelung im inneren Leben des preußischen Staates und des deutschen Reichs mit zu verdanken ist, das Fernhalten von extremen Bestrebungen auf politischem und religiösem Gebiete, so weit dies nach der Sachlage zu ermöglichen war, das Ausgleichen der unvermeidlichen Reibungen unter den verschiedenen, auf Zusammenwirken angewiesenen Faktoren. Das Verhältnis der Tüchtigkeit in einer solchen Vertrauensstellung, wie sie ein Kabinettschef einnimmt, zur Öffentlichkeit, entspricht dem gleichen Verhältnisse für eine Hausfrau; je mehr sie in der inneren Sphäre ihrer Thätigkeit leisten, desto weniger machen sie sich vor der Welt breit.

Der Vertrauensmann des Kaisers Wilhelm I. verdient nicht, voller Vergessenheit anheimzufallen. Unsrer schnelllebigen Zeit mit andern, neuen Aufgaben, frischen, jungen Kräften und den Zielen weiterer Entwickelung kann es immerhin heilsam sein, aus einer großen Zeit ein Lebensbild ruhiger, sachlicher, staatlicher Thätigkeit vorgehalten zu sehen, welche in stiller, diskreter Weise Schwierigkeiten löste, die gegenüber den jetzigen nicht minderwertig zu erachten sind. Vornehmlich auch deshalb ist es von Interesse, weil es die Sphäre zeigt, in welcher und mit welcher der edle Kaiser, welcher das deutsche Reich gegründet hat, wirkte, und weil es den Kaiser in seinem unmittelbaren, natürlichen Wesen näher kennen lehrt. Es würde eine unzulässige Überschätzung seines Kabinettschefs sein, wenn man ihm allein die Erfolge seiner Thätigkeit zuschreiben wollte. Abgesehen davon, daß stets das Wort des Kaisers naturgemäß das entscheidende war, machten recht wesentlich Charakter und Wesen des Kaisers die Entscheidungen ersprießlich. Die Harmonie der geistigen Naturen beider, ihr gleichmäßig den Extremen abholdes, gerechtes und ausgleichendes Wesen war die gesunde Quelle der Entschließungen.

Die Aufgabe, das Lebensbild des Kabinettsrats zu entwerfen, ist eine überaus schwierige und erschöpfend gar nicht zu lösen. Seine Vertrauensstellung machte es ihm unmöglich, vieles von dem, was er erfuhr, und häufig gerade das Interessanteste andern mitzuteilen, und auch das, was er vertrauensvoll und unter dem selbstverständlichen Vorbehalt fernerer Diskretion mitteilen konnte und mitteilte, kann aus begreiflichen Gründen in dieser den Ereignissen immer noch nahestehenden Zeit der Öffentlichkeit nicht überlassen werden; zum Teil auch niemals später, um nicht durch anekdotenhafte Mitteilungen von einzelnen Vorfällen und Äußerungen, von Urteilen in erregten Augenblicken das objektive Bild der Gesamtverhältnisse in ungerechter Weise zu trüben. Der Kabinettsrat hat deshalb auch grundsätzlich selbst seine Erinnerungen nicht aufgezeichnet und mehrfache Anregungen, Memoiren, wenngleich für eine erst späte Veröffentlichung, zu schreiben, stets abgelehnt, weil er das Meiste und Interessanteste, was er sagen könnte, doch niemals, am wenigsten öffentlich, sagen dürfe. Die Quelle für die Darstellung seines Lebensbildes sind daher außer einigen gelegentlichen, von

ihm hinterlassenen, schriftlichen Bemerkungen, im wesentlichen seine brieflichen und mündlichen Mitteilungen.

Sein äußerer Lebensgang hatte nichts Außergewöhnliches; es war die Laufbahn eines preußischen Beamten. Karl Friedrich Adolf von Wilmowski ist am 30. Januar 1817 zu Paderborn geboren. Sein Vater, Wilhelm von Wilmowski, war dort Oberlandesgerichtsrat und stammte aus einer Familie, welche im 16. und 17. Jahrhundert in dem noch jetzt österreichischen Schlesien im Fürstentum Teschen ansässig war und namentlich die Güter Wilmowitz und Skotschau besaß, seit dem 16. Jahrhundert protestantisch war und, dem katholisierenden Drucke Österreichs weichend, zu Ende des 17. Jahrhunderts nach Verkauf der Familiengüter nach Kurbrandenburg übersiedelte. Bis zum Alter von neun Jahren von einem evangelischen Lehrer in Paderborn unterrichtet, kam der Kabinettsrat im Frühjahr 1826 auf den Wunsch einer kinderlosen Tante in deren Haus zu Bielefeld und besuchte das dortige Gymnasium vom Frühjahr 1826 bis zum Frühjahr 1835. Er hat sich stets mit besonderer Liebe seiner Gymnasialzeit und der, namentlich auch für die allgemeine, nicht bloß philologische, Ausbildung wirksamen Anregungen erinnert und seinen damaligen Studiengenossen auch später treue Freundschaft bewahrt. Als Student der Jurisprudenz besuchte er vom Frühjahr 1835 bis Herbst 1836 die Universität Berlin und hörte dort Kollegien bei Savigny, Gans, Klenze, Göschen und Heffter, sowie kameralwissenschaftliche bei Helwing und Dieterici als regelmäßiger Besucher. Vom Herbst 1836 bis zum Frühjahr 1838 setzte er seine Studien in Bonn fort und hörte bei Bethmann-Hollweg, Arndts, Walter, Gärtner, Deiters und Böcking. Nachdem er im März 1838 in Paderborn das Auskultator-Examen bestanden hatte, arbeitete er von 1838 bis 1842 zuerst als Auskultator und demnächst als Referendar in Naumburg a. S., wohin sein Vater inzwischen versetzt war, und absolvierte am 10. Mai 1842 die Prüfung als Gerichtsassessor. In den nächsten zwei Jahren kommissarisch bei den Gerichten in Elsterwerda, Belgern, Merseburg, Gollnow und Kottbus beschäftigt, wurde er mit dem 1. Juli 1844 als Richter bei dem Land- und Stadt-Gericht zu Suhl angestellt. In dieser Stellung blieb er bis zu der mit dem 1. April 1849 eintretenden neuen Gerichtsorganisation. Während dieser Zeit verheiratete er sich (Juli 1846) mit Anna geb. von Seebach, Tochter des Rittergutsbesitzers von Seebach auf Marienthal bei Eckartsberga. Die innigste, bis zu seinem Tode niemals durch einen Schatten getrübte Liebe verband sie und war die Grundlage eines häuslichen, harmonischen Familienglücks. Infolge der Gerichtsorganisation von 1849 wurde er an das zu Merseburg errichtete Kreisgericht versetzt. Als der Justitiar der Regierung zu Merseburg, Regierungsrat Oppermann, im Sommer 1849 als Abgeordneter zur zweiten Kammer gewählt war, wurde ihm die Stellvertretung für denselben übertragen; ebenso wieder im Frühjahr 1850, während Oppermann Mitglied des Reichstags zu Erfurt war. Auf Veranlassung des damaligen Regierungs-Präsidenten von Witzleben zu Merseburg trat er dann definitiv zur Verwaltungsthätigkeit über und wurde im Juli 1850 aus dem Justizdienste entlassen und im August 1850

als Regierungs-Assessor, sowie demnächst im Dezember 1850 als Regierungsrat bei der Regierung zu Merseburg angestellt. Von dort aus wurde er bereits im Juli 1851 vom Finanzminister von Rabe als Hilfsarbeiter in Justitiariats-angelegenheiten der Domänenverwaltung beim Finanzministerium berufen. Seitdem hat er dauernd seinen Aufenthalt in Berlin behalten. Bis zum Jahre 1869 blieb er als Rat im Finanzministerium beschäftigt, im April 1856 zum Geheimen Finanzrat und vortragenden Rat im Finanzministerium ernannt, Dezember 1861 Geheimer Ober-Finanzrat; Juni 1864 zugleich zum Mitgliede der Ober-Examinations-Kommission für die Prüfung zu höheren Verwaltungsämtern ernannt, in welcher Stellung er seitdem bis zum Frühjahr 1870 thätig war. Fortdauernd hatte er sich des Vertrauens und Wohlwollens seiner verschiedenen Chefs, der Finanzminister von Rabe, von Bodelschwingh (Okt. 1851 bis Juni 1866), von der Heydt (Juni 1866 bis Okt. 1869) und von Kamphausen zu erfreuen. Nachdem im Oktober 1858 die Regierungsgewalt an den Prinzen von Preußen als Regenten übertragen worden war, wünschte der Prinz Friedrich Carl, welcher durch Erziehung und nach Neigung wesentlich als Soldat vortrefflich ausgebildet war, indes anerkannte, in den zivilistischen Verhältnissen wenig bewandert zu sein, zur Einweihung in dieselben Vorträge über Staatsrecht, Regierungsthätigkeit und Finanzverhältnisse des Staates zu hören. Auf den Vortrag des damaligen Finanzministers von Bodelschwingh wurde der Geheime Finanzrat von Wilmowski hierzu ausersehen. Er hielt dann auch im Jahre 1859 (vom 6. Februar ab) in Gegenwart des Prinzen und seiner Adjutanten eine Reihe von Vorträgen über diese Themata und rühmte die Aufmerksamkeit und Teilnahme, womit der Prinz den Vorträgen folgte. Insbesondere interessierten denselben die praktischen Folgen, welche als notwendige Konsequenz der Organisation und Thätigkeit der Zivilbehörden für die Leitung der Regierungshandlungen sich ergaben, und der wichtige Einfluß der Finanzverhältnisse zur Beschaffung der nötigen Mittel für die Erreichung der Staatszwecke und des Einflusses derselben auf den Gesamtwohlstand des Volkes. In das höchste Erstaunen versetzte ihn namentlich der ihn überraschende großartige Geldumsatz der damals noch preußischen Bank zu Berlin.

Nachdem nach dem österreichisch-preußischen Kriege im Jahre 1866 Hannover dem preußischen Staate einverleibt war, hatte der Geheime Finanzrat von Wilmowski für Preußen die Verhandlungen wegen der Auseinandersetzung über das Privatvermögen des Königs Georg von Hannover mit Windthorst als dessen Vertreter zu führen.

Seiner eigentlichen amtlichen Thätigkeit im Finanzministerium unterlag namentlich die Instruktion im Prozesse, welchen der königliche Fiskus im Jahre 1856 gegen die Krone Preußen über die Frage anstrengte, ob die vom Kurfürsten Albrecht Achilles durch den mit den pommerschen Herzögen geschlossenen Frieden von Prenzlau 1472 mit einem Teile der Uckermark erworbenen Herrschaften Schwedt, Vierraden und Wildenbruch Domänengüter des Staates oder ein besonderes, nicht zu den landesherrlichen Domänen gehöriges Eigentum der Krone Preußen seien.

Der Streit, welcher die umfassendsten Studien über die staatswirtschaftlichen Verhältnisse seit 1472 bis zur neuesten Zeit anregte, ist endgiltig erst nach seinem Ausscheiden aus dem Finanzministerium im Juni 1872 durch das in Striethorst's Archiv für Rechtsfälle Band 90 S. 1—81 abgedruckte Urteil des Obertribunals zu Berlin zu Gunsten der Krone gegen die Domänenguts-Qualität der Herrschaften entschieden.

Nach diesen das Gebiet der Politik streifenden Vorgängen trat Wilmowski im November 1869 in die Vertrauensstellung beim König Wilhelm I. ein. Der damalige Geheime Kabinettsrat von Mühler, Bruder des zeitigen Kultusministers von Mühler, war ernstlich erkrankt, und Wilmowski wurde zunächst als dessen Stellvertreter berufen. Nachdem er als solcher vom 23. November 1869 an wirksam war, fand der König die Vortragsweise so zusagend, daß er, als der Kabinettsrat von Mühler nach einigen Monaten starb, an seinem Geburtstage am 22. März 1870 ihn formell zu seinem Geheimen Kabinettsrat ernannte und ihm das von ihm eigenhändig couvertierte Patent dafür zukommen ließ.

Zunächst nahm schon bald nach dem Beginne dieser Dienststellung der französisch-deutsche Krieg von 1870/71 alle Interessen in Anspruch. Wilmowski hatte den König nach Ems begleitet und war demnächst auch während des ganzen Feldzuges, als zu seinem Hofstaate gehörig, sein beständiger Begleiter. Seine nachstehenden brieflichen Mitteilungen aus dieser Zeit ergeben keine neuen Enthüllungen über geschichtliche oder kriegswissenschaftliche Ereignisse; aber sie zeichnen das Bild, wie die Ereignisse in der Umgebung des Königs und namentlich auch in der Anschauung des Königs selbst aufgefaßt wurden und wirkten. Am Tage nach dem bekannten Auftreten von Benedetti in Ems (13. Juli 1870) schrieb er:

Ems, 14. Juli 1870.

„Dem Erbprinzen von Hohenzollern war die Krone von Spanien schon vor Monaten angetragen. Der König hatte geraten, sie abzulehnen. Das war zweimal geschehen. Vor wenigen Wochen ist sie zum drittenmale ihm angetragen und nun blieben der Erbprinz sowohl wie der Papa gegen alles Abmahnen des Königs taub. Schließlich erklärte der König: verbieten könne er's dem Prinzen nicht, wenn er mit der Annahme eine Mission zu erfüllen glaube. Dem Könige war die ganze Sache sehr unangenehm, ganz abgesehen von dem etwaigen Rückschlage auf Frankreich in der Überzeugung, daß für den Prinzen der Thron kein Segen sein werde. Nun kam der Spektakel von Paris, ganz unerwartet. Benedetti langte an, vorschriftsmäßig insolent, und hat gestern Verpflichtung und Garantien von Preußen verlangt, daß der Erbprinz niemals auf die Kandidatur zurückkommen dürfe. Benedetti war gesagt, daß Preußen als Staat mit der Angelegenheit nichts zu thun habe, letztere lediglich eine Familiensache sei und Spanien mit Preußen resp. mit dem Könige überhaupt gar nicht verhandelt habe, wie dies auch der spanische Minister der auswärtigen Angelegenheiten in seinem Cirkular erklärt hat. In jedem Falle ist diese gegenwärtige Frage nur ein Vorwand; wäre sie nicht gekommen, so hätte eine

andere alsbald herhalten müssen, da Frankreich den Krieg will. — Soeben kommt der Befehl: morgen früh Rückreise nach Berlin per Extrazug."

Der sich hierin abspiegelnde Eindruck, welchen das Auftreten Benedetti's in Ems machte, stimmt mit der bekannten, von Bismarck redigierten Depesche; freilich bedarf es nach der unlängst von Caprivi bekannt gegebenen Vergleichung derselben mit dem vom Könige abgesandten Telegramm keines Beweises mehr, daß die Empfindung des Königs über die ihm vorsätzlich zugemutete Demütigung nicht schwächer war, als der Ausdruck der Depesche zeigte.

Aus einem späteren Briefe vom 16. Juli:

„Nachdem der Erbprinz seine Acceptation zurückgezogen hatte, hielt von uns Jedermann, auch der König, den Zwischenfall für erledigt; infolgedessen sagte der König (im Gegensatze zu einer früheren andern Weisung) zu Kamphausen: „nun können Sie weiter (nach der Schweiz) reisen." Darauf folgten die jedenfalls vorgeschriebenen Unverschämtheiten von Benedetti."

Über die Rückreise des Königs von Ems nach Berlin giebt ein Brief vom 16. Juli (Berlin) eine drastische Schilderung:

„Die Fahrt hierher war ein vollständiger Jubelzug, wie ich kaum für möglich gehalten. Schon im Lahnthale standen die Leute an Stationen, an denen gar nicht gehalten wurde, dichtgedrängt und riefen: Hurrah! An Orten, an denen für den König keine großen Sympathien vorauszusetzen waren, in Gießen und Göttingen, waren die Leute, wie toll; in Kassel kaum zum Durchdringen. Kaum hielt der Zug, so kletterten die Leute auf die Wagen; unter neunmaligem Hoch und Hurrah ging es selten ab. In Börsum, einer winzigen Station, sahen wir von Weitem schon Fahnen, Schützen, eine Masse Menschen; es war ein Extrazug aus Braunschweig gekommen, dem Könige ein Hurrah zu bringen. Wie oft haben wir die Rufe gehört: nach Frankreich! nach Paris! Mobilmachen! Einkleiden! In Magdeburg glaubten wir die ersten Nachrichten über die Erklärungen der französischen Minister erwarten zu können; aber es war nichts! In Brandenburg stiegen der Kronprinz, Bismarck, Moltke und Roon ein; sie brachten auch noch keine Nachricht. Erst hier trafen wir sie; der König trat in ein Zimmer, dessen Thüren offen blieben; mit einiger Mühe konnte soweit Ruhe geschafft werden, um das Vorlesen der Depeschen durch Bismarck und den Kronprinzen anzuhören. Es herrschte ein feierlicher Ernst; der König hatte Thränen im Auge; nur als der Kronprinz die Äußerung der französischen Minister las: „man bietet uns den Krieg an," entstand unwillkürlich ein Gelächter. Am Schlusse trat der Kronprinz gegen das Publikum vor und sagte mit lauter Stimme: Der Krieg ist erklärt; es wird mobil gemacht."

Die nächsten Tage bis zur Abreise des Königs zur Armee teilten die Aufmerksamkeit des Königs zwischen der Teilnahme an den ernsten Kriegsvorbereitungen und seiner liebevollen Fürsorge für seine ganze Umgebung. „Der Verkehr," heißt es im Briefe vom 26. Juli, „mit dem Könige in dieser Zeit ist überaus angenehm und interessant; man lernt den hohen Herrn immer mehr lieben und verehren.

Er sieht die Sache für weitaussehend an. Gestern hatte ich eine Sache, welche bei den jetzigen Umständen sich nicht erledigen ließ. Ich schlug vor, sie auf vier Monate zu vertagen. „Warum gerade auf vier Monate." — „In der Hoffnung, daß alsdann wieder Frieden sein wird." — „O! ich wünsche dem Lande, daß Sie sich nicht irren mögen; diesmal ist die Sache viel schwieriger!" —

Man hatte am Hofe als ziemlich sicher erwartet, daß Frankreich mit seinen rasch an die Grenzen geschobenen Truppen alsbald die Rheinprovinz überschwemmen würde, und hatte angenommen, daß der Landesteil bis zum Rhein wegen der verhältnismäßigen Schwäche der dort entgegenstehenden Truppen für die erste Zeit verloren würde. Zur Beruhigung konnte, abgesehen von der Unthätigkeit der Franzosen, der Generalstab mitteilen, daß am Abend des 28. Juli unsere Truppen an der preußisch-französischen Grenze den dortigen französischen gleich und vom Abend des 29. Juli an überlegen waren. Im Begriffe, zur Armee abzureisen, erließ der König seinen Aufruf „an mein Volk"; er bemerkte, er habe dafür gesorgt, „daß darin nicht so fürchterlich gelogen werde, wie in dem von Louis Napoleon." Der Kabinettsrat mußte sich eine militärische Uniform machen lassen, damit er im Feldzuge, wo jeder eine Uniform trägt, ohne solche nicht als eine untergeordnete Persön ichkeit, etwa gar als Diener angesehen würde. Er bekam eine einfache dunkelblaue Uniform mit dunkelblauem Sammetkragen, Wappenknöpfen und gewundenen goldenen Achselstücken als Waffenrock, und einen schwarzen Interimsrock gleich denen der Offiziere.

Die Reise des Königs zur Armee (31. Juli abends bis 2. August morgens nach Mainz) war wieder ein förmlicher Triumphzug. Ein Brief vom 3. August aus Mainz meldet: „Die Fahrt des Königs war auf der ganzen Tour bekannt; an allen Orten gab sich ein Enthusiasmus kund, welcher den auf der Rückreise von Ems noch bei weitem übertraf. In den allgemeinen Patriotismus mischte sich eine rührende Verehrung der Person des Königs, die sich namentlich in Westphalen vielfach durch wunderhübsche herzliche Zurufe bekundete. In Oberhausen rief, nachdem der erste Jubel eben verhallt war, eine St mme mit dem innigsten Ausdrucke: „unser lieber greiser Landesvater!"; da brach von neuem ein unendlicher Sturm los. Daß an einzelnen Orten, namentlich in Dortmund, Düsseldorf, Köln, nicht ein Unglück passirte, ist ein Wunder; während noch der Zug im Gange war, kletterten schon die Menschen auf die Wagen in der Nähe des Königs; neben und zwischen die Wagen liefen sie. In Köln standen die Leute auf der Brücke, dem Domplatze, in allen Straßen, die wir durchschnitten, sogar im Salon des Königs, Kopf an Kopf. Dort, wie auch sonst vielfach, wurde „die Wacht am Rhein" von der ganzen Menschenmenge gesungen, auch: „Heil dir im Siegerkranz", alles ganz korrekt, so daß ich selten etwas Erhebenderes und zugleich Rührenderes gesehen und gehört habe. Bismarck bemerkte in Köln: „wenn das jetzt schon so ist, was soll dann werden, wenn der König siegreich zurückkommt?" In Koblenz traf der Zug nachts zwischen 1 und 2 Uhr an, und doch war der ganze Platz voll zujauchzender singender Menschen. — Was alles zum Hauptquartier gehört, ist groß; unser Zug bestand aus gerade 100 Axen.

Die Fahrt unterwegs ging sehr langsam, bisweilen mit längerem Aufenthalte vor den Bahnhöfen, z. B. bei Braunschweig, wo wir nachts wohl 5/4 Stunden hielten, wegen kollidirender Militärtransporte, welche den Vorrang hatten. Der mit Preußen grollende Herzog hatte bei seiner vor zehn Tagen erfolgten Rückkehr von seinen schlesischen Besitzungen Berlin vermieden; dafür war er jetzt nachts zum Könige herausgefahren, hat aber längere Zeit warten müssen, weil Graf Lehndorf sich weigerte, den König zu wecken. — Von Bingerbrück an sah Alles bereits kriegerischer aus; in den letzten Tagen war dort ein Theil des sächsischen Korps durchgegangen, welches von dortigen preußischen Offizieren nach der ganzen Haltung und Ausrüstung sehr gerühmt wurde. Hier (Mainz) trafen wir zwischen 6 und 7 Uhr früh (2. August) an; es war eine lange Fahrt von 36 Stunden. — Meine Uniform hatte der König unterwegs in Magdeburg, wo der Thee eingenommen wurde, zum erstenmale gesehen. Er kam lachend auf mich zu, sah mir erst in's Gesicht, um mich zu rekognosciren, faßte mich an beide Arme und drehte mich dann rund herum. — Bei den Diners ist regelmäßig nur das unmittelbare Gefolge des Königs, wie auch in Ems. Im Übrigen geht alles feldmäßig zu: Suppe, drei Gerichte, Butter und Käse, rother und weißer Tischwein; obwohl der König gestern den Großherzog von Weimar, Prinz Carl, Prinz von Holstein &c. zu Gast hatte. Der Großherzog, welchem mich der König selbst vorstellte, war auf Madame Eugenie sehr übel zu sprechen; er meinte beiläufig auch: „es sei wahrhaft indecent, bei dieser Hitze einen Krieg anzufangen."

Das Hauptquartier wurde von Mainz zunächst nach Homburg verlegt und am 9. August von dort nach Saarbrücken vorgeschoben, wo 8 Tage vorher der erste momentane Vorstoß der Franzosen stattgefunden hatte, welchem nach kurzer Besetzung von Saarbrücken der Rückzug der Franzosen auf die benachbarten Spicherer Höhen und am 6. August deren Erstürmung durch die Preußen folgten. Aus der Kriegszeit mögen noch nachstehende Auszüge aus seinen Briefen an seine Familie und Verwandte folgen.

Saarbrücken, 10. August 1870. Die gestrige Fahrt des großen Hauptquartiers war ganz interessant. Vorweg ritten 6 bis 8 Ulanen; dann eröffnete des Königs Wagen den Zug. Neben demselben und hinter ihm sprengten Kürassiere der Stabswache (von allen Regimentern, auch den Sachsen, je 2), die Flügeladjutanten, Offiziere des Kriegsministeriums &c. Die Gepäckwagen waren für 2 Stunden zurückgeblieben. Auf der ganzen Tour von 3 Stunden kamen wir unablässig an Truppen, Proviant-Kolonnen, Baggage-Trains vorüber, zuerst vom sächsischen Korps, dann vom 9. Armeekorps. Letzteres bivouakirte und hatte Ruhetag. Die Mannschaften waren aber an die Chaussee gekommen. Das Hurrah-Rufen nahm kein Ende, erst dem Könige und dann, fast noch ungestümer, dem Grafen Bismarck, der hinter mir fuhr. Letzterer hat auf der ganzen Reise viele Ovationen erhalten, auch in Mainz und Homburg von den Einwohnern. — Das Hauptquartier ist doch eine schwer bewegliche Menge; es zählt nicht weniger als 984 Köpfe incl. Diener. Zu den regelmäßigen Gästen des Königs gehört nun auch der Großherzog von Weimar. — In St. Ingbert fanden wir

die ersten Verwundeten. Der König besuchte beide Lazarethe, welche vortrefflich gehalten und ganz luftig waren. Er sprach mit vielen; die Leute sahen durchaus nicht leidend aus und äußerten sich auch so. Ein hübsches feines Gesicht zog den König an; es war ein Freiwilliger, Referendarius, der in beide Beine einen Schuß erhalten hatte. Er wollte sich durchaus mit dem Oberkörper aufrichten, was der König hinderte. Die Eltern lebten in Trier; Bismarck erbot sich, an letztere über sein Befinden zu schreiben; er lehnte ab: alles sei besorgt; es ginge ihm gut; seine Augen blitzten, als er vom Gefechte sprach. — Nach dem Diner verabredete ich mit mehreren, das Schlachtfeld zu besuchen; ein Gensdarm, der zugegen gewesen war, führte; der Großherzog von Weimar schloß sich alsbald an. Nach dem von Louis Napoleon ausposaunten Gefechte vom 2. August kam der kommandirende General Frossard in die Stadt und hat anfangs nicht glauben wollen, daß er es nur mit 3 Kompagnien und einer Schwadron zu thun gehabt habe; er hat sich dann den Bürgermeister kommen lassen (der es uns erzählte) und ihn auf Ehrenwort darnach gefragt. Als Letzterer es ihm bestätigte, hat Frossard gesagt: nun, dann ist jeder dieser Leute ein Held. — Nachdem der Kampf in den Straßen geendet, haben sich die Franzosen sofort aus der Stadt selbst zurückgezogen und die dahinter ansteigenden Höhen besetzt und mit Schanzen versehen. Tags über sind sie dann einzeln und truppweise in die Stadt gekommen, um zu fouragiren und zu „betteln", wie die Leute hier sagten; abends haben sie nach Abfeuern von 3 Signalschüssen die Stadt verlassen und ins Lager zurückkehren müssen. Die hiesigen Einwohner sind über die französischen Truppen sehr empört; es sind manche arge Dinge vorgekommen; deßhalb giebt sich leider eine gewisse Theilnahmlosigkeit gegen die Franzosen zu erkennen. — Am Freitag, 5. August, haben sich die Franzosen von den nächsten Höhen zurückgezogen auf die durch ein nicht breites Thal getrennten hinterliegenden, ziemlich steil hierher abfallenden, Spicherer Höhen auf französischem Boden. Die inzwischen zu Divisionen angewachsenen Preußen sind sofort gefolgt und haben am 6. jene Höhen, die stark befestigt waren, gestürmt. Das ist dann freilich ein verzweifelter und sehr verlustreicher Kampf gewesen, noch dazu, da die Preußen anfangs von den Feinden der guten Verschanzung wegen niemand haben sehen können. Erst um 6 Uhr abends sind die Franzosen zurückgegangen. Es hat nicht im Plane gelegen, von hier aus schon jetzt offensiv vorzugehen. Das Gefecht wird auch, wenn es isolirt betrachtet wird, von den Militärs verschieden beurteilt. Die moralischen Folgen für die französische Armee sind aber von ungemeiner Bedeutung, weil die Franzosen, wie gefangene Offiziere erklärten, die Stellung für völlig uneinnehmbar gehalten haben. Die trotzdem erfolgte Erstürmung hat daher ihre Truppen sehr entmuthigt. Vorläufig ist auch dieser linke Flügel der französischen Armee soweit zurückgegangen, daß er nicht Stand hält. Die Mitte, welche dem Prinzen Friedrich Karl gegenübersteht, ist nun strategisch auch genöthigt, zurückzugehen. Die Franzosen sind so schnell zurückgewichen, daß unsre Truppen theilweise die Fühlung mit dem Feinde verloren hatten. — Morgen Mittag 1 Uhr rücken wir nach Frankreich ein; das

Hauptquartier wird nach St. Avold verlegt. Nach den Depeschen hat Louis Napoleon nicht gewagt, die Niederlagen zu verschweigen; aber welche Zustände! Er appellirt an den Patriotismus, während er zugleich mit Gewaltmaßregeln droht und die Hauptstadt in Belagerungszustand erklärt. Bismarck äußerte: wenn Frieden gemacht würde, sollten die Franzosen zur Strafe Louis Napoleon behalten. — Nachträglich erwähne ich: der König hatte nach der Schlacht von Wörth Gratulationen zuerst von der Königin, dann von der Großherzogin von Baden und dann vom Könige von Bayern erhalten, ehe er von der Schlacht selbst Kenntniß hatte, weil der Kronprinz ihm nicht nach Mainz, wo er noch war, sondern nach Kaiserslautern telegraphirt hatte. Das Telegramm der Königin war allgemein und unleserlich; das der Großherzogin bestand in Exclamationen, so daß der König nicht wußte, worauf es ziele; erst im bairischen war von einem Siege die Rede. — Der Mangel an neuen Zeitungen im Hauptquartier ist empfindlich.

St. Avold, 11. Aug. 1870. Daß L. Napoleon nach den Niederlagen den Oberbefehl abgiebt, und sich von der stets präsenten Machtfähigkeit bei den gährenden Verhältnissen in Paris entkleidet, wer begreift das? Er ist sehr schwach geworden und schlecht berathen; er hat weder von der Stimmung in Deutschland richtige Kenntniß gehabt, noch hat er die preußische Heeres-Organisation und Tüchtigkeit, trotz des Baron Stoffel, zu würdigen gewußt und die seinige beträchtlich überschätzt. — Die drei bairischen Begleiter des Prinzen Luitpold hatten sich auch das Schlachtfeld besehen und waren heute voll Bewunderung, wie die Preußen es möglich gemacht hätten, die Höhen zu nehmen. Die Franzosen sollen sehr gedrückt sein; ein verwundeter französischer Offizier hat mit Bezug auf jenen Kampf traurig geäußert: la France est perdue! — Heute ging der Zug über einen Theil des Schlachtfeldes, welchen ich noch nicht gesehen hatte; es sieht grausig aus. Wir passirten eine Menge Truppen, welche trotz des Regens munter ihre Lieder sangen, viel die Wacht am Rhein. In Forbach waren viele verwundete Franzosen; aber es fehlte an Ärzten und Medizin, weil die französischen Ärzte fortgegangen waren und die preußischen kaum für Saarbrücken und Umgegend reichen. — Unser Einrücken hier wurde damit eröffnet, daß der Maire verhaftet wurde, weil er beim Befragen nach Truppen und Waffen das Dasein von drei französischen Offizieren und einer Kiste mit Waffen verschwiegen hatte. Ein Preuße wurde einstweilen zum Maire ernannt. Die reicheren Einwohner sind hier geflüchtet und haben die Häuser möglichst leer zurückgelassen; mein Hauswirth ist ebenfalls fort, auch der des Königs.

St. Avold, 12. August. Wie schon in Homburg keine Butter aufzutreiben war, so hier keine Milch! Es fehlt an Manchem; trotz des reichlichen Proviants, den jede Truppe mitschleppt, und der auch sonst in entsetzlichen Kolonnen herangefahren wird, ist eine Armee doch wie ein Heuschreckenschwarm! — In Saarbrücken haben sich alle Diener bewaffnen müssen. Die Franzosen sollen mit ihren chassepots einen wahren Kugelregen machen, aber sehr schlecht treffen. Sie haben eine enorme Tragweite; noch auf 2000 Schritte haben sie Wirkung;

doch scheinen sie viele Nachtheile zu haben; vor Allem sollen sie sich bald so stark erhitzen, daß sie nicht mehr zu handhaben sind. Auch die Patronen müssen nicht in Ordnung sein; sie werden so massenweise von den Soldaten fortgeworfen, daß es uns frappirte. Über den Grund ist man nicht einig. Andrerseits soll unsre Artillerie, die im Jahre 1866 sich nicht besonders bewährt haben soll, nach ihrer inzwischen erfolgten Änderung von furchtbarer Wirkung gewesen sein, namentlich bei dem diesseitigen richtigen Zielen. Von den Einwohnern in Saarbrücken, welche die Gefechte dort mit angesehen haben, wurde die Ruhe unsrer Leute beim Schießen gerühmt.

Faulquemont, 14. August 1870. Die gestrige Tour war kurz; wir fuhren nur $^{3}/_{4}$ Stunden in unzertrennlicher Begleitung von hessischen Truppen und Kolonnen. Auch hier haben sich sehr viele Einwohner geflüchtet. Alle Kaufläden fanden wir geschlossen; von den Bewohnern wurde nicht viel sichtbar. In dem Hause, in welchem ich mit meinen Herren" (zwei Beamten des Civilkabinetts, Gude und Mießner, welche den Kabinettsrath während des Feldzugs begleiteten) „und einem Arzte wohne, fanden wir die Stuben eingerichtet, aber keine Seele. In der Küche lag noch Alles zum Aufwaschen; die Leute mußten eilig geflüchtet sein. Wir sind mitten in der hessischen Division; aber alle deutschen Soldaten passiren als Prussiens, und die Leute scheinen, aufgestachelt durch ihre Geistlichen und Beamten, sich unter den Preußen Menschenfresser gedacht zu haben; sie sind flüchtig und haben dabei auch alles Bewegliche zurückgelassen. Der Soldat kann freilich wenig fortschaffen, die zurückgebliebenen Franzosen aber desto mehr. Neben mir hatte ein französischer Fuhrmann angefangen, einen Porzellanladen auszuräumen, bis die Feldgensdarmerie Einhalt that. Dergleichen Unordnungen kamen gestern mehr vor. — Abends hatte bei uns General von Steinäcker die Honneurs Namens des Königs zu machen, welcher mit dem militärischen Hauptquartier in Herny ist; der Großherzog blieb zu Hause; mit Prinz Luitpold und dem Erbgroßherzoge von Mecklenburg-Schwerin nebst ihren Herren war es sehr munter und behaglich, so daß wir bis 11 Uhr beisammen blieben. Mit den Baiern wurde über das Jahr 1866 ungenirt gesprochen. Sehr verständig im deutsch-preußischen Sinne sprach selbst Prinz Luitpold über die österreichische Politik. — Unsre Tour soll nun durch die zweite Armee des Prinzen Friedrich Karl nach Nancy gehen. (Hier spricht man Nanzig, ganz deutsch.)

Faulquemont, 15. August 1870. Gestern Nachmittag hörten wir Stunden lang in der Richtung auf Metz heftiges Feuern (Gefecht bei Courcelles, Colombey und Borny); ich konnte deutlich die Salven des Kleingewehrfeuers unterscheiden; zwischen 5 und 6 $^{1}/_{2}$ Uhr war der Donner am heftigsten, dann schwieg er. Wir konnten gestern nichts Näheres erfahren; heute früh kam eine Depesche an Steinäcker, daß General Steinmetz bei Pange, reichlich die Hälfte bis Metz, etwa 2 $^{1}/_{2}$ Meilen, engagirt sei. — Die durchgezogenen Hessen sollen stark marodirt haben; in manchen Fällen mögen sie zu entschuldigen sein; man hat die Einwohner im Verdachte, daß sie ihre Vorräthe versteckt halten und nichts an die

Preußen verkaufen wollen. Der alte General von Kleist sagte mir gestern Abend: er habe den Tag über nur gehabt, was er vom Proviantamte geliefert erhalten: Reis, Brod und Speck. — Mit heute beginnt hier der Durchzug des zweiten (pomm.) Armeekorps; es ist, wie eine Völkerwanderung.

Faulquemont, 16. Aug. 1870. Das vorgestrige Gefecht ist gestern nicht fortgesetzt. — Den Soldaten fehlt es nicht an den zur Lebensnothdurft erforderlichen Nahrungsmitteln: Brod, Fleisch, Speck, Reis; aber Alles, was darüber hinausgeht, ist rar. Der Armee folgen Heerden von Rindvieh; in den Orten wird auch während des Tages viel Rindvieh gekauft, um Abends geschlachtet zu werden; Soldaten führen es nach. — Ein hiesiger Weinhändler hatte in der Nacht das mächtige Firmenschild an seinem Hause überpinseln lassen, und als am andern Morgen Soldaten Wein kaufen wollten, ihnen die unbedachte Antwort gegeben: für Preußen habe er nichts zu verkaufen. Das gab natürlich Aufregung; der Kommandant ließ den Wein pro Flasche abschätzen, stellte Posten in's Haus und nun mußte verkauft werden. Schließlich hat der Kaufmann den Posten einen ganzen Eimer im Faße geschenkt, was vorschriftsmäßig gemeldet wurde. — Gegen Abend waren der Erbgroßherzog von Weimar mit seinem Begleiter, Oberst von Nettelbladt, einem gescheidten, ruhigen, angenehmen Manne, und ich im Garten von Reinäcker, wo wir „Frou-Madame“, ein französisches Spiel, unter Anleitung des Wirthes gespielt haben. Abends war ich dann mit dem bairischen Prinzen zum Thee beim Großherzog von Weimar, wo ein heftiger Streit zwischen beiden Fürstlichkeiten über — Wagner und dessen Opern entstand. Prinz Luitpold zeigte sich als unbarmherziger Gegner Wagners; der Großherzog war enthusiastisch für Wagner und erfreute sich einer dankenswerthen starken Unterstützung des einen bairischen Adjutanten, Grafen Bergheim. — Um 11 Uhr geht es weiter nach Romeny.

Romeny, 17. August 1870. Romeny, vornehmer als Faulquemont, liegt hübsch in einem kleinen Kessel. Ich wohne beim Notar François, vortrefflich und höchst elegant eingerichtet. Die Wirthe, junge Leute, sind hübsch freundlich. Je mehr man sich von der jetzigen Grenze Deutschlands entfernt, desto mehr schwindet die Illusion, daß diese Landestheile, weil sie ehemals zu Deutschland gehörten, noch jetzt deutsch seien. Schon in Faulquemont war die deutsche Sprache sehr selten; hier hört sie ganz auf. Mein Wirth äußerte: seit den letzten Jahren sei man überzeugt gewesen, daß ein Krieg mit Preußen kommen müße; er wünscht Napoleon, „ce chevalier d'industrie“, mit seiner Sippschaft und allen, ihm anhängenden aventuriers ins Pfefferland; aber Franzose will er bleiben. Es wäre, meint er, eine unglückliche Idee, wollte man die eroberten Theile zu Deutschland annektiren; die Bevölkerung würde so lange Unruhen erregen, bis sie wieder französisch sei! — Die Armee des Prinzen Friedrich Karl ist viel weiter vor. Der Prinz hatte gestern schon sein Hauptquartier in Pont à Mousson. Der König ist auch dorthin gegangen und nicht bei uns. Diese Trennung hat viele Inkonvenienzen und erregt bei den abgetrennten Theilen des Hauptquartiers, wozu die fremden Fürstlichkeiten, der Kriegsminister, der Chef des Ingenieur-

Korps ꝛc. gehören, Mißbehagen. — Hier, wie in allen Orten, welche wir passirten, fanden wir mehr Einwohner als früher; aber überwiegend Frauen und alte Männer, die ohne Äußerung irgend welcher Theilnahme unserm Zuge und dem Heereszuge zuschauten. Allgemein herrscht hier schon die Sitte der späten Dinerstunde; die Herren, welche von ihren Wirthen zum Diner geladen sind, waren sämmtlich zu 7 und 7 ½ Uhr gebeten.

Nachmittags. Eben erhalte ich auf meine telegraphische Anfrage wegen nothwendigen Vortrags die Nachricht, daß bei Gorze und Mars la Tour unweit Metz gestern das 3. Armee-Korps bis spät Abends im Gefecht gewesen und der König dorthin abgegangen war. Alsbald kam auch eine Wagenreihe Verwundeter vom 24., 64., 35. Regim. durch, welche hier anderweit verbunden wurden; ich suchte dabei nach Möglichkeit zu helfen. Der Kampf mußte nach den Erzählungen der Leute sehr erbittert und bis Nachmittags für uns, da wir bedeutend in der Minderzahl waren, und die Leute schließlich keine Munition mehr gehabt haben, übel gewesen sein. Die Soldaten schilderten den Kugelregen der chassepots als sehr verderblich; aber nur auf die Distanzen von 1500 bis 2000 Schritt; so wie sie näher herangekommen wären, seien die Kugeln über ihnen fortgegangen.

Pont à Mousson, 18. August. Gestern Nachmittag 4 ½ Uhr erhielt ich ein Telegramm, sofort hierher aufzubrechen, was ich that. Kaum aus dem Wagen gestiegen, behielt mich der König sofort zum Vortrag und erzählte mir dann mit bewegter Stimme von den schweren Verlusten, welche die Erfolge des 16. August gekostet haben. — In St. Avold war am 9. August Napoleon nahe daran, gefangen genommen zu werden, er hat sich von dort schleunigst fortbegeben, und kaum 2 Stunden später sind preußische Uhlanen eingerückt.

Pont à Mousson, 19. August, Morgens. Der König ist gestern früh 4 Uhr aufgebrochen; gegen 11 Uhr hat der Kampf begonnen (Gravelotte bis St. Privat) und bis nach eingetretener Dunkelheit gedauert; der König hat sich dann entschlossen, in einem Bauernhause zu übernachten; das Gefolge hat zum Theil bivouakirt. Napoleon's Armee wollte den Weg nach Paris frei haben, und dieser ist ihr nun verlegt, so daß unsre Armee jetzt vor Metz mit dem Rücken gegen Paris steht. Aber entsetzliche Verluste!" —

Der älteste Sohn des Kabinettsrats, Tilo, hatte am 18. August als Lieutenant im 2. Garde-Infanterie-Regimente z. F. mit der Garde die Schwenkung bis St. Privat gemacht und war bei dem Sturme auf St. Privat mit seiner Compagnie, welche er führte, als Erster in das erstürmte Dorf gedrungen, wofür er demnächst mit dem eisernen Kreuze dekoriert wurde. Er hatte durch Karte dem Vater angezeigt, daß er am 18. unversehrt geblieben war, obgleich 35 Offiziere des Regiments kampfunfähig wurden. Nach Empfang der Karte: „Pont à Mousson, 19. August 1870, Abends. Gott sei gelobt und innig gedankt! Lies die Karte! Diese unaussprechliche Freude! Ich bin so aufgeregt, daß es mir schwer wurde, bei Tische ruhig zu sein, obwohl ich dem Könige und den Fürstlichkeiten gerade gegenüber saß. Gestern war insofern eine Entscheidungsschlacht, als es darauf ankam, die französische Armee völlig von Paris abzudrängen und nach Metz



hineinzuwerfen. Ich wußte, daß dabei dem Garde-Korps eine Hauptaktion zugedacht war, und bei den furchtbaren Verlusten, welche die früheren Affairen gekostet hatten, und da in den letzten Tagen alle Regimenter, welche im Feuer gewesen waren, der Regel nach die Majorität der Offiziere eingebüßt hatten, war ich in einer entsetzlichen Stimmung, und konnte kaum darauf rechnen, Tilo unverwundet zu denken. Heute früh fuhr ich aufs Schlachtfeld, um womöglich von ihm etwas zu erfahren; nach langem Fahren mußte ich umkehren, weil die Garde noch mehrere Meilen weiter kampirte. In dieser Stimmung fuhr ich um 5¼ Uhr bei der Wohnung des Königs vorbei, wo mir 3 Jäger zuriefen: es sei eine Karte von meinem Sohne abgegeben. Ich hielt sie für alten Datums und achtete nicht darauf. Nun aber die Freude, als ich sie las! Ich hatte kaum Zeit, mich abzustäuben und zum Diner zu eilen. Sofort fragte der König, welcher bereits Platz genommen hatte, nach Tilo; ich sagte es ihm, worauf er mir von Herzen gratulirte. Durch Fürst Radziwill und Graf Waldersee, welche auf dem Schlachtfelde kampirt hatten, Morgens zur Garde hinüber geritten waren und mir die Karte mitbrachten, wußten es auch alle übrigen Herren und freuten sich mit mir. — Der König hat sich gestern so weit vorgewagt, daß die Granaten hinter ihm eingeschlagen sind, und in Folge einer einschlagenden Granate Major Kiesewetter sich mit seinem Pferde überschlagen hat. Adjutant Buddenbrock in der Nähe wurde von einer Chassepot-Kugel verwundet. Dem Könige wurde vorgestellt, daß er zurückgehen müsse. Das hat er zwar gethan, vorher aber noch ein Infanterie-Bataillon, welches durch die Kugeln in Unordnung gerathen war, in Ruhe wieder rangirt. Die bairischen Offiziere waren voll staunender Bewunderung über die Kaltblütigkeit des Königs. Der Augenblick, als am 18. der König die weichende Infanterie wieder sammelte, soll peinlich gewesen sein. Ein Offizier rief einem weichenden Bataillon zu: „Kinder, Ihr wollt Euern König im Stich lassen, der vorn ist!“ Sofort sind die Leute umgekehrt; zugleich sind dann frische Regimenter des 2. pommerschen Armee-Korps gekommen, welche die Höhen im Sturmschritte — wie auf dem Exerzierplatze, sagte der russische Militärbevollmächtigte Kutusow — genommen haben. — Über die Verluste ist der König ganz trostlos. Vorgestern schon erzählte er mir davon mit Thränen. Über den enormen Verlust der Garde und ihrer Offiziere, die er meist persönlich kennt, ist er besonders ergriffen.

Pont à Mousson, 20. August. Der Kronprinz, welcher heute früh — unter Störung meines Vortrags — dem Könige seinen ersten Besuch von Nancy aus abstattete, operirt gegen Chalons, wo man eine kleine Armee vermuthet, vorwärts; er verlegt heute sein Hautquartier von Nancy nach Vaucouleurs. — Die Kämpfe vom 14., 16. und 18. sollen uns über 30000 Mann Todte und Verwundete gekostet haben; es ist fürchterlich, wie es auf dem Schlachtfelde aussieht. Das Chassepot und die Mitrailleuse sind als Vertheidigungswaffen anfangs bedeutend unterschätzt. Die Franzosen zielen gar nicht; sie legen das Gewehr, was sehr stößt und sich rasch erhitzt, an die Hüfte; aber sie schießen auf eine Entfernung von 1500 Schritt und schütten bei ihrem schnellen Feuern eine solche Masse von

Kugeln aus, als wenn man mit der Gießkanne sprengt, oder Kugeln säen wollte, wie man Weizen säet, so sagten mir einige Verwundete.

Pont à Mousson, 21. August. Nicht L. Napoleon allein ist für diesen Krieg verantwortlich. Die ganze Nation ist durch und durch großprahlend, sich überschätzend, alle andern Nationen verachtend, und lebt in Illusionen von Macht, durch ihren ungemessenen Ehrgeiz genährt, so daß z. B. mein bisheriger Wirth, ein sonst verständiger freundlicher Mann, seine feste Überzeugung aussprach: die Franzosen würden doch noch den Frieden diktiren! Gestern Abend kamen die von der Garde gemachten Gefangenen (1380) hier an und wurden für die Nacht in einer Kirche untergebracht; das macht auf die Einwohner für den Moment Eindruck; aber sofort hört man die Trostworte: wenn nur die Pariser kommen! Diese seit 1866 geförderte Überhebung hat L. Napoleon nur für seine dynastischen Zwecke benutzt; die Regimenter, in denen beim Plebiscit vielfach mit „nein“ gestimmt ist, sind sämmtlich vorweg ins Feuer geschickt, wie die Leute erzählten. Über Napoleon äußert sich überhaupt eine Wuth, der die stärksten Ausdrücke kaum genügen; doch tritt er bei den Franzosen zur Zeit mehr zurück und Alle ohne Unterschied der Parteien einigen sich in der Anstrengung, die Invasion los zu werden. Daß wir den Krieg innerhalb Frankreichs begonnen und das schöne Frankreich selbst die Folgen des Krieges in seinem Gebiete zu tragen hat, bezeichnete gestern ein Franzose als den größten Fehler, den wir begangen hätten. — Mein erstes miserables Quartier hier habe ich vertauscht mit einem sehr großartigen und eleganten bei demselben propriétaire, welchem auch das in derselben Straße gelegene Quartierhaus des Königs gehört. Er ist ein recht artiger, zuvorkommender Herr. Mein Waschgeschirr ist von massivem Silber, und auf dem Kaminsimse stehen silberne Leuchter und Nippessachen; der Wirth hat also doch noch Vertrauen zu den Preußen! Aber jüngere Frauen und Mädchen der höheren Stände sieht man gar nicht; mein seitheriger Wirth sagte: Die habe man aus Furcht vor Rohheiten mehr in das Innere des Landes geflüchtet; auch er habe Frau und Tochter fortgeschickt. — Meine Geschäfte beziehen sich nach wie vor auf die innere Staatsverwaltung und wie diese selbst, so gehen auch jene fort; aber der Natur der Sache nach haben sich die Arbeiten zur Zeit sehr gemindert. Auch die Vorträge nehmen ihren Lauf, nur unregelmäßig, wie sich gerade Zeit findet. — Nach den hierher gelangten Nachrichten soll man in Berlin den gefangenen Franzosen etwas zu freundlich begegnen, so daß sie besser verpflegt würden als unsre Verwundeten, was hier allgemein gemißbilligt wird. Das ist wirklich eine ganz falsche Rücksicht!

Pont à Mousson, 22. August. In der Formation der Armee ist eine Änderung eingetreten, das 4. Korps (Provinz Sachsen) und das Gardekorps sind mit dem 12. (Königreich Sachsen) als eine Armee unter den Befehl des Kronprinzen von Sachsen gestellt; dem General Steinmetz, welcher seit Saarbrücken den Intentionen und Anweisungen der obersten Heeresleitung nicht entsprochen hat, ist der Oberbefehl genommen und sein Heer unter den Prinzen Friedrich Karl gestellt, welcher Metz cernirt halten soll. Die 2 Kronprinzen mit ihren

Armeen richten sich zunächst gegen Chalons, wo die im Verhältniß zu unseren Armeen sehr kleine Zahl von 30000 Mann steht, außer der ungeübten und undisciplinirten „Mobilgarde“, nach unsern Begriffen etwa der Miliz oder dem Landsturm vergleichbar. Das Hauptquartier wird morgen nach Commercy und Mittwoch nach Bar le Duc verlegt. Jetzt wird auch die Verwaltung des eroberten Landes organisirt; der hier befindliche Regierungs-Präsident von Kühlwetter organisirt und 2 Militär-Gouverneure sind ernannt. Es ist zunächst darauf abgesehen, die Hülfsquellen des eroberten Landes der französischen Regierung zu verschließen und uns dienstbar zu machen; aber man strebt auch schon weiter zur Vorbereitung, die Landestheile von Frankreich abzutrennen.

Abends. Die Stimmung der hiesigen Einwohner hatte sich beim Anblicke der vielen durchfahrenden preußischen Verwundeten sehr gehoben; seit 2 Tagen ist sie einer um so gedrückteren gewichen, als die Züge der französischen Verwundeten und nun gar die vielen Gefangenen folgten. Für heute sind abermals 3000 Gefangene beim Kommandanten angemeldet. Die gefangenen leicht verwundeten französischen Offiziere läßt man hier gegen Ehrenwort in den Straßen herumgehen. Während Alle, Bürger, Gefangene und Verwundete 2c. Napoleon mit den übelsten Bezeichnungen beehren, sind viele Äußerungen der höchsten Achtung vor unserm Könige laut geworden. Seine stattliche rüstige Erscheinung trotz der Jahre, sein freundliches Wesen, vor Allem (im Gegensatze zu der reichlichen Escorte, welche L. Napoleon im eignen Lande zu umgeben pflegte) die Ungenirtheit, mit welcher er in Begleitung von ein Paar Adjutanten zu Fuß auf der Straße, dem Markte unter einer feindlichen exaltirten Bevölkerung geht, haben ungemeines Erstaunen erregt. Letzteres ist für den König nicht ganz ohne Gefahr; täglich werden Civilpersonen gefesselt hereingebracht, welche Schandthaten gegen preußische Soldaten verübt haben. Letzthin hat der König sogar Abends 9 Uhr bei völliger Dunkelheit zu Fuß zum Prinzen Karl gehen wollen; davon hat man ihn aber doch abgehalten; er hat den Wagen nehmen müssen.

23. August. Wie es in Paris steht, weiß von den hiesigen Franzosen kaum jemand. Französische Zeitungen kommen nicht her und die Verbindung mit dem übrigen Frankreich ist für Private vollständig unterbrochen. Daß der Zwangscours der Noten eingeführt und eine Milliarde neuer Anleihe bewilligt sei, wollte man mir nicht glauben. Ein Herr sagte: L. Napoleon und seine Genossen haben uns immer belogen und belügen uns noch jetzt. Ein Professor vom hiesigen Seminar, mit welchem ich in diesen Tagen sprach, sagte: Kein Mensch habe für möglich gehalten, daß die Preußen den Krieg nach Frankreich tragen könnten; noch vor 14 Tagen sei hier im Orte Jeder sicher gewesen, daß hierher kein Feind kommen werde; die ersten Preußen hätten daher eine gewaltige Bestürzung bereitet.

Commercy, 23. August. Die Tour Pont à Mousson bis hier bin ich mit Prinz Luitpold zusammen gefahren, d. h. Jeder in seinem Vierspänner. Den Berg hinauf, eine Stunde von hier, gingen wir zu Fuß. Der Prinz ist ein

behaglicher und unterrichteter Herr und hat lange in Italien gelebt. Ich erfreue mich seiner besondern Freundlichkeit.

24. August. Das Gardekorps hat bei Metz am meisten und furchtbar gelitten. Gestern zum Thee erhielt der König die amtliche Verlustliste; 7849 Mann hat dies eine Korps verloren, darunter 680 Vermißte, von denen sich nachträglich immer noch manche wieder einfinden. Der König war bei Empfang der Liste ungemein ergriffen. Bei seinem Alter muß man staunen, daß er selbst diese furchtbaren Aufregungen und starken Strapatzen aushält. In Pont à Mousson hat er täglich Lazarethe besucht. Hier giebt es keine; die hier eingetroffenen Truppen haben noch keinen Feind gesehen. Die Einwohner sind überaus freundlich und viel zuthunlicher, als wir bisher in Frankreich getroffen.

Bar le Duc, 24. August. Heute Mittag rückte seit mehreren Tagen zum ersten Male das ganze Hauptquartier zugleich aus. Wir erreichten in Ligny das Hauptquartier des Kronprinzen, welches gleichfalls mit Prinzlichkeiten gespickt ist. Wir erfuhren, daß Chalons von den Franzosen schon geräumt ist und bereits Preußen im Lager stehen. Die tägliche Tafel des Kronprinzen (50 Couverts) ist größer, als die des Königs (minimum 32 Couverts). Der Kronprinz, mit dem eisernen Kreuz erster Klasse (für Wörth) geschmückt, sah sehr wohl aus. Von Ligny fuhren wir hierher. Bar le Duc ist eine freundliche Stadt von mehr als 15000 Einwohnern, welche wie auch in Couaroy, viel auf der Straße sind. Freilich die Kaufläden und namentlich alle Kaffeehäuser sind verschlossen; letzteres ist für uns besonders störend. Die Stadt ist voll bairischer Soldaten; der bairische Stab liegt hier. Zum Diner (6 Uhr) spielte eine bairische Regimentsmusik muntere Weisen; da wurden die Schrecken des Krieges und der traurige Anblick Todter, Sterbender und Verwundeter bald vergessen. Ich bin auch inne geworden, daß das Gefühl sich sehr abstumpft, wenn der Tod so massenhaft vor Augen tritt. In Ligny tauschten die Herren der beiden Hauptquartiere ihre Nachrichten über das Ergehen ihrer Freunde aus; wie oft war die Antwort: todt! Dann hieß es wohl: Der brave Kerl! oder: Die arme Frau! Damit war denn aber auch die Trauer erledigt. Freilich kommt dazu der unabläßige Wechsel der Erlebnisse, die Spannung, was ferner erfolgen wird, und das Verfolgen großer Ziele und Interessen, welche das nur Persönliche in den Hintergrund drängen.

25. August. Seit heute früh 5 Uhr ziehen (fast 5 Stunden) unausgesetzt Baiern hier durch und sind noch nicht zu Ende. Sobald der König auf den Balkon tritt, ist ein fortwährendes Hurrah-Rufen. — Die Leute hier in Frankreich haben in ihren „guten Stuben", „Salons", viele Nippessachen, winzige Teppiche vor jedem Stuhle; aber das Notwendigste fehlt, noch jedesmal habe ich einen Tisch besonders requiriren müssen.

Bar le Duc, 26. August, Vormittags. Während des Thees kam gestern Abend gegen 9½ Uhr Moltke mit seinem General-Quartiermeister von Podbielski und mit Depeschen. Der König zog sich mit ihnen zurück. Wir erfuhren gestern Abend nichts mehr; der König kam aus seinem Zimmer nur heraus, um die

Gesellschaft zu entlassen und den Fürstlichkeiten (darunter nebst Prinz Luitpold sein allerliebster Sohn, Prinz Ludwig, welcher im Stabe unsers Kronprinzen als Ordonnanz-Offizier ist), sowie uns andern unsre Vermutungen anheimzugeben. Der König hatte gestern Mittag den Namenstag des Königs von Baiern mit einem Champagner-Diner unter einer großen Anzahl Baiern gefeiert. Man vermuthet, daß Napoleon alle seine Kräfte im Norden sammelt, um Bazaine in Metz zu entsetzen und daß wir nach Norden schwenken, um dies zu hindern. Der gestern vor Moltke's Ankunft ertheilte Befehl, daß das Hauptquartier nach St. Menehould verlegt werden sollte, ist heute früh widerrufen. — Zum ersten male in Frankreich bin ich hier von Bettlern angesprochen, obwohl die Stadt den Eindruck der Wohlhabenheit macht und hier bisher nicht viel Durchzüge waren, also nicht alles aufgezehrt ist. Hier erhält man auch wieder Butter und Milch; in Pont à Mousson waren diese Dinge nicht zu haben. Dagegen ist hier ein gänzlicher Mangel an Taback und Cigarren, worunter namentlich das durchgezogene bairische Korps leiden soll.

Ravécourt bei Clermont en Argonnes, 27. August. Das Hauptquartier, welches nördlich nach Clermont verlegt ist, fuhr gestern nach einem Dejeuner um 1 ½ Uhr von Bar le Duc ab, durchschnitt das 4. Armeekorps und trabte östlich hinter dem Gardekorps durch. Gegenwärtig sind wir im Bereiche des sächsischen Korps; das Hauptquartier hat sich sonach vom linken Flügel der Armee auf den rechten Flügel begeben. Als Quartier war Clermont bezeichnet, mit dem Bemerken, daß ein Theil von uns, darunter die 4 Fürstlichkeiten (Großherzog von Weimar, Prinz Karl, Prinz Luitpold und Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin) und ich wegen Mangels an Wohnungen im letzten Dorfe vorher, Ravécourt, bleiben sollten. Dieser Ort war bis Clermont nicht zu finden; dann fand sich, daß er etwa ¼ Stunde seitab lag. Im Finstern kamen wir hier an; Quartiere waren nicht bestellt. Ich kam endlich mit meinen beiden Herren (Hude und Mießner) im Hause eines Cultivateur — Bauern (Landwirth) — unter. Der Mann sieht aus wie ein Bauer; die Frau ist nicht bäurisch gekleidet und spricht ein sehr verständliches Französisch. Mein Zimmer ist überraschend elegant mit Kamin nebst unerläßlichem Spiegel mit Goldrahmen, getäfeltem Fußboden, großen Fensterscheiben und hübschen weißen Vorhängen. Um ein Bettlaken über eine freigelegte Matratze zu legen, öffnete die Frau einen mächtigen Schrank voll schneeweißer Wäsche von oben bis unten. Zum Essen war aber so gut wie nichts zu haben; sämmtliche Gepäck- und Küchenwagen hatten sich so verfahren, daß sie zum Theil erst heute früh angekommen sind. Die in der Gegend streifenden Freischaaren (gestern sind 50 zwei Meilen von hier gefangen) hätten in der Nacht hier einen vorzüglichen Fang an uns Allen machen können, da wir hier ganz isolirt ohne alle Bedeckung liegen. Den Fürstlichkeiten ist der gänzliche Mangel an Bedeckung in der Gegend doch sehr unangenehm. Prinz Karl, welcher ein Feldbett mit sich führt, hat sich in der Dorfschule einquartiert.

Mittags. Nach dem aufgefangenen Briefe eines französischen Offiziers aus Metz hat Bazaine zunächst einen weiteren Angriff nach dem 18. erwartet

und gehofft, ihn aus seiner sicheren Stellung zurück- und sich bei dieser Gelegenheit durchzuschlagen. Dadurch war die, unsern Offizieren räthselhafte Zögerung Bazaine's, seinerseits einen Versuch zum Herauskommen aus seiner Falle zu machen, einigermaßen erklärt, während mit jedem Tage fernerer Zögerung unsre cernirende Armee sich fester verschanzt und dagegen Mangel und Entmuthigung der Franzosen sich vermehren. — In Clermont ist alles aufgezehrt, so daß vorhin von dort ein Offizier hierher kam, um Vieh und andres zu requiriren; man habe dort nichts zu essen. Inzwischen haben wir uns hier leidlich eingerichtet. Gegen Morgen hat Treskow 10 Mann sächsische Jäger zur Bedeckung geschickt, und inzwischen sind auch alle Diener, sämmtlich bewaffnet, einpassirt.

Abends. Beim Diner machte der Großherzog auf Königs Kosten die Honneurs. Die Kriegsereignisse erfahrt Ihr durch die Zeitungen früher. Die Armeen der beiden Kronprinzen vollziehen binnen kurzer Zeit eine völlige Schwenkung nach Norden, um den französischen Entsetzungsplan zu vereiteln. Den Truppen, namentlich des 4. und des bairischen Korps werden gewaltige Märsche und Strapatzen zugetraut. Prinz Luitpold beklagte seine Baiern, sprach aber mit der größten Achtung von Moltke's strategischem Talente und „dabei ist er so still; man erfährt von ihm nichts" setzte er mit einem kleinen Anflug von Verdruß hinzu. Der König behandelt den Prinzen stets mit der größten Aufmerksamkeit; aber freilich in die militärischen Pläne weiht er auch ihn nicht früher ein, als wenn unmittelbar ein Kampf bevorsteht, wo es dann eben andre auch erfahren. (Fortsetzung folgt.)



Aus dem Leben König Karls von Rumänien.

Nach den Aufzeichnungen eines Augenzeugen.

(Schluß der ersten Abteilung.)[1]

2./14. November 1869. Fürst Karl ist bereits gestern in Neuwied eingetroffen. Heute, als am Vorabende des feierlichen Tages, kommen die nächsten Anverwandten des hohen Brautpaares und eine große Zahl der geladenen Gäste in der so freundlich am Rhein gelegenen Stadt an. Neuwied prangt bereits in schönstem Festschmuck. Der junge Fürst Wilhelm von Wied, der bis vor kurzem unter der Vormundschaft seiner Mutter stand, empfängt die Gäste seines Hauses am Bahnhof. In der Stadt herrscht reges Leben; die Bewohner hängen mit großer Liebe an ihrem Fürstenhause und besonders an der jungen Prinzessin

[1] Für später ist eine weitere Veröffentlichung „Aus dem Leben König Karls von Rumänien" vorbehalten. Der Herausgeber der Deutschen Revue.

Elisabeth und bemühen sich, jeder nach seinen Kräften, diese Vermählungsfeier schön zu gestalten.

Abends um sieben Uhr versammelt sich die Familie zum Diner, an dem außer dem Brautpaare die Eltern und Geschwister des Fürsten Karl (Erbprinz Leopold und Gemahlin, der Graf und die Gräfin von Flandern, Prinz Friedrich), ferner die Mutter und der Bruder der Prinzessin Elisabeth, sowie der Fürst von Waldeck und Pyrmont, die Fürstin von Solms-Braunfels, der Prinz Woldemar von Schleswig-Holstein und andere Verwandte teilnehmen.

3./15. November. Vermählung des Fürsten Karl. Vormittags empfängt er die Vertreter des russischen und des französischen Kaisers; der russische Botschafter in Berlin, Baron von Oubril, ist beauftragt, die Glückwünsche des Kaisers Alexander zu überbringen und der Vermählungsfeierlichkeit beizuwohnen, der französische Gesandte in Karlsruhe, Graf Mosbourg, vertritt den Kaiser Napoleon.

Um zwei Uhr erfolgt die Unterzeichnung der Ehekontrakte, welche die Genehmigung des Königs Wilhelm als Allerhöchsten Familienhauptes vorher erhalten haben. Es ist der besondere Wunsch des Fürsten Karl gewesen, daß an dieser Regel festgehalten werde, da er hierdurch seine Zugehörigkeit zum Hohenzollernhause dokumentieren will.

Um drei Uhr trifft die Königin Augusta mit Gefolge von Koblenz ein; die Großherzogin und die Prinzessin Wilhelm von Baden begleiten sie. Gleichfalls aus Koblenz kommen an der kommandierende General des 7. Armee-Korps, Herwarth v. Bittenfeld, und der Oberpräsident der Rheinprovinz, v. Pommer-Esche. Auch die drei Herren, die bereits im Frühling des Jahres 1866 bei der Wahl des jungen Fürsten und seiner Reise nach Rumänien eine Rolle gespielt haben, dürfen heute nicht fehlen: Herr v. Rauch, der inzwischen vom Obersten zum General aufgerückt ist, Kabinettsrat v. Werner und Kammerherr v. Mayenfisch.

Die rumänische Regierung ist vertreten durch den Justizminister B. Boëresku und durch den diplomatischen Agenten in Paris, J. Strat; außerdem sind zugegen die Adjutanten des Fürsten, Major Greceanu und Major Skina, der Hofmarschall Philippesku und die für den Dienst der jungen Fürstin bestimmten Personen: die Damen Zulnie Sturdza und Helene Cornesku und der neuernannte Kammerherr Mavrocordat.

Um vier Uhr findet in Gegenwart der Königin Augusta, aller hohen Verwandten und fürstlichen Gäste sowie des Hofstaats und des Gefolges die katholische Trauung in einem zur Kapelle hergerichteten Saale des Schlosses statt. Der Düsseldorfer Garnisonspfarrer, Dr. Kaiser, vollzieht die heilige Handlung; den Schluß derselben bildet eine schöne, erhebende Ansprache des ebenso redebegabten wie feingebildeten Geistlichen.

Die Prinzessin-Braut sieht reizend aus, ihre feinen Züge scheinen verklärt, wie sie neben ihrem Verlobten knieend der Ceremonie mit ganzer Hingabe folgt.

Hierauf begiebt sich der Hochzeitszug nach der mit dem Schlosse in Verbindung stehenden, eigens für die protestantische Trauung erbauten Halle, wo außer den geladenen Gästen sich viele Hunderte von Personen versammelt haben.

Beim Eintritt des jungen Paares erhebt ein Chor von mehr als hundert Männern und Frauen seine mächtige Stimme, die erst verstummt, nachdem alle hohen Herrschaften sich vor dem Altare aufgestellt haben. Pfarrer Lohmann hält eine ergreifende Traurede, deren Text, sehr taktvoll den besonderen Umständen angepaßt, die bekannten Bibelworte bilden: „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen, wo du bleibst, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, dein Gott ist mein Gott, wo du stirbst, da sterbe ich auch, da will ich auch begraben sein."

Kanonen-Schüsse verkünden den nun geschlossenen Ehebund, und der Fürst begiebt sich mit der jungen Fürstin, bei der jetzt der rumänische Hofstaat den Dienst übernimmt, in Begleitung der Königin und sämtlicher Anverwandten in die oberen Räume des Schlosses, um die Glückwünsche der geladenen Gäste entgegen zu nehmen.

Um sechs Uhr ist Gala-Tafel in dem schönen, mit reicher Stuccatur verzierten Speisesaal des Schlosses. Hundertundfünfzig Couverts sind gelegt, die Königin nimmt in der Mitte des Tisches zwischen den Neuvermählten Platz.

Den ersten Trinkspruch bringt der Fürst von Wied auf den König und die Königin von Preußen aus; während dessen werden einundzwanzig Kanonenschüsse gelöst, dann wird die preußische National-Hymne gespielt, welche die ganze Versammlung stehend anhört. Nach einer kleinen Pause erhebt sich die Königin, um in ihrem eigenen Namen und in dem ihres königlichen Gemahls das Wohl des rumänischen Fürstenpaares auszubringen, das durch enge Verwandtschafts- und Freundschafts-Bande an das preußische Königshaus geknüpft sei; sie spricht die wärmsten Segenswünsche für die Zukunft und Wohlfahrt Rumäniens wie seines Herrscherpaares aus. — Wiederum ertönen Kanonenschüsse, und die Musik intoniert die rumänische National-Hymne.

Nach aufgehobener Tafel unterhält sich die Königin besonders liebenswürdig mit den rumänischen Herren und Damen, während das junge Fürstenpaar mit möglichst vielen der anwesenden Gäste, die ihm fast alle bekannt sind, einige Worte wechselt.

Die Königin kehrt mit ihrer Begleitung um neun Uhr abends nach Koblenz zurück, nachdem sie die gesamten hohen Herrschaften mit deren Suiten für den 5./17. zu einem Dejeuner zu sich eingeladen hat.

Das junge Paar und die fürstlichen Gäste durchfahren unter dem Jubel der Bevölkerung die festlich erleuchteten und geschmückten Straßen der Stadt, und um elf Uhr treffen die Neuvermählten in Monrepos ein. In diesem hoch über dem Rheinthal liegenden, von schönen Waldungen umgebenen Schlosse sollen sie die wenigen Tage residieren, die ihnen hier noch vergönnt sind.

4./16. November. Am Vormittage läuft eine Fülle von Glückwunschtelegrammen aus aller Herren Ländern ein. Vierundsiebenzig Ortschaften des ehemaligen Fürstentums Wied drücken ihre Teilnahme aus; über hundert Depeschen langen aus Rumänien an, der Vermählungstag ist dort in allen größeren Städten gefeiert worden, und das ganze Land sieht der Ankunft seiner Fürstin mit großer Ungeduld entgegen.

Um zwölf Uhr empfängt das junge Paar bei sich in Monrepos seine Eltern, Geschwister und Anverwandte sowie die Vertreter des russischen und des französischen Kaisers zum Dejeuner.

Abends giebt die Stadt Neuwied im Rathause ein glänzendes Ballfest. Die Neuvermählten werden bei ihrem Erscheinen begeistert begrüßt, und Fürst Karl beantwortet die warme Ansprache des Bürgermeisters mit einigen herzlichen Worten. Das Fest verläuft sehr angeregt, und die Herrschaften ziehen sich erst spät zurück.

5./17. November. Geburtstag der Gräfin von Flandern, der Schwester des Fürsten. Es ist ein prachtvoller, warmer Herbsttag. Das Fürstenpaar begiebt sich mit allen Verwandten und dem Gefolge um elf Uhr per Extrazug nach Koblenz. Auf dem Schlosse werden sie von der Königin und ihrer Tochter, der Großherzogin von Baden, willkommen geheißen.

An dem glänzenden Dejeuner, das zu Ehren des jungen Paares veranstaltet ist, nehmen auch die Spitzen der Militär- und Zivilbehörden teil. Die Königin überreicht vor der Tafel der Fürstin Elisabeth den Luisenorden, den König Wilhelm für sie gesandt hat; beim Mahle bringt die hohe Frau wieder einen Trinkspruch auf das rumänische Fürstenpaar aus, und das Musikchor stimmt die rumänische Nationalhymne an. Auch das rumänische Gefolge wird von der Königin sehr ausgezeichnet.

Um drei Uhr verlassen die Geladenen Koblenz, entzückt von der Liebenswürdigkeit der hohen Gastgeberin. — Abends wird im Schlosse von Neuwied der Geburtstag der Gräfin von Flandern durch ein großes Diner gefeiert; hierauf findet ein Konzert der hervorragendsten Kölner und Koblenzer Künstler statt, zu dem etwa fünfhundert Einladungen ergangen sind. Als Schluß der Vermählungsfeierlichkeiten wird dann ein Feuerwerk abgebrannt und der herrliche alte Schloßpark, der sich am Rhein entlang zieht, glänzend beleuchtet. —

Wie der Telegraph verkündet, hat heute die feierliche Eröffnung des Suezkanals stattgefunden.

6./18. November. Abschied von Neuwied. — Die gesamte Hohenzollern'sche und Wied'sche Familie begleitet das Fürstenpaar nach dem Bahnhofe, der in schönstem Flaggenschmuck prangt. Es herrscht ein starkes Gedränge; denn schon vom frühen Morgen an sind die Bewohner der Stadt und der Umgebung hergepilgert, um ihre scheidende geliebte Fürstentochter noch einmal zu begrüßen; Fürstin Elisabeth ist sehr bewegt und möchte jedem der Unzähligen, die gekommen sind, ein Abschiedswort sagen. Außer den Angestellten des fürstlich Wied'schen Hauses sind zahlreiche Staatsbeamte und Offiziere erschienen.

Die Stunde der Abfahrt schlägt, der schwere Abschied muß genommen werden. Nur mit Mühe bewahrt sich die Fürstin Mutter, die ihre einzige Tochter in so weite Ferne ziehen lassen muß, ihre Fassung und ihren so oft geprüften Mut.

Unter Hurrahrufen und Tücherschwenken der Zurückbleibenden verläßt der Extrazug um zehn Uhr morgens den Bahnhof. Die Reise geht über Mainz, wo der aus Wiesbaden herbeigeeilte Onkel der Fürstin, Prinz Nikolaus von

Nassau, das junge Paar beglückwünscht, nach Frankfurt. Hier wird der Wiener Zug erreicht.

7./19. November. Vormittags Ankunft in Wien. Der Kaiser ist von seiner Orientreise noch nicht zurückgekehrt; sein Bruder, Erzherzog Karl Ludwig, mit seiner Gemahlin Annunziata, sowie Erzherzog Albrecht, ein Onkel der Fürstin Elisabeth, begrüßen das junge Paar im Hotel und heißen es willkommen. Abends gehen Fürst und Fürstin, begleitet von Marquis Pepoli und seiner Gemahlin, der Tante des Fürsten Karl, in das Opernhaus.

8./20 November. Das Fürstenpaar stattet den in Wien anwesenden Erzherzogen und Erzherzoginnen seine Besuche ab, ebenso der alten Kaiserin Karoline Auguste, der Gemahlin des Kaisers Franz I. — Erzherzog Wilhelm und der Herzog und die Herzogin von Modena (letztere eine Verwandte der Fürstin) suchen die rumänischen Herrschaften noch auf, ehe dieselben am Nachmittage, nach dreißigstündigem Aufenthalte in Wien, die Weiterreise antreten.

In Pest erwartet der ungarische Finanzminister v. Lonyay das Fürstenpaar auf dem Bahnhofe, um es im Namen der ungarischen Regierung zu begrüßen; und im Hotel stellt sich trotz der vorgerückten Stunde auch noch der Minister des Innern, P. v. Rajenér, vor und bietet in liebenswürdiger Weise seine Dienste an.

9./21. November. Vormittags Empfang des ungarischen Ministeriums. Da der Ministerpräsident Graf Andrassy abwesend ist, stellt der Unterrichtsminister Baron Eötvös, der zugleich Präsident der ungarischen Akademie ist, seine Kollegen vor. Die meisten von ihnen haben, wie der Finanzminister Lonyay, der Justizminister B. Horvath und der Kommunikationsminister Gorove, eine große Rolle in der ungarischen Freiheitsbewegung gespielt und sind hervorragende Männer. Das rumänische Fürstenpaar unterhält sich längere Zeit mit den Herren und dankt ihnen für alle Aufmerksamkeiten, die ihm in der ungarischen Hauptstadt erwiesen worden sind. Der Fürst hebt besonders hervor, daß es im Interesse der beiden Nachbarvölker, der Ungarn wie der Rumänen, liege, freundschaftliche Beziehungen zu einander zu unterhalten; dem Kommunikationsminister drückt er den Wunsch nach baldiger Erreichung der Eisenbahnanschlüsse aus, durch welche Handel und Verkehr einen ungeahnten Aufschwung nehmen würden.

Der rumänische Minister Boëresku, der sich schon von Neuwied ab in der Begleitung des Fürstenpaares befindet, wohnt diesem Empfange bei und besucht später die ungarischen Minister, auch Franz Deak, der dem Fürsten sein Bedauern hatte ausdrücken lassen, daß er durch Krankheit verhindert sei, ihm seine Aufwartung zu machen.

Nach dem Empfange des Ministeriums erscheint General von Gablenz, der Höchstkommandierende in Ungarn, beim Fürsten. Dieser begrüßt in dem General einen alten Bekannten aus der Campagne in Schleswig-Holstein 1864.

Nachmittags besuchen die Herrschaften, vom Unterrichtsminister Eötvös geleitet, das Museum und die Akademie.

Um fünf Uhr begeben sie sich nach der Ofener Burg zur Kaiserin Elisabeth, die dort soeben eingetroffen ist, und werden von dieser auf das liebenswürdigste empfangen.

Nach der Rückkehr ins Hotel nehmen sie noch den Besuch des Hofministers Grafen G. Festetics an, ebenso den des Generals Türr und seiner jungen Gemahlin, einer Schwester der Madame Ratazzi.

Abends um acht Uhr verlassen Fürst und Fürstin vermittelst Extrazuges die ungarische Hauptstadt, die ihnen wegen der Herzlichkeit und des Entgegenkommens ihrer offiziellen und nicht offiziellen Welt einen äußerst angenehmen Eindruck gemacht hat.

10./22. November. Um sieben Uhr früh Ankunft in Basiasch. Das Fürstenpaar begiebt sich sofort auf den bereitliegenden Dampfer „Franz Joseph", den die österreichische Donaudampfschiffahrtsgesellschaft wunderschön mit Teppichen, Fahnen und Laubgewinden hat schmücken lassen; es ist dasselbe Schiff, auf dem vor Jahren das neuvermählte österreichische Kaiserpaar seine erste Reise im Lande, von Linz nach Wien, gemacht hat.

Um zwölf Uhr mittags langen die hohen Reisenden vor Verciorova an, wo am Ufer die Grenzwache mit klingendem Spiele salutiert; eine halbe Stunde später legt der „Franz Joseph" in dem ersten rumänischen Hafen, Turnu Severin, an. Der Empfang, der dem Fürstenpaare hier bereitet wird, ist außerordentlich schön. Bunt geschmückt und bewimpelt sind alle Schiffe und Schifflein auf der Donau, ein großer Triumphbogen ist am Ufer errichtet, Kanonenschüsse erdröhnen, und ein wahrer Blumenregen fällt auf die junge Fürstin herab, als sie den Fuß zum erstenmale auf rumänische Erde setzt. In den malerischen Kostümen ihres Distrikts umringen Scharen von Bauern sie, die neben der offiziellen Welt dem Bilde seinen eigenartigen Charakter verleihen. Der Minister-Präsident Fürst D. Ghika ist dem Fürstenpaare bis Turnu Severin entgegengekommen und begleitet es hier in die Kirche, wohin es seine ersten Schritte lenkt, um dem Tedeum beizuwohnen.

Nach dem Gottesdienst empfangen Fürst und Fürstin in einem eigens dazu hergerichteten Hause eine bedeutende Anzahl von Notabeln aus Stadt und Umgegend sowie einen Offizier der französischen Schiffsstation in Galatz, der von Kaiser Napoleon beauftragt worden ist, den Fürsten und seine Gemahlin bei ihrer glücklichen Ankunft in Rumänien zu begrüßen.

Das Städtchen Turnu Severin ist der Fürstin Elisabeth um so interessanter, als auch ihr Gemahl hier zum erstenmale in seinem neuen Lande willkommen geheißen wurde. — Nach zweistündigem Aufenthalt daselbst begeben sich die Herrschaften wieder an Bord des „Franz Joseph", den von jetzt ab, in den rumänischen Gewässern, zwei rumänische Dampfer begleiten: voran fährt der „Stephan der Große", hinterdrein die „Romania".

Die Fahrt entlang dem rumänischen Ufer gleicht einem Triumphzuge, so lebhaft ist die Teilnahme der Bevölkerung. Die enthusiastische junge Fürstin kann sich nicht satt sehen an ihrer farbenprächtigen neuen Heimat!

In Calafat nimmt das Fürstenpaar den ihm bereiteten warmen Empfang freundlich entgegen und rastet dann die Nacht auf dem Schiffe, das hier den nächsten Morgen abwartet.

11./23. November. Die Reise wird in aller Frühe fortgesetzt. — Die rumänischen Uferstädte überbieten einander durch Schönheit und Herzlichkeit des Empfanges. Um drei Uhr nachmittags Ankunft in Turnu Magurelli.

12./24. November. Ankunft in Giurgiu, bei herrlichstem Wetter. — Als ob der Maienmonat angebrochen sei, so wunderschön strahlt die Sonne, so klar leuchtet der blaue Himmel über der Hafenstadt! — Das Fürstenpaar verläßt hier das Schiff. Die Ausschmückung des Hafens ist außerordenelich schön und erfreut die Fürstin, die von hoch und niedrig mit Jubel empfangen und mit Blumen förmlich überschüttet wird. Der Distrikt Vlaschka, dessen Hauptstadt Giurgiu ist, bringt ihr als Ehrengabe ein Diadem dar.

Unter Glockengeläute und dem Jauchzen der Menge besteigt das Fürstenpaar den blumenbekränzten Wagen des fürstlichen Achtgespannes, das von den reitenden Postillonen in bunter Nationaltracht gelenkt wird, und fährt nach dem Bahnhofe. Zu beiden Seiten reiten Bauern in ihren reichen Kostümen; jeder derselben hält, zum Zeichen, daß er einen Brautzug geleitet, einen mit Goldflimmern verzierten kleinen Tannenbaum in der Hand.

Auf dem Bahnhofe harrt unter andern auch der Pascha von Rustschuk, um dem Fürstenpaar seinen ehrerbietigen Gruß zu entbieten.

Auf der neuen, am 22. Oktober a. St. eröffneten Eisenbahn durcheilt nun das junge Paar die Strecke Giurgiu-Bukarest, für die man bisher einen halben Reisetag rechnete, in anderthalb Stunden und trifft gleich nach zwölf Uhr mittags in der Hauptstadt ein.

Einhundertundein Kanonenschüsse teilen den Bewohnern Bukarests mit, daß der fürstliche Zug eingetroffen ist. Der Minister des Innern und der Bürgermeister der Stadt, Herr G. Cantacuzino, einer der begütertsten Großgrundbesitzer der Walachei, empfangen den Fürsten mit dem traditionellen Brot und Salz, während Madame Cantacuzino mit einer Deputation von Damen der Fürstin einen prachtvollen Blumenstrauß in goldenem, mit Edelsteinen besetztem Halter überreicht.

Von dem hochgelegenen Filareter Bahnhofe aus fährt das Fürstenpaar nun unter dem Donner der Kanonen und dem Geläute aller Kirchenglocken in die vieltürmige, sonnenbeglänzte Stadt ein. Der Fürstin entlockt das malerische Bild all' dieser blitzenden Kuppeln und der weiß aus dem noch üppigen Grün hervorschimmernden Häuser manchen Ausruf des Entzückens.

Die festtäglich geschmückte bunte Menge aber durchbricht die Reihen der spalierbildenden Soldaten und umdrängt jubelnd den fürstlichen Wagen. Wie im Traume läßt die Fürstin die Fülle dieser neuen, schönen Eindrücke an sich vorüberrauschen.

Auf dem Metropoliehügel hält der Wagen an, und vor der alten Kirche ist die hohe Geistlichkeit des Landes zum Empfange aufgestellt. Der ehrwürdige Metropolit-Primas Niphon sowie der Metropolit der Moldau und sämtliche

Bischöfe celebrieren dann das Tedeum. Fürst und Fürstin küssen das Kreuz und begeben sich nach dem Gottesdienst in ein neben der Kirche errichtetes, reichgeschmücktes Zelt. Hier nehmen sie unter einem Thronhimmel Platz; eine Urkunde zur Erinnerung an die Trauung wird ihnen zur Unterschrift überreicht, und der Bürgermeister trägt nach einer begeisterten Anrede ihre Namen in das Register des Standesamts der Hauptstadt ein. — Der Fürst antwortet, wie glücklich er sei, aus den Worten des Bürgermeisters und aus dem freudigen Empfang, der ihnen überall bereitet worden sei, zu ersehen, daß die Liebe zur Dynastie bereits Wurzeln im rumänischen Volke geschlagen habe; er hoffe, daß die Gefühle, deren man ihn heute von allen Seiten versichere, sich auch auf die hohe Gefährtin übertragen werden, die ihm mutig gefolgt sei, um sich gleichfalls der großen Aufgabe zu weihen, mit der das rumänische Volk ihn betraut habe!

Darauf defilieren fünfzig Brautpaare vor dem Fürsten und der Fürstin, Bauernsöhne und -Töchter aus allen Teilen des Landes, die heute zur Feier der fürstlichen Vermählung auf Staatskosten getraut und beschenkt worden sind.

Von dem Metropoliehügel herab begiebt sich der fürstliche Zug, von Dorobanzen geleitet, nach dem Palais. Hier führt der Fürst seine Gemahlin in ihre Gemächer, deren Einrichtung zwar in großer Eile, aber doch hübsch und geschmackvoll beschafft worden ist. Nur der Raum ist recht beschränkt, und der Fürst muß seine Gemahlin bitten, fürs erste bescheiden vorlieb zu nehmen.

Diese geringe Zahl der Zimmer ist es nicht, was die Fürstin bedrückt, wohl aber, daß ihr neues Heim von allen Seiten zugebaut ist: das „Waldeskind" vermißt vor allem den Park, dessen Riesenbäume rings um ihr väterliches Schloß am Rhein ihre Äste ausstrecken.

Gleich nach der Ankunft im Palais erscheint eine Deputation von Damen und bittet die Fürstin, von der Hauptstadt des Landes ein Diadem aus Perlen und Brillanten entgegennehmen zu wollen. Die Fürstin geruht, die Gabe anzunehmen, jedoch mit dem Bemerken, daß sie dieselbe, wie auch das in Giurgiu überreichte Diadem, dem rumänischen Kronschatze einverleiben werde.

Abends findet Illumination und Fackelzug statt; darauf Festvorstellung im Theater, wo ein ad hoc geschriebenes Stück der Fürstin die Trachten und Gewohnheiten ihres neuen Landes vorführt.

13./25. November. Im Thronsaale werden die Delegierten sämtlicher Distrikte, sowie alle Behörden, die zur Gratulation erschienen sind, empfangen. Die Fürstin trägt das Diadem der Stadt Bukarest in ihrem schönen braunen Haare und wird wegen ihrer glänzenden Toilette, mehr noch wegen der unbeschreiblichen Grazie ihrer Haltung und Bewegungen und des seltenen Liebreizes ihres rosigen Antlitzes allgemein bewundert. Sie unterhält sich lebhaft und gewandt mit allen diesen ihr noch so fremden Persönlichkeiten.

Unter den vielen Glückwunschbriefen, die der Fürst vorfindet, ist auch einer der Königin von England. — Aus Konstantinopel, vom 30. November, schreibt

Graf Keyserling, um dem Fürsten seine Glückwünsche darzubringen und sein Bedauern auszusprechen, daß er dem Einzuge nicht habe beiwohnen können; dann fährt er fort:

„Mögen Ew. Hoheit jetzt an der Seite einer edlen, hochgebildeten, Ihnen wahrhaft zugethanen Gattin für die schweren drei Jahre, welche Sie unabläſſiger aber einsamer Pflichterfüllung widmeten, in reichem Maße entschädigt und belohnt werden . . . . .

S. K. H. der Kronprinz hat hier ausgezeichnet gefallen. Die Besitzergreifung des Johanniter-Terrains in Jerusalem durch ihn, welche in Berlin sehr viel Befriedigung hervorgerufen, haben Ew. Hoheit wohl durch J. M. die Königin erfahren. Von der Reise in Syrien, wo der Kronprinz einen Tag auf dem Schloß von Betedin gehaust, welches dem bekannten Maroniten-Häuptling Emir Beschir gehörte und Spuren origineller mittelalterlicher Architektur aufweist, ist die ganze Gesellschaft entzückt. Der Kronprinz war hier von einer Liebenswürdigkeit, einer Güte gegen mich, die mich tief gerührt und mir die sechs Tage des Zusammenseins (denn auch ich wohnte im Palais von Beylerbey) unvergeßlich gemacht hat!

Alles klappte äußerst glücklich, und S. K. H. fuhr mit dem Bewußtsein ab, hier den Vogel abgeschossen zu haben. Aali Pascha und der Sultan selbst waren, was bekanntlich hier zu den unerhörten Fällen zählt, von einer ganz spontanen Liebenswürdigkeit und voll kleiner Attentionen. —

In der Politik macht die ägyptische Frage ausschließlich die frais, und die Türken sind einigermaßen aufgebracht über den Rückhalt, den der Khedive an Frankreich findet, das am Nil bekanntlich große materielle Interessen hat. — Hier erwartet man mit Ungeduld das Ende der Suez-Feierlichkeiten und der fürstlichen Besuche in Ägypten, um ein ernstes Wort zu sprechen. Es wird aber eben nur ein ernstes Wort ohne Handlung bleiben, und trotz aller Patronen- und Kanonen-Bestellungen in Europa wird der Khedive doch niemals sich einfallen lassen, mit einer Fellah-Armee in den Krieg zu ziehen. In dieser Angelegenheit halte ich die Einmischung des für den Frieden im Oriente besorgten westlichen Europas für so thöricht und wenig zweckentsprechend als nur irgend möglich. — Die Noten des Vicekönigs bieten eine Fülle von niedrigen Schmeicheleien dar, mit denen er seinen Widerstand zu umhüllen bestrebt ist. — Nach den ersten allgemeinen Friedenshymnen, welche wir im Chor mit den andern gesungen haben, halten wir uns jetzt sehr in der Reserve und eher auf türkischer Seite.“ —

15./27. November. Kammer-Eröffnung. Die Fürstin begleitet ihren Gemahl in die Kammer und bleibt ihm zur Seite aufrecht stehen, während er die Eröffnungsrede verliest. Dieselbe giebt einen Überblick über die allgemeine Lage des Landes, erwähnt die Vorteile, welche die Reise des Fürsten an die Höfe der garantierenden Mächte dem Lande gebracht, geht auf seine Vermählung über und betont, daß das beste Mittel, die Unabhängigkeit und Autonomie des Fürstentums zu

wahren, darin bestehe, sich jeder Einmischung in die Angelegenheiten der Nachbarländer zu enthalten.

Was die Beziehungen zu diesen anlangt, so wird mit Österreich-Ungarn über den Anschluß an die österreichisch-ungarischen Bahnen bei Orschowa, Suceawa und Kronstadt verhandelt. Die Grenzregulierung mit demselben Staate hat erfreuliche Fortschritte gemacht. — Mit Rußland ist eine Konsular-Konvention abgeschlossen worden, die der Kammer vorgelegt werden wird; auch die Prutschiffahrt ist in günstiger Weise mit dem östlichen Nachbarn geregelt worden.

Die Finanzlage macht noch immer Schwierigkeiten, es ist der Regierung gelungen, das Gleichgewicht des Budgets herzustellen, trotz einer Mehraufwendung im Marine-Etat, welche durch die Entwickelung der jungen Handelsmarine auf der Donau geboten war. Den richtigen Aufschwung kann die Marine freilich erst nehmen, wenn der so lange geplante Hafen im Schwarzen Meere gebaut ist.

Das Kirchengesetz harrt noch immer des Votums der Kammer; für Kirchen und Klöster ist manches geschehen, mehr als vierundzwanzig derselben sind restauriert worden. Der niedere Klerus verlangt aber eine Reform, ebenso der Volksunterricht; durch Distrikts-Schulrevisoren hofft man dem letzeren aufhelfen zu können. Außerdem sollen in verschiedenen Städten des Landes Gewerbe-Schulen gegründet werden.

Die neue Heeresorganisation, deren gute Folgen schon im Lager von Furceni bemerkbar waren, bedarf zu ihrer Ergänzung dringend einer neuen Militär-Gerichtsordnung; die betreffenden Vorschläge sowie jene für eine größere Dezentralisation der Verwaltung liegen der Kammer vor.

Um den durch Viehseuchen arg geschädigten Besitz der Bauern zu garantieren, ist ein Gesetzantrag zur Errichtung einer allgemeinen Vieh-Versicherungsanstalt vorgelegt worden.

Die im Frühling eröffnete Post hat schon eine Million Überschuß abgeworfen; die Eisenbahnen nähern sich ihrer Vollendung; auch auf Landstraßen ist große Aufmerksamkeit verwendet, und neunzehn eiserne Brücken sind im Laufe des letzten Jahres erbaut worden.

Der Fürst schließt die Thronrede mit dem Wunsche, daß nicht Parteikämpfe die so vielfältigen Anforderungen an eine segensreiche Arbeit der Kammer unterbrechen möchten. —

Dem Fürstenpaare werden, wie bei seiner Ankunft, so auch bei seiner Abfahrt von der Kammer begeisterte Ovationen dargebracht.

Die Fürstin schreibt dem Minister-Präsidenten, daß sie zur Erinnerung an ihren von den Bewohnern der Hauptstadt so glänzend gestalteten Einzug eine kleine Stiftung von 10000 Frank machen wolle: Die Zinsen dieser Summe sind alljährlich am 12./24. November an acht arme Mädchen zu verteilen, von denen vier aus Bukarest, vier aus Jassy sein sollen.

16./28. November. Der Senat überreicht der Fürstin eine schwungvolle Adresse.

Fürstin Elisabeth erteilt zahlreiche Audienzen und empfängt auch die verwitwete Fürstin Julie Obrenowitsch, geb. Gräfin Hunyady, die noch immer zur Regelung ihrer Erbschaftsangelegenheiten in Rumänien weilt.

18./30. November. Der Fürst dankt in einem Briefe seinen Eltern für die rührende, ihm während seines Aufenthalts erwiesene Liebe und giebt seinem Trennungsweh Ausdruck; dann berichtet er über die Reise, die für die Fürstin etwas ermüdend gewesen sei:

„In Wien hielten wir uns anderthalb Tage auf, um die verschiedenen Besuche zu machen. Erzherzog Albrecht und Erzherzog Karl Ludwig mit seiner hübschen Frau kamen sofort zu uns und waren sehr verwandtschaftlich. In Pest blieben wir einen Tag, von dem ich recht befriedigt bin: Die ungarische Regierung erwies uns alle erdenklichen Aufmerksamkeiten, die Minister erschienen in corpore bei uns. Nachmittags besuchten wir die Kaiserin in Ofen; sie war äußerst liebenswürdig und reizend. Spät abends wurde die Reise fortgesetzt; in Basiasch schifften wir uns ein und trafen Mittags um ein Uhr bei schönstem Frühjahrs-Wetter in Turnu-Severin ein. Der Empfang daselbst war wirklich schön, und Elisabeth war ganz ergriffen von dem herzlichen Entgegenkommen, das sie in ihrem neuen Vaterlande fand. In Calafat, wie später auch in Islaz, Turnu-Magurelli, Simnitscha und Giurgiu, überall war ein warmer, glänzender Empfang. Groß war die Freude, als wir am 12./24. November früh um neun Uhr in Giurgiu ans Land stiegen; Tausende jubelten uns zu. Von der Donau nach dem Bahnhof war es ein wahrer Triumphzug. In anderhalb Stunden erreichten wir, immer vom schönsten warmen Wetter begünstigt, Bukarest. Der Einzug in die Hauptstadt war wundervoll, die Teilnahme noch größer als bei meiner Ankunft im Jahre 1866. – Das Te Deum in der Metropolie war erhebend und würdig, die Kirche und die Straßen bis zum Palais mit Menschen überfüllt; Bukarest zeigte, eine wie bevölkerte Stadt es ist. Abends fand eine glänzende Beleuchtung statt. Die offiziellen Empfänge, bei denen es natürlich auch nicht an Reden fehlte, waren etwas ermüdend. Alle Distrikte hatten Deputationen geschickt. — Elisabeth hat überall einen vortrefflichen Eindruck gemacht; bei der Kammer-Eröffnung sah sie besonders schön aus. Leider hat sie sich eine Erkältung zugezogen, weswegen der große Stadtball verschoben werden mußte; uns thut das sehr leid, da wir wissen, wie große Vorbereitungen der Magistrat dafür schon gemacht hatte.

Die Inneren Angelegenheiten lassen Manches zu wünschen übrig; ich hoffe aber über die Schwierigkeiten fortzukommen.

Mit den Eisenbahnbauten geht es erfreulich vorwärts, die Linie Itzkany-Roman soll am 1./13. Dez. eröffnet werden, die Zweigbahn nach Jassy vier Wochen später.

Aus der Thronrede, die etwas zu lang war, wirst du verschiedene Angelegenheiten ersehen können. Die Beziehungen zu Oesterreich sind jetzt sehr

gut, was auch die österreichische Presse hervorhebt. Demetre Ghika und Cogalniceanu sind vom Kaiser Franz Joseph dekorirt worden.

Die liberale Partei hat sich bei den Sympathie-Demonstrationen jeder Theilnahme enthalten. Nur die Golesku's u. D. Bratianu sind zu uns gekommen.

Die Kammersession wird wohl stürmisch verlaufen . . . ."

19. November/1. Dezember. Die Kammer überbringt in corpore ihre Glückwünsche.

Der Fürst übermittelt dem Minister-Präsidenten und dem Bürgermeister von Bukarest schriftlich seinen und der Fürstin Dank für alle Beweise der Sympathie, die ihnen in der letzten Woche zu teil geworden seien. Dem Magistrat gegenüber betont er noch einmal, daß die Fürstin das ihr dargebrachte Geschenk gern als eine angenehme Erinnerung an den Tag ihres Einzugs in Bukarest annehmen wolle, daß dies Diadem aber zum Kronschatz des Landes gehören solle.

Der Fürst erläßt aus Anlaß seiner glücklichen Heimkehr und der Einholung seiner Gemahlin eine umfassende Amnestie. —

Die Fürstin ist leicht an den Masern erkrankt; infolgedessen sind alle noch in Aussicht genommenen Festlichkeiten verschoben worden.

21. November/3. Dezember. Der Fürst wohnt der Einweihung der restaurierten Nikolaikirche bei, für deren Ausschmückung er Sorge getragen hatte.

23. November/5. Dezember. Fürst Ypsilanti, der Bevollmächtigte des griechischen Königs, ist in Angelegenheit des griechisch-rumänisch-serbisch-montenegrinischen Vertrags in Bukarest eingetroffen. Für die von ihm im Juni d. J. mit dem Fürsten Karl vereinbarten Artikel hat er inzwischen die Zustimmung seines Königs eingeholt und ist nun gekommen, um den Vertrag zu ratifizieren.

Zu den Verhandlungen über einige von König Georg gewünschte Modifikationen delegiert Fürst Karl seinerseits den Minister A. Golesku.

26. November/8. Dezember. Fürst Ypsilanti erklärt in einem längeren Briefe, daß er nur direkt mit dem Fürsten und nicht mit einem der Minister verhandeln könne, da er als persönlicher Vertreter König Georgs hier sei und sich dieser hohen Würde erst entledigen könne, nachdem er mit dem Fürsten selbst eine vollständige Einigung über den Vertrag erzielt haben werde. Er legt dabei, in nicht ganz unanfechtbarer Weise, die Geschichte dieses Vertrags fest.

Der Fürst antwortet dem griechischen Gesandten, ohne in die Details seines Briefes einzugehen, daß er ihm die schon verschiedentlich gemachte Mitteilung noch einmal wiederhole: es sei sein, des Fürsten, Wunsch, daß die Verhandlungen durch seinen Minister A. Golesku weitergeführt würden; es handle sich hier um die Zukunft seines Landes, und er könne als konstitutioneller Fürst diese Zukunft nicht unwiderruflich festlegen, ohne daß einer seiner Räte, der sich seines vollkommenen Vertrauens erfreue, vorher die Details der vorgeschlagenen Übereinkunft kennen gelernt, beurteilt und gewürdigt habe. —

Aus Neuwied trifft die freudige Nachricht ein, daß der Fürstin Bruder, Fürst Wilhelm zu Wied, sich mit der Prinzessin Marie der Niederlande, einer

Nichte der Könige von Holland und von Preußen, verlobt hat. Der Neigung des Brautpaares, die schon seit einiger Zeit bestand, hatten sich anfänglich Schwierigkeiten in den Weg gestellt, die aber jetzt gehoben sind.

29. November/11. Dezember. N. Kallimaki-Catargiu ist zum Minister ernannt worden. Er ist ein Moldauer, aus einer der ersten Familien des Landes, politisch ein Anhänger Cogalniceanu's, ein fein gebildeter, sympathischer, durch und durch vornehmer Mann von sehr angenehmen Formen. —

Fürst Ypsilanti beantwortet des Fürsten Brief mit einem Schreiben, in dem er zu konstatieren versucht, daß Fürst Karl die Vertragsbedingungen Griechenlands angenommen haben müsse, da er auf der Delegierung des Herrn Golesku beharre. —

Der diplomatische Agent Steege und der russische Gesandte Baron Offenberg haben den Vertrag über Aufhebung der russischen Konsular-Gerichtsbarkeit in Rumänien unterzeichnet.

30. November/12. Dezember. Die Kammer überbringt die Antwort-Adresse auf die Thronrede. Sie betont vor allem die Befriedigung der Nation über die Vermählung des Fürsten, in der sie die Befestigung der Dynastie erblickt, drückt das Vertrauen des Landes in des Fürsten patriotische Absichten aus und schließt damit, daß der Appell des Fürsten an ihre Einigkeit Widerhall in den Herzen der Deputierten gefunden habe. —

3./15. Dezember. Die Eisenbahn Suceawa-Roman wird eröffnet, der Anschluß der Moldau an die Bukowina ist also hergestellt. Der Fürst ist sehr erfreut, daß seine Pläne zur Hebung des Landes angefangen haben sich zu verwirklichen.

Frau Katharina Golesku geb. Vladojanu, die Gattin des Finanzministers, wird zur Hofdame der Fürstin ernannt. Die äußeren Schwierigkeiten lassen den Fürsten sein junges häusliches Glück doppelt schätzen.

Da Fürst Ypsilanti seinen Zweck, mit dem Fürsten Karl allein zu verhandeln, nicht erreicht hat, bricht er die Vertrags-Verhandlungen ganz ab und verläßt Bukarest.

8./20. Dezember. Fürst Karl berichtet seinem Vater über die Lage der Dinge:

„Seit meiner Rückkehr hatte ich keinen ruhigen Tag, die tiraillements im Ministerium hören nicht auf, die Minister sind nicht einig, Jeder will seinen eigenen Weg gehen, was natürlich höchst nachtheilig auf den Gang der Geschäfte einwirkt. Diese Meinungsverschiedenheit pflanzt sich bis in die Kammer fort, wo noch keine Gesetzes-Vorlage ernstlich diskutirt worden ist. Diesmal ist für mich guter Rath theuer; ich mache alle Anstrengungen, um das Ministerium zusammen zu halten, präsidire häufig den Conseil-Sitzungen, um die Beschlüsse in eine für Alle annehmbare Form zu bringen und die Herren zu gegenseitigen Konzessionen aufzufordern. Theilweise habe ich es auch erreicht. In jeder anderen Lage konnte diesem Übel durch einen Ministerwechsel abgeholfen werden, den Kammern gegenüber ist es aber nicht möglich, sie müßten sonst aufgelöst werden. Eine solche Maßregel wäre aber heute

sehr unklug; die Neuwahlen würden neue Aufregungen hervorrufen. So handelt es sich darum, dies Ministerium während der Kammersession zusammen zu halten, ohne den Geschäftsgang und die Verwaltung lahm zu legen.

Die bedeutendste Persönlichkeit im Kabinet ist Cogalniceanu, der auch den größten Einfluß auf die Kammer besitzt, was seine Kollegen verstimmt. Boëresku glaubt gleichen Einfluß auszuüben, er irrt sich aber. Wiederholt hat Cogalniceanu mir seine Demission angetragen und sein Verbleiben vom Austritte Boëresku's abhängig gemacht. Dieser wünscht den Rücktritt Cogalniceanu's und ist überzeugt, auch ohne ihn über eine Majorität in dieser Kammer zu verfügen, was ich bestreite. D. Ghika möchte sich beide Kollegen im Ministerium erhalten. Ich habe mir die Lage der Dinge sehr wohl überlegt, und was mir heute als Unentschlossenheit gedeutet wird, wird sich später entschieden als kein Fehler herausstellen.

Cogalniceanu beklagte sich bisher, daß er der einzige Moldauer im Ministerium sei; da diese Klage ihre Berechtigung hatte, ist Callimaki-Catargiu ernannt worden. Jetzt genügt ihm diese Konzession nicht mehr. und er besteht auf einem dritten Moldauer; die Minister von diesseits des Milcov wollen aber nicht auf diese Forderung eingehen. Daraus entstanden neue Schwierigkeiten, die erst im Ministerrath glücklich beigelegt wurden, wo ich erklärte, ich wäre für drei moldauische Minister von dem Augenblicke an, wo vier hiesige im Kabinette sind, übrigens wollte ich künftighin nichts mehr von diesem Unterschiede hören und hoffte, daß jetzt das Rumänische Ministerium wie Ein Mann vor die Kammer treten würde! — Der Kultusminister zog sich zurück, weil er bei Gelegenheit der Begründung einer medicinischen Fakultät an hiesiger Universität Veranlassung zu allerhand Unzufriedenheit gegeben hat; er soll durch den dritten Moldauer, wahrscheinlich einen Jassyer Universitäts-Professor, ersetzt werden.

Die Ausschreitungen der Presse sind unerhört; die Minister gaben gestern die Veranlassung dazu, daß die frechen Angriffe derselben durch eine Interpellation in der Kammer öffentlich zur Sprache kamen. Fast einstimmig wurde folgende Motion votirt: Déplorant le langage inconstitutionnel et inconvenant d'une partie de la Presse roumaine, la Chambre le désapprouve et passe à l'ordre du jour. Ein solches Votum macht mehr Eindruck als Preßprozesse, gegen die ich bin.

Der Vertrag über die Aufhebung der Konsular-Gerichtsbarkeit ist zwischen Rußland und Rumänien unterzeichnet worden und liegt bereits der Kammer vor; hoffentlich folgen die übrigen Mächte bald diesem Beispiele.

Elisabeth ist wieder hergestellt und hat täglich Empfang; man ist ganz entzückt von ihr und gewinnt sie täglich lieber . . . . Möge uns das Jahr 1870 ebensoviel Glück und Freude bringen, wie das für mich denkwürdige Jahr 1869!"



Föhn.

Novelle
von
E. Juncker.

Die Zeiten, in denen man annahm, der heiße, aus der Sahara stammende Samum, Scirocco in Italien genannt, sei mit dem Föhn der Schweiz identisch und tausche nur, weiter vordringend, diesen Namen ein, sind vorüber. Exakte Forschung hat festgestellt, daß der Föhn mit seinem afrikanischen Bruder freilich die Glut und Trockenheit teilt, ebenfalls unter heißer Sonne geboren ist, jedoch Luftströmungen der indischen Ebene entstammt. Diese, von westlichen Winden über den atlantischen Ozean getragen, brechen sich an den Alpen und erzeugen bei der Gewalt dieses Anpralls andre Luftströmungen, welche aus Italien hinüberziehen, um sich in die Thäler der Schweiz zu ergießen.

Er ist kein willkommener Gast, der heiße, wirbelartige Föhn, welcher, ehe man sich's versieht, die ruhigen Spiegel der Schweizer Seen mit weißen Schaumköpfen bedeckt und die Nachen sorglos Reisender in das Verderben zieht. Bei der Annäherung des wilden Gesellen werden alle offenen Feuer sorgfältig gelöscht, und dennoch gelingt es ihm, in den Schlot der Kamine einzudringen und die Flamme in solcher Eile weiterzutragen, daß ganze Ortschaften in Asche sinken.

Wo der glühende Odem des Föhn über die Natur streift, lassen Bäume und Sträucher saft- und kraftlos die Blätter hängen, der Erdboden dörrt zu Asche aus, und schwerfällig schleppen sich die Tiere durch die stauberfüllte Atmosphäre.

„Föhn in der Luft“. Damit ist viel erklärt, auch das beschleunigte Tempo, mit welchem das Herz die Blutwellen durch die Adern peitscht, während der Hemmungsnerv wie gelähmt und die kühle Besinnung gleichsam erloschen ist!

Überall Erschlaffung, Widerstandsunfähigkeit, traumhaftes Nachgeben, wo die schweren Fittiche des überseeischen Fremdlings wehen.

Auf der Straße, welche von Davos hinunter in das Prättigau führt, wanderte an einem schwülen Augustnachmittage ein schlanker, junger Mann, dessen straffer Haltung man trotz der eleganten, gut sitzenden Civilkleidung den Militär auf den ersten Blick ansah. Er war schon an der Station Wolfgang und dem schwarzen See vorübergeschritten, hatte auf abkürzenden Fußpfaden die breite, nach Klosters führende Straße wieder erreicht, als er einige Minuten Halt machte und über die Wipfel des zur Rechten sich hinziehenden Lärchen- und Fichtenwaldes das liebliche Bild zu seinen Füßen beschaute.

Auf der Thalsohle lag zunächst Klosters am Platz mit seinem altersgrauen Turm, in weiter Ferne Klosters Dörfli, beide von der schnell dahinströmenden Landquart durchrauscht und beide von den mächtigen Contouren des Silvretta-

gletschers ihr Relief erhaltend. Die sanft geschwungenen Vorberge, die saftig grünen Matten, welche den Ort umgeben, boten in der Thay für das Auge wohlthuende Ruhepunkte, aber der äquatoriale Zauberer, welcher die Temperatur in Davos zu einer Höllenglut angefacht hatte, trieb auch auf dieser friedlichen Oase sein Unwesen, stürmte die Straße entlang, Wolken von Staub vor sich her sendend, sonder Wahl dürre Äste und frisches Laub von den Bäumen reißend, zuweilen auch eine Fichte so lange mit seinem tollen Wirbel umkreisend, bis ihre Wurzeln sich wie von einem Schraubenzieher gezogen plötzlich aus der Erde hoben und das verbrannte Erdreich ringsum gleich einem Aschenregen niederfiel.

Der Wanderer, an dessen Seite sich soeben eine solche Katastrophe zugetragen hatte, wischte sich mit seinem Schnupftuch die brennenden Sandkörner aus den Augen, nahm dann den leichten, grauen Filzhut ab und blickte prüfend zu dem tiefblauen Himmel empor, an welchem gelblich weiße, flaumige Wölkchen in großer Anzahl hingen.

„Ja ja“ sagte er dann halblaut zu sich selbst „mein wetterkundiger Wirt hatte recht, als er behauptete, es finde in den oberen Luftschichten ein Kampf zwischen dem Ostwind und dem Föhn statt. Gebe nur der Himmel, daß dieser unterliegt und ein wohlthuender Regen der unnatürlichen Spannung ein Ende macht.“ Damit stülpte der Sprecher seinen Hut wieder auf und wanderte rüstig bergab durch den Fichten- und Lärchenwald, dem lieblichen Klosters entgegen.

Als er im Orte selbst anlangte und im nächstgelegenen Hotel Silvretta nach Quartier fragte, erhielt er den Bescheid, daß alles bis auf das letzte Winkelchen besetzt sei. Nicht besser erging es ihm in dem großen Konkurrenz-Hotel Brosi, denn die Saison stand in den Iden des August auf ihrer Höhe, und der unerwartete Ankömmling mußte es als eine besondere Glücksfügung ansehen, daß er schließlich in dem Hotel Vereina noch eine Unterkunft für die Nacht fand. Freilich, das Hauptgebäude war, wie der Wirt versicherte, ebenfalls bis auf das letzte Zimmer besetzt, aber in einer der zahlreichen Dependenzen war im Laufe des heutigen Nachmittages eine Stube frei geworden, und so wanderte der Ermüdete sofort in das kleine Gartenhaus, dessen Erdgeschoß die Bäder und eine Waschküche barg. Die erste Etage bestand aus vier Stuben, von denen die eine, nach Osten und Süden gelegen, einen herrlichen Blick auf den Silvretta-Gletscher und die reizenden Parkanlagen an der rauschenden Landquart hatte, zu der man auf Wiesenpfaden gelangen konnte. Der junge Mann hatte jedoch keinen Blick für die Reize seines neuen Quartiers, forderte sich nur einige Krüge kalten Wassers und warf sich, als er sich damit vom Staube befreit und den brennenden Kopf gekühlt hatte, auf die Chaiselongue. Hier lag er lange Zeit mit halb geschlossenen Augen in einem Zustande, der nicht Schlaf, nicht Wachen war, verfolgte den letzten Sonnenstrahl, der sich hinter die Berge zurückzog, und lauschte auf das Geläut der heimkehrenden Kuh- und Ziegenherden, bis alle diese Stimmen und Klänge von den friedlichen Tönen der Kirchenglocken verschlungen wurden, welche den sechs verflossenen Werkeltagen ein Ende machten und feierlich weit und breit den nahenden Sonntag verkündeten.

Der Ruhende erinnerte sich bei diesen Klängen, welche metallisch summend über Dorf und Feld zogen, vergangener friedlicher Sommerabende, an denen über die heimischen Feldmarken, das väterliche Herrenhaus und die Strohdächer des Dorfes ähnliche sanfte Klänge dahinschwebten und die Menschen mahnten, der Arbeitshast und dem ruhelosen irdischen Treiben für eine Zeit Einhalt zu thun. O, wenn diese Klänge doch auch heute dem unheimlichen Treiben in seiner Brust ein Ende machen und Frieden und Ruhe wieder einziehen lassen wollten! — Seit einer Woche wanderte er nun schon in der Alpenwelt umher, immer von denselben Bildern gehetzt, die seine Phantasie nicht müde wurde, aus dem Abgrund der Vergangenheit heraufzubeschwören, Bilder, denen er zu entlaufen suchte durch seine Wanderung auf einsamer Höhe und in reiner Luft, und die sich schließlich doch stärker als sein energischer Wille erwiesen. Sicher war der teuflische Föhn mit im Spiele; denn sein glühender Atem fachte die glimmenden Funken unter der Asche immer wieder zu neuem Brande an, und seitdem er sein Scepter schwang, konzentrierte sich die ganze Denkfähigkeit des Mannes auf zwei Vorfälle, welche sich innerhalb der letzten elf Monate abgespielt hatten. Alles, was vorher gewesen, war wie mit einem Schwamm ausgelöscht, und die Tafel seiner Erinnerung beherbergte nur zwei Bilder, die darauf mit unauslöschlichen Farben eingeätzt waren. Auch jetzt, während er mit halbgeschlossenen Augen auf dem Sofa lag und durch das geöffnete Fenster das Murmeln des vorbeifließenden Baches an sein Ohr drang, setzte seine geschäftige Phantasie dasselbe zum Wellengeflüster um, wie er es im vergangenen Herbst auf Helgoland so häufig gehört hatte.

Welch' ein wonniger Nachsommer war es doch, der sich bis in den September hineinzog und die meisten Badegäste über die in Aussicht genommene Zeit festhielt. Die kleinen flinken Segler tummelten sich unablässig zwischen Insel und Düne, jeden Abend sank die glühende Sonnenscheibe wolkenlos in das purpurgefärbte Meer, und die lauen Septembernächte waren von Myriaden funkelnder Sterne durchleuchtet. —

Da — man war noch in voller Sicherheit des beständigen Wetters zu Bett gegangen — sprang der aus Osten kommende Wind plötzlich in der Nacht nach Südwesten um, und am andern Morgen erwachten alle Schläfer von dem Brausen des Meeres und Windes, in das sich schrille Möwenschreie mischten. Nur langsam ging das Übersetzen nach der Düne von statten, zahlreiche Spritzwellen schlugen in die Boote, aber das erhabenste Schauspiel wartete der Badegäste, als sie drüben gelandet waren. Auch Kurt von Hohenhausen, der die Zeit verschlafen hatte und sich später als zur gewohnten Stunde übersetzen ließ, blickte wie fasciniert bei seiner Ankunft über die Düne. Von der einen Seite warf die Flut die Wellen gegen die schmale Landzunge, von der andern der Wind, der ihre weißen, flatternden Mähnen peitschte und vor sich hertrieb. Wie ein breites Band blieb der Schaum an der Wetterseite stehen, immer weiter nahmen die Wellen von der schmalen Landzunge Besitz, und einzelne allzu Kühne, die zu weit nach der Spitze vorgedrungen waren, mußten eilig den nassen Rückweg an-

treten. Der junge Offizier hatte nur den einen Gedanken, recht schnell in einen Badekarren und in das Meer zu kommen. Während der letzten acht Tage, an denen der glatte Spiegel desselben ruhig wie ein Binnenwasser in der Sonne gelegen, hatte man die rechte Lust am Baden, die doch in einem Kampf mit Wind und Wellen besteht, fast verlernt. Heute jedoch, heute verlohnte es sich, und bald ließ sich der tüchtige Schwimmer denn auch von den Wellen treiben, die ihn jetzt auf ihren Rücken hoben, um ihn gleich darauf in einen Abgrund fallen zu lassen, aus dem sich in schnellem Wechsel ein neuer Wasserberg erhob. Nichts Schöneres, als so von dem flüssigen Elemente getragen zu werden, auf dem Rücken liegend des Spiel der Wolken zu beobachten, oder die weiße Brandung an die Düne schlagen zu hören.

Während er über die Grenzen des Herrenbades hinausgeschwommen war, schien es ihm, als ob ein lauter, schriller Schrei das Toben von Wellen und Wind plötzlich übertöne und sich in schwächerem Echo fortpflanze. Als er nun nach der Richtung des Schreis spähte, kam es ihm vor, als ob sich beim Damenbade eine ungewöhnliche Bewegung kundgab und ein paar Badefrauen mit Schwimmgürteln bewaffnet sich anschickten, aus der sichern Umfriedigung hinauszuschwimmen. Seine scharfen Augen erspähten in demselben Augenblicke etwas Weißes, das sich in regelmäßigen Absätzen hob und senkte, und als er schnell schwimmend näher kam, sah er, daß es zwei Frauenarme waren, von denen jetzt freilich der linke ermattet herabsank, während der rechte immer noch mechanisch und schwach die Schwimmbewegungen ausführte. Sobald der Arm sich aus den Wellen hob, sah Kurt jedesmal einen goldenen Reif, der ihn nach Art der Griechinnen unterhalb der Schulter umspannte, und auf dieses Ziel schwamm er unverwandt los und warf seine starke Brust der Richtung entgegen, in der die Wellen mit dem weißen, immer kraftloser werdenden Frauenarme spielten.

Nun ist er an Ort und Stelle und hat ihn ergriffen und das süße, blasse Gesicht und den schlanken, jugendlichen Leib, der bewußtlos auf den Wassern treibt, zu sich herangezogen. Er braucht nicht zu fürchten, daß die Gefährdete ihn instinktiv in Todesangst umklammert, seine Bewegungen hemmt und so das Rettungswerk erschwert. Die Augen der allzu kühnen Schwimmerin sind fest geschlossen, die jugendlichen Glieder gelöst, und das reiche, goldbraune Haar umwallt sie wie ein Königsmantel. Da aber geht es wie ein warmer Strom durch seine Glieder, daß er die schaurige Tiefe, über die sie treiben, vergißt und seine Arme sie emporheben und seine Lippen abgerissene, sturmverwehte Worte stammeln, Worte, die aus der Tiefe seines Herzens aufsteigen und die er in das kleine rosenrote Ohr flüstert, gleichviel, ob sie von demselben vernommen werden oder nicht.

Heiter und gedankenlos hat er bis jetzt in den Tag hineingelebt, hat niemals an das Werk der Nornen, die das uraltbestimmte Schicksalsseil flechten, gedacht, aber in diesen flüchtigen Momenten, wo er den jungen, unberührten Mädchenleib den gierig züngelnden Wellen streitig macht, kommt es wie eine Offenbarung über ihn, und er weiß plötzlich, daß diese Stunde eine lebenentscheidende für ihn

ist. Also darum hat er so häufig im vollen Übermut die Macht der Liebe verspottet, darum ist er derselben niemals im kerzenstrahlenden Salon begegnet, wo die raffiniertesten Toilettenkünste spurlos an seinen Augen abgeglitten, um hier in der erhabenen Meereseinsamkeit die folgenschwerste Begegnung seines Lebens zu haben? — Denn wie ein Blitzschlag plötzlich die Dunkelheit erhellt, so ist auch Kurt in einer einzigen Minute die Erkenntnis aufgegangen, daß die bewußtlose Mädchengestalt, die er im Arme hält, die Allgewalt der Liebe in ihm entfesselt hat, daß auch er jetzt dem allmächtigen und doch so süßen Zwange gehorcht und daß er ihre Gegenliebe erringen muß, um jeden Preis. All' das und noch viel mehr murmelt er an ihrem Ohr hin, während er die heraufrollenden Wogen mit kräftigem Arme teilt und das süße, weiße Gesicht siegreich über den schäumenden Wassern hält. Ja, hier gilt ein andres Gesetz als drüben in der Welt des Herkommens und der Konvenienz, hier gilt die Liebe, die fessellos ist wie der Sturm und todbrohend wie die Wellen. —

Es geht eine unsichtbare Kraft von dem Mädchen aus, dessen schlanke Glieder das blau und weiß gestreifte Badekostüm eng umschließt, und Kurt von Hohenhausen hat die Empfindung, als könne er seine süße Bürde noch Stunden den Wellen streitig machen, bis das mißtönende Geschrei der Badefrauen an sein Ohr dringt, die ihm jetzt aus der Ferne eifrig zuwinken. Da streift er schnell entschlossen einen Smaragdring von seinem kleinen Finger und steckt denselben an den vierten Finger der zarten Linken. Es ist hohe Zeit, denn die Flanellhemden der beiden Badefrauen tauchen jetzt in nächster Nähe auf und strecken ihre sehnigen Arme aus, um die Ohnmächtige in Empfang zu nehmen.

Nur ungern vertraute Kurt ihnen die Bewußtlose an, aber er mußte es wohl angesichts des Damenbades, das erregt wie ein Bienenschwarm war und bei seiner Annäherung in ein Gekreisch offizieller Verschämtheit ausbrach, um dann schleunig den Rückzug anzutreten. Nur noch einmal umfaßten seine Blicke das junge Wesen, das er den gierig züngelnden Wellen abgerungen hatte, dann warf er die kräftige Mannesbrust den immer neu hervorbrechenden, mit unzählbaren Armen ihn umfangenden Wogen entgegen, teilte die Flut und schwamm zurück in der Richtung, von der er gekommen.

Als sich Kurt von Hohenhausen eine Stunde später übersetzen ließ, nachdem er in dem Strandpavillon seine Lebensgeister durch ein Glas Sherry erfrischt und so das lange Bad wieder ausgeglichen hatte, erschien ihm die kurze Katastrophe gleich einem Traum. Ein Glück, daß die Abwesenheit seines Smaragdringes ihm die Gewißheit gab, daß sich in der That alles zugetragen hatte, daß eine holde Mädchengestalt unter den Lebenden wandelte, die noch vor kurzem an seiner Brust gelegen und der er im Angesicht des Himmels und des Meeres Treue gelobt hatte. Ein unnennbarer Reiz war von ihr ausgegangen, weich waren die Wellenlinien der zarten Glieder gewesen, rein und schön die Züge des weißen Angesichts und prachtvoll der gelöste Königsmantel des goldbraun schimmernden Haares. Nur die Augen, deren dunkele, an den Spitzen aufgebogene Wimper während

der ganzen Zeit fest geschlossen waren, hatte er nicht sehen können, sie blieben ihm ein Geheimnis wie der Name der kühnen Schwimmerin. —

Der Wind blies scharf, und die Spritzwellen, welche über Bord flogen, schütteten kalte Schauer in seinen Nacken, aber der Gedanke, daß er noch heute vor die Unbekannte treten, noch heute das Geheimnis ihrer Augen ergründen sollte, ergoß sich gleich einem warmen Strom durch seine Adern und machte ihn empfindunglos gegen die Unbill des Wetters.

Wie im Traume legte er auch den Weg nach seiner Wohnung zurück und fuhr erst jäh aus demselben empor, als seine Augen den wohlbekannten blauen Brief erblickten, der auf seinem Tische lag und unerbittlich wie das Schicksal eine Veränderung in seiner militärischen Laufbahn anzeigte. Richtig, da war das Kommando, das ihn unverzüglich ab- und in eine neue Garnison rief. Kurt sah nach der Uhr. Wenn er den Dampfer und damit den Anschluß des Zuges in Hamburg nicht verpassen wollte, hatte er keine Minute zu verlieren, sondern mußte schleunigst seine Sachen packen und sich den wenigen Bekannten schriftlich empfehlen. All' das geschah denn auch dank jener militärischen Disziplin, welche dem Dienste gegenüber das individuelle Empfinden zum Schweigen bringt, prompt und schnell.

Als jedoch der junge Offizier vom Deck aus noch einmal die Düne grüßte, zog sich ihm das Herz recht schmerzhaft zusammen, und wenn er sich auch gelobte, nicht zu rasten und zu ruhen, bis er dem süßen, weißen Angesichte wieder begegnet war, so konnte er sich doch nicht verhehlen, daß das Geschick ihm seine Aufgabe recht erschwert hatte! — — — —

Der letzte Schimmer des scheidenden Tagesgestirnes ist inzwischen am Himmel verglommen, geisterhaft schimmert nur noch der Silvretta-Gletscher herüber, und die Finsternis guckt mit hundert schwarzen Augen durch die geöffneten Fenster, während der geschwätzige Bach in seinem Bette laut krakehlt. Immer aber noch weht der schwüle Wind, und sein sengender Atem dörrt Lungen und Kehle aus, erschlafft die Muskeln, lähmt die Willensenergie und läßt die Einbildungskraft ungezügelt dahinstürmen. Kurt macht ein paar unruhige Bewegungen, um den Bann, der Körper und Geist gleichmäßig gefangen hält, von sich abzuschütteln, aber derselbe ist nicht so leicht zu brechen, und mit einem schweren Seufzer sinkt der junge Mann wieder auf das Sofa zurück und schließt die Augen, während ein neues Erinnerungsbild in grellen Farben vor seine Seele tritt. — —

Langsam und eintönig war ihm der Winter in der neuen Garnison vergangen. Er, bis dahin der flotteste Tänzer und heiterste Kamerad, hatte sich auf den notwendigsten Verkehr beschränkt und im übrigen wie ein Grübler in seine Träume eingesponnen. Ach, er konnte ja über die eine folgenschwere Begebenheit nicht hinfort, konnte es nicht fassen, daß die Persönlichkeit, von der er immer geglaubt, daß sie einst mit Pauken und Trompeten in sein Leben treten werde, sich still und unerwartet gleichsam durch die Hinterthür eingeschlichen hatte und

wiederum verschwunden war, ohne eine sichtbare Spur zurückzulassen. Alle Schritte, die er gethan, um die Unbekannte zu entdecken, waren erfolglos geblieben. Keine Zeitung hatte von dem kleinen Abenteuer gesprochen, keine seiner Helgoländer Bekannten, bei denen er, freilich nur verstohlen, anfragte, von dem Vorfall etwas gewußt, selbst den Badefrauen, zu denen er schließlich seine Zuflucht genommen, war der Name der Heldin unbekannt geblieben.

So lebte der junge Offizier traurig-glücklich Tag für Tag hin, bis der Wonnemond Mai ins Land zog und mit ihm die Hochzeitseinladung seines besten Freundes nach Weimar eintraf.

Wenn er nicht mit sich selbst so sehr beschäftigt gewesen wäre, hätte ihn der lange Aufschub Wunder nehmen müssen, denn nach den früheren Mitteilungen hatte die Feier schon im Frühherbst des vergangenen Jahres stattfinden sollen. Es ging Kurt auch flüchtig durch den Sinn, daß die Briefe seines Freundes in den letzten Monaten selten eingetroffen waren, aber seine eigene nie rastende Erregung ließ diese Gedanken gar bald zurücktreten. Freilich, daß er der Einladung folgen und dem Ehrentage des Freundes beiwohnen müsse, stand trotz alledem bei ihm fest, ja er warf sich seine eigene Indifferenz lebhaft vor und gestand sich mit tiefer Beschämung, daß ihn die Jagd nach seinem persönlichen Glück, jenem flüchtig aufgestiegenen und ebenso schnell verlorenen Wellentraum zu einem teilnahmslosen, ungütigen Gesellen, ja daß ihn die Liebe lieblos gemacht hatte, lieblos gegen den teuren Freund, der ihm nahe wie ein Bruder stand.

Als Kurt die letzten Briefe desselben noch einmal durchlas, fiel ihm der gedrückte Ton, in dem sie geschrieben waren und welcher zu den früheren in einem grellen Widerspruch stand, auf, ja, er bemerkte erst jetzt, daß der Tag der Hochzeit unter allerlei Vorwänden wiederholt hinausgeschoben worden war, ohne daß Armin dafür einen stichhaltigen Grund angegeben hätte. Nur der Einladung war ein Blättchen beigefügt auf dem in den wohlbekannten festen Zügen des Freundes zu lesen war:

„Ausflüchte gelten nicht, alter Junge, ich erwarte Dich bestimmt zu dem schönsten Tage meines Lebens, der dem Hangen und Bangen dieses Winters nun ein Ende macht. In der alten Musenstadt Weimar, wo ich meine Braut zuerst vor gerade einem Jahre kennen gelernt, als sie bei Verwandten zu Besuch war, soll die Hochzeit gefeiert werden. Das war von Anfang an für uns beschlossene Sache, als sich unsre Herzen im wunderschönen Monat Mai an der rauschenden Ilm gefunden hatten. Auch das Kirchlein haben wir gleich damals ausgesucht. Nimm also sofort für ein paar Tage Urlaub, packe Deine sieben Sachen und finde Dich pünktlich um zwei Uhr in der kleinen Kapelle des Parkes ein, wo durch gütige Vermittlung an höchster Stelle Dein Armin zum glücklichsten Menschen geweiht werden soll. „Winterstürme weichen dem Wonnemond", etwas andres kann ich nicht denken, träumen, trällern, wenn mir auch nicht eine so herrliche Stimme, wie die Deine, zu Gebote steht. Am besten logierst Du im Russischen Hof, wo auch ich für mich Quartier

bestellt habe. Wenn irgend möglich, komme einen Tag früher zu Deinem überseligen Armin.

Eine frühere Abreise war nicht möglich gewesen und nur mit genauer Not hatte Kurt einen Urlaub erlangt, der es ihm gestattete, dem Trauungsakte und dem sich daran anschließenden Diner beizuwohnen. Leider verfolgte ihn noch das Mißgeschick, daß der Zug, welcher fahrplanmäßig um ein Uhr in Weimar ankommen sollte, fünfunddreißig Minuten Verspätung hatte. In fliegender Eile legte er im Russischen Hof seine Galauniform an und bestieg den seiner harrenden Wagen recht unmutig. Diese Stimmung hielt aber nicht stand, als er durch den sonnigen Tag und die mit Blütenbäumen besetzten Straßen fuhr. Die ganze Maienherrlichkeit ging ihm freilich erst auf, als der Wagen in den Park einbog, die Blutbuchen dem zarten Lindengrün das nötige Relief gaben, die Vögel ihre Liebesweisen sangen und die Ilm dasselbe Märchen murmelte, das sie schon dem Olympier ins Ohr geraunt hatte.

Nun hielt der Kutscher und bedeutete dem jungen Offizier, daß er die letzte Strecke bis zur Kapelle zu Fuß zurücklegen müsse, da weiter zu fahren nicht erlaubt sei. So stieg Kurt denn aus, grüßte mit den Augen Goethe's Gartenhaus auf der kleinen Anhöhe, atmete den würzigen Duft ein, der von den Wiesen zu ihm herüberwehte, hörte die Kronen der Bäume leise über seinem Haupte lispeln und vernahm dann plötzlich die feierlichen Klänge der Orgel, welche ihm den einzuschlagenden Weg bezeichneten. Wahrlich, alles vereinte sich hier, um die weltabgeschiedene, traumselige Stimmung zu vertiefen, die ihn schon bei seinem Eintritt in Weimar überkommen hatte und die ihren Höhepunkt erreichte, als er vor der wipfelumrauschten Kapelle stand. Ihr gotisches Portal war von roten und weißen Kletterrosen dicht umrankt, selbst um die Bogenfenster wanden sich die duftigen Maienkinder und klopften mit ihren blütenbesetzten Ranken leise an die Scheiben, als müßten sie Zeuge der Handlung sein, die sich da drinnen begab. —

Kurt versuchte das Portal zu öffnen, fand es jedoch verschlossen. Als er sich spähend umschaute, erschien ein Kirchendiener, der ihm mitteilte, daß die Trauung allerdings schon begonnen, der Herr Baron jedoch befohlen habe, daß man seinen mit dem Mittagszuge erwarteten Freund noch einlassen solle: ob er vielleicht dieser Freund sei? Kurt bejahte, ließ einige Markstücke in die Hand des respektvoll Grüßenden gleiten, nahm dann seinen Schleppsäbel in den Arm und trat in die Kapelle ein.

Ein feuchter, dumpfer Geruch, wie er selten geöffneten Räumen eigen ist, wehte ihm entgegen, gemischt mit dem Dufte frischen Laubes und blühender Blumen, welche den Fußboden des Hauptganges bedeckten. Nur zögernd trat sein profaner Fuß auf die Blütchen, und dumpf hallten seine Schritte durch den Raum. Hier und da wendete wohl ein vorwitziges Brautjüngferchen den Kopf, um mit einem eiligen Blick den Eintretenden zu mustern, im nächsten Moment suchten jedoch ihre Augen nur um so eifriger den Geistlichen und das hochzeitliche Paar, das vor dem Altare stand. Ein andächtiger Schauer ging durch Kurts Seele, als er

die stattliche Figur des Jugendfreundes gewahrte und ihm zur Seite eine schlanke Mädchengestalt, die in ihrem schimmernden Atlasgewande einer hohen, schaumgekrönten Welle glich. Wenn er nur, ohne die heilige Handlung zu stören, noch ein paar Schritte weiter hätte vorwärts gehen und auf diese Weise einen Blick in ihr Antlitz gewinnen können, aber es war unmöglich, denn der Geistliche begann jetzt, den Wechsel der Ringe vorzunehmen und an beide die entscheidende Frage zu stellen. So mußte Kurt ausharren, konnte nur das dichtverschleierte, myrtengekrönte Hinterhaupt sehen, das allerdings stolz auf dem zarten Nacken saß. Nun erklang Armins „Ja“ freudig und fest und dann leise und melodisch das seiner Braut.

Als nach empfangenem Segen beide ihren Sitzen wieder zuschritten, sah Kurt in ein süßes, weißes Gesicht, das er vor neun Monden den Wellen abgerungen hatte. — Heute waren freilich die langen seidigen Wimpern aufgeschlagen, daß man die tiefblauen, unergründlichen Sterne erblicken konnte, auch umwallte das goldbraune Haar nicht gleich einem Königsmantel die jugendlichen Glieder, sondern war züchtig in einen Knoten geschlungen, aber sie war es doch, die eine Einzige — schmerzlich Gesuchte! —

Kurt stand wie erstarrt. Er hatte die Empfindung, als sei der helle Sonnenschein plötzlich von einer undurchdringlichen, schweren, schwarzen Finsternis verschlungen worden, die alles ringsum deckte. Besinnungs- und bewegungslos verharrte er so auf seinem Platze, hörte, wie Orgel und Gesang wieder einsetzten, sah das junge Paar und die Schar der Gäste der Sakristei zuschreiten und kam erst wieder zu sich, als der Küster ihn aufforderte, den andern zu folgen. Da stürzte er gleich einem von Furien Gejagten aus der Kirche, und draußen in dem blendend hellen Lichte drang denn auch die jähe, entsetzliche Erkenntnis auf ihn ein, daß die heiß Geliebte, lange Gesuchte soeben seines lieben Freundes Weib geworden war. —

Was dann folgte, gestaltete sich für Kurt zu einem irren, wirren Fiebertraume, in dem an festlicher Tafel lange Reden gehalten, mit den Gläsern angestoßen und brausende Hochs ausgebracht wurden, einem wirren Traume, in dem er der Braut gegenübersaß und ungestört in das süße, weiße Antlitz schauen konnte.

Sie vermied seinen Blick und hielt die Augen meist niedergeschlagen, während jede Bewegung Armins Stolz und überschwengliches Glück verkündete. Einmal, er hatte gerade mit Kurt, der an ihn herangetreten war, angestoßen, sagte er mit seiner sonoren Stimme:

„Unbegreiflich ist es mir immer gewesen, Kurt, daß du im vergangenen August meiner Alice auf Helgoland nicht begegnet bist. Nach deinen Briefen müßt ihr euch zur gleichen Zeit dort aufgehalten haben, und ein Begegnen am Strand, in der Lästerallee oder auf der Düne dürfte beinahe unvermeidlich gewesen sein.“

„Nicht doch“, erwiderte Kurt, „auf einer so festen Bühne sind wir uns nie begegnet.“ Während Armin von einem andern Gaste in Anspruch genommen wurde, fügte er, leise zur Braut gewendet, hinzu: „Vielleicht haben wir uns aber

doch schon gesehen, draußen, wo die weißbrüstigen Möwen über das Wasser streifen, die schaumigen Wellenköpfe sich rauschend aufbäumen, wo ein andres Gesetz gilt als in der Welt des Herkommens und der Formen, ein Gesetz — wild wie der Sturm und —"

Er brach ab, denn eine Rosenglut hatte bei seinen Worten das weiße Antlitz überzogen, und nun fiel auch das Brautbouket aus der zitternden Rechten auf die Erde. Kurt bückte sich, nahm es auf und überreichte es Alice. Dabei fiel sein Blick auf den Smaragdring, den sie noch immer am vierten Finger ihrer Linken trug und blieb darauf haften.

„Sie sind es also doch, jetzt habe ich Gewißheit, meine Ahnung betrog mich nicht," flüsterte sie. „Mein Gott, mein Gott, nun beginnt der alte Kampf, den ich beendet glaubte, von neuem."

Sie hatte die Worte wie in höchster Angst ausgestoßen, aber ein unnennbarer Reiz lag in allem, was sie sagte und that, in den schwermütigen, feuchtglänzenden Augen, in den weichen Bewegungen ihrer Gestalt, in dem sanften und doch so traurigen Klange ihrer Stimme. Bei Kurt aber bäumte sich die Qual der langen Monate riesengroß auf und er konnte kaum mehr dem Blick des Freundes begegnen, den er in seiner Erregung für den Räuber seines Glückes ansah.

Wie die Hochzeit weiter verlaufen, er hat es nie gewußt, er kam erst wieder zu sich, als er in einsamer Nacht im Coupé saß und seiner Garnison zufuhr. Ruhe fand er auch da nicht, denn seine Phantasie jagte ihm das verfluchte Bild zweier Glücklichen vor die Seele, welche durch dieselbe laue Maiennacht, die ihn umfing, den Ufern des Rheins entgegeneilten. — Zwei Glückliche? — Nun, nach Glück hatten die wenigen Worte, die er aus Alices Munde gehört, allerdings nicht geklungen, und ein Ende — das fühlte er deutlich — hatte das folgenschwere Erlebnis noch nicht. Nur über das Wie mochte er nicht nachdenken. Sein besseres Empfinden, das ihn mit innigen Banden an den Jugendfreund knüpfte, sträubte sich dagegen und bezichtigte ihn selbst in klaren Augenblicken brutaler Selbstsucht.

Inmitten dieser Seelenkämpfe, zwischen anklagenden und beschuldigenden Stimmen, vergingen Juni und Juli.

Als der August und damit die Manöver näher rückten, fühlte Kurt die gebieterische Notwendigkeit, einen letzten Versuch zu machen, der ihn von seinem Alp befreite, und beschloß, eine vierzehntägige Fußtour durch die Schweiz zu machen. Er hatte jetzt sein äußerstes Ziel erreicht und mußte an den Heimweg denken, ohne daß die neuen großartigen Eindrücke und der beständige Wechsel des Aufenthaltes ihn von seinen qualvollen Gedanken befreit hatte. Nur dumpf sprach die Außenwelt zu ihm, ja die Herrlichkeit der Natur bedrückte ihn häufig, und ihre sanfte Schönheit verschärfte den Zwiespalt seines Innern, anstatt ihn zu lindern.

Zuweilen freilich, wenn ein Unwetter im Anzuge war, der Nebel sich um die Bergspitzen ballte oder tief in die Thäler senkte, die zündenden Blitze und der rollende Donner ein furchtbares Leben hervorriefen, dann war es ihm wohl, als

ob bei alle dem Kampf und dem Wüten der Elemente die tobende Unrast seines Herzens zum Ausbruch und damit vorübergehend auch zur Ruhe käme. Selbst so lange der Föhn seine wilden Weisen gesungen, sich in Wirbeln herumgetummelt, Bäume entwurzelt und undurchdringliche Staubwolken vor sich hergetrieben hatte, war Kurt es wohl zufrieden gewesen, während jetzt bei dem einbrechenden Abend seine gewaltsam abgezogene Phantasie wieder ihr altes Spiel begonnen hatte. Er streckte den Arm nach der Karaffe auf dem Tische aus, zog ihn aber zurück, als er sah, daß er bei seiner großen Reinigung vom Staube den ganzen Wasservorrat verbraucht hatte. Dann richtete er sich mit einem gewaltsamen Ruck auf strich sich das wirre Haar mit der Bürste zurecht und begab sich hinüber nach dem Hauptgebäude.

* * *

Man hatte dort das gemeinsame Abendessen schon eingenommen, und nur noch einzelne Nachzügler saßen an den großen, leeren Tafeln. Kurt nahm mit einer Verbeugung neben einer jungen Frau Platz, die dicht vor ihm den Saal betreten hatte, und beschäftigte sich angelegentlich mit seinem Braten, nur mit dem äußeren Ohr das gleichgiltige Gespräch der andern aufnehmend. Da wurde plötzlich der Name Alice gesprochen und durchzuckte ihn gleich einem elektrischen Schlag. Im nächsten Moment verwies er freilich die Regung als eine lächerliche, denn wieviel tausendmal mochte dieser Name bei den verschiedensten Nationen vorkommen, aber er konnte trotzdem nicht umhin, auf das Gespräch zu achten, das sich daran anknüpfte.

„Ihre junge Freundin ist doch nicht leidend?“ hatte eine gegenübersitzende Polin mit scharf markierten Zügen Kurts Nachbarin gefragt. „Ja“, lautete die Erwiderung der liebenswürdig ausschauenden mittelalterlichen Dame, deren Accent die Norddeutsche sofort verriet, „ja, Alice leidet noch mehr wie wir alle unter dem entsetzlichen Föhn. Ich habe sie nicht bestimmen können, das Abendbrot hier einzunehmen, und wenn ich an die Nacht und an ihre Schlaflosigkeit denke, fürchte ich für sie.“

„Man sollte eigentlich gar nicht schlafen gehen, sondern im Freien kampieren“, bemerkte die Polin.“

Kurt sah sie dankbar an. Das war doch ein Vorschlag, der sich hören und befolgen ließ! Diese erhitzten Zimmer, durch deren kleine Fenster nur schwach und langsam die Luft einströmte, waren in der That ein gräßlicher Aufenthalt für die Nacht, die der Föhn noch immer mit seinem glühenden Atem beherrschte. Der Offizier beendete schnell sein Nachtmahl, um sofort die Rekognoszierung nach einem geeigneten Aufenthalt im Freien anzutreten.

Der Platz war bald gefunden. Durch den breiten Garten liefen mehrere Parallelgänge, welche unter Bäumen nischenartige, geschützte Plätze zur Auswahl boten. Tische und bequeme niedrige Sessel befanden sich dort, die dem Körper beinahe die Bequemlichkeit eines Lagers verschafften. Es war kein Opfer, das heiße Zimmer gegen den großen, luftigen Garten zu vertauschen, und Kurts Ent-

schluß war sofort gefaßt. Nur ein paar Vorkehrungen hatte er noch zu treffen, denn Lippen und Kehle brannten, und darum eilte er noch einmal auf sein Zimmer und griff nach dem Wasserkruge. Auch Streichhölzer und Cigarren wurden noch eingesteckt, und dann ging es wieder treppab.

Als er auf den Hausflur kam, quollen ihm heiße, feuchte Dampfwolken aus der angrenzenden Waschküche entgegen, und als er in die halboffene Thür trat, sah er eine alte Frau unbeirrt von der Hitze über das Waschfaß gebückt bei ihrer Arbeit. Sie blickte erstaunt auf, als der junge, elegante Mann so unvermutet ihr feuchtes, dampfendes Reich betrat und ihr in Ermangelung eines andern dienstbaren Geistes mitteilte, daß er im Garten zu bleiben gedenke. Gab es denn wirklich Menschen, welche über die Zeit und ein bequemes Bett verfügten, es aber dennoch vorziehen im Freien zu nächtigen? Auf die Frage Kurts, wann man das Gartenhaus schließe und ob ihm der Schlüssel ausgeliefert werden könne, damit er doch nicht bis zum hellen Morgen von seinem Zimmer abgeschnitten würde, erwiderte sie kopfschüttelnd:

„Ja, ja, 's ist halt 'ne kuriose Nacht und der Herr nicht der Einzige, der sie im Freien verbringen will. Ich werde also den Schlüssel von innen stecken und die Lampe auf dem Flur brennen lassen. Wer aber zuletzt hereingeht, muß sie dann auslöschen, abschließen und den Schlüssel aufs Fensterbrett legen, ja ja."

Die Alte wandte sich nach diesen Worten wieder ihrer Wäsche zu. Kurt jedoch trat in den Garten ein. Nichts Geheimnisvolleres als diese stille, schwüle, lautlose Nacht, in die nur der Bach hineinschwatzte und der Röhrbrunnen, an dem der junge Mann seinen Krug füllte, leise plätscherte. Kurt wanderte in den Parallelgängen auf und ab, in ihm dampfte eine Unruhe, die er nicht zu meistern vermochte. Ein Beet weißer, hoher Lilien leuchtete geisterhaft durch die Dunkelheit, an dem tiefblauen Nachthimmel beschrieben die Sternschnuppen ihre leuchtenden Bahnen. Überall herrschte dieselbe lautlose, beängstigende Stille, die nur dann und wann ein vereinzelter Windstoß unterbrach. In solchen Augenblicken erbebten freilich die Zweige, flüsterten die Blätter, dufteten die Lilien stärker und strömten die Blutwellen schneller durch die Adern.

„Man kommt sich wie in einem Zaubergarten vor", murmelte Kurt halblaut, „es waltet etwas in dieser Natur, den altmodischen Anlagen, den einer vergangenen Zeit angehörenden Lilien, was mich an vermoderte Romantik erinnert und mir die Brust zusammenschnürt, daß ich auch hier zu keinem freien Atemzuge kommen kann. Uf" — und damit schritt er auf die Stühle zu, welche in einem von Buchen gebildeten Rondeel standen, das dem Lilienbeete gerade gegenüber lag. Jedoch bevor Kurt noch Platz genommen, prallte er zurück, denn auf dem einen der Stühle lag mehr als sie saß, eine in weiß gekleidete Frauengestalt. Es bedurfte keines zweiten prüfenden Blickes von seiner Seite, seine jäh dahinstürmenden Pulse hatten ihm schon verraten, wer es war. Diese weichen, fließenden Wellenlinien, das süße, blasse Antlitz bezeugten deutlich, daß ihn seine in Aufruhr befindlichen Sinne nicht getäuscht hatten, daß er zum drittenmale gegenüberstand der Heißgeliebten! — „Alice!" —

Wie seltsam ihr Name von seinen Lippen durch die schwüle, schweigsame Nacht klingt und wie viel seltsamer es noch ist, daß er ihr hier um diese Stunde begegnet! Blitzschnell und flüchtig durchzuckt ihn dieser Gedanke, aber er verweilt nicht bei demselben, er weiß, daß Glücksmomente ihm nur karg zugemessen sind, und darum läßt er sich auf den andern bequemen Stuhl an ihrer Seite nieder. Alice weicht nicht zurück, regungslos verharrt sie in ihrer Stellung, während ihre großen, tiefblauen Augen fest und erwartungsvoll auf ihn gerichtet sind. Sie haben etwas Verwirrendes für ihn, diese klaren Augen, ja er möchte beinahe wünschen, daß sie geschlossen wären wie damals, als er den jungen Leib den Wellen streitig machte.

„O, wenn Sie wüßten“, flüstert Kurt leise, „wie grenzenlos ich um Ihretwillen im letzten Jahre gelitten, wie lange und schmerzlich ich Sie gesucht habe, um Sie schließlich am Altar an Armins Seite wiederzufinden. Auf vieles war ich gefaßt, auf diese grausame Lösung jedoch nicht.“

„Sie fanden es unerhört“, fiel sie ihm in die Rede, „daß das Mädchen, dem Sie einen so großen Dienst erwiesen zu haben glaubten, es sich beikommen ließ, ein früher gegebenes Wort einzulösen, nicht wahr?“

Er erschrak vor dieser kühlen, silberhellen Stimme, aber er fühlte zu deutlich die Notwendigkeit, der wühlenden Qual seines Innern ein Ende zu machen, um die Warnung, die ihm aus den Worten entgegenklang, zu beachten. So fuhr er eifrig, als habe sie nicht gesprochen, fort:

„Niemand wird es mir je begreiflich machen, daß es ein sinnloser Zufall war, welcher mich an jenem stürmischen Septembertage in die Nähe des Damenbades führte, keine Minute zu früh, keine zu spät, um Sie vor dem Tode zu retten.“

„Retten!“ unterbrach ihn die junge Frau mit ihrer klangvollen, kühlen Stimme, „retten? Wie können Sie dieses stolze Wort auf Ihre That beziehen, woher wissen Sie denn, daß ich von Ihnen gerettet sein wollte? Kann ich nicht mit größerem Rechte behaupten, daß Sie unaufgefordert mit grausamer Hand in die bis dahin klaren Maschen meines Lebens eingegriffen und eine heillose Verwirrung angerichtet haben.“

„Alice!“

Sie richtete sich zum erstenmale aus ihrer anlehnenden Stellung auf und maß ihn mit einem kalten Blick.

„Ich glaube, Sie nicht ermächtigt zu haben, mich bei diesem Namen zu rufen, Herr von Hohenhausen, und ich glaube ebensowenig, daß es loyal gegen Ihren Freund gehandelt ist, wenn Sie es dennoch thun. Oder sollten Sie der Meinung sein, daß der Umstand, mich einige Minuten über Wasser gehalten und Ihren Ring an meinen Finger gesteckt zu haben, Ihnen ein Herrenrecht über mein Leben gegeben hat?“

Eine anklagende Bitterkeit sprach aus ihren Worten, und schon wollte Kurt, leicht verletzlich, wie er war, eine gereizte Erwiderung geben, als sein Blick auf die kleine Hand fiel, an deren viertem Finger, beim Licht der Sterne, sein

Smaragdring funkelte. So beschwichtigend, so entwaffnend war dieser Anblick, daß er noch sanfter als zuvor erwiderte:

„Warum tragen Sie nur die rauhe Maske, mit der Sie weder mich noch sich selbst täuschen, straft doch der Ring an Ihrem Finger die strengen Worte, die Sie zu mir gesprochen, Lügen. Ihr eigener Mund aber bestätigte mir bei unsrer zweiten Begegnung, daß auch Sie mich erkannt hatten, obgleich damals Ihre lieben Augen so fest geschlossen waren. Nicht wahr, auch Sie haben eingesehen, daß es eine Gewalt giebt, die stärker ist als unser Wille, ein Gesetz" —

„Das zügellos ist wie der Sturm und toddrohend wie die Wellen", unterbrach sie ihn mit ihrer kühlen Stimme. „O, ich besinne mich noch gut auf die Formel, die Sie in meiner halben Betäubung an meinem Ohr hingemurmelt haben und die — wie der ganze Vorfall — auf Monate verdunkelnd auf mein Leben gewirkt hat."

„Also das geben Sie mir doch zu, und so war es keine vermessene Einbildung, wenn ich die Verschiebung Ihrer Hochzeit mit unsrer Begegnung auf dem Meere zusammenbrachte? Angebetetes Weib, wenn Sie ahnten, was Sie mir damit schenkten." Und bevor sie es hindern konnte, hatte Kurt seine brennenden Lippen auf die kleine, weiße Frauenhand gedrückt.

Alice sah ihm kopfschüttelnd in die Augen. „Mit halben Andeutungen ist nichts gewonnen, wie ich sehe. Wenn wir nicht den Mut haben, der Sache klar ins Auge zu schauen und die Dinge beim rechten Namen zu nennen, werden wir nie damit fertig werden. Das aber soll und muß geschehen. Ich meine, bei zwei Menschen, die sich wie wir außerhalb der gesellschaftlichen Schranken, ja selbst außer der Bannmeile des Korsetts begegneten, muß das bei ehrlichem Willen leicht sein. Und so wendet sich mein Geist, oder, wenn Sie es vorziehen, meine Seele direkt an die Ihre und bittet um aufmerksames Gehör. — Ich habe mich mit Ihrem Freunde Armin aus reiner, tiefer Neigung verlobt. Wir begegneten uns in unsern Anschauungen, unsern Interessen, und ich legte meine freie Mädchenhand vertrauensvoll in die seine. Die Hochzeit war für den September vorigen Jahres festgesetzt, als meine Eltern mit mir auf drei Wochen nach Helgoland gingen. Was dort an jenem stürmischen Morgen, wo das bis dahin sommerliche Wetter so jäh umsprang, passierte, wissen Sie besser als ich, denn meine Kräfte waren erschöpft, und über meinen Augen lag ein Flor, als Ihre starken Arme mich, die Ermattete, in Sicherheit brachten."

Die junge Frau schwieg wie erschöpft und drückte den Kopf gegen die hohe Lehne des Stuhles. Kurt aber benutzte die eingetretene Pause um dazwischen einzuschalten:

„Dann aber überzeugten Sie sich, Teuerste, daß das heiß klopfende Herz, an dem das Ihre geruht, demselben von seinen heißen Schlägen mitgeteilt hatte, daß unsre Zeit, dem Himmel sei Dank, sich nicht in blasser Entsagung verzehrt, sondern die ewigen Gesetze der Natur gegen die Gesetze des Herkommens und Zweckmäßigkeitsrücksichten geltend zu machen versteht. Aus dieser Empfindung heraus entstand die Verzögerung Ihrer Hochzeit, ist es nicht so, Teuerste?" —

„Nicht ganz, Herr von Hohenhausen," antwortete sie, während ein müdes Lächeln um ihre Lippen irrte. „Ich will ehrlich sein und eingestehen, daß, als ich unter den Händen der geschäftigen Badefrauen wieder zu vollem Bewußtsein erwachte, sich etwas Fremdes, Rätselhaftes, Verwirrendes in mein Inneres geschlichen hatte. War es Ihr wilder Wille, den Sie so fest auf mich gerichtet hatten, oder die sturmverwehten Worte, welche dennoch den Weg zu mir gefunden? Ich weiß es nicht, nur soviel war mir klar, daß mein einheitliches Empfinden gespalten war. Nichts hatte sich in meinen Beziehungen zu Armin geändert, und dennoch stieg, ohne daß ich es zu hindern vermochte, an stelle seines Bildes das eines fremden Mannes in meiner Phantasie auf, eines Mannes, der mit Wind und Wellen um mein Leben rang, dessen starker Arm sich zwischen mich und den Tod streckte, und dessen Wesen mit dem meinen zerrann, wie die Wogen, durch die er mich trug."

Ein Laut des Entzückens entfloh Kurts Lippen, aber er bezwang sich, um die Sprecherin nicht zu unterbrechen. So fuhr die junge Frau eintönig, als spreche sie mit sich selbst, fort: „Ich glaubte zuerst, der Schreck und die dem Tode vorangehende Betäubung habe mir diese seltsamen Bilder vorgezaubert, aber als ich zum klaren Bewußtsein erwacht war, den fremden Ring an meinem Finger vorfand, mußte ich mich wohl überzeugen, daß es kein Phantasiegebild gewesen war, sondern daß ein Mann lebte, der sich Herrenrechte über mich angemaßt hatte und dieselben jeden Augenblick geltend machen konnte. Es widersprach mir aber, mit Armin vor den Altar zu treten, bevor diese innere Wirrnis ein Ende genommen hatte, und auch der Schein eines Anspruches auf meine Person durch Rückgabe des Ringes getilgt war. Darum und darum allein verschob ich wiederholt die Hochzeit."

„Nein, o nein, meine Teure, Sie verleumden Ihr eigenes Herz," rief Kurt stürmisch. „Als ich vor ungefähr einer Woche auf einem Gletscher verweilte, habe ich durch eine wunderbare Ideenverbindung oft unsrer ersten Begegnung denken müssen. Nur eisige Kristalle umgaben mich, nirgends eine Abwechselung bunter Vegetation, nichts als Eis und Himmel neben und über mir. Wundersame tiefe Spalten gab es dort, auf bläulich grüne transparente Farbentöne einen ahnungsvollen Blick in die Tiefe eröffnend, und denken Sie — außer mir und meinem Führer weilten nur noch ein paar verflogene Hummeln als unfreiwillige Touristen dort und surrten im eisigen Winde herum.

Da aber dachte ich, daß auch wir uns wohl von unsrem eigentlichen Ziele, das ganz wo anders liegt, gleich den armen Hummeln verflogen hatten und nun halb erstarrt in der schneidenden Luft und den unangemessenen Daseinsbedingungen verkümmern mußten. O, Teuerste, glauben Sie nicht, daß wir den Weg hinunter zu der grünen, blumengeschmückten Alp, die doch unsre eigentliche Heimat ist, wiederfinden werden?" —

Sie sah an ihm vorbei auf den dunklen Himmelsrand, welcher mit dem der Erde zu verschmelzen schien.

„Sie sind ein ganz moderner Mensch,“ sagte sie plötzlich wie aus einer langen Gedankenkette heraus. „Sie erblicken in dem Menschen auch nur ein Naturprodukt wie Zucker oder Belladonna, und der Boden, aus dem er herausgewachsen, ist für Sie maßgebend. Der Umgebung, der erblichen Anlage und allenfalls noch dem Zufall erkennen Sie Einfluß zu, im übrigen — niemandem.“

„Was wollen Sie damit sagen, was beweisen?“ fragte er erstaunt. Die junge Frau jedoch fuhr, ohne seinen Einwurf zu beachten, weniger um seinetwillen als aus dem eigenen gebieterischen Klarheitsbedürfnis fort:

„Ich weiß, daß das Menschenleben seine Krisen hat, wie die Natur, daß auch unser Empfinden von dämonischen Gewalten aufgewühlt werden kann, ähnlich dem äquatorialen Wüstenwinde, dessen Weg durch Verheerungen, Feuersbrünste und Unheil aller Art bezeichnet ist. Wahrlich, ich bin überzeugt, es giebt auch in der moralischen Region einen Föhn, der das Samenkorn der Begierde üppig ins Kraut schießen und schnell reifen läßt. Glauben Sie mir,“ und zum erstenmale spielte ein wunderbar liebliches Lächeln um ihren feinen Mund, „es war Föhn in der Luft, als wir uns in den aufgewühlten Wogen der Nordsee begegneten und Sie von mir Besitz ergriffen, als sei ich noch ein seelenloses Wellenmädchen, das Ihre Liebe erst zu einem Wesen höherer Art umschaffen müsse.“

Es lag eine feine Ironie in den letzten Worten, die ihm das Blut in die Wangen trieb und ernüchternd auf seine überreizten Nerven wirkte. Nein, allerdings, diese Frau war kein unbeschriebenes Blatt, bereit, seinen Namen zu tragen, wie er so sicher in seinen Träumen gewähnt, das war bei aller Jugend ein gefestigtes Weib, welches sich nimmermehr vom eigenen Herzen fortreißen ließ und dem etwaigen Erbteile des Blutes keine Bedeutung einräumte. Und wiederum klang die silberhelle Stimme, welche siegreich alle nebelhaften Phantasien verscheuchte, an sein Ohr:

„Nicht übereilt, sondern aus reiner, tiefer Neigung habe ich der Werbung Armins Gehör gegeben. Wehe mir, daß ich unbewußt eines andern Mannes Liebe entzündete, wehe mir, daß sein Arm mich umschlang und ich in halber Betäubung aus goldenem Becher Gift trank? Was ist Liebe, wenn ein paar Minuten der Lebensgefahr sie trüben, was die Seele, wenn die trunkenen Sinne sie gleich Morphium betäuben können? Als ich damals aus dem unseligen Traume in meinem Badekarren unter den Händen der alten, zeternden Frauen erwachte, war ich mir selbst verhaßt. Der Wind, der mein Haar liebkoste, erschien mir befleckt, die Welle, die meinen Leib umspült, fluchbeladen. Sie hatten es ja gelitten, daß meine Arme schwach wurden, sie hatten es mit angesehen, daß mich ein fremder Mann an seinem Herzen trug, und vermochten nun nicht die Scham von meinen Wangen zu waschen. — Sehen Sie, ich verhehle Ihnen nichts, ich spreche zu Ihnen, wie ich zu Gott spreche, trotzdem ich weiß, wie selten ein Mensch den andern überzeugt. Der fremde Tropfen war auch nicht so leicht aus meinem Blute zu bannen, es bedurfte Monate einer strengen Disziplin, bevor ich mich

würdig fühlte, Armin zum Altar zu folgen. Als ich aber, ein Entsühnte, Glückliche mich umwandte, standen Sie vor mir. —"

Es entstand ein längere Pause, in die nur der Bach leise hineinschwatzte. Noch immer herrschte die schwüle, beängstigende Stille, welche einmal durch einen jähen Windstoß unterbrochen wurde, unter dem die Blätter rauschten und bebten und die Lilien einen wahren Strom von Wohlgeruch durch die Luft sandten.

Kurt suchte noch immer nach einem Worte, das das Gespräch in ruhigere Bahnen leiten sollte, aber er fand es nicht. Wenn das junge Weib nach Art der meisten Frauen den Eindruck, den es empfangen, geleugnet, wenn es Ausflüchte gemacht, ja auch nur ein Jota abzunehmen oder anders zu drehen versucht hätte, er würde sich ihm überlegen gefühlt haben. So aber fühlte er sich klein ihrer stolzen Sicherheit gegenüber und tief gedemütigt von der rücksichtslosen Wahrheit einerseits und den gebieterischen Forderungen anderseits, die sie an die eigene streng geprüfte Natur stellte.

„Glücklicher Armin!" das Wort war ihm unabsichtlich über die Lippen gekommen, und er bereute es schwer angesichts des spöttischen Lächelns, mit dem Alice fragte:

„In der That, halten Sie ihn dafür? Ich für meine Person habe ihn tief bedauert, daß er an eine so komplizierte Natur wie die meine geraten war, und beinahe noch mehr, daß sein bester Freund sich zu der Methode der Naturalisten oder was dasselbe ist, zu der der Naturforscher bekannte, welche alles auf die Darwin'sche Theorie der Deszendenz aufbauen und stets bereit sind, den Beweis anzutreten, daß dieser oder jener Mensch gar nicht anders sein kann. Guter, teurer Armin, er ist noch so rührend altmodisch, an ethische Gesetze und einen kategorischen Imperativ zu glauben, der zügellose Leidenschaft bändigt, an Freundschaft, der das Weib des Freundes heilig ist." —

„Halten Sie ein," rief Kurt aufspringend. „Ihre Worte sind für mich Dolchstiche. Wenn Sie wüßten, wie oft ich mir dasselbe gesagt, wie oft mich verachtet, mir selbst und meinen Gedanken zu entfliehen versucht habe. Meine Fußwanderung durch die Schweiz hatte einzig diesen Zweck, und es wäre mir auch wohl gelungen, mit mir selbst in's Reine zu kommen, wenn nicht dieser entsetzliche Föhn und schließlich unsre Begegnung alle meine guten Vorsätze über den Haufen geworfen hätte. Es war wie ein Zauber, dem ich nicht entrinnen konnte."

Er that einige Schritte in den Garten hinein, aber da stand auch sie schon an seiner Seite, hielt ihm seinen Ring entgegen und sagte mit veränderter weicher Stimme: „Nehmen Sie ihn zurück und lassen Sie uns annehmen, daß der Zauber jetzt gebrochen ist."

Kurt nahm den Ring, steckte ihn aber nicht an, sondern ließ ihn in seine Tasche gleiten. „Weiß Armin um unsre Begegnung und meine Schwachheit?" fragte er stockend.

„Er kennt die Thatsache meiner Lebensgefahr und Rettung," erwiderte die junge Frau ernst. „Ich habe ihm damals kein Hehl daraus gemacht, daß mein feuriger, unbekannter Retter mir wie ein junger Gott erschienen war und einen

nachhaltigen Eindruck hinterlassen habe. Die Größe seiner Auffassung und die Geduld seiner Liebe halfen mir, mit den Versuchungen meiner Phantasie fertig zu werden, und als Sie mir an unsrem Hochzeitstage entgegen traten, war der Kampf schon entschieden und die Sorge, er könne sich noch einmal erneuern, eine grundlose."

Sie waren beide nebeneinander den Gartenweg auf- und abgeschritten und standen jetzt wieder vor dem Beet mit den weißen Lilien, aber sie wagten nicht einander anzusehen. Ein paar Stunden der mondlosen Nacht waren schon vergangen, seit sie sich hier begegneten, und einzelne Sterne, die zuerst hoch am Himmel gestanden hatten, neigten sich dem dunklen Rande der Erde zu. Ringsum lag jetzt alles im Banne des Schlafes, selbst im Hauptgebäude, wo bisher hinter erhellten Fenstern sich noch immer geschäftige Hände geregt hatten, war Licht und Arbeit erloschen. Ein eigentümlicher, frischer, würziger Duft wehte von den anstoßenden Wiesen herüber, in seiner feierlichen und unerfaßlichen Majestät wölbte sich der reine Nachthimmel über den beiden, und leuchtende Sterne und Sternschnuppen illuminierten in kurzen Zwischenräumen die Dunkelheit.

„Also Sie nehmen auch an," fragte Kurt leise, als fürchte er, die feierliche Stille zu unterbrechen, „daß böse Gewalten zuweilen in unser Leben eingreifen und ihr verhängnisvolles Spiel mit uns treiben?"

„O ja," erwiderte sie sanft, „und ich glaube, es sind nicht die schlechtesten Menschen, die eines Kampfes mit diesen Gewalten gewürdigt werden, eines Kampfes, in welchem das echte Menschentum sich abklärt. Wer seiner Natur nach gar nicht irren kann, ist und bleibt ein prosaisches Lederherz, das niemals das herrliche Wort für sich in Anspruch nehmen darf:

„Wenn mich Tags die weite Ferne
„Blauer Berge mächtig zieht,
„Nachts das Übermaß der Sterne
„Prächtig mir zu Häupten glüht. —

„Alle Tag und alle Nächte
„Rühm ich so des Menschen Los:
„Denkt er ewig sich in's Rechte,
„Bleibt er ewig schön und groß" —

Damit wandte sich Alice und schritt den Gartenweg zurück auf ihren alten Sitzplatz zu. „Sie hatten ja wohl einen Wasserkrug und einen Becher?" sagte sie, „mich aber dürstet."

„So gestatten Sie, daß ich ihn erst frisch fülle," erwiderte Kurt, nahm den Becher, eilte zum Röhrbrunnen, aus dem das Quellwasser in das kleine Bassin rieselte, und reichte den ausgespülten Becher mit dem klaren Wasser der jungen Frau. Sie trank ihn gierig auf einen Zug aus und atmete dann tief.

„Ich danke Ihnen, das war eine Erquickung," sagte sie und fügte nach einer kleinen Pause zögernd hinzu: „Ich wollte, ich könnte Ihnen den Dienst im eigenen Heim erwidern, dürfte Ihnen bald den Willkommentrunk kredenzen.

Glauben Sie nicht, daß auch Sie jetzt genesen sind und nun alles schön und gut werden kann?"

Der junge Mann schüttelte den Kopf und blickte ernst in ihre Augen: „Nein, Alice, gestatten Sie mir nur heute noch, daß ich Sie bei diesem Namen nenne, denn die gnädige Frau will mir nun einmal nicht über die Lippen, nein, so weit bin ich noch lange nicht. Sie haben gut Ihre kühlen Theorien entwickeln, denn Sie überwinden eine flüchtige Regung Ihrer Phantasie und sind treu zu Ihrer ersten, tief begründeten Liebe zurückgekehrt. Meine große Leidenschaft für Sie war aber gleich beinahe allen großen Leidenschaften beim ersten Anblick, nicht durch Überlegung, sondern durch eine Sympathie des Blutes, ein nicht näher zu begründendes Etwas entstanden. Amor, der Herr der Götter und der Menschen, ist ein grausamer, feindseliger, despotischer Geselle, der mein Ohr sogar eine Zeit gegen die Stimme der Ehre verschlossen hatte. Sie haben derselben wieder Geltung verschafft, und ich ziehe aus diesem Kampfe, freilich nicht, wie Sie wünschen, mit klingendem Spiel, sondern besiegt und tief traurig. — Und damit Gott befohlen, Alice." Es lag eine unbeschreibliche Weichheit in seiner Stimme, sobald er ihren Namen aussprach, auch schauerte sie jedes Mal dabei in sich zusammen. Zweimal öffnete sie die Lippen, um ihm ein freundliches Abschiedswort zu sagen, aber sie fürchtete die Unsicherheit ihrer Stimme und schwieg. Endlich nach einer langen Pause, in der sie neben dem Brunnen lehnte und auf das zahllose Heer der goldenen Sterne schaute, welches die königliche Nacht erhellte, sagte sie leise: „Ich möchte nun doch in mein Zimmer gehen, das Fieber, welches der Föhn in meinem Blute entfacht, hat großer Mattigkeit Platz gemacht, ich kann mich kaum noch aufrecht erhalten."

Ohne ein Wort zu verlieren, schritt Kurt auf die Hausthür zu, öffnete sie, ergriff dann die Lampe und leuchtete der jungen Frau die Treppe hinauf. Die feuchten Waschdämpfe erfüllten den ganzen Flur, und trübe erhellte die Lampe ihren weißen Dunstkreis.

Gerade gegenüber von seiner Thür machte Alice Halt und flüsterte mit ihrer süßen, jungen Stimme: „Ich danke Ihnen, ich bin hier am Ziele, dies ist mein Zimmer", und dabei streckte sie ihm die Hand entgegen.

Er nahm sie aber nicht, sondern sagte nur ernst, beinahe feierlich: „Das war unsre dritte Begegnung, Gott gebe, daß sie unsre letzte ist." Damit verbeugte er sich und ging in sein Zimmer. Hier saß er noch lange unbeweglich am offenen Fenster, während ringsum alles im festen, regungslosen Morgenschlummer lag. In der Luft duftete es nicht mehr so stark, es schien, als ob sich ein Strom von Feuchtigkeit durch dieselbe ergösse. Ein leichter Schlummer kam auch über den jungen, noch immer am Fenster sitzenden Mann, und als er die Augen wieder öffnete, ward es im Osten schon hell. Ein leichtes Frösteln lief durch seine Glieder, dann aber sprang er auf, schnallte seine Sachen zusammen und schlich auf den Zehenspitzen an Alices Zimmer vorüber die Treppe hinab.

Draußen regte sich die erwachende Natur, in der alles zu glühen, zu tönen, zu flüstern begann. Ein Berggipfel nach dem andern entzündete sich, erst purpurn,

dann in lichtem Rot, funkelnden Diamanten gleich hingen die dicken Tautropfen in den Büschen und Gräsern der Wiese. Ohne einen Blick seitwärts auf den Sitzplatz in der Nähe der weißen Lilien zu thun, eilte Kurt, nachdem er seine Rechnung beglichen hatte, über die staubige Landstraße und den rauschenden Fluß, dessen grünliches Wasser wie verschämt durch den sonnendurchglühten Nebel lugte, immer den Silvretta-Gletscher im Auge behaltend, ihm als dem Ziele seiner Wanderung entgegen.

„Gottlob", sagte er tief aufatmend, „daß es endlich heller Tag geworden und die schwüle Sommernacht vorüber ist."

Da erklangen durch die Morgenfrische die Klänge der Glocken, welche in den benachbarten Ortschaften die Leute zur Kirche riefen, viel reiner und heller als gestern Abend. Bald begegnete er auch Bauern, Frauen und Mädchen in ihrem Sonntagsstaat, und im Vorübergehen hörte er die Bestätigung dessen, was er schon selbst empfunden, daß sich der Föhn gelegt und eine andre, reine Luftströmung in den oberen Regionen gesiegt hatte. Freundlich beantwortete er das „Grüß Gott" der Leute, welches auch häufig zu einem „Grüß Sie", zusammengeschrumpft war. An einer Biegung des Weges blieb er stehen, blickte den Kirchgängern nach und fragte sich, wie viele wohl aus innerer Nötigung den Weg zum Gotteshause antraten. Als aber die Glockenklänge zum zweitenmale metallen summend durch den strahlenden, friedlichen Sonntagmorgen tönten, gedachte er des Streites, der in dieser Nacht siegreich ausgerungen war, und pries sich glücklich, daß er seines Freundes ehrlichen Augen in Zukunft nicht auszuweichen brauche. Ob Alice recht hatte, ob nur Vollmenschen jenes schweren Kampfes gewürdigt wurden, in dem es sich entscheidet, ob das Feuerelement oder der Erdenstaub die Oberhand gewinnt? — Er blickte hinauf zu dem klaren, blauen Himmel, an dem das leuchtende Tagesgestirn jetzt in voller Majestät stand, blickte zurück nach Klosters, von wo die Glockenklänge noch immer sanft und friedlich zu ihm drangen, und entblößte dann mit einem schnellen Entschluß sein Haupt.

„Jeder Mensch hat eine eigene Ansicht von seinen Rechten und Pflichten", sagte er halblaut zu sich selbst, „aber ich glaube, in diesem Falle war das Recht auf ihrer Seite. „Ein jeder bete, wie er kann", und so that auch ich es in dieser Nacht auf meine Weise."



Was weiter?

Schreiben aus St. Petersburg.

Ende Oktober a. St.

Von den Irrtümern, die bei Beurteilung politischer Dinge begangen zu werden pflegen, sind die meisten auf Ungeduld und Kurzatmigkeit der Urteilsprecher zurückzuführen. Daß „Gott nicht an jedem Wochenschluß die Zeche macht", — daß große Gemeinwesen durch sich selbst und ihre natürliche Schwere im Gleichgewicht gehalten, — daß alteingelebte Regierungssysteme, wenn durch nichts andres, durch die Macht der Gewohnheit gefristet werden, — das sind Dinge, die sich nur durch Erfahrung und langjährige Beobachtung lernen lassen. Da nun die wenigsten Leute in der Lage sind, dergleichen Beobachtungen dauernd und von der richtigen Stelle aus anzustellen, — und da von diesen Begünstigten höchstens einzelne die Neigung verspüren, die gewonnenen Ergebnisse an die Öffentlichkeit zu bringen, so geschieht immer wieder, daß Zusammenbrüche, sogenannte Krisen und entscheidende Wendungen angekündigt werden, während die bezüglichen Entwickelungen kaum die Hälfte ihres Weges zurückgelegt haben. Wer über einige Jahrzehnte zurückzudenken vermag, wird sich z. B. erinnern, wie häufig während der fünfziger Jahre der Zusammensturz des Napoleonischen Kaisertums, — und wie unaufhörlich nach den Ereignissen 1859 und 1866 das Ende der habsburgischen Monarchie als vor der Thüre stehend angekündigt worden: dessen zu geschweigen, daß der unvermeidliche Einbruch einer großen, für die türkische Herrschaft verhängnisvollen orientalischen Katastrophe seit Anfang des Jahrhunderts zu dem eisernen Inventar zünftiger wie gelegentlicher Konjektural-Politiker gehört. Sie kennen wahrscheinlich die Geschichte von dem jungen Diplomaten, der zu Anfang der siebziger Jahre den Grafen Andrassy um Abberufung aus Konstantinopel bat, „weil es sich der Mühe nicht verlohne, die Verhältnisse eines Staates zu studieren, dessen Auflösung vor der Thüre stehe" — und von der Antwort Andrassy's, die in der Abschrift eines analogen Gesuchs bestand, das ein französischer Legationssekretär in der Mitte des 18. Jahrhunders an den Herzog von Choiseul, Premierminister Ludwigs XV., gerichtet hatte? Würden Zeitungsartikel so sorgfältig aufbewahrt, wie amtliche Aktenstücke, so kostete es keine Mühe, publizistische Erfahrungen ähnlicher Natur dutzendweise aufzuführen und den Nachweis zu führen, daß in dieser Beziehung gerade die besten und gescheitesten Köpfe (u. a. Gentz) in die dicksten und merkwürdigsten Irrtümer verfallen sind.

Den vorliegenden Blättern hat die Erinnerung an diese Erfahrungen aus doppelten Gründen vorausgeschickt werden müssen. Zum ersten, weil die Unhaltbarkeit des gegenwärtig in Rußland befolgten Systems zu ungezählten Malen (u. a. während des großen Notstandes von 1891/92) vorausgesagt worden, — zum andern aber, damit dem Mißverständnis vorgebeugt werde, als

ob auf die nachstehend versuchte Aufzählung von Anzeichen einer bevorstehenden Wendung der russischen Dinge eine Prophezeiung bedeuten sollte. Davon ist nicht die Rede. Die Absicht des Briefschreibers ist vielmehr auf die Feststellung einzelner Thatsachen beschränkt, aus denen der Leser selbst seine Schlüsse ziehen mag, — wenn er solche finden zu können glaubt.

Während den letzten Monate ist die Aufmerksamkeit des In- und Auslandes auf zwei Dinge, den Zollkrieg und die in Frankreich gefeierten russisch-französischen Verbrüderungsfeste, gerichtet gewesen. Beide Vorgänge stellen sich so deutlich als Endpunkte längerer Entwickelungsreihen dar, daß die Frage danach, was weiter kommen soll, unabweisbar erscheint. Ganz besonders gilt das von dem sogenannten Zollkriege. Der verwegene, von den eigenen Anhängern als Glücksspieler bezeichnete Staatsmann, dem seit dem Herbst vor. J. die Erbschaft Wyschnigradski's überkommen ist, hat ein wirtschaftliches Experiment angestellt, das den Gipfelpunkt der hier zu Lande seit Jahr und Tag getriebenen nationalistischen Selbstüberschätzung und Selbstverherrlichung darstellt. Der von Herrn von Witte gethane Schritt muß zum Biegen oder zum Brechen des herrschenden Systems führen, weil er ein non plus ultra von zugleich ökonomischer und politischer Bedeutung darstellt. Am Vorabende eines Ernteergebnisses, das zu den günstigsten der letzten Jahre gehört, ist die Gelegenheit zur Verwertung desselben aufs Spiel gesetzt worden, weil der Finanzminister die Gelegenheit gekommen glaubt, den deutschen Nachbar zu bedingungsloser Unterordnung unter die russische Zollpolitik nötigen, Deutschlands Übergewicht brechen und damit eine befreiende, dem „russischen Gotte" wohlgefällige That ausführen zu können. — Je eingehender man die Sache betrachtet, desto seltsamer nimmt sie sich aus. Unter Aufrechterhaltung eines Tarifs, der die Einfuhr mit rund 30 Prozent ihres Wertes belegt, wird von der deutschen Regierung die nämliche Herabsetzung von Getreidezöllen verlangt, welche andre, zollpolitisch liberale Staaten mit erheblichen Zugeständnissen haben erkaufen müssen, — und das unter Umständen, die nichts weniger als günstige sind. Der Umfang der dem Auslande gestellten Zumutung wird allein durch denjenigen des dabei übernommenen Risikos übertroffen. Das Interesse des ausgedehntesten, wichtigsten russischen Produktionszweiges der Landwirtschaft wird aufs Spiel gesetzt, um Industrien und Manufakturen, welche anerkanntermaßen einer bloßen Minderheit von Staatsbürgern zu gute kommen, eine unliebsame Konkurrenz vom Leibe zu halten. Dieses Wagnis ist allein dadurch möglich geworden, daß Herr von Witte einerseits auf die gröbsten Instinkte der Masse, anderseits auf die Hilf- und Marklosigkeit des Staates rechnen durfte, der für den ersten gilt und der letzte zu werden in Gefahr läuft.

Daß die große Mehrzahl russischer Zeitungsschreiber und Zeitungsleser auf der Seite der extremsten Schutzzöllnerei steht und dem Plumpschusse des Finanzministers blindlings sekundiert, hat mit wirtschaftlichen Überzeugungen und Grundsätzen nicht das Geringste gemein. Der Name der Sache, das patriotische nationale Aushängeschild derselben und der seit Jahren herrschend gewordene Rassenfanatismus haben das große Publikum für den Gedanken begeistert, Rußland auf eigene

Füße gestellt und von dem wirtschaftlichen Einflusse der Ausländer, d. h. der Deutschen befreit zu sehen. Bestimmte Vorstellungen werden mit diesen Schlagwörtern nicht verbunden: darüber, ob Rußland allein von eigenen Erzeugnissen leben, auf jeden Güteraustausch verzichten und das Gedeihen einzelner Moskauer Manufakturen mit dem Ruin seiner Landwirtschaft bezahlen soll, — darüber haben unsre sogenannten Patrioten niemals nachgedacht. Seit zwanzig Jahren gewöhnt, das eigene Volkstum zu verhimmeln und alle Schäden desselben auf die Rechnung fremder Einflüsse zu schreiben, verfahren diese Leute auch in dem vorliegenden Falle nach dem einzigen ihnen bekannten Rezept. Herr von Witte kämpft gegen Ausländer, gegen Deutsche, — folglich hat er recht und muß er dabei unterstützt werden! — Da diese Strömung mit dem Interesse der Industriellen zusammentrifft, haben letztere sich die Sache zu nutze gemacht, die Presse auf ihre Seite gezogen und das Geld auch sonst nicht gespart. Größerer Opfer hat es dabei nicht bedurft, weil der Wahn, Rußland könne in ökonomischer Rücksicht sich selbst genügen, dem allgemeinen, seit Jahrzehnten genährten Wahn von der prädestinierten Herrschafts- und Ausnahmestellung der russischen Rasse entspricht und alle Präsumtionen für sich hatte.

Dieser Teil der Witte'schen Rechnung stimmt — wie aber steht es mit der Rechnung darauf, daß Adel und Grundbesitz sich ohne weiteres fügen und die Preisgebung ihrer Existenzbedingungen schweigend hinnehmen werden? Während der letzten Jahre ist so unaufhörlich von den Segnungen der Alleinherrschaft und der Schädlichkeit ständischer und lokaler Sonderinstitutionen geredet worden, daß Verwahrungen, welche Adel und Landschaften gegen büreaukratische Maßregeln einlegen könnten, im voraus diskreditiert und mit dem Odium politischer Insubordination belegt erscheinen. Das Hauptverdienst des ehemaligen Ministers des Innern Grafen Tolstoi und seines Nachfolgers Durnowo soll ja in der Bändigung und Unschädlichmachung der Landschafts-Institutionen und Adelsverbände bestanden haben: nun, diese Bändigung ist so vollständig gelungen, daß von ständischen Protesten gegen den Witte'schen kühnen Griff ebenso wenig verlautet wie von Lebensäußerungen andrer Art. Man schweigt, wie man zu allem geschwiegen hat, was seit dem Jahre 1881 geschehen und nicht geschehen. Dieses Schweigen aber nimmt sich um so imposanter aus, als die Betroffenen mit der nötigen Genauigkeit wissen, daß die zu ihrem Schutz ergriffenen Maßregeln (Bankvorschüsse auf Getreide, Verpfändungen, Abzahlungen in Korn, Massenankäufe des Militärfiskus) zum einen Teil unausführbar, zum andern Teile ungenügend sind und daß es überhaupt keine Veranstaltungen giebt, die für die Absperrung Rußlands von den deutschen Märkten und für den dadurch bedingten Rückgang der Getreidepreise Ersatz zu schaffen vermöchten. Internationalen Güteraustausches kann kein in die Kulturwelt eingetretener Staat auf die Dauer entbehren, und auf den Standpunkt des 17. Jahrhunderts läßt Rußland sich nicht mehr zurückschrauben. Niemals ist das deutlicher zu Tage getreten als während der letzten Monate. In der Presse hat es denn auch an Stimmen, welche die Möglichkeit einer Isolierung in chinesischem Stile und

die Unauskömmlichkeit der Witte'schen Hilfsvorschläge nachwiesen, keineswegs gefehlt, und es könnte wohl ein halbes Dutzend russischer Zeitungen namhaft gemacht werden, welche die Verderblichkeit des gegen Deutschland inscenierten Kriegszustandes und die Unmöglichkeit, die deutschen Einfuhren durch andre zu ersetzen, beredt und energisch nachgewiesen haben: ausgerichtet haben diese Oppositionsversuche aber nicht das Geringste. Der Strom der öffentlichen Meinung begleitet Herrn von Witte, und die Grundbesitzer und Landwirte haben sich nirgends zu regen gewagt, weil sie ihren Chef, den Minister des Innern und dessen Organe auf der gegnerischen Seite wissen.

Das letzte Wort in der Sache ist indessen noch nicht gesprochen. Man weiß vielmehr, daß das Fininzministerium selber in der Stille auf eine Verständigung mit Berlin hofft und daß diese Hoffnung von den landwirtschaftlichen Interessenten geteilt wird. Daraus erklärt sich, daß die Getreidepreise noch nicht ins Bodenlose gesunken, die Gemüter noch nicht vollständig entmutigt, die Interessenten noch nicht aufs äußerste gebracht sind. Die Frage ist nun, was da werden soll, wenn diese Hoffnung nicht erfüllt, der zeitweise Bruch vielmehr in einen dauernden verwandelt wird? Allem Anschein nach stehen wir in solchem Falle nicht nur vor einer Krisis, sondern vor einer Katastrophe, deren Tragweite nicht wohl übertrieben werden kann. Das herrschende System wäre in solchem Falle nicht nur bei seinem Gipfelpunkte, sondern bei seiner äußersten Konsequenz angelangt und vor eine völlig unberechenbare Zukunft gestellt. Rußland müßte darauf verzichten, seine wichtigsten, auf mindestens 600 Millionen jährlich zu schätzenden Produkte dem Auslande abzugeben, es würde des besten Teils seiner Tauschmittel beraubt und außerdem genötigt sein, auf die Verwertung seiner nach Westen führenden Schienenwege zu verzichten. Der einmal in die Geldwirtschaft geratene russische Landwirt wäre bis auf weiteres an der Fortführung derselben behindert und zu einer Produktion mit Schaden verurteilt, die den stillen Bankerott, in welchem er sich befindet, zu einem öffentlich eingestandenen machen, den Staatsschatz in ein Faß ohne Boden verwandeln und die künstlich gehaltene Valuta in Zustände bringen würde, gegen welche die Rückgänge von 1878/79 bloße Kinderspiele bedeuteten.

Wird man es, kann man es dazu kommen lassen? Wie aber sollte es zugehen, damit man es nicht dazu kommen ließe? Doch wohl nur, wenn man nachgiebt und vor den Forderungen des mit unsern inneren Schwierigkeiten nur all' zu wohl bekannten Auslandes die Waffen streckt! Aber auch in diesem Falle würden wir vor einer Wendung stehen, die einen Systemwechsel bedingen und von dem wirtschaftlichen Gebiete auf das politische hinüberwirken müßte. Eben weil der Wahn, Rußland vermöge in wirtschaftlicher Beziehung mit sich selbst auszukommen, kein bloßer ökonomischer Irrtum, sondern eine an dem Baume politischer Begriffs- und Ideenverwirrung gewachsene Frucht ist, müßte die Enttäuschung über diesen Punkt weitertragende Wirkungen üben und dem gesamten System, in welches wir seit Jahr und Tag eingesponnen sind, einen schweren Stoß versetzen. Herr von Witte hat sich das Nachgeben nicht nur dadurch schwer

gemacht, daß er den Mund voll nahm und bei den Industriellen verwegenste Hoffnungen weckte, — er hat die Rassenfanatiker von der Couleur der Ilowaiſſki zu seinen intimsten Bundesgenossen gemacht und seine Sache nicht sowohl mit wirtschaftlichen als mit politischen Argumenten geführt und die nationalen Leidenschaften systematisch angefacht. Zieht er den kürzeren, so verwickelt er die gesamte slavistische Partei in seine Niederlage und liefert den Gegnern derselben Waffen in die Hände, wie unsre „Westlichen“ (Sapadniki) sie kaum jemals besessen haben. Von Ilowaiſſki bis zu Meſchtſcherski (dem Herausgeber des pseudo-konservativen Grashdanin) hinüber ist solchenfalls alles ad absurdum geführt, was seit zehn Jahren die Rettung Rußlands und das Bündnis zwischen Absolutismus und rechtgläubigem Nationalismus verkündigt hat! In das „System“ der Katkow und ihrer Nachfolger ist dann ein Loch geschlagen, das sich nicht wieder stopfen ließe und dem andre Löcher folgen müßten.

Zieht man diesen Zusammenhang der Dinge in Betracht und vergegenwärtigt man sich dabei, welche Proben das in Witte verkörperte System überstanden hat und wie eng dasselbe mit den gegenwärtigen Staats- und Gesellschaftszuständen verwachsen ist, so wird man sich zu Hoffnungen auf rechtzeitiges Einlenken der gegenwärtigen Machthaber nur mühsam aufschwingen. Die energischeren unter denselben sind auf die Doktrin der Russie pour les Russes eingeschworen, — der Rest besteht aus Mittelmäßigkeiten, denen Fähigkeit und Einsicht zur Umkehr fehlen. Unter den Ratgebern des Monarchen findet sich kein einziger, der das Zeug besäße, neue Wege einzuschlagen oder an die Traditionen des zweiten oder des ersten Alexander anzuknüpfen. Alles, was nach Liberalismus und europäischen Ideen schmeckte, ist ein halbes Menschenalter geschmäht und diskreditiert, — die Unfehlbarkeit der nationalen und absolutistischen Doktrin während dieses Zeitraums jungen wie alten in Kopf und Herz gepreßt worden: es bedürfte einer Niederlage vom Umfange derjenigen des Krimkrieges, damit man in sich ginge, und selbst dann würden die Pessimisten am Ende recht behalten, die damals versicherten „la leçon n'a pas été assez forte!“ — So wenig man sich vorzustellen vermöchte, was werden soll, wenn der zwischen Rußland und Deutschland entbrannte ökonomische Krieg zu einer dauernden Institution gemacht und unsre Landwirtschaft dadurch ins Herz getroffen würde, — so undenkbar erscheint anderseits eine Wendung im Sinne der Ideen, die man unter dem Eindruck der Katastrophe vom 1/13. März 1881 verschworen hat. Und doch wird die eine oder die andre Lösung eintreten müssen, wenn nicht jetzt, so doch über einige Monate: einmal muß die Berliner Konferenz doch ihr Ende erreichen, und einmal das entscheidende Wort fallen.

Auf eine andre Wendung, einen andern Abschluß sind die Leiter dessen, was in Rußland öffentliche Meinung heißt, freilich in noch höherem Grade gespannt. Herrschender Anschauung noch bedeuten die in Toulon, Paris und Marseille gefeierten Verbrüderungsfeste den Abschluß der Periode bloßer Annäherungen zwischen Russen und Franzosen. Diese Feste übertrafen alles, was in Rußland — dem Vaterlande kurzatmiger und inhaltloser Exzentrizitäten, — jemals erlebt

worden. — Selbst die heute vergessenen, ihrer Zeit viel besprochenen Triumphzüge, die dem ewig betrunkenen amerikanischen Admiral Fox bereitet wurden, als er nach Beendigung des großen Bürgerkrieges an der Newamündung landete, um dem ältesten und treuesten Verbündeten der „Vereinigten Staaten" den Dank seines Vaterlandes abzustatten, — selbst die amerikanische Tournée von 1866 hält die Vergleichung mit Avelar's Siegeszug durch Frankreich nicht aus. Manche Erscheinungen jener Zeit erinnern freilich an das, was neuerdings erlebt worden. Die heute an der Newa modisch gewordene Vergleichung zwischen der absoluten Monarchie und der demokratischen Republik stammt ebenso von damals, wie die russische Freude an der Absingung republikanischer Volksgesänge — und wie die Phrase von dem niemals dagewesenen Götterschauspiel der spontanen Verbindung zweier großer Nationen. Trotz des Anteils, welchen die liberalen Tendenzen der 60er Jahre an dem russischen Enthusiasmus für Amerika und die Amerikaner hatten, haben „wir" es zu dem gegenwärtig in Frankreich erlebten Maße von Überschwenglichkeit indessen nicht zu bringen vermocht, und ist es richtig, wenn die Vorgänge der beiden letzten Oktoberwochen als alle Erwartungen übertreffende bezeichnet werden. In der That hat man von französischer Seite an Liebesbewerbungen und Sympathiebeweisen so viel gethan, daß mindestens den Franzosen nichts mehr zu thun übrig geblieben ist. Nachdem man einander in Toulon und Paris so nahe gekommen ist, daß man nicht mehr näher rücken kann — bleibt eben nur übrig, daß man sich auch der Form nach solidarisch erklärt und daß Rußland den Ernst dieser Erklärung durch Thaten bestätige. Aber durch was für Thaten? Von kriegerischen Unternehmungen, wie die Franzosen sie meinen, soll ein für alle Male nicht die Rede sein dürfen, — die geplante Stationisierung eines russischen Geschwaders im Mittelländischen Meere aber wird als ausreichendes Unterpfand für die den neuen Freunden gelobte Treue noch nicht angesehen werden dürfen. Trotz der Wichtigkeit, die diese Maßregel hätte, liegt auf der Hand, daß dieselbe zu den Interessen Rußlands in näherer Beziehung stünde als zu denjenigen Frankreichs und daß sie nicht geeignet wäre, derjenigen Art von Enthusiasmus genug zu thun, welche die französische Volksseele erfüllt. Die Gefahr einer Reaktion auf die Übererregung der „unvergeßlichen" Oktoberwochen ist auch nach Meinung derjenigen, die der Sache mit einer gewissen Zurückhaltung zugesehen haben, eine so naheliegende, die Notwendigkeit, daß der für Rußland entbrannten heiligen Glut neue Nahrung zugeführt werde, eine so greifbare, daß der Wunsch, den Franzosen ein direktes Unterpfand unsrer guten Gesinnung gegeben zu sehen, ein in Rußland allgemeiner geworden ist. Wenn nichts anders geschehen soll oder geschehen kann, so wäre mindestens ratsam, den als bevorstehend angesehenen Rücktritt des Ministers von Giers zu einer Kundgebung im Sinne der französischen Allianz zu benutzen und dadurch auch nach Meinung des andern Teils einen Schritt weiter zu kommen. Der Name Mohrenheim wird in Frankreich für mit der Allianz gleichbedeutend angesehen — nun wohl, so spreche man diesen Namen aus, um den neuen Freunden dadurch eine Freude zu bereiten! Verrauchen darf das Feuer, das man zwar nicht selbst

entzündet, aber doch sorgsam unterhalten hat, — verrauchen darf dieses Feuer unter keinen Umständen und am wenigsten jetzt, wo das Verhältnis zu Deutschland täglich gespannter wird und mit der Möglichkeit eines Bruches gerechnet werden muß, der ein politischer sein wird, gleichviel bei welchem Name man ihn nennt. Dem friedensfreundlichen Charakter unsrer Allianz mit Frankreich würde es ja nur entsprechen, wenn ein erklärter Freund dieses Landes mit der Leitung unsrer auswärtigen Angelegenheiten betraut und wenn dadurch volle Klarheit in die Situation gebracht würde. Selbst die verschrobenen Auseinandersetzungen des Hofjournalisten Meschtscherski über Frankreichs angebliche Tendenz zur Nachahmung russischer Institutionen verraten den Wunsch, daß das Eisen geschmiedet werde, bevor es kalt geworden. Kommt es wirklich dazu, daß die in Berlin geführten Zollverhandlungen die Unversöhnlichkeit russischer und deutscher Interessen besiegeln, so wird das Drängen nach einer den Franzosen gebotenen thatsächlichen Bürgschaft für unsre Brüderlichkeit noch stürmischer, noch unaufhaltsamer sein Wesen treiben.

Besorgnisse für Erhaltung des Friedens brauchten indessen auch an einen solchen, die Wendung unsrer äußeren Politik verschärfenden Schritt nicht geknüpft zu werden. Zu Entschließungen, die den Frieden in Frage stellten, sind „wir" nicht die Leute, denn „wir" wissen aus den Erfahrungen der Jahre 1877 bis 1881, was es damit auf sich hat, innere Schwierigkeiten nach außen ableiten zu wollen. Selbst wenn die durch Herrn von Witte verschuldete ökonomische Krisis zu einer dauernden werden sollte, lassen ernstere Bedrängnisse der Regierung sich nicht sofort absehen. Von heute auf morgen wird die Position noch nicht erschüttert werden, welche man, dank der den Nationalen bewiesenen Willfährigkeit, gewonnen hat. An Schwierigkeiten, die den Regierenden das tägliche Leben sauer machen, fehlt es freilich nicht. Diese sind auch geeigneter zur Vorsicht und Zurückhaltung zu mahnen als stimulierend zu wirken. Allgemach macht sich auch in nationalen und büreaukratischen Kreisen ein gewisser Überdruß an der gespreizten Rechtgläubigkeit und Kirchlichkeit der Pobedonoszew'schen Verwaltung geltend, die sich in alle Zweige der Staatsthätigkeit eindrängt und aller Welt unbequem wird. Der Justizminister Manassein ist der Verfolgungen und Verurteilungen evangelischer Geistlicher, der Minister des Innern der Regressiv-Maßregeln gegen Altgläubige und Sektierer allmählich müde geworden, und von dem General Wannowski heißt es, daß er das neuerdings erlassene Verbot, ketzerische Soldaten zu Unteroffizieren zu befördern, übel vermerkt und als unbefugte Einmischung in sein Ressort bezeichnet habe. Dem allgewaltigen Prokureuren des Synod die Wage zu halten, sind diese Männer allerdings nicht im stande, — zur Zufriedenheit und zum Behagen Sr. Majestät trägt es indessen nicht bei, daß die Beschwerden über Herrn Pobedonoszew immer häufiger werden und daß sie mitunter auch von Personen erhoben werden, deren korrekte Gesinnung außer Zweifel steht. Hätte man an maßgebender Stelle eine Vorstellung davon, wie verderblich, aufreizend und zersetzend der rechtgläubige Fanatismus in den protestantischen und katholischen Westprovinzen wirkt und wie wesentlich derselbe dazu beiträgt, der in diesen

Ländern betriebenen Russifikations-Arbeit Hindernisse zu bereiten, — so würde der spiritus rector des heiligst dirigierenden Synod freilich noch ganz anders beurteilt werden, als bereits geschieht. Aus Helsingfors, Riga, Reval, Wilna und Warschau führen keine Wege an den Hof: was von dort in engere und weitere Kreise der Residenz dringt, läßt indessen auf Verstimmungen und Verbitterungen schließen, wie sie selbst unter dem Kaiser Nikolaus I. nicht erlebt worden. In Polen und Litthauen ist es vor allem der kirchliche Druck, der die Opposition nicht nur der katholischen, sondern ebenso der unierten Elemente schürt und dem russischen Namen täglich neue Feinde weckt. Auch von offizieller Seite wird anerkannt, daß das russische Element in Litthauen trotz alles ihm gewaltsam und rücksichtslos gewährten Vorschubs seit dreißig Jahren um keine Handbreit weiter vorgerückt ist, daß die bezüglichen Projekte weiland Murawjew's noch heute auf dem Papier stehen, daß der Großgrundbesitz gerade so polnisch geblieben ist wie zur Zeit des letzten Aufstandes, und daß das Sträuben des Landvolkes gegen die dem Lande zugedachten „nationalen" Ordnungen in erster Linie von der Zudringlichkeit und Intoleranz des orthodoxen Popentums und erst in zweiter Reihe von dem Ungeschick und der Unredlichkeit des russischen Beamtentums verschuldet worden ist. Unierten wie Katholiken der litthauischen Länder sitzt die Anhänglichkeit an das abendländische Kirchentum und dessen Geistlichkeit zu tief im Blute, als daß diese Bevölkerung auf religiösem Gebiete mit sich hadern ließe. Machte sich das schon damals geltend, wo der arme und geknechtete Bauer hoffen durfte, mit Hilfe des Staates in den Besitz von Feldern und Weiden zu gelangen, so ist derselbe vollends unträtable geworden, seit der Staat gegeben hat, was sich irgend geben ließ, und seit nicht mehr der polnische Herr, sondern der russische Pope den Bedränger spielt. Von dieser Veränderung der Rollen hat die verfolgte und mißhandelte katholische Geistlichkeit so unvergleichlich zu verteilen gewußt, daß es der „Ksends" (katholische Geistliche) ist, der den Bauern von Auflehnungen gegen die „Obrigkeit, die die Gewalt hat," zurückhält und dadurch den status quo im Gleichgewicht erhält. Unter dem gegenwärtigen Regime bleibt das moralische Übergewicht auf katholischer Seite und: darum wird katholischerseits vor allem gewarnt, was zur Wiederholung der terroristischen Maßregeln Murawjew's und Kaufmann's führen könnte. Aller Tage Abend ist ja noch nicht da, und einstweilen läßt sich mit Geduld und Zähigkeit mehr ausrichten als mit Widersetzlichkeit und äußerer Unbotmäßigkeit. In dem ehemaligen Königreich Polen (der Ausdruck „Weichselgebiet" kommt allmählich aus der Mode) wo der Regierung geschlossene nationale Massen gegenüberstehen und wo die griechische Kirche ein bloßes Scheindasein führt — in Polen ist trotz russischer Schulen, russischer Gerichtshöfe und Verwaltungsbehörden auch nicht ein Zollbreit an das Russifikationssystem verloren gegangen. Es hat nicht erst der eisernen Faust des — z. B. schwererkrankten — General-Gouverneurs Gurko bedurft, damit äußere Ruhe und stumme Gefügigkeit aufrecht erhalten bleiben: die Erfahrungen der 60er Jahre haben gefruchtet, und man ist der Erhaltung des nationalen Volks- und Kirchentums so vollständig sicher, daß man zu schweigen und — ab-

zuwarten weiß. Das neue, mit den Mitteln rücksichtsloser Gewalt durchgeführte öffentliche Wesen dringt der Bevölkerung nicht ins Blut; über diese Gefahr beruhigt, kann von den Polen usque ad meliores fortunas ausgeharrt werden. Auch durch den Verlust des alten französischen Verbündeten läßt das Polentum sich nicht entmutigen, seit es das Herannahen einer großen russisch-deutschen Auseinandersetzung wahrzunehmen glaubt.

Auf den Jammer der baltischen Zustände, die Bedrückung der dortigen evangelischen Landeskirchen, die Verwüstung des einst so blühend gewesenen Schulwesens und die Verwandlung der alten deutschen Hochschule Dorpat in eine „Jurjew" benannte russische Dressuranstalt dritter Klasse (Petersburg, Moskau und Kiew nehmen bereits wissenschaftlich bedeutendere Stellungen ein) braucht nicht besonders eingegangen zu werden. Hier wird die Russifikation nicht sowohl als staatliche Notwendigkeit wie als nationaler, mit der Glut intensiven Hasses verfolgter Sport betrieben und zum Schaden der Spott gefügt. In dem kürzlich erschienenen zweiten Bande seiner Tagebücher (aus den Jahren 1855 und 1856) hat der Historiker Theodor von Bernhardi diesen Zerstörungskrieg vorausgesagt und außerordentlich treffend ausgeführt, daß die damals erwachten französischen Sympathien des Nationalrussentums die Entzündung leidenschaftlichen Deutschenhasses zur nächsten Folge haben würden. Die Dinge sind langsamer gegangen, als der Verfasser der „Geschichte Rußlands und der europäischen Politik" vorauszusehen vermochte, in der Sache aber hat er vollständig Recht behalten, und zwar so vollständig, daß der gegen die Selbständigkeit Finlands geführte Angriffskrieg sich als bloße Konsequenz der dem baltischen Deutschtum angedrohten Vernichtung darstellt. Deutlicher als die Germanen selber fühlen die Russen-Slaven, daß das germanische Element das vornehmste Hindernis der panslavistischen Weltherrschaft bildet und daß Deutsche und Skandinavier als Spielarten einer und der nämlichen Rasse auf das nämliche Brett gehören.

Ob die instinktive Ahnung, daß es mit einem System, welches den gesamten Westen des Reiches der Regierung entfremdet hat, seine Bedenken haben könne, und daß dasselbe mindestens nicht geeignet sei, kriegerische Unternehmungen vorzubereiten, — ob diese Ahnung in die maßgebenden Kreise gedrungen ist, weiß ich nicht. Daß man sich unbehaglich zu fühlen beginnt, beweist u. a. der Umstand, daß relativ geringfügige Vorgänge, wie die Massenauswanderung der Krimschen Tataren, bemerkt und als unwillkommene Symptome bezeichnet werden und daß ein hochgestellter Militär gerade den gegenwärtigen Zeitpunkt für geeignet gehalten hat, um auf die grauenvolle Entsittlichung hinzuweisen, welche während der letzten Jahre unter der Jugend der Kadettenhäuser und Kriegsschulen eingerissen ist. Daß eine gewisse Neigung zu kritischer Behandlung sonst für selbstverständlich angesehener Dinge erwacht ist, verrät endlich auch das Verhalten unsrer nationalen Presse, die das Thema von der Resultatlosigkeit der in den westlichen Provinzen betriebenen Russifizierungsmaßregeln eben jetzt auf die Tagesordnung gesetzt und darauf hinzuweisen be-

gonnen hat, daß es in der bisherigen Weise nicht weitergehen könne. Zwischen den Zeilen der Entrüstungsartikel, welche auf weiteres und energischeres Vorgehen gegen die „widerspenstigen" Finno-Schweden, Deutschen, Polen u. s. w. dringen, steht ziemlich deutlich geschrieben, daß der Köcher der bisherigen Russifikationspolitik nahezu geleert ist und daß die Prediger des Rassen- und Kirchenfanatismus die Empfindung haben, an der Grenze dessen angelangt zu sein, was bisher für statthaft galt. Verglichen mit dem, was bereits geschehen ist, um Sprache, Kirchentum, Rechts- und Schulwesen der ehemals schwedischen, deutschen und polnischen Länder auf russischen Fuß zu bringen, erscheint das, was zur Weiterverfolgung dieser Zwecke zunächst angeraten und zwar für Finland: Beschränkung des Landtages, für die baltischen Provinzen: Aufhebung der Ritter- und Landschaften, für Litthauen: zwangsweise Expropriation einer Anzahl polnischer Gutsbesitzer, geradezu geringfügig. Hat bisher wesentliches nicht ausgerichtet werden können, so darf von den erwähnten weiteren Programmpunkten vollends kein durchschlagender Erfolg erwartet werden, und es bliebe nur übrig, den kirchlichen Organisationen der „Andersgläubigen" als solchen zu Leibe zu gehen und die fernere Duldung derselben direkt in Frage zu stellen. Zu Entschließungen solcher Art wird die Regierung sich überhaupt nicht am wenigsten aber entschließen, wo das Vertrauen zu dem bisher befolgten System mindestens nicht zugenommen hat und wo die Gewalthaber in den westlichen Ländern selber der Meinung sind, es dürfe des Guten nicht all zuviel gethan, auf dem beschrittenen Wege nicht allzu eilig weitergestürmt werden. — Auch darauf darf hingewiesen werden, daß die in die engsten Grenzen gebannten Organe des westeuropäischen Liberalismus fester als sonst auftreten und daß sie dabei eine ganz bestimmte Taktik befolgen. Von politischen Dingen wird in den Blättern dieser Richtung wenig geredet, dafür aber alle Aufmerksamkeit der wirtschaftlichen Lage und den durch die Zollsperre geschaffenen Schwierigeiten zugewendet. Man hat auch hier eine Witterung davon, daß der extreme Protektionismus einen integrierenden Teil des nationalen und absolutistischen Systems bildet, daß eine Zurückweisung desselben die gesamte nationale Maschinerie in Mitleidenschaft ziehen und eine Wendung herbeiführen könnte. Mit unleugbarer Geschicklichkeit wird dabei auf die Abneigung des Monarchen vor so radikalen Schritten spekuliert, wie sie unvermeidlich sein würden, wenn die in Berlin geführten Verhandlungen scheiterten.

So wiederholt sich auf den verschiedensten Gebieten die nämliche Erscheinung. Das bisherige Programm für Durchführung der „nationalen" Politik ist, so zu sagen, aufgearbeitet und ein Punkt erreicht worden, an welchem neue Entschließungen gefaßt werden müssen. Stille zu stehen vermag man nicht, ein Rückzug ist nicht möglich, weil er die Elemente entmutigen würde, auf welche die Regierung sich bisher stützt, weiterem Vorgehen auf der Bahn der gewaltsamen Russifikationen stellen aber sich Bedenken in den Weg, deren Ernst von den verantwortlichen Trägern des Regiments nicht verkannt werden kann. Das Nämliche gilt für die auswärtige Politik. Von der einen Seite drängt sich die Unvermeidlichkeit einer

Klärung der Beziehungen zu Frankreich in den Vordergrund, von der andern erheischt die mit Deutschland schwebende zollpolitische Kontroverse eine Feststellung darüber, ob man es darauf ankommen lassen will, der Bruch mit dem westlichen Nachbarn zu einer vollendeten, öffentlich anerkannten Thatsache werden zu lassen.

Anzeichen dafür, in welcher Richtung man den Ausweg suchen will, sind nirgend sichtbar geworden, und nur das Eine gilt für ausgemacht, daß an Störungen des Friedens unter keinen Umständen gedacht werden darf. In dieser Beziehung sind der ruhebedürftige Monarch und sein noch für Jahre in Anspruch genommener Kriegsminister so durchaus gleicher Meinung, daß abweichende Meinungen sich nirgends geregt haben. Dazu kommt — wie erwähnt — ein empfindlicher Mangel an Personen, die sich des öffentlichen Vertrauens rühmen dürften, denen man neue Ideen, die Fähigkeit zu siegreicher Durchführung derselben und den dazu erforderlichen Kredit bei dem Monarchen zuschriebe. Die einen sind verbraucht, die andern überhaupt nur in beschränktem Maße brauchbar, sie alle unter Verhältnissen emporgekommen, die der Bildung fester Charaktere und überlegener Köpfe so ungünstig wie immer möglich waren. Die ausgetretenen Wege der Partei, die unter der vorigen Regierung die Partei der Reaktion bildete, sind die einzigen, welche die Epigonen der Katkow, Murawjew und Genossen zu gehen wissen, jede Vakanz im Rate der Krone bildet eine Verlegenheit, und von den Männern, die bisher tonangebend waren und die beide der vorigen Generation angehörten, ist der eine (Graf Tolstoy) tot, der andre (Pobedoneszew) abgenutzt. Der Leiter unsrer auswärtigen Politik hat seine Stellung nur dadurch zu wahren vermocht, daß er von derselben den denkbar bescheidensten Gebrauch machte und daß er sich schließlich selbst Entscheidungen wie diejenigen in Sachen der Tariferhöhung über den Kopf wegnehmen ließ. Der greise Unterrichtsminister Deljanow hat den verschiedensten Systemen gedient und ist niemals mehr als ein Werkzeug der jeweilig herrschenden Strömung gewesen, der Justizminister Manassein, ein nationaler Fanatiker, der sich zufrieden giebt, wenn man ihn in seinem Ressort gewähren läßt, der neue Ackerbauminister Jermolow durch seine Antecendienzen auf Unterordnung unter Herrn von Witte angewiesen. — Dieser letztere aber hat sich, wie wir wissen, mit der Sache identifiziert, welche den heikelsten und schwierigsten Punkt der gegenwärtigen Lage bedeutet, den Punkt, auf dessen Erledigung das Meiste, wenn nicht alles ankommen wird. Noch wird angenommen, daß der Finanzminister seinen Willen Deutschland gegenüber durchsetzen und sich dadurch eine Stellung erobern werde, wie sie seit den Tagen des alten Cancrin keiner seiner Vorgänger besessen hat — diese Annahme aber steht notorisch auf thönernen Füßen. An Witte's Bereitschaft auch in dem andern Falle (demjenigen einer weitgehenden Nachgiebigkeit von unsrer Seite) im Amte zu bleiben, zweifelt man nicht, wohl aber an der Möglichkeit, daß er sich solchenfalls behaupte. Die dritte Möglichkeit endlich, diejenige eines Abbruchs der angeknüpften Verhandlungen, schließt alle sonst überhaupt übrig bleibenden Möglichkeiten in sich und bleibt darum lieber unerörtert.



Die Lage in Frankreich.

Von
Heinrich Geffcken.

Paris, den 1. Dezember.

Die Pariser, welche wie die Athener zu Zeiten Pauli stets danach trachten, etwas Neues zu hören, und vor allem die hundert Blätter, die darauf brennen, jeden Morgen eine Sensationsnachricht zu bringen, können sich in diesem Jahre nicht beklagen. Vier Monate Panamaproceß mit einem Ende, bei dem fast alle Schuldigen außer dem Sündenbock Baïhaut frei ausgingen, und einem Bericht der parlamentarischen Untersuchungs-Kommission, dessen Ergebnis gleich null war, stetes Versteckspielen mit Cornelius Herz, dem fortwährend sterbenden Manne, und Artom, der nicht gefunden werden konnte, weil er nicht gefunden werden durfte, Ministerwechsel, Sieg in Siam, allgemeine Wahlen, der Russentaumel, und als das Ministerium, das in den Wahlen glänzend gesiegt, sich eben anschickt, seinen Triumph und die „unvergeßlichen Oktoberfeste" auszubeuten, plötzliches Verschwinden desselben in einer Versenkung und lange Ministerkrisis. Wem das nicht für dreizehn Monate genug ist, dessen Appetit muß wirklich unersättlich sein. Wären diese Ereignisse nur ebenso erfreulich für Frankreich, wie sie sensationell sind! Aber davon ist keine Rede, das Land ist durch sie nicht weiter gekommen, sondern innerlich eher zurück, und man darf ohne Zögern behaupten, daß der Präsident Carnot hierbei die Hauptschuld trägt. Es hat sich aufs neue gezeigt, daß der Mann, der an der Spitze einer Nation steht, die wie die französische vor allem das Bedürfnis hat, regiert zu werden, so daß ein Blatt nach den Russenfesten meinte, endlich habe man doch einen Herrn, keine Null sein darf. Grévy war dies keineswegs, er hat sich politisch mit Takt benommen, und wenn er keine schlimmere Eigenschaft gehabt als den Geiz, mit dem er seine repräsentativen Pflichten vernachlässigte, so hätte er alle Aussicht gehabt, wiedergewählt zu werden. Aber nun brach in dem Hause, dessen Haupt für unantastbar gegolten, der Wilson-Skandal aus, der zeigte, daß im Elysée selbst der Stellen- und Ordensschacher zum System erhoben war, und unter der Last dieser Enthüllung stürzte der Präsident zusammen. Alles rief nach einem ehrlichen Manne, und als solcher präsentierte sich der tugendhafte Carnot, der sich als Finanzminister den Ruf der Unbestechlichkeit erworben; in Wahrheit wurde er gewählt, weil die Majorität keinen bedeutenden Mann wie Freycinet, Floquet oder Ferry an der Spitze sehen wollte, denn wenn man nach den Eigenschaften fragt, die Carnot seit seiner Erwählung gezeigt, so kann man nur eine nennen: egoistischen Eigensinn. Die Verfassung untersagt dem Präsidenten jede eigentliche Einmischung in die Regierung, diese führen vielmehr die verantwortlichen Minister, er beruft und schließt die Kammer, aber er muß das erstere thun, wenn die Mehrheit des Senats und der Abgeordneten es verlangt; er darf sie nicht länger als einen Monat vertagen und nicht zweimal in der Session und kann die Kammer nur

mit Zustimmung des Senats auflösen, über das Schicksal der Ministerien entscheiden die Kammern. Nun aber zeigt sich, daß Carnot sehr stark in die Regierung eingegriffen hat, er war durch die Mehrheit der Republikaner gewählt, ihr fühlte er sich verpflichtet, und so ward er der Mann der republikanischen Konzentration, wie er dies selbst noch in diesen Tagen erklärt hat. Aber diese republikanische Mehrheit setzte sich aus zwei sehr verschiedenen Teilen zusammen, den Gemäßigten und den Radikalen, und da er eigensinnig daran festhielt, daß in jedem Ministerium die beiden Elemente, denen er seine Wahl verdankte, vertreten seien, verhindert er jede homogene, starke Regierung. Es steht jetzt fest, daß Dupuy, nach dem großen Wahlsieg dieses Sommers, in dem die Royalisten verschwanden und die Ralliierten nur ein Häuflein bildeten, ein homogenes Ministerium bilden wollte, indem er sich seiner radikalen Kollegen zu entledigen verlangte, namentlich des Finanzministers Peytral, der die progressive Einkommensteuer auf sein Banner geschrieben. Aber er scheiterte an Carnot's Ablehnung, der verlangte, daß das Ministerium, welches die Wahlen gemacht, auch als Ganzes vor die neue Kammer treten müsse. Die Folge war, daß die Erklärung der Regierung, mit der Dupuy die Session eröffnete, ein Zwitterding wurde, indem die im Ministerium bestehenden Gegensätze, so gut es gehen wollte, verkleistert wurden. Man sagte mit großer Energie, was man nicht wolle, vor allem nicht eine einzige, progressive, inquisitorische Steuer, die Peytral niemals verlangt hatte, aber über das, was man wolle, brachte man nur Gemeinplätze, die kein Programm waren, und als Peytral auf die Bemerkung eines Interpellanten, er habe seine früher verteidigte Einkommensteuer aufgegeben, mit dem Kopf schüttelte, brach die Krisis aus, indem die Kammer erklärte, man habe kein solidarisches Ministerium vor sich, mit dem man diskutieren könne. Die drei radikalen Minister gaben ihre Entlassung, welcher die des ganzen Kabinetts folgte. Aber auch dann hielt Carnot seine Idee der republikanischen Konzentration bis aufs äußerste fest und versuchte hierfür alle möglichen Kombinationen. Es stand von vornherein fest, daß der Kammerpräsident Casimir Périer durch das hohe Ansehen' das er genießt, und durch seine Begabung der beste Ministerpräsident sein würde' aber er lehnte bestimmt ab, auf Carnot's Ideen einzugehen. Einen Augenblick schien es, als ob letzterer noch einmal seinen Willen durchsetzen werde, ein Ministerium Spuller erschien so gut wie fertig, das voraussichtlich keine Aussicht auf längeren Bestand gehabt hätte, da der Freund Gambetta's und erste Redakteur von dessen „République française“ ein braver, aber kein Mann von Bedeutung ist, im letzten Augenblick kam jedoch ein vernehmlicher Wink von der Newa, daß ein Ministerium Spuller nicht geeignet sein würde, das französisch-russische Einvernehmen zu fördern. Spuller wie Gambetta waren stets für die englische Allianz und gegen eine solche mit Rußland gewesen, ja ersterer hatte als Auswärtiger Minister unter Picard einen persönlichen Streit über die Expedition des „freien Kosaken“ Atschinow mit Mohrenheim gehabt, so daß er diesem seine Zeugen geschickt und ein Duell nur mit Mühe verhindert wurde. Spuller gab demzufolge seine Vollmacht in die Hände des Präsidenten zurück, und dieser mußte

sich dazu verstehen, Casimir Périer zu berufen. Aber derselbe kam jetzt in ganz andrer Lage ins Elysée, er stellte seine Bedingungen, und die erste war, daß er völlig freie Hand in der Wahl seiner Kollegen haben müsse, sein Programm selbst verfassen und nur den übrigen Ministern zur Unterschrift vorlegen werde. Das Kabinett Périer ist fertig, es ist homogen und entschieden antiradikal, Carnot's Regiment ist zu Ende, er selbst endgültig besiegt und wird sich allem, was Périer verlangt, unterwerfen müssen. Das Manifest desselben ist geschickt abgefaßt, es schlägt einen neuen Ton an. Es betont nicht nur, wie das Dupuys', kräftige Aufrechthaltung der Ordnung, sondern daß er den sozialistischen Doktrinen keine Mißachtung, vielmehr eine edelmütige und fruchtbare Wirksamkeit der öffentlichen Gewalt entgegensetzen werde. Als Punkte solcher betont Périer eine gerechtere Verteilung der Steuerlast, wie sie unsern jetzigen Verhältnissen entspricht, stärkere Heranziehung namentlich des Kapitalbesitzes, Erhöhung der Erbschaftssteuer in direkter Linie, deren Ertrag zur Entlastung des Grundbesitzes dienen soll, Reform des veralteten Katasters, landwirtschaftliche Versicherungs- und Altersversicherungskassen u. s. w., womit energische Verteidigung persönlicher Freiheit gegen die Theorie der Staatsallmacht sehr wohl verträglich sei; man darf wohl sagen, daß mit Périer eine neue Ära beginnt, und die Ungeschicklichkeit, mit der Royal debatierte, bedeutet weniger. Hält er, was er verspricht, so wird er als Auswärtiger Minister zuerst die Differenzen mit England über Siam und mit Deutschland über den englisch-deutschen Vertrag über die Grenzen in Westafrika begleichen müssen. Was erstere betrifft, so wird es nicht schwierig sein, zu einem Abkommen über die Abgrenzung des Pufferstaates Siam zu kommen. Dupuy hatte, um einen auswärtigen Erfolg für die Wahlen zu erzielen, durch sein brutales Ultimatum den Hof von Bangkok zur Unterwerfung gebracht, und England hatte denselben schwächlich im Stich gelassen, ja nicht einmal gegen die völkerrechtswidrige Blokade protestiert, welche freilich nur einen Tag bestand. Der Friede gab Frankreich sogar noch mehr: nicht bloß das linke Ufer des Mekong, das auf allen Karten als siamesisches Gebiet bezeichnet war, mußte abgetreten werden, sondern auch Chaetabun auf der rechten Seite sollte so lange von den Franzosen besetzt bleiben, bis der Friedensvertrag ganz ausgeführt, was bei der Elasticität von dessen Bestimmungen lange dauern konnte. Aber die Franzosen, welche erklärt hatten, die Unabhängigkeit Siams nicht antasten zu wollen, und sich deshalb im Prinzip bereit gezeigt, mit England über die Grenzen desselben zu unterhandeln, der als Pufferstaat ihre Besitzungen von Indien trennen soll, zeigten sich zuerst sehr wenig entgegenkommend, und die offiziöse Presse gab deutlich zu verstehen, daß Frankreich nach dem Grundsatz beati possidentes keine Eile habe, diese Sache zum Abschluß zu bringen. In dieser Beziehung trat ein Wandel ein, als Frankreich erfuhr, daß sein neugewonnener Besitz nicht leichter zu regieren sein werde wie Anam. Der Versuch, die Laosstämme zur Frohnarbeit am Straßenbau zu nötigen, rief einen allgemeinen Aufstand in dem Hügelland hervor, der in der Stille von China ebenso genährt ward wie der kleine Krieg der Schwarzen Flaggen in Anam. Dieser Erhebung steht die schwache französische

Besatzung fast ohnmächtig gegenüber, und so zog schon Dupuy in der letzten Zeit seines Ministeriums gelindere Saiten auf und erklärte sich bereit, das Gebiet zwischen dem Nam-Ou und dem rechten Ufer des Mekong als zum Pufferstaat gehörig anzuerkennen; darauf antwortete der Prinz Henri d'Orléans, der ein carnet de voyage über seine Reisen in Hinterindien herausgegeben, mit einem entrüsteten Protest im „Figaro“ über die Aufgabe französischer Rechte hinsichtlich dieser Gebiete, „où nos troupes ont déjà passé“, als ob ein Truppendurchzug Besitzansprüche gebe, aber sein Unwille hat nicht gehindert, daß es bereits zu einem Abkommen zwischen England und Frankreich über den Pufferstaat gekommen ist.

Noch weit unbegründeter sind die Klagen der Franzosen über den Vertrag vom 15. November, durch den, wie sie behaupten, England und Deutschland, ohne Frankreich zu fragen, über Gebiete verfügt hätten, die ihnen gar nicht gehörten. Nun mag dieser Vertrag in Paris sehr mißfallen, da derselbe Deutschland große Vorteile gewährt, und die Geneigtheit der Engländer diese zu gewähren, wird wohl daraus zu erklären sein, daß sie wünschen, einen freundschaftlich gesinnten Pufferstaat zwischen dem Nigergebiet und dem französischen Kongo zu haben, und Deutschland überlassen wollen, sich mit Frankreich über dessen Begrenzung auseinanderzusetzen. Aber die Franzosen übersehen vollständig, daß sie ihren eigenen Vertrag mit Deutschland vom 24. Dezember 1885 stetig verletzt, der die Grenzen der beiderseitigen Besitzungen nach Graden regelte, sie begnügten sich keineswegs mit der Freiheit des Handels, welche der Vertrag beiden Teilen in den gegenseitigen Gebieten sicherte, sondern sandten bewaffnete Expeditionen in die deutsche Sphäre, die dort Verträge mit Häuptlingen schlossen. Mizon und Panel thaten dies in Ngandare, Maishe und Monteil drangen in das Shanga- und Schari-Gebiet, Ansprüche wurden auf Muri und Adamaua erhoben, wodurch der Tschadsee französisch werden würde. Bisher hat Deutschland sich gegen diese Vertragsverletzungen sehr langmütig verhalten, aber Hauptmann von Uechtritz hat bei der Landung in Yola dem Lieutenant Mizon, der ihm zurief, er habe den Ort für Frankreich in Besitz genommen, doch vernehmlich darüber belehrt, daß Frankreich nichts westlich vom 15. Grade zu suchen habe, und nach dem Vertrage vom 15. November würden wir noch weniger geneigt sein, uns Einbrüche in unsre Sphäre gefallen zu lassen. Derselbe läßt zwar Yola der Nigercompagnie als Stapelplatz ihres Handels, aber giebt uns das ganze Sharigebiet und den größten Teil von Adamaua, öffnet uns also die Straße zum südlichen Tschadsee, und wenn wir dorthin von der Küste eine Bahn bauen, ist auch der Verlust von Yola unbedeutend, Frankreich aber wird sich in das Unvermeidliche finden müssen und einsehen, daß Deutschland keine quantité négligeable ist, womit es schon bei China so unangenehme Erfahrungen gemacht. Der Vertrag vom 15. November regelt nicht nur die Nordgrenze des Kameruner Hinterlandes, sondern auch in großen Zügen dessen östliche Grenze, Deutschland wird ganz bereit sein, sich mit den in Berlin erwarteten französischen Kommissaren über die Abgrenzung der

beiderseitigen Gebiete am Tschadsee u. s. w. zu verständigen, aber wird, was ihm der Vertrag mit England gegeben, um so weniger beschneiden, da die französischen Pioniere zu Unrecht in die deutsche Sphäre eingedrungen sind.

Neben diesen wenig bedrohlichen Fragen der auswärtigen Politik wird Périer seine Fürsorge vor allem den einheimischen zuwenden müssen. Die Wahl Spuller's als Unterrichtsminister ist gut, derselbe hat sich stets gegen die Trennung von Kirche und Staat, sowie die Aufhebung der französischen Botschaft beim Vatikan ausgesprochen und wird jeden unnötigen Konflikt mit der Geistlichkeit vermeiden, um so mehr, da er nach seiner früheren Haltung im Vatikan auf versöhnliche Gesinnung rechnen kann. Aber die Hauptfragen sind die Finanzen, mit denen in der letzten Zeit unverantwortlich gewirtschaftet ist. Die Konversion der 4 ½ prozentigen Rente in eine 3 ½ prozentige wird sich zwar anstandslos vollziehen, wenn kein schwarzer Punkt am Horizont der auswärtigen Politik auftaucht, und insofern ist diese Operation ein Friedenspfand für längere Zeit. Aber der Ersparnis durch die Konversion von etwa 50 Millionen steht die Thatsache gegenüber, daß die Budgets der letzten fünf Jahre mit einem Defizit von durchschnittlich 150 Millionen abgeschlossen haben. Man hat eine Menge von Ausgaben, wie die aus den Garantien für Eisenbahnen, welche in das ordentliche Budget gehören, auf das außerordentliche übertragen, sich Geld durch kurzfristige Obligationen, die nach Ablauf erneuert werden, und durch Vergrößerung der schwebenden Schuld geschafft, so daß der erste Nationalökonom Frankreichs, Paul Leroy Beaulieu, im April dieses Jahres (Economiste français) nachwies, daß, um mit allen diesen partiellen Schulden rein Haus zu machen, ein Anlehen von 1200 Millionen Franks erforderlich sei. Dazu aber will die radikale Partei in der Kammer die Getränkesteuern, ja die Oktrois abschaffen und sie durch eine progressive Einkommen- und Erhöhung der Erbschaftssteuer ersetzen, was beides längst nicht das Loch stopfen würde, welches durch die erwähnte Aufhebung sicherer Eingänge gemacht würde. Périer wird diesem finanziellen Unsinn scharf entgegentreten und zeigen müssen, daß, wenn die Hilfsquellen Frankreichs sehr groß, sie doch keineswegs unerschöpflich sind. Gewiß könnte ein Volk, das unter jetzigen Umständen eine jährliche Ersparnis von mehr als zwei Milliarden macht, noch stärkere Steuern tragen, ohne sich zu erschöpfen. Aber wenn Frankreichs wirtschaftliche Kraft sehr groß ist, so erträgt sie doch keine Mißverwaltung, wie sie bisher geübt ist, auf die Länge der Zeit. Man bedenke, daß außer den Unsummen, welche für Militär und Marine aufgewendet sind, allein die innere regelmäßige Verwaltung 300 Millionen jährlich mehr kostet als unter dem Kaiserreich, die Milliarden für Staatseisenbahnen sind so gut wie weggeworfen, da die unrentablen Bahnen nicht ihre Zinsen decken und der Staat den großen Gesellschaften, welche die Hauptlinien in der Hand haben, noch Garantien zahlen muß. Alles dies ist eine Folge des falschen Parlamentarismus, den wir auch in Italien am Werke sehen und bei dem die Minister, um sich die Stimmen der Abgeordneten zu erhalten, fortwährend Ausgaben für die Interessen der lokalen

Wähler zu machen genötigt sind. Wenn Périer in diesem Augiasstall mit fester Hand aufräumt und eine übersichtliche, klare Finanzverwaltung durchsetzt, so wird er sich reichen Dank verdienen.

Zum Schluß will ich noch eines Problems erwähnen, an dem sich schon viele Köpfe der Währungs-Politiker abgemüht haben. Wie kommt es, daß von allen Staaten der lateinischen Münzkonvention, die auf dem falschen Prinzip des Bimetallismus beruht, Frankreich allein im stande ist, sein Geld festzuhalten, während man, von Italien und Griechenland gar nicht zu sprechen, in der Schweiz und Belgien, die doch gute Finanzen haben, kein Goldstück mehr sieht? Mir scheint der Grund der, daß, obwohl Frankreich schwer an dem massenhaften Silber, das in den Kellern der Bank aufgehäuft ist, leidet, es dadurch günstiger als andre Länder gestellt ist, daß es dem Auslande nichts schuldet, während letzteres ihm sehr viel Geld schuldet. Die ganze französische Rente, alle Eisenbahn-Aktien und Obligationen sowie industriellen Werte sind in französischen Händen, die Nation ist ihr eigener Schuldner, dagegen nimmt dieselbe große Summen Gold von Italienern, Ägyptern und Russen u. s. w. ein, an letzteren allein wird der Besitz auf mindestens fünf Milliarden geschätzt. So gestaltet sich die finanzielle Bilanz auch dann günstig, wenn selbst die wirtschaftliche ungünstig ist. Die Bank zahlt alle auswärtigen Wechsel coulant in Gold oder Noten, die sie in ersterem auf Verlangen zu jedem Betrag wechselt, wenn sie nicht Gründe hat, zu vermuten, daß das Gold für die Ausfuhr bestimmt ist; in letzterem Falle zieht sie sich auf die bimetallistische Grundlage zurück, daß sie ihre Verpflichtungen auch in Silber einlösen kann. Im täglichen Leben macht kein Geschäftsmann oder Wechsler Schwierigkeit, auf eine Tausendfranknote in Gold herauszugeben. So sieht man, daß selbst ein falsches Prinzip neutralisiert wird durch den Reichtum des Landes; denn jene Ersparnisse von mehr als zwei Milliarden sind es, welche in Werten angelegt sind, die Gold ins Land bringen.

Von den „unvergeßlichen Oktoberfesten“, die Dupuy in seiner Erklärung feierte, will ich schweigen, aber ein etwas bitterer Nachgeschmack ist denn doch geblieben. Nicht nur, daß man jetzt so wenig wie zuvor den ersehnten Vertrag in der Tasche hat, da der Zar weiß, daß er Frankreich auch ohne solchen stets auf seiner Seite hat, sondern man findet nachträglich, daß die teuren Gäste persönlich nicht sehr angenehm waren, fast keiner der Offiziere konnte sich französisch verständlich machen; man sagte mir, der Kaiser habe absichtlich solche geschickt, da er gefürchtet, daß französisch Sprechende von subversiven republikanischen Tendenzen angesteckt werden könnten, seien doch auch die Offiziere der nach 1815 in Frankreich verbliebenen russischen Okkupationsarmee die Führer der Dekabristenverschwörung geworden. Andre wieder sagen, daß die jüngere Generation in Rußland überhaupt nicht mehr französisch spricht, wie jeder Gebildete es früher that, selbst der Kaiser habe nur wenige Flottenoffiziere finden können, die teilweise im Auslande erzogen, französisch können, in beiden Fällen

hat man sich aber nicht verständigen können, die Russen sind mit Geschenken beladen abgezogen und haben ihren Gastfreunden dafür jene unnennbaren Tierchen hinterlassen, die stets deutlich die Spuren östlicher Schafpelze bezeichnen.



Lothar Bucher.

Von

Heinrich von Poschinger.

(Fortsetzung.)

VI. Im Ruhestande in Berlin (15. Mai 1886—Frühjahr 1890).

Die ersten vier Jahre seines Ruhestandes verlebte Bucher in Berlin mit Unterbrechung durch Kuraufenthalte in Baden-Baden und Laubbach bei Koblenz, und er begann eine Reihe von interessanten Untersuchungen über politische Kunstausdrücke zu schreiben, woraus wohl, wenn ihm längeres Leben und Muße gegönnt gewesen wären, nach und nach eine Art politischen Wörterbuchs geworden sein würde. Früher war er, schon durch seine amtliche Stellung, in ausgebreiteten geselligen Verkehr gezogen worden, den er allmählich aus Gesundheitsrücksichten einschränkte. Wenn man ihn deswegen einen Misanthropen genannt hat, so ist das mindestens Übertreibung. Abgesehen von dem Verkehr mit unserm Bruder Arthur, einem Manne von ungewöhnlicher Gelehrsamkeit, der seit 1862 Lehrer an der Luisenschule in Berlin war und nach dessen Tode, 1883, mit seiner Familie, blieb er in verschiedenen Häusern ein gern gesehener Gast, suchte auch dann und wann Freunde und Gesinnungsgenossen in einer Weinstube auf. Trotz des örtlichen Leidens erhielt er sich für seine Jahre rüstig. Noch im September 1891 wanderten wir von Laubbach aus, wo sein Rheumatismus mit Massage und Gymnastik bekämpft wurde, wiederholt gegen Abend über die Eisenbahnbrücke nach Horchheim am rechten Rheinufer, wo ein guter Tropfen wächst. Bescheiden und mäßig in seinen Lebensgewohnheiten war er von jeher gewesen. Die ausländischen hohen Orden in seinem Nachlasse verraten kaum eine Benutzung, und daß die Stadt Toronto in Kanada, die im Jahre 1884 zur Feier ihres Bestehens einer Anzahl Straßen neue Namen gab, auch die bisherige Carlton Avenue ihm zu Ehren in Bucher Avenue umgetauft hat, werden aus seinem Munde wohl wenige erfahren haben. —

Sehen wir uns, nachdem wir diese orientierenden Zeilen der Mitteilung von Bruno Bucher in den „Grenzboten“ entnommen haben, Bucher im Ruhestande etwas näher an.

Bucher stand, als er in den Ruhestand trat, nahe an den siebziger Jahren; aber er war — abgesehen von seinen kleinen Leiden — noch ein verhältnismäßig rüstiger Mann, der sich stundenlange Ausflüge zumuten konnte. Sein

ganzes Leben war Arbeit, Schaffen und Denken gewesen, und ihm wie nicht leicht einem war es darum gegönnt, procul negotiis noch einen ruhigen Lebensabend zu genießen. Es ist ja richtig, er hat jetzt etwas mehr vom Leben gehabt, seitdem die Anforderungen des Dienstes weggefallen waren; er hat sich in den ihm befreundeten Familien häufiger sehen lassen, mehr für seine Erholung durch Aufsuchen von Bädern und Luftkurorten gethan. Die ernste Arbeit hat er aber darunter doch nicht aufgegeben, und diejenigen, die da meinen, es seien keine Früchte gezeitigt worden, sind im Irrtum.

Die erste größere literarische Arbeit, die aus seiner Feder jetzt hervorging, betitelt sich „Die Vorfahren und der Erbe der Chartisten" von Bogislaw, abgedruckt in der „Deutschen Revue" 1886, Oktober und November. Der Artikel analysiert das Programm der im April 1851 in London zu einer Konferenz zuzusammengetretenen Chartistenvereine und verfolgt dieselbe bis in die letzten Wurzeln.

Der Vorläufer der Chartisten, John Cartwight (1740—1824), hatte es nur auf die Einführung des allgemeinen Stimmrechts und jährliche Neuwahlen abgesehen; daraus entwickelten sich zahllose Chartistenvereine, die aber allmählich abstarben und als Testament das Programm der Konferenz von 1851 hinterließen, welches Bucher so bedeutsam erschien, daß er es bereits in dem Anhange zu dem „Parlamentarismus, wie er ist" abgedruckt hatte. Und beim Lichte des heutigen Tages wieder gelesen, hat es diesen Abdruck wohl verdient. Sind doch in einem Menschenalter mehr als die Hälfte der in diesem Programm enthaltenen Punkte Wirklichkeit geworden.

Bucher hat den Aufsatz, bevor er mir denselben gab, noch einmal durchgesehen und mit Anmerkungen bereichert, welche bei einer zweiten Auflage zu berücksichtigen wären. „Die meisten Randglossen" — bemerkte er — „sind nur Knoten im Taschentuch für verwandte Gegenstände. Nur über die Minoritäten in Frankreich habe ich eine längere Note zugesetzt, welche Ihnen zeigen mag, daß es bei einem Verein oder einer Bewegung nicht immer auf die Zahl der Mitglieder ankommt."

Bucher's Note lautet:

Burke schrieb 1790 in den Betrachtungen über die französische Revolution: „Die Anfänge der Verwirrung bei uns in England sind gegenwärtig schwach genug; aber bei Euch haben wir eine noch schwächere Kindheit sich von Zeit zu Zeit zu einer Kraft entwickeln sehen, stark genug, um Berge auf Berge zu häufen und selbst mit dem Himmel Krieg zu führen." Man kann dazu heranziehen den Ausspruch Danton's: „Les républicains sont une minorité infime." Taine, Révolution. II, pag. 286. Das Zeugnis Camille Desmoulin: „Wir waren, damals (1789) nur unserer zehn überzeugte Republikaner." Louis Blanc, Histoire de la Révolution Française III, pag. 59. Die Angabe von Garnier-Pagès: „Die Zahl der überzeugten Republikaner war (1848) höchst unbedeutend." Histoire de la Révolution de 1848. VI, pag. 112. Und die von demselben bezeugte Äußerung Ledru-Rollin's am 16. März 1848: „Vor dem

24. Februar war die republikanische Partei die weniger zahlreiche", a. a. O. VI, pag. 424. Endlich den Berichterstatter der Kommission, welche die Ereignisse des 4. September 1870 untersuchen sollte: „Aus alle dem darf man abnehmen, daß der Erfolg des in Paris gegen die Volksvertretung begangenen Attentats genügte, um es in drei Vierteln der Provinzen der radikalen Minderheit möglich zu machen, der konservativen Mehrheit ihre mit Grund so gefürchtete Herrschaft aufzulegen." Callet, Les origines de la Troisième République, Paris 1889, pag. 75.

Ein gelungener Handstreich in London würde nie den Erfolg haben wie in Paris. Die Grafschaften sind nicht so hilflos wie die Departements, und London hat nie den Einfluß auf die Geister gehabt wie Paris. Die erfolgreichen politischen Bewegungen sind im Lande entstanden und erst zu guterletzt von der Hauptstadt mitgemacht worden. Minister und andre Politiker halten ihre Reden in den Provinzialstädten."

Ein andrer Artikel war unter dem Titel „Zwei Minderer des Reichs" in den „Grenzboten" 1886, Viertes Vierteljahr, S. 49—58 enthalten. Die Personen, denen L. Bucher das erwähnte, wenig ehrende Epitheton gab, sind Gladstone und Windthorst. Seine Antipathie gegen Gladstone teilte er mit seinem Herrn und Meister Bismarck, welcher einmal — es war noch vor 1884 — bemerkte: „Wenn ich im Verlaufe meines ganzen Lebens Deutschland nur die Hälfte der Unehre und Schwächung angethan hätte, die Gladstone im Laufe weniger Jahre über England gebracht hat, so würde ich nicht den Mut haben, irgend einem meiner Landsleute wieder unter die Augen zu treten."

Anknüpfend an die Bemerkung von Bruno Bucher über die Absicht seines Bruders, ein Wörterbuch der politischen Kunstausdrücke zu schreiben, ist hervorzuheben, daß ein Bruchteil seiner desfallsigen Studien noch von dem Verfasser selbst veröffentlicht wurde. Ich verweise auf den in der „Deutschen Revue", Aprilheft 1887, S. 67—80 unter Bucher's Namen[1]) veröffentlichten Aufsatz, betitelt: „Über politische Kunstausdrücke".

Bucher erklärte sich als ein Beförderer des Bestrebens, die deutsche Sprache von Fremdwörtern zu reinigen, und wies auf ein Gebiet hin, wo in dieser Beziehung noch ein gutes, aber auch schweres Stück Arbeit zu verrichten ist — auf das Gebiet der politischen Literatur, deren wichtigste Worte fremder Abstammung sind, die einen der Sprache, die andern dem Begriffe nach, die einen französisch oder englisch, auf deutsch zugestutzt, die andern Übersetzungen ausländischer Worte. Beispiele: Absolutismus, Allianz, Aristokratie, Bourgeoisie, Demokratie, Exekutive, International, Konservativ, Konstitution, Legitimität, Liberal. 2c.

Eine Reinigung der Sprache von den politischen Fremdwörtern hielt Bucher für unmöglich, aber eine Geschichte derselben hielt er für möglich, „etwa in Form

[1]) Die Bemerkung im Nekrologe Bucher's in der „Weser Ztg." v. 14. Okt. 1892, Nr. 16474, derselbe habe seit seinem Eintritt ins Auswärtige Amt nichts Neues mehr unter seinem Namen veröffentlicht, ist also nicht richtig.

eines Wörterbuchs, und dies würde für die Abwehr fernerer Verunreinigungen wirken, denen unsre Sprache täglich ausgesetzt ist. Eine Geschichte der politischen Kunstausdrücke, nicht von einem politischen Standpunkte aus, sondern als ein Stück Philologie aufgefaßt, würde daher auch für eine gewisse Befreiung der Geister wirken!"

Bucher gab zugleich Direktiven für die Ausarbeitung eines solchen Wörterbuchs, und erbrachte fernerhin den Beweis, welchen Nutzen die Lösung der Aufgabe haben würde, wie wünschenswert eine Polizei wäre, welche gewisse Neugeburten sofort ersäufte [1]).

Bucher selbst löste die Aufgabe bezüglich einer stattlichen Zahl politischer Schlagwörter [2]) besonders eingehend hinsichtlich des Wortes „Öffentliche Meinung", welches er bis zur Geburt — in der „Nouvelle Héloise" (1759) — verfolgte.

Auch in gelegentlichen Gesprächen mit mir zog Bucher gegen die politischen Kunstausdrücke zu Felde, wo immer sich Gelegenheit ergab. Als einmal zwischen uns die Rede kam auf das Wort civilisation, bemerkte Bucher: „Ein französischer Schriftsteller, dessen Namen ich leider nicht angemerkt habe, behauptet, daß das Wort zur Zeit der Revolution in seiner Sprache noch nicht vorhanden gewesen sei."

Ebenfalls im zweiten Vierteljahr 1887 erschien „Maharadschah Dulip-Singh" in den „Grenzboten", S. 606—613. Es behandelt das Schicksal des Sohnes eines von den Engländern unterworfenen indischen Herrschers und seine Differenzen mit der englischen Regierung. Ein Excurs über die afghanische Frage schließt den Aufsatz.

„Ein böser Geist im heutigen England." „Grenzboten" erstes Vierteljahr 1888, S. 377—384 und 533—544.

Der böse Geist, den Bucher hier schildert, ist der „Cent", jene schlaue Affektation sittlicher Überlegenheit, jenes System Pharisäismus, Phrase, Verdrehung, die man im gesellschaftlichen Leben, in der Tagespresse und in der Politik Englands auf Schritt und Tritt verfolgen kann.

„Stammverwandtschaft und Waffenbrüderschaft mit England," „Grenzboten" drittes Vierteljahr 1888, S. 545—554.

In diesem Aufsatz prüfte L. Bucher die obige, früher hochgehaltene und neuerdings wieder aufgewärmte Losung auf ihren Grund und die darin steckende Erwartung auf ihren Wert.

Sonntag, den 25. März 1888, verbrachte ich eine interessante Stunde in L. Bucher's Wohnung, Derfflingerstraße Nr. 22. Ich hatte demselben kurze Zeit vorher mein (anonym erschienenes) Werk „Lassalle's Leiden" [3]) überreicht und wollte

[1]) Bucher weist das nach in dem Worte: „Die natürlichen Grenzen", aus denen, auf die Franzosen angewandt, bald „die Rheingrenze" wurde, sowie aus dem Worte Septennat, womit bei den Reichstagswahlen entsetzlicher Unfug getrieben worden war.

[2]) Die besten Interessen Europas, Aristokrat, Intervention, Nichtintervention, Öffentliche Meinung.

[3]) Der vollständige Titel des Buches, zu dem ich mich jetzt gerne bekenne, ist: Lassalle's Leiden, dargestellt auf Grund einer verloren geglaubten Handschriften-Sammlung, mit dem



gern wissen, wie Bucher darüber dachte. Derselbe interessierte sich für das Buch und erzählte manches über die Heldin desselben, Helene Dönniges, die er wohl gekannt, und die er, wenn es nach einem gewissen Kopfe gegangen, sogar hätte heiraten sollen.

Wir kamen dann auf Lassalle zu sprechen. Er verglich ihn mit Ajax in der griechischen Tragödie, der die Waffen des Achill beanspruchte und, als er dieselben nicht erhielt, einen Wutanfall bekam und in diesem eine Schafheerde vernichtete, dann aber aus Schamgefühl sich den Tod gab.

Meine Bemerkung: es sei schade, daß von Lassalle's Werken noch keine Gesamtausgabe vorhanden sei, veranlaßte ihn zu der Mitteilung, es sei eine solche Ausgabe geplant, und nur ein geeigneter Herausgeber noch nicht gefunden. Wenn ich wolle, so werde er mich der Verlagsbuchhandlung von Duncker und Humblot in Leipzig als solchen vorschlagen. Die Schriften Lassalle's fielen zwar vielfach unter das Sozialistengesetz, Fürst Bismarck werde aber sich für das Unternehmen sicherlich interessieren und die Gefahr, die von Herrn von Puttkamer drohe, abzulenken wissen.

Meine Annahme, daß Lassalle ihn zu Bismarck gebracht, sei nicht zutreffend.[1]) Er habe nach der Rückkehr von England zuerst etwa ein Jahr in der Presse sein Geld verdient und sei dann in das Wolff'sche Telegraphen-Bureau gekommen, das habe ihn auch nicht befriedigt, und er habe gegenüber dem ehemaligen Abgeordneten Dr. Schramm den Wunsch ausgesprochen, Rechtsanwalt zu werden. Der letztere habe darüber den Grafen Fritz Eulenburg gesprochen, und dieser hätte sein Vorhaben dem Ministerpräsidenten von Bismarck-Schönhausen mitgeteilt. Bismarck habe geäußert: „Das ist nichts für Bucher, aus der Gesetzgebung ist er heraus, vielleicht giebt sich Gelegenheit, ihn im Auswärtigen Amt zu beschäftigen.“ Das war im Jahre 1864. Kurze Zeit darauf sei an ihn die Anfrage ergangen, ob er dort eintreten wolle, kommissarisch auf ein Jahr, auf Probe; selbstredend unter dem Vorbehalt des vollständigen Bruches mit seinen politischen Freunden von 1848. Die letztere Zusage wurde Bucher, der sich bereits von diesen Parteigenossen längst losgesagt hatte, nicht schwer, und er nahm das Anerbieten gerne an. Die Einberufung verzögerte sich aber noch mehrere Monate, vielleicht aus Mangel, ihn zu placieren; in einem Stübchen mußten sie zu dritt arbeiten.

Bucher erzählte sodann von seinen Aufenthalten in Varzin. Einmal sei er fast sechs Monate beim Fürsten dort gewesen. Sein erster Aufenthalt in Varzin sei in die Zeit nach der Erwerbung des Schlosses durch den Fürsten gefallen. Es sei dort oft toll zugegangen; zumal er alles Schriftliche habe besorgen müssen. Vor dem Ausbruch des französischen Krieges sei er auch der Gast des Hauses gewesen; da habe er den halben Tag dechiffriert, schließlich,

---

Porträt Helene von Racowitza's von Franz von Lenbach und zwei Briefen in Faksimile. Carl Heymann's Verlag. Das Büchlein hat schon vier Auflagen erfahren.

[1]) Ich füge noch diese Geschichtserzählung an, obwohl der Gegenstand bereits durch die früher gemachte Mitteilung erschöpft ist.

als die Arbeit nicht mehr von ihm bewältigt werden konnte, habe Bismarck selbst mitgeholfen und die Gräfin Marie. Vor der Kriegserklärung sei der Chef nach Berlin gereist; ihn habe derselbe zurückgelassen, um die „Rester“ aufzuarbeiten und die Gräfin Bismarck auf dem Laufenden der Ereignisse zu halten. Nach einigen Tagen sei er nach Berlin gerufen worden. Das Gespräch wandte sich Delbrück zu. Der habe alles an sich gerissen und seine Finger selbst nach dem Auswärtigen Amt ausgestreckt. Während die Beamten des letzteren nicht einmal die Akten nach Hause nehmen durften, habe der erste Präsident des Reichskanzler-Amts einmal zu dem Staatssekretär von Thile einen Bureaudiener geschickt mit dem Ersuchen um Übersendung eines gewissen Aktes. Bucher habe geraten, der Bitte nicht zu entsprechen, um schriftliche Requisition zu ersuchen, die er dann schon beantworten wolle. Thile habe aber erwidert, nein, mit Delbrück lasse er sich auf einen Streit nicht ein. — Delbrück sei Bismarck entschieden zu mächtig geworden; er erinnere sich noch so lebhaft, als wäre es gestern gewesen, des parlamentarischen Abends, an dem der Kanzler den erstaunten Abgeordneten sein Reichseisenbahnprojekt verkündete (18. März 1878). Man habe rauchend und pokulierend um den Tisch gesessen, Lasker habe — natürlich mit gewissen Vorbehalten — dem Bismarck'schen Projekte zugestimmt, und da sei denn dem Kanzler im Laufe der Diskussion das Wort entschlüpft: „Delbrück wird freilich dabei verkleinert werden.“ Bismarck deutete damit an, daß er für die Reichseisenbahnen ein eigenes Reichsamt schaffen werde, mit andern Worten, daß der Zerbröcklungsprozeß des Reichskanzler-Amts weitere Fortschritte machen werde. Am Abend habe der Chef ihm (Bucher) lächelnd aufgetragen, den Inhalt der Gespräche dem Präsidenten des Reichs-Eisenbahn-Amts Scheele mitzuteilen. — —

Bucher erschien mir, trotz der Last seiner Jahre, geistig in vollster Frische. Ich hatte Zeit genug, mir bei dieser Gelegenheit auch seine Wohnung gründlich zu besehen. Sie war sein getreues Spiegelbild, für die Öffentlichkeit, ja selbst für sehr Nahestehende hermetisch verschlossen. Nach seinem Tode ist ein Vertreter der Presse in das Heiligtum eingedrungen und hat davon eine Schilderung entworfen, die in alle Blätter übergegangen ist.

Nicht lange nach diesem ersten Besuche bei Bucher lud die Verlagsbuchhandlung von Duncker und Humblot mich ein, die Herausgabe der kleineren Lassalle'schen Schriften zu übernehmen. Bucher selbst fühlte sich, was ich noch bemerken will, zu einer würdigen Bearbeitung dieser Schriften nicht kompetent, weil er, nach seiner eigenen Versicherung, während seiner Amtsthätigkeit nicht die Zeit gehabt hatte, die sozialistische Litteratur der letzten sechsundzwanzig Jahre zu verfolgen. So machte denn ich mich an die Arbeit, die jedoch nur langsam vorwärts schritt, da ich eine andere, mir mehr am Herzen liegende bereits unter der Feder hatte.

Als ich den Stoff einigermaßen übersehen konnte, fragte ich Bucher, ob ich nicht aus seinen Papieren einige ungedruckte Materialien über Lassalle erhalten könnte. Wie die folgenden Zeilen ersehen lassen, hatte ich diesen Schritt nicht zu bereuen.

Derfflinger-Str. 22, 9. Januar 1889.

Verzeihen Sie die Verspätung meiner Antwort. Beim Empfange Ihres Briefes war ich mir bewußt, einen interessanten Brief von Lassalle zu besitzen, dessen Veröffentlichung nichts entgegensteht. Ich habe ihn erst heute aufgefunden, weil er sich nicht in dem Briefpacket von 1862, sondern in einem Spezialfascikel befand. Ich schicke Ihnen denselben mit der Bitte, ihn nicht originaliter in die Druckerei gelangen zu lassen, wo er verloren gehen oder beschädigt werden könnte, und ihn mir nach genommener Abschrift wieder zugehen zu lassen. Sonst besitze ich von Lassalle nur kurze Billets, da wir uns seit Januar 1862 so häufig sahen, daß kein Anlaß zu einem Briefwechsel war.

Bucher.

Es gab dann noch mehrere Besuche in der Derfflingerstraße, bei deren Gelegenheit ich einmal zu Bucher sagte, sein Leben und Wirken interessiere mich im Grunde weit mehr als jenes von Lassalle; ob er einwillige, daß ich mit meinem Arbeitsplan eine Schwenkung nach seiner Richtung hin mache.[1] Bereits seit Jahren trüge ich mich mit dem Gedanken, über ihn ein populäres Buch herauszugeben, zu dem ich bereits einiges Material gesammelt hätte. Ich erkundigte mich dann, ob er sich nicht selbst schon mit einem Gedanken dieser Art vertraut gemacht habe. Bucher erwiderte, daß er wohl daran gedacht habe, Memoiren zu schreiben, daß er aber davon zurückgekommen sei. „Mein Plan war gewesen, ein politisches, auf einen kleinen Kreis berechnetes Buch zu schreiben. Ihr Unternehmen ist nach dem, was Sie mir gesagt, auf das große Publikum berechnet. Über das Verständnis und den Geschmack des letzteren habe ich kein Urteil, während Sie, wie ich glaube, einen Maßstab an sich selbst haben."

Noch an demselben Abend ging ich mit einem schweren Folianten nach Hause. Es waren die mir von Bucher übergebenen stenographischen Berichte der zweiten Kammer, deren Mitglied er gewesen. Später gab eins das andre.

Es ist die Notiz durch die Blätter gegangen, der Plan zu meinem „Achtundvierziger" sei in Friedrichsruh gereift. Als ich daselbst mit Bucher zusammentraf, war das gedachte Werk bereits längst gedruckt.

Die Arbeit über Lassalle wurde über dem neuen Plan von mir keineswegs aufgegeben; der Publikation stellten sich aber ernste Bedenken entgegen, da das Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie vom 21. Oktober 1878 noch immer galt, und die meisten der einschlägigen Broschüren Lassalle's auf Grund des § 11 des gedachten Gesetzes verboten waren. Der § 19 bestimmte aber, wer eine verbotene Druckschrift wieder abdruckt, wird mit Geldstrafe bis zu eintausend Mark oder mit Gefängnis bis zu sechs Monaten bestraft. In Frage kam allerdings, den Fürsten Bismarck für die Publikation zu interessieren. Ich dachte ihm vorzustellen, daß die von mir hergestellte Gesamtausgabe der kleinen Lassalle'schen Schriften einen spezifisch wissenschaftlichen Charakter

[1] Man vergl. dazu den Aufsatz von Ferdinand Wolff: „Bucher, Bismarck und von Poschinger" in der Zeitschrift: Die „Neue Zeit" 1891—92, Nr. 42 und 43.

habe, daß schon der Preis des Werkes das Eindringen desselben in die breiten Schichten der sozialistischen Arbeiterbevölkerung verhindern werde, und daß bei dieser Sachlage die Erlaubnis zum Nachdruck der bewußten Schriften wohl unbedenklich erteilt werden könne. Bucher selbst lehnte aber ab, Bismarck für meinen Plan zu gewinnen, und ohne seine Verwendung schien derselbe aussichtslos. Jetzt ist derselbe von andrer Seite zur Ausführung gebracht worden.

Noch am Abend, wo der Grundstein zu dem „Achtundvierziger" gelegt wurde, vereinbarten wir, daß ich, so oft ich das Bedürfnis fühlte Bucher zu konsultieren, ihn besuchen dürfe, während er nachsehen wollte, ob das eine oder andre von seinen Papieren sich zur Mitteilung eignete. So traten wir uns einander näher.

Ich rechne die Zeit, die ich mit Bucher vertraulich verkehrte, zu meinen schönsten Erinnerungen. Wenn ich, meist Freitag abends um 8 Uhr, kam, ließ er mich auf dem Sopha sitzen, zündete sich dann mit mir eine gute, leichte Cigarre an und wartete dann stets, bis ich die Unterhaltung begann. Ich hätt lange warten können, bis er das Stillschweigen unterbrochen hätte. Stets hatte ich ihm gegenüber die Empfindung, welche das Zusammensein mit einem genialen, kraftvollen Geiste erweckt, und sein durchgeistigter Kopf fesselte mich jedes Mal wieder auf's neue.

Zu Anfang war Bucher für meine literarische Arbeit sehr eingenommen; ich kam fast jede Woche zu ihm, sprach die Punkte, die mir unklar waren, mit ihm durch und notierte mir, wenn ich nach Hause kam, sofort den Inhalt unsrer Gespräche. Manches wurde auf dem Korrespondenzwege erledigt. Indem ich hiermit einen Auszug aus den betreffenden Aufzeichnungen, auch einzelne seiner an mich gerichteten Briefe mitteile, glaube ich zum Verständnis der einzelnen Phasen von Bucher's Entwickelungsgang einen beachtenswerten Beitrag zu liefern.

Bei unseren ersten Zusammenkünften war von dem parlamentarischen Auftreten Bucher's die Rede. Die Erinnerung an diese bewegte Zeit erfüllte ihn mit Genugthuung, die betreffenden gedruckten Kammerverhandlungen bildeten einen Bestandteil seiner Bibliothek. Er wollte aber nicht, daß ich mich mit allen Bänden auf einmal abschleppe. Diesem Umstande verdankt der folgende Brief seine Entstehung.

Derfflinger-Straße 22, 7. April 1889.

Hierbei die stenographischen Berichte der Nationalversammlung.

In den Reden, die ich gestern Abend nachgelesen habe, quäle ich mich mit der Frage der erworbenen Rechte, welche Lassalle in seinem großen Werke behandelt hat. Ich habe es so gut oder so schlecht gemacht, wie von einem jungen Assessor zu erwarten, der aus der Gerichtsstube in eine gesetzgebende Versammlung berufen wird, und zwar 1848.

Zu der Erwähnung Mirabeau's in einer meiner Reden habe ich ein Fragezeichen gemacht, auf das ich keine Antwort zu geben weiß. Ich erinnere mich nicht, woher ich meine Angabe über ihn genommen habe, wahrscheinlich aus

einer im Sommer 1848 erschienenen, unzuverlässigen Gelegenheitsschrift. In der angegebenen Form hat er die Äußerung, die ich ihm zuschreibe, sicher nicht gethan. Ich werde einmal auf der Bibliothek nachsehen.

Wie Sie sehen, habe ich selten gesprochen, dagegen war ich recht thätig in meiner Abteilung, deren Protokolle ich zu führen hatte, und in der Justizkommission.

Über die im April 1849 zusammengetretene und nach einigen Wochen aufgelöste zweite Kammer habe ich nichts. Soviel ich mich erinnere, habe ich in derselben nur einmal das Wort genommen, als Berichterstatter über den Antrag auf Aufhebung des Belagerungszustandes[1]).

Bucher.

Bei unsrer nächsten Zusammenkunft kam Bucher auf die Verwechselung zurück, die er in einer seiner parlamentarischen Reden mit Mirabeau (Eigentum ist Diebstahl) begangen hatte. „Daß Proudhon seinen Satz einem Vorgänger entlehnt hat, ist richtig, dieser Vorgänger war aber nicht Mirabeau, sondern der Girondist Brissot, der 1782 eine kleine Schrift „Über das Eigentum und den Diebstahl" veröffentlicht hat."

Am 6. Mai 1889 schrieb er mir:

„Da es sich nicht um eine Geschichte des Jahres 1848/49 handelt, sondern um die Thätigkeit eines Individuums, so scheint es mir am besten, gleich bei der Eröffnung der Nationalversammlung die Momente zusammenzustellen, die beweisen, daß die Regierung in der Beurteilung der Thatsachen und Rechtsfragen hin- und hergeschwankt hat, von der Anerkennung einer Revolution bis zur Verurteilung einer Revolte. Von diesem Hintergrunde[2]) würde mein Verhalten eine richtige Beleuchtung erhalten. Auch manche sonst unvermeidliche Wiederholung erspart werden. Der Geschichtsschreiber würde mit einem Artikel der Art zu schließen haben. Br.

Vom 10. Mai 1889 datiert folgendes kleine Billet:

„Wollen Sie nicht meine Rede vom 14. Juni, Stenogr. Bericht S. 197[3]), berücksichtigen? Sie scheint mir die verständigste, die ich gehalten habe."

In Ferdinand Fischer's „Preußen am Abschlusse der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts", Berlin 1876, fand ich die Notiz, Bucher habe — nach Auflösung der Kammern — am 3. Mai 1848 mit den Mitgliedern des Centralkomitees für volkstümliche Wahlen ein Wahlmanifest erlassen, worin das Volk aufgefordert wurde, auch nicht die geringste Beschränkung des Urwählerrechts zu dulden. Bucher bemerkte in Bezug hierauf: „Ich habe mich für Wahlenthaltung erklärt. Ob ich das Manifest vom 3. Mai 1848 unterzeichnet habe, ist mir nicht

[1]) Vergl. Ein Achtundvierziger, Bd. I, S. 97 ff.
[2]) Vergl. Ein Achtundvierziger, Bd. I, S. 17 ff.
[3]) Abgedruckt a. a. O., Bd I, S. 24.

erinnerlich. Ich möchte es bezweifeln, weil ich meiner Erinnerung nach am 3. Mai nicht mehr in Berlin war."

Eines Abends brachte ich Bucher die ihm bis dahin unbekannte Schrift von R. Walter: „Parlamentarische Größen", Berlin 1850 und 1851, mit, wovon der erste Band die Charakterbilder der Konservativen, der zweite jene der „Demokraten" zeichnet. Schon daß er unter dieser letzteren Rubrik neben Waldeck, d'Ester, Jacoby, Kinkel figurierte, schien ihn nicht angenehm zu berühren. Das nächste Mal, wenn wir uns wiedersähen, wollte er mir über den Inhalt Bescheid geben. R. Walter hatte in dem Buche auf Bucher's Rede über die Todesstrafe[1]) Bezug genommen und im Anschluß daran bemerkt: „Hier haben wir also „das Dogma von der Volkssouverainität," — wie Bucher es selbst ein ander Mal genannt und als die eigentliche Grenzmarke zwischen dem Konservatismus und der Demokratie bezeichnet hat — in der reinsten Gestalt und mit allen notwendigen Konsequenzen." Mit Bezug hierauf bemerkte Bucher: „Ich bin sicher, das Wort Volkssouvereinetät, was Walter (Rogge) unrichtig Volkssouverainität schreibt, niemals ausgesprochen zu haben. Er behaup tet das auch nicht geradezu, sondern schiebt es mir indirekt unter. Ich war allerdings der Ansicht, die von sehr konservativen Männern geteilt wurde, daß die Versammlung nicht aufgelöst werden könne, so lange die Verfassung nicht zu stande gebracht sei. Daraus folgte, daß, so lange dieser Zustand dauerte, die subjektive Staatssouvereinetät geteilt war. In diesem Sinne habe ich in der Sitzung vom 7. September (S. 1082 der stenographischen Berichte der preußischen National-Versammlung) die Äußerung eines hervorragenden Redners, Schulze von Wansleben (S. 1075) aufgenommen und teilweise wiederholt. Er hatte gesagt, die National-Versammlung sei die „Trägerin der Souvereinetät des ganzen Volks;" ich sagte nur, sie sei „Trägerin der Souvereinetät". Der Standpunkt Walter's läßt sich übrigens so bezeichnen, daß er sich mit Fichte, der den Staat einen Zuchtmeister zur Freiheit nennt, in diametralem Gegensatz befindet. An einer Stelle seiner Schrift (Bd. I, S. 29) erwartet Walter Hilfe nur von dem Radikalismus, der „ganz einfach den Staat selbst zu beseitigen strebt, um die harmonische Entwickelung der Gesellschaft in freien Formen zu sichern." Lassen Sie mich also mit Walter in Ruhe!"

Derselbe Walter hatte sich übrigens über Bucher im großen und ganzen anerkennend ausgesprochen. Er nannte ihn eine stille, mehr in sich hinein als nach außenhin lebende Natur. „Aber mehr Jurist als Kirchmann übte er sein Denkvermögen an konkreten Gegenständen, nicht durch philosophische Analyse. Er entwickelte in der National-Versammlung, namentlich in betreff der bäuerlichen Verhältnisse, erstaunliche und gut verarbeitete Kenntnisse in der preußischen Spezialgesetzgebung. Ihm fehlt die Ironie Kirchmann's, die eben die Folge der zersetzenden Kritik ist; und so sehr beide in ihrem ruhigen, anspruchslosen Auftreten sich ähnlich sehen, finden wir bei Bucher statt der seinem Kollegen eigentümlichen Weichheit doch eine kräftigere Männlichkeit, die, obschon ihm das Pathos Waldeck's durch-

[1]) A. a. O., Bd. I, S. 32 f.

aus abgeht, nachhaltiger wirkt, als alle „Aufgeregtheit" des letzteren." Bei allen in die agrarischen Angelegenheiten einschlagenden Fragen habe Bucher in der Versammlung „für eine Art von Autorität" gegolten. Derselbe sei überhaupt trotz seiner Vorliebe für den Rechtsboden kein einseitiger „Staatsmensch"; „im Gegenteil, sein Antrag auf Abschaffung der Wuchergesetze und Einführung allgemeiner Wechselfähigkeit, noch mehr aber seine Briefe aus England deuten darauf hin, daß er Herz und Verständnis hat für eine rein gesellschaftliche, vom Staat unabhängige Entwickelung."

Als wir in Bucher's Entwickelungsgang an den Steuerverweigerungs-Prozeß kamen, erwähnte derselbe, die im Jahre 1850 erschienenen Berichte über den Gang des Prozesses seien, wenn sie sich auch „authentische" nennen, doch lückenhaft. Auch habe der Vorsitzende nicht die nötige Unparteilichkeit an den Tag gelegt. Worauf es ihm ankomme, das wolle er nach Befragung seiner Papiere mitteilen. Am 4. Mai 1889 schrieb mir darauf Bucher:

„In dem Dorn'schen Buche habe ich das Gesuchte nicht gefunden. Ich erinnere mich so sicher, als wenn es gestern gewesen wäre, daß Caprivi sagte:

Ich kann dem Angeklagten nicht gestatten, über die Frage . . . . . zu sprechen.

Wie die Frage formulirt war, weiß ich nicht mehr bestimmt; sie war aber eine Grundlage der Vertheidigung, und ich habe das Verbot des Präsidenten als eine schwere Rechtsverweigerung empfunden. Br.

Wenn ich die Zeit von 1848 berührte, so fand ich bei Bucher jedesmal die Tendenz, sein damaliges Verhalten als ein staatsbürgerlich loyales darzustellen:

„In den mancherlei Revolutions-Komitees, die während der ersten Jahre in London, teils von Deutschen allein, teils in Verbindung mit Flüchtlingen anderer Nationen gebildet wurden, findet sich mein Name nicht. Ein polizeilicher Versuch im März 1853 mich in die Verschwörung des Dr. Ladendorf zu verwickeln, glückte nicht. Umgekehrt glaubte ich bald meine Aufgabe darin finden zu müssen, die Irrthümer, welche ich nach und nach abstreifte, bei den alten Parteigenossen in Deutschland zu bekämpfen. Natürlich hatte ich dabei gegen einen starken Strom zu schwimmen und gerieth mit der Redaktion des Blattes in Konflikt, die mich zuweilen belehrte, zuweilen nur ihre schlechte Laune ausließ."

Sein erstes, im Jahre 1851 erschienenes Buch: „Kulturhistorische Skizzen aus der Industrieausstellung aller Völker", worauf ich in einem Bibliothek-Katalog aufmerksam wurde, betrachtete Bucher wie eine Jugendsünde. Ich erhielt, nachdem ich es ihm zur Einsicht geschickt, unter dem 16. September 1889 folgende Antwort:

„Von dem unglücklichen Buche über die Ausstellung habe ich bei einer Verwandten ein Exemplar aufgetrieben, welches ich 1851 verschenkt hatte. Es

wird sich daraus nur wenig wiedergeben lassen. Die langen Auszüge aus Mayhew London Labour and London poor — damals eben erschienen — sind m. E. heute nicht angebracht, weil der Inhalt des Buches längst in die Unterhaltungsblätter übergegangen ist, wovon ich mich wieder in diesem Sommer beim Durchblättern alter Revuen überzeugt habe."

Ich machte mich trotzdem an die Arbeit und schickte Bucher die Auszüge, die ich aus einem Erstlingswerke geben wollte. Er antwortete mir unterm 29. September 1889:

„Es ist sehr schwer, sich in den Plan und Geist eines Andern zu versetzen. Und das ist auch der Grund, weshalb ich Anstand genommen habe, über Ihre Auszüge des Büchleins von 1851 [1]) zu votiren. Ich glaube Ihren Plan zu verstehen. Diese demokratischen Expektorationen, an denen höchstens eine gewisse Lebendigkeit des Styls anzuerkennen ist, als das zu benutzen, was die französischen Maler repoussoir nennen, als Kontrast zu den Einsichten, zu denen ich mich später durchgearbeitet habe; und der Plan ist ganz sachgemäß. Ich rathe nur davon ab, zu viel von den demokratisch-satyrischen Ausfällen stehen zu lassen für die heutige Generation, die dergleichen nicht mit der Befriedigung lesen wird, wie die Zeitgenossen von 1851, sondern mit einem gewissen Erstaunen darüber, was 1851 geschrieben und gelesen worden ist. Ich glaube, man würde sich über zu viel Wiederholung beschweren, und Ihnen wegen der Auswahl einen Vorwurf machen.

In dem Gedanken verträgt das zurückfolgende Packet noch manchen Abstrich. Es wird immer genug übrig bleiben, um die Stimmung des Verfassers und der damaligen Leser zu kennzeichnen. Die Wahrheit zu sagen, ich fand meine eigene Schreiberei in dieser konzentrirten Gestalt etwas langweilig.

Ich erinnere mich übrigens, in dem Buche irgendwo meine Verbindlichkeit gegen die Werke von Klemm ausgedrückt zu haben. Ich möchte bitten, das zu erwähnen, zur Abwehr des Plagiats."

Einige Tage später erhielt ich folgendes Billet:

„In meinen alten Papieren habe ich den anliegenden Artikel über das deutsche Theater gefunden, der sich an die Ausstellung anschließt, und gegen dessen Abdruck ich kein Bedenken zu erheben habe. Er trägt wie alle meine Berichte über die Ausstellung von 1851 nicht ein □, sondern das Zeichen † †, was, wenn ich mich recht erinnere, mit der Abrechnung zusammenhing.

Br.

Als ich Bucher einmal in einer Mappe verschiedene ältere Teile seiner Londoner Korrespondenz überbrachte, bemerkte er: „Welche Arbeit bürden Sie sich auf! Da es aber einmal geschieht, möchte ich Sie bitten, auf den ersten Artikel zu vigilieren, der einen Angriff auf Palmerston enthält, und mir denselben freundlichst zukommen zu lassen. Ich will daran einen kleinen Exkurs über Palmerston

[1]) Vergl. Ein Achtundvierziger, Bd. I, S. 228 f.

fügen [1]), der manche Wiederholung und spätere Erläuterung ersparen und Gelegenheit geben wird, ein Material anzubringen, was Bismarck gern lesen wird. Auch der erste Artikel, der Spott oder Zweifel an der „herzlichen Kooperation" von England und Frankreich enthält, wäre mir erwünscht.

Daß Palmerston das nicht war, als was er sich geben wollte, indem er einer Deputation eines liberalen Vorstadtvereins sagte: „England sei der einsichtsvolle Sekundant jedes für seine Freiheit kämpfenden Volkes", darüber existiert in der „National-Zeitung" eine ausführliche Korrespondenz von mir. Das nachzuweisen erfordert heut nicht mehr die Mühe, die ich mir damit dem hartnäckigen, durch gewisse Preßpensionen genährten Glauben der deutschen Liberalen gegenüber geben mußte". — —

Ich machte einmal die Beobachtung, Bucher sei, soviel ich aus seinen Artikeln entnommen, als Freihändler nach England gegangen und als Schutzzöllner zurückgekehrt. Bucher schüttelte den Kopf: „Die Verzerrung von Adam Smith, die ich mit dem Ausdrucke „Nichtsalsfreihändler", Lassalle als „Nachtwächtertheorie" vom Staate bezeichnet haben, habe ich, sobald ich mit ihm bekannt wurde, als eine Verirrung betrachtet [2]). Dabei konnte ich aber den Freihandel im alten Sinne, d. h. den freien Gutsaustausch zwischen den Staaten für richtig halten, und was ich gegen Ende des Cobden-Klub von den deutschen Demokraten gesagt habe, gilt auch für mich.

Protektion bedeutete während meines Aufenthaltes in London Schutz der Landwirtschaft, Kornzölle. Über Zölle zum Schutze der Industrie wurde damals nicht gestritten. Bei der Vereinfachung des Tarifs war man sehr vorsichtig verfahren, hatte die großen Industriezweige nur dann der Konkurrenz des Auslandes ausgesetzt, wenn man sich überzeugt hatte, daß sie dieselben nicht zu fürchten hätten. Erst als der englisch-französische Handelsvertrag 1860 dem Parlament aufgenötigt wurde, wurde im Interesse einzelner Industriezweige Widerspruch gegen die Herabsetzung der Einfuhrzölle erhoben.

Das Kolleg über Nationalökonomie, das ich gehört hatte, schloß mit Adam Smith. In England lernte ich Carey kennen, den man als den veramerikanisierten List bezeichnen kann. Ich glaube aber nicht, daß ich in London über Schutzzölle der Industrie geschrieben habe. Ich hatte keine Veranlassung dazu; daß deutsche Fabrikate Eingang in England fanden, konnte mir ja nur recht sein." — —

Von seinen Londoner Lehrjahren sprechend, bemerkte Bucher: „Vom Frühjahr 1850 bis Ende des Jahres 1860 habe ich täglich an die „National-Zeitung" geschrieben, nicht selten an einem Tage zwei, also in runder Summe 3000 Artikel geliefert, während der ersten Jahre auch die Auszüge aus den Parlamentsverhandlungen gemacht. Es sind also zehn Jahre harter Arbeit gewesen. Beim Durchblättern der betreffenden Jahrgänge läßt sich erkennen, wie diese Arbeit mich in allmählichen Übergängen von den politischen Vorstellungen, die

[1]) Die in Aussicht gestellte Mitteilung ist leider nicht erfolgt.

[2]) Man vergl. den „Parlamentarismus, wie er ist", S. 19 u. 273, Zeile 5 u. 6 v. o.

ich mitgebracht hatte, zu den Ansichten geführt hat, mit denen ich heimkehrte. Diese Arbeit, verbunden mit dem regelmäßigen Lesen deutscher Zeitungen verschiedener Farbe, wie es meine Beschäftigung mit sich brachte, bewahrte mich vor den Illusionen des politischen Flüchtlings, welche Macaulay in einer oft angeführten Stelle geschildert hat[1]).

Wir kamen auf einzelne seiner Artikel, u. a. auf das Treiben und die Sophismen der Puseyten zu sprechen, und auf die englische Staatskirche. „Es wird Ihnen — bemerkte Bucher im Hinblick auf die Möglichkeit, daß ich seine Korrespondenz darüber in die Biographie aufnehmen würde — gut thun, den Sprachgebrauch richtig zu stellen, indem ich mich anfangs auch geirrt habe. Die Staatskirche heißt im gesetzlichen Sprachgebrauch Establishad Church, in der Liturgie Our Holy Catholic Church. Innerhalb derselben giebt es zwei Richtungen, die hochkirchliche, High Church, die nach einem römischen Priestertum hin gravitiert, und Low Church, welche auf das bischöfliche Amt wenig giebt und den Schwerpunkt in der Gemeinde sucht. Bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren der niedere Klerus, in dem Sympathien für die Stuarts lebten, High Church, die von Wilhelm III. und den Hannoveranern ernannten Bischöfe Low Church. Auch in neuerer Zeit sind nicht alle Prälaten High Church. Der Professor Pusey in Oxford, gest. 1882, war Führer der hochkirchlichen Partei; sein Freund Newman trat über und wurde Kardinal. In Irland ist die Staatskirche durch das Gesetz von 1869 entstaatlicht und entpfründet worden. Dieselbe Maßregel für Schottland und Wales hat Gladstone im Herbst 1889 auf das Programm der liberalen Partei gesetzt."

Es kam die Rede auf einen Strike der Londoner Maschinenbauer zur Zeit von Bucher's Aufenthalt in England, bei welcher Gelegenheit die Arbeiter den Kürzeren gezogen hatten. Die Dockarbeiter hatten in London mit ihrem Ausstande im September 1889 gesiegt. „Es hat sich eben — bemerkte Bucher — in England seit den fünfziger Jahren viel geändert. Der revolutionäre Sozialismus hat Boden gewonnen, und die Leitung der Londoner Polizei ist so schwächlich geworden, daß die willigen Arbeiter gegen die Bedrohungen und Gewaltthätigkeiten der ausstehenden nicht geschützt wurden. Überdies waren die Dockgesellschaften, die seit Jahren infolge der Konkurrenz, die sie einander machen, keine Dividenden zahlen, nicht widerstandsfähig, und die launenhafte Sentimentalität der Wohlhabenden öffnete diesmal Börsen, welche seiner Zeit für die Maschinenbauer nichts hergegeben hatten."

Ich legte Bucher eine Auswahl solcher Londoner Artikel desselben vor, die mir noch heute lesenswert erschienen. „Ich glaube nicht — bemerkte er bei unsrer nächsten Zusammenkunft — daß die von mir rot angestrichenen Artikel jemanden so interessieren werden, daß er sie nachschlägt. Dagegen wäre es meines Erachtens nützlich, eingehende politische Artikel in derselben Weise zu erwähnen, d. h. den Gegenstand zu bezeichnen und die Nummer anzugeben, z. B.

[1]) Gemeint ist wohl die Stelle in History of England, Tauchnitz Ed. Vol. II, p. 94.

die Analyse der Wiener vier Punkte mit der Synopsis der verschiedenen Redaktionen (Nat.-Ztg. Nr. 223 und 229 vom 15. und 19. Mai 1855). Wer die Geschichte der Zeit einmal gewissenhaft schreiben will, muß sich mit den Blaubüchern beschäftigen, deren nutzbringende Lektüre zeitraubend und mühsam ist, ihm wird mit den Analysen gedient sein, die sich gerade in den Jahrgängen 1856—1860 finden."

Nachstehend teile ich noch eine Übersetzung eines Briefes Joseph Mazzini's an Bucher mit, dessen Veröffentlichung mir derselbe in den Tagen unserer Zusammenkünfte im Jahre 1889 gestattete. Derselbe lautet:

Lieber Bucher.

Niemand hatte mir etwas davon gesagt, daß Sie, wie Sie sich ausdrücken, gegen mich geschrieben haben. Ich kenne Sie jedoch hinreichend, um versichert zu sein, daß, was Sie auch geschrieben haben, Ihre Überzeugung ist und nichts enthält, was Sie mir nicht auch mündlich sagen könnten.

Was das Manifest anbetrifft, so bedaure ich dasselbe im Interesse unsrer beiden Länder. Ich befürchte, Sie beurteilen die Lage und die wirklichen Absichten Italiens nicht richtig. Es giebt zweifellos Streitpunkte, z. B. das Italienische Tirol, aber sie müssen und werden auf friedlichem Wege durch den freien Ausdruck des Volkswillens ihre Lösung finden. Wir, die nationale Partei, sind ebenso wie Sie am Werk, Louis Napoleons Pläne und die selbstsüchtige und atheistische Politik der Sardinischen Dynastie zu vereiteln. Wir gebrauchen ein einiges Deutschland und wir schmeicheln uns mit der Hoffnung, daß wir durch unsern Angriff auf Österreich — natürlich ohne L. Napoleons Hilfe — Deutschland eine Gelegenheit wie die von 1848 verschaffen werden.

Sollte in Deutschland eine feindselige Stimmung gegen unsre eigene Emanzipation hervortreten, so würden viele schwache und idiotische Männer bei uns aus Furcht acceptieren, was Cavour sagt, „alle Welt ist gegen Euch, Ihr müßt Euch an Napoleon um Hilfe wenden," und Ihr würdet damit Euer eigenes Vorhaben bekämpfen.

Was Sie aber auch thun mögen, das wird von mir als falsche politische Ansicht bedauert, niemals aber mißdeutet werden. Es kann sein — ich fürchte es — daß wir die Fehler von 1848 wiederholen und, gleich Penelope, unser Werk mit unsern eigenen Händen zerstören; aber in Betrübnis oder Freude, unsre gegenseitige persönliche Wertschätzung wird dies überdauern.

Betrachten Sie mich, lieber Bucher, als ganz der Ihrige

Joseph Mazzini.

11—61 Burton House Walham Green.

Dank für den „Humboldt".

(Fortsetzung folgt.)



Die ewige Nacht und das ewige Licht.

Von
A. Schmidt.

„Denn auch Finsternis ist nicht finster bei dir und die Nacht leuchtet wie der Tag, Finsternis ist wie das Licht".
Psalm 139.

Die „weise Frau," wie sie unsre Nachbarn nennen, meinte, „das war in den Gichtlen", als sie meinen Neugeborenen auf dem Wickeltische in Kittelchen und Windel kleidete und er den kleinen, zahnlosen Mund zum Lächeln verzog, zu einem so reizenden Lächeln, wie es noch kein Pinsel eines Raffael wiederzugeben vermochte. Ich glaubte der weisen Frau nicht, machten doch die hellen Äuglein durchaus keinen traumhaften Eindruck.

Das Lächeln kehrte mehrere Male wieder, wenn der Kleine wieder in dieselbe Lage kam mit derselben Wendung des Köpfchens, in der Richtung nach einem vergoldeten Bilderrahmen an der Wand. Im verdunkelten Zimmer hatte man sein Auge vor dem direkten Anblick der Lampe wohl behütet, aber der Reflex des Goldrahmens führte, wie ich mich leicht überzeugte, auf einem Umweg ein paar Strahlen zum verbotenen Fenster der Seele. Warum sollte nicht der von der ewigen Nacht des Mutterschoßes zum Licht Geborene den ersten Lichtstrahl begrüßen, der durch seine Äuglein in sein beginnendes Bewußtsein drang?

Öffnet nicht auch die Blume dem Lichte ihren Kelch, schwärmt nicht die Eintagsfliege, die ephemera virgo, dem Lichte entgegen, schwärmen nicht die jungen und die alten Menschenkinder allem zu, was glänzt und gleißt?

Wohl mögen Wochen vergehen, bis das Lächeln des Kindes dem Auge der Mutter gilt, bis es seiner Umgebung ein Zeichen des Erkennens giebt, der milde gedämpfte Lichtstrahl aber ist sein Freund und Bekannter von der ersten Stunde des Lebens an, bis sich das Auge wieder schließt zum Schlafe in der ewigen Nacht.

Der kleine Erdenbürger bringt ja zwei Augen mit aus der Welt der Finsternis. Sollten diese Organe sich gebildet haben ohne gleichzeitige Ausbildung des Triebes zum Sehen, der Freude am Lichtstrahl? Unmöglich. In der geheimnisvollen Werkstätte der Natur bilden sich die Organe des Körpers zusammen mit den Trieben der Seele. Die wachsenden Schwingen des Adlers sind untrennbar vom wachsenden Mut und der wachsenden Lust zum Fliegen.

Woher stammt diese angeborene Vertrautheit mit dem Lichte, die vor der Geburt die Bildung des Sehorgans bewirkt und regelt, die, mit wenigen merkwürdigen Ausnahmen, eine Mitgift aller lebenden Geschöpfe bildet? Ist es eine traumhafte Rückerinnerung an eine Welt des Lichtes, aus welcher alles Lebendige herstammt? Sollten die Einzelwesen, welche scheinbar aus ewiger Nacht zum Lichte der Sonne geboren werden und nach kurzem Dasein in dieselbe ewige Nacht zurückzukehren scheinen, die Ahnung einer früheren Heimat in sich tragen, einer Welt des Lichtes, aus der sie stammen, zu der sie heimkehren?

Nicht wie Sauerstoff und Nahrung gehört das Licht zu den notwendigen Bedingungen des tierischen Lebens; denn auch die größten Tiefen des Meeres, wohin kein Strahl des Tagesgestirns mehr dringt, beherbergen in purpurner Finsternis ihre lebenden Bewohner, welche nur zum Teil nach Art der Glühwürmer ihre eigene Fackel entzünden, zum Teil aber des Sehorgans und des Lichtes entbehren. Die viele Kilometer lang im Kalkgebirge versteckten Höhlen des Jura und des Karstes beherbergen in ihrer Nacht eine reichliche Fauna, darunter augenlose Insekten, Krebse und Olme, die Mammuthhöhle in Kentucky birgt blinde Fische mit vollständig verkümmertem Sehorgan.

Umsomehr, wenn das Licht nicht als notwendige Bedingung des Lebens erscheint, erhebt sich die Frage nach der Ursache der angeborenen Lichtfreundschaft. Soweit wir es im Rahmen der Naturwissenschaft erwarten können, giebt uns diese auf die Frage die Antwort, die Entwickelungslehre lüftet bis auf einen gewissen Grad den Schleier des Geheimnisses.

Wir gelangen ja wohl durch das Studium der einen Strom einengenden Gebirgszüge, durch die Prüfung der Härte oder Weichheit der vom Wasser des Stromes benagten Schichten, durch Ermittelung des Gefälles der durchströmten Landschaft, durch die Kenntnis der Niederschlagsmenge, welche das Quellgebiet des Stromes speist, zum geographischen Verständnis der Eigentümlichkeiten eines Stromlaufs. Dabei wissen wir aber wohl, daß damit die Frage nach der Ursache der Schwere, welche den Strom zur Tiefe führt, so wenig ergründet ist wie die Frage nach der Kraft, welche in ewigem Kreislauf die Niederschläge erneuert und die Quellen ernährt.

Die Entwickelungslehre zeigt uns, daß die scheinbar andre Welt, auf welche die angeborene Vertrautheit mit dem Lichtstrahl hinweist, unsre Welt selbst ist, die Welt, in der wir leben und atmen, an deren Licht wir uns freuen, von deren Not wir leiden, bis wir sie besiegen oder umgehen.

Schon vor der Geburt durchschreitet die Entwickelung des Einzelwesens in gedrängter Wiederholung die in unabsehbarer Vergangenheit erfolgte Entwickelung seines Geschlechts, seiner Gattung, seiner Art, bis zu derjenigen Entfaltung organischer Besonderheiten, welche seine nächsten Vorfahren auszeichnen. Der merkwürdige Olm der Höhlen des Karstgebirges, der proteus anguineus, besitzt nach der Beobachtung von E. Zeller im embryonalen Zustande Augen. Es sind die Augen seiner viel tausend Jahre früher lebenden Vorfahren, welche in die Höhle eingewandert sind. Er entschlüpft noch mit deutlichen schwarzen Äuglein dem Ei. Doch das Licht ist sein Feind, der ihn schmerzt. In Jahrtausende langer Nacht hat er die liebliche Erinnerung an den Strahl des Tages fast verloren und die Finsternis zur Freundin gewonnen. Wenn er den Larvenzustand abstreift und heranwächst, verkümmern die blinden Äuglein zu kleinen Furchen der Kopfhaut. Seine Liebe zur Nacht ist für ihn eine Waffe geworden im Kampfe ums Dasein, denn für den Verlust der Augen hat ihn die Natur mit einer außerordentlichen Reizbarkeit seiner Haut gegenüber Lichteindrücken entschädigt, in deren Folge er das Tageslicht flieht. In seiner Welt der Nacht hat er keinen lebenden Feind zu fürchten, der ihm seine Jagdgründe bestreitet.

Die Ausnahmen, die Fälle der Lichtfeindschaft, bestätigen die Richtigkeit der Erklärung, welche die Entwickelungslehre für die angeborene Lichtfreundschaft giebt. Ob uns diese Entwickelungslehre vielleicht einst den Beweis liefert, daß der Anfang des Lebens mit dem Anfang des Sehens zusammenfällt?

Ein andrer Zweig der Naturwissenschaft, die Chemie, hat diesen Beweis, wenn auch noch nicht lückenlos, erbracht. Der Blick des Chemikers sucht die Anfänge des Lebens nicht in der Vergangenheit früherer Epochen unsres Planeten, sondern in der Gegenwart, vor unsern Augen.

Wir sehen das Wachsen der Tiere auf Grund der Aufnahme von Nahrung, welche, wenn auch mittelbar, nur aus dem Pflanzenreich stammt. Wir sehen, daß die Geundlage dieser Nahrung, das organische Molekül, in der Pflanze seinen Aufbau beginnt. In der geheimnisvollen Werkstätte der dem Lichte ausgebreiteten Oberfläche der Pflanzen ist es der Lichtstrahl, unter dessen Wirkung die Elemente des Wassers H_2O und der Kohlensäure CO_2 zusammentreten und unter Ausscheidung von Sauerstoff das niederste organische Molekül CH_2O fortwährend neu geboren werden lassen. In fortschreitender Verkettung, welche der Chemiker bis zur Bildung des Zuckers und seiner Arten und Abarten nachahmend verfolgt, wachsen aus dem niedersten Molekül die zusammengesetzteren der Kohlenhydrate heran, unter Aufnahme von Verbindungen des Stickstoffs und Schwefels erwächst daraus das Eiweißmolekül, der eigentliche Träger des Lebens in der organischen Zelle.

Soweit also, bis zur Erzeugung des kleinsten Bausteins organischer Substanz, greift die Bedeutung des Lichtes für das Leben zurück. Für diese erste Bildung ist das Licht so unentbehrlich wie irgend ein Element des Lebens.

Auch noch für das Leben der Pflanze besteht die Unentbehrlichkeit des Lichtes. Sie ist mit ihrer ganzen Oberfläche ein Auge, das die Lichtstrahlen einsaugt und mit ihnen die Kraft des Lebens und der Bewegung, mit welcher die Pflanze die tierische Welt speist. Im vollkommenen Dunkel der Kalkhöhlen finden sich von allen Pflanzen nur Pilze, und auch diese Schmarotzer nur da, wo sie von außen zugeführte organische Substanz, wie Holzreste, als Nährboden finden.

Die Lichtempfindlichkeit der Tiere dient einem andern Zweck als diejenige der Pflanze, sie dient nicht mehr dem Aufbau des Stoffes, sondern dem Zweck der Bewegung, der Orientierung im Raum. Mit der Höhenentwickelung umgiebt sich der Körper mit Schutzvorrichtungen gegen äußere Einflüsse, durch welche die allgemeine Lichtempfindlichkeit der Haut beeinträchtigt wird. Aber der Lichtsinn lokalisiert sich, er erhält sein Organ, das Auge, das sich zum vollkommensten der Sinne ausbildet, durch welchen das Einzelwesen mit der Welt in Wechselwirkung tritt. Das menschliche Auge dient dem höchsten Zweck der Orientierung. Es ist das Band, nicht bloß mit der nächsten Umgebung, wie die andern Sinne auch, sondern weit über unsern Planeten hinaus mit der Sonne, mit dem unendlichen Weltall. Es dient der Orientierung des Einzelwesens in der unendlichen Zeit wie in der Unendlichkeit des Raumes.

Da ohne Sehorgan es weder Nacht noch Licht giebt, konnte die Besprechung der organischen Seite des Gegenstandes neben derjenigen der äußeren physikalischen Bedeutung von Nacht und Licht nicht übergangen werden.

Wenn wir ein Stück schwer schmelzbaren Metalls über der schwach bläulich leuchtenden Flamme einer verbrennenden Mischung von Luft und Leuchtgas oder von Wasserstoff und Sauerstoff aufhängen, so steigt die Temperatur des Metalls allmählich. Bei etwa 500° C. beginnt der erhitzte Körper Licht auszusenden. Dieses Licht zeigt die Farbe des dunkeln Rot und läßt mittelst des Spektroskops erkennen, daß es von den Farben des Spektrums nur die schwächst brechbaren, diejenigen mit großer Wellenlänge und kleiner Schwingungszahl besitzt. Bei 540° z. B. reicht dieses Licht ungefähr von der Wellenlänge 760 $\mu\mu$, d. h. 760 Milliontel Millimeter, der Fraunhofer'schen Linie A entsprechend, bis zur Linie B (687 $\mu\mu$). Bei steigender Temperatur geht die dunkle Rotglut in helles Rot über, das Spektrum reicht bei etwa 700° bis F (486 $\mu\mu$) und das Licht bildet eine Mischung der Farben rot, orange, gelb, grün und blau, endlich bei 1200° ist die helle Weißglut erreicht, das Spektrum erstreckt sich bis über H im Violett hinaus, wo (bei 390 $\mu\mu$) die Grenze des sichtbaren Spektrums liegt.

Aber die Möglichkeit der Temperaturerhöhung hat noch keine Grenze. Die Temperatur, bei welcher die Kohle siedet und ihr glühender Dampf den elektrischen Lichtbogen bildet, liegt nach Violle bei 3500°, Berthelot hat bei Verbrennungen Temperaturen bis 4500° erreicht, und die Temperatur der Sonne mag noch sehr hoch über diesen im Laboratorium herstellbaren Hitzegraden liegen.

Unser Auge erkennt zwar keine weitere Ausdehnung des Spektrums mehr, nur noch insofern eine weitere Veränderung des Lichtes, als infolge zunehmender Verstärkung der Strahlen kurzer Wellenlängen im Gebiete von blau bis violett die Gesamtfarbe von weiß in bläulich übergeht. Aber das sichtbare Spektrum, das nach der Sprache der Tonlehre knapp eine Oktave der Farbentöne umfaßt, hat dennoch sowohl diesseits des Rot, im Infrarot, als jenseits des Violett, im Ultraviolett seine unsichtbaren Fortsetzungen. Davon überzeugt uns einerseits das Thermometer, welches im Infrarot des Spektrums keine geringere Wärmewirkung erfährt als im Rot, sowie auch unsre Haut uns wohl Rechenschaft giebt von der Strahlung warmer und heißer Körper, auch wenn dieselben unserm Auge noch dunkel erscheinen. Davon überzeugt uns anderseits die Photographie, welche noch weit über die violette Grenze hinaus die chemischen Wirkungen der Strahlen erkennen läßt.

In jenem, dem infraroten Gebiete, hat Langley die Tonreihe der Strahlen noch über mehr als vier Oktaven verfolgt, bis 15000 $\mu\mu$. In diesem, dem ultravioletten Gebiete, konnte er um fast zwei Oktaven weiterdringen. Das Licht der Sonne und der Fixsterne zeigt nach Cornu die Grenze der photographischen Wirkung seines Spektrums nur deswegen schon bei 293 $\mu\mu$, weil die Strahlen noch kleinerer Wellenlänge von unsrer Atmosphäre vollständig absorbiert werden, so daß z. B. Strahlen von 186 $\mu\mu$, wenn sie

von hocherhitzten Körpern ausgehen, schon in einer Luftschicht von 4 Meter Dicke erlöschen.

Nehmen wir dazu, daß auf anderm Wege, durch die elektrischen Versuche von Hertz, Ätherschwingungen von Kilometerlänge bis herab zur Wellenlänge von 33 cm, also 330000000 $\mu\mu$ erzeugt und gemessen werden konnten, die sich an der Erdoberfläche mit derselben Geschwindigkeit wie die Lichtwellen fortpflanzen, so liegt der Schluß nahe, daß die wahre Ausdehnung des Spektrums ins Gebiet der großen Wellenlängen hinein unbegrenzt, im Gebiet der kleinen Wellenlängen wegen der Absorption unbestimmbar sei. Gegenüber dem ganzen Umfang der unendlichen Tonreihe der Strahlen, die den Weltraum durchdringen, gleicht unser Auge einem Ohr, das für alle über oder unter einer bestimmten Oktave liegenden Töne taub wäre.

Diese partiale Blindheit mag ihren doppelten Grund haben. Der eine wird der sein, daß das Auge im Grunde vielleicht ein chemisches Organ ist. Wie wir lichtempfindliche Platten erzeugen, die mehr für dieses oder jenes Farbengebiet „sensibel" sind, so hat auch unser Sehnerv mit dem lichtempfindlichen Sehpurpur sein bestimmtes Gebiet der Sensibilität. Unter einer gewissen, noch nicht festgestellten Grenze der Wellenlänge scheint die chemische Wirkung der Strahlen überhaupt aufzuhören, die Schwingungen des Äthers können nicht mehr die einzelnen Atome, sondern nur noch deren Verbindungen, die Moleküle, erschüttern, sie erzeugen Wärme. Der andre Grund ist das Absorptionsvermögen der Auglinse und der Augflüssigkeit, welche Strahlen sehr kleiner Wellenlänge nicht mehr zur Netzhaut gelangen lassen.

Es ist eine erhebende Vorstellung, sich ein Auge zu denken, das, von der Beschränktheit unseres Sehorgans befreit, ein Empfindungs- und Unterscheidungsvermögen besäße, das sich über das ganze Gebiet des Spektrums erstreckte, ein Auge, dessen Fähigkeit dem Umfang nach derjenigen des Lichtäthers, Wellen aller Wellenlängen fortzupflanzen, gewachsen wäre. Ein Gegensatz der Nacht zum Licht bestünde nicht. Dieses Auge würde auch die dunkeln Körper in einem den großen Wellenlängen der Wärmestrahlen entsprechenden Farbenton leuchten sehen. In der Tiefe der Kalkhöhlen und in der Nacht des tiefsten Meeresgrundes wäre für dieses Auge Licht.

Soweit im Weltraum der Lichtäther reicht, trägt er die Wellen des Bewegung und Leben wirkenden Lichts und der Wärme, nirgends sind Körper denkbar, deren Temperatur den absoluten Nullpunkt erreichte. Wohl verschlucken die dunkeln Körper niedriger Temperatur die Wellen kleiner Länge und erzeugen aus Licht Nacht, aber sie geben als Ersatz Wellen großer Länge an den Äther zurück, schwarz sind diese Körper nur für das wärmeblinde Auge.

Das Blatt der Pflanze und die Haut der augenlosen Tiere mögen dem Umfang ihrer Sensibilität nach sich dem Auge größten Umfangs der Reizbarkeit nähern, die feine Organisation des Auges der sehenden Tiere verleiht diesen ein um so feineres Unterscheidungsvermögen innerhalb ihres beschränkten Empfindungsgebietes.

Die Natur gießt ihr ganzes Füllhorn der Gaben nicht über das Einzelwesen, nicht über die Art und das Geschlecht. Je als Wirkung der Anpassung verleiht sie hier diese, dort jene Vollkommenheit der Bildung. Ins Unendliche der Zeit und des Raumes zerstreut sie ihren Reichtum. Das Einzelwesen erhält seinen besonderen Anteil scheinbar als leicht erworbene Mitgift, als Geschenk. Die Gattung und Art hat in langem Kampf ums Dasein ihren Besitz erworben oder — wegen Nichtgebrauchs verloren.

Eine große Zahl der Veränderungen in der Natur vollzieht sich in Kreisläufen und periodischen Schwankungen, überall herrscht das Gesetz des Pendels, in allen Abstufungen der Schwingungszeiten, von den größten, noch ungemessenen bis zu den kleinsten, nur noch der Berechnung erschließbaren Zeiträumen. In viele Jahrtausende langen Perioden zeigt die Oberfläche der Erde einen Wechsel des Klimas, eine durch wiederholte Eiszeiten in Epochen geteilte Entwickelung ihrer Gestaltung und ihres Lebens. In der Zeit von fünfundzwanzigtausend Jahren vollführt die Erdachse eine Pendelung um die zur Ebene ihrer Bahn senkrechte Richtung. Mit den Perioden des Umlaufs der Erde um die Sonne und der Umdrehung der Erde um ihre Achse ist das pflanzliche und tierische Leben seit seinem ersten Auftreten aufs engste verflochten, keines der organischen Geschöpfe kann sich über den Wechsel der Jahreszeiten und über den Unterschied von Tag und Nacht erhaben dünken. Wie die auf und abschwankende Woge des Meeres dessen sich unermüdlich austobende Erregung bekundet, so sind die periodisch sich hebende und senkende Brust und der periodisch schlagende Puls die Woge des Lebens, an der wir noch dessen letzte erlöschende Spuren erkennen. Wenn das Herz des Siebzigjährigen nach 3 Milliardenmaligem Ticktack stille steht, so wiederholt sich derselbe Ticktack in unzählbaren neuen Einzelwesen, die alle den Weg von der Wiege zum Grabe wandeln und deren Generationen sich scheinbar ohne Ende abzulösen berufen sind. Die Sprache, in der die Natur zu unsren Sinnen redet, besteht in Pendelungen der kleinsten Perioden. Wir wissen es seit lange von den Wahrnehmungen des Ohrs. Die höchsten vernehmbaren Töne sind durch Schwingungen der Luft gebildet, welche sich gegen 20000 mal in der Sekunde wiederholen. Noch viel kürzer aber sind die Schwingungsperioden des Lichtäthers, wenn er in geradlinigen Strahlen die Wellen des Lichts allseitig vom leuchtenden Körper aus zu unserem Auge trägt. Sie betragen an der Grenze des violetten Gebietes des Spektrums nur noch den 763 billionsten Teil einer Sekunde.

Versuchen wir, wenigstens für die unbelebte Natur, in dieser Vorliebe für rhythmische Veränderungen einen tieferen Sinn zu entdecken.

Wenn wir einen Stein senkrecht in die Höhe werfen, so sehen wir ihn mit allmählich abnehmender Geschwindigkeit steigen, endlich einen höchsten Punkt erreichen, über welchen ihn die mitgeteilte Bewegung nicht hinauszutragen vermag und in welchem er auch in Ruhe verharrt, falls man ihn nur am Zurückfallen verhindert. Eine Kraftleistung, eine Arbeit war nötig, um den Stein in Bewegung zu setzen, er hat Energie der Bewegung mit auf den Weg bekommen

und hat sie beim Aufsteigen verloren. Und doch ist diese Energie nicht verloren. Halten wir den Stein nicht auf, so fällt er herab und kommt unten mit derselben Energie der Bewegung gleichsam beseelt wieder an. Wir sagen daher, die Energie der Bewegung habe sich beim Aufsteigen in Energie der Lage verwandelt und umgekehrt beim Herabfallen die Energie der Lage in Energie der Bewegung.

In der Bewegung eines Pendels haben wir dieses Spiel der Hin- und Herverwandlung der Energie in fortgesetzter Wiederholung. Eben dasselbe Spiel findet statt bei der Bewegung eines Planeten um die Sonne, obgleich derselbe nirgends in seiner Bahn stille steht. Fällt er von der Sonnenferne herab zur Sonnennähe, so gewinnt er an Energie der Bewegung und verliert an Energie der Lage; steigt er wieder zur Sonnenferne auf, so findet die entgegengesetzte Energieverwandlung statt. Betrachten wir die Unruhe in einer Taschenuhr. Ein kleines Schwungrad macht hin- und hergehende Schwingungen. So oft es am Ende einer Schwingung angekommen ist, hat es seine Bewungsenergie verloren. Dafür hat sich die kleine Spiralfeder gespannt und ist bereit, sobald die Bewegung ganz zum Stillstand kommt, die rückläufige Bewegung zu erzeugen. Die Spannung der Feder wird bewirkt durch die Veränderung der Lage ihrer Teile gegen einander, sie ist also auch eine Art Energie der Lage, wenn auch andrer Art als die vorige. Jene entsteht infolge einer geheimnisvollen Beziehung räumlich getrennter Massen, der Gravitation, diese durch die nicht minder geheimnisvolle Eigenschaft der Elastizität, welche den zusammenhängenden Massen in verschiedenem Grade, den im Gaszustand getrennten Masseteilchen vielleicht in vollkommenem Maße zukommt. Andre Formen der Spannungsenergie erkennen wir in der Anziehung und Abstoßung elektrisch geladener Körper, einander genäherter Magnete, in der chemischen Verwandtschaft der Elemente.

Wie die gespannte Armbrust bereit ist, ihre ruhende Energie in Bewegung des Pfeils umzuwandeln, so liegt in all' diesen Formen der Spannung die Bereitschaft vor, nach Aufhebung des Spannungsgleichgewichts sich in Bewegungsenergie umzuwandeln, in Bewegung der Massen oder auch in Einzelbewegungen der Masseteilchen. Mehr oder weniger ist bei all' diesen Spannungen und Entladungen neben den wägbaren Massen der unwägbare Lichtäther beteiligt, welchen wir besonders als Träger jener Spannungen und Bewegungen ansehen, die wir als elektrische Zustände und Vorgänge bezeichnen. Umgekehrt wandelt sich die Bewegungsenergie stets in Spannung um, wenn durch die Veränderungen der Lage und der Gestalt jene Eigenschaften der Spannungsfähigkeit, wie Gravitation und Elastizität, in Anspruch genommen werden.

Die Einzelbewegungen der kleinsten Teilchen eines Körpers, selbst eines sehr verdünnten Gases, begegnen unablässig solchen Elasticitätswiderständen. Wir nennen die in fortgesetzter Hin- und Herverwandlung begriffene Energie der kleinsten Teilchen eines Körpers, den mitbeteiligten Äther mit eingeschlossen, Wärme.

Welcher Zusammenhang auch zwischen den verschiedenen Arten der Spannungsfähigkeit der Körper und des Äthers bestehen mag, die Lichtschwingungen sind

Vorgänge periodischer Hin- und Herwandlungen der Energie, so gut wie die Schwingungen der Teilchen eines warmen Körpers, wie die Bewegungen des Pendels, das Auf- und Abschwanken des erregten Meeres, das Auf- und Absteigen der Planeten zwischen Sonnenferne und Sonnennähe.

Das schwingende Pendel ist wie der erhitzte Körper ein dauernder Energievorrat. Wenn aber das Pendel als Klöppel der Glocke seine Energie auf diese überträgt, so wandert nun durch die in geraden Strahlen sich allseitig verbreitenden Schallwellen diese Energie in den Raum hinaus, soweit die Luft sie weiterzutragen vermag. Jedes Teilchen der Luft macht seine elastischen Schwingungen, so lange es als Träger und Fortpflanzer der Energie dient. In ähnlicher Weise trägt der Äther in seinen Schwingungen die Energie der erhitzten Körper nach allen Seiten des Raumes, er bewirkt die Abkühlung der strahlenden und die Erwärmung der die Strahlen verschluckenden kalten Körper.

Und nicht als einzelner Stoß kommt der Schlag des Klöppels gegen die Glocke zu unserm Ohr, denn die der schweren Glocke mitgeteite Energie kann sich nur in kleinen Bruchteilen ihres Betrags auf die leichte Luft übertragen. In langanhaltendem Tone allmählich ausklingend, verbreitet sich der Energiestrom in den Raum. Jedes Luftteilchen läßt den Strom nur durch nach Ablauf jedesmaliger Hin- und Herwandlung der sich fortpflanzenden Energie, jedes für sich erfüllt den Zweck der Unruhe in unsrer Taschenuhr, welche die aufgezogene Feder an der raschen Umdrehung der Räder verhindert und die Auslösung der Spannung der Uhrfeder in kleine, durch die Schwingungszeit der Unruh zeitlich getrennte Impulse zerlegt.

Die Uhr ist ein Abbild des Weltlaufs. Nicht in plötzlichem Sturze auf die Sonne verwandelt sich die Energie der Planeten in Wärme. In unmerklich sich verengenden rythmischen Umlaufsbewegungen übertragen sie, im Auf- und Absteigen zwischen Perihel und Aphel mit ihrer Kraft spielend, allmählich ihre Bewegung auf die unendlich verdünnten Weltraumgase und den scheinbar unwägbaren Äther, die rythmische Bewegung verzögert den Ablauf der Weltuhr ins Unermeßliche.

Wenn aber je nach Äonen einer der Planeten dem Centralkörper zum Opfer fallen wird, sowie wohl stündlich Hekatomben kleiner Himmelskörperchen dieses Los trifft, so kann sich die gebildete Wärme, durch welche die Kraft der Sonne sich verjüngt, nicht plötzlich zerstreuen. Die geringe Masse des Äthers und die rhythmisch schwingende Bewegung seiner Teilchen verzögert den Energiestrom zu einer unmerklich ausklingenden Strahlung. Die langsame Veränderlichkeit dieser läßt uns im Zweifel, ob wir uns in auf- oder absteigenden Teil des Kreislaufs klimatischer Zustände befinden, sie gestattet dem organischen Leben Zeit zu seiner langwierigen Arbeit der Entwickelung und Anpassung.

Mit derselben Naturnotwendigkeit strebt die Wärmeenergie von den Orten hoher zu denen niederer Temperatur, mit welcher das Wasser thalabwärts strömt. Wohl können wir an den Wasserstrom Mühlen bauen, das Gefälle des Wassers

ausnützen und wir könnten mit der gewonnenen Arbeitskraft einen Teil des Wassers wieder bergan befördern, wir könnten durch Vermehrung der Zahl solcher Vorrichtungen den Abfluß des Wassers beträchtlich verzögern. Zur Umkehr können wir den Strom nimmermehr zwingen. Werden sich wohl alle Gewässer einst im Ocean sammeln?

Auch an dem Wärmestrom, den die Sonne ausstrahlt, stehen unsre Mühlen. Unsre Maschinen verwandeln fortgesetzt Wärme hoher in Wärme niederer Temperatur. Die Pflanzen, in welchen das Licht die organische Substanz bereitet, erzeugen unsre Nahrung und Brennmaterialien, einen Vorrat von Energie in Form chemischer Spannung, sie versorgen unsern Körper und unsre Kraftmaschinen mit Arbeitskraft. Die Arbeit, nachdem sie durch das Leben verausgabt ist, geht wieder über als Wärme in den großen, thalabwärts fließenden Strom, der in den Ocean der Ewigkeit mündet.

Sollte die ewige Nacht dieser Ocean sein? Sollte nach Ausstrahlung aller Wärme der Himmelskörper in den unendlichen Raum hinaus, nach der Aufzehrung der kleinen Massen durch die großen, und nach Ausstrahlung der aus dem Einsturz gewonnenen Energie, nach Verlust aller Spannkraft der Gase, nach Erstarrung alles Flüssigen ewige Kälte, ewige Nacht, ewiger Tod das Ziel der Weltentwickelung sein?

Der Anblick des gestirnten Himmels könnte diese Ansicht begünstigen. Chéseaux und Olbers haben gezeigt, daß nach dem geometrischen Gesetz der Strahlenausbreitung eine ins Unendliche reichende, wenn auch noch so spärliche Erfüllung des Raumes mit Sonnen unserm Auge den Anblick eines Himmels gewähren müßte, der überall im selben Glanze leuchtet wie die Scheibe der Sonne selbst. Denn nach dem Gesetz der Strahlung in vollkommen durchsichtigen Mitteln nimmt die Lichtstärke der hellen Scheibe einer Sonne nur deswegen mit der Entfernung ab, weil uns die Scheibe mit der Entfernung kleiner und kleiner erscheint. Die Helligkeit pro Flächeneinheit bleibt sich gleich. Der Planet Venus erglänzt uns so hell wie die weißeste Wolke oder wie das Silberhorn der Jungfrau im Glanze der Sonne, der Mond nur so hell wie eine sonnenbeschienene Basaltwand. Wir sind umgekehrt geneigt, die Helligkeit dieser Himmelskörper wesentlich höher anzuschlagen, als sie thatsächlich ist, weil beim nächtlichen Schein uns die Vergleichung des Sonnenlichtes fehlt.

Wenn dem so ist, so ist bei unendlicher Ausdehnung der Fixsternwelt kein Punkt des Himmelsgewölbes denkbar, an welchem unser Auge nicht eine, wenn auch noch so entfernte Sonne entdecken müßte, der ganze Himmel in ununterbrochener Fläche müßte erglänzen vom Licht der unendlich vielen Sonnen, und auch der Mond und die Planeten könnten sich kaum dunkler von diesem hellen Grunde abheben, weil sie das Licht unendlich vieler Sonnen reflektierten. Da thatsächlich der Himmel schwarz erscheint trotz der 5000 mit bloßem Auge und der 100 Millionen mit den besten Fernröhren sichtbaren Sonnen, so könnte man den Grund dafür in einer Grenze suchen wollen, über welche hinaus der Raum aufhört, bevölkert zu sein, außerhalb welcher die Strahlung sich in die

leere, unendliche Nacht verliert, aus welcher kein Licht, keine Wärme zurückkehrt.

Aber Lichtstrahlen sind Bewegung eines Bewegten. Soweit die Lichtwellen getragen werden, reicht ihr Träger, der Äther. Wenn dieser Ätherstoff ist von unserm Stoff, so besitzt er eine wenn auch noch so geringe Schwere, er bildet die Atmosphäre, welche höher als die leichtesten Gase sich über die Himmelskörper erhebt, er ist die gemeinsame Atmosphäre aller, das Band, welches die Übertragung der Energie zwischen den Sonnen des Weltraums vermittelt. Über die Grenze des von Sonnen bevölkerten Raumes hinaus müßte durch die Wirkung der Schwere auch der leichteste aller Stoffe endlich eine Grenze finden und mit ihm die Möglichkeit der Zerstreuung der Energie.

Die Hypothese von einer endlichen Welt in einem unendlichen Äther ist die düsterste aller Hypothesen, das Endziel der Weltentwickelung ist für sie die Nacht, die Kälte, der Tod. Aber die Schwärze des nächtlichen Himmels zwingt uns nicht zu dieser Hypothese.

Außer den leuchtenden Sonnen enthält der Weltraum auch dunkle Körper in wahrscheinlich unvergleichlich viel größerer Zahl, wenn auch kleiner in allen Abstufungen der Größe, Körper, welche einen Teil des Lichts der Sonnen reflektieren, daher Schatten erzeugen, einen wohl noch größeren Teil des Lichts absorbieren. Diese Körper verwandeln Licht in Nacht. Sie könnten also die Ursache sein und müssen es mindestens zum Teil sein dafür, daß uns die ferner und ferner gerückten Sonnen mehr und mehr verdunkelt werden; denn ein stauberfüllter Raum wird bei genügender Dicke der Schicht undurchsichtig.

Aber die Nacht, welche dunkle Körper erzeugen, ist nur die Abwesenheit kurzer Wellenlängen. Die von diesen dunklen Körpern verschluckte Energie wird allmählich ihre Temperatur erhöhen, sie werden erst dunkle Wärmestrahlen aussenden. In genügend langer Zeit werden sie durch die fortgesetzte Strahlung, die sie einander zusenden und die sie von den Sonnen empfangen, auf gleiches Temperaturniveau mit diesen gelangen, sie werden verdampfen, den Widerstand des Weltraums vermehren. Der fortgehende Zusammensturz der kleinen mit den großen Massen wird neue und neue Wärmeenergie aus Energie der Lage und der Bewegung erzeugen, die Massen zusammenstürzender Sonnen werden durch die erzeugte Wärme in den Raum zerstreut werden, endlich nach allgemeiner Ausgleichung der Temperatur, verbunden mit einer der Temperatur entsprechenden Zerstreuung der Masse, wird das Ende aller Veränderung erreicht sein. Ohne Temperaturunterschied kein Wärmestrom mehr, keine Arbeit, kein Leben, keine Strahlung von heiß nach kalt, kein Licht. Das ist die Hypothese vom Wärmetod.

Gemäß dem zweiten Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie geht Wärme nicht von selbst von den Körpern niederer zu denen höherer Temperatur über. Dagegen kann ihr umgekehrter Übergang, der durch Strahlung und Leitung von selbst erfolgt, zwar verzögert werden und vollzieht sich um so langsamer, je kleiner die Temperaturunterschiede geworden sind, aber das Ziel der Weltentwickelung,

wenn auch unter unendlicher Annäherung, ist die Ausgleichung aller Temparaturen. Welchen wollen wir vorziehen, den Kälte- oder den Wärmetod?

Es ist ein unanfechtbarer Satz der Mechanik, daß schwere Körper nicht von selbst in die Höhe steigen, daß es zwar möglich ist, den Fall der einen zum Heben der andern auszunützen, daß aber damit das Ziel aller Fallbewegung nur hinausgerückt, nicht aufgehoben werden kann. Das Ziel alles Wassers an der Erdoberfläche ist der Ocean, der Ort gleichen Niveaus, der Aufhebung aller Gefälle.

Niemand wird diesen Satz leugnen, und doch leidet er an einer Einseitigkeit, denn man kann auch das Gegenteil behaupten: das Ziel alles Wassers ist der Himmel. Überall, wo Luft mit Wasser in Berührung kommt, sättigt sie sich mit Dampf, und in folge einer eigentümlichen Bewegung, die man Diffusion der Gase nennt, muß der Wasserdampf in der Luft in die Höhe steigen und die Atmosphäre bis in die höchsten Regionen sättigen. So oft durch Niederschläge oben Platz wird, steigen neue und neue Mengen Dampf in die Höhe, unerschöpflich, so lange unten Wasser ist. Und könnte man die Atmosphäre entfernen, so würde der Wasserdampf selbst eine neue bilden.

Die Diffusionsbewegung der Gase hat die Besonderheit, daß bei ihr kein Energieverlust durch Reibung möglich ist. Denn sollte Reibung je stattfinden, so vermehrt die gebildete Wärme eben das Diffusionsbestreben. Wie ein reibungsloses Pendel beim Aufsteigen rein Bewegungsenergie in Energie der Lage umsetzen würde, so arbeitet die Diffusion ohne Verlust, sie verwandelt Energie der Wärme voll in Energie der Lage. Der Wasserdampf kann aufsteigen bis zu der Höhe, wo er sich zu Wasser oder Eis verdichtet, in geringster Spannung bis in unbestimmbare Höhen, falls er beim Steigen noch strahlende Wärme verschlucken kann.

Auch der zweite Hauptsatz der Wärmetheorie leidet an einer Einseitigkeit, welche derjenigen des Satzes vom Streben des Wassers zum Ocean gewissermaßen entgegengesetzt ist, einer Einseitigkeit, welche die Anwendung des Satzes auf die Frage nach dem Ziel der Weltentwickelung verbietet.

Vor Jahren hat K. G. Reuschle gegenüber dem Thomson'schen Wärmetod geltend gemacht, daß nach Erreichung der Temperaturgleichheit und der entsprechenden Massenzerstreuung der Anfang einer neuen Weltentwickelung gegeben wäre. Es müßten sich in Folge der Gravitation neue Massenansammlungen ausbilden, die geballten Körper sich anziehend in Bewegung setzen, beim Einsturz der kleinen auf die großen Massen neue Wärmeherde mit hoher Temperatur sich bilden.

Indessen brauchen wir das Weltende nicht abzuwarten, bis die kompensierende Wirkung der Gravitation sich geltend macht. Seit den theoretischen Untersuchungen von Mohn und Guldberg über die Temperatur der Atmosphäre ist es ausgemacht, daß in folge der Gravitation in den Atmosphären der Himmelskörper Temperaturgleichheit zwischen oben und unten nicht bestehen kann.



A. Ritter beweist aus den Gesetzen der Gravitation und der Wärmetheorie den paradoxen Satz, daß die Temperatur unsrer Sonne sich erhöhen muß, so lange die Sonne durch Strahlung an Energie ärmer wird. Der Beweis ist nicht anzufechten. Wie sollte die Temperaturgleichheit das Ziel der Weltenwickelung sein?

Wie der geworfene Stein Bewegungsenergie verliert oder gewinnt, je nachdem er in seiner Bahn steigt oder fällt, so verhält sich bei der Diffusion jedes einzelne Gasteilchen. Aber die Zunahme der molekularen Geschwindigkeit bedeutet Vermehrung der Wärmeenergie. Die notwendige Folge der Diffusion ist daher eine Abnahme der Temperatur mit der Höhe der Atmosphäre.

Die Diffusion der Luft an der Erdoberfläche hat jederzeit und überall das Bestreben, eine Temperaturabnahme von 1 C. auf etwa 71 m Höhe zu bewirken und würde diesen Zustand herbeiführen, wenn nicht die Strahlung der Sonne und der Erde, welche die Luft teilweise absorbiert, die Luft auflockerte, wenn nicht wahrscheinlich die Beimischung eines viel dünneren, der chemischen Prüfung und Wägung sich entziehenden Gases den Temperaturabfall verlangsamte.

Wenn der Weltraum nicht leer ist, wenn das die unzähligen Sonnen verbindende Band, der Äther, entweder selbst ein wägbarer Stoff ist oder wägbare Gase bei noch so geringem Druck in ihm enthalten sind, so muß an den Orten größter Verdünnung dieses Weltraumgases die niederste Temperatur bestehen. Von diesen Orten größter Entfernung von den Anziehungscentren, Orten, wo die Anziehungen nach den Fixsternen sich das Gleichgewicht halten, muß gegen die Centren der Anziehung hin ein Ansteigen der Temperatur stattfinden je bis zu einem Maximum im Anziehungscentrum selbst, derart, daß die größten Massen des Weltraums die höchsten Temperaturen aufweisen. Die Strahlung wird freilich verhindern, daß diese Temperaturen auf dasjenige Maximum anwachsen, welches stattfände, wenn unten die Wärmeenergie jedes Gasteilchens so groß wäre als die Energie der Lage, die es, an den Ort der niedersten Temperatur hinaufgehoben, besitzen würde.

Olbers schließt aus der Dunkelheit des nächtlichen Himmels auf eine Absorption des Lichts im Weltraum. Würden nur dunkle, schwere Massen diese Absorption bewirken, so müßten im Laufe der ewigen Zeit diese längst verdampft oder weißglühend geworden sein. Daß die verhältnismäßige Nacht des Weltraumes fortbesteht, ist ein Beweis dafür, daß die absorbierte Strahlung zu den strahlenden Körpern zurückkehrt in einer andern Form der Energie.

Die Rückkehr der ausgestrahlten Wärme zur Sonne wurde von William Siemens durch die Annahme einer chemischen Wirkung der im Weltraum absorbierten Sonnenstrahlen und einer durch die Axendrehung der Sonne erzeugten Cirkulation der Weltraumgase zu erklären versucht. Mit der Rotation der Sonne müßte dann die Wiedererstattung allmählich ihr Ende erreichen.

Aber der Mechanismus der Diffusion genügt, den Wiederersatz zu bewirken. Die Absorption der Strahlung durch die Gase des Weltraums erhöht deren molekulare Geschwindigkeit, deren Wärmeenergie. Die Steigerung dieser Energie,

auch diejenige auf der niedersten Stufe der Temperaturleiter des Weltraums, löst sich auf in eine Steigerung auf allen Stufen.

Diese Vorstellung über den Wiederersatz der Sonnenwärme ist die Konsequenz der Helmholtz'schen Vorstellung, nach welcher die durch Strahlung verlorene Energie sich ersetzt durch allmähliche Umwandlung von Energie der Lage in folge langsamer Volumverminderung des Sonnenballes.

Das Volumen der Sonne ist unbegrenzt, es reicht so weit, als ihre Anziehung über diejenige andrer Fixsterne überwiegt, ihre Substanz vermischt sich mit der gemeinsamen Atmosphäre der Fixsternwelt. Die absorbierte Strahlung bewirkt die Auflockerung dieser Substanz im selben Maß, in welchem sich Gravitationsarbeit wieder in Wärme umsetzt. Dieselbe Atmosphäre der Sonne, welche in Form von Lichtschwingungen die Wärme aus dem Centrum entführt, führt die Energie stetig zurück durch die Diffusionsbewegung, deren Energie sich nach demselben Gesetze mit der Annäherung zum Centrum steigert, nach welchem der fallende Stein seine Bewegungsenergie verändert.

Dem zweiten Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie steht der andre Satz als gleichberechtigt gegenüber: die Wärme geht von selbst von den Orten niederster zu denen höchster Temperatur. Besser aber sagen wir: Es giebt in der Welt keine unkompensierte Verwandlung der Energie, der Schein einer unkompensierten Verwandlung entsteht, wenn wir von dem großen Kreisprozeß ein begrenztes Stück untersuchen. Der allgemeine Kompensator ist die Atmosphäre des Weltraums.

Die Nacht des Sternenhimmels, ihr Bestand seit ewiger Zeit, ist die Thatsache, welche die Rückkehr der ausgestrahlten Energie zu den Fixsternen, zur Sonne beweist, die ewige Nacht ist der Beweis für die Ewigkeit des Lichts.

Unsre Welt, in der wir leben, ist die Welt unaufhörlicher Verwandlung von Spannung und Bewegung in einander, die Welt des ewigen Lichtes, deren Ziel nicht Nacht und Tod sind. Auf dem Boden der gesetzmäßigen Energieverwandlung, der Erhaltung von Kraft und Stoff erwächst ein Reich des Willens, der zweckmäßigen Auslösung der Spannungen. Eine unendliche Kette im einzelnen rhythmisch erscheinender Äußerungen und rhythmisch wechselnder Bildungen des Lebens führt in stetigem Fortschritt zur Entfaltung von mannigfaltigen Formen der Schönheit und zur Geburt des Geistes. Wie ein Fremdling tritt der Mensch in diese Welt, die doch die Heimat seiner Ahnen ist. Er unterwirft sie in langsamem Fortschritt seinem Wissen und Willen. Für eine kurze Spanne Zeit ringt sich da und dort das Einzelwesen los aus der Nacht der „Gichtlen“, wo es mit den Augen seiner Vorfahren sah, zu eigenem Sehen und selbstbewußter That. Wenn die stolze Woge am Strande zerschellt, so kehrt ihre Energie als Wärme zurück in den ewigen Kreislauf. Was der Einzelne der Gattung gewesen, ist ein Teil der großen Entwickelung aus der Nacht zum Licht.

Die Entfremdung der Stände und ihre Folgen.

Von
Karl von Mangoldt.

Jedes Jahr beschäftigen wir uns mehr mit der sozialen Frage; die oberen Stände werden entgegenkommender, die unteren gemäßigter. Und doch rückt der heißen Sehnsucht nach wirklichen sozialen Fortschritten großen Stiles die Entwickelung viel zu langsam vorwärts. Mancherlei Gründe lassen sich für diese Langsamkeit anführen: ein relativ wenig beachteter und doch ungemein wichtiger ist die thatsächlich so geringe Berührung, welche die oberen und die unteren Klassen miteinander haben, und die daraus folgende gegenseitige Unkenntnis. Auf seinem ganzen Lebenswege kommt der Angehörige der oberen Klassen fast nur geschäftlich, äußerlich mit der unteren zusammen. Natürlich im allgemeinen; Ausnahmen bestätigen nur die Regel. Zwar in den ersten Kinderjahren mischt sich arm und reich wohl untereinander. Unter Nachbarskindern wird kein großer Unterschied gemacht, ob das eine im vierten Stock, das andre im ersten wohnt. Allein dies geschieht in einem Alter, wo das beobachtende Nachdenken noch nicht erwacht ist, und die Erinnerungen nicht lange haften. Und wie beschränkt ist selbst dieser kindliche Verkehr bei der Bevölkerung der großen Städte, die wir hier vornehmlich im Auge haben! Schon mit der Elementarschule tritt eine Trennung ein; und sie tritt ein für das ganze Leben, um mit jedem neuen Jahr entschiedener zu werden.

Auf der gewöhnlichen Volksschule dürfte sich, wenigstens in den Städten, kaum ein Kind besitzender Eltern befinden; eher schon auf der Bürgerschule einige besitzloser. Auf den Realgymnasien, Gymnasien und höheren Töchterschulen fällt diese Mischung fast ganz weg. Zu gleicher Zeit werden die Anforderungen an die häusliche Arbeit größer. Das giebt dann den etwa noch konservierten Spiel- und Kinderfreundschaften den Todesstoß. Neue Freundschaften und Bekanntschaften werden geschlossen, neue Verhältnisse treten in den Gesichtskreis ein, aber immer nur innerhalb des etwa gleichen Standes. Der Weg des reichen Kindes führt aus dem Hause des Reichtums in die Schule des Reichtums und in die behaglichen, sorglosen Verhältnisse des Reichtums; der des armen aus dem Hinterhause drei oder vier Treppen hoch in die Schule der Armut bei gleichgestellten Freunden.

Das wird mit der Wahl eines Berufes nicht besser. Die Studenten auf den Hochschulen hätten zwar durch ihre Zeit und ihre freie Stellung Gelegenheit, mit den unteren Ständen in Verkehr zu treten, aber sie machen von derselben nur sehr geringen Gebrauch. Bei den Fleißigen geht es morgens und nachmittags ins Kolleg, dazwischen häusliche Arbeit, abends ein Spaziergang und ein Glas Bier mit studentischen Freunden. Bei den Faulen langes Schlafen, Frühschoppen, Mittagessen, Nachmittagsskat und Kneipe. Wie gering der Drang

ist, sich ein möglichst vollständiges Bild der Lebensverhältnisse zu verschaffen, sieht man auch aus der überaus geringen Zahl derjenigen, die einmal ein Semester im Auslande studieren, und aus der Überzahl der Mensuren und andern Tandes, womit die ersten Semester angefüllt werden, die gerade für unsern Zweck so kostbar wären. In der Kaufmannswelt ist es nicht anders. Man steht von früh bis abends am Pult und kommt mit den unteren Ständen nur in Berührung, wenn man dem Markthelfer eine Anweisung giebt, oder einem Arbeiter ein Trinkgeld in die Hand drückt. Und wie die Arbeit nicht zusammenführt, so thut es auch das Vergnügen nicht. Man müßte denn gerade auf die offiziellen Verbrüderungsfeste, welche manche große Firmen alljährlich mit ihrem gesamten Personal abhalten, großes Gewicht legen.

Und die Töchter unsrer besitzenden Klassen? Wenn es schon mit dem Manne, der sich viel freier bewegen kann, so steht, wird man von ihnen billigerweise nicht viel verlangen dürfen. Sind sie aus der Schule, so beschäftigen sie sich mit dem Haushalte oder kommen in die Pension, nehmen englische, französische Stunden und Musikunterricht, gehen in Kränzchen, auf Bälle und ins Theater — aber von dem Elend ihrer Schwestern erfahren sie nichts, keine Silbe; davor behütet man sie sorgfältig wie vor dem schlimmsten Gift; viel zu sorgfältig, scheint uns.

Aber der erwachsene, in seinem Berufe stehende Mann, die Ehegattin und Mutter der gebildeten Stände: haben sie denn nicht die nötige Kenntnis? Gewiß! Dem Armenpfleger, dem Richter, dem Arzt, dem Geistlichen, den zahlreichen weiblichen Mitgliedern wohlthätiger Vereine und manchen andern noch ist es vergönnt, tiefe Blicke in das Leben der Armen und Ärmsten zu thun. Aber alle diese Personen bilden doch nur eine kleine Minderzahl gegen die Schar der Besitzenden überhaupt, gegen die Zahl derjenigen, die, wenn auch nicht sorgenlos, so doch ohne Kenntnis und unbekümmert um die Zustände ihrer Mitmenschen, erhaben gleich den seligen olympischen Göttern, über der gemeinen Not thronen.

Wie manchesmal hört man nicht von Gebildeten, die zufällig auf irgend eine Notlage aufmerksam geworden, den erstaunten Ruf: Nein, was es doch für Zustände giebt! Ein naives Erstaunen! Ein deutlicher Beweis für die Wahrheit der Behauptung, daß die oberen Klassen die unteren nicht kennen. Auch ist die eigene Anschauung und infolgedessen der Einfluß der eben erwähnten Minderzahl durch gewisse Umstände beeinträchtigt. Der Richter entscheidet seinen Prozeß, der Arzt behandelt seinen Kranken und — geht wieder. Das ist zumeist nicht jener freie Verkehr, in dem sich das ganze Herz und die ganze Lage offenbaren. Der Geistliche, der Armenpfleger, die Vereinsdame kommen in der Regel als materielle Hilfe spendende Wohlthäter und sie wünschen natürlicherweise dafür wenigstens Dankbarkeit und Erkenntlichkeit zu finden, womöglich Religiosität und Kirchlichkeit; aber sie bedenken nicht, daß diejenigen, zu denen sie kommen, in der Regel nicht bloß materiell, sondern auch moralisch Schiffbruch gelitten haben. Übrigens weiß der Arme, genötigt durch manche Erfahrungen, was von ihm verlangt wird, und richtet sich darauf ein — und wieder ist es nichts mit einem offenen, natürlichen Verkehr, in dem man sich giebt und nimmt,

wie man ist. Endlich kommt die Erkenntnis des Elends vielfach zu spät. Wenn man einmal das eigentliche Jugendalter hinter sich hat, so ist man neuen Eindrücken nicht mehr so zugänglich und begleitet sie nicht mehr mit so lebhaften Empfindungen wie früher. Man hat sich die Welt — Staat, Gesellschaft, Sitte — bereits zurechtgelegt, und da kommt nun auf einmal so etwas Neues, Unbequemes. Daher ist man mit vierzig Jahren oft geneigt, sich mit dem Elend abzufinden durch eine Phrase, wie die, daß es Elend immer gegeben habe und immer geben werde, wo man sich mit zwanzig das heilige Versprechen gegeben hätte, nicht eher zu ruhen und zu rasten, als bis diese Dunkelheit, diese Kümmernis ausgetilgt seien.

Endlich tritt auch in dem, was öffentlich ist, dem Angehörigen der oberen Gesellschaftsklassen wenig entgegen, das ihn mit den Zuständen seiner Mitmenschen bekannt machen könnte. Wer einen Gang durch die Arbeitervororte einer Großstadt macht, findet die Straßen sauber und die Häuser freundlich aussehend. Aber drinnen muß man gewesen sein, drinnen in diesen kleinen Etagen, von denen jede, vielleicht mit Ausnahme der ersten, drei und vier Parten enthält und wiederum jede dieser Parten eine kinderreiche Familie und womöglich noch Schlafburschen beherbergt. Kehrt der Angehörige der oberen Stände von seinem Spaziergang zurück und in einer Restauration ein, so ist er auch da wieder völlig abgesondert, völlig unter seinesgleichen. Jedem Fremden, der nach München kommt, fällt es auf, daß in den dortigen großen Bierlokalen alle Stände untereinander sitzen und gemischt sind. Wir haben einen eigenen Ausdruck für die Unannehmlichkeit, die in den Augen des Besitzenden einem Lokale anhaftet, wo auch die ärmeren Klassen verkehren: es ist dort „das Publikum sehr gemischt." Machen wir eine Reise, so trennen uns die verschiedenen Fahrklassen, und in den Gasthöfen existiert eine genaue Abstufung. Unsre Presse beschäftigt sich viel mit der Sozialdemokratie; aber wahrheitsgetreue Schilderungen des Lebens und Treibens der Arbeiter sind äußerst selten. Auch unsre Litteratur läßt uns hier im Stich. Die nationalökonomische wird nur von wenigen Eingeweihten gelesen, und die schöne hat nur erst einige Schritte auf der weiten Bahn sozialer Schilderung gethan.

Wenn der Angehörige der oberen Klassen nicht mit dem Arbeiter zusammenkommt, so liegt darin schon eingeschlossen, daß auch der Arbeiter nicht mit ihm zusammenkommt. Der Arbeiter ist noch viel weniger in der Lage, einen über ihm Stehenden aufzusuchen, als dieser ihn. Ihn hindert die natürliche Scheu dessen, der nichts zu geben, sondern nur zu empfangen hat. Würde der junge Sprößling eines alten Grafenhauses einen bürgerlichen Kreis aufsuchen und daselbst verkehren, er würde willig aufgenommen werden, hätte er selbst unangenehme Eigenschaften eine Menge an sich; würde ein junger Arbeiter dasselbe Experiment unternehmen, er würde höchstwahrscheinlich sogleich bedeutet werden, er möge sich einen passenderen Verkehr suchen, und wäre er noch so liebenswürdig und intelligent. Wohl kennt der Arbeiter die über ihm Stehenden, aber er kennt sie nur als arbeitsheischende und lohnzahlende Fabrikanten, als ge-

bietende Betriebsdirektoren, als strafende und verwaltende Beamte, als kommandierende Offizierr, als Eigentümer aller Kostbarkeiten und aller Macht, allenfalls als gnädige Wohlthäter, aber nur in seltenen Ausnahmefällen als Menschen.

Die Folgen dieser gegenseitigen Entfremdung sind sehr üble; man kann sie im allgemeinen durch den Satz charakterisieren, daß man denjenigen, den man nicht kennt, auch nicht recht verstehen und infolgedessen sich auch nicht richtig gegen ihn verhalten kann. Versuchen wir, einige dieser Folgen kurz aufzuzeigen.

Noch immer wird in weiten Kreisen die schlechte materielle Lage der großen Masse unsrer Bevölkerung bezweifelt. „Es geht den Leuten gar nicht so schlecht; je mehr sie bekommen, desto mehr wollen sie haben," heißt es. Nun lehrt allerdings die unerbittliche Statistik, daß z. B. in Preußen mehr als 70 Prozent aller derjenigen, die überhaupt ein Einkommen beziehen, unter 900 Mark das Jahr einnehmen, und daß ihr Durchschnittseinkommen 500 Mark beträgt; sie lehrt, daß in Sachsen und Baden die Verhältnisse nicht sehr viel besser liegen. Aber auch solchen Ziffern gegenüber wissen viele einen sehr bequemen Ausweg: „Die Leute empfinden dies nicht; sie sind einmal nichts Besseres gewöhnt." Wie wohlthätig reformierend müßte doch die eigene Anschauung wirken! Wie müßte der Anblick dieser überfüllten Wohnungen und blassen, kränklichen Kinder, die Beobachtung so vieler gebrochener Männerkraft und verwüsteter Frauenschönheit, das Eindringen in dieses ganze öde, lichtlose Dasein den schönen Traum von dem idyllischen Glück der Armut zerstören und die Empfindung wachrufen, daß, eben weil „diese Leute" nichts Besseres gewöhnt sind, es höchste Zeit ist, sie nunmehr an etwas Besseres zu gewöhnen! Wie würde das wirkliche Kennenlernen der thatsächlichen Verhältnisse die Beschaulichkeit in Leidenschaft, die Kälte in Feuer, die Trägheit in Thatkraft umwandeln! Es liegt uns ja fern, das Los unsrer ärmeren Stände durchweg als ein trauriges zu bezeichnen; aber Elend, Krankheit, Unbildung, Freudelosigkeit sind doch in erschreckend weitem Umfange ihre treuesten Begleiter durch das Leben. Man hört jetzt vielfach die Ansicht, nach unsrer Versicherungsgesetzgebung und der Gewerbenovelle von 1891 seien nunmehr für für absehbare Zeit größere sozialpolitische Maßnahmen nicht mehr notwendig. Das ist auch eine der Anschauungen, die nur bei der Entfremdung der Stände großwachsen können. Wer sich wirklich bemüht hat, die Zustände der unteren Klassen kennen zu lernen, der weiß, daß durch die beiden obenerwähnten Maßregeln die heilende Hand nur erst auf einige der zahlreichen tiefen Wunden unsres Volkskörpers gelegt worden ist. Wer von denen, die die Zustände unsres Volkes kennen, möchte z. B. leugnen, daß die Wohnungsnot und die Arbeitslosigkeit, diese beiden furchtbarsten Geißeln des Arbeiterstandes, eine energische, baldige Abhilfe verlangen? Vor meine Erinnerung tritt das Bild eines kleinen munteren Schneidergesellen in der Hinterstube einer dritten Etage in Leipzig, der trotz größter Arbeitswilligkeit den halben Sommer hindurch und bis in den Herbst hinein, wo er abreiste, keine Arbeit finden konnte. Anfangs aß er noch für 50 Pfennige zu Mittag, dann in der Volksküche für 20 Pfennige und schließlich mußte er von seinen gutmütigen Wirtsleuten mit durchgefüttert werden. Und

dabei wurde er immer blässer und schmaler: schmale Rationen immer und immer nichts zu thun und den trüben Gedanken an eine trübe Vergangenheit und vielleicht noch trübere Zukunft hilflos überlassen! Und an derselben Stelle brachte ein gleichfalls arbeitswilliger, aber arbeitsloser Schlosser viele Monate, fast den ganzen Winter zu, auf dem Platze hinter dem Herde hockend, mit guten und mit schlechten Witzen, bis er den Jammer endlich auch nicht mehr aushielt „und auf die Walze ging." Ja in derselben Wohnung wurde schließlich auch der Mietwirt selber arbeitslos, viele Wochen lang zankte und schalt er mit seiner Frau und war mehrmals nahe daran, sich ein Leids anzuthun. Und für die Wohnungsnot, wie viel schreckliche Bilder ließen sich da anführen!

O nein, so lange solche Zustände nicht seltene Ausnahmen, sondern regelmäßig wiederkehrende Massenerscheinungen sind, darf von einem sozialpolitischen Stillstande nicht die Rede sein — das würde gewiß der Gedanke der meisten sein, wenn sie einen wirklichen Einblick in die Verhältnisse der unteren Klassen gewönnen.

Aber „es geschieht doch so viel!" Überall geben die Gemeinden große Summen für die Armen aus, im Winter empfangen die Bedürftigen Holz und Kohlen, sie haben den Arzt umsonst, ihre Kinder werden unentgeltlich aufs Land in die Ferienkolonien geschickt, kurz, es ist ein Zustand der Fürsorge für die unteren Klassen, „daß man, wenn man nicht man selbst wäre, am liebsten Arbeiter sein möchte," wie mir neulich eine Dame versicherte.

Vielleicht würden diejenigen, die so viel von dieser Fürsorge halten, ein wenig anders über die durch sie erzeugte Glückseligkeit denken, wenn sie die Zustände in den Kreisen der glücklichen Empfänger wirklich kennen würden, wenn die Stände einander nicht in so hohem Grade entfremdet wären. Kann man denn wirklich denjenigen für glücklich, nein: auch nur für nicht elend halten, dem es mit Hilfe ungezählter demütiger Bittschriften gelingt, hier eine Portion alter Kleider und da ein Paar Schuhe, hier eine Christbescherung und da eine bare Geldunterstützung zu erlangen, kurz, die dringendste Lebensnotdurft von der Gnade andrer zu empfangen? Bedeutet denn der ganze ungeheure Strom von Armensuppen, den wir über die unteren Stände ausgießen, auch nur irgend etwas mehr als eine geringe vorübergehende Linderung der schweren Leiden, welche die Kargheit des Verdienstes, Arbeitslosigkeit, ungesunde Beschäftigung, teure Wohnungen, Steuerdruck, mangelnde Bildung u. dergl. mehr verursachen? Auch diese heilsame Überzeugung von der relativ geringen Bedeutung der an und für sich ja großen Wohlthätigkeit würde sich gewiß schneller Bahn brechen, wenn der Wohlthäter und alle diejenigen, die so viel von der Wohlthätigkeit für die Minderung unsrer sozialen Übel erwarten, besser bekannt und vertraut wären mit denjenigen, denen wohlgethan wird, wenn sie in die chronischen, dauernden Ursachen ihres Unglücks eindrängen und betrachteten, wie wenig diese doch eigentlich von all' der Wohlthätigkeit berührt werden.

Wir haben uns bisher bemüht, an einigen Beispielen zu zeigen, wie unser Urteil über unsre sozialen Zustände und die Mittel zu ihrer Verbesserung durch

die Entfremdung der Stände getrübt wird. Es ist leicht nachzuweisen, daß diese Entfremdung auch unser Urteil über die große eigene Reformbewegung der unteren Stände, die politische und gewerkschaftliche Arbeiterbewegung, nicht minder beeinflußt. Man kann die gegenwärtig vorherrschende Anschauung unsrer oberen Klassen über die Arbeiterbewegung etwa dahin zusammenfassen, daß man einerseits in den Bestrebungen der Arbeiter sehr viel Berechtigtes erblickt, anderseits aber sich mit der kräftigen Inangriffnahme der Reform durch die Arbeiter selbst nicht befreunden kann. Der Unternehmer, das Stadtregiment, die leitenden Kreise im Staat sind wohl geneigt, eine Reihe von Arbeiterforderungen zu erfüllen, auf die Interessen der unteren Stände Rücksicht zu nehmen. Aber daß nun diese Arbeitermassen selbst sich erheben und ein entscheidendes Wort mitreden wollen bei der Feststellung der Löhne und der Arbeitsbedingungen überhaupt, bei der Verwaltung der Stadt, bei den Maßregeln des Staates, das empfindet man als unbequem, ja als eine unberechtigte Auflehnung gegen die hergebrachten Autoritäten. Zweifellos würde eine Wiederannäherung der Stände, ein häufigerer persönlicher Verkehr mit den Arbeitern und ihren Führern auch dieses Gefühl sehr abschwächen. Wir meinen nicht die sachliche Abneigung gegen die Arbeiterbestrebungen; es ist nicht unsre Aufgabe, hier zu untersuchen, wie weit die Bestrebungen der Sozialisten und der Gewerkschaftler berechtigt sind und wie weit nicht. Aber wir meinen jenes Grauen vor dem politischen und sonstigen Selbstständigwerden der unteren Klassen. Persönlicher Verkehr würde die Einsicht verallgemeinern, daß mit einem gewissen Bildungsgrade und einem halbwegs männlichen Charakter das Erkennen der Klassenlage und die kräftige Vertretung der Klasseninteressen heute unausweichlich verbunden sind; er wird zeigen, daß dieses Selbständigwerden keineswegs gleichbedeutend ist mit einer Verwirrung der richtigen Anschauungen, sondern viel eher gleichbedeutend mit den Anfangsstadien der politischen und sonstigen Mündigkeit der unteren Klassen. Ja, persönlicher Verkehr würde uns vermutlich Achtung lehren vor dem Maß freudiger Aufopferung für das Wohl kommender Generationen und idealer Begeisterung für hohe Ziele, das in der Arbeiterbewegung lebendig ist.

Es giebt eine Klasse von Personen, die von einer Annäherung der Stände ganz besonders viel profitieren würden. Das sind die „Hetzer und Agitatoren." Noch heute nehmen weite Kreise, nehmen viele durch Rang und Reichtum hervorragende Persönlichkeiten an, die ganze Arbeiterbewegung sei lediglich das Produkt einer ungeheuren „Verhetzung" der Arbeiter; sie sei das Werk einer besonders verworfenen Klasse von Menschen, der gewerbsmäßigen Hetzer und Agitatoren. Diese finden es bequemer, vor den Arbeitern Brandreden zu halten und dafür von den Arbeitergroschen zu leben, als selbst zu arbeiten. Diese „Volksverführer" vor allem gelte es zu treffen. Wir wollen hier mit der Anschauung, daß die soziale Bewegung nur auf Verhetzung beruht, nicht rechten. Aber die Anschauung von dem bequemen Leben und von dem schlechten Charakter muß doch als ein rechtes Beispiel für die üble Wirkung der Entfremdung der Stände bezeichnet werden. Die Mehrzahl der lokalen sozialdemokratischen Agitatoren lebt von ihrer

Hände Arbeit und widmet sich aus reiner Begeisterung, allenfalls etwas aus persönlicher Eitelkeit, der Agitation. Sie empfangen in der Regel Vergütungen nur für Arbeitsversäumnis, Reiseaufwand u. dergl., und diese Vergütungen sind keineswegs sehr hoch. Es giebt viele unter ihnen, die Monate lang beinahe jede Woche ein oder zwei Nächte und beinahe jeden Sonntag, ungeachtet der harten Tagesarbeit, der Agitation widmen ohne einen wirklichen materiellen Vorteil. Aber auch die eigentlichen, berufsmäßigen sozialdemokratischen Agitatoren, wenn man die Redakteure der Parteiblätter und die sonstigen in bezahlten Parteistellen befindlichen Personen, von denen die Agitation vielfach ausgeht, so bezeichnen will, haben nichts weniger als ein bequemes Dasein. Die sozialdemokratischen Redakteure gehören zu den am meisten überarbeiteten Leuten, die es giebt. Bei einem Gehalt, der 150 Mark den Monat in der Regel nicht übersteigt, haben sie meist nur zu zweien ein täglich erscheinendes Blatt zu redigieren, die Artikel zum großen Teile selber zu schreiben, eine große Korrespondenz zu erledigen und dabei überdies die Abende und die Sonntage vorwiegend dem Dienste der Partei zu widmen. Die oberflächlichen Urteile und der gereizte Ton der sozialdemokratischen Presse erklären sich zum großen Teil aus der Überanstrengung der Redakteure und der fliegenden Eile, mit der sie arbeiten müssen. Auch ist ein großer Teil derjenigen, die sich in bezahlten Parteistellen befinden, ursprünglich nicht hierauf ausgegangen, sondern Entlassungen aus der Arbeit und die Schwierigkeit, als einmal „anrüchige" Persönlichkeit wieder Unterkommen bei einem Arbeitgeber zu finden, hat die meisten veranlaßt, schließlich auch ihr materielles Fortkommen in der politischen und gewerkschaftlichen Thätigkeit zu suchen.

So würde, meinen wir, die Wiedernäherung der Stände das Urteil unserer oberen Klassen in großen und kleinen Punkten heilsam reformieren, während es bei der jetzigen Entfremdung auf Kosten von Recht und Billigkeit in der Irre geht. Und das Gleiche würde auch auf der Arbeiterseite der Fall sein. Gegenwärtig stellen viele Arbeiter sich die Kapitalisten, die Unternehmer vor als schwelgerische Müßiggänger, als einen Ausbund von Schlechtigkeit und Verworfenheit. Einen Arbeiter traf ich einmal, der konnte sich „den Kapitalisten" gar nicht mehr anders denken als jeden Abend umlagert von seinen Mätressen und in Champagner das vergeudend, „was wir mit unsern Händen verdient haben." Solcher Haß ist aber nicht nur an sich ein quälendes, unglückliches Gefühl, sondern er hat auch bedenkliche Folgen. Vor allem verschärft er jeden wirtschaftlichen Kampf. Die ausständigen Buchdrucker im Winter 1891/92 würden vermutlich die Arbeit schon viel früher wieder aufgenommen haben zu ihrem und des ganzen Gewerbes Heile, wenn nicht der Haß gegen die Unternehmer gewesen wäre, der eine Unterwerfung schier unmöglich erscheinen ließ. Es ist eine allen Sozialpolitikern bekannte Thatsache, daß selbst aufrichtig gut gemeinte und unter der eignen Verwaltung der Arbeiter stehende Wohlfahrtseinrichtungen, wie Fabrikküchen u. dergl., häufig nicht so benutzt werden, wie man vernünftigerweise annehmen dürfte — aber da ist das Mißtrauen, der Gegensatz

gegen den Arbeitgeber. Das Mißtrauen gegen die „Bourgeois-Professoren“ und die „Bourgoisiewissenschaft“ hindert die Konkurrenz der nicht sozialistischen Anschauungen mit den sozialistischen und damit der Verbreitung der objektiven Wahrheit, die sich erst aus dem Streite der Meinungen ergiebt. Der sozialdemokratisch gesinnte Arbeiter schätzt im allgemeinen die Arbeit der oberen Klassen sehr gering. Daß auch der Geheimrat, der Bankier, der Fabrikant sich in intensiver Weise anstrengt, dafür fehlt ihm sehr häufig das Verständnis. Das verstärkt natürlich wiederum den Haß der unteren Klasse gegen die obere, und überdies gehen auf diese Weise all' die schönen Beispiele rastloser Arbeit, großer Sparsamkeit und Umsicht, kurz hoher persönlicher Tüchtigkeit, die sich gerade in den hochgestiegenen „Männern eigener Kraft“ darstellen, den unteren Ständen verloren. Wie groß die Einbuße an allgemeiner Bildung ist, welche die unteren Stände durch ihre Entfremdung von den oberen erleiden, und wie viele ihrer Angehörigen, zu ihrem eigenen und ihres Volkes Schaden, nicht an den richtigen Platz im Leben gelangen, weil die nötige persönliche Vermittelung fehlt, das entzieht sich jeder Beurteilung. Häufigerer persönlicher Verkehr, Wiederannäherung der Stände würden die eben dargelegten Mißstände zum großen Teile beseitigen. Der Haß und das grenzenlose Mißtrauen gegen jeden, der einen guten Rock anhat, würde verschwinden, weil die bessere Einsicht zeigen würde, wie viele lobenswerte Persönlichkeiten unter diesen oberen Klassen sind, und wie wenige Mitglieder derselben nur Haß und Mißtrauen verdienen. Indem er den Angehörigen der oberen Klassen menschlich näher tritt, würde der Arbeiter lernen, daß es nicht bloß Egoismus, sondern auch sachliche Bedenken und häufig ein zwar bedauerliches, aber doch entschuldbares Nichtkennen der thatsächlichen Verhältnisse ist, das die Haltung der oberen Klassen in sozialer Hinsicht bestimmt. Mit dem so bewirkten Umschwunge in der Stimmung würden auch jene Verschärfung der wirtschaftlichen Klassenkämpfe, jene Einbuße an allgemeiner Bildung und die andern erwähnten Übelstände verschwinden.

Wir verzichten darauf, die Folgen der Entfremdung der Stände noch weiter auszumalen. Es giebt allerdings gegenwärtig kaum ein öffentliches oder privates Verhältnis der Angehörigen der oberen und der unteren Klassen zu einander, das nicht durch die auf dem Boden der Entfremdung erwachsenen Unsitten, Hochmut und Teilnahmlosigkeit auf der einen, Mißtrauen und Unterschieben der schlechtesten Motive auf der andern Seite, getrübt, ja vergiftet würde. Indes die bisherigen Ausführungen werden genügen, um das Unglückliche einer solchen Entfremdung zu zeigen, und es handelt sich nun vielmehr um die Frage: was können wir thun zur Abhilfe? Das beste wäre zweifellos eine gründliche Umänderung in der Verteilung der Güter, welche nur solche Unterschiede bestehen ließe, die wirklich gerechtfertigt sind durch die Verschiedenheit der Leistungen; unsre heutigen Klassenunterschiede stehen und fallen mit der heutigen Verschiedenheit in Vermögen und Einkommen. Deshalb ist es auch sicher, daß alles, was den Kapitalzins, die Grundrente, den Unternehmergewinn, kurz das arbeitslose Einkommen der oberen Klassen zu Gunsten des Arbeitslohnes verkürzt, den Ar-

beitslohn auf Kosten jener erhöht, auch die Wiederannäherung der Stände am besten und gründlichsten besorgt. Allein wie sollen wir dieses schwierigste und gewaltigste Stück sozialer Reformarbeit leisten, eine wirklich gerechte Ordnung der Einkommensverteilung herbeiführen, wenn nicht wenigstens bis zu einem gewissen Grade Verständnis und Wohlwollen zwischen den einzelnen Klassen obwalten? Ein gewisses Entgegenkommen von beiden Seiten ist die Vorbedingung einer friedlichen und glücklichen Lösung der sozialen Frage. Und deshalb, meinen wir, sollen zunächst einmal die oberen Klassen mit aller Energie nach einer besseren Kenntnis und einem besseren Verständnis des andern streben. Es darf nicht mehr für anständig gelten, über die Waschfrau, über den Packträger, kurz über all' die Personen, auf deren Schweiß und Mühen sich die Herrlichkeit der oberen Klassen aufbaut, hinwegzusehen, als wären sie Luft; sondern es muß für Pflicht und Ehre gehalten werden, die materielle Lage, die Empfindungen, die Ansprüche dieser Personen zu kennen und zu berücksichtigen. Das Bewußtsein muß wieder lebendig werden, daß Rang und Reichtum berechtigt sind nur in dem Maß, in dem sie dem Wohle der Mitmenschen dienstbar sind. Einmal auf diesem Standpunkte angelangt, ergiebt sich das Übrige als selbstverständlich. Da sind zunächst trotz der Entfremdung der Stände eine Anzahl Beziehungen zwischen den einzelnen Ständen übrig, die wohl einer Vertiefung fähig sind. Fast in allen wohlhabenden Häusern leben oder gehen doch dauernd aus und ein Angehörige der unteren Stände, die persönliche Dienstleistungen verrichten, Dienstboten, Aufwartungen, Wasch- und Scheuerfrauen, Hausleute u. s. w. Bethätigen wir ihnen gegenüber zuerst unsern guten Willen. Da sind ferner die zahllosen Schreiber auf den verschiedenen Bureaus, die kleinen Handwerker, bei denen wir regelmäßig arbeiten lassen, und ähnliche Personen, mit denen wir dauernd zusammen sind oder doch häufig in Berührung kommen. Suchen wir uns ihre materielle und ideelle Lage klar zu machen, ihre Aussichten, Wünsche, Hoffnungen zu verstehen, nicht zudringlich, nicht bevormundend als moralische Eiferer, sondern einfach geleitet von dem herzlichen Wunsche, nicht kalt und teilnahmslos und ohne Verständnis diesen Personen unsrer Umgebung gegenüberzustehen.

Der Arbeitgeber, der Arzt, der Rechtsanwalt haben schon durch ihren Beruf reiche Gelegenheit, ihr Teil zur Wiederannäherung der Stände beizutragen. Sie können selbstverständlich nicht mit jedem ihrer Arbeiter, Patienten u. s. w. in ein Vertrauensverhältnis treten, aber doch mit einigen und auch den übrigen gegenüber sich ein weitgehendes Verständnis aneignen. Mancher wird nun einwenden, daß ein vertrauliches Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen überhaupt nicht stattfinden könne, weil das dem Respekt schade. Dieser Einwurf ist nicht ohne Gewicht. Allein wenn es zweifellos Leute giebt, die Güte und Vertrauen mißbrauchen, so giebt es zweifellos andre, die gerade durch Güte und Vertrauen zu den höchsten Leistungen angespornt werden, und die meisten werden heutzutage durch ein Benehmen, das nur die Arbeitskraft und nicht den Menschen in ihnen beachtet, sehr erbittert. Und endlich ist es ja nicht die Meinung, in erster Linie Freundschaft zwischen den einzelnen Ständen zu stiften,

sondern die Herzen so weit gegenseitig zu erwärmen, daß zunächst nur einmal die schreckliche, jetzt so vielfach herrschende Teilnahmlosigkeit verschwindet.

Aber die größere Wärme in den bereits bestehenden Beziehungen wird es nicht allein thun, es gilt auch die persönlichen Beziehungen zwischen den einzelnen Ständen zu vermehren. Da bietet denn vor allem das Vereinsleben reiche Gelegenheit. Die Turnvereine, die Gesangvereine sind vielfach in hohem Grade aus Angehörigen der oberen und unteren Stände gemischt. Die oberen Klassen sollten sich von diesen „gemischten“ Vereinen nicht zurückziehen, sondern im Gegenteil sich in immer größerer Zahl daran beteiligen. Deshalb ist es auch ganz verkehrt, diese Vereine irgendwie in das politische Getriebe hineinzuziehen, und seien es selbst nur sogenannte patriotische Kundgebungen, um die es sich handelt. Was dabei herauskommt, sieht man daran, daß die Sozialdemokratie bereits begonnen hat, ihre eigene Sänger- und ihre eigene Turnerorganisation zu gründen, sodaß auf diese Weise auch diese so schätzbaren Brücken persönlichen Verkehrs und persönlicher Verständigung abgebrochen zu werden drohen. Sodann bieten die Bildungsvereine eine gute Gelegenheit einander näher zu treten mit ihren Unterrichtskursen, Vorträgen, Debatten, Unterhaltungsabenden, Ausflügen und Festlichkeiten. Unsre oberen Klassen beteiligen sich noch lange nicht genug an diesen Bestrebungen. Vielfach bildet ein Hindernis, daß diese Vereine von Sozialdemokraten gegründet sind und geleitet werden. Aber sollte dies wirklich ein Hindernis sein? Müßte der Wunsch, die Meinung gerade dieser Leute kennen zu lernen und, falls man andrer Anschauung, die eigene Ansicht der ihrigen entgegenzustellen, nicht vielmehr als Ansporn wirken? Wo aber das Bestehende nicht genügt, da sollen die oberen Klassen nur frisch mit Neugründungen von Diskussionsklubs, von Lesevereinen, von Klubs zur Pflege körperlicher Spiele u. s. w. vorgehen. Unsre unteren Klassen bedürfen dringend einer bildenden und veredelnden Beeinflussung, und es ist die Aufgabe derjenigen, die an Geist und Charakter hervorragen, diesen Einfluß auszuüben. So vermögen unsre oberen Klassen, wenn sie sich wirklich dieses Namens würdig machen, zwei Zwecke miteinander zu erreichen: die Hebung der allgemeinen Bildung und die Wiederannäherung der Stände.

Neben den Vereinen kann der religiösen Gemeinschaft, der Gemeinde, eine große Rolle bei der Schaffung neuer herzlicher Beziehungen zwischen den einzelnen Ständen zufallen. Seit einer Reihe von Jahren ist in der evangelischen Kirche eine Bewegung für Gemeindereform, ausgehend von dem vortrefflichen Pastor Sulze in Dresden, lebendig, die schon ansehnliche Erfolge errungen hat. Sie strebt dahin, die großen Gemeinden wieder in kleinere von 4—6000 Seelen aufzulösen und in diesen kleinen Gemeinden ein wirkliches Gemeinschaftsleben, das sich vor allem in umfassender gegenseitiger moralischer und materieller Unterstützung äußert, hervorzurufen. Es leuchtet ein, daß diese Gemeindereform, wenn sie wirklich gelingt, von größtem Werte für die Wiederannäherung der Stände sein muß. Ein weiterer Plan, dessen Verwirklichung sehr viel zur Erreichung des aufgestellten Zieles beitragen würde, ist der der einheitlichen Volksschule: Alle Kinder sollen mindestens

die drei ersten Schuljahre und zum großen Teile auch die späteren eine und dieselbe Schule besuchen. Freilich will dieser Plan zuerst von pädagogischen Gesichtspunkten aus beurteilt sein. Aber die Annäherung der Stände, welche er verspricht, sollte doch als ein gewichtiges Moment zu seinen Gunsten in die Wagschale fallen.

So fehlt es nicht an aussichtvollen Wegen zur Herstellung eines engeren und herzlicheren Verhältnisses zwischen den verschiedenen Schichten unsers Volkes. Vielleicht wundert sich mancher, daß die im Vorstehenden skizzierte Reformthätigkeit vorwiegend von den oberen Klassen ausgehen soll. Allein diese müssen anfangen, einmal bereits aus dem oben erwähnten Grunde, daß wohl der Reiche und Vornehme sich dem Armen und Geringen nahen kann, ohne für zudringlich zu gelten, aber nicht umgekehrt, und sodann, weil man wohl mit Recht fordern darf, daß die oberen Klassen mit gutem Beispiel vorangehen.

„Nichts schärft das Gewissen so sehr wie das Wissen". Wir leben der Überzeugung, daß das liebevolle Eindringen in die Lage der unteren Klassen eine große Umänderung in der Gesinnung der oberen herbeiführen wird, oder vielmehr der bereits im Zuge befindlichen sehr zu statten kommen wird. Noch ist die Anschauung sehr gewichtig, welche in jeder Konzession an die unteren Stände eine Stärkung des revolutionären, zum größten Unheil führenden Geistes derselben erblickt, und welche daher selbst brutale Unterdrückung für besser als Milde und Nachgiebigkeit hält; und noch bildet auch die Anschauung eine gewaltige Macht, welche meint, die Welt müsse immer aus Herren und Knechten bestehen. Aber wenn die oberen Klasse, von Liebe getrieben, erst einmal die Lage der unteren wirklich kennen, wenn sie die nackten Wände und den elenden Trödel aus den Abzahlungsgeschäften sehen werden, zwischen denen so viele dieser ihrer Brüder ihr Leben hinbringen, wenn sie die dürre Wüste in Betracht ziehen werden, durch die ein so großer Teil derselben pilgert, jahraus, jahrein, dann werden sie auch verstehen, warum der Mann so höhnisch lacht, wenn man ihm von den Segnungen unsrer Kultur, von der Größe unsers Vaterlandes spricht. Dann werden sie es gewiß nicht länger für ihre Aufgabe halten, der großen Bewegung des vierten Standes nach Besserstellung auf Schritt und Tritt hemmend entgegenzutreten; dann werden sie nicht länger ihren Stolz darein setzen, die Zwingherren ihres Volkes, sondern darein, seine guten Ärzte zu sein; dann werden sie nicht länger von den Armen und Ungebildeten verlangen, daß sie den ersten Schritt thun und demütig und reinen Sinnes werden sollen, sondern sie werden sich selbst überwinden, den Gegner nicht zu bekriegen, sondern durch Güte und Belehrung zum Freunde zu machen. Dann werden sie auch mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, zu beweisen, daß sie ihre begünstigte Stellung mit Recht einnehmen, d. h. daß sie die selbstlosen Führer und Leiter der Nation sind in ihrem heiligen Kampfe um materielle Wohlfahrt, um Freiheit, Sittlichkeit und Geistesblüte!



Karl Stauffer-Bern.

Eine psychiatrische Studie
von
Robert Binswanger-Kreuzlingen.

Es sind bald drei Jahre verflossen, daß Karl Stauffer seinem psychischen und physischen Elend, erst 33 Jahre alt, durch ein plötzliches Ende entrinnen durfte. Nachdem er in München und Berlin den Gipfel seines künstlerischen Ruhmes erreicht, blieb er der gefeierte Sohn der schweizerischen Eidgenossenschaft, und die Pietät, welche er durchwegs seinem Vaterlande zollte, übertrug dieses auch mit aller Wärme auf ihn. Wie rücksichtsvoll und zartfühlend dieselbe war, zeigte sich darin, daß seiner Zeit beinahe die ganze schweizerische Presse über den anscheinend skandalösen Treubruch, den sich Stauffer gegenüber seinem Freunde und Wohlthäter zu schulden kommen ließ, mit wenigen Worten hinwegging. Diesen großen Zwang that sich die öffentliche Meinung auch deswegen an, weil die Mitbeteiligte die Tochter eines der bedeutendsten Staatsmänner war, dem die Eidgenossenschaft den Bau der Gotthardbahn verdankte, und auch diese Rücksicht ist nur zu loben.

Allgemein herrschte das Gefühl vor, daß man in diesem Falle Schonung üben müßte. Das Land sollte sich das Andenken an den großen heimischen Künstler rein erhalten und es nicht durch eine Privatangelegenheit, welche für das große Publikum damals undurchsichtig war, beflecken lassen.

Es ist wohl immer die Eigenschaft eines kleinen Landes, daß es mit größtem Stolz, vielleicht öfters mit blinder Verehrung an seinen Dichtern und Malern, seinen Bildhauern und Musikern, kurz an seiner kleinen Künstlerwelt festhält und sich selbst im Glanze und Ruhme derselben sonnt. In ganz besonderem Maße ist dies in der Schweiz der Fall, und ich glaube wohl auch sagen zu dürfen, daß der nur halbwegs gebildete Schweizer seinen Gottfried Keller und Ferdinand Conrad Meyer genau kennt, seine Böcklin, Calame, Kißling, Dorer, seine Tondichter gar nicht speziell zu nennen, bewundernd verehrt. Und mit der größten Eifersucht wacht er auch darauf, daß das Ausland den Ruhm seiner Heroen nicht verkleinere.

Mit ostentativer Kälte ist darum Otto Brahm's Buch: „Karl Stauffer-Bern. Sein Leben, seine Briefe, seine Gedichte" in der Schweiz aufgenommen worden und hat zum Teil eine sehr harte Kritik erfahren müssen. Zu frühe hat der sensationslüsterne Autor den Schleier von einem Drama gelüftet, welches in allen Schichten der Gesellschaft tieftraurig und mitleidsvoll empfunden wurde, und die Blöße, in welcher er die Hauptgestalten erscheinen läßt, ist nicht mehr zu verdecken. Hätte Brahm sich begnügt, allein Stauffer's Briefe zu publizieren, so wäre dies ein verdienstliches Werk gewesen. Allein er spekuliert auf den vulgären Geschmack des Publikums und baut auf Grund von Begebenheiten, welche psycho-

logisch durchaus falsch motiviert, gedeutet und verknüpft werden, einen eigentlichen Roman auf, wie er in Wirklichkeit niemals existiert hat. Nicht nur zieht er darin die Familientragödie roh an das Licht, sondern er umgiebt sie auch mit einem gleißnerischen, süßlichen, lüsternen Scheine, ganz wie diese saloppen Gerichte heutzutage serviert werden. Wir kommen im Laufe unsrer Untersuchung darauf zurück.

Schon frühe ist mir die Geisteskrankheit Stauffer's zur unumstößlichen Gewißheit geworden. Ich habe seitdem nicht nur danach gestrebt, über dieselbe mehr Einzelheiten in Erfahrung zu bringen, um wieder eine Künstlerpsychose von Grund aus kennen zu lernen, sondern habe auch ununterbrochen das innere Bedürfnis gefühlt, dem unglücklichen Kranken zu einer gerechten Beurteilung zu verhelfen. Ist ihm doch der Makel, welchen sein bester Freund Klinger auf ihn geworfen, als er ihn in diesem Zustande einen „Schurken" nannte, noch vielfach nicht abgenommen.

Die Stauffer'schen, von Brahm edierten Briefe sind nunmehr die Hauptquelle geworden, aus der ich schöpfe.

Es ist für den denkenden Laien nicht schwer, Stauffer auf der Höhe seiner Krankheit in Florenz und Rom zu erkennen. Schwerer ist es schon, die verschiedensten Akte, welche er dort begeht, unter einem einheitlichen Krankheitsbilde zu begreifen. Die schwierigste Aufgabe liegt aber für ihn darin, den Anfängen der Krankheit Stauffer's nachzuspüren und das ursprüngliche psychologische Bild mit dem psychiatrischen zu verknüpfen.

Die sogenannte Anamnese d. h. die Biographie des Kranken muß in unserm Falle ab ovo beginnen. Stauffer ist das älteste Kind eines Vaters, der zweimal in seinem Leben schon geisteskrank war. Er hat das erste Mal zweieinhalb Jahre in einer Anstalt verbracht und das zweite Mal ist er erst durch den Tod von seinen Leiden befreit worden.

Schon in der frühesten Jugendzeit treten nun bei Stauffer Züge auf, welche ihn zum eigentlichen Hereditarier stempeln. Während andre „Vererbte" sich normal entwickeln und erst auf der Höhe des Lebens einer direkten Psychose verfallen oder die Vererbung auch ein ganzes Leben hindurch bei ihnen latent bleiben kann, zeigen sich bei Stauffer als Kind dafür typische, geistige, gemütliche und Charaktereigentümlichkeiten.

Seine Mutter schildert ihn als ganz anders wie seine Geschwister. „Er ist unlenksam, sprunghaft, bald lebhaft unternehmend, bald thatenlos beharrend." Er lernt schwer in der Dorfschule, ist zerstreut und ungeschickt in Schule und Haus, allein er hat ein verblüffendes Zeichentalent.

Diese Zusammenstellung giebt sofort zu denken. Es ist vielfältig nachgewiesen, daß bei belasteten Individuen eine große künstlerische Begabung anzutreffen ist, welche aber höchst einseitig sowohl in Bezug auf ihren inneren Gehalt als auch im Vergleich mit en übrigen Geistesgaben des Betreffenden ausgebildet ist. Auf der tiefsten Stufe dieser abortiven Künstler stehen bekannte Typen, wie z. B. der Katzenraffael, ein idiotischer Mensch, welcher durch virtuoses Zeichnen und Malen von Katzen sehr berühmt war.

In die zweite Klasse gehören die uns jedem bekannten Künstler, welche in ihrer Gilde einen Namen haben, gute Bilder liefern, Virtuosen und Komponisten sind, denen zugejubelt wird. Der aufmerksame Beobachter erkennt aber unschwer in ihnen die sogenannten „Defektmenschen“. Entweder leiden sie an einer auffälligen Willensschwäche und Energielosigkeit, der Quelle großer äußerer Konflikte, welche den Schiffbruch ihres Lebens herbeiführen, in dem sie ewig Kinder geblieben sind. Oder sie sind intellektuell im ganzen so gering begabt, daß ihren Schöpfungen jeder eigentliche Gedanke fehlt; sie denken und empfinden nicht, sie arbeiten nur technisch gut, oft bis zum Virtuosentum. Um so befremdender wirkt dann ihre geistige Leere, wenn man mit ihnen in das Gespräch kommt. Es sind brave Philister ohne Spiritus.

In dritter und letzter Reihe stehen die Künstlergenies, eine Zeit lang Titanen ihrer Kunst, gewaltig in der Conception, überreich in ihrem Wollen, aber nicht in ihrem Können, geboren mit einem Defizit ihrer künstlerischen Veranlagung in einigen ihnen verhängnisvoll werdenden Punkten, vor allem aber ausgestattet mit einem wahrhaften Dämon von geistiger und moralischer Zügellosigkeit, der auch ihr physisches Dasein bald zu Grunde richtet[1]). Sie werden unschwer erraten, daß unser Stauffer zum Teil hierher gehört. Begleiten wir ihn weiter auf seiner Lebensbahn.

Mit fünfzehn Jahren erträgt er die Schule nicht mehr, und in ein Künstleratelier eingetreten, arbeitet er nicht, sondern giebt sich einem Genuß-Leben hin. Er wird nun Lehrling eines Malermeisters in München. Stauffer bricht den Kontrakt nach einem halben Jahre und geht für eine Zeit lang zur Theatermalerei über. Mit neunzehn Jahren hat er sich durch eigene Energie in die Münchener Akademie hineingeschwungen, und von da an beginnt bei ihm großer Fleiß, emsiges Streben und bedeutender Erfolg. Vier Jahre bleibt er in München, kommt dreiundzwanzig Jahre alt nach Berlin und wird sofort berühmt durch das Bild des Künstlers Klein, das er dort malt. Er wird, wie er sich selbst nennt, das Wunderkind, das in Mode kommt, und „er genießt dort in raschen Zügen sein märchenhaftes Glück“.

Aber nun beginnt des Zweifels giftiger Wurm an ihm zu nagen, an seinem Talent, an seinem Können. Es wird ihm zur Gewißheit, daß lange nicht das aus ihm wird, was er sich früher gedacht, schreibt er an einen Freund.

Es ist eine allbekannte Thatsache, daß unter allen Künstlern der Maler und Bildhauer die Krisen des Zweifels an sich selbst und an seinen Erzeugnissen in der akutesten Weise durchzumachen hat, vielmehr als der Komponist oder der Dichter. Kein Wunder, da seine Kinder der Muse vor der Welt viel offener dastehen als ein Gedicht oder ein musikalisches Opus, deren Kenntnisnahme nur einem kleineren Teil des Publikums vergönnt ist. Sobald das Bild in der Aus-

[1]) Selbstverständlich darf der Rückschluß nicht gemacht werden, daß jeder Künstler, welcher mehr oder weniger die Defekte einer der drei Klassen an sich trüge, erblich belastet sein müsse. Es giebt noch andere schwerwiegende Momente, welche ein Künstlerleben in der Entwickelung hemmen, schädigen oder zu Grunde richten können, als die erbliche Belastung.

stellung oder Galerie hängt, oder das Monument einen öffentlichen Platz ziert, sitzt der Plastiker vor dem Gericht der öffentlichen Meinung.

Darum ist dies momentane Verzagen des Künstlers ein ganz natürlicher Vorgang.

Allein der Mann mit gesunder Überlegung und richtiger Thatkraft wird seines Mißvergnügens und seiner Kleinheitsanwandlungen wieder Herr und geht später unbeirrt seinen Weg. Der pathologische Künstler aber setzt das Werk seiner Selbstzerstörung weiter fort, er wühlt unaufhörlich in seinem Fleische und unter krampfhaftem Zucken bereitet er sich schließlich das Ende. Nirgends finden wir diesen Gang des Verderbens, den wir auch bei Stauffer kennen lernen werden, überzeugender und dramatischer geschildert als in Zola's großartigem Romane l'oeuvre, der mit wunderbarer Intuition Glied an Glied reiht, bis die Kette geschlossen, welche mit eiserner Gewalt den Helden in den Orcus hinabzieht.

Bei Stauffer ist die Wirkung der zweifelnden Selbstkritik sofort eine wahrhaft verblüffende, ein wirklicher salto mortale: er verläßt, eben erst als Maler hochberühmt geworden, das Fach und wird Kupferstecher.

Wenn er auch als solcher ebenso berühmt wird als zuvor, so beweist dies nur die Existenz zweier großer Talente in ihm. Die innere Berechtigung zu seiner ersten Fahnenflucht fehlt ihm aber doch, und so muß sie uns als eine anormale psychische Impulsion erscheinen. Mag hinter seiner eminenten Gabe als Zeichner die koloristische Fähigkeit zurückgestanden haben, so war doch für ihn die Möglichkeit gegeben, hier hinzuzulernen, sich zu vervollkommnen. Freilich glaubt er auch, daß es ihm an der Zeichnung und Charakterdiagnose fehle, nicht nur an der Farbe, und er schreibt schon 1881, daß ihn diese Einsicht schier krank mache. —

Es will mir scheinen, daß gerade um diese Zeit, als Stauffer sich der Radierkunst zuwandte, die ersten ganz deutlichen Spuren seiner nervösen Überreizung zu finden sind, und daß diese Impulsion, wie ich den Schritt nannte, dadurch auch äußerlich genau markiert ist.

Es ist der Winter 1884/85. Er zieht sich von der Gesellschaft zurück und kennt nichts mehr als ein maßloses Arbeiten. Seinen Freunden fällt seine nervöse Belebtheit auf sowie seine paradoxen Gedankensprünge. Sie warnen ihn, aber Stauffer vertraut seiner „Eisennatur“. Zu Beginn dieses Wintersemesters ist es auch, daß er Frau Lydia schreibt, indem er ein eigenes Heim vermißt. „Uns ist gegeben an keiner Stätte zu ruhen“. Diese Reminiszenz an Hölderlin, den pathologischen Dichter, ist wohl bezeichnend.

Mit Recht nennt Brahm das Gefühl des unendlichen Ringens mit seiner Aufgabe, welches Stauffer in gesteigertem und sich noch steigerndem Umfange besessen, ein krankhaftes, und vorahnend nimmt Stauffer in einem Neujahrsbrief seiner Freundin das Gelübde ab, daß sie ihn nie, unter keinen Umständen, auch nicht zur Schonung der Gesundheit, vom Arbeiten abhalten wollte. Ohne Zweifel ist aber dies rastlose Schaffen Stauffer's bereits eine Notwendigkeit für ihn geworden,

weil es ihn, wie er selbst gesteht, vor Grübeleien bewahrt, z. B. über den Anfang und das Ende der Dinge: Ein Thema, welches freilich von seiner Kunst weit abliegend, gerne die Form von sogenannten Zwangsideen annimmt, deren krankhafter Gewalt der Nervöse leicht bleibend unterthan werden kann.

Wie sehr aber trotz der „Eisennatur", die er an sich rühmt und welche freilich bis vor kurzem noch in ihm wohnte, Stauffer eine partielle nervöse Erschöpfung zu fühlen beginnt, zeigt sich am besten in seiner Angabe, daß er sich auch deswegen von der Gesellschaft zurückgezogen, weil er von dem sogenannten Konversationmachen noch „nervöser" — werde als vom angestrengtesten Arbeiten.

Und im März reserviert er sich schon auf den Juli bei seiner Freundin eine Zeit absoluter Ruhe, in der er keine Konversation machen dürfe. Hernach stände er zu ihrer Disposition. Dies, nebenbei gesagt, ein Beweis für die stille, glühende Liebe zu Frau Lydia, welche Brahm konstant dem Künstler andichtet.

Der Urlaub, welchen Stauffer im Juli und August 1886 in seiner Heimat und im Escher'schen Belvoir genoß, wirkte sehr wohlthätig auf ihn, und er befindet sich im September sehr glücklich in Berlin. Da ereilt ihn der Auftrag, für die National-Galerie Gustav Freytag zu malen, und dieses für ihn bedeutsame Ereignis erscheint mir den verhängnisvollsten Wendepunkt in seinem Leben herbeizuführen. Es verhilft uns anderseits zu der bekannten Auslassung des greisen Dichters und Historiographen über Stauffer, welche zu seiner psychologischen Beurteilung von großem Werte ist.

Mit Bangen und Freuden geht Stauffer an sein Werk, „er will jede Fiber seines mangelhaften Naturells anspannen". Er arbeitet, wie Freytag erzählt, die erste Zeit mit fröhlichem Vertrauen, aber nach und nach wird er unsicher, die Farbe macht ihm viel zu schaffen, und er hat Mühe, den seelischen Ausdruck der bewegten Züge zu finden. Darüber vergehen siebenundzwanzig Sitzungen, und in der letzten überzieht er das Bild, welches Freytag ein Meisterstück liebevoller Sorgfalt und eigenartig in der Auffassung nennt — zu dessen größtem Erstaunen mit weißer Farbe; das gleiche Bild, von dem er bei Freytag selbst an Frau Welti schreibt, er sei herzlich froh, daß die Sache glatt vorwärts gehe und das Bild der Vollendung entgegenrücke, in einigen Tagen werde er den letzten Pinselstrich thun!

Freytag empfindet ein eigentliches Wehe über diese Vernichtung, und sein Gedanke, daß diese herbe Erfahrung Stauffer's zu dessen Entschluß, nunmehr Bildhauer zu werden, beigetragen, läßt sich wohl vermuten.

Im Mai 1887 hat Stauffer in seinem Atelier ein zweites Bild Freytag's beinahe fertig gestellt, aber er gesteht offen, daß ihm diese Arbeit kein übergroßes Vergnügen mache. Er scheint von der ganzen Freytag'schen Kunst-Episode enttäuscht zu sein.

Wir würden uns sehr irren, wenn wir die zweite Fahnenflucht Stauffer's, den Übergang von der Malerei und Radierkunst zum Bildhauer, nur auf Rechnung seiner subjektiven Impotenzgefühle setzen wollten. Seine zwiespältige Natur

zeigt sich gerade darin höchst charakteristisch, daß er das andre Mal von der Impotenz zur Omnipotenz übergeht und sich gerade berufen fühlt, die Freytag'sche Auffassung von der geheimen Einheit der Künste zur Ausführung zu bringen. In seinen gehobenen Stimmungen wähnt er von sich, daß in ihm auch das Zeug zum Bildhauer stecke, und darum beginnt er zu modellieren. Dieses dritte Talent scheint er nun doch in bescheidenem Maße besessen zu haben.

Wie viele mögen in diesen Vorgängen nur die Wirkung eines höchst beweglichen Künstlerblutes erblicken! Mir hat Stauffer die Grenze des normalen sanguinischen Temperamentes schon längst überschritten. Mir erscheint er nicht mehr frei, sein geistiges Wesen schreitet von der Impulsion zur Konvulsion fort, und das Wechselspiel, das Auf- und Niedergehen vom Paroxismus zur vollständigen Erschlaffung fängt an bei ihm sich festzusetzen.

Zahlreich finden sich hierfür die Belege in seinen Briefen vom Jahre 1887.

Im Januar preist er noch das Glück, eine Freundin gefunden zu haben, die ihm einen Halt im Leben giebt, und ich glaube auch fest daran, daß er dies buchstäblich so empfunden hat. Er ist fidel und fleißig, wie er schreibt.

Im Februar klagt er bereits über Müdigkeit. Er hat einen lebensgroßen „Gekreuzigten" zu malen angefangen und malt sich, wie er selbst sagt, halb tot daran. Seine Resistenzkraft gegen äußere Einwirkungen, welche früher wirklich einer eisernen Natur entsprach, hat bereits abgenommen. Seine Wirtschafterin und sein Pudel verlassen ihn, und seitdem verödet sein Heim. Der Schlendrian herrscht in demselben, und er hat nicht mehr die Kraft, es zu ändern. Im März zerfleischt er sich förmlich in einem Briefe. „Immer arbeiten, immer speculiren, wie man sich weiter bringt, ohne Ruhe und ohne Rast immer den Berg auf macht müde und verzagt . . . Meine ganze Arbeit kommt mir vor wie das Wasserschöpfen in das leere Faß. So arbeite ich denn auch viel aber mit wenig Freude, mehr wie ein Karrengaul . . . Ich denke, die Hetze wird wohl nicht aufhören, so lange ich lebe. Es wird immer dasselbe friedlose Rennen sein, bis einmal die Puste ausgeht."

Aus dem Ganzen spricht aber auch ein ungesunder, krankhafter Ehrgeiz, und es ist ein wahres Glück, daß spätere Briefe wiederum zeigen, wie St. die Kunst nicht nur als Mittel betrachtete, um auf der Leiter des Ruhmes höher zu klettern. Der Märzbrief ist in der That nur ein paroxysmeller Erguß: „Er der Karrengaul wird durch die Peitsche des Fuhrmanns immer wieder angetrieben, wenn er nicht mehr will." Diese Peitsche ist bei ihm die Gewißheit, daß, wenn er einen Moment stehen bleibt, ihm andre Künstler über den Kopf steigen und den Rang ablaufen.

Ist der Ehrgeiz, der zur Selbstvernichtung führt, muß ich fragen, noch ein gesunder zu nennen? Gehört derselbe wohl auch noch zu der normalen Künstlerbegabung?

Im Mai duldet es St. nicht mehr in Berlin, und „um seine künstlerischen und menschlichen Wirren zu enden," geht er auf einige Wochen nach Paris, Belgien und Holland.

Diese Reise bedeutet entschieden für ihn eine jener sogenannten Remissionen in der krankhaft alterierten Nerventhätigkeit, wie wir sie bei ihm später auf voller Krankheitshöhe ebenfalls antreffen werden.

Die Reise thut ihm wohl, weil sie ihn der produktiven Thätigkeit entführt, in welcher er sich zu tief erschöpft und seine künstlerische rezeptive Kraft noch ungeschwächt zur Geltung kommen läßt. Nicht wenig beruhigt ihn in Paris die Gewißheit, daß die dortigen Künstler in der Hauptzahl den Deutschen nicht überlegen; und ohne Katzenjammer, resp. ohne jenes bei ihm so oft wiederkehrende Gefühl der Selbstbeschämung vor der Leistung andrer geht er ruhig nach Hause.

Trotzdem er auch in Paris fieberhaft eifrig sich alles anschaut — in sieben Tagen besieht er sich ca. 7000 Kunstwerke aller Art, so hält doch seine kritische Besprechung ein gewisses natürliches Maß ein. Unübertrefflich sind seine Äußerungen über das Ideal einer Malerexistenz und über die Erfordernisse eines Kunstwerkes der Öffentlichkeit gegenüber.

Ganz hervorragend erscheint die Schilderung der Eindrücke, welche der erstmalige Anblick der See auf ihn ausübt, und der daran sich anschließende Exkurs über Böcklin und dessen Kunst, dieses Element zu malen.

Nach Berlin zurückgekehrt, scheint Stauffer wieder zu leiden. Eine unendliche Sehnsucht nach den heimischen Bergen ergreift ihn, wo er aus seinem nervösen Zustand herauskommen will.

Im August macht er einen neuen Anlauf, der Landschaftsmalerei sich in die Arme zu werfen. Er bleibt immer die Beute von neuen Plänen und ist in der Gewalt momentaner Stimmungen. Er malt einsam im Jura einige Wochen. Am 16. September schreibt er aber, in seine Heimat zurückgekehrt, von Biel aus über seine Studien, „daß er sich nicht mit Ruhm bedeckt, sondern vor sich selber die Flucht ergriffen hätte."

Unterdessen erreicht unsern Künstler ein Geschick, das für jeden andern ein großes Glück bedeutet hätte, Stauffer's Unglückskreise, welche sich über seinem Haupte mehr und mehr zusammenziehen, nicht mehr zu bannen vermag. Seine Freunde in Belvoir stellen ihn auf fünf Jahre unabhängig, damit er in Italien seinen Kunstidealen leben kann und nicht mehr für Geld schaffen muß. Es ist sogar fraglich, ob dieses Wegfallen eines äußeren Zwangs ihm heilsam war und nicht im Gegenteil der kommenden, noch größeren Zerfahrenheit Vorschub leistete. Im Dezember beschließt er im Freudentaumel über seine Aussicht, in Italien die Schönheit dieser Welt auszukosten, Berlin auf ewig den Rücken zu kehren. Er verbrennt die Schiffe hinter sich. Allen Ballast seines schönen Ateliers bringt er auf den Lagerhof und fügt hinzu: „Möge es dort verfaulen." Die italienische Krankheit hat ihn mit infernaler Gewalt gepackt, schreibt er, und in der impressionistischen Weise spricht er von dem werdenden Glück. Durch eine kleine Verletzung gezwungen, muß er Ruhe halten und liest nun Goethe, Hiob und die Psalmen. Vorher spricht er schon von der Lektüre Schopenhauer's, als des „schneidigsten" der neuen Litteratur.

Wie ungegohren diese Kost später zum Vorschein kommt, läßt sich leicht verfolgen.

Sein Briefstil beginnt jetzt sehr salopp zu werden. Es ist nicht mehr der Kunstjünger in seiner Sturm- und Drangperiode, der jetzt schreibt, sondern der überreizte Poltron in der gestörten gemütlichen und geistigen Gleichgewichtslage, wenn auch diese Manier ihre Remissionen erfährt. Dahin gehört freilich noch nicht seine erste Schilderung aus Rom an Max Mosse, in der er schreibt, daß er in den Gärten der Villa Borghese wie besoffen oder verzaubert umher gehe. Aber doch sind in seinen Römerbriefen noch Perlen vorhanden. Zuerst überwältigen ihn die Eindrücke Roms. Nachdem er bereits sechs Wochen dort weilt, schreibt er an seine Freundin: „In meinem Kopfe geht Alles wirr durcheinander, blödsinnige Sätze aus der Grammatik, antike Skulptur und Architektur, mühsam entzifferte, gleichgültige Artikel aus italienischen Zeitungen, der Rosmarin und Pomidorogeschmack hiesiger Küche, die Irrgänge der Dogana, Spinneweben, Mauselöcher, zerbrochene Fensterscheiben in meinem Studio, die Thierquälerei, das Gebrüll der Carretti auf den Straßen, Herr hilf!"

Er will seinen erregten Nerven entgehen und verbietet sich selbst das Rauchen, den Alkohol und den Kaffee, arbeitet sehr viel und fühlt sich glücklich, wie er sagt. In Wahrheit schwankt er weiter auf und nieder, denn die Ausdrücke „schwarzer Moralkater" und „chronischer Katzenjammer" erscheinen nebenbei, und nach des Tages Anstrengung fühlt er sich abends nie wohl. Seine Ausflüge in Roms Umgegend erfrischen ihn aber immer wieder, und es ist ein Trost für den Leser, ihn dahin zu begleiten und an seinem wahren, schönen Naturempfinden teilzunehmen.

Dieses Ausruhen ist auch dem Leser geradezu notwendig, denn wenn er sich durch die Briefe Stauffer's in den nächsten Monaten durcharbeiten will, so läuft er, wenn er sich nicht ganz besonders dagegen wappnet, die Gefahr, gleich dem Autor seekrank zu werden.

Es sind immer wieder die alten Erscheinungen der Illusion und Desillusion, des ohnmächtigen Ringens, der peinlichsten Selbstbespiegelung, welche zum Vorschein kommen. Allein es geht chaotisch durcheinander, und das Bestreben Stauffer's, sich durch einige Kraftphrasen, wie z. B. die „Wurstigkeit" und das nun stets sich wiederholende Wort „Chose" über alles hinwegzutäuschen, macht sich ganz besonders geltend. Dahin gehört auch sein Ausspruch vom Juni, daß seine Nervosität völlig vorbei, er gesund sei wie ein Fisch im Wasser und sich jeden Tag mehr seines Lebens freue!

Dies schreibt er am 5. seiner Freundin und am 7. an Max Mosse: „es geht mir unterm Luder", wenn er damit auch seine Kunst meint. Er hat zwei Figuren in Arbeit und guckt sich, wie er sagt, fast die Augen aus dem Leib, und nichts will stimmen. Und weiter: „es wird mir verflucht schwer, ohne Erfahrung, ohne Übung nur im Vertrauen auf die gute Sache, meine erste freie Arbeit zu machen." Er antizipiert das Urteil jedes Verständigen und sagt: „Die meisten werden denken, daß es doch verrückt sei, in seinem 30. Jahre so umzusatteln."

Und im Widerspruch mit allen seinen theoretischen Auseinandersetzungen behauptet er, daß er halb aus Neugierde, halb aus Nervosität angefangen habe zu modellieren. Im August meldet er, daß er abends nicht mehr schreiben könne, denn er sei fast regelmäßig nach der Arbeit so aufgeregt und nervös, daß ihm, endlich eingeschlafen, die Figur sogar im Schlafe keine Ruhe lasse.

Er geht für kurze Zeit an die See, und zurückgekehrt, kommt unserm Künstler ein glücklicher Zufall zu Hilfe, der ihn für volle drei Wochen wiederum der Arbeit entzieht. Wir atmen mit ihm auf. Er ist für diese Zeit der Cicerone des Bundesrathes Welti und er waltet mit Freuden und mit Genuß seines Amtes.

Er tritt nun in den römischen Alpenklub ein, und die sonntäglichen Ausflüge thun seiner Psyche augenscheinlich sehr wohl. Physisch steht die Frage dahin, denn nachträglich meldet er an Mosse, daß er im September in seinen Ferien seinen kläglichen Zustand mit Meerbädern, Bergtouren und Muskattrauben kuriert und dabei 25 Pfund Körpergewicht verloren habe.

Die Briefe aus dem Jahre 1889, welche Brahm publiciert, auch noch die zwei Monate vor Stauffer's Ausbruch in seine Psychose geschriebenen, tragen ein viel ruhigeres Gepräge als diejenigen des Vorjahres. Wir wissen freilich nicht, ob daneben noch anders geartete existieren. Jedenfalls hat Brahm das Bestreben, vor dem Abgange Stauffer's von der Bühne seines Künstlerlebens ihn noch als Kunstschriftsteller zu zeigen, was ihm auch durchaus gelingt. Wenn in diesem Bestreben Stauffer's ein exorbitantes Selbstgefühl und fratzenhafte Übertreibungen zum Vorschein kommen, wenn er auch hierin, wie in seiner Kunst, sich als Reformator zu wirken berufen fühlt, so läßt sich doch ein tiefes Eingehen und Eindringen in die Materie und eine reiche Fülle von eigensten Gedanken ihm nicht absprechen. Bemerkenswert für dieses Jahr ist das Wiedererwachen seines Interesses für Malerei und die Radierkunst, welche er später wieder zu kultivieren gedenkt.

An Ostern schreibt er einmal von sich, daß ihm der Sirocco vier Wochen die Nerven ruiniert. Sympathisch berührt uns seine Osterbetrachtung, in welcher er zum Schlusse kommt, daß eben der Pfarrerssohn in ihm stecke. Weniger sympathisch wirkt sein Ausspruch, daß für ihn im Leben gute Räte, auch diejenigen seines Freundes Klinger, gewöhnlich nicht existieren, teilweise zum Schaden, in der Kunst nur zu seinem Vorteil. Er sei kein Starrkopf oder arger Selbstüberschätzer, habe aber seinen Kopf meist so voll eigener Meinung, daß diejenige andrer keinen Platz mehr darin habe. Er schreibt dies, um das langsame Vorrücken seiner Statue zu erklären.

Mit einem Rieseneifer geht er in der Sonnengluthitze Roms daran, sie zu vollenden. Er hegt das ehrliche Gefühl in sich, daß er seinen Wohlthätern, welche ihn bereits ein und einhalb Jahre in Rom studieren ließen, mit einem greifbaren Resultate vor die Augen treten müsse.

Wir gehen nun zu den Ereignissen in Stauffer's Leben über, welche Brahm die „Katastrophe" nennt. Stauffer war im September von seiner Freundin nach Zürich berufen worden, nachdem er eineinhalb Jahre Italien nicht verlassen.

Man kann also wieder nicht behaupten, daß seine eigene Sehnsucht ihn zurück getrieben. Aber einmal dort angelangt, läßt es sich nicht leugnen, daß seine Erregung ganz abnorm wächst. Vor allem tritt sein Größenwahn nun unverhüllt zu Tage und zwar in Hinsicht auf seinen kunstschriftstellerischen Beruf. „Er will, was noch keinem gelungen, das Wesen der bildenden Kunst feststellen.“ Nebenbei wird er im hohen Grade aggressiv; er glaubt sich nun berechtigt, wie er sagt, jedes Kamel bei seinem eigentlichen Namen zu nennen, und er studiert nur noch an der Form seiner Reden an der Tierwelt, womit er den modernen Naturalismus ums Leben bringen will.

Wir können der Frage nicht aus dem Wege gehen, durch welche psychologische Vermittelung die Erregung Stauffer's seit dem Zusammensein mit seiner Freundin so augenscheinlich gestiegen. Die Meisten mögen die banale Ansicht Brahm's teilen, daß es die Liebe gewesen. Diese Annahme löst die Frage einfach und doch wiederum romantisch, konform dem allgemeinen Sensationsbedürfnis, wie früher erwähnt. Oben haben wir es schon bestritten, daß aus Stauffer's Briefen eine erotische Liebe zu Frau Lydia spreche. Über eine tiefe Verehrung zu der Mäcenin, welche ihn versteht und begreift, ihn schätzt, ermutigt, kurz der Schutzgeist für ihn ist, wie manche geistig hochstehende Frau es schon einem Künstler war, geht Stauffer's Gefühl nicht hinaus. Er ist seinem Freunde Welti ebenso ergeben und dankbar, wenn auch seine geistige Intimität nur zwischen ihm und Frau Lydia besteht.

Zwischen beiden existiert aber eine unheilvolle Wahlverwandschaft. Sie sind beide erblich belastet. Aus den wenigen Briefen, welche Brahm seiner Zeit von ihr in der „Frankfurter Zeitung“ publizierte, geht unzweifelhaft hervor, daß ihr Denken und Fühlen ein ebenso vertieftes als exzentrisches war. Sodann war auch sie u n f r e i, indem sie fortwährend an nervösen Störungen litt, welche ihr ein ruhiges Abwägen von Gedanken und Entschlüssen, eine regulierte Aufnahme von Empfindungen und deren Verarbeitung unmöglich machte. In seinen guten Zeiten fühlte sich Stauffer, von aller Gönnerschaft abgesehen, zu der Geistesrichtung seiner Freundin, welche eben seiner eigenen Exzentrizität entgegen kam, sehr hingezogen, wie es stets bei diesen gleichartigen neuropatischen Naturen der Fall ist. In dem oben skizzierten unfreien Zustand, in dem sich Frau Lydia bei Stauffer's Ankunft befand, mußte aber ihre Gegenwart auf ihn, der nach dem römischen Sommer nicht viel freier war als sie, gradezu in hohem Grade ercitierend wirken, und sein heller Wahnsinn, der in der ersten Novemberwoche ausbrach, ist durchaus eine Induktion von ihrem Zustande auf den seinigen in gesteigerter Potenz. So disponiert Stauffer zu einer Psychose war, so ist die Krankheit Frau Lydias, welche nach seiner Angabe ein Jahr und neun Monate nur mit Schlafmitteln geschlafen und von der ihr eigener Mann sagt, daß sie bei der sich immer gesteigerten Nervosität nur noch mit Hilfe ihrer ganz außerordentlichen Willenskraft sich aufrecht zu erhalten vermochte, die Gelegenheitsursache, daß Stauffer selbst sich nicht mehr bemeistern konnte und sein Irrsinn unverhüllt zu Tage trat. Umgekehrt beschleunigte sein Ausbruch den Übergang

von Frau Lydias Zustand in ausgesprochene geistige Umnachtung. So haben wir das Bild einer sogenannten induzierten Psychose vor uns, wie sie bei Ehegatten, Geschwistern, kurz sich nahestehenden Personen bei gleichzeitig vorhandener Disposition und oft auch gleicher Ätiologie zu stande kommt. Leider fehlt uns die Kenntnis des Inhalts der Wahnideen Frau Lydias resp. ihrer Krankheitsgeschichte. Ich finde nur die Notiz, daß der römische Irrenarzt erklärt, die Kranke leide an follia sistematippata. Das wäre der systematische Verfolgungswahn, während Stauffer in seinem Zustande ein eigentliches System von Wahnideen nicht erkennen läßt, dieselben mehr ganz abrupt auftreten.

Wir wollen nun an der Hand der äußeren Begebenheiten noch näher in Stauffer's Krankheit eindringen und versuchen, einige Punkte klar zu stellen.

Aus Brahm's Lektüre könnte man den Verdacht schöpfen, daß der Welti-Escher'sche Umzug von Zürich nach Florenz auf Anregung Stauffer's geschehen sei. Dem ist nicht so. Der Plan wurde Stauffer fertig vorgelegt, und er billigte ihn. Daß er als Emballeur und Quartiermacher sich unendlich angestrengt, steht fest. Es ist wohl mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß die Inkohärenz der Ideen, die Auflösung der normalen Ideenassoziation, das Schwelgen in Größenideen, in specie: das Aufbauen griechischer Paläste und Gründen von Kunstakademien, den 4. November seinen Anfang genommen. An diesem Tage beginnt Stauffer ein Tagebuch solchen Inhalts. Aber die irre Flut vernichtet erst seine inneren Vorstellungen, er begeht noch keine entsprechenden Handlungen. Herr Welti verläßt seine Gattin sowohl als Stauffer am 4. November, ohne an beiden etwas Besonderes zu bemerken.

Aber schon den folgenden Tag, nehme ich an, beginnen die Aktionen des Geisteskranken. Er schickt konfuse Telegramme an Herrn Welti und vor allem läßt er seinen Freund Klinger und eine Künstlerin aus Rom kommen, denen er die größenwahnsinnigsten Projekte vorlegt. Der Künstlerin macht er einen Heiratsantrag, ein so typischer Vorgang bei der akuten Psychose, und zieht ihn Tags darauf zurück. Er läuft im November morgens 5 Uhr in den Gärten der Pension Bonciani herum und ruft, einmal ins Zimmer getreten, mit jenem Funken von Krankheitsbewußtsein, der ab und zu, besonders anfangs, in solchen Fällen durchleuchtet, aus: „Bin ich wirklich verrückt, oder halten mich die Leute bloß dafür?" — Zwei Punkte zu urgieren, erachte ich durchaus für notwendig.

Es ist wohl die allgemeine Laienannahme, daß Stauffer in diesen Tagen die Entführung der Frau Lydia plante, sie zu heiraten gedachte und im Vorgefühl des zukünftigen Besitzes mit so ungeheuren Summen in seinen Projekten um sich warf.

Dagegen wende ich ein, daß der Größenwahn kein wirkliches Substrat braucht zu seinen Exzessen, daß jeder Schuster und Schneider, der keinen Pfennig zu erwarten hat, im Größenwahn ebenso mit Millionen um sich wirft!

Wie wenig Stauffer noch am 7. November daran dachte, Frau Lydia und ihre Millionen für sich zu erwerben, geht daraus hervor, daß er in einem an sie gerichteten Briefe, der doch an und für sich schrankenlos und ungeheuerlich in

seinen Bau- und Gründungsphantasien geschrieben ist, die alte Anrede, „Verehrteste Frau und Freundin" beibehält. Da er mit ihr allein in Florenz weilte, resp. ohne ihren Gatten, hätte er es ja nicht nötig gehabt, eine Konvention zu beobachten. Daß er diese drei Tage nachher freilich total wegwirft, ist der plötzliche Impuls eines Geisteskranken, bei dem jeglicher Hemmungsmechanismus und besonders der ethische versagt.

„Genie und Wahn befehden sich in dem Florentiner Tagebuch", schreibt Brahm, und wir wollen ihm die Schwäche verzeihen, daß er der alten Tradition folgt und aus irren Exklamationen, welche der Psychiater als nonsens taxiert, einen tieferen Sinn herauszufinden glaubt. Was wir aber ihm und andern nicht verzeihen können, das ist die cynische Auslegung einer gewissen Stelle im Tagebuch Stauffer's vom 4. November.

Stauffer schreibt dort: „Ich habe sie heute Morgen instinktiv von Eindrücken besoffen gemacht, damit ihr Naturell absolut zum Vorschein komme."

Dieser Satz steht mitten in den zusammenhangslosen, ideenflüchtigen Größentiraden über seine eigene Kunst. Letztere hat er offenbar Frau Lydia vorgetragen und sie dadurch angestachelt, ihm echodisch ähnliches zu phantasieren. Er will den innersten Kern ihrer künstlerischen Ideen, ihr künstlerisches Naturell unverfälscht zum Vorschein bringen.

Brahm faßte den Vorgang sexuell auf. Stauffer hat Frau Lydia einfach sexuell erregen wollen durch sein Gebahren, und die weitere Notiz des Tagebuches: „Die Rechnung klappte auffallend" hält er für die Bestätigung seiner Annahme.

Nicht wenig hat es mich erfreut, daß der Bm.-Kritiker in der „Münchner Allg. Zeitung" über Stauffer's Bekenntnisse obigen Cynismus ebenfalls zurückweist. Cynische Berechnung Stauffer's hält er im Gegensatz zu dem bekannten Dichter und Kritiker, J. V. Widman in Bern, dem er repliziert, für ausgeschlossen. — In den Ereignissen folgt nun der faktische Ehebruch Stauffer's und seine Flucht mit Frau Lydia nach Rom. Über diese viel umstrittene Episode liegen zwei verschiedenartige Aktenstücke von Stauffer's eigener Hand vor, und ich glaube, mit einigem klaren und redlichen Bestreben läßt sich auch dieses Dunkel lichten.

Wollen wir vor allem fest im Auge behalten, daß der eine Brief Stauffer's, welcher den Ehebruch motiviert und vor allem zu entschuldigen sucht, also ihn quasi als prämeditiert anerkennt, aus den Tagen stammt, da seine Krankheit für den damaligen Aufenthalt in Rom ihren Höhepunkt erreicht hatte. Schreibt er doch an seine Familie, daß er hier in Italien Landwirtschaft im allergrößten Sinne zu treiben gedenke und daß er einen Plan für das zu errichtende Geschäft sich bereits ausgedacht habe. Neben diesem Größenwahn macht sich aber auch gerade jetzt ein deutlicher Verfolgungswahn geltend.

Während wir doch gesehen, daß die leidenschaftliche Umwandlung des Freundschaftsverhältnisses der beiden nur die Auslösung eines plötzlichen krankhaften Impulses sein konnte in einem Zustande, der zur sexuellen Entfesselung geradezu disponiert, fabuliert Stauffer doch von einem vier Jahre bestehenden,

wenn auch krankhaften, unterdrückten Liebesverhältnis, welches diesen Ausgang nehmen mußte, und Brahm paßt es ja sehr gut, dem Narren dies nachzubeten und dessen Irrenhauspoesien in diesem Sinne auszubeuten.

Nachdem Stauffer so leidlich hergestellt und das Florentiner Tollhaus hinter sich hatte, schreibt er den zweiten Brief über die Angelegenheit, und wenn auch diesem Schriftstück des Mannes, der den entsetzlichen Schiffbruch erlitten, die Schärfe des Ausdrucks fehlt und dadurch scheinbare Widersprüche entstehen, so glaube ich ihm doch aufs Wort, wenn er das von ihm früher urgierte Liebesverhältnis revoziert und sich dahin ausspricht, daß seine ganze Kraft auf Frau Lydia's moralischer Unterstützung beruht und daß ihm eine schwesterliche Liebe genügt hätte. Wenn Frau Stauffer in der Antwort die Schuld auf Stauffer zurückschiebt, so beweisen ihre späteren Ergüsse nach Stauffer's Tode, wie wenig man dieser Äußerung Glauben schenken darf.

Aber immer finden sich noch Anhaltspunkte, welche der Meinung derer, daß Stauffer der eigennützigste Ehebrecher gewesen, neue Nahrung geben. Stauffer hat sich am 13. November durch Frau Stauffer testamentarisch ihr ganzes Vermögen für ihren Todesfall verschreiben lassen. Der Entwurf zu diesem Testament ist von Stauffer's Hand geschrieben. Wenn nun auch die Züricher Gesetze ein solches Testament a priori ungültig erscheinen ließen, so muß dies Vorgehen an und für sich betrachtet, resp. ohne Berücksichtigung seines Geisteszustandes, ein sehr schiefes Licht auf ihn werfen. Es berührt eigentümlich, daß Brahm, welcher in der Ehebruchsaffäre die Krankheit seines Liebespaares ignoriert, nun auf einmal beredte Worte findet, um die Stauffer angedichte Erbschleicherei mit ersterer zu entschuldigen. So tief Recht er dabei hat, so verfällt er doch auf diese Art und Weise in den großen, so vielfach gemachten und immer wieder auftauchenden Fehler, in Geisteskranke berührenden Prozessen, und als solchen dürfen wir ja ideell unsren Fall auffassen, nur dann die Krankheit zu betonen, wenn sie gerade für eine in diesem oder jenen Sinne gewollte Beweisführung paßt. Warum sich nicht die Mühe geben, den ganzen Menschen und alle seine Handlungen von seinem abnormen oder ganz verkehrten Geisteszustande aus zu ergründen und danach frei und frank aus einem Gusse und, ohne den Thatsachen Gewalt anzuthun, ein Urteil abzugeben?

Diesen Weg hat kein einziger Kritiker in der Stauffer'schen Angelegenheit betreten.

Als Stauffer am 13. November den Testamentsentwurf schrieb, war sowohl bei ihm als bei Frau Stauffer — am 15. November wurde sie ja deshalb ins römische Irrenhaus verbracht — der Verfolgungswahn in der kräftigsten Weise ausgebrochen. Stauffer schrieb an den schweizerischen Gesandten, daß er jeden niederschießen werde, der ihm zu nahe komme. Er sprach von romantisch-geheimnisvollen Mitteln, die seine Verfolger erwarten sollten. In der sinnlosesten Weise stieß er Drohungen gegen Herr Welti aus.

Wenn es nun eine bekannte psychiatrische Thatsache ist, daß gerade in der beginnenden Psychose so leicht Delikte gegen Gesetz und Recht, gegen Ehre und

Moral begangen werden, daß der vorher feinfühligste und korrekteste Mensch brutal, schamlos und cynisch wird, warum darf der arme Stauffer an diesen exkulpierenden Momenten nicht seinen gerechten Anteil nehmen? Warum ihm als schlaue Berechnung auslegen, was dermaßen den Stempel einer irren That an sich trägt? Denn irre ist die That trotz des egoistischen Hintergrundes, weil sie von einem Kranken auf ganz falschen, unsinnigen Voraussetzungen in angstvoller Bedrängnis unternommen wurde. Ein Geisteskranker kann übrigens ein viel brutalerer Egoist sein als ein Gesunder. — Die geistige Erkrankung Stauffer's charakterisiert sich, nach den sehr spärlich vorhandenen Indizien zu schließen, für die Zeit seiner Einkerkerung in Rom vom 15. November 1889 bis zum Ausbruche der Tobsucht in Florenz im Januar 1890, als eine sogenannte Manie von wechselnder In- und Extensität. Allein niemand glaubt an dieselbe, und der einzige, welcher zuerst mit aller Bestimmtheit die Krankheit erkannt und auf dem Wege war, dementsprechend für Stauffer zu sorgen, war Herr Welti, der betroffene Ehegatte. Und derjenige, welcher ihn von seinen humanen Absichten abbrachte und dadurch die schmachvolle Behandlung Stauffer's im Kerker und italienischen Irrenhause mit allen ihren Folgen verschuldete, war der bisherige intime Freund Stauffer's, der hochberühmte Maler Klinger. Es würde ein besonderes Kapitel dazu gehören, den krassen Unverstand dieses Mannes, dessen große allgemeine Bildung Stauffer oft rühmt, zu schildern. Nicht minder verdiente die schweizerische Gesandtschaft in Rom eine eingehende Beleuchtung ihres Verhaltens. Mag sie juristisch noch so korrekt gehandelt haben, so ließ sie doch alle Grausamkeiten, welche Stauffer erdulden mußte, ruhig vor ihren Augen gewähren, anstatt ihren Mitbürger schleunigst nach der Heimat zurückzuschicken — geeignete Momente ließen sich zeitlich und rechtlich dazu finden — um ihn dort in der kantonalen Irrenanstalt auf seinen Geisteszustand untersuchen zu lassen! Was schließlich die schwankende und kopflose Aktion des Fürsprechs Stauffer's aus Biel für seinen Bruder betrifft, so möchte ich in der Beurteilung dieses Mannes nur an den bekannten Griesinger'schen Ausspruch über die Coëxistenz des Genies und des Gegenteils in einer Familie erinneren.

Es ist die alte Geschichte: Den Geisteskranken, welcher ein Verbrechen begangen, will das große Publikum nie als krank gelten lassen; es betrachtet die Behauptung, daß er im unfreien Zustande gehandelt, stets als vorgeschoben, um ihn der gerechten Strafe entziehen zu können. Den Geisteskranken überhaupt anerkennen viele erst als solchen, wenn er alles kurz und klein schlägt, wenn er recht eigentlich tobt und rast. Diese Beruhigung nun hat Stauffer seinen Zweiflern redlich gegeben, denn seine Tobsucht in Florenz muß einen sehr hohen Grad erreicht haben.

Wie wir bereits bei der Schilderung der nervösen Phasen, welche der Psychose Stauffer's vorangingen, darauf aufmerksam machten, daß zwischen denselben stets freie Intervalle lagen, die sogenannten Remissionen, so begegnen wir diesen auch in seiner geistigen Erkrankung. Ganz frei sind diese Intervalle freilich nicht, denn nirgends bemerken wir in denselben eine Einsicht des Kranken in

sein Leiden, ein Bewußtsein seiner getrübten Sinne, wie wir es z. B. im November 1892 im ersten Beginne der Krankheit zu verzeichnen hatten. Dieses Fehlen der Krankheitseinsicht berechtigt uns nebst andern Momenten zur Annahme, daß Stauffer von seiner Psychose nie mehr genesen ist. Die sogenannte sekundäre geistige Schwäche macht sich mehr und mehr geltend.

Mitte März 1890 kehrte Stauffer nach viermonatlicher Haft im Kerker und der Irrenanstalt, welche leider ebenso schlimm war als jene, körperlich und geistig gebrochen nach der Schweiz zurück. Wie wenig er geheilt war, zeigt sein schon in Chiasso wieder hervortretender Verfolgungswahn. Trotzdem er sich unerhört nervös fühlt, ist er neun Tage später in Rom. Am 4. April weilt er dort, am 6. in Florenz und kurze Zeit darauf erscheint er neuerdings in seiner Heimat. In der Zwischenzeit liegt die früher von uns berührte Absage Frau Lydias. Wenn dieselbe den völligen Zusammenbruch Stauffer's herbeigeführt haben mag, so beweist der Vorgang anderseits, in welch' unveränderten krankhaften Illusionen er sich weiter bewegte, denn diese Absage hätte er als denkender Mensch erwarten müssen. Am 3. Juni, nachdem er sich zwei Tage mit aller Gewalt suggeriert, daß er seine bestellten Porträts fertig machen müsse und könne, begeht er einen Selbstmordversuch. Nach dreiwöchentlichem Aufenthalte im Spital verharrt er nachher zu Hause in apathischer Melancholie. Im September aber wird er zum letztenmale einer Remission teilhaftig, und zwar gab dazu den Anstoß der Bildhauer Hildebrand aus Florenz, der mit warmem Herzen schon früher dem Kranken in der Anstalt beigestanden. Auch jetzt ermutigte er ihn wieder, neu zu schaffen, und nahm ihn zu diesem Zwecke in sein Atelier in Florenz. In der That vollendete Stauffer noch eine männliche Figur für ein Bubenbergdenkmal, welche Brahm rühmt. Aus unbekannten Gründen reüssiert er damit nicht. Seitdem lag er brach. Niemand interessierte sich mehr für ihn, er blieb existenzlos, und der abusus von Alkohol und narkotischen Mitteln bereitete ihm ein jähes Ende.

Und welches ist nun der letzte Vorwurf, der ihm über das Grab hinaus gemacht wird? Der gänzlich verarmte, gebrochene und unzurechnungsfähige Künstler hat seinen früheren Freund und Mäcen Welti noch um eine Unterstützung angesprochen!!

O vanitas vanitatum! Die landläufige, oder „zahlungsfähige" Moral verlangt von dem armen Menschen auch noch den integren Ehrbegriff! Und wenn Brahm von Stauffer sagt, dessen protestantisches Gefühl persönlicher Verantwortlichkeit sei wieder erwacht, als er seinem Bruder (NB. vom Irrenhause aus) schrieb: „er nehme die schwere Heimsuchung auf als gerechte Strafe für seine vielen Ehe- und Treubrüche", so dürfte der protestantische Pfarrerssohn vielleicht geglaubt haben, daß

---

[1]) Vergleiche „Schweizerische Rundschau" 1892. S. 626. — Es ist kein erfreuliches Resultat des Erscheinen des Brahm'schen Buches, daß gerade das erste schweizerische litterarische Organ aus der Eingangs erwähnten Zurückhaltung herausging und die Persönlichkeit Stauffer's nunmehr bös zerzauste. Möchten unsre Ausführungen Herrn Professor Vetter etwas milder stimmen!

die Sonne über Gerechte und Ungerechte scheine und daß sein hochherziger Freund, nachdem sich alles aufgeklärt, ihn noch dem Elend entreißen könne. —

Fassen wir das Ergebnis unsrer Untersuchung zusammen, so können wir uns darauf beschränken, zu sagen, daß in Stauffer ein großes, genial angelegtes Künstlertalent zu Grunde gegangen und daß sein Verfall sich schon einstellte, nachdem es eben erst sich zur vollen Blüte entwickelt. Die Ursache davon liegt in der durchaus abnormen Anlage des Keimes, und diese ist wiederum das Resultat der früher konstatierten erblichen Belastung, unter welcher Stauffer stand. Ferne sei es aber von mir, weiter zu gehen und zu behaupten, nach den gegebenen Prämissen hätte Stauffer fatalistisch den Weg des krankhaften Verderbens wandeln müssen. Leider hat er das einzige Korrektiv gegen seine fehlerhafte Anlage entbehrt, und das ist eine langsam und stetig auf ihn einwirkende Erziehung in geistiger und wissenschaftlicher Beziehung und noch viel mehr in Hinsicht auf seine allgemeine menschliche Führung, seine Selbstzucht. In beiden Richtungen ist er zurückgeblieben, am meisten aber in der Selbstbeherrschung.

Der normal angelegte geniale Mensch hat an und für sich einen großen Schaffensdrang, um wie viel mehr der anormal geniale, in welchem a priori das Triebleben eine solche Rolle spielt! Darum erscheinen bei Stauffer Eifer, Fleiß und Ehrgeiz zeitweise gerade doppelt potenziert. Allein während der Normale die Schwierigkeiten, welche seinem genialen Vorwärtsdrängen sich immer entgegenstellen werden, überwindet und stets mit Vertrauen auf seine nie versiegende Kraft hernieder blickt, scheut der Anormale vor den Hindernissen und versagt. Nicht das Deficit an und für sich in der Begabung Stauffer's, welche ja doch noch eine überreiche war, ist streng genommen das Verhängnisvolle bei ihm, sondern seine ihm fühlbaren Mängel bilden sofort eine Quelle von Unlustgefühlen in seinem Innern und legen ihn immer wieder für einige Zeit lahm.

Der Fluch der Vererbung ist die Resistenzlosigkeit! — Bei einem baumstarken Körper, wie ihn nur ein kräftiger Berner besitzt, bei einer stählernen Energie, die wir früher bewundert haben, bei einer reichen Intelligenz und fröhlichem Humor ist seine Psyche eindrückbar wie Wachs, die Reaktion von seinem äußeren Thun auf seine Empfindung eine sprunghaft abnorme. Aber je stärker der jeweilige Niederbruch bei ihm ist, desto mehr steigern sich seine bereits hochgespannten Strebungen, um seine Ideale zu erreichen. Dieses Wechselspiel erschöpft seine Nervenkraft vollständig, und eine Gelegenheitsursache benimmt dem überreizten Gehirn die normale Funktionierung vollends.

So oft wir uns im Vorhergehenden darüber beklagt haben, daß die geistige Krankheit Stauffer's beim Lebenden nicht anerkannt wurde, so wollen wir als einzige Entschuldigung dafür seine dem Laien am wenigsten verständlichen Remissionen gelten lassen. Und doch sind sie gerade ein Hauptcharakteristikum für die Psychose der Vererbten. Ein sehr erfahrener Psychiater, Krafft-Ebing, bezeichnet als Hauptunterscheidungsmerkmal zwischen der genuinen und der vererbten Psychose, daß letztere ein seltsames Gemisch von Lucidität und krankhafter Verkehrtheit auf

der Krankheitshöhe zeige, während bei der ersten Form Gesundheit und Krankheit zeitlich scharf geschieden seien.

Wenn ich meine psychiatrische Aufgabe nunmehr für erledigt betrachte, so möchte ich zum Schlusse das Charakterbild Stauffer's aus seinen besten Tagen noch kurz berühren, da dasselbe in der allgemeinen Beurteilung noch sehr schwankt.

Aus den von mir gemachten Beobachtungen muß ich schließen, daß alle diejenigen, welche mit Stauffer nur oberflächlich bekannt waren, an seinem äußeren Auftreten hängen blieben. Stauffer erscheint ihnen rüde, großsprechend, egoistisch. Seine Berufsgenossen aber, die eben die ganze Persönlichkeit an ihm kannten, verehren geradezu sein hilfreiches, aufopferndes Wesen. Ein Künstler von der Eigenart Stauffer's kann nur von denjenigen richtig beurteilt werden, welche mit ihm gelebt, gearbeitet und gerungen haben. Und von diesen wird er gewiß mit wenigen Ausnahmen auch als Mensch hochgeschätzt und wird in deren ewigem Andenken bleiben.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Landeskultur.

Elektrokultur.

Was ist Elektrokultur?

Es giebt darüber verschiedene Meinungen. In Amerika bezeichnet man gegenwärtig mit diesem Namen eine Art des landwirtschaftlichen Betriebes, welche die für zahlreiche Verrichtungen erforderliche Maschinenkraft elektrischen Motoren anstatt der bisher üblich gewesenen Dampfmaschine entnimmt. Allerdings müssen jene ihren elektrischen Strom von einer Dynamomaschine erhalten, welche ihrerseits durch eine Dampfmaschine getrieben wird — es handelt sich also im Grunde nur um eine Art der Kraftübertragung, welche aber wenigstens die feuergefährliche Gegenwart der Dampfmaschine auf dem Felde beseitigt und damit noch die übrigen, der elektrischen Kraftübertragung innewohnenden Vorteile verbindet. Es darf uns deshalb nicht wundern, in den großen landwirtschaftlichen Betrieben der Vereinigten Staaten, welche sich mit Eifer jeder Neuerung bemächtigen, diese Art der „Elektrokultur" bereits mehrfach eingeführt zu sehen.

Die Wünsche der Elektricitätsfreunde aber gehen weiter. Von einer wirklichen „Elektrokultur" kann für sie nicht die Rede sein, so lange der elektrische Strom nur die Rolle eines, wenn auch nützlichen Dieners der Landwirtschaft versieht, anstatt mittelbar oder unmittelbar auf das Wachstum und Gedeihen der Pflanzen einzuwirken. Und doch ist eine Einwirkung auch in letzterem Sinne auf verschiedene Weise denkbar. Zunächst auf dem mittelbaren Wege des elektrischen Lichtes. Es ist ja bekannt, daß die Pflanzen, ebenso wie Nahrung und Wärme,

auch das Licht nicht entbehren können; und während der Lebensprozeß der höheren Tiere unbedingt der periodischen Ruhepausen durch den Schlaf bedarf, ist eine analoge Notwendigkeit nach der Ansicht vieler Physiologen für die Pflanzen nicht vorhanden. Die Nacht bedeutet also für die Entwickelung der Pflanze einen Zeitverlust, welcher keineswegs in ihrer Organisation begründet ist; weshalb sollte es demnach nicht gelingen, durch künstliche Beleuchtung diesen Zeitverlust zu beseitigen und das Wachstum der Pflanze zu beschleunigen?

Natürlich konnte an die Beantwortung einer solchen Frage erst gedacht werden, seit uns der elektrische Strom eine zu chemischen Wirkungen besonders geeignete mächtige Lichtquelle geliefert hat. Wohl die ersten Versuche auf diesem Gebiete rühren von William Siemens her, welcher 1880 in einem Treibhause eine Reihe von Pflanzen tagsüber dem natürlichen Lichte, nachts jedesmal sechs Stunden lang dem Lichte einer elektrischen Lampe von 1400 Kerzen Stärke aussetzte. Unter diesen Bedingungen entwickelten die Pflanzen sich weit kräftiger, und ihre Blätter bekamen ein saftigeres Grün als diejenigen, welche nur mit dem Tageslichte vorlieb nehmen mußten. Diejenigen Pflanzen freilich, welche dem elektrischen Lichte (dasselbe war nicht von einer schützenden Glashülle umgeben) allzu nahe standen, hatten im Gegenteil stark gelitten und erholten sich erst, als man sie in etwas größere Entfernung von der Lichtquelle brachte. Im folgenden Jahre wiederholte Siemens diese Versuche mit einer noch weit stärkeren elektrischen Lichtquelle und konnte hier noch deutlicher den verderblichen Einfluß derselben auf die in unmittelbarer Nähe befindlichen Pflanzen, welche direkt von den intensiven Strahlen getroffen wurden, konstatieren; wurde aber das elektrische Licht in eine Glaskugel eingeschlossen, so blieb nur die wohlthätige Wirkung. Siemens war deshalb geneigt, den beobachteten schädlichen Einfluß den violetten und ultravioletten Strahlen zuzuschreiben, welche das elektrische Licht in reichem Maße enthält, welche aber beim Durchgange desselben durch Glas zum größten Teile absorbiert werden. Weitere Versuche, bei welchen die elektrische Bogenlampe von 1400 Kerzen Stärke sich (ohne Glaskugel) etwa drei Meter oberhalb der Pflanzen befand, die teils unmittelbar den Strahlen ausgesetzt, teils durch eine Glasplatte geschützt wurden, bestätigten dieses Ergebnis und führten Siemens zu dem Schlusse, daß es für die Gartenkultur von Vorteil sei, das Tageslicht durch die Thätigkeit des elektrischen Lichtes bei Nacht unter geeigneten Vorsichtsmaßregeln zu ergänzen.

Selbstverständlich erregten diese Versuche allenthalben bedeutende Aufmerksamkeit. In Frankreich wiederholte sie Déherain, welcher ungefähr zu demselben Ergebnis gelangte, aber gleichwohl noch weitere Beobachtungen für notwendig erklärte, um genauer die Bedingungen festzustellen, unter welchen das elektrische Licht wirklich segensreich wirke. Es war darum freudig zu begrüßen, daß in den Jahren 1889—91 die amerikanische Cornell University diese Untersuchungen in großem Maßstabe wieder aufnahm. Über die dort erhaltenen Resultate liegt jetzt ein ausführlicher Bericht vor, welchem wir folgendes entnehmen. Für die Versuche wurde ein besonderes Treibhaus verwendet und mit allen Einrichtungen für Heizung und Ventilation versehen; dasselbe bestand aus

zwei Abteilungen, in deren einer die Pflanzen ganz auf die bisher übliche Weise kultiviert wurden; das heißt, sie empfingen am Tage Sonnenlicht, nachts blieben sie im Dunkeln. In der andern Abteilung dagegen befand sich eine elektrische Lampe von 2000 Kerzen Leuchtkraft. Die ersten Versuche fanden 1889—90 statt und erstreckten sich auf Endivien, Spinat u. s. w., überhaupt auf solche Pflanzen, welche vorzugsweise der Blätter halber angebaut werden. Abgesehen von dem auch hier vorhandenen schädlichen Einfluß einer allzu großen Nähe zur Lichtquelle zeigte sich, daß allerdings die Pflanzen, welche die ganze Nacht hindurch elektrisches Licht empfingen, in gewisser Beziehung sich rascher entwickelten als diejenigen, welche mit dem Tageslicht vorlieb nehmen mußten; sie kamen rascher zur Blüte und Samenbildung — aber nur auf Kosten der Blätter, also des Handelswertes dieser Pflanzen; die auf gewöhnliche Weise kultivierten Exemplare lieferten beinahe den doppelten Ertrag. In einer zweiten Versuchsreihe wurde nun wie gewöhnlich eine Anzahl von Pflanzen nur dem Tageslichte ausgesetzt, während eine andere Anzahl tagsüber im Dunkeln gehalten wurde und dafür nachts die Strahlen einer elektrischen Lampe (ohne Glasglocke) empfing. Hier trat der Gegensatz ganz besonders stark hervor: während die ersteren Pflanzen normal gediehen, gingen die letzteren bereits nach kurzer Zeit vollständig zu Grunde. Eine Milchglaskugel um das elektrische Licht konnte zwar auch hier, wie stets, die schädlichen Einflüsse bedeutend herabmindern, indes blieb nur die raschere Blüte und Samenbildung auf Kosten der Blätter.

Im Winter 1890—91 fand abermals eine Reihe von Versuchen statt. Die elektrische Lampe wurde diesmal von einer öffentlichen Beleuchtungsanlage gespeist und funktionierte infolgedessen immer nur während eines Teiles der Nacht und bei Mondschein überhaupt nicht. Die Beobachtungen betrafen wieder verschiedene Salatpflanzen, ferner Erbsen, Radieschen, sodann Tulpen, Petunien und andre Blumensorten. Bei den Radieschen waren es hauptsächlich die wertlosen Blätter, welche von dem elektrischen Lichte Nutzen zogen, während die Wurzeln unbeeinflußt blieben; die Erbsen lieferten in dem lediglich dem Tageslichte ausgesetzten Teile des Treibhauses sogar bessere Ergebnisse als unter der kombinierten Einwirkung von Tageslicht und elektrischem Licht. Den Salatpflanzen dagegen erwies das elektrische Licht diesmal sich vorteilhaft. Das Verhalten der Blumen war ebenfalls sehr ungleichartig; Tulpen bekamen im elektrischen Lichte anfangs lebhaftere Farben, die aber nach vier bis fünf Tagen wieder erblaßten und auf die gewöhnliche Nüance zurückgingen; andre Blumensorten blühten etwas rascher, unterschieden sich aber weiter nicht von den nur im Tageslichte wachsenden, und einer dritten Reihe endlich erwies sich das elektrische Licht, zumal aus größerer Nähe, geradezu als schädlich. Dieser letztere Effekt erstreckte sich im allgemeinen nur bis auf 2 bis 2 ½ Meter Entfernung von der Lampe, während in größerer Entfernung der wohlthätige Einfluß überwog.

Man sieht, daß die Ergebnisse einander noch zum großen Teile widersprechen; von sicheren Schlüssen kann noch keine Rede sein, weil das elektrische Licht auf verschiedene Gewächssorten zu ungleichartig einwirkt. Professor Bailey,

der Leiter der Cornell-University-Experimente, faßt deshalb seine Meinung dahin zusammen, daß das elektrische Licht in den Pflanzen die Assimilation befördere und oft das Wachstum wie die Reife beschleunige; dasselbe vermöge die natürlichen Farben und Geschmacksubstanzen in den Blumen und Früchten hervorzubringen und steigere mitunter auch die Färbung der Blüten. Auf alle Fälle bestätigen ihm die Versuche die Richtigkeit der Ansicht, daß die regelmäßig wiederkehrenden Perioden der Dunkelheit und Ruhe für die Pflanzen nicht erforderlich seien. Nun gelte es allerdings noch festzustellen, in welchen Zeitpunkten des Pflanzenwachstums das elektrische Licht von Vorteil und wann dasselbe wirkungslos oder schädlich sei; allein Professor Bailey ist überzeugt, daß das in kurzer Frist gelingen und damit der Siemens'schen Elektrokultur eine glänzende Zukunft sich eröffnen werde.

Eine andre Art der „Elektrokultur" — welche jedenfalls mit dem meisten Rechte auf diesen Namen Anspruch machen kann — erstrebt eine direkte Einwirkung der Elektrizität auf das Pflanzenwachstum. Daß die atmosphärische Elektricität bei der Entwickelung der Pflanzen beteiligt sei, ist eine Überzeugung, beinahe so alt wie die Erkenntnis der Natur von Blitz und Donner überhaupt. Bereits im Jahre 1783 veröffentlichte der Abbé Bertholon ein Werk über die „Elektricität der Pflanzen", worin er die Frage aufwirft, „ob nicht die in der Luft verteilte Elektricität für das Leben der Pflanzen ebenso unentbehrlich sei wie die Luft selbst?" In der That fehlte es nicht an Versuchen, um die Beteiligung der atmosphärischen Elektricität am Pflanzenwachstum direkt festzustellen oder sie durch künstliche Elektricitätszufuhr zu verstärken, während andre Versuche dahin strebten, die atmosphärische Elektricität von den Pflanzen fernzuhalten und hieraus schädliche Folgen für die letzteren zu erkennen. Bertholon z. B. ließ einen Wagen, dessen Kasten von den Rädern isoliert war und durch einen Leitungsdraht mit einer Elektrisiermaschine in Verbindung stand, über ein Feld fahren und ließ die Pflanzen auf dem letzteren von dem Wagen aus begießen. Durch Vermittlung des Wassers dachte er den Pflanzen die Elektricität des Wagens zuzuführen und in der That glaubte er zu beobachten, daß dadurch das Wachstum der Pflanzen beschleunigt werde. Im entgegengesetzten Sinne experimentierte um dieselbe Zeit ein Italiener Gardini; über einem Felde spannte er ein Netz von Leitungsdrähten aus und fand, daß die Pflanzen unter demselben rasch zu Grunde gingen: er schrieb dieses Resultat dem Umstande zu, daß durch die Drähte die atmosphärische Elektricität verhindert werde, bis zu den Pflanzen vorzudringen. Der Einfluß der Elektricität während des Wachstums der Pflanzen schien also bereits damals in doppelter Hinsicht festgestellt; ja nach Bertholon sollte sich derselbe bereits während der Keimung geltend machen. Genauere Experimente und systematische Beobachtungen haben je doch erst in den letzten Jahren stattgefunden. 1878 wiederholte Grandeau in der Forstschule zu Nancy die Versuche von Gardini; um aber zu besser kontrolierbaren Resultaten zu gelangen, wählte er eine Reihe Pflanzen von möglichst gleicher Stärke aus, die unter identischen Bedingungen in Töpfe gepflanzt wurden; ein Teil derselben

wurde jedoch mit einem zur Erde abgeleiteten Metallnetz umgeben und somit der Einwirkung der atmosphärischen Elektricität entzogen, während die übrigen Pflanzen ohne eine solche Hülle blieben; es fand sich, daß die letzteren stets bedeutend bessere Erträgnisse lieferten als die ersteren. Grandeau schreibt daher den hindernden Einfluß, welchen hohe Bäume auf das Wachstum kleiner Pflanzen in ihrer Umgebung auszuüben pflegen, eben so sehr wie dem Mangel an Licht auch der Bindung der atmosphärischen Elektricität durch die ersteren zu. Beinahe gleichzeitig mit Grandeau suchte Celi in direkter Weise die wohlthätige Rolle der atmosphärischen Elektricität nachzuweisen. Er brachte zwei Töpfe mit gleichen Pflanzen unter Glasglocken, unter welchen für Zufuhr frischer Luft gesorgt war; in die eine Glocke führte außerdem ein isolierter Draht, welcher über der Pflanze in Spitzen endigte und andrerseits mit einem 2 m höher angebrachten isolierten Metallgefäße in Verbindung stand, aus welchem beständig Wasser in dünnem Strahle ausfloß. Es ist bekannt, daß diese einfache Vorrichtung die (meist positive) Luftelektricität gewissermaßen aufsammelt; im vorliegenden Falle strömte dieselbe dann durch die Spitzen gegen die Pflanzen in der einen Glasglocke aus. Auch hier war der Einfluß der Elektricität kaum zweifelhaft; nach einer gewissen Zeit z. B. waren die Pflanzen in der elektrisierten Glasglocke bereits 17 cm, die in der andern erst 8 cm hoch.

In andrer Weise wurde in dem bekannten Versuchsgarten zu Kew in England experimentiert. Dort wurden große Platten von Zink und Kupfer in die Erde versenkt und außerhalb durch einen Draht verbunden; dieselben bilden auf solche Weise eine Art von galvanischem Element, dessen Strom durch den Draht und das Erdreich zwischen den Platten geht. Letzteres wurde mit verschiedenen Pflanzen besetzt, und man fand, daß das Wachstum derselben durch die geschilderte Anlage außerordentlich gefördert werde.

Es darf freilich nicht unerwähnt bleiben, daß andre Forscher auch zu entgegengesetzten Ergebnissen gelangt sind und weder den galvanischen Strömen noch statischen Entladungen irgend welchen Einfluß auf die Vegetation zugestehen wollen. Es würde uns zu weit führen, alle in dem einen oder andern Sinne vorgenommenen Experimente hier auch nur zu erwähnen; es sei nur der großartigen Versuche gedacht, welche der schwedische Physiker Selim Lemström von 1885 bis 1888 zuerst im Laboratorium und auf den Feldern seiner Heimat sowie später in Frankreich ausgeführt hat. Stets wurden über den Pflanzen isolierte Drähte ausgespannt, die mit abwärts gerichteten Spitzen versehen waren und mit dem einen Pol einer starken Elektrisiermaschine in Verbindung standen, von deren anderm Pol ein Draht direkt zur Erde führte. Auf solche Weise entstand zwischen dem Boden, resp. den Pflanzen und den Metallspitzen ein Entladungsstrom, dem bald die eine, bald die andre Richtung gegeben werden konnte. Nur Tabak und einige Gemüsearten scheinen durch diese Behandlung Schaden zu leiden; der Ertrag der meisten Pflanzen, zumal der Getreidearten und Obstfrüchte, wird dagegen außerordentlich durch dieselbe gefördert. Hr. Lemström ist von diesem Einflusse so sehr überzeugt, daß er sogar das wunderbar rasche Wachs-

tum der Pflanzen während des kurzen nordischen Sommers teilweise auf Rechnung des starken Elektricitätsgehaltes der Luft in jenen Breiten setzen will. Ähnliche Erfolge wie Lemström erlangte in den letzten Jahren auch F. Paulin in Montbrisson, welcher die atmosphärische Elektricität in großem Maßstabe sammelte. Derselbe wies ferner nach, daß elektrische Entladungen auch die Keimung von feuchtem Samen befördern, ja zwanzig Jahre altem Samen, welcher die Keimfähigkeit bereits verloren hatte, dieselbe zurückzugeben vermögen. Sollten sich die Resultate der beiden letztgenannten Forscher noch weiter bestätigt finden, so dürfen wir also bald erwarten, der Elektricität in der Landwirtschaft oder wenigstens der Treibhauskultur ein neues Gebiet von Anwendungen eröffnet zu sehen.

Bologna. Bernhard Dessau.

Orientalia.

Über den bildlichen Ausdruck der persischen Erotik.

Gegenüber dem vorwiegend ernsthaften Charakter des Abendlandes wird bekanntlich die Phantasie als das hervorragendste Merkmal des Orients hervorgehoben. Das Morgenland ist Gefühl und Bild, das Abendland Gedanke; das Morgenland ein in magnetisches Hellsehen versunkener Prophet, das Abendland ein kundreicher, Himmel und Erde durchstreifender Cicerone (Tholuck, Blütensammlung aus der morgenländischen Mystik 38). Dies ist unsre europäische Ansicht; derselben Anschauung begegnen wir jedoch im Oriente selbst, der mit Vorliebe dem Akl (= Vernunft, Verstand), der selbst freilich nach dem Glauben des Orientes seinen Sitz im Herzen hat, die Herrschaft über das Westland zugesteht, während er den Osten als von Liebe (und Schönheit) beherrscht sich vorstellt, für deren Sitz die orientalischen Dichter das Haupt halten (vgl. z. B. Hâfiz, Rosenzweig I. 34 u. a.)

Nach der Sage des Orientes, wie sie z. B. der türkische Epiker Lâmii in seinem romantischen Epos Schönheit und Herz dargestellt hat (Handschrift der k. u. k. Hofbibliothek zu Wien S. 101 ff.) giebt es freilich eine sehr nahe Beziehung zwischen Akl und Yschk, Vernunft und Liebe. Denn Liebe, die dem Oriente ein männliches Wesen ist, ist nach dieser Darstellung Sohn des Rûhimuazzam (der Weltseele), des Herrschers über das (nach der orientalischen Kosmographie) bewohnte Viertel. Letzterer, heißt es, nahm sich einmal vor, die Wunder der sieben Zonen, des Festlandes wie des Meeres, mit eigenen Augen zu sehen. Unterwegs kam er auf eine reizende Insel, Namens Gezirei uschschâk. (Insel der Verliebten), die der Sitz von Sirr Bânu, Tochter des Gebieters des Meeres, war. Hier ließ er sich nieder und verliebte sich in der Folge in die Sirr Bânu, die ihm auch später einen Sohn gebar, nämlich Akl. Erst großjährig geworden, begab sich Akl zu Schiffe nach dem Westlande und eroberte und bekehrte dasselbe zum Islâm. Seit dieser Zeit datiert Akl's Herrschaft über das Westland, der sonst ebenfalls Morgenländer und zwar Yschk's (der Liebe) Bruder ist. Dagegen haben aber die orientalischen Erotiker den Akl ziemlich

einmütig aus ihrer Sphäre verbannt, indem sie, wie z. B. Hâfiz a. a. O. I. 64,4, den Verstand in der Liebe geradezu für Schuld erklärten. So bleibt denn auch dem Oriente eigentlich nichts weiter als Liebe, ein freilich unerschöpfliches Thema für seine Poesie. Denn als Sohn der Weltseele beherrscht die Liebe die ganze Welt, d. h. (nach der Ansicht des Orientes wörtlich zu nehmen) alles Existierende im Himmel und auf der Erde, Tiere, Vegetabilien und Minerale. Die Liebe ist es allein, die ewiges Leben giebt, wie Hâfiz sagt: „Nie stirbt jener, dessen Herz durch Liebe lebend geworden." Und der orientalische Dichter, der selbst die Liebe erfahren, ist erstaunt darüber, wie tot derjenige ist, der nicht liebt. Die Liebe ist das angeborene erste Gefühl, welches nach Hâfiz dem Menschen vom Schicksal auf den Kopf geschrieben ist und folglich nicht gestrichen werden kann. „An der Thür der Weinschenke der Liebe wird der Thon des Menschen geknetet" sagt Hâfiz an einem, und „der Erzählung von der Liebe sind die sieben Kuppeln der Himmel voll von Wiederhall", an anderm Orte. Was Wunder, daß unter solchen Umständen nach Attâr's Worten:

Wer's unternimmt, der Welten Glanz zu singen,
Der muß fürwahr auch in die Liebe dringen.

Eine spätere arabische Definition der Poesie besagt, daß der Dichter lobt, liebt, zürnt, trauert und beschreibt, die Schönheit der Natur wie der Frauen, alles auf Grund direkter Anschauung, wie das arabische Wort für Poesie schir seiner Etymologie nach dieselbe als Wahrnehmung bezeichnet. Hier macht also die erotische Poesie bloß einen, wenn auch nicht geringen Teil der Poesie aus. Eine weit größere Rolle spielt die erotische Poesie in der persischen Litteratur, zu deren schönsten Blüten sie mitgehört und wo nach Hammer's Worten „die rote Rose des erotischen Liedes und die weiße Rose der mystischen Ode (also abermals Liebe, jedoch überirdisch)) sich zum schönsten Blumendiadem um das Haupt persischer Dichtkunst flechten" (Geschichte der schönen Redekünste Persiens VI). Es läßt sich wohl schwerlich ein persischer Dichter finden, der nicht die Liebe besungen hätte, die sinnliche oder aber die übersinnliche, einzig wahre Liebe zu Gott, von welcher die irdische Liebe bloß ein Strahl ist. Die Dichtung eines solchen Erotikers ist nach Hâfiz's Worten (I. 26) gleichsam der Kommentar des Verses seiner (des Geliebten) Anmut: „Dein schönes Gesicht erklärte mir einen (Korân) Vers von der Anmut — aus diesem Grunde ist in unserm Kommentar nichts als Anmut und Schönheit zu finden."

Bei der allgemeinen Beliebtheit des Themas von der Liebe ist es leicht begreiflich, wenn die erotische Poesie mit der Zeit so zu sagen feste Formen annahm und namentlich in ihren von den Meistern der Wohlredenheit erfundenen Bildern durch Wiederholung und Nachahmung gleichsam typisch wurde. Diese kühnen und überraschenden, jedoch, wenigstens bei den Hauptvertretern der Erotik, nie ausartenden bildlichen Ausdrücke verleihen der persischen Erotik ihren eigentümlichen Reiz, tragen jedoch infolge eben dieser ihrer Eigentümlichkeit auch gleichzeitig dazu bei, das Verständnis der persischen Erotik bei unsern europäischen Lesern zu erschweren.

Eine übersichtliche Darstellung der geläufigsten bildlichen Ausdrücke der persischen Erotik zu liefern, insoweit der uns bemessene, beschränkte Raum es zuläßt, ist der Gegenstand der folgenden Zeilen. Zur Grundlage wählen wir Hâfiz, diesen anerkannt ersten Vertreter der erotischen Dichtkunst bei den Persern.

„Der Begriff der Liebe," sagt Dr. Polak, Persien I. 206, „wie er bei uns im Occidente aufgefaßt wird, existiert kaum bei den Orientalen; die Liebe, welche die persischen Dichter in ihren Poesien besingen, hat entweder einen symbolischen oder einen höchst profanen Sinn." Dieser Auffassung der Liebe entspricht es, wenn wir in der persischen Erotik die geistige Seite fast ganz vernachlässigt finden. Höchstens finden wir hier und da eine Anspielung auf die sales des Liebchens, die mit den lepores vereinigt auftreten. Sonst gilt alles nur der physischen Schönheit des Geliebten.

Dem Semiten gegenüber, der, wie die Etymologie eines Teiles seiner Ausdrücke für Schönheit beweist, den Begriff der Schönheit in die Dicke verlegt, findet der Perser das Schlanke und Dünne schön. „Die persische Frau", sagt der vorerwähnte Polak a. a. O. I. 221 ist von mittlerer Statur, weder mager noch fett. Sie hat große, offene, mandelförmig geschlitzte, von Wollust trunkene Augen und feingewölbte, über der Nase zusammengewachsene Brauen; ein rundes Gesicht wird hoch gepriesen und von den Dichtern als Mondgesicht besungen. Ihre Extremitäten sind besonders schön geformt; Brust und Hüften sind breit, die Hautfarbe etwas brünett (eine weiße Haut, sehr geschätzt und beneidet, findet sich selten); die Haare sind dunkel kastanienbraun, der Haarboden sehr üppig. Man trachtet durch künstliche Mittel die Körperschönheit zu erhöhen; das Gesicht wird rot und weiß geschminkt, Haare und Augenbrauen werden schwarz, die Handteller, Nägel und Fußsohlen orangegelb gefärbt. Außerdem tätowieren sich manche an verschiedenen Stellen des Körpers, am Kinn, Kehlkopf, zwischen den Brüsten und am Bauche; früher war diese Operation allgemeine Sitte, jetzt hat sie sich nur noch hier und da in den Mittelklassen erhalten, in den höheren aber ganz aufgehört. In Haltung und Bewegung ist die Perserin graziös, ihr Gang ist leicht, frei und flüchtig."

Diese auf eigener, vieljähriger Anschauung beruhende Schilderung des kundigen Reisenden deckt sich in den wesentlichen Punkten mit dem, was die die Schönheit ihrer Geliebten besingenden Dichter in ihren Dichtungen vorgebracht haben.

Den Wuchs anlangend finden wir die Schönen im allgemeinen als „von geradem Wuchse" (sehi-keddân) bezeichnet, im Persischen ein Adjectivum compositum, das zunächst als Attribut für den Geliebten, dann geradezu als Substantivum im Sinne von „Liebchen" gebraucht wird. Schöner Wuchs gehört mit zu den Hauptzeichen der Schönheit, und so finden wir auf Schritt und Tritt die Schöne bildlich durch Gegenstände bezeichnet, die durch ihren schlanken, aufrechten Wuchs besonders ausgezeichnet sind, so Cypresse, Pinie, Ceder, Buchsbaum, (der freilich im Oriente kein so niedriges und verkrüppeltes Gesträuch ist, wie wir den

Buchs kennen), Rose; ja sogar mit den muslimischen Himmelsbäumen Sidra und Tûba untersteht sich der persische Dichter sein schön gewachsenes Liebchen zu vergleichen, ja über dieselben zu stellen. Namentlich ist es die Cypresse, dieses Sinnbild der Freiheit nach der Ansicht des Persers, mit deren Namen der orientalische Dichter sein Liebchen benennt, nicht bloß mit Rücksicht auf die hoch aufschießende Gestalt, wegen welcher der Dichter die Cypresse förmlich der Selbstsucht beschuldigt, da es den Anschein hat, als wolle sie bloß zum Himmel emporstrebend jede Berührung mit dem Irdischen verschmähen, sondern auch mit Hinblick auf das zierliche Schwanken einer vom Winde bewegten Cypresse, welches der persische Dichter besonders schön findet und dem Gange seines zierlich sich bewegenden Liebchens vergleicht. „Unsere Cypresse" ist der Ausdruck, dessen der Dichter für sein Liebchen sich bedient, wiewohl er öfters auch noch von einer rosenwüchsigen Cypresse spricht (servi gul-endâm). Mehr prosaisch, für uns wenigstens, klingt der Vergleich des schlanken Wuchses mit der schlanken und geraden Form des ersten Buchstaben des arabischen Alphabets (elif), dessen sich der Dichter hauptsächlich dann bedient, wenn er dem schlanken Wuchse des Geliebten gegenüber seine vor Liebesgram gebeugte, gleichsam zum Buchstaben nûn, der der unteren Hälfte einer Null ähnlich ist, gewordene Gestalt stellt. Mit der einer Cypresse gleichkommenden Gestalt verbindet der Dichter gleichzeitig Dünne und Zartheit. Sein Liebchen ist so zart gebaut, daß man vor Zartheit sein Herz sehen kann, gleich wie man im klaren Wasser Kieselsteine sieht. Dazu trägt namentlich die glänzend weiße Körperfarbe bei, welche, je seltener sie im Oriente zu finden ist, um so mehr geschätzt und als Vorzug hervorgehoben wird. Der persische Dichter spricht hier wiederum von Cypressen, welche silberweiß sind (servi-sîm-endâm auch sim simâ), von Körper (sîm-ten)[1]), Busen (sîmber), oder auch von Gesicht. Letzteres abermals hauptsächlich dort, wo er seine aus Gram goldgelben Wangen dem silbernen Antlitze der Geliebten gegenüber hervorheben will. Denn nach der Ansicht der Orientalen erhalten die Edelsteine ihre Farbe unter anderm und besonders durch die in die Tiefen der Erde eindringenden Sonnenstrahlen, und Sonne und Liebe heißen beide dem Perser mihr. Wie sollte also der mihr (die Liebe) durch ihre Einwirkung nicht denselben Einfluß auf die Gesichtsfarbe des Dichters ausüben, wie der andre mihr (die Sonne) ihn auf die Metalle ausübt, d. h. sein weißes Antlitz gelb, dessen Silber zu Golde machen? Wird ja der Dichter in den Stand gesetzt, um dieses Gold Wein zu kaufen, d. h. seinen Kummer im Weine zu vergessen, wie es nach seiner Ansicht auch die Rose thut, indem sie ihr Gold, d. h. die gelben Staubfäden in ihrem Innern für den roten Wein ihrer Blätter giebt.

Hauptsächlich ist aber die Mitte des Geliebten, seine Taille zart, so zart, fein und dünn, daß sie gleichsam nichts ist. Und der Dichter, der die Schönen wegen ihrer haardünnen Taille ganz gewöhnlich mûj-mijân nennt, d. h. deren Taille so dünn wie ein Haar ist, fragt sein Liebchen, wie sie so ihre Mitte mit

[1]) Anderswo spricht er von ten cu fil = Körper wie Elfenbein.



einem Haar umgebunden? Und anderswo erzählt er, daß er seine Hand um die Mitte des Liebchens gelegt in der Erwartung, es müsse etwas in der Mitte geben, was der Gürtel binden könne, hätte aber nichts gefunden. Wenn der Vergleich mit Cypresse und ähnlichem hauptsächlich dem hohen, geraden Wuchse gilt, so gilt der Vergleich des Liebchens mit der zarten Gazelle (ghazâli-ra'nâ), um derentwillen der Dichter durch Berge und Wüsten herumschweift, nach dem türkischen Kommentator Sûdi dem lieblichen Blicke sowie freundlicher Zuwendung.

Außer der Gestalt giebt es noch fünf andre Hauptzeichen der Schönheit, nämlich Gesicht und Wange, Haare, Flaum und Mal, welche nach der Ansicht der persischen Dichter das Heer der Schönheit bilden, welches dem menschlichen Herzen nachstellt und dasselbe schließlich mitsamt dem Verstande schlägt.

Das Gesicht seines Liebchens kann sich der Dichter nicht anders vorstellen als rund, und sein geläufigster Vergleich ist der mit dem Vollmonde. Sein Liebchen ist ihm der Mond, der nicht seines gleichen hat in Bezug auf Schönheit, da der himmlische Mond sein Licht eben von dem Vollmonde des Antlitzes des Geliebten bezieht, während die Rose ihr Licht vom Monde hat und nur deswegen so rot ist, weil sie vor Scham errötet, sich mit der Schönheit des Geliebten nicht messen zu können. Selbst die Sonne steht diesem Monde der Wangen an Glanz zurück, und beide, Sonne und Mond, fallen, erstere bei Tag, letzterer bei Nacht, vor Ehrfurcht nieder in den Staub vor der Majestät des Geliebten. Bekanntlich ist dem Oriente der ägyptische Joseph, dieser Mond von Kanaan, das Ideal männlicher Schönheit. Was Wunder, wenn der persische Dichter, der in seinem Liebchen das Ideal der Schönheit erblickt, dasselbe geradezu den Mond von Kanaan nennt, den er auffordert, aus dem Gefängnisse der Verborgenheit hervorzutreten und die Herrschaft über Ägypten seines Herzens zu übernehmen.

Das Antlitz selbst ist weiß (in Wirklichkeit bräunlich) und wird wegen seiner Farbe dem Jasmin verglichen und bildlich geradezu selbst Jasmin genannt. Wiederholt spricht der persische Dichter vom Liebchen, dessen Jasmin des Gesichtes im Schatten der Hyacinthen, der Haare, gedeiht. Im Bereiche des Antlitzes befinden sich die blühenden Wangen, die der persische Dichter wegen ihrer rötlichen Farbe mit der Rose vergleicht, indem er vom Rosengarten der Wangen spricht. „Ein geschmückter Rosengarten ist des Geliebten Gesicht“, heißt es ausdrücklich bei Hâfiz. Die Glut der Wangen vergleicht der Dichter ebenfalls dem Monde: „Was für ein Aufruhr, o Seele! unter den Verliebten? Du zeigtest eine Wange gleich dem Monde glühend und eine Gestalt gleich der herzraubenden Cypresse,“ ruft Hâfiz. Aber sie kann sich noch bedeutend steigern, namentlich infolge Erregung, wo das Liebchen nach des Dichters Worten geradezu das Herz der Welt entzündet, wenn es seine Wange in Brand bringt.

Es wurde schon gesagt, daß nach Ansicht persischer Dichter die Rose ihre rote Farbe den Wangen der Geliebten verdankt, und selbst da ist ihre Röte nichts weiter als Röte der Scham, verursacht durch das Bewußtsein eigener Unzulänglichkeit. Aber auch der rote Wein, der überall zu verstehen ist, wo immer vom Wein die Rede ist, und dessen Attribut rubinenhaft (lal-fâm) lautet, ist dem orientali-

schen Dichter nichts weiter als bloßer Widerschein der rosigen Wangen seines Freundes. Und der Dichter, der sich des Ostwindes als Liebesboten bedient, ersucht das Liebchen, ihm von seiner Wange ein Rosensträußchen zu schicken, damit er den Geruch des Gartens wahrnehme, den seine Füße treten. Ja selbst, wenn der Dichter um sein Liebchen trauert, sind seine Thränen rosenfarbig wie die Wange seines Bildes (nigâr, eigentlich Gemälde, Götzenbild, dann bildschönes Mädchen und Schönheit überhaupt), weil er an die rosigen Wangen denkt. Nach der Ansicht der persischen Dichter ist das von Natur aus schöne Gesicht das schönste und bedarf künstlicher Schönheitsmittel nicht. Nichtsdestoweniger war es seit jeher und ist zum Teil noch im heutigen Persien die Sitte der Schönen, sich das Gesicht mit allerhand Figuren als Sterne, Blumen, Mond u. a. zu bemalen. Namentlich wird das Schönheitsmal (Schönheitspflästerchen) châl für besonders schön gehalten und von den persischen Dichtern auf Schritt und Tritt gepriesen, indem nach dem erwähnten Sûdi jeder, der das Mal gesehen und danach lüstern wird, von seiner Seelenruhe Abschied nimmt. „Jene mit dem Moschusmale (ân muskînchâl)" ist geradezu einer der Ausdrücke für eine Schöne. Dieses dunkle Mal vergleicht der persische Dichter wegen seiner glänzend schwarzen Farbe sowie seiner Form einem Tintentropfen, unmöglich zu machen, außer, wenn man vom Männchen des Auges (dem Augenstern) Tinte verlangt, wie ja gelegentlich das Mal auch als Widerschein des Augensternes des Liebhabers im Spiegel der Schönheit des Liebchens dargestellt wird. Andrerseits führt den Dichter die nahe Berührung des Males mit der glühenden, roten Wange auf den Gedanken, in dem dunkelbraunen, förmlich verbrannt aussehenden Male ein Korn zu erblicken, verbrannt auf dem Feuer der glühenden Wange anstatt der Raute, deren Körner bekanntlich der abergläubische Perser ins Feuer wirft nd mit deren Rauche er diejenigen Gegenstände durchräuchert, die er vor dem bösem Blicke bewahrt wissen will. Aber auch als ein Lockkorn erscheint dem Dichter das Mal angesichts des in die Augen fallenden und auf die Wangen verirrten Haares, in welchem der Dichter ein Netz zu sehen glaubt. „Dein frisches Mal ist ein hübsches Korn des Wohllebens; doch am Rande seiner Wiese (die Wange) ach! was hast du für ein Netz (das Haar)," ruft Hâfiz. Personifiziert erscheint dem Dichter das Mal auf der Wange als Hüter im Rosengarten der Wangen, der Sitte des Orients entsprechend, schwarze Sklaven mit der Bewachung von Hab und Gut zu betrauen. In diesem Sinne spricht der orientalische Dichter von einem Neger, oder einem Inder, d. h. einem Schönheitsmale, schwarz oder braun wie die Hauptfarbe der Neger, bzw. der Inder.

Noch einen andern Neger oder Inder kennt die persische Erotik, nämlich das Haar. Die schwarzen, oder vielmehr dunkelbraunen Locken werden bekanntlich im Oriente für die schönsten und den Liebenden gefährlichsten gehalten und so auch von den Dichtern am meisten besungen. Inder der Locken, Mohr, aber auch allgemeiner, Nachtgänger und andre ähnliche Ausdrücke[1]) beziehen sich sämtlich

[1]) Dunkelheit, Unglück, Unglaube, Abenddunkel als Gegensätze, zu Licht, Glück, Glauben und dem Frühglanze, Hyazinthe als Gegensatz zu Jasmin, erstere für das dunkle Haar, letzterer für das helle Gesicht.

auf die dunkle Farbe der Locken. Auch bei dem ständigen Epitheton der Locken als muskbâr d. h. moschusregnend ist nach der Ansicht der orientalischen Kommentatoren das tertium comparationis eben die Schwärze. Die Locken sind meistens gekraust, was den Dichter veranlaßt, von einem krummen Schwarzen zu sprechen, der nicht gehorcht. Sie sind lang, und so spricht auch der Dichter von der langen Hand (als Zeichen von großer Macht, aber auch Ungerechtigkeit und Bedrückung) des Schwarzen: „Bis wann wird ein Neger eine so lange Hand haben d. h. so viel Ungerechtigkeit üben? Denn wie das Haar, welches sich der Dichter als den ganzen Körper überdeckend denkt, im guten Sinne als hemrâh d. h. steter Begleiter des Geliebten, hemzânû d. h. Kniegenosse (weil er bis an die Knie reicht) im Sinne von Vertrauter auftritt und als solcher glücklich geschätzt wird, so wird es auf der andern Seite zum Nachtgänger, Landstreicher und Jäger, der im Garten des Wuchses, der Statur seine Netze legt. In dieser Hinsicht glaubt der persische Dichter z. B., daß die Veilchen ihre blaue Farbe (bei den Persern Farbe der Trauer) nur deswegen tragen, weil das an ihrem Beete vorübergehende Liebchen sie mit seinem Haare überdeckt und gleichsam tyrannisch unterdrückt. Am meisten haben freilich die Herzen der Liebenden unter dieser Tyrannei der Locken zu leiden, denn in ihrem Netze werden hauptsächlich sie gefangen. Denn nach den orientalischen Kommentatoren ist der Aufenthaltsort der Herzen der Liebenden eben in den Locken, und ein schönes Mädchen hat in den Krümmungen ihres Haares ganze Sammlungen von Herzen. Ein Herz durch Schelmerei zu fangen, dazu hat die Schöne eben ein Netz von Veilchen (Haar) auf der Rose (der Wangen.) Was Wunder also, daß die Taube des Herzens (sonst vergleichen persische Dichter das Herz wegen seiner länglichen Form mit dem Apfel oder aber mit dem Zapfen der Fichte) auf der Brust zittert, wenn sie auf ihrem Wege die Windungen und Krümmungen des Netzes (Haares) gesehen, wiewohl auf der andern Seite das schöne Korn des Moschusmales so verlockend ist. Der Weg dahin selbst ist lang; bis nach China (persisch tschîn=Falte, aber auch China) des Haares muß das Herz wandern, aber daselbst angekommen, sehnen sich die Herzen nicht zurück, denn, wenn es auch immer eine Haft ist, so ist sie doch schön, und nach Hâfiz würden die Verständigen zu Narren, wenn sie wüßten, wie selig sich die Herzen in den Banden der Locken des Geliebten fühlen. Aber nicht bloß als Netz, auch, ja noch mehr, als Schlinge dient dem Jäger die Locke, und er selbst ist als Schlingenwerfer weit berühmt. Seine Schlingen (die Krausen der Locken) weiß er so gut zu handhaben, daß ihm niemand entkommt, und es giebt daselbst „viele abgeschnittene Köpfe, die nichts verschuldet“. Im Notfalle wird der Jäger auch zum Fischer. In diesem Falle wird das Haar zum Hamen und seine gekrümmten Enden zu Angelhaken [1]). „Ein jeder Bruch deiner Locken hat fünfzig

[1]) Diese gekrümmten Enden der Locken werden auch den gekrümmten Häkchen an den Spitzen der Schlägel verglichen, die der Perser bei seinem Ballspiel verwendet. Bei diesem Vergleiche sind dann die duftenden Locken die Ambraschlägel, die der Geliebte auf seinem Mondgesichte (der dem Balle entspricht) trägt. Anderswo werden diese Enden mit Skorpionen verglichen, aus denen der Mond (des Gesichtes) heraustritt.

Angelhaken; wie soll dieses gebrochene Herz jenen Brüchen (= Aufschlägen) widerstehen?" ruft Hâfiz, und an einem andern Orte: „Ins Meer (der Thränen um den Geliebten) bin ich gefallen wie ein Fisch, damit der Freund (= der Geliebte) mich mit dem Hamen fange". Für Spitzbuben[1]), deren Weg es ist, unter die Kette zu kommen, bieten die Locken schließlich auch Moschusketten, ebenfalls wegen ihrer Krausen. Namentlich wird auch der Verstand, vom Dufte der Ringe der Locken närrisch geworden, mit dieser Kette gefesselt. Als Gefängnis dient dann das Grübchen am Kinn[2]), welches die orientalischen Dichter mit einem Brunnen vergleichen, dessen oberer Rand entweder von reinem Silber ist, oder mit Ambra (dem süßduftenden Kinnflaum) eingefaßt. Deswegen mahnt der Dichter das Herz: „Sieh' nicht auf den Apfel des Kinnes, denn unterwegs giebt es eine Grube. Wohin gehst du mit solcher Eile, wohin?" Die Haft selbst ist wohl nicht unangenehm, doch rät bei Hâfiz das Liebchen dem Geliebten, der sich flehend an seine Hyazinthen (= Haare) gehangen, die Locken loszulassen und die Lippe zu fassen: denn man solle sich an lustiges, nicht an langes Leben halten. Das Symbol des letzteren sind eben die langen Haare, das erstere muß man von der Lippe erwarten. Die Lippen in ihrem Verhältnisse zu dem kleinen, runden Munde sind dem persischen Dichter die Ufer, welche die Quelle des Mundes einschließen. Wie diese mit grünendem Grase sind auch sie mit einem, sei es natürlichen oder künstlich aufgetragenen, schmalen dunklen Streifen des Bartes (chatt) bedeckt, der als Zierde der Lippen angesehen wird und daher nie unerwähnt bleibt. Die persischen Dichter sprechen vom Staube des Flaumes, der den Rand des Keuser (Paradiesesquelle, hier der Mund gemeint) eingenommen, oder personifiziert von den in Grün Gekleideten (sebzpúschán) des Flaumes am Rande (an der Lippe) herum, die den Ameisen rinsgums Selsebil (ebenfalls Paradiesesquelle, hier abermals der Mund gemeint), gleich sind. Denn die dunkelbraune Farbe des Flaumes nennt der Orientale grün (nach Muhammed die schönste der Farben). Die Lippe mit dem keimenden Flaum erscheint dem Dichter der grünenden Wiese gleich. Am Rande der Wiese ist es aber dem orientalischen Dichter angenehm den Wein zu trinken; daher der Mahnruf: „Es grünt deine Lippe, halte den Becher nicht fern von ihr". Für die Liebenden ist freilich die Lippe selbst der beste Wein, und der Dichter, der von demselben gekostet, wünscht: „unser täglicher Lebensunterhalt möge sein euer zuckerstreuender Rubin". Auf die Frage des Liebenden: „Was ist deine Lippe?" antwortet bei Hâfiz das Liebchen: „Meine Lippe ist das Wasser des Lebens". Und der Dichter selbst gesteht: „Ich fürchte nicht den Tod, nachdem ich Lebenswasser aus der Quelle deines saftigen Trunkes getrunken." Denn, wie es anderswo heißt: „deiner Lippe, die dem Wasser des Lebens gleichkommt, wohnt die (belebende) Kraft des Geistes inne; unserem irdischen Leben kommt davon der Genuß des Weines". Ja die Lippe wird sogar als noch angenehmer geschildert als das Wasser des Lebens.

[1]) Z. B. solche, welche das Geheimnis des Liebchens verraten, oder sie selbst schauen wollen.

[2]) Das Kinn selbst vergleichen die persischen Dichter mit dem Apfel oder der Quitte.

Wenn bei dem Vergleich mit dem Wasser des Lebens der Geschmack, sowie die belebende Wirkung desselben in Betracht kommt, so handelt es sich beim Vergleiche mit dem Weine zunächst um die Farbe desselben. Wegen ihrer roten Farbe werden nämlich die Lippen Rubinen verglichen, und der Dichter schwört „bei dem Trunke dieser Rubine, o Wasser des Lebens". Anderswo spricht er vom Rubin der Lippe, der die Perlen Adens (= die Zähne) ernährt.

Im Glase der Welt, von dessen Lippe nach Hâfiz die Lippe nie zurückziehen soll, wer die Wünsche der Welt von der Lippe des Glases davontragen will, ist jedoch bitteres und süßes vermengt. Dieses (das Süße) ist nun von der Lippe des Liebchens (des Freundes), jenes (das Bittere) von der Lippe des Glases (= dem Weine) zu verlangen. Daher werden die Liebchen als schekker guftâr = süßsprechend, schekkerleb Zuckerlippen habend, schekker-furûsch Zuckerverkäufer, schirin-dehen = süßmündig u. a. bezeichnet und von zuckerkauenden Rubinlippen gesprochen, denen eben deswegen bittere Antwort wohl ansteht. — Wie die Lippen den Ufern, so wird der von ihnen eingeschlossene Mund der Quelle verglichen (besonders Lebensquelle), wegen seiner runden Form, wegen welcher er öfters auch einem Kreise oder Ringe verglichen wird — chàtemi lal = der Siegelring des Rubins —, wegen des Genusses, den er den Liebenden gewährt (Vergleich mit einer Zuckerdose, aber auch einem Salzfasse u. a.), aber auch wegen seiner Verborgenheit. Die orientalischen Dichter rühmen nämlich ihren Geliebten einen kleinen, gleichsam nicht zu findenden Mund nach und sprechen vom Zuckerkorn, von dem verlorenen Siegelring Salomo's, von der Lebensquelle, die sich nach der Sage des Orientes im Lande der Finsternis befindet, und vom Propheten Chizr, dem Ewiggrünenden (= der grüne, eigentlich dunkelbraune Flaum) der aus ihr ewige Jugend schöpft, bewacht wird.

Was schließlich die Augen anlangt, so werden im Orient schwarze Augen für besonders schön gehalten. Solche finden sich namentlich bei einigen Turkstämmen, welche wegen ihrer Schönheit im Oriente so gefeiert werden, daß der Name Türke bei den persischen Dichtern geradezu so viel heißt wie der Schöne, der Geliebte. Häufig ist auch der Vergleich schöner Augen mit Gazellenaugen, und der persische Dichter spricht nicht nur von Gazellenaugen (tscheschmi ghazâl), sondern auch von Gazellen des Blickes (âhuwâni nazar); ja selbst Liebchen werden geradezu Gazellen (âhu) genannt. Diese Augen sind eng geschlitzt, was die persischen Dichter veranlaßt, von der Engäugigkeit (dem Geize) kriegerischer Türken (der Geliebten) zu sprechen, die selbst einröckige (arme) Derwische angreifen. Sie sind glänzend und feurig, trunken (mest), wie der persische Ausdruck dafür lautet, und der persische Dichter, der selbst dem Trunke ergeben ist, rechtfertigt seine Trunkenheit durch die trunkenen Augen seiner Geliebten: die „Trunkenheit ist schön in den Augen unsres von Herzen zugethanen, verliebten Lieblings; deswegen haben sie der Trunkenheit auch meine Zügel übertragen". Denn wie es bei Hâfiz heißt, es ist besser nicht zu prahlen (wörtlich: nicht zu verkaufen) mit Enthaltsamkeit vor euren (= des Geliebten) Trunkenen (= Augen)." Sinnbild der Trunkenheit in der Pflanzenwelt ist für den Perser die Narcisse, da sie einem

Trunkenen gleich ihr Haupt zu Boden neigt; daher spricht auch der persische Dichter „von trunkenen Narcissen (= Augen), die ihm das Wissen und die Vortrefflichkeit zu rauben drohen, die sein Herz in vierzig Jahren gesammelt.“ Der Dichter spricht vom „Kreise (Zecherkreise) der Narcisse“ des Geliebten, in welchem es nicht vorteilhaft ist, enthaltsam zu sein. Neben dem trunkenen spricht der Dichter auch vom schlaftrunkenen Auge des Geliebten, indem er fragt, woher das trunkene Auge (tscheschmi chumârin) den Schlaf nahm. Anderswo spricht er vom hübschen Schlafe der Trunkenheit seines Türken, in welchem dessen Gesicht ein zierlicher Rosengarten und seine Augenbraue ein Schattendach von Moschus ist.

Neben dem Auge beschäftigt sich der Dichter vielfach auch mit dem koketten Liebesblicke (Ghemze), durch welchen das Auge des Geliebten des Menschen (= Augensterns) Haus (= Augenhöhle) schwarz macht (d. h. in Trauer versetzt). Deswegen spricht er auch vom Schwarzkünstler-Auge (dschâdu), dessen Lehrer Bâbels Zauberei war. Aber nicht nur Zauberei, auch Trug und Heuchelei strömt aus den ränkevollen, aufrührerischen, boshaften Augen des Geliebten (wie die ständigen Attribute lauten), aus welchen „Schwerter des Krieges regnen“, vor denen man sich in acht nehmen soll, da sie das Blut der Liebenden vergießen, wobei ihnen niemand entgeht, selbst ein so gescheiter Vogel nicht wie Hâfiz. Unter den Schwertern sind die schwarzen Augenwimpern zu verstehen, welche den Bogenschützen, wie in der Dichtersprache die Augenbrauen heißen, die nötigen Waffen (Schwerter, Dolche, Pfeile) bieten. Ghemze selbst ist Vorsteher dieser Bogenschützen.

Gelegentlich werden auch die Augenbrauen selbst zu Waffen und zwar zu Bogen, die von Wesme, der schwarzen Farbe, deren die orientalischen Frauen zum Färben der Augenbrauen sich bedienen, als Bogenschützen gehandhabt werden. Das Runzeln der Augenbrauen wird dann vom Dichter als Knoten gedeutet, welchen des Schönen übermütige Augenbraue an den Bogen gelegt, um den Geliebten zu töten. Der Schöne selbst wird „jener Bogenbrauige“ genannt. Andrer Sphäre gehören die Vergleiche an, wenn der Dichter neben der Harfe der Lockenschlinge vom kleinen Bogen (der Geige) der Augenbraue spricht, wobei die Wimpern als Plectrum dienen, oder wenn er die Augenbrauen wegen ihrer halbmondförmigen Gestalt mit dem Neumonde vergleicht, oder aber vom Thürsteher Augenbraue spricht, der das Haus des Auges bewacht u. s. w.

Von den übrigen Körperteilen finden wir einige selten und vereinzelt, andre gar nicht erwähnt. Ein schönes Ohr z. B. charakterisiert Hâfiz ganz allemein als „jenes Ohr, welches den Ring that ins Ohr der Schönheit“, d. h. sich die Schönheit selbst zum Sklaven machte, da der Ring im Ohr das Abzeichen des Sklavenstandes ist. Hâfiz selbst wünscht am selben Orte, daß das Ohr seines Geliebten ein Ohrgehänge aus den Perlen seiner Poesie tragen d. h. Hâfizs wie Perlen gereihte Dichtung immerfort hören möge. Die Nase, welche in Hâfiz's Poesie kaum erwähnt vorkommt, schildert der türkische Lyriker Lâmii als einen Apfel auf einem glänzenden Schwerte aufgehängt, durch welchen der Apfel des Antlitzes zu einem Granatapfel und in zwei Teile geteilt wird (Lâmii, Husnu

dil a. a. O. S. 37). Der Hals erscheint bei demselben als eine Säule von Silber, der Kampherkerze gleich, der Brustkasten als silberner Hügel oder paradiesischer Garten mit lebenspendenden Früchten, süßer als Zucker und reiner von Geruch als Moschus, den Brüsten, welche gelegentlich auch als Granatäpfel vorkommen, die von Schmerzen durchwühlte Brust als Braten, zu dessen Garnierung der kühlende Kuß des grünen Flaumes gehört, wie man den Braten mit Gemüse garniert, u. s. w.

Wir haben uns darauf beschränkt, die geläufigsten bildlichen Ausdrücke anzuführen, die der erste persische Lyriker Hâfiz in seinen erotischen Gedichten bei seiner Schilderung des Geliebten anwendet und die auch bei andern persischen Dichtern vor und nach Hâfiz, mehr oder weniger gleichlautend, vorkommen. Unsre Skizze, so unvollständig sie auch sein mag, dürfte hinlänglich gezeigt haben, wie der persische Orient, dem, wie dem Orient überhaupt, die Beschreibung und das Lob der Schönheit des geliebten Gegenstandes immer eine der Hauptaufgaben seiner Poesie blieb, von der Schönheit urteilt und welche Eigenschaften er als Inbegriff derselben ansieht. Wir haben auch gezeigt, welcher sprachlichen Mittel die persischen Dichter sich bedienen, das Ideal der Schönheit zu schildern. Die von ihnen angewandten Bilder sind eigentümlich, aber eben diese Eigentümlichkeit bildet den nicht geringsten Reiz ihrer Poesie und hat gewiß auch sehr dazu beigetragen, der persischen Erotik den ihr gebührenden Ehrenplatz nicht nur in der Poesie des Orients, sondern überhaupt in der Weltpoesie zu sichern.

Prag. Rudolf Dvořák.



Litterarische Berichte.

Fürst Bismarck und die Parlamentarier von Dr. H. Ritter von Poschinger. Erster Band. Die Tischgespräche des Reichskanzlers. Breslau 1894. Verlag von Eduard Trewendt.

Dem Schreiber dieser Zeilen erzählte einst die berühmte Sängerin Madame Artôt-Padilla, wie sie bei einem Besuche, den sie Victor Hugo in Jersey abstattete, neben andern höchst eigentümlichen Erfahrungen die sie besonders überraschende machte, daß Frl. Hugo beim Diner ein Blatt Papier auf den Knieen und einen riesigen Bleistift neben der Gabel liegen hatte, um aus dem Tischgespräch jedes bemerkenswerte Wort ihres Vaters sofort aufzuzeichnen. Etwas Aehnliches erzählt der Verfasser des oben genannten Buches von Herrn Gladstone. Alle Achtung vor dem französischen Dichter und vor dem englischen Staatsmann, aber wer würde sie mit einem Bismarck vergleichen wollen? Die ängstliche Besorgnis für das Lebensbild in der nachfolgenden Zeit, welche sich in jenen Vorkehrungen ausspricht, hatte Bismarck nicht, brauchte er nicht zu haben. Er war seines Nachruhms sicher; seine Schöpfungen, seine Thaten bürgten ihm mehr dafür als Worte. Aber welch' einen wundersamen Schatz von Weisheit, staatsmännischer Ueberlegenheit, witzigen Einfällen und divinatorischen Welt- und Lebensanschauungen sowie von gemütvollen Anmerkungen und hochsinnigen Aussprüchen würde der Nation gegeben und erhalten geblieben sein, wenn es möglich gewesen wäre, dem einzigen Staatsmann, in dessen dämonischer Begabung die Ausstrahlung gleichsam Prinzip war, einen Stenographen oder Phonographen auf Schritt und Tritt an die Seite zu heften! Allerdings das Wichtigste darunter würde das sein, was unmittelbare Beziehungen zu den Großthaten des Gründers des deutschen Reiches hat, und erläutert, wie diese entstanden sind. Wenn man sich den Geschichtsinhalt der großen Epoche, die durch Bismarck zu einer so unvergleichlichen geworden ist, in die internationale

und in die nationale zerlegt, so wird als Scenerie der ersteren die Diplomatie sich darstellen, als Scenerie der andern das Parlament. Nur mit dieser letzteren, obwohl Fäden aus beiden sich zuweilen untrennbar verschlingen, hat unser Buch hier es zu thun. Und enger noch. Was in den Parlamenten in amtlicher Form und unter den Augen und vor den Ohren der ganzen Welt verhandelt und gesprochen worden ist, das hat ja seine Aufzeichnung für die Mitwelt und Nachwelt gefunden. Aber wie und mit welcher genialen Kunst diese vielköpfigen und schwankenden Versammlungen mit dem Geiste ihres Leiters imprägniert wurden, wie diese vielen Eigenwillen zu einem Gesamtwillen zusammengedrängt und den großen Zwecken der Errettung und Erhebung des Vaterlandes dienstbar gemacht wurden, wie der große und schwungvolle Geist Bismarck's an den Kleingeistern und Mittelmäßigkeiten und auch Talenten riß, um sie zur Unterordnung rechthaberischer Richtungen unter die Rücksichten auf das Vaterland zu bewegen, das zu zeigen, das ungefähr ist Tendenz und Zweck des vorliegenden Buches. Vieles davon, wie eben der größte Teil der als „Einleitung" gesammelten „Tischgespräche", die in den parlamentarischen Soireen und Matineen gefallen waren, ist ja bekannt durch die Veröffentlichungen in den Zeitungen. Aber auch die Zeitungen vergehen bald, und es ist dankenswert, zum Nutzen der nachkommenden Geschlechter ihren Inhalt zu sammeln und zu verdichten. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß die ganz einzige Art der Geselligkeit, „der Salon", den Bismarck geschaffen und mit der Eigenartigkeit seines Geistes erfüllte, ein überaus wichtiges Element in der Baugeschichte des Reiches geworden ist. — Dann aber sucht der Verfasser die „Aufzeichnungen von Parlamentariern über Gespräche mit Bismarck" zu sammeln und vor dem Untergang zu retten. „Die Zahl der Abgeordneten, über deren Verhältnis zum ersten Reichskanzler bereits etwas publiziert wurde, ist nicht groß. Nur wenige derselben haben sich entschlossen, in Selbstbiographien etwas hiervon zu verraten. In Monographien, Aufsätzen, größeren Geschichtswerken, in den Zeitungen und in Korrespondenzen ist beachtenswertes Material begraben. Weitaus das Meiste aber beruht bis jetzt auf dem Gedächtnis, worauf sich die Beteiligten bekanntlich so lange verlassen, bis es nachgelassen oder mit seinem Träger den Weg alles Irdischen gegangen ist." Unter solchen Verhältnissen hat der Verfasser der dankenswerten Mühe sich unterzogen, einen Sammlungsort für vorhandene und noch beizubringende Materialien zu schaffen, und in den beiden Stichproben, der Unterredungen mit Herrn von Unruh und mit Herrn von Hertling, zu zeigen, welch' wertvollen Quellenstoff die Parlamentarier dem Historiker zur Verfügung stellen können. So liegt denn ein ebenso interessantes und fesselndes, als dauernd Nutzen bringendes Buch vor, ein Buch, in welchem der große Genius des Richtmeisters des neuen deutschen Reiches sich am freiesten, am anmutigsten, weil am menschlichsten, ausspricht. Herr von Poschinger aber hat zu seinen Verdiensten um unsre Kenntnis der großen Zeit ein neues hinzugefügt. C.

Unsre Kinder. Skizzen aus dem Pestalozzi-Fröbel-Hause in Berlin von Fritz Grotemeyer. 36 Lichtdrucke mit begleitendem Texte. Berlin 1893. Verlag von H. Walther.

Unter den Prachtwerken, die dieses Jahr den Weihnachtsmarkt den Freunden der Kunst beschert, und namentlich denen, welchen Kinderseelen und Kindergestalten ans Herz gewachsen sind, dürfte das Grotemeyer-Werk obenan stehen. — In künstlerisch geleisteter Reproduktion (Lichtdruckmanier) veranschaulicht uns diese reiche Sammlung von Zeichnungen eines glücklich begabten jungen Künstlers das Leben und Treiben der Kleinen in liebenswürdigster Wahrheit. Die Kaiserin Friedrich selbst hat nicht bloß das Vorwort zu dem Werke geschrieben, sondern auch viele einzelne Bilder mit passenden Sinnsprüchen begleitet. Für die erste Seite dieser Bilder wurde dem Künstler der Menzel-Preis von der Königlichen Akademie der Künste zuerkannt. — Die Fülle des künstlerischen Inhalts schließt ein vornehmes Gewand ein, so daß die Mappe sich schon durch ihre glänzende äußere Ausstattung in hervorragender Weise zu Festgeschenken eignet.
H. A.

Historische Zeitschrift. Herausgegeben von Heinrich von Sybel und Friedrich Meinecke. N. F. 36. Band. Der ganzen Reihe 72. Band München 1894. Verlag von R. Oldenbourg.

Heinrich von Sybel's „Historische Zeitschrift" beginnt mit dem neuen Hefte ihren 72. Band. Wahrlich eine stattliche Reihe, die eine solche Fülle von gediegenen, z. T. hervorragenden geschichtlichen Aufsätzen aufzuweisen hat, daß ihr die führende Stelle in der periodischen Litteratur nicht bestritten werden darf. Und sie ist bei ihrem langen Bestehen jung geblieben; gerade jetzt hat sie eine wesentliche Neuerung eingeführt, die uns den nächsten Anlaß giebt, auch in der „Deutschen Revue" besonders auf sie hinzuweisen. Jedes Heft bringt unter dem Titel „Notizen und Nachrichten" eine Uebersicht über alles wissenschaftliche Neue auf dem gesamten Gebiete der Geschichte. Wichtigere Artikel aus Zeitschriften — auch mehrere der „Deutschen Revue" sind bereits herangezogen — und andern Blättern, kleinere Schriften und Programme werden hier erwähnt, und zwar nicht etwa nur „angezeigt", sondern mit kritischen Bemerkungen über ihren Inhalt und Wert aus wissenschaftlich befugter Feder begleitet. So giebt diese Zusammen-

stellung eine vollständige Orientierung über die an so verschiedenen Stellen zerstreute historische Litteratur, die sonst nur mit großer Mühe und mit Zeitaufwand gewonnen werden könnte. Dabei ist doch jede lästige Ueberladung mit Anführungen vermieden, da von sachkundiger Hand nur das wirklich Wissenswerte aus dem Unwichtigen herausgehoben ist. — Die größeren Publikationen werden, wie bisher, im „Litteraturbericht" eingehender gewürdigt, während die „Miscellen" kleinere Mitteilungen von originalem Werte bringen. — Den Hauptinhalt aber bilden nach wie vor die selbstständigen Artikel, die bei streng wissenschaftlicher Fundierung auch über die fachmännischen Kreise hinaus durch ihren Inhalt und die Art der Darstellung Interesse und Genuß gewähren. Unter ihnen nehmen die von Heinrich von Sybel selbst den ersten Rang ein. Gerade in letzter Zeit hat dieser unermüdliche Forscher die Reihe seiner Essays durch neue Hervorbringungen bereichert. Der letzte Band enthält einen Aufsatz über den bekannten kurhessischen Minister Daniel Hassenpflug, und das nächste Heft soll einen Aufsatz über den Berliner Polizei-Präsidenten von Hinkeldey bringen. Selbstverständlich finden auch die mittelalterliche und die alte Geschichte gebührende Berücksichtigung. So ist Sybel's „Historische Zeitschrift" durch ihre gediegene Vielseitigkeit vorzüglich geeignet, bei dem gebildeten Publikum überall Eingang zu finden, und auch durch die neue Bereicherung ihres Inhalts werden ihr neue Freunde erwachsen. Gr.

Das Programm der Handwerker. Eine gewerbepolitische Studie von Hugo Böttger. Braunschweig 1893. Verlag von Albert Limbach.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, die Handwerkerfrage in ihrer gegenwärtigen Gestalt einheitlich darzustellen, das Wesen der Frage, ihre Geschichte, das Handwerkerrecht, die neuere Gewerbepolitik und die Forderungen der Handwerker zu schildern. In einem ersten, gewissermaßen grundlegenden Teil wird das Handwerk und seine Verfassung behandelt. Nachdem der Verfasser zunächst die Frage, wen das Handwerk repräsentiere, erörtert, giebt er eine Geschichte des deutschen Handwerks unter Ausscheidung von fünf Perioden: Beginn und Entwickelung des Handwerks, Blütezeit der Zünfte, Verfall der Zünfte, Neuzeit (Reichszunftordnung 1731), Gewerbefreiheit, wobei er namentlich auf die beiden letzten Perioden näher eingeht, und wendet sich sodann zu den Rechtsgrundlagen des Handwerks, dabei die (Gewerbeordnung neuere deutsche Gesetzgebung von 1869, Novellen von 1876, 1881, 1884, 1887 und 1891), die übrige das Handwerk betreffende Gesetzgebung des deutschen Reiches (Unfallversicherungsgesetz, Krankenkassengesetz, Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz, Gewerbegerichte, Gewerbesteuergesetzgebung der einzelnen deutschen Staaten) und auch die Gewerbegesetzgebung im Auslande (Oesterreich-Ungarn, England, Frankreich, Schweiz, Italien, Rußland) je nach der Bedeutung im Einzelnen mehr oder weniger eingehend berücksichtigend. In dem zweiten Teil wird auf der im ersten gegebenen Grundlage das Reformprogramm der Handwerker näher klargelegt. Nach allgemeinen Erwägungen kommt zunächst wieder die Geschichte der Handwerkerbewegung zur Darstellung und zwar die von 1869, der Kampf gegen die Gewerbeordnung von 1869 und die Bewegung der letzten Jahre. Demnächst werden die einzelnen Forderungen des Handwerks speziell behandelt: die Innungen, der Befähigungsnachweis, das gewerbliche Bildungswesen, die Handwerkerkammern und die Schutzforderungen der Handwerker gegen gefährliche Konkurrenz und gegen Geschäftsschädigung (das Pfandvorrecht der Bauhandwerker, die weitere Ausdehnung der Unfallversicherung auf das Handwerk, das Submissionswesen, die Gefängnisarbeit, die Konsumvereine, die Abzahlungsgeschäfte, die Wandergewerbe und der unehrliche Wettbewerb 2c.) In einem Schlußwort wird ein Ausblick in die Zukunft gethan. — Die ganze Stellung, welche der Verfasser bei der Behandlung seines Gegenstandes namentlich der politischen Seite desselben einnimmt, kann man wohl nur als eine mittlere, gemäßigte bezeichnen, in seinen geschichtlichen Darlegungen sucht er einmal möglichst vollständig und eingehend, daneben aber streng unparteiisch zu sein; die für eine Lösung der Handwerkerfrage eine hervorragendere Bedeutung besitzende Bewegung gerade der neueren Zeit wird von ihm auch mit der größeren Ausführlichkeit behandelt; in dem polemischen Teil ist er bestrebt, die extremen Forderungen der verschiedenen Richtungen als unmöglich bezw. nur mit Nachteil zu verwirklichende nachzuweisen. Die Gewerbefreiheit ist ihm das vorläufig letzte Ergebnis einer geschichtlichen Entwickelung, das letzte Glied einer großen Reihe von volkswirtschaftlichen Einzelerscheinungen und unter allen Umständen das Erfordernis sowohl wie auch die Folge des Kulturfortschritts. Daß sie erhalten bleiben müsse, hält er für zweifellos, wenn er auch die Erhaltung nicht als absolute bezw. im vollen Umfange der Gewerbeordnung von 1869 befürwortet. Deshalb steht er auch der neueren, doch überwiegend Einschränkungen der Gewerbefreiheit bezweckenden Gesetzgebung des deutschen Reiches wohlwollend gegenüber, da sie ohne Frage bemüht sei, die organisatorischen Grundlagen des Handwerks, soweit solches durch Gesetze möglich, wieder zu festigen und im Lehrlings- und Innungswesen Positives zu schaffen. Er ist aber nicht der Ansicht, daß durch Gesetze oder den Staat allein eine Wandlung in der Lage des Handwerks zu schaffen sei, der Handwerkerstand selbst müsse dazu gleichfalls reger thätig werden. Aufgaben

des Staates seien: Förderung des Innungswesens und der Organisation des Handwerks, Ausbau des gewerblichen Bildungslebens, Beseitigung der Mißstände im heutigen Erwerbsleben, also Schutz, aber keine Privilegien für das Handwerk; die Handwerker selbst müßten aber bestrebt sein, Bildung und Geschmack in ihrem Stande zu verbessern und zu vertiefen, sich die notwendigen Geschäftskenntnisse anzueignen und dem ganzen Stande wieder ein höheres Pflichtbewußtsein, einen weiteren Blick und ein stärkeres Ehrgefühl zu verschaffen. Allen denjenigen, welche sich mit der Handwerkerfrage beschäftigen und einen Einblick in die jetzige Bewegung gewinnen wollen, können wir die Böttger'sche Schrift nur warm empfehlen, sie erhalten durch dieselbe in guter sachgemäßer und gemäßigter Darstellung einen vollständigen Ueberblick über alle in Frage kommenden Einzelheiten. Dr. Z.

Der naturalistische Roman in Frankreich von Emile Zola. Autorisierte deutsche Uebersetzung von Leo Berg. Stuttgart 1893. Verlag der Deutschen Verlagsanstalt.

Es war von der „Deutschen Verlagsanstalt" ein gutes und bei dem geringen Interesse, das man in Deutschland kritischen Werken entgegenzubringen pflegt, wohl auch ein opferwilliges Werk, dem deutschen Lesepublikum Zola auch als Theoretiker vorzuführen. Als solcher ist er ihm nämlich eigentlich ganz unbekannt, so gut es mit seinen erzählenden Werken vertraut ist. Und doch ist Zola ebenso sehr Theoretiker als Erzähler, wenn er in jener Eigenschaft naturgemäß auch nicht so viel geschrieben hat; ja man kann sagen, er ist ein besserer Theoretiker als Praktiker, denn er hält die Regeln, die er aufstellt, durchaus nicht immer ein, er läßt sich von seiner südlichen Phantasie hinreißen, er schreibt vieles, was vom Realismus weit entfernt ist, und er hat die seltene Selbstkenntnis, dies einzusehen und offen einzugestehen. Er sagt dies bezüglich gelegentlich seiner Studie über Duranty (S. 416): „Ich habe es oft gesagt, daß wir alle heute, selbst die, welche leidenschaftlich nach der wirklichen Wahrheit verlangen, von der Romantik bis in die Fußspitzen angesteckt waren." Er nennt die Romantik ein Gift und meint, es bedürfe mindestens noch fünfzig Jahre, ehe die französische Litteratur sich von ihr ganz befreien werde. Den ersten Naturalisten — der Zeit nach — sieht Zola in Stendhal, den bahnbrechenden in Balzac. Außer diesen beiden widmet er noch Flaubert, den Gebrüdern de Goncourt und Alphonse Daudet eingehende und lesenswerte Studien. Das letzte Kapitel, „die modernen Romanschriftsteller," gehört eigentlich nicht in diesen Band, denn es beschäftigt sich fast nur mit solchen Autoren, die mit dem Naturalismus nichts zu schaffen haben, wie z. B. Ponson du Terail, Féval Berthet, den Feuilleton-Romanciers und idealistischen wie Feuillet, Cherbuliez, Theuriet und andern. Am schlimmsten von allen kommt außer den Feuilleton-Romanciers, die nicht ernst zu nehmen sind, Jules Claretie dabei weg, von dem Zola sagt, seine Werke seien leer wie eine Frucht, die ein Wurm inwendig angefressen hat, und die, sobald man sie berührt, zerquetscht wird .... Er entlehnt etwas von diesem Meister, etwas von jenem, und das alles ganz naiv, ohne daß er es selbst merkt, denn es ist ihm alles angeboren. Er ist und bleibt ein Spiegel; ein jeder von uns kann sich in ihm betrachten und darin erkennen. Mit einem Worte, und um das Ganze in ein Bild zusammenzufassen; er schreibt unter dem Diktat aller." Die Studien über Stendhal, Balzac und Flaubert bieten nicht nur kritisch-litterarisches, sondern auch interessantes biographisches Material. Im Essai über Daudet sucht er dessen Art zu arbeiten darzuthun und zwar am „Nabob". Die Sprache des Buches ist, wie bei Zola, natürlich umständlich und bilderreich; neben treffenden, geistvollen Tropen finden sich freilich auch schwülstige, pathetische. Die Uebersetzung läßt manchmal einiges zu wünschen übrig, wenn sie im allgemeinen auch recht fließend ist. Namentlich in den ersten drei Kapiteln finden sich arge Verstöße; in dem über Daudet heißt es einmal (S. 359): „Man kann gewiß sein, daß wenn die „Arlesienne" ein großes Drama wäre, würde sie ein großes Geschäft gemacht haben." Das ist eine arge Anokoluthie, die auch der sonst gewiß beachtenswerte Umstand, daß Zola sehr schwer zu übersetzen ist, nicht zu entschuldigen vermag. Th. v. S.

System der Philosophie im Umriß. Von J. Frohschammer. München 1892. Verlag von A. Ackermann's Nachfolger.

Das letzte Buch des Philosophen der Weltphantasie giebt in übersichtlichen Zügen eine kürzere und, ich möchte sagen, konzentriertere und plastischere Darstellung seines durch Einheit und Folgerichtigkeit ausgezeichneten Systems, seines originellen Grundprinzips, welches alten philosophischen Forderungen zugleich Genüge leistet, dem schroffen Dualismus zwischen Sinn und Denken, Objektiven und Subjektiven, Materialismus und Idealismus durch seinen sinnlich geistigen Charakter überbrückt, Notwendiges und Freies, Gesetzliches und Ungesetzliches, Wahrheit und Irrtum, Gutes und Schlechtes in der Menschenwelt erklärt und als Einheit zugleich eine unendliche Vielheit, sowohl im sinnlichen Gebiete als objektive Generationspotenz, als auch im geistigen als subjektive Phantasie hervorbringt. Wenn sich Goethe's Faust, an aller Möglichkeit des Wissens verzweifelnd, unter dem Ausrufe:

„Ob mir durch Geistes Kraft und Mund
Nicht manch' Geheimnis würde kund;
Daß ich nicht mehr mit saurem Schweiß
Zu sagen brauch', was ich nicht weiß,

Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Schau alle Wirkens-Kraft und Samen
Und thu' nicht mehr in Worten kramen"
sich der Magie ergiebt, so braucht sich der Leser des uns vorliegenden Buches nicht der Magie in die Arme zu werfen, um zu erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält und woher alle Wirkenskräfte und Samen ihren Ursprung nehmen. Durch natürliche Geisteskraft, durch Beobachtung des Thatsächlichen und nähere Erforschung desselben vermag er das Weltprinzip, das im All waltet und im allgemeinen wie im besonderen schafft und gestaltet, in der Weltphantasie zu erblicken, welche allerdings oft genug gleich einer Zauberin zu wirken scheint. Er schöpft aus ihr aber nicht nur theoretisch richtige Erkenntnis, er gewinnt durch sie vielmehr auch in praktischer Beziehung in ethischem und religiösem Betracht, insofern durch die Ableitung und Erklärung des religiösen Entwickelungsprozesses aus einem und demselben Grundprinzip das Grundgebot des Christentums: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" nicht etwa im Widerspruch mit dem Geiste des Christentums selbst engherzig bloß auf die eigenen Glaubensgenossen beschränkt, sondern zur allgemeinen menschlichen Geltung gebracht wird. Das „System der Philosophie im Umriß" bietet indes nicht nur einen Auszug aus den bisher erschienenen zahlreichen Werken des rastlos schaffenden Philosophen, welchem labor ipse voluptas ist, sondern es enthält auch manche neue Perle und trotz der Kürze auch hier und da eine glückliche, gewandte Ergänzung des bisher Gelieferten. Ueberdies ist die Behandlung des Gegenstandes so geartet, daß das Werk zugleich als Einleitung in die Königin der Wissenschaften überhaupt dienen kann. Es eignet sich als willkommene Gabe für die Anfänger in der Philosophie, welche noch keine weiteren Vorkenntnisse besitzen. Dies dankt es vornehmlich den ausführlichen einleitenden Erörterungen über Begriff und Aufgabe der Philosophie als Idealwissenschaft und System, über deren Verhältnis zu den übrigen Wissenschaften, deren Erkenntnisprinzip, Motiv, Unbedingtheit, Macht und systematische Einteilung. Doch hätte ich beinahe vergessen, die treffliche Vorrede zu erwähnen, welche sich gegen zwei Klassen unter den Philosophen richtet, die entweder überhaupt nichts von einer Welterklärung aus einem Prinzipe wissen wollen, weil noch viele Detailforschungen erforderlich seien, um das sichere Material zum Aufbau eines eine allseitige, umfassende Weltauffassung ermöglichenden ganzen Systems herbeizuschaffen, oder zwar ein System der Philosophie für zulässig oder notwendig erachten, aber nur das eigene, und einem neuen ohne jedwede Begründung von vorne herein mit einem ganz ungerechtfertigten Mißtrauen und Achselzucken begegnen. Beide Klassen werden von unsrem Philosophen sine ira et studio in einer weitläufigen gründlichen Auseinandersetzung nach Gebühr abgefertigt. M.

Unser Kalender in seiner Entwickelung von den ältesten Anfängen bis heute. Von Wilhelm Uhl. Ein Kapitel der deutschen Hausaltertümer, als Entwurf dargestellt. Paderborn 1893. Verlag von Ferdinand Schöningh.

Das Kalenderwesen, d. h. die Art, wie die Zeit von einem Volke in den verschiedenen Perioden seiner Kultur eingeteilt und wie diese Zeitteilung schriftlich fixiert und zur allgemeinen Anschauung und Kenntnis gebracht ward, gehört zu den interessantesten Kapiteln der Kulturgeschichte. Herr W. Uhl hat sich vorgesetzt, in dem hübsch ausgestatteten Büchlein über das deutsche Kalenderwesen von seinen Anfängen bis zur Gegenwart zu berichten, und er hat das in lesbarer Art gethan, nicht mit dem Anspruch dabei neues Ergebnis gelehrter Forschung vorzutragen, sondern nur „im leichten Ton" zu reden. Ein Gelehrter ist der Herr Verfasser denn auch nicht, das zeigt sich auf mehr als einer Seite, wo er nicht von Mißverständnissen seiner Quellen frei ist. Aber das Büchlein wird doch manchen Leser unterhalten und belehren. Q.

Moralische Träumereien von Effehard Zeitgenoß. Basel 1893. Verlag von Benno Schwabe.

Träumereien jeder Art sind erlaubt, schon deshalb, weil sie wie jedes Traumbild ungerufen und unvermittelt kommen. Wie aber die eigentlichen Träume, welche den Schlafenden umgaukeln, meist sehr wunderlicher, oft sogar unnatürlicher Art und daher, wenn nicht der Kuriosität wegen, zu einer anregenden und belehrenden Erzählung ungeeignet sind, so haben „moralische Träumereien" nur dann einen Wert, wenn sie so eigenartig und tiefsinnig sind, daß sie uns wirklich moralisch anregen. Diese uns vorliegenden „Träumereien" haben jedoch keinen Anspruch auf irgend welche Eigenartigkeit und Belehrungskraft. In nicht wenigen derselben scheint gar keine Lehre zu liegen, in vielen andern liegt sie zwar klar vor Augen, ist aber so allgemeiner Art und so oft und mit so verschiedenen andern Worten schon ausgesprochen, daß weder Verstand noch Wille durch die Lektion eine Anregung empfangen. Es ist zuzugeben, daß der Verfasser gut zu erzählen, zuweilen auch humoristisch zu sein versteht, und da die Erzählungen kurz gehalten und ihr Inhalt mit knappen Worten dargestellt ist, so lesen sich dieselben auch recht hübsch; einen größeren Wert möchten wir ihnen kaum beimessen. C. S.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.




Jugendschriften

aus dem Verlage von

Eduard Trewendt in Breslau.

Für kleine Kinder.

	M.	₰
Kothschütz, Th. von, Vergißmeinnicht. Ein neuer Märchen- und Geschichtenstrauß. Mit 4 Illustrationen. Eleg. geb.	3	—
Tante Hedwigs Geschichten für kleine Kinder. 2 Aufl. Mit 4 Illustrationen. Eleg. geb.	3	—

Für Knaben.

	M.	₰
Behrendt, Wilhelm, Pytheas von Massilia und seine Meerfahrt nach dem Bernsteinlande. Mit 12 Bildern von R. Knötel und 1 Karte. Schöner Ganzleinenband	6	—
Der Waldläufer. Erzählungen aus dem amerikanischen Waldleben nach Gabriel Ferry von **Julius Hoffmann.** Mit 12 Illustrationen. 10. Aufl. Eleg. geb.	7	—
Hoffmann, Friedrich, Columbus, Cortez und Pizarro. Mit 12 Bildern von R. Knötel und 1 Karte. 4. Aufl. Schöner Ganzleinenband	8	—
Müller, Karl, Vasco de Gama oder Die Auffindung des Seeweges nach Indien. Für die reifere Jugend erzählt. Mit vielen Holzschnitten nach Zeichnungen von Professor Ludwig Burger. Ganzleinenband	5	—
Roth, Richard, Pilger und Kreuzfahrer. Aus Palästinas Gegenwart und Vergangenheit. Erzählung für die reifere Jugend. Mit 17 Holzschnittvollbildern, vielen Textillustrationen und einer Karte von Palästina. Ganzleinenband	7	50
Prärieblume unter den Indianern. Spannende Erzählung für Knaben von **Wilhelm Stein.** 5. Aufl. mit 8 Illustrationen. Eleg. geb.	5	—

Für Mädchen.

	M.	₰
Mütterchen Elisabeth von **Bertha Filhés.** Mit Titelbild von Hans Kauffmann. Prachtband. Preis	7	50
Filhés, Bertha, Elisabeth. Mit Bildern. Elegant in rot Leinen geb.	6	—
— — **Der Wächter auf der Josephshöhe.** Mit Titelbild. Eleg. geb.	3	75
Prohl, Hedwig, Das Glückskind. 2. Aufl. Eleg. geb.	3	—
Rosige Jugendzeit von **Hedwig Prohl.** Als anziehende und gediegene Lektüre für junge Mädchen besonders zu empfehlen. Mit 6 Illustrationen. Eleg. geb.	6	—
Prohl, Hedwig, Stiefmütterchen. 2. Aufl. Eleg. geb.	3	—
— — **Samenkörner für junge Herzen.** 2. Aufl. Mit 6 bunten Bildern. Eleg. geb.	4	50

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Breslau, Eduard Trewendt's Buchdruckerei (Setzerinnenschule).

Neunzehnter Jahrgang Preis vierteljährlich 6 Mark



Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart

Herausgegeben
von

Richard Fleischer

1894. Februar

Vierteljährlich erscheinen drei Hefte

Breslau und Berlin

Verlag von Eduard Trewendt

Breslau — Expedition: Tauenzienstraße 60. Berlin — Expedition: NW Mittelstraße 26. 27.

…ch alle Buchhandlungen und Postanstalten

Inhalts-Verzeichnis.

Februar 1894.

2

Feldbriefe von 1870—71 von Karl von Wilmowski.

Nebst biographischen Mitteilungen
von
Dr. Gustav von Wilmowski,
Geh. Justiz-Rat.

(Fortsetzung.)

Ravécourt, 28. August, Sonntag. A. vermißt Nachrichten von unserm Kronprinzen; von ihm ließen sich zur Zeit große Erfolge nicht erwarten. Seit vorgestern ist auch des Kronprinzen Direktion nach Norden; sein Hauptquartier war gestern St. Menehould; die Infanterie, welche für gewöhnlich nicht viel mehr als 3 Meilen machen kann, namentlich auf dem durch Regen aufgeweichten Boden und unter schwierigen Verpflegungs-Verhältnissen, und welche auch mitunter Ruhetage bedarf, macht doppelte Tagesmärsche und mehr als das. Wir trafen Truppen, welche von Nachmittag 5 Uhr bis früh 3 Uhr marschirt waren, dann geruht und abgekocht hatten und sofort weiter marschirt waren. Gestern Abend nach 7 Uhr kamen hier Baiern durch, welche noch $1\frac{1}{2}$ Meilen marschiren mußten, ehe sie ins (Regen-)Bivouak kommen sollten. Das sind Strapatzen, welche in der Ferne viel zu wenig gewürdigt werden.

St. Marc bei Grand-Pré, 2. August. Gestern war ich zur Tafel und zum späteren Vortrage nach Clermont befohlen. Es schien gestern schließlich, daß Mac Mahon, bei Vouziers stehend, bei dem Entsetzungsplane bleiben, also gegen Metz vorgehen wollte und unsern Armeen Stand halten werde. Zur Zeit sind mit heute die Armeen beider Kronprinzen Mac Mahon gegenüber vereinigt. Demgemäß wurde heute früh aufgebrochen. Kurz vor Varennes kam aber die Nachricht, daß die Franzosen zurückweichen; schleunigst wurde dem 6. (schlesischen) Korps der Befehl geschickt, dem Feinde in die Flanke zu fallen. Was aus dem Hauptquartiere heute werden würde, wurde ungewiß. Schließlich ging der König mit einem Theile desselben nach Grand-Pré; der andere, darunter ich, mußte sich im Dorfe St. Juvin selbst Quartier machen; da aber dorthin zu viel Baiern kamen, sind wir hierher übergesiedelt. — Nach einander sind wir nun mit allen deutschen Truppen, außer den Würtembergern und Badensern, einige Tage zu-

sammen gewesen. Das Räubern in Frankreich sahen wir bei den Hessen zuerst; aber die Preußen und Sachsen verstanden es leider auch; bei den Baiern haben wir es nun ebenfalls erfahren. Obgleich das Dorf auf Requisition durch den Maire an Brod das augenblicklich Mögliche ordnungsmäßig geleistet hatte, — während das Dorf auf Einquartierung überhaupt nicht und am wenigsten auf mehrere Regimenter in nächster Nähe bivouakirender Truppen gefaßt war, — fingen Soldaten an, in den Häusern zu plündern. Ein Adjutant des Prinzen Karl fuhr dazwischen und trieb sie fort; dem bairischen Prinzen war die Sache sehr fatal. Vielfache Klagen kamen auch an mich; in der Regel war aber gar nichts mehr zu redressiren möglich. C'est la guerre. Freuen wir uns, daß die französischen Heere nicht nach Deutschland gekommen sind; sie hätten ganz anders gehaust als die Deutschen hier, welche sich nur an Eigentum vergehen, und in der Regel nur, um bei den Strapatzen ordentlich zu leben. Eß- und Trinkbares, Holz, Stroh, Fourage, Transportmittel, das sind Dinge, die Gefahr laufen; bis jetzt habe ich nicht gehört, daß unsre Truppen, wie nach amtlicher Bekanntmachung die französischen Verwundeten in Düsseldorf, Löffel, im Glauben, es seien silberne, gestohlen haben.

30. August. Zur Antwort auf Euere Briefe: Tilo aufzusuchen, ist mir eine absolute Unmöglichkeit. Selbst am Morgen weiß ich nur ausnahmsweise sofort schon, was aus dem Hauptquartiere wird. Nach den Meldungen, welche in der Nacht eingehen, wird das erst am Morgen selbst für den laufenden Tag durch den „Kriegsrath" (König, Moltke, Kriegsminister, von Podbielski, von Bayer, von Treskow) bestimmt. — Ob man nicht den 16. August mit geringeren Opfern hätte erkaufen können, ist freilich eine Frage, die auch hier vielfach bejahend beantwortet wird, namentlich der Kavallerie-Angriff soll sich haben vermeiden lassen, wenn man den ganzen Angriff an jenem Tage noch etwas verzögert hätte, um unsere weitere Infanterie abzuwarten, für welche der Kampf dort geeigneter gewesen sein soll. Daß man dagegen Bazaine's Einschließung in Metz statt seiner Vereinigung mit Mac Mahon erreicht hat, hält man hier allgemein (gegen Blankenburg in Breslau) für einen großen Vortheil; auch Moltke der 2te, d. i. General von Stiehle, hat dies Ziel verfolgt. — Eine Friedenstaube ist noch nicht entfernt zu erblicken. In St. Juvin sprach gestern ein Mann seine Verwunderung darüber aus, daß so viele deutsche Truppen dorthin kämen, obwohl doch die Franzosen bisher immer gesiegt hätten! —

Wegen des Hätschelns der Franzosen durch die Berliner Damen hatte ich mit dem Könige gesprochen. Er ist darüber sehr böse; indeß läßt sich amtlich nicht viel machen; es ist jedoch verboten, daß französische Verwundete von Privaten in ihre Wohnungen genommen werden; sie mögen Deutsche pflegen.

Am 19. August wurden auf Wunsch zweier ärztlicher Autoritäten in Paris zwei preußische Majors mit einem Trompeter und einer sehr großen weißen Fahne im Interesse der französischen Verwundeten als Parlamentäre nach Metz geschickt. Obwohl sie im Schritt reiten, die Fahne schwingen und der Trompeter fortwährend bläst, wird ein heftiges Feuer auf sie gerichtet. Anfangs lassen sie sich nicht

irre machen und reiten vorwärts, bis dem Trompeter die Nase zerschossen wird, worauf sie umkehren und die Erfolglosigkeit und die Verletzung der Kriegsgebräuche melden. In einem andern Falle ist der Trompeter sogar tödtlich getroffen.

Château de la Casine (bei Vendresse), 31. August 1870. Gestern Nachmittag über Grandpré nach Busancy, wo wir erst um 10 Uhr in der Dunkelheit ankamen, Alles besetzt fanden (mein Quartier hatte Moltke in Beschlag genommen) und mit Mühe Quartier erhielten. Heute früh war der König wieder fortgeritten und sandte um 11 Uhr den Befehl, daß das Hauptquartier sich nach Vendresse und la Casine verfügen sollte. Hier kam mir der Fourier mit der Nachricht entgegen, es sei unmöglich, unterzukommen, im Schlosse la Casine sei bereits der General Graf Stolberg einquartiert. Ich ging ins Schloß und mit Mühe, unter Delogirung des Generals, schaffte ich Quartier für 26 Herren (vier Fürstlichkeiten und Gefolge, Geh. Rath Borck, meine zwei Herren und mich): die später ankommenden, zu uns gehörenden Generale und Offiziere mußten weiter reiten. Weniger gut wurden die vielen (78) Pferde untergebracht. — Von dem gestrigen Erfolge (Gefecht bei Beaumont) waren die Militärs sehr erfreut; die beiden sächsischen Korps (4 und 12) sollen so glatt manövrirt haben wie auf dem Exerzierplatze. Den König hat man nach den Erfahrungen vom 18., welche nach Aller Beschreibung doch sehr übel hätten ablaufen können, namentlich wenn die französischen Granaten nicht schon in der Luft geplatzt wären, etwas fern vom Schlachtfelde aufgestellt; auch er hat sich sehr befriedigt über das gestrige Treffen ausgesprochen.

1. September 1870. Heute Kampf bei Sedan! Die hiesige Idylle — das Schloß ist wunderschön mit einem herrlichen Parke in anmuthiger Gegend mit Hügeln, Wald und Wiesen — wird durch das fortdauernde Schießen, was man hört, gestört. Von Augenzeugen weiß man, daß L. Napoleon selbst mit Lulu vorgestern bei der Schlacht gewesen und nach Sedan gegangen ist. Im französischen Heere soll ein großer Mangel an Disciplin herrschen, so daß die Soldaten häufig den eigenen Offizieren nicht mehr gehorchen. Gestern hatte der König 26 gefangene französische Offiziere in einem Zimmer mit der Frage angesprochen, ob Verwundete unter ihnen seien und für diese gesorgt wäre; sehr beschämt habe der Angeredete erwidert: es sei Niemand verwundet!

Vorgestern ist ein eigenhändiges Schreiben des Kaisers von Rußland an den König eingelaufen, worin Ersterer ihm Glück zu seinen Siegen wünscht, aber zugleich die Zuversicht ausspricht: der König werde großmüthig sein, nicht daran denken, das Territorium Frankreichs zu verkleinern &c. Der Ton soll nichts weniger als verwandtschaftlich sein. Wie unangehm das hier berührt hat, kann man sich denken! Von Rußland gerade, das leider seit Jahrzehnten von unsern deutschen Fürsten, Regierungen und Aristokraten als Hort angesehn und mitunter fast angebetet ist, hatte man das am wenigsten erwartet; man mußte sich erinnern, daß Rußland seit der berüchtigten Klausel im Tilsiter Frieden, als der Kaiser Alexander I. von seinem Kriegsfreunde einen großen Distrikt (Bialystock) erpreßte,

uns stets geschadet hat, sobald es konnte, während wir immer Freundschaftsdienste erweisen mußten. Der Brief ist gestern sofort ablehnend beantwortet.

La Casine, 2. September 1870. Gestern Abend spät kamen unsere Militärs von Sedan zurück mit der Nachricht von dem wunderbaren Erfolge des gestrigen Kampfes. Man wußte zwar, daß vorgestern Napoleon in Sedan gewesen war, glaubte aber, daß er die Nacht benutzt haben würde, um nach Belgien zu entkommen. Jeder ist daher überrascht gewesen, wie der als Parlamentär nach Sedan hineingeschickte Oberstlieutenant Bronsart von Schellendorf bei der Rückkunft berichtete, daß er nach dem Höchstkommandirenden gefragt habe und nach einem Weilchen in ein Zimmer geführt sei, worin der Kaiser selbst gebrochen auf einem Stuhle gesessen, aufgestanden und ihm entgegen gekommen sei. Um 9 Uhr läuft die gestellte Frist ab; ich fahre auch hinaus. Welche furchtbare Demüthigung von Napoleon! Ob nun endlich auch in den Augen der Franzosen das Lügengewebe ihrer Regierung zerreißen wird? Darüber freilich macht sich Niemand Hehl, daß mit der Gefangennahme Napoleon's der Friede noch nicht erzielt ist. Wenn jetzt auch Napoleon Frieden schließen will, seine Macht im Volke ist vorbei; man erkennt ihn nicht mehr an, und die zeitigen Machthaber in Paris werden noch nicht geneigt sein. — Die Verluste der Franzosen sollen enorm, die diesseitigen, mit Ausnahme der Baiern, sehr gering sein; die Baiern sind scharf im Feuer gewesen und haben ca. 3000 Mann verloren. Für jetzt muß ich abbrechen." —

Ein zweiter Brief vom 2. September abends ist nicht angekommen, vergl. nachstehende Briefe vom 14. und 15. September. —

„Chateau la Casine, 3. September. Mir ist es nicht gegeben, Jemandem etwas Herzliches zu sagen, wenn viele Neugierige dabei sind, wie gestern, als auf der Höhe vor Sedan der König mich begrüßte. Deshalb holte ich heute um so inniger meinen Glückwunsch unter vier Augen nach. Der König erwiderte: „Ja! Gott hat wunderbar unsre Waffen gesegnet!" Dabei flossen ihm die Thränen. Er beklagte wiederholt die schweren Verluste der Schlachten; auch vorgestern haben preußische Truppen des fünften Korps (Posen) sehr gelitten; vom 6. Regimente haben 2 Bataillone soviel Offiziere verloren, daß sie von Secondelieutenants geführt wurden; aber sie haben auffallend wenig Todte verloren, fast nur Verwundete. Bei der Zusammenkunft mit Napoleon hat der König ihn angeredet: So peinlich ihr Wiedersehen sei, so suche er (der König) seine Beruhigung darin, daß er den Krieg nicht veranlaßt oder gesucht habe; er sei auch geneigt zu glauben, daß Napoleon den Krieg nicht gerade gewollt habe. Napoleon: „oh non! non! mais l'opinion publique!" Der König, etwas frappirt: aber Napoleon's Ministerium sei doch nach seiner Wahl genommen und dies habe den Krieg angefangen. Napoleon hat darauf nichts erwiedert, sondern gesagt: die französische Armee könne mit der des Königs nicht konkurriren, letztere sei „sublime", vorzüglich die Artillerie; diese sei der französischen bedeutend überlegen, „et cela me touche personellement," weil er sich als Regenerator der französischen Artillerie betrachte und geglaubt habe, sie auf die möglichst höchste Stufe gebracht zu haben. Der König hat ihm dann noch die Hoffnung ausgesprochen,

daß Napoleon mit der Wahl von Kassel (Wilhelmshöhe), frühere Residenz von Jerome, für seinen Aufenthalt einverstanden sei, was Napoleon bestätigt hat. Beim Abschiede hat Napoleon mit der Hand eine Thräne aus dem Auge gewischt. — Während der General Reille, am 1. September mit Bronsart kommend, dem Könige gesagt hatte, Napoleon sei vollständig Herr seiner Armee, hat später bei der Verhandlung Napoleon selbst erklärt: er sei weder Herr über die Armee noch über die Regierung. Demgemäß ist die Convention gefaßt und von Wimpffen unterschrieben, welcher erst am Tage vor dem ersten September von Algier gekommen war und sein Schicksal gegen Bismarck beklagte: „Je suis battu sans bataille.“ Als am 1. September der General Reille zur Festung zurück wollte, bat er um eine Ordonnanz; auf die Gegenbemerkung, die weiße Fahne schütze ihn, erwiederte er: ja, vor den preußischen Vorposten, aber nicht vor den französischen, diese würden auf ihn schießen! Der Brief Napoleon's an den König ist bereits gesiegelt gewesen, als Oberstlieutenant Bronsart ins Zimmer kam; es war nämlich schon früher ein französischer Parlamentär zur Anknüpfung von Unterhandlungen hinausgeschickt, aber einem französischen Obersten in die Hände gefallen. — Der König hat es für seine Pflicht gehalten, gestern die Truppen in ihren Bivouaks zu besuchen, weil er die meisten von ihnen im Kriege noch nicht begrüßt gehabt habe und vielleicht die Gelegenheit nicht wieder käme, sie so beisammen zu haben. Die Tour im Finstern Abends im Regen unter den Kolonnen wird von Allen als fürchterlich beschrieben. Der König sagte: er fühle sich heute sehr ermüdet; sonst aber sei ihm die Tour gut bekommen. Als er ins Quartier gekommen, haben alle Leute, auch die für die Küche, geschlafen; es mußte erst noch etwas gekocht werden, um den Hunger zu stillen. — Der Weg nach Paris steht nun offen; das Hauptquartier geht morgen bis Rethel, übermorgen bis Rheims, wo eine längere Ruhe eintreten soll. Der Abmarsch der Truppen südwärts hat schon angefangen. — Ein Brief der Mad. Bazaine an ihren Mann ist aufgefangen, worin sie ihn benachrichtigt, daß eine erhebliche Summe zu einem Monumente für ihn gesammelt und ihr behändigt sei; sie wolle aber das Geld zunächst für Verwundete verwenden; für das Monument werde sich später wieder Geld finden. Ebenso ist ein interessanter Brief eines französischen Generalstabs-Offiziers aufgefangen; darnach hat es in der französischen Armee von Anfang an übel ausgesehen. Die Generale und deren Stäbe haben die vortrefflichsten Karten von Preußen und den preußischen Festungen gehabt; aber selbst, als die Deutschen schon auf französischem Boden standen, von ihrem Ministerium sogar Spezialkarten von den betreffenden französischen Landesteilen nicht erhalten können; die Preußen wüßten immer besser Bescheid als die Franzosen; die französischen Truppen raubten und plünderten im eigenen Lande &c. — Auch ein Brief von Bazaine an die Kaiserin ist aufgefangen, worin er anzeigt, daß er sich in Metz nicht halten könne.

Chateau la Casine, 4. September. Gestern beim Thee war eine starke Debatte über die staatsrechtlich-politischen Folgen von Napoleon's Erklärungen und Vollmachten, deren Wortlaut freilich Niemand mehr im Gedächtnisse hatte. Merk-

würdig war mir, daß fast alle, obwohl sie nicht Juristen waren, auch der Bairische Legationsrath Graf Bergheim, auf das Formal-Juristische das Gewicht legten, während in solchen Verhältnissen die Logik der Thatsachen und das Politisch-Sachgemäße die Entscheidung bringen. — Der König hatte gestern zwei eiserne Kreuze nebst eigenhändigen Schreiben an Prinz Karl (Chef der Artillerie) und Prinz Luitpold (wegen der Bravour der Baiern) uns mitgegeben. Wir kamen damit gerade an, als die Übrigen beim Diner saßen. Prinz Luitpold, ohne Ahnung des Inhalts, nahm das Überreichte und ging damit hinaus. Ich hatte einen Moment auf ihn nicht Acht gegeben, glaubte, er habe es schon gelesen und gratulirte, worauf er sagte: ja, wozu? und (indem er mich mit hinaus nahm): „ich kann dergleichen nicht Angesichts Aller lesen." Er war sehr überrascht und wollte in seiner Bescheidenheit Alles in die Tasche stecken. Ich lud aber seinen Adjutanten, der ihm folgte, zum Gratuliren ein. Prinz Karl kam dazu, schob mit Gewalt den widerstrebenden Prinzen in unsern Speisesaal zurück und publicirte die Verleihung. Auch in Vendresse waren die Militärs einig, daß die Baiern sich am 1. September gut geschlagen haben; zugleich wird anerkannt, daß auch die Franzosen viel Bravour bewiesen und gegen frühere Gewohnheit, wenn sie zurückgeschlagen gewesen, dennoch die Angriffe wiederholt haben.

Rethel, 5. September. Auf der gestrigen Tour hierher habe ich den Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin in meinem Wagen aufgenommen; seine Befürchtung, daß sein eigner, offner Jagdwagen zerbrechen würde, traf in der Mitte des Weges ein; er ist ein großer Liebling von Allen, etwa 20 Jahr alt, heiter, offen, ungenirt, mit gutem Verstande. Das Wetter ist wieder herrlich. — Napoleon hatte mit seiner Escorte über Stenay nach der preußischen Grenze reisen sollen; es war ihm aber unangenehm, innerhalb Frankreichs als Gefangener lange und mehrere Nächte hindurch zu verweilen. Er bat daher, durch Belgien gehen zu dürfen; natürlich ohne alle militärische Begleitung, um Belgiens Neutralität nicht zu verletzen. Es ist ihm bewilligt, gegen sein Ehrenwort, sich in Aachen zum bestimmten Tage zu gestellen. General von Boyen mit seinem Adjutanten, Fürst Lynar, beide dem Kaiser von Paris her näher bekannt, haben deshalb, zum Theil ohne Eisenbahnen, um Belgiens und Luxemburgs Grenzen herum Aachen zu erreichen suchen müssen. Napoleon, dessen erstes Nachtquartier in Bouillon war, hatte auf dem Wege dorthin das 5. Korps zu passiren; unsre Leute sollen sich sehr taktvoll benommen haben, ohne Napoleon zu belästigen; sie haben sich ganz ruhig verhalten. Im Gegensatze haben die Soldaten dieses Korps, als der König am 2. September bei ihnen war, ihn mit einem fanatisch jubelnden Ungestüm umringt. Napoleon hat in ihnen, auch im Äußern, nicht die schlechtesten Truppen der Armee gesehen. Auch die Württemberger sehen in Figur und Haltung gut aus; viel besser als die Baiern. — Mit großer Achtung spricht man von der Führung des Kronprinzen von Sachsen; er hat das eiserne Kreuz erster Klasse erhalten. — Ein Bekannter war noch am 3. September in Sedan; da soll es entsetzlich ausgesehen haben: die Häuser verwüstet, auf den Straßen zerschlagene Waffen, Soldaten und Marketenderinnen betrunken 2c. — Hier

in Rethel hat man nicht begreifen können, daß die Deutschen nicht von der französischen Armee aufgehalten werden; die Nachricht von der Kapitulation von Sedan und der Gefangennahme von Napoleon glaubt man nicht.

Rheims, 6. September. Die Fahrt von Rethel hierher, in 4 Stunden, geht auf der fast schnurgeraden „Kaiserstraße", einer Chaussee, welche um die Hälfte breiter ist als die unsrigen, aber durch langweilige Gegend. Der Boden, weißlich, Kalk und Kreide, ist nicht besonders; es werden Kiefern und Buchweizen kultivirt. Beim Einzuge war die Bevölkerung massenhaft auf der Straße, aus Neugierde; aber nur von den unteren Klassen; wir, den Erbgroßherzog eingeschlossen, welcher wieder in meinem Wagen gefahren war, sahen jedoch hinter den geschlossenen Jalousien der oberen Etagen manchen Kopf hervorlugen. Die Damen der besseren Stände jugendlichen und mittleren Alters sind vollständig verschwunden; die Franzosen haben offenbar die Deutschen nach ihrer eigenen Rohheit beurtheilt, und doch ist nicht ein Fall laut geworden, daß Frauen oder Mädchen der unteren Klassen von Soldaten insultirt wären, während die Franzosen in den wenigen Stunden, wo sie Machthaber von Saarbrücken waren, sich Angriffe auf zwei Damen erlaubt hatten. Wie in Rethel, waren gestern auch hier alle Magazine geschlossen. — Ich bin hier bei einem receveur des finances untergebracht, der in der Nacht schleunigst mit der Kasse nach Paris gereist war. Kaum 6 Stunden später seien die „Uhlanen" da gewesen, um die Kasse in Beschlag zu nehmen, ein Verfahren, welches überall zu den ersten militärischen Operationen gehört, um den Feinde die zur Kriegsführung erforderlichen Geldmittel zu kürzen. Die französischen Steuer-Erheber sind nach unsern deutschen nicht zu beurteilen. Mein Hauswirth, Comte de Lédochowski, Cousin unsers Erzbischofs von Posen, hat ein großartiges Bureau mit Oberlicht. Mein Arbeits- und mein Schlafzimmer, klein, aber höchst elegant und überaus wohnlich, durchweg mit Teppichen belegt, sind die Zimmer des Sohnes, welcher als leicht verwundeter Offizier mit nach Paris gegangen ist. Man würde sie für Damengemächer halten; die Möbel von Ebenholz mit Gold und eingelegter Arbeit; ein Tisch fehlte, wie immer; mit dem Nippes-Schreibtisch konnte ich mich nicht begnügen. Im Schlafzimmer ist eine große silberne Dose mit Puder neben dem Toilettenspiegel (mit silbernem Rahmen) stehen geblieben. Der Kaffee wurde mir auf Silber servirt. — Der König logirt in dem geräumigen schönen Palais des Erzbischofs. — Abends hoffte ich im Hotel du lion d'or Bekannte zu finden, unmöglich unterzukommen, Alles voll preußischer Offiziere, welche vin du pays: Champagner, tranken. Mich redete Graf York an, den ich im Jahre 1866 vor dem damaligen Ausmarsche examinirt hatte.

Rheims, 7. September. Das Kaiserreich ist zu Ende! Bismarck las gestern nach der Tafel in der großen Halle, wo ehedem die französischen Könige vor der Krönung gesalbt wurden, die Depeschen aus Paris über den Umsturz der Regierung vor. Ein Verdienst hatte L. Napoleon für uns, durch den Krimkrieg den Druck des russischen Zaubers gehoben oder doch gemildert zu haben; die politische völlige Beseitigung desselben werden wir wohl erst noch selbst versuchen

müssen, soweit es die Beziehungen der Regentenhäuser gestatten. Der König will es Napoleon als Verdienst anrechnen, daß er uns 1866 hat gewähren lassen, aber das kann ich als Verdienst nicht gelten lassen; er hatte mit Sicherheit auf unsre Niederlage gerechnet und würde eine solche ohne Frage für sich gründlich ausgebeutet haben; als unerwartet das Gegentheil eintrat, war er nicht gerüstet. Von den angeblichen Abmachungen Bismarck's mit Napoleon in Biarritz glaube ich nichts; wären solche erfolgt, so würden Napoleon und Grammont nicht gezögert haben, damit hervorzutreten, namentlich nach den Enthüllungen der französischen Projekte bezüglich Belgiens. — Gestern hat auch der Kronprinz sein Hauptquartier hierher verlegt. Die Lebensweise ist schon wie in Paris; gegen 12 Uhr wird warm gefrühstückt, nach 6 Uhr dinirt. Die Kaufleute wurden vom Kommandanten gezwungen, die Fensterläden der Magazine bei Tage zu öffnen; die Stadt hat dadurch gleich ein anderes Ansehn erhalten. Die Furcht scheint sich auch etwas zu legen; die Einwohner, wie auch in Rethel, erkennen an, daß unsre Leute sich namentlich im Vergleiche zu den französischen Soldaten, die offen gestohlen und geplündert haben, gut benehmen. Aber daß die Franzosen in diesem Kriege unterliegen sollten, will Niemandem in den Sinn; wenn sie nicht die deutschen Truppen als Folge ihrer Niederlagen mit leiblichen Augen hier sähen, so würden sie noch bestreiten, daß ihre Heere geschlagen sind. Sie suchen nun für die Niederlagen andre äußere Gründe, Verrath, Spionage ꝛc. Der nationale Stolz, Hochmuth und Ruhmredigkeit sind geradezu krankhaft.

Rheims, 8. September. Durch die Proklamirung der Republik verwirrt sich die politische Lage etwas. Bismarck theilte zwar die Veränderungen mit und macht dabei hin und wieder einen Scherz; aber über die Folgen für uns schweigt er. Um so mehr zerbricht man sich sonst im Hauptquartier die Köpfe, mit welcher Autorität soll Frieden geschlossen werden? Das Hauptquartier wird noch 3 bis 4 Tage hier bleiben, theils um die Dislokation der Truppen mit Muße zu bewirken, theils um die Entwickelung der Dinge abzuwarten. — Der König hat ebenfalls den Dom besehen, und später auch der Kronprinz; die Herren nehmen sich aber doch wenig in Acht, so daß wir ängstlich sind; der König läßt sich nicht nehmen, stets im offenen Wagen zu fahren. Vor dem Hause des Königs ist stets eine große Menge Volks versammelt. Als er in die Kirche ging, was sich schnell verbreitete, war sie bald von Neugierigen gefüllt. Gar zu leicht kann ein Unglück geschehen durch einen haßerfüllten Fanatiker, der ja in solchen Fällen darauf gefaßt ist, sein eigenes Leben als Märtyrer zu opfern. In Epernay ist heimlich ein Offizier durch einen Schuß tödtlich verwundet; der Thäter ist nicht entdeckt; der Stadt ist dafür eine Contribution von 500 000 Francs auferlegt. Auch hier ist beim Einzuge der ersten Truppen aus einem Fenster geschossen; die Kavalleristen haben sofort wieder Feuer gegeben und einen unschuldigen blinden Mann getödtet. — Auf der Straße bin ich hier wiederholt von Blousenmännern angesprochen, abgesehn von vielen bettelnden zerlumpten Kindern. Die Blousenmänner sahen leidlich aus, behaupteten aber, sie hätten mit ihren Familien in Folge des Krieges nichts zu leben. Einer erwiederte auf

meine Bemerkung, daß wir doch den Krieg nicht veranlaßt hätten: das wisse er, aber darum ginge es ihm doch nicht besser. Inzwischen wird doch das Lügensystem fortgesetzt. Nach einem hier ausliegenden Journal ist am Sonntag, — wo nichts passirte, — eine große, detaillirt beschriebene, Schlacht von den Franzosen gewonnen; der König und Bismarck seien verrückt geworden und tanzten zusammen den Cancan; sie würden nach Berlin geschafft &c. und dergleichen Blödsinn mehr. — Die Felsenkeller der bekannten Champagnerfabrik Heidsieck wurden besetzt; es lagern dort 2300000 Flaschen. Die Königliche Küche muß hier die Flasche mit 1 Thal. 5 Silbergr. und eine andere Sorte Champagner mit 1 Thal. 10 Silbergr. bezahlen; im Hotel haben wir gestern 1 Thlr. 10 Silbergr. für eine Flasche von Mumm bezahlt. Eine besondere Schwierigkeit hat es noch in allen Orten gemacht, Frankenstücke zu erhalten; die Kaufleute behaupten, es gebe keine; zum Herausgeben bieten sie preußische Silberthaler (à 3 Fr. 75 Cent.) und Sousstücke. — Den Offizieren, welche hier in großen Massen sind, werde ich, um ihnen auf die leichteste Weise klar zu machen, wer ich bin, mit dem Zusatze: „der Civil-Treskow" vorgestellt.

Rheims, 10. September. Bei Metz ist gestern eine Anzahl Gefangener ausgewechselt; dies ist benutzt, um nach Metz solche Franzosen zu schicken, welche durch die Kapitulation von Sedan in unsre Hände gefallen sind, damit diese ihren Kameraden die Ereignisse von Sedan erzählen, welche sonst in Metz nicht geglaubt würden. — Der König will heute einen Abstecher zum abgebrannten Lager von Chalons machen; ich werde ihn begleiten.

Rheims, 11. September. Die gestrige Fahrt nach dem Champ de Chalons beim Dorfe Mourmelon war sehr interessant. Der Weg freilich geht sehr eintönig durch eine fast gänzlich kahle Ebene, welche nur spärlich durch einzelne Kiefern unterbrochen wird; mit unfruchtbarem, sehr kreidehaltigem Boden, auf stets schnurgeraden langweiligen Chausseen. Die Anlage des Lagers ist großartig; zur Zeit steht nur noch der Rumpf; die Zelte, in welchen im Sommer die Truppen in der Stärke von 25 bis 30000 Mann lagen, sind nur zum Theil noch da, größtentheils zerstört und umgefallen. Lange Reihen von Holzbaracken, welche straßenförmig angelegt sind, stehen noch; ebenso das „Haupt-Quartier" oder der „Pavillon" des Kaisers mit den zahlreichen Dependenzen für Adjutanten, Cavaliere, Hofdamen — für jede Person ein kleines Häuschen, bestehend aus Stube mit Kamin und Schlafzimmer, Alles sehr komfortabel eingerichtet, Küche, Keller, Stall &c. Aber wie sah es drinnen aus! Einen ähnlichen Vandalismus habe ich nur in Mars la tour gesehen! Wie es heißt, soll die Verwüstung von den Franzosen selbst und namentlich von den Einwohnern des Orts bewirkt sein; unsre Truppen sind kaum 24 Stunden, nachdem die Franzosen das Lager verlassen haben, dort eingerückt und haben die Verwüstung schon vorgefunden. Überall Scherben von zerschlagenen Spiegeln, Vasen, Gläsern, Tapeten abgerissen, Möbel zerschlagen! Man konnte indeß noch genügend wahrnehmen, wie vortrefflich alles eingerichtet gewesen war. Auch für die Soldaten fehlte es nicht an Comfort. Nur freilich paßte Alles nicht für ein militärisches Lager. Der

große Ort Mourmelon ist eigentlich nichts als eine Sammlung von Cafés, Bier- und Branntwein-Schenken, Conditoreien, Theater, Bazars x. An dem Lager selbst hatten unsre Offiziere in militärischer Beziehung sehr viel auszusetzen, vor Allem hinsichtlich der Gegend, daß es sich auf der Ebene zwar vortrefflich marschiren und reiten lasse, daß sie aber beim Mangel an Terrain-Schwierigkeiten kein Ort sei, um den Truppen und ihren Führern das Manövriren beizubringen, was gerade die starke Seite unsrer Heere ist.

Abends zum Diner (6 Uhr, hier 40 bis 50 Personen) war Prinz Albrecht zugegen. Seine Herren, welche von Sedan kamen, erzählten von der Masse der Gefangenen, welche gestern bereits sämmtlich abgeführt sein sollen. Der Kriegsminister äußerte sich etwas unglücklich darüber: er wisse nicht, wohin mit allen Gefangenen! worauf Moltke ihm lächelnd sagte: er möchte ihm nächstens noch einige mehr verschaffen. Die bei Sedan erbeuteten großen Militär-Vorräthe sind, wenngleich neu, zum Theil z. B. Sattelzeug und Schuhe so schlecht, daß unsre Truppen vielfach abgelehnt haben, ihre verbrauchten Sachen mit den erbeuteten neuen zu vertauschen.

Rheims, 12. September. Über die Friedensbedingungen sich zu beunruhigen, ist kein Grund. Bismarck wird die Sache schon machen. Viel schreiben kann ich darüber nicht; aber Metz, wenn wir es erst haben, werden wir nicht wieder herausgeben. Was man vom Frieden verspricht, ist daraus anzunehmen, daß bereits für Elsaß und Lothringen 2 Oberpostdirektionen eingerichtet werden, deren Domizil vorläufig in Pont à Mousson und Hagenau bestimmt ist; weitere dauernde Post-Einrichtungen werden unmittelbar folgen. — Moltke hat nichts dagegen, daß wir noch die ganze Woche hier bleiben, damit die Truppen mit Muße und ohne Strapatzen vorrücken; und Bismarck ist es auch recht, damit die Verhältnisse in Paris sich etwas konsolidiren.

Rheims, 13. September. Morgen geht das Hauptquartier um 11 Uhr nach Chateau Thierry, übermorgen nach Meaux. In Meaux bleiben wir wieder einige Tage und warten der Dinge; wir sind dann nur eine Tagereise von Paris. Von Rheims muß ich noch die ganz entsetzliche Bettelei melden; Frauen und Kinder belästigen schaarenweise jeden anständig Gekleideten.

Rheims, 14. September. — Inzwischen sucht man auf Grund der provisorischen Zustände sich eine Basis zu schaffen, zugleich den überspannten französischen Geistern, so dem auswärtigen Minister Jules Favre, durch nüchterne Energie zu zeigen, worauf Deutschland besteht, und diejenigen Friedensbedingungen, an denen man unbedingt festzuhalten gedenkt, thatsächlich auszuführen. Es wird projektirt, Elsaß und Deutsch-Lothringen von Frankreich abzutrennen. Die Grenze von Deutsch-Lothringen wird gefunden durch einen Strich, welcher etwa eine Meile westlich von der Mosel resp. der Eisenbahn von Sierk beginnend bis etwa eine Meile unterhalb (nördlich) von Pont à Mousson die Mosel trifft, dort überschreitet, östlich weiter läuft bis Romeny, Vic vorbei, und in der Gegend von Lörchen die Grenze von Elsaß trifft. Den Franzosen, welche keine Scholle abtreten wollen, wird dies Gebiet zu groß, dagegen den Deutschen wohl zu klein

erscheinen. Man trifft nun Einleitungen, die Verwaltung dieser Provinzen so zu organisiren, als wenn sie bereits abgetreten wären. Die schwierige Frage ist, wer diese Landestheile haben soll. Erworben sind sie durch die Kraft von ganz Deutschland. Ein Zerstückeln, so daß die verschiedenen deutschen Staaten Theile davon erhielten, würden jene Provinzen, welche so lange einem großen Staate angehört haben, schwer empfinden und auf die Dauer unzufrieden machen. Zudem würde dadurch die Eigenschaft dieser Gebiete als Vormauer Deutschlands geschwächt.

Eine, auch nur theilweise Annektirung an Preußen würde alsbald die Eifersucht von Österreich und Rußland, welche sich ohnehin schon regt, lebendig machen. Es wird daher die Idee erwogen, Elsaß und Deutsch-Lothringen als ein, dem ganzen Deutschland gehöriges Bundesland zu behandeln, worin der König von Preußen Kriegsherr ist und demgemäß die militärischen Einrichtungen nach der norddeutschen Kriegsverfassung geregelt werden. Für die Gesetzgebung würde im Zollparlamente ein Organ zu finden sein, — ein Verhältniß, welches mit der Zeit auf den Zollverein konsolidirend und auf das Parlament machterweiternd zurückwirken würde. Diese Mittheilungen sind indeß für jetzt noch sehr diskret zu behandeln. — Zu meinem großen Bedauern wächst die Wahrscheinlichkeit, daß der am 3. d. M. von Vendresse und la Casine abgegangene Kabinets-Kourier von französischen Mobilgarden aufgefangen ist. Am 2. September hatte ich zwei Briefe geschrieben, einen vor meiner Abfahrt nach Sedan, welcher an demselben Tage abgegangen ist, und den zweiten nach meiner Rückkehr von Sedan, welchen der Kourier am 3. Nachmittag mitgenommen hat; dies war ein ausführlicher Bericht über die großen theils selbst erlebten Details der Ereignisse vom 1. und 2. September, welcher Euch wahrscheinlich sehr interessirt haben würde. Auch vom Könige und von Anderen wird gerade dieser Kourier Briefe voller Bedeutung bei sich geführt haben. Das Alles ist nun verloren. Der Kourier vom 4. September ist auch unterwegs angefallen, aber noch glücklich echappirt.

Chateau Thierry, 15. September. Die gestrige Fahrt war lang, anfangs bei offenem Wagen durch einförmige Gegend; als letztere hübscher wurde, namentlich im Marnethale, kam ein entsetzlicher Regen. In Dormans wurde um 3 Uhr dejeunirt. Sämmtlich machten wir die Bemerkung, daß die Einwohner, welche überall schaarenweise am Wege standen, viel freundlicher sind als seither; die meisten zogen die Mütze ab, was uns früher nicht passirt war. Auch meine Wirthsleute sind munter und gastfrei; der Mann ist Schlächter; beim Eintritte in meine Stube prangten auf meinem Tische nicht bloß Brod, Butter und Fleisch, sondern auch Wein, Wasser und Zucker (diese 3 Sachen gehören in Frankreich immer zusammen) und die köstlichsten Pfirsiche, Weintrauben, Birnen, Äpfel und Nüsse. — Der Postkourier vom 3. September ist wiedergefunden; er war richtig von Mobilgarden eingefangen und nach Verdun geschleppt; von dort hatte man ihn nach Abnahme seiner Briefschaften wieder freigelassen, um ihn nicht noch verpflegen zu müssen. — Als ich vorgestern beim Könige war, erhielt er ein Gesuch des Prinzen Plon-Plon, den Kaiser in Kassel besuchen zu dürfen. Der König meinte: er werde Napoleon nicht halten, wenn er seiner Frau nach Eng-

land folgen wolle. Zugleich theilte er mir ein bon mot aus einem Briefe der Königin mit: Napoleons Erniedrigung ist Wilhelms Höhe! — Um 11 Uhr geht es weiter nach Meaux.

Meaux, 15. September. Abends. Der Weg bis la Ferté sous Jouarre läuft immer die Marne entlang, wie durch einen Garten, in lieblicher Gegend. In der schloßartigen Besitzung des Senateur de l'Arabi zu Luzancy wurde ein Imbiß von köstlichem Obste genommen; der Besitzer war nicht da. Im Bibliothekzimmer hing eine Karte von Frankreich, auf welcher Bismarck die Grenze korrigirte, indem er von Mezières bis Basel einen Strich zog. — Die Franzosen hatten die Chausseen auf manchen Stellen aufgerissen, bei Trilport gar eine Eisenbahnbrücke und 3 Chausseebrücken von großartiger Bauart gesprengt. Dergleichen kann geboten sein, um einen eiligen Rückzug zu decken und die Verfolgung zu hindern. Welchen Zweck man sich aber hier bei der Sprengung gedacht hat, wo die Franzosen zur Zeit keine Armee haben, ist völlig unklar. Die Preußen hatten alsbald Nothbrücken geschlagen. — Hier fand sich gewissermaßen als Abgesandter der provisorischen Regierung ein Engländer ein, um einen Waffenstillstand zu vermitteln!! Bismarck hat ihm erwidert: er (der Engländer) habe es doch nicht mit Kindern, sondern mit Erwachsenen zu thun, denen man bei jetziger Lage der Dinge einen Waffenstillstand ohne weitern Zweck, als daß er lediglich etwaigen weiteren Rüstungen Frankreichs zu Gute käme, nicht bieten könne. Bismarck hat ihm im weiteren Verlaufe der Unterhaltung die Absurdität der Note von Jules Favre zu Gemüthe geführt; an dem Kriege sei nicht der Kaiser allein Schuld, sondern auch die Kammern und die Nation selbst; alle hätten den Krieg gewollt, in der sichern Erwartung des Sieges, um für Sadowa Genugthuung zu haben und vor Allem das unaufhörliche Rheingelüste zu befriedigen. Wenn, wie Favre wolle, die Deutschen abzögen, ohne ein Dorf zu nehmen, und sogar selbst die Kriegskosten zahlten, so würde der Frieden doch nur ein Waffenstillstand auf so lange sein, bis Frankreich sich abermals stark genug fühle, um die durch die deutschen Siege hervorgerufenen patriotischen Beklemmungen zu sühnen; deshalb sei es durch die Lage der Dinge und die Opfer geboten, die Grenze zur größeren Sicherung Deutschlands zu korrigiren. Auf die Drohung mit England hat Bismarck entgegnet: er wisse nicht, welche Vortheile Deutschland durch die Liebe Englands in diesem Kriege genossen, und wolle dahingestellt sein lassen, ob die Nachtheile, welche die Ungnade Englands für Deutschland bringen müßte, größer sein würden. Habe England nichts gethan, den Krieg zu verhindern, so möge es jetzt auch Deutschland allein denselben ausfechten und die Früchte ernten lassen.

Meaux, 16. September. Man hofft, daß am 19. September bereits unsre Armeen Paris umgeben und westlich von Paris Fühlung haben werden. Das Hauptquartier unsers Kronprinzen ist zur Zeit in Coulomiers, südöstlich von Meaux; er dirigirt sich auf Sceaux, so daß der linke Flügel seiner Armee Versailles berührt. Daran reiht sich nach Nordosten und Norden die Armee des Kronprinzen von Sachsen (Garde, 4. und königl. sächs. Korps). — Meaux ist

eine alte Stadt, im Gegensatze zu Rheims von engen Straßen; alle Magazine und Cafés sind geschlossen, nur die Hotels (überaus schlecht und unsauber) offen, die Leute widerwillig.

Meaux, 16. September. In diesen Tagen kam das Gespräch mit dem Könige auf dessen persönliche Sicherheit bei einem Einzuge oder — Aufenthalte in Paris. Er sagte, er wisse nicht recht, was sich die Leute dächten. Wenn von einem Einzuge überhaupt die Rede sein könne, so müsse entweder die Einnahme der Stadt durch Belagerung und Eroberung oder der Friede vorhergehen; in beiden Fällen sei ein größeres feindliches Vorgehen nicht zu fürchten. Wolle aber ein Fanatiker aus dem Verstecke ihn tödten, so gebe es gegen ein solches Unternehmen keine Sicherung; das könne hier ebenso gut geschehen wie in Paris. Er stehe in Gottes Schutze und müsse vertrauen, was Gott über ihn verhängen würde. Gegen den König und Bismarck könnte dergleichen beabsichtigt sein; unser Einer läuft höchstens nebenbei mit unter; um so mehr dürfen wir nicht kleinmüthig sein, wenn der König ein solches Gottvertrauen hat. — Mein Wirth ist heute plötzlich umgeschlagen und hat mir Trauben, Eingemachtes, Kuchen 2c. zum Dessert zu meinem warmen Frühstück (aus der königl. Küche) geschickt; auch gegen die Herren ist er gastfreier. Vielleicht hat er sich überzeugt, daß es nicht wahr ist, was den Preußen nachgesagt wird: détruire tout et manger des enfants. Die Leute sind zu dumm; mein Wirth meinte: so wie wir vor Paris, ebenso ständen die Franzosen vor Berlin!

Lagny, 19. September. Während der König im Begriffe war, sein Hauptquartier mit Bismarck und Moltke nach Rothschild's Schlosse Ferrières (eine Stunde von Lagny, wo die Prinzen und ich bleiben) zu verlegen, hatte Jules Favre durch englische Vermittelung eine Unterredung mit Bismarck nachgesucht; auf seine Ankunft wurde dann in Meaux bis gegen 12 Uhr gewartet. Der König war dann mit den Prinzen und Adjutanten nach Clair gefahren, um sich dort zu Pferde zu setzen. Er hatte mir neulich erzählt, es sei Meldung gekommen, daß die in Paris befindliche Armee — das für Sedan zu spät gekommene Korps des Generals Vinoy von 25000 Mann und die in Paris gebliebenen Truppen, im Ganzen, wie man glaubt, 40000 Mann, aus Paris nach St. Denis zu vorgebrochen sei; man wolle sehen, was das bezwecke. Wir übrigen fuhren mit sämmtlichen Wagen unter Bismarck's Führung (er selbst zu Pferde) in der Richtung nach Lagny. Als wir Fouilly passirt hatten, begegnete uns ein zweispänniger Stadtwagen mit 4 Personen einschließlich eines preußischen Offiziers. Bald nachher sagte mir Hofrath Taglioni: er habe J. Favre und Prinz Biron erkannt. Sofort ließ ich das durch einen Feldjäger dem Grafen Bismarck melden, welcher dann ein paar Reiter nachjagen ließ, um die Herren zurückzuholen. Bismarck sagte, es sei ihm lieber, das unterwegs abzumachen; wenn J. Favre ins Hauptquartier selbst komme, würde er ihn nicht wieder los. Damit habe ich ihn verlassen und erfahre auch vorläufig nichts. — Hier in Lagny, in anmuthiger Gegend, ist eine große Zahl hübscher und großer Villen mit Parks und Gärten; aber mit seltenen Ausnahmen sind alle verlassen und verschlossen; auch die Dörfer,

welche wir passirten und hier in der Stadt ganze Straßen, wie ausgestorben, die Läden zugemacht; Niemand läßt sich sehen, es ist fast unheimlich. Ich wohne bei dem Notar Rothschild's in einer großen, eleganten Villa mit Park; er selbst ist anwesend, aber allein; nicht bloß Frau und Kinder sind fort, sondern auch das Gesinde. Bald nach der Begrüßung kam die Rede auf den Krieg; er, wie alle Franzosen, schiebt alles auf den Kaiser allein; der Kaiser habe das Volk belogen; das „ja“ beim Plebiscite habe nach dem Versprechen des Kaisers den Frieden und den Schutz gegen Anarchie bedeuten sollen! Der Kaiser wieder berief sich auf l'opinion publique. Im Grunde hat keiner Unrecht; das Rheingelüste und das heutige Frankreich steckt Allen seit Alters im Kopfe.

Lagny, 20. September. Gestern ist bloß ein unbedeutendes Scharmützel zwischen Franzosen und einzelnen Truppen des 4. Korps gewesen. Der König hatte mir gestern vor unserer Abreise gesagt, der gemeldete Vormarsch der Franzosen aus Paris nach Norden käme für gestern (19. September) ungelegen, weil man dort kaum so viele Truppen habe, als man die Franzosen schätze; nämlich nur das 4. Korps und die Garde. Die Franzosen schienen sich bei St. Denis festsetzen zu wollen, was zu hindern sei. Genaueres wisse er nicht. Mit heute dagegen seien wir den Franzosen auch dort überlegen, weil dann alle Truppen angelangt sein würden. — Der König und die andern Herren haben gestern zu Fuß in die Stadt gehen müssen, weil die vor Lagny über die Marne führende Chausseebrücke, sowie die Eisenbahnbrücke — schöne Bauwerke — gesprengt waren und über die Nothbrücke im Finstern die Wagen nicht zu bringen waren, die Pferde nur einzeln. Die Herren waren bis etwa $1^1/_2$ Meilen vor Paris nach Norden gekommen, ein langer Ritt von bestrittenem Genuß. Aus meinen Fenstern sah man gestern Abend den Schein angezündeter Wälder. Um 11 Uhr will ich zum Könige nach Ferrières fahren.

20. September Abends. Der König ist gestern auf der falschen Seite von Paris im Norden gewesen, während im Süden ein heftiges Gefecht gegen 3 Divisionen stattfand, welche von den Baiern und dem 5. Korps geschlagen sind. — J. Favre ist zu Aller Verwunderung ohne alle Vollmacht seiner Kollegen erschienen; er bietet Geld, so viel man wolle, aber keine Scholle von Frankreich, und kein Einzug in Paris! Die letztere Bedingung hat ihm sehr am Herzen gelegen. Bismarck hat ihm dagegen seinen Standpunkt klar gemacht und ihm zum Schlusse auch noch die gestrige neue Niederlage mitgetheilt; diese soll aber gar keinen Eindruck auf Favre gemacht haben, so daß Bismarck äußerte, der Mann wisse wohl nicht, was eine Armee und was Kriegführen sei. — Schloß und Park Ferrières sind über alle Beschreibung schön, elegant und komfortable eingerichtet, so daß die mir bekannten fürstlichen Landsitze, Babelsberg, Reinhardtsbrunn 2c. weit nachstehen. Das Schloß ist ein großes Viereck; jede Seite hat einen von den andern abweichenden Stil. In der Mitte liegt statt eines Hofes ein mächtiger Saal, eine Treppe hoch mit Oberlicht; für meinen Sinn zu überfüllt und reich. Vorzüglich waren die Logirstuben, jede von der andern verschieden, jede für sich ganz harmonisch, was Tapeten (nur seidene), Bettvorhänge,

Bezüge, Sopha, Fauteuils, bis auf die Farbe des Marmors an den Kaminen und den Waschtoiletten betrifft.

Mittwoch, 21. September. Heute Mittag fahre ich abermals nach Ferrières, nicht ganz freiwillig, sondern auf Ansuchen des Erbgroßherzogs, ihn mitzunehmen. Alle Fürstlichkeiten hier kamen in Folge meiner Beschreibung vor Neugierde, Schloß und Park zu sehen; sie fahren sämmtlich hin. Prinz Adalbert ist jetzt auch bei uns: er war seither bei der Armee vor Metz, weil es bei der Flotte nichts zu thun gab und er gern thätig sein wollte. — General Steinmetz ist nach Posen zurückgeschickt; er war völlig unbotmäßig und in seinen Gedanken zu groß geworden. — Gestern ist in der Nähe aus einem Walde auf 2 Sachsen geschossen; man durchsucht den Wald und findet in einer großen Höhle 250 Menschen: Männer, Frauen und Kinder, welche sich aus Furcht vor den Preußen aus den Ortschaften mit ihren Habseligkeiten dorthin geflüchtet hatten.

Lagny, 22. September. Das Verlassen der Wohnungen, während Alles Bewegliche darin bleibt, ist auch hier bemerkbar; in ganzen Straßen sind die Häuser verlassen. Wie sieht es aber darin aus! Von einer solchen Verwüstung macht man sich keinen Begriff, wenn man sie nicht mit eignen Augen gesehen hat. Die Motive solcher Flucht kann man sich nur erklären, wenn man hört, was den für alles Außergewöhnliche sehr leichtgläubigen Leuten von unserer Grausamkeit und Bestialität vorgelogen ist, und zwar, wie man vielfach hört, durch die katholischen Geistlichen. Vieles ist durch das eigne französische Gesindel zerstört; aber auch unsern Marketendern wird in dieser Beziehung viel vorgeworfen. Steinmetz hatte letztere eine Zeitlang von seiner Armee ganz fortgewiesen; das heißt indeß das Kind mit dem Bade ausschütten; denn vielfach sind diese Leute für die Soldaten nicht zu entbehren. — Gestern machten wir unter des Königs Führung eine Spazierfahrt durch den Park, und nach der Tafel ließ der Roth-schild'sche Premier-Minister den großen Saal erleuchten; er hat Oberlicht mit zwei Glasdächern; zwischen den beiden Glasdächern sind über 1100 Gasflammen angebracht, so daß im Saale keine Gasflamme brennt. Das Schloß hat eine eigene Gasanstalt.

Lagny, 24. September. J. Favre ist nicht zurückgekommen, sondern hat geschrieben, daß die von Bismarck mitgetheilte Basis, auf welcher von uns Frieden geschlossen werden könne, von seinen Collegen nicht angenommen sei, vielmehr der Krieg mit allen Mitteln fortgesetzt und das Weitere Gott anheimgestellt werden solle! Inzwischen hat sich eine andere Persönlichkeit im Auftrage von Gambetta gemeldet und sich damit eingeführt, daß sie entsetzlich auf J. Favre geschimpft hat. Bismarck hat sich mit dieser Person nicht einlassen wollen. Möglich, daß man schon jetzt sich in Paris in den Haaren liegt; die Vorposten bei Versailles haben gemeldet, man höre innerhalb Paris schießen. — In Ferrières war vorgestern der Kronprinz. Verbürgt ist: als der Kronprinz nach der Schlacht von Wörth einen verwundeten Baiern anspricht, hat dieser ihm gesagt: ja, wenn Sie uns im Jahre 1866 kommandirt hätten, würden wir die verdammten Preußen schon herausgeschmissen haben! — In unsrer Stadt ist noch jeden Tag unsres

Hierseins eine bald größere, bald kleine Feuersbrunst gewesen, sicher von hiesigen Leuten angelegt. Vorgestern sind dabei zwei Pferde eines Offiziers verbrannt; gestern wurde im Stalle des Prinzen von Baiern Feuer entdeckt. Ein unbewohntes und gänzlich verschlossenes Haus brannte ganz nieder; von den Franzosen rührte Niemand eine Hand zum Löschen; nur unsre Soldaten waren thätig. — General-Postmeister Stephan hat die Tour rings um Paris in 3 Tagen gemacht, um einen Postcours einzurichten; ebenso besteht ein Telegraph; die Cernirung ist vollständig geschlossen.

Lagny, 29. September. Eine Menge Petitionen kommen: der König möge großmüthig sein, sich an der Ehre genügen lassen und ruhig heimziehen. Der Herzog von Persigny schreibt: es wäre doch grausam, wenn der ganz unschuldige Lulu unter dem verfehlten Unternehmen seines Papas leiden sollte; der König möge Lulu den Thron reserviren. — Unsere Truppen haben in der Seine die aus Paris führende Telegraphenleitung gefunden, so daß alle Telegramme in unsre Hände fallen; nur Schade, daß wir sie nicht lesen können, weil sie alle chiffrirt sind.

Lagny, 1. Oktober. Unser Hauptquartier wird Dienstag oder Mittwoch nach Versailles verlegt, wo schon der Kronprinz sein Hauptquartier hat.

Lagny, 4. Oktober. Unser letzter Abend im schönen Lagny! Auch der König sieht die Entscheidung vor und in Paris nicht als nahe bevorstehend an. Um Bomben in die Stadt werfen zu können, ist der Besitz von 1 oder 2 Forts unerläßlich; das erfordert aber eine förmliche Belagerung mit schwerem Geschütz. Dies wird nun freilich herbeigeschafft, erheischt aber mehr Pferde, als hier disponibel sind. Dieselben Pferde müssen also den Weg mehrmals machen; das Alles kostet Zeit. Nach den früheren rapiden Erfolgen wird das fernstehende Publikum, welches die großen Schwierigkeiten nicht kennt, schwer begreifen, daß Paris so lange auf sich warten läßt.

Versailles, Avenue de Paris 11. 5. Oktober. In Lagny entließ uns unser sehr freundlicher zuvorkommender Notar Burdel. Seine Trauer hatte auch wohl hauptsächlich die Ursache, daß er in mir seine Sauve-Garde verlor. Erstaunt waren wir über die Menge der Schlösser; bis Villeneuve über 2 Dutzend. Alle, auch die größten Parks sind mit steinernen Mauern von einer Höhe umgeben, daß man vom Wagen aus nicht hinüber sehen kann. — Wohlthuend ist hier, daß die Einwohner heimisch geblieben sind; die Läden und Cafés sind sämmtlich geöffnet und besucht. Die Nachricht vom Falle Straßburgs scheint endlich auch J. Favre dahin reducirt zu haben, die thatsächlichen Faktoren besser in Betracht zu ziehen. Der Amerikaner Burnside hat aus Paris wenigstens die Nachricht mitgebracht, daß man sich geneigt zeige, Frieden auf der prinzipiellen Basis der Abtretung von Terrain zu schließen und Waffenstillstand zur Berufung der Constituante unter Einräumung eines Forts (exkl. Mont Valérien) an die Deutschen wünsche.

6. Oktober. Im Schloßgarten besahen wir die Anlagen; der König wanderte voran, gefolgt von einer großen Menge, worunter man — zum erstenmale seit

Mainz — auch Damen sah. Ein Franzose äußerte unverholen die Verwunderung, daß der König ohne Absperrung zu Fuß bei so vielen Menschen in Feindes Land umhergehe, Quel courage! rief er öfter; der Kaiser habe das nie gethan. — Der König wohnt in der Präfektur, einem palastartigen neuen Gebäude mit herrlichen Räumen und schöner Einrichtung. Auch der Kaiser, wenn er hier war, stieg in der Präfektur ab. Das Schloß ist nicht zum Wohnen eingerichtet, sondern wird ganz vom historischen Museum eingenommen; jetzt dient es zum Theil als Lazareth.

9. Oktober. Beim Eintritte ins Schloß, um das Museum zu besehen, traf ich den König, welcher das Lazareth besuchte, — 350 Verwundete, darunter 30 Franzosen und 60 Baiern. Später besah auch der König die Gemälde, ungenirt zum Erstaunen der Franzosen, von denen nicht Alle höflich waren. So betrachtete der König ein großes Gemälde aus einiger Entfernung; näher am Bilde standen 2 Franzosen, mit dem Hute auf dem Kopfe, ohne sich zu rühren, obwohl die sie begleitende Dame ihnen sagte, daß der König hinter ihnen stehe. — Ergötzen erregt ein Brief von Olivier an den König. Olivier sagt: er habe zum Kriege gerathen, nicht um die Einheit Deutschlands zu hindern, noch um den Rhein zu erlangen, sondern à cause de la réponse d'Ems! er (!) sei besiegt, bitte aber als vaincu den König (soyez grand!), nichts vom französischen Territorium zu nehmen, um weitere Kriege zu vermeiden. Napoleon I. habe die Stimme der Besiegten nicht gehört und — auf Jena sei Waterloo gefolgt! — Die Tafel besteht jetzt durchschnittlich aus 40 Personen: im kronprinzlichen Hauptquartier sind noch eine größere Zahl von Prinzlichkeiten.

Versailles, 14. Oktober. Beim Kronprinzen ist die Tischzeit erst um 7 Uhr; es ist viel ungenirter dort. Nach dem Kaffee wird geraucht, dadurch verlängert sich das Beisammensein; während man beim Könige höchstens 1 ½ Stunden braucht, dauerte es gestern beim Kronprinzen 3 Stunden bis um 10 Uhr. Beim Hingehen sah ich einen großen Feuerschein; die Franzosen haben St. Cloud in Brand geschossen; von Allen, die es kannten, wird diese nutzlose Handlung daher bedauert. Der Kronprinz wünschte namentlich ein größeres Bild zu retten, die Begegnung des Kaisers mit der Königin Viktoria; es ist aber nicht gelungen. — Heute war hier unter den Franzosen ziemliche Aufregung in Folge des Erscheinens des französischen Generals Boyer, eines Abgesandten von Bazaine aus Metz mit Bismarck, mit welchem er heute Nachmittag konferirt hat. Vom Resultate ist nichts zu erfahren. Man sieht die Unterhandlung als Folge davon an, daß man dem General Bourbaki aus Metz Gelegenheit gegeben hat, zur Kaiserin nach England zu gehen und sich von den thatsächlichen Verhältnissen durch den Augenschein zu überzeugen. — Inzwischen ist die deutsche Frage, der Anschluß der süddeutschen Staaten an den Nordbund im Flusse. Der König von Württemberg hat sich außerordentlich entgegenkommend bewiesen; schon in den nächsten Tagen werden hier Gesandte aus Württemberg und Baden erwartet. Man hofft auch auf Bevollmächtigte von Baiern und Hessen-Darmstadt. Minister Delbrück bleibt aus diesem Grunde vorläufig hier. — Gestern haben die Baiern in der

Nähe wieder ein Gefecht gehabt mit einem Verluste von leider 200 Mann; die Gefangenen sollen gesagt haben, daß es in Paris nur Pferdefleisch gebe.

Versailles, 16. Oktober. Meinen Bericht vom 14. über die Verpflegung in Paris muß ich dahin berichtigen, daß die Soldaten keineswegs nur Pferdefleisch essen; sie erhalten es lediglich zur Abwechselung, damit das Rindfleisch länger vorhält; zudem soll es sehr schmackhaft zubereitet sein und gern gegessen werden; an sonstigen Nahrungsmitteln, namentlich Getreide, Reis, soll noch kein Mangel sein. — Gegen 11 $^1/_2$ Uhr kam ein Garde-Landwehr-Regiment hier durch von Straßburg nach St. Germain, lauter prächtige, ältere, sehr bärtige, feste Leute. Der König ließ sie vor sich vorbei defiliren. Mein Wirth sprach sich sehr verwundert aus, daß dies Landwehr sei, Leute, die so vortrefflich aussehen, ganz disziplinirt seien und so gut marschiren können. Überhaupt imponirt den Franzosen das Exerziren unsrer Soldaten; an die Präzision in der Handhabung des Gewehrs und in den Marschbewegungen sind sie nicht gewöhnt; das stramme militärische Grüßen ist ihnen ein Zeichen strenger Subordination. Letztere besteht kaum bei den französischen Linientruppen, geschweige bei der Mobilgarde und den Franctireurs, welche für das eigne Land ein Schrecken sind.

17. Oktober. Ein Mitglied der spanischen Gesandtschaft ist dieser Tage aus Paris angekommen. Obwohl er, eingenommen für republikanische Institutionen, zu Gunsten der französischen Republik offenbar Manches geflunkert hat, hat er doch gestanden, daß die Führer, selbst General Trochu, von der Bewegung in Paris überholt seien, von den enragirten Massen terrorisirt werden und nach deren Beifall, nicht nach eigenem besseren Wissen die Zügel führen. Auch die Haltung Bazaine's, welcher von der Republik nichts wissen will, soll ihnen bedenklich sein. Der von Bazaine abgesandte General ist wieder nach Metz zurückgegangen. Daß man Bourbaki nicht die Erlaubniß gegeben hat, nach Metz zurückzukehren, wird hier von Manchem bedauert, weil er dort eingeschlossen uns weniger nachtheilig sein werde, als an der Spitze von Truppen im freien Felde. — Aus dem Schlosse von St. Cloud haben die Soldaten doch noch ziemlich viel werthvolle Sachen gerettet, die zum Theil hier bereits angekommen sind.

19. Oktober. Der gestrige Geburtstag des Kronprinzen ist vorschriftsmäßig verlaufen. Um 3 Uhr sprangen die Wasser, leider nicht mit dem ersten Effekt, weil die Sonne sich verkroch. Viele Damen hatten sich eingefunden, alle ganz schwarz gekleidet. Abends war beim Könige in den Prachträumen der Präfektur ein glänzendes Diner von 75 Couverts. — Am nächsten Freitag treffen hier die Minister von Baiern, Württemberg und Baden ein, um den Anschluß dieser Staaten an den norddeutschen Bund zu vereinbaren. — Unangenehm ist, daß kürzlich bei Chateau Thierry 600 französische Gefangene die schwache Bedeckungsmannschaft überwältigt und sich befreit haben. Freilich ist es ein Wunder, daß dieß nicht öfter geschieht; die Gefangenen sind meist sehr wenig bewacht; wo sollen auch alle Soldaten herkommen?

24. Oktober. Das Bombardement der Forts glaubt man keinesfalls vor dem 4. oder 5. November anfangen zu können, und zwar lediglich aus militäri-

schen Gründen, die in der Schwierigkeit der Sache liegen, keinenfalls auf Grund politischer Rücksichten etwa gegen Rußland oder weil man den Krieg nicht kriegerisch betreiben wolle oder gar weil Bismarck und Moltke in diesem Punkte verschiedener Ansicht seien und Bismarck die Stadt schonen wolle! Man ist in voller Thätigkeit, aber Geduld!

25. Oktober. Die Abmachungen mit den süddeutschen Staaten bedürfen der Zustimmung des Reichstags; um derselben möglichst sicher zu sein, hat Bismarck die Führer der Hauptfraktionen hierher citirt, von Blankenburg seitens der Konservativen, Friedenthal von den Freikonservativen und von Bennigsen von den Nationalliberalen.

26. Oktober. Heute war hier ein fürchterliches Wetter, viel Regen, vor Allem ein gewaltiger Sturm. Dabei ist der König im offenen Wagen nach St. Germain gefahren, wo der Landgraf von Hessen wohnt. Dr. Lauer wollte ihn vom Ausfahren abbringen; — abgelehnt; er habe es dem Landgrafen versprochen und müsse Wort halten. Dr. Lauer wünschte wenigstens einen verschlossenen Wagen, worauf der König verwundert sagte: nun, ich bin ja nicht unwohl! Gegen 7 Uhr ist er wieder im offenen Wagen zurückgekehrt, bei 73 Jahren! — Daß Jacoby in Königsberg und Genossen internirt sind, ist (gegen A'.s Meinung) nicht das Werk von Bismarck. Im Gegentheil! Nach Bismarck's Meinung und auch nach meiner schaden uns diese Leute im Kerker viel mehr als außerhalb. Aber es ist ein Unterschied, etwas zu veranlassen oder eine bereits und zwar militärischerseits ausgeführte Maßregel von einem andern Ressort aus rückgängig zu machen.

28. Oktober. Thiers hat einen Paß nach Paris erbeten; Bismarck ließ ihm antworten: er möge zunächst hierher kommen; das weitere werde sich finden. Aber gegen die Erwartung ist er gestern nicht gekommen. — Nach der Einnahme von Metz ist die Rangordnung für die militärische Benutzung der Eisenbahnen erlassen: 1. vor allen anderen Zwecken für die Verproviantirung der Armee; 2. dann die Herbeiführung der Ersatzmannschaften; 3. Dislocirung der Metzer Armee und erst in 4. Linie können die Eisenbahnen zur Herbeischaffung des Belagerungsmaterials verwendet werden; es fehlen noch Munition und ein Theil der Geschütze. General Hindersin, Chef der Artillerie, ist über das Hinausschieben der Beschießung sehr übler Laune.

30. Oktober. Heute früh ist Thiers von Tours hier angekommen. In Tours hatte man die Katastrophe von Metz noch nicht gekannt: Thiers hatte sie erst in Orleans erfahren. Er hat sich hier nur kurze Zeit aufgehalten und sich dahin geäußert, daß er die unbedingte Nothwendigkeit einsehe, Frieden zu machen. Mit dieser Intention ist er nach Paris gereist. Sein Hiersein war unter den Einwohnern bekannt geworden, welche ihn mit dem Rufe: vive la paix! begrüßt haben. — Die Übergabe von Metz erklärte mein Wirth für Verrätherei!

(Schluß folgt.)



Vis-à-vis de rien.

Ein Lebensbild
von
Theodor von Sosnosky.

I.

An die neunzehnjährige Resi Brunner trat jetzt, da ihre Mutter gestorben war, die schwere Aufgabe heran, für sich und ihren kleinen Bruder den Lebensunterhalt zu verdienen.

Bisher hatte das die Mutter gethan, die Witwe eines kleinen Privatbeamten, die sich und ihre beiden Kinder seit dem Tode ihres Gatten durch Klavierlektionen fortgebracht hatte.

Resi hatte zwar für eine Person weniger zu sorgen als die Mutter, dennoch war sie schlimmer dran, denn die Mutter hatte, unbehindert von häuslichen Geschäften, ihrem Berufe nachgehen können, der sie den größten Teil des Tages außer Hause hielt, und Resi hatte indessen trotz ihrer Jugend das kleine Hauswesen geleitet und beim kleinen Heini Mutterstelle vertreten: wer aber sollte dies jetzt thun, wenn nicht sie? Sie konnte das achtjährige Kind doch nicht den ganzen Tag über allein lassen, zumal da es überaus schwächlich und kränklich war und der sorgfältigsten Aufsicht und Pflege bedurfte. Auch wenn ihr's die Mutter nicht so dringend ans Herz gelegt hätte, den Knaben bei sich zu behalten, sie würde ihn nicht fortgegeben haben. Wohin auch? Zum Vormund? Der hatte sich nie um sie oder Heini gekümmert, er hatte mit seinen eigenen sechs Kindern und seinem schmalen Verdienst Sorgen genug und würde sich nie dazu verstehen, Heini zu sich zu nehmen; zudem lebte er auch weit weg von Wien, in Nordböhmen droben. Und den Knaben ins Waisenhaus oder sonst wohin in die Kost zu geben, daran durfte sie bei seiner schwankenden Gesundheit nicht denken. Sie mußte ihn also bei sich behalten. Dadurch wurde es ihr aber ganz unmöglich, einen Erwerb zu ergreifen, der sie außer Hause beschäftigte; sie konnte also weder Verkäuferin noch Kassiererin, noch auch Konfektionsmädchen oder Bonne werden, Klavierlehrerin oder Gouvernante schon darum nicht, weil sie dafür zu geringe Kenntnisse hatte.

Es blieb ihr somit nichts andres übrig, als ihren und ihres Bruders Unterhalt mit der Nadel zu bestreiten. Sie verdiente mit ihr schon seit mehrern Jahren, indem sie allerhand feinere Näh- und Stickarbeiten verrichtete; aber so lange die Mutter lebte, war das nur ein Nebenerwerb gewesen und als solcher ein ganz merkbarer Zuschuß zu dem, was die Mutter verdiente: jetzt aber sollte es der einzige Verdienst sein, und dazu reichte es nicht; das sah Resi bald ein. Sie sprach daher in den Häusern vor, in denen ihre Mutter Stunden gegeben, und für die sie selbst genäht und gestickt hatte, — es waren zum Teil dieselben — ferner bei den Kaufleuten, für die sie arbeitete, und bat, ihr womöglich mehr

Arbeit zukommen zu lassen und sie andern zu empfehlen. Man sagte ihr's auch zu, konnte ihr aber nur geringe Hoffnungen machen; die meisten Leute hatten ja schon ihre ständigen Arbeiterinnen, und dann war jetzt, im Juni, auch keine günstige Zeit: viele Familien waren schon auf dem Lande, und die andern würden bald folgen.

Resi sah unter diesen Umständen mit schwerer Sorge in die Zukunft.

Immerhin aber gereichte ihr's zum Troste, daß sie wenigstens für die nächste Zeit vor Not gesichert war. Sie hatte nämlich einen kleinen Zehrpfennig zur Verfügung, den sich ihre Mutter von Mund und Kleid abgespart und selbst während ihrer letzten Krankheit nicht aufgebraucht hatte, — es war, als habe sich die arme Frau, sobald sie sich erwerbsunfähig sah, mit dem Sterben beeilt, um ihren Kindern nicht lange zur Last zu fallen und deren Anteil nicht zu schmälern.

Dann hatte Resi für die nächste Zeit auch ein sicheres Obdach, denn das laufende, noch von ihrer Mutter bezahlte Quartal war noch nicht zur Hälfte verflossen; sie konnte also noch mehr als anderthalb Monat in ihrer Wohnung bleiben.

Länger wollte Resi sie nicht behalten; es kam doch viel billiger, wenn sie ein kleines möbliertes Zimmer oder ein Kabinet mietete. Dann konnte sie auch ihre Möbel verkaufen und dadurch wieder etwas zu Gelde kommen.

Das that sie denn auch, teils unter der Hand, so nach und nach, teils durch Versteigerung. Sie verkaufte alle größern und wertvollern Gegenstände, so schwer es ihr bei den meisten auch fiel, nur einen großen Lehnsessel behielt sie, in dem schon ihr Vater immer gesessen war, und eine Stehuhr mit Alabastersäulen, die schon bei ihrer Geburt im Besitze der Familie gewesen war; von diesen beiden altvertrauten Gegenständen konnte sie sich nicht trennen. Sonst behielt sie nur die verschiedenen Kleinigkeiten und Nippes, die nur für sie einen Wert hatten, sowie die paar bescheidenen Ringe der Mutter, die schon einmal im Leihhause gewesen waren.

Resi bedauerte, daß sie nicht auch ein Klavier zu verkaufen hatte, das hätte ihr ein gutes Stück Geld eingetragen, aber die Mutter hatte ihren Flügel schon nach dem Tode des Vaters verkaufen müssen und seitdem nur ein Pianino aus der Leihanstalt gehabt. Doch auch ohne Klavier bekam Resi immerhin ein anständiges Sümmchen zusammen, das ihr anbetracht des bedrohlich schwindenden Sparpfennigs sehr not that und es ihr ermöglichte, ein paar Monate damit auszukommen. Anfangs August bezog sie ihr neues Quartier.

Sie hatte es nicht so rasch und leicht bekommen, als sie gedacht hatte. In Wien pflegen nämlich die Vermieterinnen ihre Zimmer im allgemeinen nicht gern an alleinstehende Mädchen abzugeben; viele thun es sogar grundsätzlich nicht. So war auch Resi wiederholt abgewiesen worden, und als sie vorbrachte, daß sie einen kleinen Bruder bei sich habe, waren die Leute noch ablehnender geworden anstatt, wie sie gemeint hatte, freundlicher. Sie hatte das nicht gleich verstanden. Mußte der Umstand, daß sie ihren kleinen Bruder bei sich hatte, nicht die Zweifel ver-

scheuchen, die man offenbar an ihrer Ehrbarkeit hatte? Aber bald hatte sie begriffen, daß man die Wahrheit dieses Verwandtschaftverhältnisses bezweifelte. Ja, sollte sie denn überall ihren und Heinis Taufschein vorweisen, um den Leuten zu beweisen, das Heini nicht ihr Kind sein konnte! Das Wohnungssuchen wurde ihr nun geradezu eine Qual, und sie mußte sich vor jeder Wohnung, wo sie anfragen wollte, zwingen anzuläuten.

Endlich hatte sie eine Wohnung gefunden, die ihr paßte, und deren Besitzerin gegen sie keine Bedenken hatte oder doch keine zeigte. Es war ein nettes, kleines Zimmer im dritten Stock, und die Vermieterin, Frau Nowak — wie sie sagte, die Witwe eines Beamten — war eine freundliche ältere Frau.

So lebte sich Resi rasch in die neuen Verhältnisse ein, und auch Heini war mit ihnen zufrieden, zumal da Frau Nowak sich viel mit ihm abgab.

Jetzt, da die Wohnungsfrage gelöst war, trat die Sorge für die Zukunft bei Resi wieder in den Vordergrund Sie begann zu überlegen, ob es nicht doch besser wäre, wenn sie einen Erwerb außer Hause suchte; den Kleinen konnte sie während ihrer Abwesenheit getrost Frau Nowak anvertrauen. Aber welchen Erwerb? Einen, der sie den ganzen Tag von Heini fern halten würde, wollte sie nicht, auch aus Rücksicht für Frau Nowak nicht; Kassiererin, Verkäuferin oder dergleichen konnte sie demnach auch jetzt nicht werden. Was also? Als Klavierlehrerin würde sie freilich nur ein paar Stunden außer Hause zuzubringen brauchen, aber dazu fehlten ihr die nötigen Kenntnisse. Die konnte sie allerdings nachholen, indem sie Klavierunterricht nahm, aber das kostete bei einer tüchtigen Lehrerin viel Geld, und dann würde sie sich auch ein Klavier ausleihen müssen, und das kostete wieder Geld. Zudem war es sehr fraglich, ob sie überhaupt Stunden erhielt, man wollte doch meist nur geprüfte oder doch empirisch erprobte Lehrerinnen; dann aber wären die großen Ausgaben umsonst gewesen, und sie stünde ganz mittellos da! Das ging also nicht. Andere Berufsarten, die sie nur einige Stunden von Hause ferne hielten, gab es für sie nicht außer den einer Vorleserin. Mit dem wollte sie's auch versuchen und bewarb sich bei einem Stellenvermittlungsbüreau um einen solchen Posten, aber vorläufig war dort kein Bedarf an Vorleserinnen; sie mußte sich also gedulden. Sie zerbrach sich vergebens den Kopf, etwas Passendes zu finden. Immer mehr beschäftigte sie sich mit dem Gedanken, daß ihr schließlich doch nichts andres übrig bleiben werde, als sich um eine Stelle zu bewerben, die sie für den ganzen Tag von Heini ferne hielt. Er müßte sich schon darein finden; zu Schaden kam er ja nicht dabei, denn bei Frau Nowak war er gut aufgehoben. Etwas andres war es freilich, ob diese auch darauf einging, den ganzen Tag für ein ihr im Grunde doch fremdes Kind zu sorgen; jedenfalls mußte sie dafür mit Geld entschädigt werden. Würde das nicht wieder zu hoch kommen? Vom Herbst an würde ihr Heini allerdings nicht so zur Last fallen, denn da mußte Heini in die Schule gehen, und die nahm ihn doch täglich vier, fünf Stunden in Anspruch. Bisher hatte man ihn seiner fortwährenden Kränklichkeit halber nicht in die Schule zu

schicken gewagt, aber zur Zeit war er leidlich gesund, und dann war er schon acht Jahre alt; es war also Zeit, daß er regelmäßigen Unterricht bekam.

Diese erwägenden und zweifelnden Gedanken verfolgten Resi jetzt fast immer, sobald sie Muße hatte ihnen nachzuhängen, namentlich abends, wenn sie das Licht ausgelöscht hatte und im Bette lag. Dann, im Dunkel und in der Stille, nahmen sie schreckliche Gestalten an und raubten ihr den Schlaf, so daß sie oft lange dalag mit weit geöffneten Augen oder in ihre Polster weinte, ehe sie den erlösenden Schlaf fand.

II.

Da, an einem der letzten Augusttage, begegnete Resi ihrer frühern Schulgenossin Betti Lechner, die im Theater an der Wien als Choristin angestellt war.

Die Freude, die beide dabei zeigten, war echt, denn sie waren einander recht gut und hatten sich schon seit langer Zeit nicht gesehen; Resis Mutter hatte es, seit Betti beim Theater war, nicht gestattet, daß Resi mit ihr verkehre.

Beide hatten aber auch noch einen andern, weniger selbstlosen Grund, sich über diese Begegnung zu freuen.

Betti kam es sehr erwünscht, von der Freundin in ihrem eleganten neuen Sommerkleide gesehen und jedenfalls beneidet zu werden und ihr erzählen zu können, wie angenehm und lustig sie lebe.

Resi dagegen hatte in der letzten Zeit oft an Betti gedacht und an eine Äußerung, die diese bei ihrer letzten Begegnung gethan: sie hatte Resi damals nämlich den Vorschlag gemacht zum Theater zu gehen, wie sie es gethan hatte, da ginge es einem so gut! Dieser Vorschlag war wie ein Funke in Resis leicht erregbares Gemüt gefallen und hatte dort einen hellen Brand entfacht. Sie hatte sich nicht enthalten können, bei der Mutter ein wenig auf den Strauch zu schlagen, um zu erfahren, wie sie sich denn zu dieser Idee verhalte. Aber da war sie schön angekommen! Wiewohl sie dabei sehr vorsichtig zu Werke gegangen war, hatte die Mutter doch gleich gemerkt, wo hinaus sie wollte, und ihr rundweg erklärt, sie müsse sich den Gedanken zum Theater zu gehen ein für allemal aus dem Kopfe schlagen. Zugleich hatte sie ihr den Umgang mit Betti, den sie schon früher nicht gerne gesehen, von neuem gänzlich untersagt, in der richtigen Voraussetzung, daß die Anregung dazu von dieser gekommen sei. Damit war die Sache zunächst freilich abgethan gewesen, und Resi hatte nie wieder gewagt sie zu erwähnen. Aber wenn der helle Brand, den Bettis Vorschlag in Resis Seele entzündet hatte, durch den kalten Strahl des mütterlichen Verbotes auch erstickt worden war: ganz erloschen war er darum doch nicht, er hatte unter der Asche der zerstörten Illusion verborgen, und Resi kaum bewußt, fortgeglimmt und sich erst in der letzten Zeit wiederholt bemerkbar gemacht.

Jetzt aber, wo die vor ihr stand, von der er ausgegangen war, flammte er wieder hell auf, und Resi hatte die dunkle Empfindung, daß in ihrem Geschick jetzt eine entscheidende Wendung eintreten, und daß diese von der Freundin ausgehen werde.

Sie wollte das bedeutsame Thema aber nicht zuerst anschlagen; das sollte Betti thun, und sie gab ihr dazu Gelegenheit, indem sie sie bat ihr zu raten, was sie denn thun solle; ihre Leidensgeschichte hatte sie eben erzählt. Wenn Betti ihren Vorschlag aber nicht wiederholte? Wenn sie sich indessen eines andern besonnen hatte?

Diese Befürchtung, die sie plötzlich beklemmend überkam, erwies sich aber als grundlos, denn Betti sagte das, was sie zu hören so heiß verlangte.

Resi sog die Worte ihrer Freundin wie einen köstlichen Trank ein, zeigte sich aber keineswegs gleich bereit sie zu befolgen, sondern äußerte allerlei Bedenken, und sie äußerte sie nicht bloß, sie stiegen ihr thatsächlich plötzlich auf. Jetzt, wo die Verführung so nahe an sie herantrat, fiel ihr das strenge Verbot der Mutter ein. Durfte sie diesen Schritt thun, den die Mutter nie gestattet hätte?

Während die beiden Freundinnen so miteinander sprachen, waren sie vor dem Hause angelangt, in dem Betti wohnte, und diese forderte Resi auf, mit ihr hinauf zu gehen und die Sache dort weiter zu besprechen. Es war ihr dabei aber weniger um dies zu thun als um das Vergnügen Resi ihre hübsche Wohnung, ihre Kleider und ihren Schmuck zeigen zu können. Resi kam der Einladung sehr gerne nach; da konnte sie doch seit langem wieder einmal nach Herzenslust plaudern! Mit Frau Nowak konnte sie ja doch nicht so unbefangen reden, dazu war schon der Altersunterschied zu groß, und Heini war nur ein Kind, überdies war sie auch neugierig zu sehen, wie Betti wohne.

Sie fand eine zwar kleine, aber elegante, hochmodern ausgestattete Wohnung. Daß die Einrichtung mehr konventionell und auffallend als gediegen und geschmackvoll war, konnte sie nicht beurteilen. Wenn sie bei den Familien, für die sie arbeitete, auch schon ganz hübsche Wohnungen gesehen hatte, und Bettis Zimmer ihr daher an sich nichts ganz Neues boten, so war sie doch überrascht, daß Betti, die einst — wie sie noch jetzt — in einem dürftig eingerichteten Zimmerchen gehaust hatte, jetzt eine so hübsche, elegante Wohnung hatte; und sie gab ihrem Wohlgefallen auch in lebhafter Weise Ausdruck.

Betti empfand dabei ein großes Vergnügen, zeigte es aber nicht, sondern that, als ob sie der ganzen Einrichtung keinen besondern Wert beilegte, als ob sie diese Eleganz und Bequemlichkeit für ganz selbstverständlich hielte. „Na ja, es geht an, es is nit viel dran, aber es is nit übel,“ äußerte sie sich wiederholt, strafte den gleichgültigen Ton dieser Worte aber Lügen, indem sie Resi voll Eifer auf dieses oder jenes Möbel aufmerksam machte und die Sachen selbst mit augenscheinlichem Vergnügen betrachtete. Bei einigen besonders teuern Stücken nannte sie so nebenhin, aber doch mit unverkennbarer Genugthuung, die Preise, und Resi erschrak dann förmlich vor deren Höhe. Woher Betti nur all' das Geld nahm? Diese Frage hatte sich ihr schon wiederholt auf die Zunge gedrängt, aber sie hatte sie doch immer wieder unterdrückt, weil sie die unbestimmte Empfindung hatte, daß sie der Freundin damit eine Unannehmlichkeit bereiten würde.

Als Betti aber vor ihren entzückten Augen die Schätze des Garderobekastens ausbreitete, da konnte sie sich nicht mehr halten und rief halb verwundert, halb ungläubig: „Und das hast du alles von deiner Gage?!"

Betti lachte gezwungen auf; hinter dem Spott dieses Lachens barg sich aber eine gewisse Verlegenheit, dafür sprach auch die leichte Röte, die ihr Gesicht überzog.

„Von meiner Gage!" stieß sie mit verächtlicher Betonung hervor, „die ist grad zum Verhungern z'viel und zum Leben z'wenig! Nein, so was! Jetzt glaubt die, das könnt i m'r von den paar Gulden kaufen!" setzte sie mit etwas gezwungener Heiterkeit hinzu, als ob sie zu einer dritten Person spräche.

Resi wurde selbst ganz verlegen und stotterte: „Ja, von was denn?" bereute aber die Frage, die ihr in ihrer Verwirrung entschlüpft war, sogleich und um so mehr, als sie Betti noch tiefer erröten sah als vorhin.

Diese warf einen schnellen, prüfenden Blick auf ihre Freundin, ob Resi sie mit dieser Frage etwa verletzen und in absichtliche Verlegenheit bringen wolle? Aber Resi sah nicht danach aus; auch war es nicht ihre Art boshaft zu sein.

Sie erwiderte daher ohne Schärfe, aber doch merklich verlegen: „Von was, von was! Mein Gott! man kriegt's halt! — Und was ist denn auch dabei?" setzte sie hinzu, als wollte sie einen möglichen Einwand entkräften, „es geht halt nit anders!"

„Ja, is denn das aber auch recht?" wagte Resi mit schüchternem Vorwurf zu fragen.

„Ob's recht is? fragst, du Patscherl du, na, im Katechismus steht's freili nit, aber es is halt amal schon so, es geht nit anders, z'erst hab i a[1]) g'meint, es wär nit in der Ordnung, aber dann sieht ma', daß 's nit anders geht und ma g'wöhnt sich bald dran," und sie begann den hierher passenden Refrain aus „Nanon" zu trällern: „Ja, das übt sich, und das giebt sich, und man lernt es mit der Zeit."

Um der Freundin zu zeigen, wie leicht es einem gemacht werde, sich darein zu finden, und um sich dadurch zu rechtfertigen, zugleich aber auch aus Eitelkeit, legte sie all' ihre Schmucksachen vor.

Resi hatte in ihrem Leben so wertvollen Schmuck nur in den Schaufenstern und an andern Frauen gesehen und mit stiller, resignierter Sehnsucht betrachtet: jetzt aber, wo sie diese Herrlichkeiten vor sich sah und in die Hand nehmen konnte, empfand sie den magischen Zauber, den Juwelen fast auf jedes weibliche Wesen auszuüben pflegen, mit aller Macht, und ihre Augen entzündeten sich an dem Feuer, das die Steine ausstrahlten, zu hellem Glanze.

Auch Bettis Augen leuchteten. Sie weidete sich aber noch mehr an Resis Entzücken als an der Schönheit des Schmuckes.

Nachdem sie sich an diesem satt gesehen hatten, wobei es Resi an Ausrufen des Entzückens nicht fehlen ließ, räumte Betti ihn mit einer Sorgfalt ein, die

[1]) á hell betont, im österreichischen Dialekt = auch.



mit ihrer sonstigen Nachlässigkeit in auffallendem Widerspruche stand und deutlich zeigte, wie viel ihr an ihm gelegen war. Dabei sagte sie mit überlegenem, aber darum nicht auch verletzendem Lächeln und Tone: „Na, nit wahr, das is hübsch? Und das alles bekommt ma' umsonst, wenn ma' nur will, und die möcht' i sehn, die da nit will! Sie wär auch a Narr! Warum soll ma sich das bißl Freud' nit vergönnen? Zu was is ma denn jung und hübsch? Doch nit, daß ma sie schind't und plagt und am End nix davon hat. Na, is wahr oder nit?"

„Ja, das is wohl wahr, aber weißt, es is halt doch nit recht," wandte Resi zaghaft ein.

„A was! Nit recht! Wenns d'amal bei uns bist, wirst schon sehn, daß 's amal nit anders geht. Übers Jahr reden m'r weiter drüber. So, jetzt trinken m'r aber a Stamperl[1]) Schnaps, hab an guten, du trinkst doch einen? — Du bist'n nit g'wohnt? Macht nix, wirst dich schon g'wöhnen. Probier'n nur, er is ausgezeichnet."

Damit stellte sie vor Resi ein zierliches Liqueur-Service hin und füllte zwei Gläschen mit wasserhellem Maraschino. „Also auf gute Kameradschaft als zukünftige Kollegin und daß 's dir recht gut geht!" Mit diesen Worten stieß sie ihr Gläschen an das Resis und leerte es, wie das beim Schnapstrinken schon der dumme Brauch ist, auf einen Zug.

Resi dagegen that nur einen kleinen Schluck, bekam aber nichtsdestoweniger Hustenreiz und die Augen voll Wasser.

Betti lachte sie darüber aus und meinte: „Du mußt es halt erst lernen, du mußt überhaupt noch gar viel lernen, zum Beispiel auch das." Dabei bot sie Resi ein elegantes Cigarrenetui an. Als diese aber trotz dringender Aufforderung ablehnte, zuckte sie lachend die vollen Schultern, zündete sich eine der schon gerollten Cigarretten an und lehnte sich behaglich in ihr Sofa zurück.

„So, jetzt plausch'n m'r a bisserl!" sagte sie und begann allerlei aus ihrem Theaterleben zu erzählen, mehr oder weniger pikanten Coulissenklatsch, der Resi, trotzdem sie die beteiligten Personen nicht kannte, lebhaft interessierte, weil er ihr Einblicke in die geheimnisvolle Theaterwelt gewährte, die auf sie seit jeher eine mächtige Anziehung ausübte. Nach einer Stunde etwa — sie hatte inzwischen noch ein zweites Gläschen getrunken — erhob sie sich, ganz bestürzt, daß es schon so spät war, dankte Betti für deren Rat, bat sie aber, ihr noch ein paar Tage Bedenkzeit zu gewähren, ein so entscheidender Schritt erfordere auch reifliche Überlegung.

Mit hochgeröteten Wangen, vom ungewohnten Genuß des Liqueurs und noch mehr von dem, was sie gehört und gesehen hatte, mächtig erregt, trat sie den Heimweg an.

Zu Hause fiel ihr zum erstenmale die Dürftigkeit ihres Zimmers auf, überhaupt kam ihr ihr ganzes bisheriges Dasein so kahl und armselig vor. Wie

[1]) Austriazismus: kleines Kelchglas.

so ganz anders konnte man doch leben! Und auch sie konnte es, wenn sie nur wollte!

Zum erstenmal auch waren ihr die kindlichen Fragen und Reden Heinis lästig, die so wenig zu den Gedanken und Empfindungen paßten, die in ihr auf- und niederwogten, und sie gab ihm zerstreute, ja ungeduldige Antworten, so daß er zornig wurde und weinerlich rief: „Aber Resi, was hast du denn heut? Du paßt ja gar nit auf!“

Und wäre sie nicht so mit sich selbst beschäftigt gewesen, so hätte sie bemerken müssen, daß auch Frau Nowak sie mit forschenden Blicken beobachtete.

An diesem Abend konnte sie lange, lange nicht einschlafen. So sehr sie sich auch quälte, sie kam zu keinem festen Entschluß. Wohl sagte sie sich, daß die Mutter, wenn sie noch am Leben wäre, niemals gestatten würde, daß sie zum Theater gehe; wohl meinte sie in einer mystisch-frommen Anwandlung, der Geist der Mutter sehe mit bekümmerter, zürnender Miene aus dem Jenseits auf sie, das ungehorsame Kind: aber dann tauchten die Juwelen Bettis vor ihrer Seele auf, und vor deren Glanze verblaßte das Bild der Mutter.

So wog sie auch in den nächsten Tagen immer wieder das Für und Wider ab, bis ihre jugendliche Lebenslust als das Zünglein der Wage nach langem Schwanken zu Gunsten des Theaters entschied: die glänzenden Steine wogen schwerer als das Verbot der Mutter.

Auch Frau Nowak, der sie Bettis Vorschlag mitgeteilt, hatte ihr lebhaft zugeredet ihn zu befolgen.

Sie teilte Betti ihren Entschluß mit, und diese machte mit ihr die nötigen Gänge.

Ihrem Eintritt als Statistin in das Personal des Theaters an der Wien stand nichts im Wege; trotzdem war sie von dem, was sie teils von Betti, teils vom Theaterbeamten erfuhr, keineswegs erbaut; sie hatte vorläufig nämlich keine Bezahlung zu erwarten, zumal da das Personal längst schon vollzählig war; erst später, vielleicht mit dem neuen Jahre, würde sie einen festen Gehalt bekommen, bis dahin sollte sie sich im Singen etwas ausbilden, mußte also Gesangstunden nehmen. Nette Halbschuhe und bunte Strümpfe hatte sie sich selbst anzuschaffen, die Bühnenkleider für ihren Wuchs selbst herzurichten. Das alles war bei ihrer Armut sehr wenig ermunternd, und es begann ihr ein wenig zu grauen: aber jetzt, da sie schon einmal den festen Entschluß zur Bühne zu gehen, gefaßt hatte, wollte sie nicht mehr zurück. Aller Anfang war eben schwer, mit der Zeit würde es schon besser werden, sie mußte sich eben gedulden, auch Betti war es nicht gleich so glänzend ergangen, und schließlich lag es ja auch bei ihr, es besser zu haben; Betti hatte ihr ja gesagt, daß jede, die nur halbwegs hübsch sei, es gut haben könne, und sie war doch gewiß nicht übel, das durfte sie sich sagen, ohne eitel zu sein! Wenn sie von dieser Macht auch keinen Gebrauch zu machen gedachte — gewiß nicht, denn sie wollte sich nichts vorzuwerfen haben — so war es doch eine angenehme Empfindung, sie zu besitzen.

III.

An Bettis Seite betrat sie am nächsten Vormittage die Bühne. Es war Probe.

Sie war in fieberhafter Aufregung, die Erwartung dieses Augenblicks hatte sie fast die ganze Nacht nicht schlafen lassen.

Da stand sie nun in dem unbekannten Reiche, das ihr immer so interessant gewesen war, und von dessen Geheimnissen sie so gerne gelesen hatte! Wie seltsam es hier doch aussah! Ganz anders, als sie sich's gedacht hatte und als es vom Zuschauerraum aussah, durchaus nicht so romantisch, im Gegenteil: nüchtern, ja geradezu häßlich. Wie plump und roh nahmen sich die Dekorationen und Versatzstücke doch so in der Nähe aus! Wie unheimlich und riesig gähnte sie der dunkle Schlund des Zuschauerraumes an! Und wie seltsam kamen ihr alle die Leute vor, die da herumgingen und standen! In ihren Straßenanzügen mit den ungeschminkten, bei der ungünstigen Beleuchtung fahlen oder dunkel beschatteten Gesichtern erschienen sie ihr nichts weniger als romantisch. So also sah es in dieser Welt des Theaters aus, die sich ihre jugendlich feurige Phantasie so ganz anders gedacht hatte! Sie konnte sich eines Gefühles der Ernüchterung und Enttäuschung nicht erwehren.

Am Abend dagegen war es freilich etwas ganz andres. Da gewann diese ganze düstere, nüchterne, tote Welt Licht, Farbe und Leben. Diese vielen Leute, bunten Kostüme und grell geschminkten Gesichter, das lebhafte, geschäftige Hin und Her und sie selbst mit dem ungewohnten Gefühl der Schminke auf dem Gesichte, in der malerischen Tracht eines italienischen Landmädchens: das alles kam ihr so sonderbar vor, es betäubte und erregte sie, so daß sie wie im Traume herumging und stand. Jetzt begann im Orchester drunten die Ouvertüre, und eine Viertelstunde später ertönte die elektrische Klingel, und der Vorhang rauschte hinauf.

Das war der Augenblick, bei dem sie, wenn sie im Theater gesessen, was selten genug der Fall gewesen war, immer ein erwartungsvoller Schauer überlaufen hatte. Auch jetzt durchschauerte sie's, aber es war doch eine andre Empfindung als die, welche sie da draußen gehabt hatte.

Da draußen! Zuerst nahm sie gar nicht aus, wie's da aussah, die Rampenlichter blendeten, und der ungewohnte Anblick verwirrte sie. Es flimmerte und wogte ihr vor den Augen. Erst allmählich unterschied sie in dem halbdunklen Schlunde, der sie da angähnte, die Sitzreihen und Menschen. —

Nach der Vorstellung, zu Hause, erzählte sie Frau Nowak mit glänzenden Augen und glühenden Wangen bis spät in die Nacht hinein von all' dem, was sie an diesem bedeutungsvollen Abend gesehen, gehört und gefühlt hatte.

Resi fand sich ziemlich rasch in ihre neue Lebenssphäre hinein.

Zuerst freilich fühlte sie sich von dem äußerst freien, oft unanständigen Ton abgestoßen, der im Theater zwischen den beiden Geschlechtern herrschte, und begriff nicht, wie ihre Kolleginnen darauf eingehen konnten. Auch wenn sie mit ihnen allein beisammen war, in der Garderobe, vor und nach der Vorstellung,

fühlte sie sich anfangs sehr unbehaglich, denn der Ton, den sie hier vorfand, war womöglich noch ärger: die gänzliche Ungeniertheit, den die Mädchen beim Wechsel der Toilette bekundeten, besonders aber die zwei- und eindeutigen Redensarten und Scherze, die zwischen ihnen hin- und herflogen, trieben ihr das Blut ins Gesicht; auch dann, wenn sie sie nicht ganz verstand, was anfangs oft der Fall war. Sie wurde wegen ihrer Unerfahrenheit, die sich sehr bald verriet, von ihren Kolleginnen auch nicht wenig ausgelacht und verspottet; aber es fand sich immer eine von ihnen, wenn es nicht Betti war, die ihr bereitwilligst aufklärte, was ihr noch dunkel war, und Resi zeigte sich bei diesem Unterricht sehr aufmerksam und gelehrig.

Überhaupt erschien ihr das ganze Treiben ihrer Kolleginnen bald nicht mehr so abstoßend; im Gegenteil: die schlüpfrigen Redensarten, die zahlreichen mehr oder weniger entblößten jugendlichen Leiber und Glieder, diese ganze schwüle Atmosphäre, die von den verschiedenen Parfüms der Mädchen, von deren körperlichen Ausdünstungen, von Moder- und Staubgeruch geschwängert war: das alles begann auf Resi einen eigentümlichen Reiz auszuüben und erregte ihre Sinnlichkeit. Sie geriet immer mehr in den Bann des Theaters. Auch die Gewissensbisse, die sie anfangs über ihren Schritt empfunden hatte, machten sich nur mehr selten fühlbar. Wenn sie auch gegen den Willen der Mutter gehandelt hatte, so konnte sie sich doch nicht vorwerfen ihre Pflichten gegen Heini vernachlässigt zu haben. Freilich war sie jetzt nicht mehr so viel mit ihm beisammen als früher, aber das lag nicht so sehr am Theater als vielmehr an der Schule, die er seit kurzem besuchte, und es traf sich so ungünstig, daß die Schulstunden nicht mit denen der Proben zusammenfielen, die um zehn Uhr Vormittag begannen und bis Mittag, manchmal sogar bis gegen zwei Uhr dauerten, während Heini von acht bis zehn Uhr vor- und von zwei bis vier Uhr nachmittags in der Schule war. So war sie mit ihm nur die kurze Zeit beim Mittagessen und am Spätnachmittag beisammen, denn abends um sechs Uhr mußte sie wieder ins Theater, und wenn sie nach Hause kam, lag er schon in tiefem Schlafe. Aber schließlich war sie so immer noch mehr bei ihm, als wenn sie irgendwo in einem Geschäft angestellt gewesen wäre, und sie gab sich mit ihm auch ab wie früher, sie spielte und plauderte mit ihm und half ihm bei seinen Schulaufgaben. Daß sie nicht mehr so gern und leicht auf seine kindlichen Gedanken und Spiele einging, daß sie manchmal gar nicht hörte, was er ihr erzählte, und ihm zerstreute Antworten gab, kurz, daß sie ihm gegenüber nicht mehr dieselbe war als früher: das wußte sie freilich nicht.

Die bevorzugte Stellung, die Heini bisher in ihrer Gedanken- und Gemütswelt eingenommen hatte, war erheblich beeinträchtigt worden, und zwar vom Theater mit all' dem, was damit zusammenhing, namentlich den Liebesgeschichten, die sie dort erfuhr, und mit denen sie sich förmlich vollsog.

Bisher hatte sie Liebesgeschichten eigentlich fast nur aus Büchern gekannt, denn die Mutter hatte ihr natürlich keine erzählt, und von den wenigen andern Leuten, mit denen sie in Berührung kam, hatte sie auch nur selten derartiges

gehört; die Liebesgeschichten aber, die sie vor Jahren vernommen hatte, als sie noch in die Schule ging, waren doch zumeist nur harmloser Natur gewesen: jetzt aber lebte sie in einer Atmosphäre, die mit Liebesgeschichten geradezu geschwängert war, jetzt spielten sich solche vor ihren Augen ab; aber sie waren zumeist ganz anders als die in den Büchern, nicht so romantisch und rührend, sondern derb oder pikant. Fast jede von ihren Kolleginnen — und nicht nur die im engern Sinne, sondern auch die Solistinnen — hatte eine Liebschaft oder, wie man es nannte, ein „Verhältnis“, einige sogar deren mehrere: sie selbst war vielleicht die einzige, die keines hatte, nie eines gehabt hatte, und, wie sie sich vornahm, auch nie eines haben würde.

Auch ihre Freundin Betti war eine von jenen, die sich nicht mit einem einzigen Verhältnis begnügten. Sie hatte Resi in einer besonders vertraulichen Stunde in ihrer übermütigen Weise erklärt, wenn man gut fahren wolle, müsse man sich zwei Liebhaber anschaffen: einen für die Geldtasche und einen fürs Herz; sonst müsse man auf einen von beiden verzichten, und das sei nicht angenehm. Beide in einer Person vereint kämen nur selten vor, und die, der das Schicksal einen solchen Verehrer beschere, könne von großem Glück sagen. Sie selbst sei nicht so glücklich gewesen und habe sich darum zwei Liebhaber ausgesucht, einen alten, steinreichen Fabrikanten für ihre Börse und einen blutjungen, armen Infanterie-Kadetten für ihr Herz.

Diesen hatte Resi auf einer Photographie gesehen, jenen kannte sie schon vom Theater her; vom Sehen aus waren ihr ja die meisten Verehrer ihrer Kolleginnen bekannt: teils waren sie ihr im Zuschauerraume von der Bühne aus gezeigt worden, teils hatte sie sie nach der Vorstellung beim Bühnenausgang ihre Schönen abwarten gesehen.

Bettis „Alten“ — so nannte Betti den Fabrikanten — sollte Resi bald auch persönlich kennen lernen. Sie traf ihn gelegentlich eines Besuches bei Betti.

Er war ein schon ziemlich bejahrter, dabei aber sehr jugendlich thuender dicker Mensch von ausgesprochen jüdischem Typus, mit dicken Lippen und Lidern, einer großen Glatze und starkem Bauche, dabei aber mit übertriebener Eleganz gekleidet.

Befremdete sie schon der nachgerade rohe, protzige Ton, den er in Wort und Gebahren gegen Betti anschlug, so ärgerte und verletzte sie's, daß er ihn auch auf sie ausdehnte. Als er ihr gar unters Kinn greifen wollte, wies sie ihn, über diese unverschämte Vertraulichkeit nicht wenig erzürnt, in schärffster Weise zurück. Er schien darüber betroffen, änderte aber sofort sein Benehmen und überschüttete sie mit süßlichen Komplimenten. Sie entzog sich ihnen, indem sie bald aufbrach.

Jetzt begriff, ja entschuldigte sie's, daß Betti ihren „Alten“ hinterging, diesen widerlichen Menschen konnte man ja nicht lieben! Freilich verstand sie nicht, daß Betti sich von ihm lieben ließ; wie ekelhaft mußte es doch sein, sich an diesen schwammigen Leib pressen und von diesen wulstigen Lippen küssen zu lassen! Sie hätte das nie über sich gebracht!

IV.

Als sie an demselben Abend aus dem Theater nach Hause ging, trat ihr an der Ecke der Engelgasse, also nicht unmittelbar beim Theater, plötzlich Bettis „Alter“ entgegen.

Er entschuldigte sich in überschwenglicher Weise für sein, wie er einsehe, unziemliches Betragen bei Betti, aber er habe nicht gewußt, daß sie so ganz anders sei als die übrgen Damen vom Theater. Um so größer sei seine Verehrung für sie. Schließlich bat er sie, sie möge ihm Gelegenheit geben sein Vergehen gut zu machen, indem sie mit ihm soupiere.

Resi war über die plötzliche Begegnung zuerst zwar ein wenig erschrocken, hatte sich die Situation aber sehr rasch zurechtgelegt. Der Fabrikant hatte ihr offenbar hier und nicht beim Theater aufgepaßt, um nicht von Betti gesehen zu werden, die in der entgegengesetzten Richtung nach Hause gehen mußte. Offenbar wollte der widerwärtige Mensch mit ihr eine Liebelei anfangen. Da sollte er schön ankommen! Und die protzige Anmaßung, die darin lag, daß er meinte, ein Souper werde sie seine Unverschämtheit vergessen machen! Ohne einstweilen auf seine Einladung etwas zu erwidern, fragte sie scharf: „Weiß die Betti, daß Sie mich hier erwartet haben?“

Er deutete diese Frage falsch und beeilte sich zu erwidern: „Aber keine Spur! Sie können ganz unbesorgt sein, schönes Fräulein, die wird nichts davon erfahren.“

„Sie verstehen mich nicht,“ antwortete Resi spöttisch, „ich mein' g'rad, daß Sie ihr's hätten sagen sollen; so muß halt ich ihr's sagen!“

„Sie machen Scherz, meine Schönste, aber wenn sie's auch erfahren sollte, was liegt denn schließlich dran! Ich bin ja nicht verheiratet mit ihr.“

„Nein, ich werd' ihr nichts sagen, Ihnen aber sag' ich, daß ich weder Ihre Schönste bin, noch mit Ihnen soupieren will. Gute Nacht!“

Mit diesen in scharfem Tone gesprochenen Worten ließ sie den Fabrikanten stehen und entfernte sich rasch, während er, bei seinem Reichtum nicht gewöhnt so kräftig abgeblitzt zu werden, ihr verdutzt nachschaute, ohne ihr zu folgen.

Resi war mit sich sehr zufrieden. Sie mußte selbst staunen, daß sie den unverschämten Menschen so keck abgefertigt hatte. Es beunruhigte sie nur, daß eine ihrer Kolleginnen sie mit ihm reden gesehen hatte; das konnte leicht mißdeutet und Betti hinterbracht werden. Sie kannte die Klatschereien und Intriguen, die hinter den Coulissen im Schwange waren, ja bereits genug, um das für sehr möglich, ja wahrscheinlich zu halten. Vielleicht war es doch das Beste, wenn sie Betti von allem in Kenntnis setzte! Aber Betti würde sich darüber ärgern, denn das Benehmen ihres „Alten“ mußte ihre Eitelkeit verletzen, und sie konnte am Ende noch glauben, sie, Resi, wolle ihr gegenüber mit dieser Eroberung prahlen; sie wollte also doch lieber schweigen.

Bei der Probe am nächsten Vormittag hätte sie übrigens auch keine gute Gelegenheit gehabt mit Betti über diese Angelegenheit zu sprechen, da sie zufällig nie ungestört miteinander waren.

Als sie zu Mittag nach Hause kam, fand sie auf ihrem Tisch ein Päckchen liegen, das, wie ihr Frau Nowak sagte, ein Dienstmann gebracht habe.

Was konnte das sein? Ein Verdacht stieg in ihr auf. Während Heini ihr mit kindlichem Vergnügen zusah und Frau Nowak, die sich im Zimmer zu schaffen machte, verstohlen nach ihr schielte, öffnete sie das Päckchen. Es enthielt einen in Seidenpapier gewickelten Gegenstand und einen Brief. Als Resi diesen zur Hand nahm, um ihn zu öffnen, verstärkte sich ihr Verdacht, er roch durchdringend nach Patchouli, und als sie die Unterschrift sah, fand sie die Bestätigung ihrer Vermutung. Denn der unterschriebene Name war der von Bettis „Altem“. Er schrieb:

Mein schönstes Fräulein!

Bisher habe ich zwar, wie Sie mir mit so reizender „Harbheit“ [1]) zu verstehen gaben, leider noch nicht das Recht, Sie im vollen Sinne des Wortes mein zu nennen, doch hoffe ich zuversichtlich, daß mir dieses Glück bald zu Teil wird. Wie hoch ich es zu schätzen weiß, können Sie daraus sehen, daß ich Ihnen alles das biete, was Ihre Kollegin Betti bisher gehabt hat, also eine schöne Wohnung, Schmuck, eine reichhaltige Garderobe, Fiaker u. s. w.; kurz was Sie wollen. Verfügen Sie über mich nach Belieben, Sie können viel verlangen, denn ich bin reich und bereit, alle Ihre Wünsche zu erfüllen. Betti werde ich natürlich den Abschied geben, denn ich bin Monotheist, und die einzige Göttin, die ich anbete, sind Sie, schönstes Fräulein. Um Ihnen einen kleinen Vorgeschmack der Herrlichkeiten zu geben, die Ihnen zu Gebote stehen, erlaube ich mir, Ihnen die beiliegende Kleinigkeit zu senden, die Ihnen gewiß gefallen wird.

Ich werde Sie heute Abend nach dem Theater an derselben Stelle wie gestern mit meinem Wagen erwarten. Beim Souper können wir dann alles Nähere besprechen. Also au revoir, schöne Resi!

ergebenst S. Austerlitzer.

Resi fühlte, wie ihr beim Lesen das Blut immer stärker ins Gesicht schoß, zumal da sie sich beobachtet wußte. Sie schaute noch ein paar Augenblicke länger als nötig auf das Blatt vor sich, um indessen zu überlegen, was sie Heini und Frau Nowak sagen solle, denn der Kleine würde sicher nach dem Inhalte des Päckchens fragen; ebenso würde Frau Nowak eine Erklärung erwarten, und falls sie diese nicht gäbe, möglicherweise übles vermuten. Am besten war es doch, wenn sie die Wahrheit sagte; sie brauchte sich deren ja nicht zu schämen, und dann war diese für sie doch sehr schmeichelhaft. Dem Kleinen konnte sie die Wahrheit freilich nicht sagen, aber ihrer Zimmerfrau gegenüber wollte sie's thun, sobald Heini nicht mehr zugegen war.

Sie hatte den Brief noch nicht aus der Hand gegeben, als der Kleine schon die erwartete Frage stellte. Sie gab ihm zur Antwort, das Päckchen

---

[1]) Harbheit, wienerisch für Herbheit mit der Bedeutung: frische Unbefangenheit, lustige Keckheit.

gehöre nicht ihr, sie dürfe es daher auch nicht öffnen, eine Antwort, von der Frau Nowak offenbar ebensowenig befriedigt war als Heini; denn als dieser nach Kinderart weiter in Resi drang, das Päckchen doch zu öffnen und ihm zu sagen, woher es komme, konnte sie sich nicht enthalten zu bemerken: „Mußt nit so neugierig sein, Heini! so kleine Buben brauchen noch nit all's z'wissen. Wenn deine Schwester dir was nit sagen will, so hat s' schon ihren guten Grund dafür."

Resi merkte sehr wohl, daß die Spitze dieses Tadels eigentlich gegen sie gerichtet war, und, darüber geärgert, hatte sie schon eine scharfe Erwiderung auf der Zunge, besann sich aber eines andern und schloß Paket und Brief schweigend in ihre Schublade.

Sie hatte also recht gehabt mit ihrer Vermutung, Frau Nowak würde schlimmes von ihr glauben, wenn sie nichts sage! Nun mußte sie sie aufklären! Aber erst, wenn Heini in der Schule war, wollte sie's thun, und zwar ohne sie vorher auf diesen Zeitpunkt zu vertröften, wie sie ursprünglich vorgehabt hatte. Bis dahin sollte sie in ihrer unbefriedigten Neugierde nur zappeln; das sollte ihre Strafe für die Bosheit sein!

Das nun folgende Mittagessen verging fast wortlos; jedes von den dreien war mit seinen Gedanken beschäftigt: und diese galten bei allen dreien dem Päckchen. Heini schmollte über die erhaltene Zurechtweisung und zerbrach sich, dadurch noch neugieriger gemacht, den Kopf darüber, was in dem Päckchen sein mochte.

Frau Nowak empfand ganz ähnliches, nur mit dem Unterschiede, daß sie zu erraten glaubte, was das Seidenpapier verhüllte.

Resi endlich dachte nach, was sie mit dem Pakete thun, und ob sie den Brief beantworten solle oder nicht. Annehmen wollte sie das Geschenk keinesfalls und ebensowenig die andern „Herrlichkeiten", die ihr noch in Aussicht gestellt wurden: so viel stand bei ihr fest. Sie war empört über den anmaßenden, siegesgewissen Ton des Briefes. Der allein hätte genügt, sie zur Rücksendung zu veranlassen, ganz abgesehen davon, daß sie sich überhaupt nicht auf derlei einlassen wollte, und daß ihr Herr Austerlitzer antipathisch war. Und zwar wollte sie ihm's gleich zurückschicken, damit er sie am Abend nicht erwarte, und nicht durch die Post, — denn da bekam er es nicht vor morgen — sondern durch einen Dienstmann; der konnte auch die Adresse irgendwo erfahren, die ihr nicht bekannt war. Einen Brief dazu wollte sie lieber doch nicht schreiben, so sah die Abweisung noch schroffer aus. Aber würde sich dieser Mensch durch die Rücksendung auch wirklich abweisen lassen? Würde er sie nicht doch noch weiter belästigen? Er war ja so zudringlich! Sie wollte ihn aber durchaus und für immer los werden! Das ging jedoch nur, wenn sie Betti von seinen Anträgen in Kenntnis setzte. Es war ihr freilich peinlich, dies thun zu sollen, denn es würde Bettis Eitelkeit schwer verletzen; aber anderseits schmeichelte es der eigenen, und dann würde Betti es ja doch über kurz oder lang erfahren, wenn Austerlitzer ihr, Resi, noch weiter nachstellte. Ja, es war das Beste, wenn sie Betti alles sagte. Gleich heute Abend im Theater wollte sie das thun — ein Besuch in Bettis

Wohnung schien ihr nicht ratsam, denn da konnte sie Austerlitzer treffen. — Sie wollte ihr das Geschenk bringen und auch den Brief zeigen, damit Betti es gleich schwarz auf weiß sehen könne, daß sie das ihre gethan habe, sich den Fabrikanten vom Leibe zu halten. Ja, das wollte sie thun! Als Heini den Weg in die Schule antrat, war sie mit sich darüber im Reinen. Sie ließ Frau Nowak noch eine Weile im Zustande unbefriedigter Neugierde, der ihr sichtlich nicht sehr behagte, dann aber erbarmte sie sich der guten Frau und mehr noch ihres eigenen Mitteilungsdranges und erzählte ihr von Austerlitzer's Antrag, las ihr auch dessen Brief vor, ohne aber Bettis Namen zu nennen, um diese nicht bloßzustellen, zumal da Frau Nowak Betti bei ihr kennen gelernt hatte.

Als Resi mit ihrer Erzählung zu Ende war, fragte Frau Nowak, was sie denn zu thun gedenke. Resi sagte ihr's. Sie schien damit aber nicht ganz einverstanden, denn sie meinte, man solle die Sache doch nicht übereilen, und dann müsse man doch erst wissen, was für ein Geschenk es denn sei.

Resi ging, froh, daß sie eine passende Gelegenheit fand, ihre eigene Neugierde zu befriedigen, zu ihrem Kasten, nahm das Päckchen heraus und reichte es Frau Nowak. „Da schaun Sie's an, wenn Sie's interessiert," sagte sie mit gleichgültiger Miene und machte sich dann bei ihrer Nähmaschine etwas zu schaffen, um zu zeigen, wie wenig sie der Inhalt des Seidenpapiers interessiere; dabei lugte sie aber voll Spannung zu Frau Nowak hinüber, die sorgsam mit erwartungsvoller Miene die Hüllen entfernte und das braune Kästchen öffnete, das daraus zum Vorschein kam. Als sie aber in laute Ausrufe des Staunens und Wohlgefallens ausbrach, da konnte Resi ihre Neugierde nicht länger bemeistern; sie eilte zu Frau Nowak hin und weidete sich mit dieser zusammen an dem bestechenden Anblick, den das goldene Armband mit dem schillernden Opal in der Mitte auf dem dunkelroten Samtuntergrunde ihren Augen bot.

Nachdem sie den Schmuck sattsam bewundert hatten, fragte Frau Nowak in ungläubigem Tone: „Und das woll'n S' wirklich wieder z'rückgeben?"

„Freilich!" erwiderte Resi, als ob es ganz selbstverständlich wäre, während es ihr doch thatsächlich schwer fiel, jetzt, wo sie das Geschenk gesehen hatte, darauf zu verzichten, zumal da sie bedachte, daß es nur auf sie ankam, noch viel derartiges zu erhalten. Frau Nowak schaute sie ganz verwundert an, schüttelte dann den Kopf und riet ihr, sich die Sache doch noch zu überlegen. Da Resi aber fest auf ihrem Vorhaben beharrte, so fühlte sie sich bemüßigt, sie wegen ihrer seltenen Standhaftigkeit zu loben. Resi merkte aber, daß dieses Lob ihrer Zimmerfrau nicht recht von Herzen kam, daß sie mit ihrer Handlungsweise im Stillen keineswegs einverstanden war und sie nicht begriff; und diese Wahrnehmung erhöhte noch die Genugthuung, die sie über ihre Entsagungsfähigkeit empfand.

Abends im Theater trachtete sie Betti ungestört sprechen zu können, fand aber keine Gelegenheit dazu; Betti schien ihr absichtlich auszuweichen. Die Kollegin, von der sie gestern mit Austerlitzer gesehen worden war, hatte vermutlich schon geklatscht! Diese Vermutung fand sie auch gleich bestätigt, als ihr

Betti auf ihre Bitte um eine Unterredung in spitzem Ton und mit spöttischer Miene zur Antwort gab: „Du willst mir was sagen? 'Leicht[1]), daß d' mir mein Alten wegkapern willst?"

Resi zuckte die Schultern und erwiderte, Betti möge erst die Wahrheit kennen lernen, bevor sie sie beschuldige; damit gab sie ihr Austerlitzer's Brief. Betti las ihn in sichtlicher Aufregung, und bei der Stelle, wo von ihrer Verabschiedung die Rede war, entfuhr ihr ein sehr kräftiges Schimpfwort, und sie wiederholte es, als sie mit dem Lesen zu Ende war. „Mich abdanken!" stieß sie dann zornig hervor, „mich abdanken! So ein Jud, so ein niederträchtiger! I werd ihn abdanken, diesen Saukerl, diesen grauslichen! Nein, so was!" In dieser Weise machte sie ihrem Zorne Luft und dabei schwor sie, sie wolle ihrem „Alten" den Laufpaß geben. Resi ließ sie sich austoben, was wegen der vielen Leute ringsum freilich nicht so laut geschehen konnte, als es Betti lieb gewesen wäre, und riet ihr nur, sie möge sich den Bruch mit Austerlitzer doch noch überlegen, er könne sie am Ende noch reuen, es werde ihr hart ankommen, wenn sie plötzlich auf all' den Luxus und die Annehmlichkeiten verzichten müsse, die sie jetzt gewohnt sei.

„Ja, glaubst denn du, i steh auf den Menschen an?" erwiderte Betti in verächtlichem Tone. „Na, wär nit schlecht! Zehne hab i, wenn i will, und schönere wie den glotzaugeten Wanstl[2])! Und glaubst denn, der is so leicht zum anbringen? Ja, oder was! Der is wie a Wanzen! Wann i 'n heut 'nausschmeiß, is er morgen wieder da. Wie oft hat er m'r schon g'sagt, er wird nimmer kommen! Und immer is er doch wieder daherkommen und hat 'bitt und 'bettelt. Aber diesmal wirds Ernst! I mag nix mehr wissen von ihm."

Plötzlich fiel ihr das Geschenk ein, das Austerlitzer Resi gesandt hatte, und die weibliche Neugierde gewann die Oberhand über ihren Zorn. Sie unterbrach ihren empörten Redestrom mit der Frage: „Richtig! was hat er dir denn g'schickt? Hast es da?" Resi gab es ihr und ersuchte sie, es Austerlitzer zu geben oder es für sich zu behalten.

Nachdem Betti das Armband mit großem Interesse betrachtet hatte, fragte sie Resi: „Und das willst wirklich wieder z'rückgeben?" dabei blickte sie ihr forschend ins Gesicht. Resi aber erwiderte, wie sie's Frau Nowak gegenüber gethan hatte, daß das ganz selbstverständlich sei, und blieb auch dabei, als ihr Betti vorhielt, welche Annehmlichkeiten sie da von sich weise. Sie begründete ihren Entschluß damit, daß sie es für charakterlos halte, einer Freundin deren Liebhaber wegzunehmen, daß sie überhaupt kein Verhältnis eingehen wolle und mit einem Menschen wie Austerlitzer schon gar nicht, denn der sei ihr antipathisch. Daraufhin fiel ihr Betti um den Hals, küßte und drückte sie stürmisch und bat sie, ihr nicht böse zu sein, sie sei eben so zornig gewesen, und die boshafte Steiner — die Choristin, von der Resi mit Austerlitzer gesehen worden war — habe sie noch aufgehetzt. Sie nahm den Schmuck, um ihn, wie sie sagte, ihrem „Alten"

[1]) leicht im österreichischen Dialekt: vielleicht.

[2]) Wanstl im österreichischen Dialekt: Dickwanst.

ins Gesicht zu schleudern, und dann entwarfen die beiden versöhnten Freundinnen einen Kriegsplan, wie sie dem Fabrikanten gleich heute nach der Vorstellung eine empfindliche Niederlage beibringen könnten. Den ganzen Abend brachten sie damit zu, nur auf der Bühne blieben sie einander fern; der, dem ihr Anschlag galt, durfte sie nicht beisammen sehen, damit er nicht etwa Verdacht schöpfe. Sie sahen ihn zwar nicht auf seinem gewöhnlichen Platz, aber er konnte ja irgendwo versteckt in einer Loge sitzen.

Nach der Vorstellung vertauschte Betti ihr helles Jaquette mit dem dunklen Umhang einer Kollegin und ihren federgeschmückten Hut mit einem Spitzentuche, so daß Austerlitzer sie unmöglich erkennen konnte. Dann machte sie sich mit Resi auf den Weg, ließ diese aber vorausgehen und folgte ihr in einer Entfernung von etwa zehn Schritt. Von der Ecke der Engelgasse her leuchteten schon die Laternen von Austerlitzer's Wagen. Er selbst aber spazierte, was die beiden, näher kommend, wahrnahmen, auf dem Trottoir daneben auf und ab.

Als er Resi erkannte, ging er rasch auf sie zu, lüftete seinen Cylinder und fragte in einem Tone, der wohl einschmeichelnd sein sollte: „Noch immer böse, schönes Fräulein?"

Resi that, als ob sie seine ihr entgegengestreckte Hand nicht bemerkte, sagte aber in freundlichem Tone: „Ich dank' Ihnen für das schöne Armband . . ."

„Oh, bitte, nichts zu danken!", wandte Austerlitzer eilig ein, „nur ein kleiner Tribut für eine so große Schönheit. Das ist noch gar nichts! Sie sollen viel Schöneres, Kostbareres haben . . . Also es hat Ihnen gefallen? Das freut mich. Ich hab' mir's aber gedacht, ich versteh mich auf solche Sachen . . ."

„Sie scheinen mich falsch zu verstehen," unterbrach Resi sein selbstgefälliges Gerede, „nicht für mich dank' ich Ihnen, sondern für meine Freundin Betti. Sie wird es gleich selbst thun . . . Da ist sie schon." Damit wandte sie sich zurück; Austerlitzer that dasselbe und starrte Betti verblüfft ins spöttische Gesicht.

Resi aber rief schnippisch: „Gute Nacht, Herr von Austerlitzer und gute Unterhaltung!" Damit ließ sie die beiden stehen und schritt, übermütig in sich hineinlachend, die Engelgasse hinab, ihrer Wohnung zu.

Dem hatte sie's aber tüchtig gegeben! So wollte sie künftighin jeden abblitzen, der sich ihr mit Liebesanträgen nahte. Wirklich jeden? Nein, das vielleicht doch nicht! aber gewiß jeden, der ihr so unverschämt entgegenkam wie dieser Austerlitzer. Was für ein dummes Gesicht er gemacht hatte, als Betti vor ihm stand! Sie mußte auf dem ganzen Heimwege darüber lachen und zu Hause, als sie ihrer Zimmerfrau den ganzen Spaß erzählte, erst recht.

Auch Frau Nowak mußte lachen, aber sie schüttelte doch den Kopf und meinte, Resi hätte sich die Sache halt doch überlegen sollen.

V.

Resis heitere Stimmung hielt an. Es erfüllte sie mit großer Genugthuung, daß sie die Versuchung, die ihr doch eine so glänzende Zukunft in Aus-



sicht gestellt, so standhaft zurückgewiesen hatte — das antipathische Äußere des Versuchers und seine plumpe Art ihr den Widerstand erheblich erleichtert hatte, bedachte sie nicht — Dann war ihr auch durch Austerlitzer's Antrag die Macht ihrer Reize erst recht zum Bewußtsein gekommen. Sie hatte zwar schon gewußt, daß sie ein hübsches Mädchen war; aber jetzt erst hatte sie die Bestätigung dafür, jetzt erst wußte sie bestimmt, was sie bisher nur vermutet hatte: daß sie mit ihren Reizen all das erreichen konnte, um was sie Betti beneidete, und noch mehr als das.

Sie fand es darum eigentlich sonderbar, daß die Versuchung noch nicht öfter an sie herangetreten war. Freilich hatte sie sich bisher auf der Bühne immer scheu im Hintergrunde gehalten und hinter ihren Kolleginnen versteckt. Das sollte nun bald aufhören, denn nächster Tage schon sollte sie sich in einem jener koketten Männerkostüme zeigen, in die gewöhnlich die hübschesten Choristinnen gesteckt werden, um damit im Vordergrunde zu paradieren.

Lange hatte sie sich dagegen gesträubt, schließlich war ihr Widerstand aber doch dem Drängen des Regisseurs und dem Spott ihrer Kolleginnen erlegen, und sie hatte eingewilligt.

Als sie das erste Mal so vors Publikum trat, da hatte sie die Empfindung, als ob alle Augen auf sie gerichtet wären, und sie fühlte, wie heiß ihr das Blut ins Gesicht schoß: Am liebsten wäre sie gleich davongelaufen, statt sich da begaffen zu lassen, noch dazu ganz im Vordergrund, wo jedermann sie gut sehen mußte.

Da sich diese Schaustellung ihrer Gestalt aber allabendlich wiederholte, so gewöhnte sie sich bald dran; sie teilte ihr Los ja mit vielen andern, und die fanden es gar nicht so schrecklich, im Gegenteil. Sie verlor die peinliche Empfindung, als ob alle Augen sie anstarrten; dagegen begann sie's sehr wohl zu bemerken, wenn sich ein Opernglas wirklich auf sie richtete.

Und das war oft der Fall. Zuerst war's ihr unbehaglich, dann aber fand sie Wohlgefallen dran, denn es schmeichelte ihrer Eitelkeit.

So merkte sie auch eines Abends, daß sie für einen Herrn in der ersten Orchesterreihe das Ziel der beharrlichsten Aufmerksamkeit wurde. Obwohl sie sich nicht zu täuschen glaubte, wollte sie doch ganz sicher sein und wechselte, so oft es ging, ihren Standpunkt; aber das Glas folgte ihr überall hin, und wenn sie sich hinter den andern so versteckte, daß zwar sie ihn, nicht aber auch er sie sehen konnte, da ließ er das Glas sinken.

Diese beharrliche Bewunderung schmeichelte ihr und erregte ihr Interesse für den, der sie ihr zollte. Sie that zwar, als ob sie nichts merkte, beobachtete ihn aber sehr wohl. So viel sie im Halbdunkel des Zuschauerraumes ausnehmen konnte, war es ein ganz junger Mann mit hübschem Gesicht, einem kleinen Schnurrbart und blondem Haar.

Sie hielt es für ziemlich wahrscheinlich, daß er sie nach der Vorstellung erwarten und ansprechen würde; es geschah aber nicht. Sie sah ihn auch nicht, obwohl sie verstohlen nach ihm ausspähte, und sie empfand darüber eine unangenehme Enttäuschung, die sie sich freilich nicht eingestehen wollte.

Ob er am nächsten Abend wieder im Theater sein würde? Sie war recht gespannt darauf.

Richtig saß er wieder da, in der ersten Reihe, und ließ, so lange sie im Bereiche seiner Augen blieb, das Glas nicht von ihr.

Diesmal würde er sie aber doch nach der Vorstellung erwarten!

Und er erwartete sie. Als sie aus dem Theater trat, sah sie ihn unter den dort wartenden Leuten stehen. Er sprach sie aber nicht gleich an, sondern folgte ihr, wie sie aus den hinter ihr hallenden Tritten entnahm, und erschien erst in einiger Entfernung vom Theater an ihrer Seite mit der obligaten Frage, ob er sie begleiten dürfe. Es war nicht das erste Mal, daß diese oder eine ähnliche Frage von einem fremden Mann an sie gestellt wurde; auf ihrem späten Heimweg in den menschenleeren Straßen war sie schon wiederholt angesprochen worden, selbst am helllichten Tage war ihr das widerfahren, und sie hatte dann immer den Rat befolgt, den ihr die Mutter für solche Fälle gegeben: sie hatte den Zudringlichen nie eines Wortes und nur im schlimmsten Fall eines empörten Blickes gewürdigt. Das that sie denn auch jetzt; aber nicht mit derselben Empfindung wie sonst; wohl schlug ihr auch jetzt das Herz stärker als gewöhnlich, aber nicht aus Schreck und Entrüstung, sondern infolge einer gar nicht unangenehmen, erwartungsvollen Aufregung.

Sie blieb auch weiter stumm, als er seine Frage in eine inständig flehende Bitte verwandelte und ihr in begeisterten Worten von dem Eindruck sprach, den ihre Schönheit auf ihn gemacht habe; aber es kam ihr nicht leicht an, und als er durch ihr beharrliches Schweigen entmutigt, um Verzeihung bat, daß er sie belästigt habe und sich mit ehrerbietigem Gruße entfernte, da konnte sie sich's nicht versagen, leicht den Kopf zu neigen. Warum auch nicht? Es that ihr ordentlich leid, daß sie ihn so kalt abweisen hatte müssen. Er hatte so herzlich gebeten; und dann war es auch so angenehm zu hören, wenn einem jemand in so begeistertem Tone schönes sagte, so ganz anders, als es Austerlitzer gethan hatte; und daß dieser jemand obendrein ein hübscher junger Mann war, machte die Sache nicht eben unangenehmer. Und hübsch war er, so in der Nähe noch viel mehr, als es ihr im Theater geschienen hatte. Das hatte sie ganz gut bemerkt, wiewohl sie, während er mit ihr sprach, die Augen züchtig zu Boden geschlagen hatte.

An diesem Abend konnte sie lange den Schlaf nicht finden.

Als sie am nächsten Mittag von der Probe nach Hause kam, sprang ihr Heini entgegen und rief: „Schau nur, Resi, was du Schönes bekommen hast!" Damit zog er sie an der Hand in ihr Zimmer. Hier stand auf dem Tisch ein herrlicher Strauß aus dunkelroten und weißen Rosen, und davor lag ein Briefchen. Auch Frau Nowak war herbeigeeilt und gratulierte Resi halb neckend, halb neugierig zu deren neuer Eroberung. Das Bouquet sei direkt von einer Blumenhandlung geschickt worden und zugleich mit ihm der Brief; dieser müsse von einem Grafen sein, denn er habe ein Monogramm mit einer neunzackigen Krone. Resi beugte sich zu den Blumen hinab, und es war, als ob auf ihrem Gesichte der Widerschein der roten Rosen glühte.

Also ein Graf war's! Aber was sollte sie ihrer Zimmerfrau nur schnell sagen? Vor ihr wollte sie den Brief keinesfalls lesen . . . Sie richtete sich wieder, bemüht auf, eine gleichgültige Miene zu zeigen, machte eine flüchtige Bemerkung über den herrlichen Duft und das schöne Aussehen der Blumen und legte Hut, Handschuhe und Jaquette ab. Dabei erkundigte sie sich, was es denn heute zu Mittag gebe, sie sei sehr hungrig.

Heini beeilte sich ihr über das Menu Auskunft zu geben; Frau Nowak aber fragte, ob sie denn gar nicht neugierig sei, von wem der Brief herrühre, am Ende wisse sie's gar schon. Resi beugte sich wieder zu den Blumen hinab und zog deren Duft hörbar ein, wobei sie Rufe des Entzückens ausstieß; dann zuckte sie die Schultern und erwiderte: „Von wem die Blumen sind? — Keine Ahnung! Ist mir auch gleichgültig! Jetzt will ich nichts als essen."

Damit nahm sie den Brief, ohne ihn näher zu betrachten, und schob ihn lässig in die Tasche.

„Was, Sie lesen den Brief nit amal?" rief Frau Nowak ganz erstaunt.

„Hat Zeit!" erwiderte Resi, „ich will mir den Appetit nit verderben."

„Na, so was!" rief die alte Frau und ging kopfschüttelnd in die Küche hinaus.

Beim Essen zeigte sich Resi sehr aufgeräumt und bemühte sich, einen großen Appetit zu zeigen, um sich nicht selbst Lügen zu strafen. Insgeheim aber verging sie vor Ungeduld, ihren Brief lesen zu können. Nach dem Essen, als sie Frau Nowak wie gewöhnlich beim Abwaschen und Ordnen des Geschirres half, lenkte diese das Gespräch wiederholt auf den Brief; Resi aber gab nur sehr kurze Antworten und schlug ein anderes Thema an.

Sonst pflegte sich Frau Nowak gegen oder nach zwei Uhr zu ihrem Nachmittagsschläfchen niederzulegen; heute schien sie aber zu Resis stiller Wut gar kein Bedürfnis danach zu haben. Resi konnte ihre Ungeduld nicht mehr länger zügeln und äußerte nun selbst den Wunsch ein bischen zu schlummern; sie sei müde, die Probe sei heute so anstrengend gewesen. Jetzt mußte Frau Nowak sie allein lassen!

Das geschah denn auch; aber erst als es nebenan ganz still geworden war, zog sie den Brief aus der Tasche, sie wollte nicht beim Lesen überrascht werden.

Am liebsten hätte sie in ihrer wilden Ungeduld den Umschlag hastig aufgerissen, aber sie wollte ihn nicht beschädigen, und so nahm sie erst ein Messer und schnitt ihn auf. Alle vier Seiten des Papieres waren eng und klein beschrieben. Was mochte er ihr so viel zu sagen haben? Mit heftig klopfendem Herzen begann sie zu lesen:

Verehrtes Fräulein!

Verzeihen Sie, daß ich mich Ihnen abermals nahe, aber ich kann nicht anders, es zieht mich mit magnetischer Gewalt zu Ihnen. Seit ich Sie gesehen habe, erfüllt mich nur mehr ein Gedanke, und der sind Sie, mein Fräulein. Alles andre ist mir gleichgültig, zu jeder Beschäftigung bin ich

ganz unfähig geworden. Tag und Nacht schweben Sie mir vor in Ihrer berückenden Schönheit, ich verzehre mich in brennender Sehnsucht nach Ihnen. Wenn Sie wüßten, was ich leide, so würden Sie sich meiner erbarmen; es ist ja nicht möglich, daß ein so bezaubernd liebliches Wesen ein kaltes Herz hat, daß diese dunkeln, träumerischen Augen, die ich immer vor mir sehe, nichts von Liebe wissen. Oder sie wissen etwas, aber ein andrer ist der Glückliche, dem Ihr Herz entgegenschlägt! Wenn ich an diese Möglichkeit denke, — und ich muß es, denn sie liegt nur zu nahe! — könnte ich rasend werden. All diese Schönheit soll einem andern gehören, und ich soll mich begnügen, soll verschmachten in brennendem Durste danach! Nein, ich kann die Hoffnung nicht aufgeben, daß Sie doch mit mir und meiner Liebe Mitleid haben und mich nicht wieder so kalt und wortlos von sich weisen werden. Es ist ja so wenig, was ich verlange, nur ein paar freundliche Worte wenigstens, nur die Bitte, daß Sie mich ein wenig kennen lernen. Vielleicht kann ich mir allmählich doch Ihre Gunst erwerben. Ich werde alles, alles thun, um das zu erreichen. Wenn es in meiner Macht stünde, würde ich Königreiche zu ihren zierlichen Füßchen niederlegen; so kann ich Ihnen, außer meinem Herzen, das schon ganz das Ihre ist, leider nur das bieten, was in meinen bescheidenen Kräften steht. Ich will jeden ihrer Wünsche erfüllen, wenn es mir nur halbwegs möglich ist, und würde mich glücklich schätzen, wenn Sie mir bald Gelegenheit gäben, Sie davon zu überzeugen.

Heute abend nach dem Theater werde ich mir erlauben, Sie zu erwarten, an derselben Stelle wie gestern, um aus Ihrem schönen Munde, den zu küssen Seligkeit sein muß, mein Schicksal zu vernehmen. Ich kann diesen Augenblick gar nicht erwarten. Mir graut, wenn ich denke, daß bis dahin noch ein ganzer Tag ist. Wenn ich doch wenigstens im Theater schon wüßte, ob ich auf Verzeihung hoffen darf! Sie würden mich glücklich machen, wenn Sie mich dies dadurch wissen ließen, daß Sie eine rote Rose aus dem Strauße, den ich mir Ihnen zu Füßen zu legen gestatte, ins Haar oder vor die Brust steckten. Um diese kleine Gunst, die mich doch so sehr beglücken würde, bittet Sie inständig

Ihr Sie anbetender

Rudi Graf Trauttenhayn.

Als Resi mit dem Briefe zu Ende war, las sie ihn nochmals, und dann wieder. Sie sog seine feurigen Worte förmlich ein, bis sie ihn fast auswendig wußte. Es waren zwar durchaus gewöhnliche Worte und Wendungen, wie sie unter denselben Umständen jeder andre Gebildete hätte schreiben können. Resi aber fand sie überaus schön und poetisch und berauschte sich geradezu an ihnen. So hatte noch niemand zu ihr gesprochen. Diese Sprache kannte sie nur aus Romanen, und wenn sie ihr da untergekommen war, so hatte sie immer sehnsüchtig gewünscht, daß auch zu ihr einmal jemand so poetisch und leidenschaftlich sprechen möge. Nun war das geschehen!

In ihr wogte es freudig hin und her, und auf ihren Wangen glühte der Widerschein der Leidenschaft, die aus dem Briefe geflammt hatte. Sie lehnte

sich ins Sofa zurück, schloß die Augen und überließ sich ihren Empfindungen ... Die Nachmittagssonne erfüllte das Zimmer mit goldigem Schein, durch das des schönen Wetters wegen geöffnete Fenster strich, obwohl es schon tief im Oktober war, eine fast frühlingsartig weiche Luft, wehte Resi den Duft der Rosen zu, die auf dem Tische leuchteten, spielte leicht mit ihren Stirnlöckchen und glitt ihr sanft und kühl wie eine Liebkosung über die heißen Wangen. Von der Straße herauf drangen die Tritte der Vorübergehenden, und aus der Ferne tönte das verworrene Geräusch der Weltstadt; unter einem Hausthor in der Nähe aber begann ein Werkel[1]) den Lagunenwalzer zu spielen. Resi hörte ihn fast jeden Nachmittag um diese Zeit herum, denn des Werkel blieb nur selten aus, und immer hatte sie ihn gerne gehört, aber noch nie war er ihr so einschmeichelnd und wiegend vorgekommen. Sie klopfte mit dem Fuße und der einen Hand leicht den Rhythmus nach, während die andre mit dem Brief in ihrem Schoße lag. So saß sie mit geschlossenen Augen da und sog Rosenduft und Walzerklänge wie verzückt ein. Es war so schön geliebt zu werden ...

Ein heftiges Läuten an der Wohnungsglocke schreckte sie aus ihrer Träumerei auf. Sie fuhr zusammen: wenn es am Ende der war, an den sie eben gedacht hatte! Aber sie verwarf diesen Einfall gleich als ganz thöricht. Wer sollte es denn sein als der Bäckerjunge, der alle Tage um diese Zeit die „Jausensemmeln" brachte? Rasch schob sie den Brief samt Umschlag in die Tasche und ging hinaus, um zu öffnen. Es war wirklich der Bäckerbursche. Da kam auch schon Frau Nowak; auch sie war durch das Läuten aufgeschreckt worden. Resi wurde es unbehaglich, die Zimmerfrau würde gewiß nach dem Briefe fragen. Was sollte sie nur sagen?

Und richtig dauerte es auch nicht lange, als sie die erwartete Frage stellte. Resi that, als ob sie sich nicht gleich besänne, welcher Brief gemeint sei, und erwiderte leichthin, sie habe ihn ganz vergessen; übrigens habe sie bis jetzt geschlafen, jetzt aber müsse sie notwendig Heinis Überrock ausbessern, damit er ihn morgen früh zum Schulgange schon benutzen könne, des Morgens sei es jetzt immer so kalt. Und nun erging sie sich des längeren über die Witterungsverhältnisse, in der Hoffnung, Frau Nowak's Gedanken vom Briefe abzulenken. Aber die ließ sich nicht so leicht irre machen, sie kam wieder auf den Brief zurück, indem sie fragte, wann Resi ihn denn endlich lesen wolle. Resi erwiderte, sie werde das im Theater thun, da habe sie vollauf Zeit dazu, und nähte emsig drauf los, ohne von ihrer Arbeit aufzublicken. So sah sie auch nicht, was für ein Gesicht Frau Nowak dazu machte.

Als es Zeit wurde ins Theater zu gehen, benützte sie einen Augenblick des Alleinseins, um eine rote Rose aus dem Strauße zu ziehen und bei sich zu verbergen.

VI.

Als sich der Vorhang hob, klopfte ihr das Herz nicht wenig; an ihrer Brust blühte die Rose. Da saß er in der ersten Reihe, aber nicht auf dem-

[1]) In Österreich allgemein übliche Bezeichnung der Drehorgeln.

selben Platze wie am Tage zuvor, auch konnte sie sein Gesicht nicht sehen, denn es war durchs Opernglas ganz verdeckt: dennoch erkannte sie ihn, eben an dem Glase, das so starr auf sie gerichtet war. Als er es absetzte, glaubte sie wahrzunehmen, daß er sich leicht gegen sie verbeugte, und unwillkürlich neigte auch sie den Kopf. Als sie sich darauf ertappte, erschrak sie förmlich, aber es war einmal geschehen und ließ sich nicht mehr ändern. Um das aber einigermaßen wieder gut zu machen und die Hoffnungen etwas zu dämpfen, denen er sich vielleicht schon hingab, schenkte sie ihm den ganzen Abend hindurch fast keinen Blick und verbarg sich geflissentlich hinter den andern, beobachtete ihn aber aus ihrem Verstecke heraus voll Interesse.

Nach der Vorstellung machte sie sich in der Garderobe so lange zu schaffen, bis alle jene Kolleginnen, die den Heimweg in derselben Richtung zu nehmen hatten wie sie, fortgegangen waren. Dann trat sie voll unruhiger Erwartung selbst den Heimweg an; das Herz hämmerte ihr dabei nur so in der Brust. Dort unter der Gaslaterne stand er, sie kannte seinen lichten Überzieher von gestern her. Jetzt trat er grüßend auf sie zu und sprach ihr mit lebhaften Worten seine Freude und seinen Dank über die Erfüllung seiner Bitte aus und zugleich die Hoffnung, aus ihrem eigenen Munde zu vernehmen, daß sie ihm nicht böse sei. Sie sah ein, daß sie jetzt reden mußte, und erwiderte leise und schüchtern, es sei sehr freundlich von ihm gewesen, ihr so schöne Blumen zu schicken, sie hätten ihr sehr gut gefallen, und sie danke ihm dafür, müsse ihn aber bitten, das in Zukunft nicht mehr zu thun. Sie wollte fortfahren, er unterbrach sie aber, indem er ihr, ohne auf ihre letzte Bemerkung zu achten, seine Freude darüber ausdrückte, daß ihr die Blumen gefallen hätten, es sei aber gar nicht der Rede wert sie möge ihm doch Gelegenheit geben, ihr seine Ergebenheit deutlicher zu beweisen, und irgend einen Wunsch äußern, er würde sein Leben darum geben, ihn erfüllen zu können.

Da kam ihr ein Gedanke, der ihr recht gut schien. „Also gut, Herr Graf", sagte sie, „ich habe eine Bitte."

„Ihr Wunsch ist mir Befehl", beeilte er sich ihr zu beteuern, und diese abgebrauchte Phrase kam ihr sehr ritterlich nnd poetisch vor.

„Werden Sie's aber auch wirklich thun?" fragte sie und sah ihn lächelnd an.

„Mein Wort darauf," versicherte er, „und was ist's?" setzte er neugierig hinzu.

„Daß Sie mir nicht mehr schreiben und mich nicht mehr erwarten," erwiderte Resi und bemühte sich ein ernstes Gesicht zu machen. Als sie aber sah, wie der junge Graf in sprachloser Verblüffung stehen blieb und sie anstarrte, da konnte sie das Lachen nicht mehr unterdrücken.

Das gab ihm seine Fassung wieder. Er lachte auch, aber ein wenig gezwungen, und meinte, er habe ihr gar nicht zugetraut, daß sie so schlimm sein könne; das sei natürlich nur ein böser Scherz, da gelte sein Wort nichts, das könne nicht ihr Ernst sein. Sie hielt ihm mit erkünsteltem Ernst vor, daß er

vorgegeben habe, alles thun zu wollen, was sie wünsche, und ihr nun nicht einmal die erste Bitte erfülle, die sie an ihn stelle.

Er unterbrach sie, indem er ihr versicherte, sie solle was immer von ihm verlangen, nur das nicht. Das könne er nicht thun, er könne ohne sie nicht mehr leben, er müsse sie sehen und sprechen.

Resi aber fuhr mit einer gewissen Wichtigkeit fort: „Nein, nein, Sie dürfen nimmer kommen und nimmer schreiben. . .“

„Wenn ich aber muß!“ unterbrach er sie.

„Müssen?! Wer zwingt Sie denn dazu?“

„Sie selbst.“

„Ich? Wie so denn?“

„Durch Ihre Schönheit.“

„Ach, gehn S',“ wehrte Resi mit schlecht verhehlter Freude das Kompliment ab, nahm sich aber gleich wieder zusammen und setzte in dem überlegenen, wichtigen Tone, der ihr angemessen schien, dazu: „Sie müssen sich das aus dem Kopf schlagen, es geht halt nit anders.“

„Müssen!?“ — er betonte das Wort ebenso, wie vorher sie's gethan. — „Sehen Sie, jetzt soll ich müssen, und früher haben Sie's nicht gelten lassen wollen, daß ich muß!“

„Ach, das ist aber was anders!“ wandte sie lächelnd ein, da sie doch etwas sagen wollte, ihr aber keine Widerlegung einfiel. Die Erwiderung, zu der er sich anschickte, unterbrach sie durch die Bemerkung, sie müsse sich beeilen, um noch vor der Thorsperre nach Hause zu kommen, es werde gleich zehn Uhr sein. Und sie beschleunigte ihre Schritte.

Ihr Begleiter suchte sie zurückzuhalten, indem er bemerkte, sie beeile sich umsonst, sie käme doch zu spät; sie aber ging noch rascher. Doch waren sie kaum ein paar Schritte weiter gegangen, als es von der Paulaner-Kirche zehn Uhr schlug.

Der Graf äußerte lachend seine Befriedigung darüber, Resi aber sagte mit komischem Vorwurf: „So, jetzt muß ich 's Sperrsechserl [1]) zahlen! Da sind Sie d'ran schuld!“

Dabei sah sie ihn zum erstenmale offen an, halb lächelnd, halb vorwurfsvoll.

„Schrecklich!“ erwiderte er lachend, „natürlich nehm' ich die schwere Schuld auf mich. Aber wissen Sie was? Jetzt ist's schon alles eins, ob Sie nach zehn oder nach zwölf nach Haus kommen! Geh'n wir zusammen soupieren!“

„Ja, was glauben Sie denn von mir?“ rief Resi in beleidigtem Ton und bemühte sich, ihrem Gesicht einen entrüsteten Ausdruck zu geben, was ihr aber nicht so recht gelingen wollte, da sie in Wahrheit über diesen Antrag keineswegs so empört war.

---

[1]) In Wien herrscht der viel gerügte Gebrauch, dem Hausmeister für das Öffnen des Hausthors, das schon um 10 Uhr gesperrt wird, ein Trinkgeld zu geben, das gewöhnlich 10 Kreuzer beträgt, ein „Sechserl“, wie diese Münze von früher her noch genannt wird.

„Was ich glaube? Daß Sie die schönsten Augen haben, die ich je gesehen habe," erwiderte ihr Begleiter und sah ihr dabei so tief in die gepriesenen Augen, daß sie diese schleunigst abwandte und mit ihnen den ganzen Kopf, weil sie fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen schoß, und weil sie dieser kecken Schmeichelei gegenüber die ernste Miene, die ihr angemessen schien, nicht zu bewahren vermochte.

„Ach, hören S' auf," sagte sie leise.

„Warum soll ich aufhören? Es ist ja nur die Wahrheit," wandte ihr Begleiter ein und suchte sich ihres Armes zu bemächtigen. „Kommen Sie nur, kommen Sie!"

Aber sie machte sich hastig los und sagte in einem Tone, dessen Entschiedenheit nicht zweifelhaft war: „Nein, das in keinem Fall! ich geh' nicht, und so eine Zumutung ist eine Beleidigung, ich bin ein anständiges Mädchen." Sie suchte sich in Zorn hineinzureden, aber es wollte ihr nicht recht gelingen, und ihr Begleiter ließ ihr auch nicht Zeit, sondern unterbrach sie, indem er aufs lebhafteste beteuerte, daß es ihm ganz fern gelegen sei sie zu beleidigen und daß er in seiner Einladung durchaus nichts Schlimmes sehe. Und er bat sie in der eindringlichsten Weise, ihm zu vergeben. „Nicht wahr, Sie sind nicht bös, liebes, schönes Fräulein? Nicht wahr, nein?" schloß er seine Bitten, indem er sich zu ihr hinabbeugte und ihr ins Gesicht zu blicken suchte. Und was er sagte und besonders der Ton, in dem er es that, klang Resi so innig und warm, daß ihr ohnehin künstlich hervorgerufener Groll dabei hinschmolz wie Aprilschnee im ersten Sonnenstrahl.

Als er seine Bitte noch dringlicher wiederholte, konnte sie daher nicht anders: sie mußte lächeln und sagte: „Nein, ich bin ja nimmer bös, aber Sie dürfen so was auch nimmer sagen, und auch erwarten dürfen S' mich nimmer nach 'm Theater."

„Aber vor dem Theater?" warf der Graf rasch ein.

„Auch nicht."

„Ja, aber warum denn nicht? Was ist denn da dabei? Das ist ja doch ums Himmelswillen nichts Schlimmes!"

„Es schickt sich aber nicht . . . und dann, wenn uns — wie dieses „uns" lieb klang! — jemand sieht, is aus."

„Wer soll uns denn sehen?" fragte der Graf.

„Na, meine Kolleginnen," erwiderte Resi.

„Aber was macht denn das?"

„Was das macht? Sehr viel sogar, denn dann hab' ich keine Ruh mehr vor ihnen. Bis jetzt können s' mir gar nichts nachsagen, und so soll's auch bleiben."

„Gut, wenn Sie nicht wollen, daß Ihre Kolleginnen Sie mit mir sehen, so kann ich Sie ja so erwarten, daß mich niemand sieht, in der Engelgasse zum Beispiel," schlug der Graf vor.

„Nein, nein, das geht nicht, ein paar von meinen Kolleginnen gehn auch in der Richtung."

„Also vor dem Theater, da kann ich Sie bei Ihrem Haus erwarten und bis zum Theater begleiten."

„Nein, da könnt' uns jemand aus 'm Haus sehen."

„Also vor oder nach der Prob', am helllichten Tag! Da kann doch niemand was dran finden!"

„Aber," lachte sie, „da sehn s' uns ja noch besser!"

„Na, so sagen Sie halt, ich bin Ihr Bruder!" meinte der Graf scherzend.

Er, ihr Bruder! Sie mußte laut lachen, so komisch kam ihr das vor. Ein so eleganter Kavalier, ein Graf und ihr Bruder! Da fiel ihr Heini ein, und sie wurde wieder ernster. Sie blieb stehn und sagte: „So, jetzt dürfen S' aber nimmer weiter gehn, ich bin gleich z' Haus. Gute Nacht!"

Damit wollte sie sich verabschieden — oder wollte sie's in Wirklichkeit nicht? Wartete sie noch auf einen Einwand seinerseits? — Jedenfalls that sie so, als ob sie sich entfernen wollte.

Der Graf trat ihr aber in den Weg.

„Nein, so dürfen Sie nicht gehn. Ich muß wissen, wo und wann ich Sie sehen und sprechen kann."

„Ich muß z' Haus," erwiderte Resi ausweichend und suchte an ihm vorüberzukommen. Er hielt sie aber fest und sagte: „Gut, wenn Sie mir das nicht sagen, dann komm' ich morgen Abend zum Theater."

„Ich will aber nicht," rief sie unwillig und stampfte leicht mit dem Fuße, aber mehr, um ihren Worten einen größern Nachdruck zu geben als aus wirklichem Ärger.

„Aber ich will," gab der Graf lachend zur Antwort.

„Dann geh ich halt mit einer Kollegin, da werden Sie's wohl bleiben lassen."

„Oh keineswegs, glauben Sie, ich fürcht mich vor ein paar Damen?"

„Aber wenn ich Sie recht schön bitt', daß Sie das nicht thun? Sie würden mir dadurch ja große Unannehmlichkeiten bereiten, und das wollen Sie doch nicht, nicht wahr?"

Sie sagte das in schmeichelndem Ton und sah ihn dabei mit ihren schönen Augen bittend an.

„Nein, ich will's nicht thun, aber nur dann nicht, wenn ich Sie sonst sehen kann. Wenn Sie mir diese kleine Bitte aber nicht gewähren, so dring' ich in Ihre Wohnung ein."

„Na sind S' so gut!" rief sie, über seine Keckheit halb erschreckt, halb belustigt.

„Also wo sehn wir uns?" fuhr er, durch ihren Ausruf nicht weiter beirrt, fort. „Gehn wir zusammen in ein Café oder fahren wir in den Prater hinunter? Drunten können wir dann spazieren gehn."

„Nein, nein, das geht alles nicht," wandte Resi, nun schon etwas nachgiebiger, ein.

„Ja, aber warum denn nicht?" rief er ärgerlich.

Da schlug es von der nächsten Kirche ein Viertel.

Resi erschrak. „Schon viertel elf! Gute Nacht!" Damit wollte sie wieder davon, und diesmal war's ihr Ernst damit.

Der Graf hatte sich aber ihrer Hand bemächtigt — wie, wußte sie selbst nicht recht — und hielt sie fest.

„Also schnell: wo und wann? Sagen Sie's, dann laß ich Sie gleich los. Wenn nicht, müssen Sie bis Mitternacht da stehen," drohte er scherzend, schien aber doch bereit, seine Drohung im Ernste auszuführen.

„Na, vielleicht sehn wir uns" — wieder dieses vertrauliche „uns"! — „zufällig einmal," sagte sie ausweichend und suchte ihre Hand zu befreien. Aber umsonst, er hielt sie fest und erwiderte lachend:

„Nein, nein, liebes Fräulein, so kommen Sie mir nicht aus. Ich muß das genau wissen. Sagen wir morgen nachmittag."

„Morgen kann ich nicht." Dazu ein neuer Befreiungsversuch.

„Also übermorgen?"

Sie schwieg. Das galt ihm als Zustimmung.

„Also abgemacht: übermorgen, aber wann und wo?"

„Aber es geht ja nicht," wandte sie kleinlaut ein.

„Ah! es geht schon, um drei Uhr vielleicht?"

„Das ist zu früh," wandte Resi ein, nur um etwas an seinem Vorschlage zu ändern, auf den sie mit dieser Antwort eingegangen war.

„Also wann?"

„Um fünf vielleicht," sagte Resi zögernd, „aber . . ."

„Aber das ist zu spät, in einer Stunde müssen Sie wieder im Theater sein, sagen wir also um vier. Aber wo? Soll ich Sie hier an dieser Ecke abholen?"

„Nein, nein, das ist zu nah."

„Also bei der Rudolfsbrücke?"

„Ja."

„Abgemacht, übermorgen, vier Uhr, Rudolfsbrücke, aber sicher, sonst hol ich Sie mir!"

Damit zog er, eh' sie's verhindern konnte, ihre Hand an seine Lippen, drückte sie nochmals und sah ihr dabei tief in die Augen. Dann gab er ihr den Weg frei, den er ihr bisher verstellt hatte, lüftete den Hut und wünschte ihr lachend eine „gute Nacht."

„Gute Nacht!" erwiderte sie leis und strebte mit eiligen Schritten nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)



China und seine Beziehungen zu Hinterindien und den Vertragsmächten.

Von
M. von Brandt.

Der erste Akt der während der letzten Monate in Hinterindien zwischen Siam, Frankreich und England aufgeführten Tragikomödie hat mit dem am 1. Oktober in Bangkok unterzeichneten Vertrage seinen Abschluß erreicht. Frankreich hat die Theorie der natürlichen Grenzen in der glänzendsten Weise ins Praktische übertragen können, Siam hat an sich selbst die Wahrheit des alten Spruches, daß der Beste nicht in Frieden leben kann, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt, erfahren, und die englische Presse, vielleicht auch die englische Regierung haben sich vorläufig auf dem weichen Kissen des zu erhoffenden Pufferstaates zur Ruhe begeben.

Sieht man sich die Vorgänge am Mekong und Menam näher an, so findet man in denselben eine unverkennbare Ähnlichkeit mit dem Vorgehen des Roi soleil und der chambres de réunion. Frankreich gewinnt durch List und Gewalt das Protektorat über das Kaiserreich Annam, entdeckt dann im Staatsarchiv in Hüe Beweise für die angeblichen Ansprüche der Annamiten auf alles Land bis zum linken Ufer des Mekong und verlangt schließlich, auf diese Beweise gestützt, von Siam die Herausgabe des ganzen Gebietes. Der König von Siam weigert sich einem derartigen Ansinnen zu entsprechen, da das in Frage kommende Gebiet ihm ganz oder teilweise unzweifelhaft gehört, erklärt sich aber schließlich auf das immer stärker werdende Drängen Frankreichs bereit, die Frage einem internationalen Schiedsgericht zu unterbreiten. Frankreich lehnt diesen Vorschlag, als gegen seine Würde verstoßend, ab und schreitet, da es bei einem Weiterführen der Verhandlungen in Bangkok internationale Einmischungen befürchtet, zur militärischen Besetzung der streitigen Gebiete. Als die Siamesen sich diesem mitten im Frieden unternommenen Raubzuge widersetzen, verlangt und erzwingt Admiral Humann gegen die Bestimmungen des französisch-siamesischen Vertrages, welche das Einlaufen französischer Kriegsschiffe in den Menam durchaus untersagen, den Eingang in den Fluß, den er erst wieder verläßt, nachdem er sich überzeugt, daß eine Bedrohung Bangkoks die zu vermeidende europäische Intervention herbeiführen könne; einige der im Golf von Siam gelegenen Inseln werden von den Franzosen besetzt, die Blokade der siamesischen Küsten erklärt und nach einigem Zögern unterwirft sich Siam bedingungslos den französischen Forderungen.

Bei den Verhandlungen über die endgültige Regelung des Zerwürfnisses erhebt Frankreich dann weitere Forderungen, die entgegen den in Paris früher abgegebenen Erklärungen die Selbständigkeit Siams ernstlich in Frage stellen; auf die Weigerung Siams, darauf einzugehen, läßt Frankreich einen Teil derselben fallen, erlangt aber dennoch bei dem Friedensschluß neue Zugeständnisse, die es

nicht allein zum Besitzer des linken Ufers des Mekong, sondern zum thatsächlichen Herrn des ganzen Stromes und zweier an Combodja grenzenden Provinzen machen, während Siam wenig mehr als die nominelle Oberhoheit über diese Gebietsteile bleibt.

Gleichzeitig mit diesen Vorgängen in Hinterindien spielen in London und Paris diplomatische Verhandlungen zwischen England und Frankreich; letzteres erklärt keine Annexion Siams zu beabsichtigen, und beide Mächte einigen sich darüber, aus den Staaten am oberen Mekong, welche keinem von ihnen gehören, auf welche England aber als Rechtsnachfolger Birmas Ansprüche zu haben behauptet, einen Pufferstaat zu bilden, der allen Reibungen zwischen ihnen vorbeuge. Zugleich läßt China durch seinen Geschäftsträger in Paris erklären, daß es keine siamesischen Ansprüche und damit auch kein Recht auf Abtretungen seitens Siams auf die Länder nördlich vom 23. oder 21. Grade nördl. B., beide sind genannt worden, anerkennen könne.

Wie weit während der letzten Stadien der Verhandlungen zwischen Frankreich und Siam englische Einflüsse in Paris thätig gewesen sind, ist bis jetzt nicht festzustellen, doch wird man wohl nicht irren, wenn man annimmt, daß sie es gewesen sind, die das französische Kabinett veranlaßt haben, Herrn Le Myre de Villers größere Mäßigung zu empfehlen.

Um die Forderungen Frankreichs richtig zu verstehen, muß man wissen, daß schon die Länder zwischen den früheren thatsächlichen Grenzen Annams resp. Tonkins und dem linken Ufer des Mekong ein ungeheures Gebiet umfassen, das von einer großen Anzahl verschiedener Stämme bewohnt wird, die in Wirklichkeit unabhängig, zu Zeiten Tribut an Siam oder Annam, manchmal an beide gleichzeitig zahlten. Während dieses Jahrhunderts hat Siam indessen erhebliche Fortschritte nach Osten gemacht und die von ihm über eine Anzahl der kleinen Fürstentümer gewonnene Herrschaft ist wiederholt, so mit Bezug auf Luang Prabang, auch von Annam anerkannt worden. Am oberen Mekong besteht die chinesische Herrschaft seit lange; die dort auf beiden Ufern des Flusses angesessenen Laosstämme, die Sipsong Panna, die in zwölf kleine Staaten zerfallen, waren an Awa und China gleichzeitig tributpflichtig, aber während an das erstere der Tribut nur alle drei Jahre einmal entrichtet wurde, erhob China denselben jährlich durch im Lande residierende Beamte und übte auch andere Hoheitsrechte, namentlich bei Nachfolgestreitigkeiten, aus. Die darauf bezüglichen, von Mac Leod im Jahre 1837 eingezogenen Nachrichten sind durch die französische Expedition unter Doudart de Lagrée in den Jahren 1866—68 bestätigt worden, und noch im vorigen Jahre sind chinesische Truppen in Kiang Hung, der Hauptstadt des mächtigsten Fürstentums des Bundes, eingerückt, um dort Ruhe zu stiften. Weiter östlich sind seit vielen Jahren chinesische Einwanderer ansässig, welche die Einwohner allmählich zurückgedrängt haben und sich großen Wohlstandes erfreuen.

Frankreich hat seit der Eroberung Tonkins nie aufgehört, auf das Gebiet bis zum linken Ufer des Mekong begehrliche Blicke zu werfen; es sieht in der Erreichung dieses Ziels die Möglichkeit, den ganzen Süden Chinas, d. h. die

Provinzen Kuangsi und Yunnan, zu umfassen und den Verkehr mit denselben zu monopolisieren. Diese Idee spukt nicht nur in den Köpfen der fanatischen Kolonial-Politiker, sondern auch in denen der französischen Staatsmänner; sie hat, freilich in verschämter Form, bereits bei den durch Mr. Constans in den Jahren 1886 und 1887 mit China geführten Verhandlungen Ausdruck gefunden, und Ende 1892 hat das französische Auswärtige Amt seine Forderungen in betreff des oberen Mekong der chinesischen Gesandschaft in Paris gegenüber formuliert.

Was Frankreich bewogen haben mag, gerade jetzt die Frage mit solcher Energie Siam gegenüber in die Hand zu nehmen, ist schwer zu sagen. Nach einer früheren Äußerung des „Journal des Débats" möchte man in dem Abschluß der englisch-siamesischen Grenzverhandlungen den Grund dafür finden, aber die vorauszusehende schwache Haltung des Ministeriums Gladstone, die Hetzereien des Prinzen Henri d'Orleans, der die angeblichen Übergriffe Chinas und Siams seit längerer Zeit in Zeitungen und gelehrten Gesellschaften verkündigt und nach Genugthuung für dieselben schreit, das Bedürfnis, auf die damals bevorstehenden, jetzt stattgehabten Wahlen zu wirken und vielleicht nicht am wenigsten das endgiltige Mißlingen der Versuche, die Stromschnellen von Khon zu passieren und so auf den mittleren Mekong zu gelangen, Versuche, denen das Projekt einer Eisenbahn von Bangkok nach Korat doppelten Wert verlieh, mögen wohl alle zu dem Entschluß des Ministeriums Dupuy beigetragen haben. — Im übrigen ist Frankreich seit einigen Jahren bemüht, die Stellung, welche seine Industrie und Handel sich nicht selbst erwerben können, dadurch zu heben und zu sichern, daß es von den asiatischen Mächten, mit denen es, durch eigene Schuld und Willen, in Konflikt gerät, Zugeständnisse zu erpressen sucht, die ihm das Monopol gewisser Aufträge und Arbeiten sichern. So ist es durch Artikel VII. des französisch-chinesischen Vertrages vom 9. Juni 1885 geschehen, und in gleicher Weise hat es le Myre de Villers, der außerordentliche Gesandte der Republik in Siam, versucht, die Lage zu Gunsten der französischen Industrie auszunutzen. Wenn dies nicht gelungen, so dürfte es wohl nur dem stattgehabten oder gefürchteten Widerspruche Englands zuzuschreiben sein.

Welches die Rolle gewesen ist, die England in der Vorgeschichte des französisch-siamesischen Konflikts gespielt hat, wird wohl niemals ganz aufgeklärt werden. Daß England eine Annexion Siams, dessen Besitzungen auf der Halbinsel Malakka sich wie ein Keil zwischen die dort gelegenen, England gehörigen oder unter dessen Schutz stehenden Gebiete drängen, niemals zulassen kann, ohne seine Stellung in Hinterindien auf das ernsteste zu gefährden, ist unzweifelhaft, aber es ist kaum anzunehmen, daß Siam englischerseits zum Widerstande gegen die französischen Forderungen ermutigt worden sei. Dagegen ist nicht ausgeschlossen, daß Siam in den bei dem Abkommen über die Festsetzung der früher birmanischen Grenze seitens Englands gemachten Reserven in betreff einzelner Loas-Staaten, die Siam sich verpflichten mußte, keiner andern Macht abzutreten, einen Grund gesehen haben mag, auf eine schließliche Unterstützung Englands zu rechnen. Jedenfalls hat sich Siam in dieser Hoffnung getäuscht;

die Politik, welche die Annexion Birmas beschloß und durchführte, scheint in London aufgegeben worden zu sein, und das erste Ergebnis dieser Haltung der englischen Regierung wird sein, es in den Augen der Siamesen und Chinesen gründlich herunter zu setzen und zu diskreditieren. Der moralische Einfluß, den England in Hinterindien und Ostasien durch sein energisches und schnelles Vorgehen gegen Birma gewonnen hatte, ist damit verloren gegangen. und es wird lange dauern, bis es auch nur einen Teil desselben wieder gewinnt. Übrigens soll hier bemerkt werden, daß die Anschuldigungen, die auch von einem Teil der deutschen Presse noch in der letzten Zeit wegen der Annexion Birmas gegen England erhoben worden sind, jeder Begründung entbehren; England konnte den französischen Intrigen in Mandalay gegenüber nicht anders handeln, als es gehandelt hat; es hatte in Paris mehr als einmal vor den Folgen gewarnt, die eine Fortsetzung dieser Intriguen haben mußte, und was am Quai d'Orsay überraschte, war weniger das Vorgehen gegen Birma als die Art und Weise, wie dasselbe stattfand. Die Anwesenheit Lord Dufferin's, der als Vicekönig von Indien die Annexion Birmas plante und ausführte, mag die französische Regierung daher den englischen Vorschlägen in betreff der Errichtung eines Pufferstaats gegenüber etwas nachgiebiger und entgegenkommender gestimmt haben, aber es dürfte immerhin abzuwarten sein, welche praktische Form diese Verständigung auf dem Papier annehmen wird.

Der Versuch Englands, sich durch das Abkommen mit Siam gegen die Besitznahme gewisser Gebiete durch andre Mächte, es können in diesem Falle nur Frankreich oder China gemeint sein, zu schützen, entspricht übrigens durchaus einem seit einer Reihe von Jahren von der englischen Politik mit Vorliebe angewandten Mittel. So hat sich China durch den Vertrag von 1846 verpflichten müssen, den von den Engländern besetzt gewesenen und dann geräumten Chuson-Archipel keiner andern Macht abzutreten, und eine gleiche Verpflichtung ist ihm im Jahre 1884 in betreff Port Hamiltons auferlegt worden, den England mitten im Frieden besetzt hatte, um einer angeblich beabsichtigten russischen Besitznahme zuvorzukommen.

Die dritte bei den Vorgängen in Hinterindien interessierte Macht ist China, dem von der englischen Presse die Rolle zugedacht wurde, die Kastanien aus dem Feuer zu holen, wofür man sich indessen in Peking bedankt hat. Dem Unglück Siams wird man dort mit einer gewissen Schadenfreude zugesehen haben, denn die chinesischen Staatsmänner haben noch nicht vergessen, daß Siam einst China tributpflichtig war, daß ersteres dieses Verhältnis hauptsächlich auf Grund und aus Veranlassung der mit andern Mächten abgeschlossenen Verträge gelöst hat und daß ihm so der Rückhalt verloren gegangen ist, den es sonst bei einem Zerwürfnis mit Frankreich an dem mächtigeren Nachbarn hätte finden können. Aber auch auf England, ganz besonders auf Indien dürfte man in Peking nicht besonders zu sprechen sein. Die indische Regierung hat es verstanden, bei jeder sich darbietenden Gelegenheit das Selbstgefühl der Chinesen meistens in recht ungeschickter und überflüssiger Weise zu verletzen. Die beabsichtigte Anerkennung

des aufrührerischen Sultans von Tali, die Sendung von Sir Douglas Forsyth nach Peking, um China zur Anerkennung Yacub Chans zu bewegen, und noch vor kurzem die wenig entgegenkommende Art, in der man den chinesischen Ansprüchen auf die Oberhoheit über Kandjut (Hunza) begegnet ist, haben früher und jetzt tief verstimmt und werden die Leiter der chinesischen Politik nicht geneigter machen, sich am oberen Mekong für die englischen Interessen die Finger zu verbrennen, als sie dies im Pamir zu thun gewesen sind. China hat durch die in Paris vor kurzem abgegebene Erklärung seine Stellung zu der Frage, wer Ansprüche auf das linke Ufer des oberen Mekong habe, klar definiert und es wird nunmehr abwarten, wie sich Frankreich dem gegenüber verhalten wird.

Die Ansicht, daß China, wie Jules Ferry sich ausgedrückt, eine qualité négligeable sei, wird von vielen Leuten geteilt, die die Verhältnisse in Ostasien nur oberflächlich kennen. Sie ist ebenso falsch und unbegründet wie die Lord Wolseley's, der in den heutigen Chinesen die Nachfolger der alten Mongolen sehen will und eine erneute Invasion Europas durch asiatische Horden zum mindesten für möglich hält. China ist eine Macht, die für den Augenblick wenigstens gar keine Offensivkraft besitzt, wobei natürlich von der friedlichen Ausdehnung der Chinesen, die in Hinterindien, Malakka und den niederländischen Kolonien dem faulen Eingeborenen ernsthafte Konkurrenz machen und Amerikanern und Australiern patriotische Beklemmungen verursachen, abgesehen werden muß. Seine Kraft liegt in der Größe seines Gebietes und den fast unerschöpflichen Menschenmassen, die ihm zu Gebote stehen. Beide Faktoren werden aber von einer vor einem Konflikt mit China stehenden Macht um so mehr in Erwägung gezogen werden, als dieselbe weder geneigt noch im stande sein dürfte zur Bekämpfung Chinas diejenigen Streitkräfte zu verwenden, die zu einer schnellen Entscheidung notwendig sein würden. Der Ausgang der bisher von europäischen Mächten gegen China geführten Kriege steht mit dieser Auffassung nur scheinbar im Widerspruche; in keinem derselben hat es sich um Lebensfragen des großen Reiches gehandelt. Was die europäischen Mächte verlangten, waren Verkehrserleichterungen kommerzieller und amtlicher Art, und es war im wesentlichen die Eitelkeit und Überhebung der chinesischen Machthaber und ihre Unkenntnis der fremden Verhältnisse, Bedürfnisse und Ansprüche, welche zu den verschiedenen Zusammenstößen führten. Auch die englisch-französischen Feldzüge gegen China in den Jahren 1858 und 1860 und der Konflikt mit Frankreich 1883—1885 bilden hiervon keine Ausnahme. Bei dem letzteren wurde nur die mehr nominelle als thatsächliche Oberhoheit Chinas über einen tributpflichtigen Staat in Frage gestellt, und es war viel weniger die Schuld Chinas, daß der Knoten nicht auf friedlichem Wege gelöst wurde, als die der französischen Staatsmänner und Militärs, deren Unkenntnis der einschlägigen Verhältnisse nur durch ihre Überhebung übertroffen wurde. Das Beispiel der englisch-chinesischen Verständigung in betreff Birmas hat gezeigt, wie leicht bei solchen Fragen die Berufung an das Schwert vermieden werden kann.

Anders aber als in der Vergangenheit wird es sich in der Zukunft verhalten; Korea, die Mandschurei, das „neue Gebiet", oder wie es wohl allgemeiner benannt ist „die Kaschgarei," die beiden Kuangs und Yunnan sind Gebiete, für die China sich schlagen muß und wird, und in denen augenblickliche Erfolge des Angreifers nicht zu einem Nachgeben Chinas führen dürften, selbst wenn die Operationen an Ort und Stelle durch eine Offensive gegen Peking unterstützt würden. Die Chinesen wissen heute so gut wie wir, daß 1860 ein Ausharren von wenigen Wochen länger die englischen und französischen Streitkräfte zum Rückzuge genötigt und damit den ganzen Erfolg der bis dahin siegreich geführten Feldzüge in Frage gestellt haben würde. Und damals waren mehr als die Hälfte des großen Reiches in den Händen von Rebellen, während heute, von nichtssagenden lokalen Unruhen abgesehen, die kaiserliche Autorität unbeschränkt im ganzen Lande anerkannt wird.

Es ist ein unzweifelhafter Nachteil für China und nicht weniger für die mit demselben in politischen oder Handels-Beziehungen stehenden Mächte, selbst bei denen, deren Aufgabe es sein würde, gut unterrichtet zu sein, daß so wenig über seine inneren Zustände, seine Bedürfnisse, Wünsche und Ansprüche bekannt ist. Wenn man die Mehrzahl der über das gewaltige Reich veröffentlichten Berichte liest, so möchte man glauben, daß die letzten dreißig Jahre spurlos an demselben vorübergegangen seien, und doch würde nichts falscher sein, als eine derartige Unbeweglichkeit anzunehmen. Die Veränderungen, welche die Eröffnung einer größeren Anzahl von Plätzen für den fremden Handel und die Herstellung der Verbindung unter denselben durch Dampfschiffe für die ökonomischen Zustände der Bevölkerung zur Folge gehabt hat, sind tief einschneidend gewesen; sie haben in weiten Kreisen Armut und Unzufriedenheit hervorgerufen, und diejenigen Personen, die am meisten berufen gewesen wären, die große Masse zu beruhigen und über die schließlichen Vorzüge der beginnenden Evolution aufzuklären, haben dies nicht allein unterlassen, sondern sogar in den meisten Fällen, aus Furcht, Unwissenheit oder Haß den entstandenen Schaden nicht den veränderten Verhältnissen, sondern der systematischen Ausnutzung Chinas durch die Fremden zugeschrieben. Das jüngst aus China gemeldete Verbot gegen die Einfuhr von Maschinen, (durch Privatpersonen, wie ich annehme) entspringt denselben national-ökonomischen Bedenken, wie denn die chinesische Regierung seit Jahren der Ausführung der in allen Verträgen enthaltenen Bestimmung, nach welcher Fremden gestattet ist, in China Handel und Industrie zu treiben, was den letzteren Punkt anbetrifft, aus denselben Gründen entschiedenen Widerstand entgegensetzt. Wir mögen auf solche Anschauungen vornehm lächelnd herabsehen, aber wir dürfen nicht vergessen, wie in solchen Fragen auch bei uns die Meinungen aufeinander platzen, und daß irrige national-ökonomische Ansichten eines andern Staates nicht mit Feuer und Schwert ausgerottet werden können, sondern zu ihrer Beseitigung einer langen und sorgfältigen geistigen Einwirkung bedürfen, der erst das Beispiel glücklichen Erfolges an andrer Stelle den erforderlichen Nachdruck verschaffen kann.

Die Haltung der Vereinigten Staaten, Kanadas und der australischen Kolonien in der Frage der chinesischen Einwanderung ist aber wenig dazu angethan gewesen, den Chinesen einen hohen Begriff von dem Gerechtigkeitsgefühl und dem Bildungsgrade derjenigen zu geben, die alles verlangen, aber nichts gewähren. Selbst das Deutsche Reich hat es verstanden, chinesischen Erzeugnissen die Wohlthat der Meistbegünstigung zu versagen, während doch die chinesischen Zölle fast durchgängig auf der Grundlage von 5 Prozent vom Wert normiert sind und Deutschland vertragsmäßig ohne weiteres auf jede Begünstigung Anspruch hat, die einem andern Staate oder den Unterthanen desselben gewährt wird.

Die ungünstige Meinung über die Fremden, die so bei den Chinesen wenn auch nicht erweckt, sie besteht als Rassenhaß seit alter Zeit, so doch wesentlich verstärkt worden ist, hat durch das politische Verhalten der Grenzmächte, d. h. Rußlands, Englands, Frankreichs und Japans weitere Nahrung erhalten.

Rußland hat sich durch den Vertrag von Aignu, der dem chinesischen Unterhändler den Kopf kostete, in 1858 das linke Ufer und die Mündung des Amur angeeignet und bedroht die Kaschgarei und Mongolei, wie die Mandschurei und Korea. Frankreich hat China aus Annam, England dasselbe aus Birma und Japan aus den Liukiu-Inseln vertrieben, und alle drei Staaten haben bei mehr als einer Gelegenheit die Interessen und das Selbstgefühl Chinas schwer verletzt; was Wunder, daß nicht nur die Vertreter der altchinesischen Partei und Politik, sondern auch der liberalen Richtung angehörige Staatsmänner mit Mißtrauen und Argwohn auf die Nachbarn und alle Fremden überhaupt blicken.

Die Opium- und Missionär-Frage haben ihrerseits dazu beigetragen, die vorhandene Abneigung zu vermehren. In den Augen der chinesischen Staatsmänner hat aller Phrasen und Versicherungen ungeachtet die Opium-Frage immer nur eine national-ökonomische Bedeutung gehabt; sie zog resp. zieht jährlich bedeutende Quantitäten Silber aus dem Lande und verändert die Handels-Bilanz zu Ungunsten Chinas. Wenn im Jahre 1892 der Wert der Einfuhr in fremden Schiffen 135 Millionen Taels und der der Ausfuhr 102,5 Millionen betrug, oder nach der etwas gekünstelten Berechnung des fremden Seezollamts nach Abzug resp. Zuzählung von Zoll, Spesen u. s. w. 116,7 und 117,2 Millionen betrug, so entfallen von dem Wert der Einfuhr auf Opium 27,2 resp. 22,4 Millionen Taels, ein Betrag, der allerdings, falls er im Lande verbliebe, hinreichen würde, das Verhältnis sehr zu Gunsten Chinas umzugestalten. Außerdem hat das Verhalten der Missionäre und Antiopiumvereine, die in thörichter Verblendung sich einbilden, durch Vorgehen gegen das eine Übel, das Opium, das andre d. h. sich selbst weniger unerträglich zu machen, den Chinesen Gründe an die Hand gegeben, die sie nicht unterlassen gegen alles Fremde und alle Fremden ins Feld zu führen, und die auch auf die große Masse der Bevölkerung ihren Einfluß auszuüben nicht verfehlen.

Tiefer eingreifend in die Beziehungen Chinas zum Auslande wirkt die Missionärfrage. Bekanntlich sichern alle mit fremden Mächten abgeschlossenen Verträge den Lehrern und Anhängern der verschiedenen christlichen Bekenntnisse

Schutz für die Ausübung ihres Glaubens zu, in Artikel 13 des französisch-chinesischen Vertrages von 1858 ist aber zugleich bestimmt, daß dieser Schutz auch Missionären gewährt werden solle, die sich mit regelmäßigen Pässen in das Innere des Landes begeben. Aus dieser Bestimmung hat sich im Zusammenhang mit dem Artikel 6 des französisch-chinesischen Abkommens von 1860, durch welchen vereinbart wurde, daß alle beschlagnahmten, religiösen oder mildthätigen Zwecken gewidmet gewesenen Niederlassungen ihren früheren Eigentümern zurückgegeben werden sollten, die Praxis entwickelt, daß katholischen Missionären der dauernde Aufenthalt außerhalb der Vertragshäfen im Inlande gestattet wurde, der sonst allen Fremden untersagt ist. Dieses Recht ist seitens der chinesischen Regierung in anerkennenswerter Weise auch den protestantischen Missionären nie verweigert worden, es halten sich daher nunmehr zwischen fünfzehnhundert und zweitausend katholische und protestantische Missionäre, letztere häufig mit Frau und Kindern, im Innern Chinas auf. So vorteilhaft nun auch, ganz abgesehen von der religiösen Seite der Frage, die Anwesenheit und der dauernde Aufenthalt gebildeter, mit den Sitten, den Gebräuchen, der Sprache und der Litteratur des Landes vertrauter Missionäre auf die kulturelle Entwickelung Chinas wirken kann und in manchen Fällen auch unzweifelhaft gewirkt hat, so muß es doch mit Besorgnis erfüllen, wenn hunderte von nicht allein für den speziellen Beruf vorgebildeten, sondern oft überhaupt ungebildeten Leuten ins Land geworfen und dort mehr oder weniger ihren eigenen Eingebungen und Gutdünken überlassen bleiben. Dies ist aber leider zum großen Teil bei den protestantischen Missionären der Fall. In der irrigen Annahme, und dies ist die günstigste Auffassung der Sachlage, daß es nur einer schnellen und bedeutenden Vermehrung des Personals der protestantischen Missionäre bedürfe, um die große Masse des chinesischen Volkes in wenigen Jahren zum Christentum zu bekehren, haben die in China befindlichen Führer dieser Richtung eine größere Anzahl besonders skandinavischer Männer und Frauen ins Land gerufen, denen nicht nur jede Vorbildung für die unter den günstigsten Verhältnissen höchst schwierige Aufgabe fehlt, sondern die durch ihre Unkenntnis von Land und Leuten Konflikte hervorrufen müssen, die dann ihren Widerhall in den politischen Beziehungen Chinas finden werden. Es würden aber in dem Falle nicht die Interessen einer einzelnen Macht, sondern die aller andern ebenfalls geschädigt werden. Schweden z. B., dem die beiden Missionäre angehörten, deren Ermordung in Hupeh erst kürzlich gemeldet worden ist, dürfte sich kaum in der Lage befinden, eine zweckentsprechende Bestrafung der Thäter durchzusetzen; bleiben dieselben aber ganz oder teilweise straflos, so wird dadurch die Sicherheit aller Fremden nicht nur in derselben Provinz, sondern im ganzen Reiche gefährdet.

Aus dem Dilemma giebt es keinen andern Ausweg, als daß die Vertragsmächte China veranlassen, seinen Verpflichtungen als zivilisiertes Land voll und ganz nachzukommen, während sie selbst in Gemeinschaft mit demselben die Mittel ergreifen, um einem Mißbrauch der den Missionären gewährten Ausnahmestellung vorzubeugen. Daß dies besonders den protestantischen Missionären gegenüber

geboten ist, ergiebt sich aus der unabhängigen Stellung derselben sowohl in religiöser wie in hierarchischer Beziehung. Übrigens soll hier gleich bemerkt werden, daß die deutschen resp. deutsch-schweizerischen protestantischen Missionäre in den beiden Kuangs niemals zu Klagen Veranlassung gegeben haben, wie auch die Beziehungen der deutschen katholischen Mission in Sud-Chantung zu der dortigen Bevölkerung, seitdem die Mission unter deutschen Schutz getreten ist, Dank der Haltung des apostolischen Vikars, Bischof Anzer, und der andern Missionäre als erfreuliche bezeichnet werden können.

Auch die Silberfrage wirft ihre Schatten über China. Zwar leiden unter dem niedrigen Stande des Dollars besonders die europäischen Importeure, aber da die chinesische Regierung sich heute und voraussichtlich noch während längerer Zeit für die Beschaffung ihrer militärischen und maritimen Ausrüstung wie für Eisenbahn-, Maschinen-, Schiffs- und sonstiges Material nach Europa wenden muß, so empfindet sie die Notlage ebenfalls schwer und direkter als irgend eine andre Regierung. Auch in den Zöllen, die in Silber festgesetzt sind und entrichtet werden, macht sich der Ausfall in unangenehmster Weise bemerkbar und lähmt die Kaufkraft der Regierung.

So sind an dem Horizont der inneren und äußeren Politik Chinas, namentlich soweit seine Beziehungen zum Auslande in Betracht kommen, eine Anzahl dunkler Wolken, die einen Konflikt mit einer oder der andern Vertragsmacht im Schoße tragen können und jedenfalls den chinesischen Staatsmännern umsomehr ganz besondere Vorsicht zur Pflicht machen sollten, als über das Bestehen und die Rührigkeit einer fremdenfeindlichen Partei im Lande, für die der Haß gegen alles Fremde als eine Pflicht des Patriotismus gilt, keine Zweifel bestehen. Die Überhebung der altchinesischen Partei, die zu dem Zustande vor Abschluß der ersten Verträge zurückkehren möchte, begegnet sich in diesem Punkte mit dem Bestreben von Jung-China, wenn man so diejenigen bezeichnen darf, die, während sie die Überlegenheit des Auslandes in manchen Beziehungen anerkennen, China ausschließlich für die Chinesen in Anspruch nehmen. Der Rassenhaß, der, ungemildert durch zivilisatorische Einflüsse, die Chinesen fast ohne Ausnahme gegen alle Fremden erfüllt, bildet einen günstigen Boden für die Hetzereien der Gelehrten (Confucianisten) und der Priester (Buddhisten und Taoisten), die sich durch das Eindringen westlicher Ideen in ihren individuellen und Standes-Interessen bedroht sehen, und die Ausschließung der Chinesen aus den Vereinigten Staaten und den australischen Kolonien wie die passive Haltung der Vertragsmächte während des französisch-chinesischen Konflikts in den Jahren 1883—85 und ihre Gleichgültigkeit den Vorgängen in Hinterindien gegenüber haben die Aufgabe, der fremden Regierungen und Vertreter China die Ungefährlichkeit und den Nutzen freundschaftlicher Beziehungen zum Auslande zu beweisen, wesentlich erschwert. Es wird großer Vorsicht, aber auch entschiedenenen Bestehens auf den vertragsmäßig zugesicherten Rechten, unter gleichzeitiger Schonung der chinesischen thatsächlichen, nicht eingebildeten Interessen bedürfen, um die weitere Entwickelung guter Beziehungen zwischen China und dem Auslande zu ermöglichen,

ohne weder eine gewaltsame Auseinandersetzung herbeizuführen, noch die Stellung der Fremden zu kompromittieren, die in der Masse der chinesischen Bevölkerung verloren sein würden, wenn nicht, trotz aller Begeiferung seitens des litterarischen oder sonstigen Janhagels, ihr Prestige sie schützte. Daß dies gelingen möge, wird der Wunsch aller derer sein, die in der Pflege des guten Einvernehmens mit China nicht nur ein Interesse unsres Handels und unsrer Industrie, vielleicht unsrer Politik, sondern auch eine Aufgabe wahrer Bildung und von kulturhistorischer Bedeutung sehen.



Lothar Bucher.

Von

Heinrich von Poschinger.

(Fortsetzung.)

Ein andres Mal teilte ich Bucher mit, daß aus dem Jahre 1850 nur ein Feuilleton vorhanden sei, sein erstes, „Die Sprengung der Klippe bei Seaford" (abgedruckt in der „National-Zeitung" vom 25. September 1850), und stellte die Aufnahme desselben in die Publikation anheim. Bei der Rücksendung bemerkte Bucher am 21. Oktober 1889:

„Weshalb sollen gerade die Feuilletons so gewissenhaft katalogisirt werden. Es hing von Zabel ab, ob er einen Artikel als Korrespondenz oder als Leitartikel drucken wollte; und ob er das eine oder das andere gethan, interessirt heute doch niemanden. Auch wird schwerlich jemand Veranlassung haben, im Feuilleton nachzuschlagen — ich nehme das Turnfest (abgedruckt in der „National-Zeitung" 1860 Nr. 369, 379 und 389) aus. Die Korrespondenzen dagegen aus den Jahren 1853—1859 enthalten Material, was jemand, der die Geschichte der Zeit schreiben will, gut benutzen könnte; es ist aber unmöglich, das zu katalogisiren. Weshalb gerade die Feuilletons, die — ich darf mich über meine Schreibereien ja eines starken Ausdrucks bedienen — manchen Quark enthalten, z. B. die mit Gossip überschriebenen (abgedruckt in der „National-Zeitung" 1856 Nr. 491, 499, 503 und 551).

Von Briefen aus der Londoner Zeit habe ich nichts mehr. In Berlin habe ich keinen Briefwechsel gepflogen."

Über die Frage, in wie weit sich die von Bucher der „National-Zeitung" eingesandten Feuilletons noch heute zum Abdrucke eignen, haben wir uns auch später nicht einigen können. Bucher war, glaube ich, hier nicht objektiv genug. Er wollte es der jetzigen Generation nicht wissen lassen, daß **er**, „die rechte Hand Bismarck's", vor dreißig Jahren auch zur Unterhaltung und Kurzweil des Leserkreises einer Zeitung geschrieben hatte; ihm tönte noch immer das Spottgeschrei

seiner Gegner in den Ohren, die bei seiner Berufung in das Auswärtige Amt ausgerufen hatten: „Was will Bismarck mit dem Feuilletonisten?" Und doch war Bucher nichts weniger als Feuilletonist. Er war, wie schon Julius Eckhardt bemerkte[1]), zu gründlich, um mit Leichtigkeit schreiben zu können. In den Bucher-schen Feuilletons steckte meist ein gutes Stück gelehrter Forschung, so daß ich es mir nicht nehmen ließ, daß einzelne derselben noch das Interesse des heutigen Lesers zu erwecken vermögen.

Da wir mit Zähigkeit beide an unserm Standpunkt festhielten, so kam die Kontroverse wiederholt zur Diskussion. Auch schriftlich wurde sie berührt, u. a. in folgendem an mich gerichteten Briefe Bucher's.

10. Juni 1889, 24° R. im Schatten.

Ich fürchte, Sie werden mich zu sehr zum Feuilletonisten machen, mit welchem Spottnamen die „auf dem höheren Standpunkt" stehenden Redakteure der „National-Zeitung", auch Delbrück, mich belegt haben, worüber ich allerlei Anekdoten habe. Die ernste Arbeit, wenn sich Stoff fand, verwendete ich auf die Korrespondenzen; Feuilletons schrieb ich ebenso zu meinem als der Leser Vergnügen. Manche Artikel kamen nur deshalb „unter den Strich", weil sie für die obere Etage zu lang waren. Die damaligen Redakteure haßten mich aus vielen Gründen. Manche Leser sagten ihnen, daß sie an meinen Sachen Gefallen fänden, was die Herren als eine Beleidigung ihrer Sachen ansahen. Ich wollte mich, wie ein Redakteur gesagt, nicht discipliniren lassen. Ich machte mich allmählig von der Freiheitsillusion los. Endlich schnitt ich sie, als sie sich im Herbst 1866 mir wieder nähern wollten, weil sie mich 1864 geschnitten hatten. Der Haß hat sich auf ihre Nachfolger vererbt, und sie werden geneigt sein, in der Beurtheilung Ihres Buches mich wieder als Feuilletonisten zu hänseln. Was ich seit 1864 geschrieben habe und vielleicht auch von den Herren als nicht feuilletonistisch würde anerkannt werden, können Sie doch nicht vorbringen.

Ich weiß sehr wohl, daß aus meinen politischen Korrespondenzen, wenn sie auch für den Geschichtsschreiber manches brauchbare Material enthalten, sehr wenig in Ihr Buch passen wird. Aber ich denke, Sie werden bei der Schlußredaktion noch manches Feuilleton streichen, z. B. den „Eisernen Schneider"[2]).

Verzeihen Sie, daß ich Ihnen so viel darein rede, aber ich kann Sie versichern, daß ich es weniger meinet- als Ihretwegen thue, Sie sind doch responsible. Ich habe, nachdem ich 30 Jahre theils vor, theils hinter den Kulissen der Presse gestanden, einen sehr geringen Respekt vor dem ganzen Zeitungswesen. Bucher.

[1]) Man geht wohl nicht irre, wenn man ihn als Verfasser des Nekrologs von Bucher im „Rigaer Tageblatt" Nr. 227 vom 4. (16.) Oktober 1892 bezeichnet.

[2]) Ein Referat über die Besichtigung der ersten amerikanischen Nähmaschine. „National-Zeitung" 1853 Nr. 297.

Da wir uns, wie gesagt, im Prinzip nicht einigen konnten, so gingen wir Bucher's Feuilletons in den zwölf Jahrgängen der „National-Zeitung" der Reihe nach durch, und dies gab wiederum zu manchen Bemerkungen desselben Anlaß, welche die Aufzeichnung verdienten.

Bei Erwähnung seiner Rezension über das im Jahre 1853 erschienene Werk: Elements of the Laws in force in the United States by Smith („National-Zeitung" Nr. 367 vom 10. August 1853) bemerkte Bucher: „Bismarck kennt das Buch und wollte ein ähnliches für Deutschland gemacht haben."

Ich hatte nicht übel die Absicht, das Bucher'sche Feuilleton „Die menschlichen Racen" [1]) („National-Zeitung" Nr. 313 und 317 vom 8. und 11. Juli 1854) mit einigen Streichungen in die Biographie aufzunehmen.

> „Damit ist nichts zu machen — bemerkte Bucher — ich will Ihnen den Schlüssel zu dem Buche geben, den ich kannte und boshafter Weise verschwieg. Das Werk ist im Auftrage der amerikanischen Sklavenhalter geschrieben, die den Emanzipationsbestrebungen gegenüber, die später zu dem Bürgerkriege führten, das Interesse hatten zu behaupten, daß es mehrere, ursprünglich verschiedene Menschenracen gebe. Ich benutzte das Buch nur, um mich über die Reverends lustig zu machen."

Auch mit den City Frauds [2]), einer Besprechung des Buches: The great City Frauds exposed by Seton Laing, würde nichts anzufangen sein. „Der kaufmännische Teil ist interessant für Sachverständige, unverständlich für andre, und die novellistischen Episoden wären ohne den kaufmännischen Hinter- oder Untergrund doch zu dürftig. Ein Unterhaltungsblatt würde noch heute nicht übel thun, den ganzen Artikel abzudrucken."

Später kam ein Feuilleton Bucher's in der „National-Zeitung" vom 20. Januar 1854, Nr. 33, an die Reihe, betitel: „Die Irvingianer", bekanntlich eine Sekte, die sich nach ihrem Stifter, dem Pastor Eduard Irving, einem schottischen Geistlichen, nannte. „Ich schrieb den Aufsatz — bemerkte Bucher — weil damals über diese neue Sekte in Deutschland sehr wenig bekannt war. Man wußte nur, daß Generale, Tribunalsräthe u. s. w. in dieselbe eintraten, um unter dem Mystiker Friedrich Wilhelm IV. Karriere zu machen, und daß Wagener (der von der „Kreuzzeitung") Engel, d. h. oberster Priester der Berliner Gemeinde war. Seitdem sind ausführliche Werke über die Sekte erschienen, die Berliner Gemeinde aber ist sehr zusammengeschmolzen, weil man unter Wilhelm I. nicht mehr Karriere mit dem Unsinn machte."

Das in Band II S. 290 meiner Biographie erwähnte Schlußkapitel seines Werkes über die Londoner Industrie-Ausstellung, betitelt „Moral", empfahl Bucher besonders meiner Beachtung. Zu der Stelle, der deutsche Michel sei

---

[1]) Übersetzung des englischen Werkes Types of mankind or ethnological researches etc. by J. C. Nott and G. R. Gliddon. London, Trübner and Comp. Philadelphia, Lippincott Grambo & Comp. 1854. 32 Schilling.

[2]) Abgedruckt in der „National-Zeitung" 1856 Nr. 293, 295, 297, 299.

durch die Faustschläge Macdonald's und durch die Fußtritte Palmerston's in den Witwenstand geschleudert worden, bemerkte Bucher zu mir: „Zu Macdonald könnten Sie den Lesern, die sich der Geschichte der fünfziger Jahre nicht mehr entsinnen, eine Erläuterung geben: Ein Engländer dieses Namens widersetzte sich auf dem Kölner Bahnhof den Beamten mit Faustschlägen, wurde überwältigt, eingesperrt und bestraft. Darüber in der englischen Presse ein solches Geschimpfe, nach der Melodie Civis Romanus sum, daß vielen deutschen Blättern die Galle überlief. Palmerston nahm daran Anlaß, ein Abkommen zu treffen, welches ihm einen stillen Einfluß auf die deutsche Presse sicherte, auch unter Gladstone fortbestand und weniger positiv als negativ, d. h. durch Verschweigen wirkte."

Das in demselben Schlußkapitel erwähnte Buch des Professors Carl Vogt: „Studien zur gegenwärtigen Lage Europas", schien mir geeignet, etwas näher besprochen zu werden. Bucher protestierte aber hiergegen: „Rodbertus und andre haben mir gesagt, daß ich — im Auslande lebend — den Einfluß des Vogtschen Buches überschätzt, und in der That für ihn Reklame gemacht hätte."

Ich hatte versucht, einen langen Bucher'schen Artikel über England und Frankreich durch Umstellungen und Einschaltungen für die Biographie lesbar zu machen. Als ich den Artikel in der neuen Fassung mit meinem Zweifel über die Opportunität der Aufnahme Bucher mitteilte, bemerkte derselbe: „Er ist und bleibt eine Mißgeburt, die nur Spöttereien hervorrufen würde."

So oft Bucher auf sein ehemaliges Verhältnis zur „National-Zeitung" zu sprechen kam, war eine kleine Animosität nicht zu verkennen. „Der dicke Wolff[1]), der sich auf ingeniöse Weise der „National-Zeitung" (Aktienunternehmen) bemächtigt hat, sagte mir einmal: „Eine Neuigkeit ist uns mehr wert als die schönste Abhandlung", womit er die industrielle Seite einer Zeitung richtig ausgedrückt hat. Aber Neuigkeiten, besonders politische, sind nicht umsonst zu haben, werden durch Gegendienste oder wenigstens durch geduldiges Antichambrieren erkauft. Weder das eine noch das andere sagte mir zu.

Einmal konnte ich allerdings die primeur einer sehr wichtigen Nachricht geben, am 1. oder 2. Januar 1859, wo ich der „National-Zeitung" meldete, zwischen Anfang März und Ende Mai würde der Krieg zwischen Frankreich und Italien ausbrechen. Die Nachricht war aber so verblüffend, daß Vater Zabel sie bei seite legte, bis der 48 Stunden in Paris zurückgehaltene Neujahrsgruß Napoleons an Hübner bekannt wurde. Erst dann wurde mein Brief gedruckt, am 4. oder 5. Januar, aber von der hochweisen Redaktion beschwiegen."

Bucher soll einmal, vermutlich zu Anfang der sechziger Jahre, die Äußerung haben fallen lassen, daß zwischen ihm und der „National-Zeitung" keine weitere Verbindung mehr bestehe, als daß er derselben hier und da etwas „verkaufe"[2]). Er wollte offenbar damit nur ausdrücken, daß das geistige Band, das jeden Korre-

---

[1]) Dr. B. Wolff war anfangs Expedient, später Eigentümer der „National-Zeitung".

[2]) Vergl. den Aufsatz von Ferdinand Wolff: „Die rechte Hand Bismarck's" in der „Neuen Zeit" X. Jahrg. I. Bd. S. 467 f.

spondenten mit seiner Zeitungen vereint, bezüglich der „National-Zeitung" nicht mehr bestehe, und daß sein Verhältnis zu derselben einen rein geschäftlichen Charakter angenommen hatte: Verkauf einer Geistesarbeit gegen Auszahlung des Honorars.

Was ich in Bd. I., S. 296 f. meiner Biographie über Urquhart gebracht habe, beruht zum Teil auf Bucher's Mitteilungen. Besonders betonte er den S. 297 abgedruckten Satz über das doppelte Gesicht der russischen Politik, „der dem Kanzler ganz recht sein werde, wenn er ihn auch nicht aussprechen könne;" ebenso legte er Wert auf das Urteil des Prinzen Friedrich von Schleswig-Holstein über Urquhart, „als ein Gegengewicht gegen den anonymen, aus nicht kontrolierbarer Quelle geschöpften, zunächst Urquhart, indirekt noch lächerlich machenden Artikel der „Waage."

Bei einer andern Gelegenheit bemerkte er: „Aus meinen Artikeln über Urquhart[1]) werden Sie ersehen, was es zu bedeuten hat, wenn Marx, Tante Voß, Waage[2]) e tutti quanti sich bis auf die neueste Zeit damit amüsieren, mir nachzusagen, daß ich die Urquhart'schen Formeln nachgebetet hätte. Daß ich ihm nicht blindlings gefolgt bin, beweist der Eingang meines in die „National-Zeitung" übergegangenen Artikels über sein Buch: Progress of Russia.

Das „Portfolio"[3]), nannte Bucher einmal gelegentlich „eine Etappe in seiner Entwickelung."

Am 8. Mai 1889 schrieb mir Bucher:

„An die drei Männer-Brochüre — so nannte er seine gemeinsam mit von Berg und Rodbertus ergangenen Erklärungen — werden Sie erst nach längerer Zeit kommen. Um Lebens und Sterbens willen schicke ich einen Briefwechsel mit Mazzini und lege Behufs der Kontrole die Originale bei. Wenn Sie mit Mazzini's Brief einen Autographen-Sammler erfreuen wollen, so steht er ihnen zu Diensten. Die Handschrift ist sehr selten, auch sehr unleserlich. Es wäre aber rathsam, ihn nicht eher aus den Händen zu geben, als bis er gedruckt ist."

Als mir Bucher später die eingangs erwähnten „drei Männer-Brochüren" behändigte, bemerkte er: „Die „National-Zeitung" hat uns natürlich schlecht gemacht."

Ich machte Bucher darauf aufmerksam, daß die erste Auflage des „Parlamentarismus wie er ist" einige Stellen enthalten, welche ich in der zweiten nicht wieder gefunden hatte. Er schrieb mir zurück:

9. Mai 1889.

Wenn in der zweiten Ausgabe etwas weggeblieben ist, so bin ich unschuldig. Ich habe ein Heft mit Notizen und abgerissenen Gedanken für das Buch, fand aber, daß ich mich behufs ihrer Verarbeitung auf Gebiete hätte begeben müssen,

---

[1]) Vergl. „Ein Achtundvierziger" Bd. I. S. 202.
[2]) Vergl. Deutsche Revue 1893, Bd. IV. S. 50.
[3]) Vergl. „Ein Achtundvierziger", Bd. I. S. 294—302.

die mir fremd geworden waren. Ich hatte dazu nicht die Zeit und die Kraft, jetzt zwar die Zeit, aber noch weniger die Kraft. Zur Veröffentlichung ist das Material ungeeignet . . .

Am Freitag möchte ich gern den Don Juan hören; stehe eventuell am Sonnabend zur Verfügung.

Bucher.

Als ich an diesem Tage Bucher dann besuchte, bemerkte derselbe: „Wenn ich den „Parlamentarismus" noch einmal lesen und etwas darüber schreiben wollte, so würde ich mich nicht schonen . . .

Nach der Gründung des Norddeutschen Bundes bekam man Ausführungen zu lesen, daß derselbe weder ein Bundesstaat noch ein Staatenbund sei, also keine wissenschaftliche Existenz habe. Er hat weiter existiert und sich zu dem Deutschen Reich entwickelt. Auch sein Regierungssystem, seine Seele so zu sagen, hat sich nicht nach einer alten Schablone, sondern eigentümlich entwickelt. Beim Kramen in alten Papieren habe ich übrigens den anliegenden Bürstenabzug eines Artikels gefunden, aber keine Spur, woher ich ihn bekommen habe, und in welcher Revue er erschienen ist. Für eine solche ist er nach Format und Druck offenbar bestimmt."

Der gedachte Artikel enthält eine sechs Spalten lange Besprechung der zweiten Auflage des „Parlamentarismus wie er ist", unterzeichnet Agrippa. Den Schluß lasse ich hier folgen: „Es heißt, Bucher hänge in unbegrenzter Liebe an dem deutschen Reichskanzler, der eine wahre Freundschaft für ihn hege und absolutes Vertrauen sowohl in seine Kenntnisse, als in sein Urteil und seine Ergebenheit setze. Aber alles dies wird nicht bekannt gemacht, sondern transpiriert höchstens aus den Sphären des Auswärtigen Amts. Offiziell liest man seinen Namen selten, wenn es sich nicht um eine Rangerhöhung oder eine Ordensverleihung handelt. Und so wird er wohl auch bleiben: denn es ist das allgemeine Schicksal derjenigen, welche in den höchsten Sphären des Staatsdienstes als Beamte arbeiten, daß ihre Verdienste nur ihrem speziellen Chef und dem engen Kreise der Kollegen bekannt werden. Was aber Bucher ehedem erstrebt und geleistet hat, wird nicht vergessen werden können, wenn künftig die Geschichte unsrer Zeit entrollt wird. Alles in allem darf man von ihm sagen, er war einer von den Wenigen, „die was davon erkannt und . . . . ihr volles Herz nicht wahrten."

Bei Erwähnung Lassalle's kam die Rede auf den von Garibaldi geplanten Zug nach Dalmatien zur Erregung eines allgemeinen Aufstandes („Ein Achtundvierziger" Bd. II, S. 257). Bucher ließ durchblicken, daß er die Lektion, die er Lassalle deshalb in seinem Briefe vom 22. Januar 1862 erteilte, nicht bereue. „Von dem Zuge nach Dalmatien sprach Lassalle nie wieder. Im folgenden Frühjahre, wenn ich mich nicht irre, begann er seine Arbeiter-Agitation."

Ich dachte, die Kossuth'sche Schrift würde das Interesse Bucher's erwecken, und brachte sie eines Abends mit. Hierauf bezieht sich das nachfolgende, die Rücksendung des Buches begleitende Billet.

20. Juni 1889.

An Rüstow, Hoffstetten und Herwegh wollte die Mutter Lassalle's in Güte nicht zahlen[1]), weil die drei Herren die alte Frau in Genf unhöflich behandelt hatten. Daß sie klagen und den Prozeß gewinnen würden, daran zweifelten Holthof und ich nicht, und die Frau Lassalle wohl ebensowenig. Es war bei ihr eine Sache des Sentiments. Weshalb sie auch den Willms von dem Vergleiche ausschloß, weiß ich nicht. Bucher.

Als Bucher mir seinen im vorigen Augustheft der Deutschen Revue abgedruckten Brief an die Gräfin Hatzfeldt zur Abschrift übergab, bemerkte er mit Bezug auf den Schlußpassus, wo von der Vernichtung gewisser Lassalle'scher Skripta die Rede ist: „Ich sagte nicht, daß ich die Lassalle'schen Skripta vernichtet hätte, habe sie auch nicht vernichtet, und mich absichtlich zweideutig ausgedrückt, um ferneren Forderungen der Gräfin zu entgehen, die nach dem Testament auf diese Papiere kein Recht hatte."

Einige Tage, nachdem mir Bucher von der ihm im Jahre 1873 zugedachten Stelle des Chefs einer zu errichtenden Reichskanzlei gesprochen hatte, schrieb er mir:

„Ich stelle ganz anheim, ob Sie die Episode bringen wollen, und verwahre mich nur gegen die Vermutung, daß ich etwa meinen Groll auslassen wolle. Es ist mir ganz recht, daß nichts aus der Sache wurde, das Hin- und Hertraben, die gesellschaftlichen Beziehungen, die dabei nicht abzuwehren waren, sagten mir nicht zu. Aber der kleine Vorgang gehört in die Geschichte Bismarck-Delbrück. Der preußische Minister, der die Sache vereitelte, war Camphausen, damals Vize-Präsident des Staatsministeriums, inspirirt von Delbrück. Er hat dem ersten Präsidenten des Reichs-Eisenbahn-Amtes Scheele gesagt, er habe meine Ernennung verhindert. Bucher.

Da Bismarck seinen Generalsekretär zunächst nicht bekam, so mußte er sich auf andre Weise behelfen. Er nahm die Kräfte für seine Arbeiten, wo er sie fand. „Manche derselben — bemerkte Bucher — entgingen mir auch so nicht. Sehen Sie zu, einmal die Einsicht in die Akten des Auswärtigen Amts zu erhalten welche das Rubrum führen: „Die persönlichen Angelegenheiten des Fürsten Bismarck", da finden Sie viel von meiner Hand. Für andre Arbeiten, welche mehr die innere Politik betrafen, zog Bismarck die Räte des Staatsministeriums Costenoble und Hermann Wagener heran, später auch Tiedemann, der schließlich die Reichskanzlei erhielt. Seit 1876 ging manche der Arbeiten auf den Grafen Herbert über, und zwei Jahre später teilte sich mit diesem, wenn auch in beschränkterem Maße, Graf Wilhelm."

Daß Bucher's von mir namhaft gemachten litterarischen Arbeiten vielfach unbeachtet geblieben waren, erwähnte er mehrfach nicht ohne Bitterkeit. Aber der

[1]) Vergl. Deutsche Revue, Augustheft 1893, S. 181.

Stoff war spröde, die Brochüren gingen meist nicht unter seinem Namen hinaus; und dann war der Verfasser eine viel zu vornehme Natur, um das zu thun, was zur mise en scène einer litterarischen Arbeit nötig ist. Treffend bemerkte hierüber einmal Viktor Hehn in einem Briefe an Hermann Wichmann: „Wenn ein Buch nicht der gerade herrschenden Moderichtung entspricht, wenn der Verleger nicht reichlich Zwanzig-Markstücke aufwendet, um Ausrufer und Anpreiser zu dingen, wenn Kameraderie und litterarisch gegenseitige Lobesassekuranz nicht zu Hilfe kommt, — dann könnten es die sieben Weisen verfaßt und alle neun Musen inspiriert haben, es geht doch klanglos unter, von Keinem gewürdigt, oder auch nur bemerkt. Manche zwingen es durch Massenproduktion, d. h. sie kommen jedes Jahr mit einem Werke und erwerben so endlich Leser und einen Namen.“ Alles das war nicht Bucher's Sache.

Bei der Mitteilung der archivalischen Studien über Bunsen bemerkte Bucher, indem er ein auf dem Tische liegendes Buch herbeiholte: „Merkwürdig, daß man Bunsen in Dresden schon früher erkannt und durchschaut hatte als an der Spree. Lesen Sie doch den Immediatbericht Beust's an den König vom 31. Oktober 1850, abgedruckt in „Aus drei Vierteljahrhunderten“ Bd. I. S. 128.

Im vierten Quartalbande des IX. Jahrgangs der „Deutschen Revue“ findet sich ein Artikel „Die Gesellschaft von Varzin und Friedrichsruh“, welcher auch Bucher berührte, und den ich ihm deshalb zur Durchsicht übersandte. S. 4 f. heißt es u. a., Bucher sei früher fast zur fürstlichen Familie gezählt worden, „um so befremdlicher ist es, daß sein Name heute fast verschollen ist. Man hört nicht von ihm, man spricht nicht von ihm und über seinen Kopf hinweg ist eine Reihe von jüngeren Männern avanciert, die allerdings den Vorzug vor ihm haben, daß sie — mit Ausnahme des Herrn Busch — geborene Diplomaten sind. Man sagte einmal, daß Bucher bei dem Reichskanzler in Ungnade gefallen sei, weil er dessen soziale Projekte gemißbilligt habe, doch sind wir nicht geneigt, dies für wahr zu halten. Bucher ist heute ein alter Mann, der sich verletzt fühlt und sich nach Ruhe sehnt.“

Als fernere gern gesehene Gäste in Varzin waren genannt der inzwischen verstorbene Legationsrat von Obernitz und der Geheime Rat Wagener.

Die Rücksendung der „Revue“ erfolgte mittelst folgender Zuschrift.

2. Mai 1889.

S. 4 und 5 sind mit völliger Unkenntnis der Verhältnisse und Personen geschrieben. Ich war in Varzin vom 2. Juli bis 3. Dezember 1869, vom 30. Juni bis 12. Juli 1870, vom 5. Juli bis 31. Juli 1871, vom 22. Mai bis 2. September 1872, vom 8. Oktober bis 14. Dezember 1872, vom 13. September bis 10. Dezember 1873, vom 27. August bis 25. Oktober 1874, vom 6. Oktober bis 10. November 1875, vom 3. August bis 30. August 1876. Daß meine jährliche Anwesenheit daselbst allmählich kürzer wurde und seit 1876 ganz aufhörte, hatte den natürlichen Grund, daß die Söhne des Reichskanzlers allmählich

in die Geschäfte hineinwuchsen und ihm bequemer waren als ein Fremder. An eine Verwendung im auswärtigen Dienst habe ich nie gedacht und nie denken können. Verletzt habe ich mich nie gefühlt.

Herr von Obernitz hatte die Postkarriere gemacht, war mit dem Titel Geheimer Regierungs-Rat in der Centraltelegraphenverwaltung angestellt, hatte mit dem Auswärtigen Amt gar nichts zu thun.

Wagener ist während der obigen Jahre nur einmal in Varzin gewesen und später schwerlich.

Meo voto verdient der Artikel keine Erwähnung.

Auch Blanckenburg habe ich in Varzin nie gesehen. Die Entfremdung hatte einen ganz andern Grund als den angegebenen. Bucher.

Eines Abends (Ende Mai 1889) machte Bucher bei meinem Besuche einen ganz siegesbewußten Eindruck. „Heute lege ich einmal etwas vor, das Maiheft der „Deutschen Revue" mit dem Ihnen schon bekannten Artikel „Fürst Bismarck und der Aufbau des Deutschen Reichs", anonym erschienen, aber von H. Wagener verfaßt. Lesen Sie einmal die Stelle auf S. 132, datiert vom 1. Januar 1871 [1]). Dieselbe ist offenbar mit Kenntnis des Tagebuchs des Kaisers Friedrich [2]) geschrieben. So ist es leicht, Prophet zu sein! Nicht genug, die Stelle S. 135, vom 8. Januar 1871 datiert [3]), ist aus meinem Cobden-Klub, der im Jahre 1882

[1]) Die betreffende Stelle lautet: „Wenngleich das neue Jahr mit Kanonendonner eingeläutet wird, so bin ich doch gewiß, daß mit demselben eine Ära des Friedens beginnt, eine Ära des Friedens nach innen und nach außen. Nichts kann grundloser sein als die Besorgnis des einen oder andern kurzsichtigen Diplomaten, der da meint, daß Preußen an der Eroberungspolitik Geschmack gefunden habe und daß man deshalb in gewissen Kreisen sich der Besorgnis nicht ganz entschlagen könne, daß die Annektierung in gröberer oder feinerer Form fortgesetzt werden würde. Ich hatte heute Gelegenheit, darüber mit zwei süddeutschen Staatsmännern, von denen der eine sich sogar für einen „großen" hält, eingehender zu verhandeln. Der eine, Minister in partibus, welcher sich bei einer hohen Persönlichkeit einzunisten verstanden hat, spielt mit einer gewissen Beharrlichkeit die Melodie, daß es die deutschen Fürsten mit der deutschen Einheit und dem Kaisertum doch nicht ehrlich und ernsthaft meinten, und daß man deshalb ihrem guten Willen mit sanftem Zwange zu Hilfe kommen müsse. Derselbe hat mit diesen Einflüsterungen auch eine Zeit lang offenes Ohr gefunden, doch ist diese Gefahr jetzt glücklich überwunden. Man versteht diese Täuschung kaum, da mit derartigen Einflüsterungen das Bestreben Hand in Hand ging, die Wiedererwerbung von Elsaß-Lothringen zu verhindern, den Welfenthron wieder aufzurichten, über Schleswig mit Dänemark zu paktieren, wobei kein Zweifel darüber geblieben ist, daß derartige Bestrebungen ihre Fortsetzung finden werden. Ich fürchte in dieser Beziehung nichts. Was wir erobert haben, ist in guten Händen. Mein andrer süddeutscher Freund aber hat es verstanden, was Bismarck damit gemeint, daß wir nicht zum Spaß Krieg geführt, und daß wir die deutsche Politik auch ferner als eine sehr ernsthafte Sache behandeln würden."

[2]) Abgedruckt in der „Deutschen Rundschau" Bd. LVII. Oktober — Dezember 1888, S. 1—32.

[3]) Die betreffende Stelle lautet: „Das zweite große Hindernis der deutschen Einheit war die internationale Gesellschaft des Cobden-Klubs, die man in Parallele mit den Ultramontanen die „Ultramaritimen" genannt hat, die, wenn auch nicht völlig so organisiert und discipliniert wie die Streitkräfte Loyola's, doch ganz richtig geschildert wird, als ein riesiger, auf einer sichern

erschien. Den hätten wir gründlicher festgenagelt. Wagener ist, nach Busch, erst zwischen dem 3. und 6. Januar 1871 nach Versailles gekommen.

Erfindung sind auch sämtliche Gespräche, welche Samarow (Meding) zwischen mir und Bismarck wechseln läßt. Als ich die Beschreibung des Auswärtigen Amts las in dem ersten Werke: „Um Scepter und Kronen", die Löwen, die in der Eingangshalle ruhen (es sind doch Sphynxe!), und daß die Gräfin Marie den Thee bereitete, da habe ich das Buch aus den Händen gelegt. Gräfin Marie oder die Fürstin hat niemals den Thee bereitet in den 23 Jahren, wo ich im Hause verweilte. Das war die Aufgabe der Französin der Mademoiselle N."

In dem Werke „Aus der Berliner Gesellschaft" findet sich S. 171—184 ein Aufsatz: „Eine Sylvesternacht in Varzin", worin gleichfalls lange Gespräche Bismarck's mit Bucher aufgeführt sind. Ich schickte das Buch dem letzteren mit der Anfrage, was ich von dem Aufsatze zu halten habe, und ob das Goethe'sche „Wahrheit und Dichtung" darauf passe. Er schrieb zurück:

25. April 1889.

Ich habe nie eine Sylvesternacht in Varzin verlebt, bin nie mit Bennigsen und Kleist-Retzow dort zusammengetroffen. Das ganze Gespräch ist erfunden.

Bucher.

Der im vorigen Oktoberheft S. 50 u. ff. mitgeteilte Angriff in der „Waage" hatte Bucher nachhaltig verstimmt. „Wenn ich heute noch darüber mich aufregen kann, so erweise ich der — sit venia verbo — Stänkerei zu viel Ehre. Sie werden bemerkt haben, daß die Anzapfungen 1. in der „Waage", 2. von Marx und Gefolge, 3. von der Hatzfeldt nach meiner Ernennung zum Sekretär des Berliner Kongresses erfolgten. Bei 1 und 2 ist das Motiv klar. Bei 3 spielte außer dem Hasse gegen mich etwas andres mit, das noch nicht ans Licht gezogen werden kann und den Reichskanzler angeht."

Insel gelagerter Oktopus, der seine mit Saugnäpfen besetzten Arme auf alle übrigen Länder legt, seine Mitglieder auch unter der hohen und einflußreichen deutschen Büreaukratie zählt und sich schon heute — da nur die Lumpe bescheiden sind — als den neuen Hochadel und die internationale Elite der heutigen Gesellschaft bezeichnet. Wir nennen aus der Zahl der preußischen Beamten und Parlamentarier Minister Delbrück, Georg von Bunsen, Geheimrat Michaelis. Abgeordneter Rickert, Schulze-Delitzsch, Baron Stauffenberg, Professor Boehmert und andre, Wir nehmen zu Ehren dieser Männer an, daß ihnen die Quintessenz jenes Klubs nicht genau bekannt war, da das Motto Cobden's bekanntlich lautet: „Unser einziger Zweck ist das Interesse Englands, ohne Rücksicht auf die Ziele andrer Nationen." Es ist die Politik des freien Tausches, welche man treibt, und man hat, wie man ausdrücklich versichert, in jedem Lande und in jeder Hauptstadt Männer von Auszeichnung und politischem wie litterarischem Einfluß, welche dem Klub associirt sind und für „die gute Sache" arbeiten. Wir klagen deshalb nicht das englische Volk an, da die Masse desselben von seinen patriotischen Wohlthätern ebenso schlecht behandelt wird, wie alle andern, sondern nur jene „Elite", welche allerdings wohl nicht mit Unrecht fürchtet, daß ein geeinigtes Deutschland auch seine eigene Wirtschaftspolitik treiben wird."

Mit Bezug auf den angeblichen Schriftwechsel zwischen Urquhart und Herrn von Schleinitz bemerkte Bucher noch ein andres Mal: „Urquhart war im Sommer 1859 in Deutschland auch in Berlin, und sagte mir nach seiner Rückkehr, meine Arbeiten in der „National-Zeitung" hätten dort mehr Aufmerksamkeit erregt, als ich wohl wüßte, auch bei Staatsmännern, nannte aber niemanden. Von seinem angeblichen Briefwechsel mit Schleinitz weiß ich nichts; die angezogenen Nummern der Diplomatic Review sind mir nicht zu Gesicht gekommen."

Ich legte Bucher den Aufsatz „1870/71. Erzählung von einem preußischen Staatsmann", erschienen in der „Deutschen Revue" 1888 Augustheft, S. 138 f., vor, worin die Sommerfrische in Varzin geschildert wird und manches was unmittelbar vor Ausbruch des Krieges mit Frankreich zwischen Bucher und Bismarck verhandelt wurde, verzeichnet steht. Die Rückgabe des Aufsatzes war von folgenden Zeilen begleitet:

30. Mai 1889.

Im Jahre 1870 war ich vom 30. Juni bis 12. Juli in Varzin. Bismarck reiste, wenn ich mich recht erinnere, am 10. Juli ab. Geh. Rath Wagener ist erst mehrere Jahre später einmal dort gewesen. Das Gespräch zwischen Bismarck und mir ist mit der Kenntniß der späteren Ereignisse fingirt. Hans (Kleist-Retzow) war nicht da, ebensowenig ein „Hildebrand". Br.

Bei Erwähnung seiner Erholungsreisen erzählte Bucher ein Abenteuer, das ihm vor vielen Jahren am Königssee zugestoßen war. „Ich war an einer unbewohnten Stelle aus dem Schiffe gestiegen, in der Absicht, von dort eine Sennerhütte zu erreichen. Ich führte es auch durch, hatte aber das Mißgeschick, beim Aufstieg von einem heftigen Gewitter überfallen zu werden, das mir den letzten Faden an meinem Leibe naß machte. Mit den Worten: „Na, wie schauen Sie aus", empfing mich die Sennerin. Es blieb nichts übrig, als mich ganz auszukleiden, und während meine Kleidungsstücke getrocknet wurden, zog ich zwei Röcke der Sennerin an — einen zum Schutze des Oberleibes, — einen für die andre Partie. Des andern Tags — nach erfolgtem Abstieg — hatte der Schiffer die Stunde zur Rückfahrt nicht eingehalten. Ich mußte lange warten und mich einem vorübergehenden Schiffe durch Zurufen bemerklich machen, um nicht an einsamer Stelle zu verschmachten."

Weil Bucher von Haus aus keine kräftige Konstitution besaß, so lebte er hygienisch und sprach auch gern von dem, was dem Körper nützlich und schädlich ist. Die englische Lebensweise zog er der deutschen vor. Die Gefahren, die der Kaffee des Morgens birgt, wußte er mir so lebhaft zu schildern, daß ich ihn seither aufgegeben habe. Ebenso legte er hohen Wert auf eine richtige Ventilation der Wohn- und Schlafräume. Ein Referat über eine Versammlung des Central-Instituts für Akklimatisation in Deutschland („National-Zeitung" Nr. 585 vom 15. Dezember 1861) schloß er mit den Worten: „Da der Saal ziemlich gefüllt

und gut erleuchtet war und natürlich nicht ventiliert ist, so wurde die Luft sehr heiß und sehr verdorben; indessen erträgt man das in Deutschland mit religiöser Geduld als eine Fügung Gottes."

Am 17. Mai 1889 fand ich Bucher bei meinem üblichen Freitagsbesuche sehr angegriffen. Er klagte, die ihm von mir vorgelegten Zeitungs-Ausschnitte und Bücher, die sich mit ihm beschäftigten, hätten ihn auf das äußerste aufgeregt, ihn in die alte Schlaflosigkeit zurückgeworfen. Er gab mir noch einige Aufklärungen und bat mich dann, ihm fürderhin nichts Gedrucktes mehr vorzulegen. Es hätte uns doch nicht gefördert. Er sei eben stets vom Unglück verfolgt; nur die Zeit vor 1850 könne er zu den guten Tagen zählen, und die Jahre, die er mit Bismarck im Vertrauen lebte, was mit Bülow's Erscheinen im Amte aufgehört habe. Der Artikel über Bunsen beruhe auf amtlicher Akte, deren Einsicht Bismarck genehmigt habe. Seine Mitwirkung bei meinem Buche über ihn habe ein Ende, er müsse ein ruhiges Plätzchen in der Nähe von Berlin aufsuchen. Bucher führte aber diesen Vorsatz erfreulicherweise nicht sofort aus; er erholte sich bald wieder, und es kam noch eine Zeit, da derselbe sich sogar recht lebhaft für meine Publikation interessierte. Die nachstehenden Auszüge seiner an mich gerichteten Briefe geben hierfür ein sprechendes Zeugnis ab.

26. Mai 1889.

— — In der Hildebrand'schen Vierteljahrsschrift soll vor 12—14 Jahren ein Artikel von Robertus gestanden haben, in dem konstatiert wird, daß das Wort „Nichts als Freihändler" zuerst von mir gebraucht ist. Auch eine Etappe.

Der Brief von Sir Herbert Taylor, den ich mit Erlaubniß Urquhart's abgeschrieben habe[1]), ist noch nie veröffentlicht. Br.

Ich schickte Bucher das Buch von Adolf Kohut: „Fürst Bismarck und die Litteratur", worin es heißt, der Kanzler habe von Bucher einmal gesagt: „Ein kalter Kopf und darunter ein warmes Herz, ein stilles Wasser, aber tief." Ich stellte die Anfrage, ob diese Worte wohl gefallen seien. Bucher antwortete:

9. Juni 1889.

Über Kohut muß ich doch noch ein Wort sagen. Die Äußerung, welche er Bismarck in den Mund legt, habe ich schon vor Jahren irgendwo gelesen. Sie ist meiner Überzeugung nach ebenso erfunden, wie alle die Varziner Schilderungen. Es liegt gar nicht in den Gewohnheiten Bismarck's, läuft ihnen vielmehr schnurstracks entgegen, dergleichen zu sagen. Br.

19. Juni 1889.

„In der heutigen „Kreuzzeitung" Nr. 279 lese ich einen Artikel über einen Verein „Nix Deitsch" zur Verbreitung der magyarischen Kultur, der vielleicht gegen Ende der Schiller-Rede in einer Note zu erwähnen wäre.

[1]) Abgedruckt in „Ein Achtundvierziger", Bd. I, S. 297.

Verzeihen Sie die schlechte Schrift: in Folge des Witterungswechsels habe ich Schmerzen in der Hand. Br.

An der besagten Stelle protestiert Bucher, von seinem damaligen großdeutschen Standpunkte aus, daß Deutschland sich in einen Bruderkrieg stürze; er will Rassen andrer Zungen, die ein geschichtliches Gesetz wieder und wieder auf Deutschland angewiesen hat, als Brüder in unsre Staatsgemeinschaft aufnehmen. Am Rande zu dieser Stelle bemerkte Bucher auf dem mir dedizierten Exemplare: „Ich ahnte nicht, daß ein Bismarck im Anzuge war.“

24. Juni 1889.

Sie werden über diesem Bündel erschrecken, das ich aufgefunden habe. Mais tu l'as voulu, George Dandin. Ich stelle anheim, dasselbe zu vernichten, da ich selbst keinen Gebrauch davon zu machen habe.

Auch über den Cobden-Klub habe ich etwas aufgestöbert, womit dieses Kapitel wohl erledigt sein dürfte.

Die Hitze hat mich so heruntergebracht, daß ein Gang von einer Viertelstunde mich ermüdet. Ich muß daher in den ersten Tagen des Juli in Wald- und Bergluft gehen und bitte für Ihren gütigen Besuch einen Tag im Laufe dieses Monats wählen zu wollen. Br.

30. Juni 1889.

Ich habe gestern die Nachricht erhalten, daß die Heilanstalt in Laubbach, deren Arzt im Winter gestorben ist, einen Nachfolger gefunden hat, und am 1. Juli wieder eröffnet wird. Ich werde mich am 3. auf etwa vier Wochen dahin begeben. A rivederci. Br.

9. September 1889.

Es war meine Absicht mich auf einige Tage incognito zu halten, um die Abende für etwaige Rücksprachen frei zu haben. Meine Rückkehr ist aber verraten, und ich bin für den Faust morgen eingefangen worden. Von da ab werde ich mich für jeden Tag, der Ihnen zusagt, frei halten oder frei machen.

Bucher.

Im Herbst 1889 überreichte ich L. Bucher zwei Bändchen Bismarckbriefe, welche ich im Mai und August 1889 anonym hatte erscheinen lassen[1]). Wenige Tage darauf, am 17. September, gelangte eine Empfangsbestätigung desselben in meine Hände, die ich hier nur um deswillen mitteile, weil sie zeigt, mit welcher Sorgfalt Bucher las, wie ihm nichts entging, wie er nichts falsch sehen konnte am unrechten Platze.

---

[1]) Der Titel des Buches ist „Bismarckbriefe“. Neue Folge. Mit Einleitung und Anmerkungen. I. und II. Bändchen, Berlin, Hennig und Eigendorf, später in den Verlag von Carl Heymann übergegangen.

„Vielen Dank für die beiden Bändchen. Da dieselben mehrere Auflagen erleben werden [1]), so erlaube ich mir auf einige Mißverständnisse aufmerksam zu machen, die mir aufgefallen sind.

Bd. I, S. 57 Z. 13 muß es statt „alten Logierhaus" heißen: dem Hause des alten Logier (Musikverleger in der Friedrichstraße, einige Häuser von Kranzler).

Ebendaselbst Z. 5 von unten muß es statt „das Kleine" heißen: „der Kleine". Bill Bismarck, der gemeint sein muß, war damals schon 11 Jahre alt.

Bd. II, S. 110 ist ein erratum, das vielleicht durch meine schlechte Schrift veranlaßt ist, denn ich glaube mich zu erinnern, daß ich das kleine Konzept gemacht habe [2]).

Klemm, ein Stolper, Demokrat, war 1850 unzufrieden mit den Zuständen nach Australien gegangen, und hatte sich in Sandhurst niedergelassen. Der Ort liegt in der Kolonie Viktoria, deren Hauptstadt Melbourne, und zwar 80 englische Meilen von der letzteren. Klemm war im Dezember 1873 noch in Deutschland, wahrscheinlich in Stolp. Es wird also wohl heißen müssen: An J. C. Klemm aus Sandhurst bei Melbourne. Doch stelle ich anheim, das Original nachzusehen. Bucher.

Wollte man von Bucher über Bismarck etwas herausbekommen, so mußte man eine ganz besonders gute Stunde abwarten.

Die Annahme, daß Bismarck sich von einer einmal vorgefaßten Meinung durch seine Räte nicht leicht habe abbringen lassen, wollte Bucher nicht gelten lassen. „Meine Vorstellungen hat derselbe stets angehört, und es genügte oft ein hingeworfenes Wort, ein Gesichtspunkt, um ihn von einem Vorhaben abzubringen oder ihn zu einer bestimmten Handlungsweise zu induzieren. Wenn ich den Kanzler dabei ansah, so konnte ich, ehe er noch gesprochen, wahrnehmen, welchen Eindruck meine Vorstellung hervorgerufen. Ich sah jedesmal, wann es gesessen hatte, und dann konnte ich ruhig sein, die Sache war gewonnen."

Die Frage, ob Bucher einen Anteil an der Einführung des allgemeinen Wahlrechts in Deutschland habe, verneinte derselbe. „Die Sache hat sich von selbst gemacht. Im Jahre 1866 kamen die Regierungen des nachmaligen Nord-

[1]) Diese Voraussetzung ist bereits sehr bald eingetreten.

[2]) Der betreffende Brief lautet in meiner Ausgabe: An J. C. Klemm van Sandhurst in Melbourne. Barzin, 3. Dezember 1873. Ew. Wohlgeboren haben die Freundlichkeit gehabt, mir merkwürdige und wertvolle Proben von dem Naturreichthum und der hohen Entwickelung der Kunstwerke Ihrer neuen Heimath zu übersenden. Ich freue mich über diesen neuen Beweis der Theilnahme, welche die Deutschen Sandhursts in Australien der Entwickelung ihres alten Vaterlandes zu der langentbehrten politischen Einheit zuwenden und vielfach bethätigt haben. Ich danke Ihnen von Herzen für Ihre wohlwollenden Wünsche und für die freundlichen Gaben, mit denen Sie dieselben begleitet haben. Da eines derselben jedenfalls für weiblichen Gebrauch bestimmt ist, so bitte ich Sie, auch den Dank meiner Frau entgegen nehmen zu wollen. Mit vorzüglicher Hochachtung Ew. Wohlgeboren ergebenster von Bismarck.

deutschen Bundes darin überein, daß die Wahlen zu dem Reichstag, welcher die Verfassung des gedachten Bundes beraten sollte, auf breiter, liberaler Basis stattfinden sollten. Ein Wahlgesetz für den zu errichtenden Bund gab es noch nicht, es blieb also nur übrig, die Wahlen zu dem konstituierenden Reichstag entweder nach den geltenden partikularen Wahlgesetzen vorzunehmen, oder ein neues, allgemeines Prinzip zu proklamieren. Bismarck wollte nun nicht, daß die vorzunehmenden Wahlen zum konstituierenden Reichstag unliberaler stattfänden, als nach den Bestimmungen des Reichswahlgesetzes vom 12. April 1849.

So ganz elend kann aber das allgemeine Wahlrecht doch nicht sein; denn was hinderte sonst den Kartell-Reichstag, der uns die fünfjährige Legislaturperiode brachte, einen auf die Beseitigung des allgemeinen Wahlrechts gerichteten Initiativantrag einzubringen?"

„Wenn ein Referent zum Kanzler gerufen werde, um einen von demselben befohlenen Vortrag zu erledigen, so komme es ja vor, daß der Fürst über einen bestimmten Punkt Aufklärung verlange, in der Regel habe er sich aber sein Urteil bereits gebildet, und in diesem Falle übernehme er alsdann gewissermaßen selbst den Vortrag. Der Fürst pflege hierbei so langsam zu sprechen, daß dem Beamten nicht bloß das Niederschreiben des Gedankenganges, sondern der ganzen Ausführung möglich ist. Handle es sich um längere Antworten, z. B. um eine wichtige Instruktion an einen Botschafter, so nehme das Wort des Fürsten mehr und mehr den Charakter eines Diktates an, das später nur noch der Schlußredaktion bedürfe.

Mit den sogenannten Vorträgen habe es eine ähnliche Bewandtnis wie mit den Reden des Fürsten Bismarck. „Zu Anfang scheint es oft, als ob das Wort nicht von der Zunge wolle, doch mit dem Fortschreiten schwindet das Stoßartige der Rede, und mit der materiellen Bewältigung des Stoffes schreitet die formelle Leichtigkeit seiner Wiedergabe fort."

„Der Unterstaatssekretär von Thile beherrschte das Französische in meisterhafter Weise, er war aber — trotz langjähriger Erfahrungen — nicht vorsichtig genug. Nach der Dreikaiserzusammenkunft in Berlin erteilte der Kaiser Herrn von Thile den Auftrag, für den russischen Botschafter in Berlin, Herrn von Oubril, den Schwarzen Adler-Orden zu beantragen. So geschah es; Thile hatte aber unterlassen, den Fürsten Bismarck davon zu benachrichtigen, resp. sich seiner Zustimmung zu versichern. Letzterer hat es aber bei Verleihung dieser hohen Dekoration stets sehr genau genommen, und er war gegen die Verleihung derselben an Herrn von Oubril, der ihm nie sympathisch war. Über diese Unvorsichtigkeit kam Thile zu Fall."

Über den Geschäftsgang unter dem Fürsten Bismarck und die Herren der politischen Abteilung erzählte mir Bucher folgendes:

„Bismarck liebte es nicht, daß über Schriftstücke, welche er zum Vortrag geschrieben, erst nach Verlauf längerer Zeit — da er inzwischen möglicherweise

vergessen, was er sagen wollte — der Vortrag erstattet werde. Er habe darum verlangt, daß die betreffenden Vorträge an dem Tage, da er sein V. darauf gesetzt, erledigt würden, spätestens am folgenden Tage.

Als ich in das Auswärtige Amt eintrat, und bis zur Ernennung eines Staatssekretärs in der Person des Herrn von Bülow, war mein dienstlicher Verkehr mit dem Chef ein reger. Damals hatte ich gleich den andern vortragenden Räten den direkten Vortrag bei Bismarck. Derselbe bestimmte bei jeder Sache, was zu geschehen habe; wir bekamen ihn fast täglich zu sehen, an manchem Tage ließ er uns mehrmals zu sich rufen. Da Herr von Thile den Vorträgen nicht beiwohnte, so änderte derselbe auch an den Angaben nichts. Damals mitzuarbeiten bot einem eine Befriedigung.

Abeken besaß eine unglaubliche Leichtigkeit in der Konzeption; dafür war er weniger zu Hause auf dem Rechtsboden und in der Sozialpolitik. Insofern kann man sagen, daß wir uns einander ergänzten. Die Andeutung, die ich einmal gelesen, er sei dem Kanzler nicht treu ergeben gewesen, beruht auf einer Verkennung der Verhältnisse. Er hat dem Fürsten in der bewegten politischen Zeit, da er im Amte wirkte, vielleicht mehr Vorspanndienste erwiesen als irgend einer. In Bezug auf seine Schreibweise wäre nur zu bemerken, daß er zu verschwenderisch in Adjektiven war, die Bismarck, wenn sie irgend entbehrlich sind, nicht liebt.

An meinen Konzepten änderte Bismarck nur wenig; das kam davon, daß ich mich in den geschäftlichen Stil und in die Ausdrucksweise des Chefs rasch eingearbeitet hatte. Auch die Stenographie kam mir zu statten; als ich in das Ministerium trat, war die Stenographie dort noch soviel als eine Geheimschrift. Eines Tages bemerkte Bismarck selbst, daß von allen seinen Räten keiner so sehr wie ich es verstände, mündlich erteilte Instruktionen zu Papier zu bringen. Mit meinem guten Gedächtnis allein hätte ich es nicht ermöglicht; ich hatte vielmehr stets Papier und Bleistift zur Hand und stenographierte so gut es ging unter dem Tische die Worte Bismarck's.

Zur Zeit des Kulturkampfes erhielt Fürst Bismarck eines Tages aus Amerika von einem Manne aus dem Volke eine schlichte silberne Uhr zugeschickt, als Zeichen der Verehrung. Der Kanzler erwiderte, es sei bei uns nicht Sitte, daß ein Minister solche Gaben annehme, er könne dies überhaupt nur, falls die Königliche Genehmigung erfolge. Was thut mein Amerikaner? In einem neuen Schreiben stellt er den Antrag auf Erbittung der Königlichen Genehmigung. Der Fürst konnte nun nicht anders als sie einholen. Er that dies, und hat sie natürlich auch erhalten."

Wenn der Fürst Leute zu Gast hatte, so liebte er es nicht, wenn dieselben stumm blieben. Viel besser, sie sprachen frisch von der Leber. Von den launigen Bemerkungen, mit denen Bismarck mitunter die Mahlzeit würzte, bekam ich von Bucher manche zu hören. Als ihm die Nachricht überbracht wurde, daß die

Tochter eines der höchsten Reichsbeamten einen vortragenden Rat derselben Behörde heirate, bemerkte er: „Das . . . Amt treibt Inzucht!“

Als ein Mitglied des Reichstags in zwangsloser Unterhaltung einmal Zweifel über die Begabung des Kronprinzen als Herrscher zu äußern wagte, widersprach der Kanzler lebhaft. „Warten Sie nur ab, bis er die Krone trägt; er wird dann schon zeigen, daß er ein echter Hohenzoller ist.“

Die Photographie des Berliner Kongresses, die in Bucher's Zimmer hing, lenkte das Gespräch auf den „Times“-Korrespondenten Blowitz in Paris. Bismarck habe auf Wunsch d'Israeli's etwa eine Viertelstunde mit ihm gesprochen, im ganzen sei er aber an die zwei Stunden der Gast des Kanzlers gewesen und habe aufzuschnappen versucht, was irgend ging. „Seinen Ruf — sagen wir seine Stellung — verdankt Blowitz ausschließlich seinem seltenen Gedächtnis. Der englische Botschafter in Paris hat einmal einer Parlamentsrede von Thiers beigewohnt, und zu Hause angekommen, das Bedauern ausgesprochen, die im Druck noch nicht erschienene Rede nicht noch am selbigen Tage nach London schicken zu können. Da sei Blowitz eingesprungen, habe sich zwei Stunden an den Schreibtisch gesetzt und ohne jegliche Notizen aus dem Gedächtnis die ganze Rede so zu Papier gebracht, daß nichts Wesentliches fehlte und sinngemäß alles in Ordnung war. Das hat allen riesig imponiert und das Renommee von Blowitz begründet.“

Daß die Menschen Bücher in verschiedener Weise und mit verschiedenem Nutzen lesen, ist bekannt; Oberflächliche blättern sie durch, ohne klüger geworden zu sein als vorher. „Wenn der Kanzler ein Buch liest, so nimmt er den Inhalt ganz in sich auf, er wird sich nach Jahren noch desselben erinnern. Bezeichnend ist es, daß Bücher, die er gelesen, vielfach die Spuren seiner Lektüre tragen, denn er liebt es, markante Stellen mit Bleistift anzuzeichnen und auch den Rand mit Bleibemerkungen zu füllen. Ein früher in Berlin wohnender Schriftsteller besitzt ein philosophisches Werk, welches einen sprechenden Belag hierfür abgiebt und das von manchem Sammler von Bismarck-Autographen mit Gold aufgewogen werden würde. Ich selbst, fügte Bucher bei, lese meine eigenen Bücher auch mit dem Bleistift zur Hand.

Der Fürst liest auch leichte Lektüre, gute Romane, besonders auf Reisen und während der Eisenbahnfahrt.“

Mehrfach sei es vorgekommen, daß sich Parlamentarier beim Fürsten Bismarck über Erklärungen beklagten, welche Räte des Reichskanzler-Amts im Reichstag oder in Kommissionen abgegeben hatten. Der Kanzler habe alsdann den betreffenden Beamten zu sich befohlen, auf Stunde und Minute, wie zum Verhör, oder eine schriftliche Rechtfertigung verlangt.

„Als Russel[1]) in Versailles sich beim Chef meldete, war derselbe beschäftigt, und ich mußte ihn im kleinen Salon empfangen. Wir begrüßten uns als alte Bekannte. Als Bismarck eintrat, wunderte er sich, uns beide in so vertrautem Gespräch zu sehen und fragte mich später, woher diese Intimität stamme."

Ich fragte Bucher, welche der politischen Aktionen des Fürsten in seinen Augen wohl als die bedeutsamste anzusehen sei, und erinnerte ihn an Bismarck's Ausspruch, daß er selbst auf die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage am stolzesten sei. „Mag sein — erwiderte Bucher — wenn ich aber die Zeit überblicke, da ich selbst mit thätig war, so nenne ich Ihnen die Anbahnung des Bündnisses mit Österreich. Sie werden mich begreifen, wenn Sie sich vergegenwärtigen, daß zwischen Preußen und Österreich ein hundertjähriger Antagonismus bestand, daß Österreich kurze Zeit vorher von uns niedergerannt worden ist, daß es in Beust einen Minister hatte, der je früher je lieber auf uns losgeschlagen hätte, und daß Frankreich um Österreichs Allianz förmlich buhlte.

1866 war die Sache, politisch gesprochen, die einfachste. Das war ein Duell, wobei wir in Italien noch einen guten Sekundanten hatten; aber nach 1866 kam der Neid der Großmächte, und seit dieser Zeit hatten wir mit den Koalitionen zu ringen. Das Bündnis mit Österreich ist Bismarck's ureigenstes Werk, und es wäre nie zu stande gekommen, wenn derselbe sich nicht des unbedingten Vertrauens des Kaisers von Österreich erfreut hätte."

Bucher war einmal nach einer Reichstagsrede Bismarck's sein Tischgast und nahm bei dieser Gelegenheit wahr, wie das Thema der parlamentarischen Diskussion ihn noch voll beherrschte. Der Fürst habe damals den Redner mit einem Schützen verglichen, der nach dem Abfeuern auch noch nicht wisse, ob der Schuß getroffen habe; erst der Zeiger sage ihm dies. So ergehe es auch ihm im Parlamente; ob er die Sache gut gemacht, könne er absolut nicht beurteilen. erst aus dem Widerhall, den die Rede finde, erfahre er, ob sie gut oder schlecht gewesen. (Schluß folgt.)

---

[1]) Ich habe leider Bucher nicht gefragt, ob er den Dr. Wilhelm Russel, Kriegsberichterstatter der „Times", meinte, oder Lord O. Russel, welcher Ende November 1870 zur Besprechung der Pontusfrage nach Versailles gekommen war.

Rio de Janeiro.

Von

Moritz Lamberg [1]).

Thalatta! — Thalatta! — Dieser freudige Ruf der Griechen, als sie ihr heimatliches Meer erblickten, drängte sich unwillkürlich über meine Lippen, als die wunderbare Bai von Rio de Janeiro in ihrer ganzen Pracht am Horizonte vor uns emporstieg.

Lange, entbehrungsvolle Jahre hatte ich auf Kreuz- und Querfahrten in diesem weglosen, großen Lande, dem Norden Brasiliens zugebracht, und nun sollte ich wieder in geregelte Verhältnisse, wieder in Berührung mit einer gebildeteren Welt kommen und die Wohlthaten einer höheren Zivilisation genießen. — Die Einfahrt in die Bai war hochinteressant. Die pittoreske Formation der Gebirge die dieselbe einschließen, entzückt das Auge.

Von diesen schoben sich manche Ausläufer ganz nahe an uns heran, deren abenteuerliche Gestaltung ganz besonders die erstaunten Blicke auf sich zog, während die im fernen Äther verschwimmenden Gebirgsketten ihre malerischen Formen mehr ahnen als sehen ließen.

In schmalen Thalzungen, die nach allen Richtungen sich dehnten und krümmten, sowie an den Bergabhängen sahen wir ganze Stadtteile und Häusergruppen in bunter Unordnung hingestreut, die mit dem dunkeln Grün einer reichen Vegetation angenehm kontrastierten. Hier und da blitzte der Wasserspiegel einer kleinen Bucht im Sonnenglanze auf, die von einem Kranze von Landhäusern umgeben war.

Auf Felsenriffen in die See hinausragend, drohten uns kleine, niedliche Forts entgegen, doch schien die Drohung nur ein Scherz zu sein, denn ihre heiter blinkenden Kanonen geberdeten sich so unschuldig und friedlich, daß man ihnen nicht mißtrauen konnte; auch war ja eines dieser Forts schon so altersschwach, daß ihm die erzenen Zähne fehlten.

Zwischen denselben und weiter noch im Hintergrunde präsentierten sich einige stilvolle, palastartige Gebäude, und von einem der Bergabhänge schauten schwere, massige Bauten in stolz reservierter Haltung auf uns herab, während eine aus dem Grün hervorwachsende, schneeweiße Kirche uns freundlich entgegenlachte. Es schien, als wäre sie der ganzen Stadt vorangeeilt, um uns zum herzlichen Willkomm mit ihren in die sonnenglänzende Luft emporgestreckten Türmen zu umarmen.

Es war alles so hübsch, so bunt und malerisch, für das Auge so bestechlich, daß man gern das unwillkürlich sich aufdrängende Gefühl des Unfertigen und Unzusammenhängenden zur Ruhe verwies, um ungestört des Sehens zu genießen.

---

[1]) Probe aus dessen nächstens erscheinendem größeren Werke über Brasilien.

Beim Betreten der inneren Stadt bemerkt man erst, daß unter den wie Schneeflocken ins Grüne herabgewehten Gebäuden ein gewaltiges Stück zusammenhängender Großstadt sich befindet, das aus mehr als 80 mehr oder minder regelmäßig sich kreuzender Straßen besteht, dessen Pulsader die Rua de Ouvidor bildet.

Diese nicht sehr breite Straße, in der kein Fuhrwerk verkehren darf, wird in ihrer ganzen Ausdehnung überflutet von hin- und herspazierenden Stutzern, von geputzten Frauen, geschäftig eilenden Kaufleuten und gravitätisch einherschreitenden Würdenträgern, deren Strom sich an Gruppen schwatzender Müßiggänger und lachender Studenten oft anstaut. Diese Menschenwoge wird zeitweilig durchbrochen von Zeitungsjungen, die mit ohrenzerreißendem Geschrei die Tageblätter ausbieten, von Lotteriebillet-Verkäufern und ambulanten Krämern, die in schnarrendem Tone ihre Waren anpreisen. Dazwischen tönt der Singsang der Bänkelsänger, der oft von dem schmetternden Geräusch der Blechinstrumente eines wandernden Musikkorps übertäubt wird.

Nur die Blumenverkäufer stehen mitten in der Straße stumm wie die Bildsäulen, dafür sprechen aber ihre Blumen eine edelduftende, farbenreiche Sprache.

Dieses Menschengewirre bewegt sich in aller Ruhe und Sicherheit zwischen den pompösen Kaufläden und einladenden Erfrischungslokalen wie in einer eigens dazu angelegten Wandelbahn.

Von da strahlt die Stadt nach allen Richtungen ihre Tramwaybahnen in die entlegensten Vorstädte und Sommerwohnungen aus, die auf Bergen und in Thälern weit umherliegen. Fast alle Straßen, schmale und breite, krumme und gerade, werden von Tramwaywagen durchfahren, in denen ein solch reger Verkehr stattfindet, wie ich ihn in den größten Städten Europas nicht gesehen habe.

Dagegen fand ich einen auffallenden Mangel an Privatequipagen, und die wenigen, die ich sah, waren nicht sehr elegant [1]).

Rio de Janeiro ist eine Stadt, die ich mit keiner andern des europäischen Kontinents zu vergleichen wüßte.

Sowie man aus dem erwähnten Zentrum der Stadt herauskommt, ist man von der großartigsten Natur umgeben.

In der Front umspielt sie das Meer mit seinen vielen Einbuchtungen und seinen seltsam geformten Inseln und Inselchen und Berg- und Felskegeln, worunter der sogenannte Zuckerhut der bemerkenswerteste ist. Er schien mir mehr einer gestärkten Schlafmütze ähnlich. Er dient den Stadtbewohnern als Barometer. In ihrem Rücken ist sie von nicht minder wunderlich geformten Bergen und Thälern umgeben, die mit einer imposanten Vegetation bedeckt sind.

Die größeren Plätze der verschiedenen Stadtteile sind zumeist mit Gartenanlagen versehen. Den ersten Rang unter den Gärten nimmt der botanische Garten außerhalb der Stadt ein. Ich möchte ihn den König der Gärten nennen. Er ist sehr verschieden von denen, die ich jemals in Europa und in andern

[1]) Dies hat sich, seitdem der Börsenschwindel überhand nahm, vollkommen geändert.

Weltteilen gesehen. Ein wahres Prachtstück der Natur — ist er in botanisch-wissenschaftlicher Beziehung ein Unikum — und bietet in künstlerischer Hinsicht einen hohen Genuß. Verblüffend wirkt der Anblick der schnurgeraden, endlosen Allee der schönsten Riesenpalmen auf den Besucher, der den Garten zum erstenmale betritt. Ich sah Matrosen eines fremdländischen Schiffes unwillkürlich in die Knie sinken und sich bekreuzen beim Anblick dieser wahrhaft majestätischen Naturerscheinung.

Unweit davon liegt der mächtige Korkowadoberg, dessen Gipfel einer phrygischen Mütze gleicht. Von einem eisernen Pavillon, der den Schlußknopf desselben bildet, genießt man eine Aussicht über die Stadt und weit hinaus übers Meer.

Die phantastischen Gebilde der Natur, die ich von da oben in ihrer Gesamtheit überblickte, erweckten in mir einen entsprechenden Gedankengang. Hier glaubte ich einen Kampfplatz vor mir zu sehen, wo Pluto mit dem Beherrscher der Meere um die Oberherrschaft über dieses Stück Erde gerungen, und als sie des fruchtlosen Kampfes endlich müde waren, sich in die Herrschaft teilten.

Tausende von Inseln und Bergen, von Kegeln und Felsen aller Größen und Formen hatte der finstere Gott emporgehoben, um Neptun diesen paradiesischen Aufenthalt zu verleiden und die Herrschaft streitig zu machen; doch dieser mit der Allgewalt seiner Wogen und der unvergleichlichen Geduld, mit der seine Wassergeister Jahrhunderte lang sickernd und zerbröckelnd wirkten, hatte einen Teil des bereits Verlorenen wieder zurückgewonnen.

Der Naturforscher freilich dürfte die Sache anders erklären, aber ich als Laie, etwas romantisch angehaucht, legte mir es nach meinem Sinne aus.

Entzückend schön gelegen sind die Vorstädte, worunter Tijuka die schönste, aber auch die entfernteste von der Stadt ist. Tijuka liegt hoch im Gebirge, das der Naturschönheiten so mannigfache und so viele besitzt, daß ein Menschenleben kaum hinreicht, um sich mit ihrem Anblick zu sättigen. Es führt eine schöne Straße hinauf; das Wohnen daselbst ist jedoch nur Menschen gegönnt, die Überfluß an Zeit und Geld haben.

Dort wohnte weiland der alte Kaiser Dom Pedro II. zur Zeit seiner Krankheit, umgeben von der ganzen kaiserlichen Familie. Sie lebte in idyllischer Zurückgezogenheit von der großen Welt, und wären nicht ab und zu die Großwürdenträger des Reiches in dienstlicher Verrichtung vorgefahren, so hätte ein mit den Verhältnissen nicht Vertrauter die Bewohner dieser hübschen Villa, die eine Gräfin Jtamaraty dem Kaiser jeweilig zur Verfügung gestellt hatte, für die Familie eines wohlhabenden Landedelmannes gehalten.

Von da hinab in die Stadt kam nur der Schwiegersohn des Kaisers, der Graf von Eu, der seine zwei Söhnchen täglich in die Schule begleitete; dann noch die zwei erwachsenen Enkel des Kaisers, die Prinzen Dom Pedro und Dom Augusto von Sachsen-Koburg, die ihren Berufsgeschäften nachgingen.

Auf der Straße vor dem Gitterthore, das einen geräumigen Vorhof der Villa abschließt, standen zwei alte, sehr abgenützte Wagen, die mit nichts weniger als guten Pferden bespannt waren; dennoch erkannte ich die Gespanne als der

kaiserlichen Familie angehörig — an den verblaßten Wappen und an der abgeschossenen, einstmals dunkelgrün gewesenen Uniform mit Silbertreffen der grauen, verwitterten Kutscher, an denen nichts mehr zu leben schien als die aus dunkeln Bronze-Höhlen blitzenden Augen. Es war die Stunde der täglichen Spazierfahrt des Kaisers. Ich sah im Hofe viele Menschen, von denen die Mehrzahl nichts weniger als hoffähig war — und erlaubte mir daher auch den Eintritt. Kurz darauf trat vor die Thüre eines Seitenflügels der Villa eine hohe, ehrfurchtgebietende Greisengestalt und stieg langsam die wenigen Treppen herab. Es war der Kaiser. Sofort stürzte ihm alles entgegen, um ihm die Hände zu küssen, die er, gewohnt an ähnliche Scenen, von sich streckte, um sie ungehindert seinen Verehrern zu überlassen. Dabei zuckte keine Muskel seines ernsten, traurigen Gesichtes, das weder Ungeduld noch Befriedigung ausdrückte. — Als er dann, gefolgt von einigen Gliedern der kaiserlichen Familie und dem Leibarzt weiterschritt, traf er auf seinem Wege mehrere dem niederen Volke angehörige Bittsteller, die knieend ein gefaltetes Papier ihm entgegenhielten. Er streckte ihnen eine Hand zum Kusse hin und mit der andern nahm er die Bittschrift an und versenkte sie mit einer gewissen gutmütigen Geschäftigkeit und Eile in eine der weiten Taschen seines langen Oberrockes.

Als er vor einer Gruppe fremder Herren und Damen vorbeikam, die ihm nicht die Hände küßten, wohl aber ehrfurchtsvoll grüßten, blieb er einen kleinen Augenblick stehen, als überraschte ihn dies; doch winkte er sofort freundlich und verständnisinnig, zog seinen defekten Cylinderhut und ging weiter. Von der Popularität und dem einfachen Gehaben dieser hohen Familie kann der Europäer sich nur schwer ein richtiges Bild machen, weil er von einer souveränen Familie ganz andre Begriffe hat.

Da war vor allem die alte Kaiserin eine so gemütliche, freundliche und einfache Dame in ihrem dunkeln Merinokleide, ohne allen Schmuck, das weiße Haar schlicht gescheitelt, mit einem Gesichte, das so lieb und herzensgut jeden anlächelte, daß ich wahrhaftig mich zusammen nehmen mußte, um nicht zu vergessen, daß dieses liebe Großmütterchen eine Kaiserin sei. Die Brasilianer hielten sie auch stets hoch und heilig. Sie war ihnen aber eine außer Mode gekommene Heilige. Man sprach wenig von ihr. Desto besser aber kannten sie die armen Leute.

Der Kaiser, von seinen früheren Reisen in Europa als Philosophen-Kaiser mit dem langen Zivilrock und dem unvermeidlichen Regenschirm genügend bekannt, war ein Mann von imposanter, würdiger Gestalt, der bei einem herablassenden, einnehmenden Wesen, mit seinen durchdringenden, klugen Augen gleichwohl eine wahrhafte Majestät um sich verbreitete, die durch seine letzte schwere Krankheit womöglich noch gehoben ward, weil sein Gesichtsausdruck ein leidender und ernster, und seine Bewegungen und Geberden gemessener geworden, als dies in der Vollkraft seiner ehemals strotzenden Gesundheit der Fall war.

Die Prinzessin Isabel, die ehemalige Thronerbin des Reiches, ist eine liebenswürdige alte Dame.

Es kreisten um diese Zeit unbestimmte Gerüchte, daß der Geist des Kaisers durch seine Krankheit gelitten habe, so daß er die Zügel der Regierung, die er fast 50 Jahre mit ungewöhnlicher Klugheit geführt, wie ein schwaches, krankes Kind aus der Hand gegeben und sich zu einer Erholungsreise nach Europa entschlossen habe.

Da über die näheren Einzelheiten seiner Krankheit, wie über die wirklichen Ursachen dieses Entschlusses offiziell nichts bekannt gegeben, sondern nur vom Parlament eine Urlaubsbewilligung verlangt worden war, so hatten die hiesigen Zeitungen, insbesondere aber die oppositionellen Blätter, einen solchen Lärm geschlagen, als hätte es sich um nichts Geringeres gehandelt als um eine der grausamsten Palastintrigen orientalischen Stiles, der zufolge der Kaiser gegen seinen Willen gezwungen wäre, außer Landes zu gehen, um dem Ministerpräsidenten Herrn von Cotegipe die Bahn zur Diktatur frei zu machen.

Auch wurde die Thronfolgerin, zwar nicht direkt, aber doch in nicht mißzuverstehender Weise beschuldigt, daß sie in ihrer Ungeduld dem zu langsamen Gange der Natur vorgreifen möchte, um an die Herrschaft zu gelangen.

Was nun Herrn von Cotegipe anlangt, so war er zu klug und zu sehr Staatsmann, um sich ähnlichen Illusionen hinzugeben.

Der Prinzessin aber that man schweres Unrecht, wenn man auch nur den Schatten eines Verdachtes von solcher Gesinnung auf sie werfen wollte. Sie war eine pietätvolle, zärtliche Tochter, die mit schwerem Herzen ihren Vater scheiden sah; eine Dame von harmlosem, freundlichem Charakter ohne allen Dünkel; eine zärtliche Mutter, die die Sorge um ihre Kinder nie fremden Händen überließ; eine Prinzessin, die so wenig eitel war, daß so manche Bürgersfrau in Bezug auf Toilette sie überstrahlte. Eine solche Frau konnte unmöglich aus Herrschsucht grausam sein.

Ihr natürlicher erster Berater war wohl ihr Gemahl, der Graf von Eu, Prinz von Orleans, ein dem Rufe nach sehr kluger, ordnungsliebender Herr. Er verleugnete seine Abkunft nie. Er ist ein Mann von Bildung, war tüchtiger Soldat im Felde -- im Hause ein zärtlicher Vater und Gatte, haushälterisch wie sein Großvater Louis Philipp und liberal wie die Orleans alle.

Trotz meiner französischen Ansprache blieb er hartnäckig bei der deutschen Sprache, die er ziemlich in der Gewalt hatte.

Die Prinzessin erwies mir die Ehre in französischer Sprache, und da sie wohl ein gewisses Befremden in meinen Gesichtsausdrücken wahrgenommen haben mochte, daß sie als Enkelin einer deutschen Fürstin und Blutsverwandte deutscher Fürstenhäuser sich gegen einen Deutschen des französischen Idioms bediene, so klang es fast wie eine Endschuldigung, als sie mir sagte, sie habe das Deutsche zu sehr vergessen, um sich desselben bedienen zu können, daß aber ihre Kinder es schon ziemlich gut sprächen.

Der Kaiser antwortete mir auf mein Deutsch in gutem Portugiesisch, obwohl ihm die Welt nachrühmte, daß er mehr als ein Dutzend Sprachen geläufig spreche, worunter namentlich das Deutsche zähle.

Man maß hier allgemein der Prinzessin zwei Leidenschaften bei, die eine für die Kirche, der sie sich ohne Rückhalt hingebe, und die zweite für die Musik.

Die erstere gab vielfach Anlaß zu unehrerbietigen Äußerungen im Volke und diente den Feinden der Dynastie zum Vorwande, ihre zukünftige Herrscherin zu verketzern und als gefährlich darzustellen.

Ihre Vorliebe für die Musik wie überhaupt für die schönen Künste ist Thatsache, doch manifestierte sich dieselbe nur passiv, denn von ihrer Seite ist für dieselben nichts Ernstes geschehen.

Weniger als seine Gemahlin war der Graf von Eu im Volke beliebt. Man legte ihm viele Dinge zur Last, die möglicherweise nicht begründet sind; man fand ihn nicht genug gentlemanlike. Er soll sich mit Geschäften befaßt haben, die einem königlichen Prinzen und Gemahl der zukünftigen Herrscherin in keiner Weise anstehen.

Meiner Ansicht nach lag aber die vornehmste Ursache seiner Unbeliebtheit darin, daß er ein Fremder war und trotz seiner dem Staate im Kriege sowohl wie im Frieden geleisteten Dienste immer als Fremder betrachtet ward. In diesen nativistischen, eifersüchtigen Gefühlen sind die Brasilianer leider sehr verrannt. Ferner scheint es, daß er wegen seines positiven und festen Auftretens in mancherlei Dingen mißfiel. Er besaß eben nicht das weiche, gefällige Benehmen des Brasilianers, der seine gegenteilige Meinung oder das Versagen einer Bitte mit sanften Redensarten und hinhaltenden Worten ausdrückt.

Die erwachsenen Prinzen Dom Pedro und Dom Augusto, Enkel des Kaisers, die Söhne seiner in Österreich verstorbenen Tochter Leopoldine und des Herzogs von Sachsen-Koburg waren zur Zeit in den ersten zwanziger Jahren. Es sind hübsche Männer.

Der erstere hatte keine offizielle Stellung, das heißt er bekleidete kein Staatsamt; er soll ein Freund der Wissenschaften sein und sich ausschließlich ihnen widmen. (?) Er lebte einfach und zurückgezogen, entfernt vom politischen Getriebe.

Sein Bruder Dom Augusto war im Gegensatz zu ihm ein wahres Weltkind, lärmend, lebenslustig und gesellig. Er war sehr populär, weil er den gewissen liebenswerten Leichtsinn der Jugend besaß. Er fühlte sich weniger Prinz als vielmehr Marineoffizier, welche Stellung er bekleidete. Die Wissenschaften hatten ihm wohl nie Kopfschmerzen verursacht.

Bei der Abreise des Kaisers nach Europa hatte ich zum erstenmale Gelegenheit zu bemerken, daß im Volke trotz allen Nörgelns und Schmählens eine aufrichtige Sympathie für seinen Herrscher lebte, die es ihm bei seiner Einschiffung auf's unzweideutigste bewies.

Es hieß allgemein, er sei geistesschwach geworden und habe sein im ganzen Lande so sehr gerühmtes Gedächtnis gänzlich verloren. Dies schien mir jedoch nicht begründet zu sein, weil ich kurze Zeit vor seiner Abreise die Ehre genoß, zu verschiedenen Malen von ihm empfangen und einmal auch in ein längeres Gespräch über meine Reisen gezogen zu werden, wobei ich die treffendsten Bemerkungen von seiner Seite zu bewundern Gelegenheit hatte, über die entlegensten

Gegenden des brasilianischen Nordens — die er persönlich nie besucht haben konnte.

Nach der Abreise des Kaisers gingen die Wellen der innern Politik hoch und manchmal stürmisch. Da gab es Konflikte zwischen der Regierung und der Armee — zwischen der Polizei und der Marine, und besonders mächtig erhob die abolitionistische Partei ihr Haupt und drohte alle Staatsordnung auf den Kopf zu stellen. Doch Herr von Cotegipe war seines Herrn und Meisters, des alten Kaisers, würdig und steuerte als geschickter Pilot sein reaktionäres Schifflein durch alle Klippen glatt hindurch, bis ihm von der Regentin das Steuer abgenommen und in andre Hände gelegt wurde, um die Sklavenfrage, die seit Jahren schon die Gemüter beunruhigte und leidenschaftliche Scenen hervorgerufen hätte, endgültig zum Abschluß zu bringen . . .

Ich werde später diese Dinge eingehender besprechen und kehre nun zur Stadt Rio zurück.

Die Stadt Rio de Janeiro, die ungefähr 500 bis 600000 Einwohner zählt (die vor 2 Jahren durchgeführte Volkszählung hat bis heute noch kein sicheres Resultat gegeben), ist ein Handelsplatz erster Größe, dem auch ihr Typus vollkommen entspricht. Der Hafen, einer der schönsten und bequemsten auf dem Erdenrund, ist stets voll von Schiffen aller Nationen, die alle denkbaren Manufakturen und vielerlei Naturprodukte in großen Massen herbeibringen und die hiesigen Naturerzeugnisse, an denen das Land überreich ist, wieder in alle Winde hinausführen.

Hunderte von Kauffahrteischiffen schaukeln sich träg im Becken des Hafens, und hunderte von Booten durchfurchen dasselbe, in allen Richtungen sich kreuzend. Hier tänzelt kokett vor ihrem Anker ein Schwarm von kleineren Fahrzeugen, dort fauchen und klappern in allen Tonarten und Tempos die geschäftigen und flinken kleinen Dienstdampfer und Remorqueure, da wieder rauscht und schnaubt ein großer beladener Dampfer, der eben einfährt; es ist einer von den transatlantischen Riesenschiffen, die Tag für Tag hier aus- und eingehen.

Auf dieses geschäftige Treiben blicken mit stolzem Gleichmut herab die verschiedenen Panzerriesen der hiesigen Kriegsflotte, die unweit ihren bestimmten Ankerplatz haben.

Alles, was aus- und eingeladen wird, muß das Zollamt passieren. Es ist daher selbstverständlich, daß diese Anstalt zu einer der ausgedehntesten ähnlicher Art zählt.

Dieses Zollamt bildet eine kleine Welt für sich, die dem unbefangenen Besucher die Empfindung erweckt, als wären alle diese Menschen nur da, um mit verzweifelter Hast den Austausch der Erzeugnisse zweier Welten heute noch bis auf den letzten Faden zu vollenden.

Fast mit Beängstigung staunt der Fremde das sinnverwirrende Treiben dieser Menschen an, die für nichts andres Sinn zu haben scheinen als für Frachtstücke, die in allen erdenklichen Formen zu tausenden umherliegen.

Die schweren Packwagen rasseln, die Pferde schnauben und stampfen, während Kisten und Ballen unter Geschrei und Gezänke der Fuhrleute auf- und abgeladen werden. Hier werden schwere Fässer von vierschrötigen Männern gewälzt, dort große Kisten unter Singsang der dunkelfarbigen Lastträger fortgeschafft. Unfern davon bewegt sich im schnellhüpfenden Gänsemarsche unter taktmäßigem Grunzen eine lange Reihe schwarzer Sackträger auf schmalen Stegen zu den Schiffen. Es ist Zucker oder Kaffee, der verladen wird. Von dort kehren andre lumpenbehangene Neger schweißtriefend im Hundetrabe zurück, schweraufatmend ob der Entledigung ihrer Last, um nichtsdestoweniger ihre Athletenleiber aufs neue zu belasten.

Die Krahne knarren, die schwankenden Schiffe ächzen, das Meer rauscht, und die Wogen prallen donnernd an die mächtigen Quadern des Quai.

Zwischendurch tönt das Kommandieren der Offiziere, das laute Zählen der aus- und eingeladenen Kolli, das Rufen, Scherzen, Lachen der Matrosen und Lastträger, das Schrillen des Schiffspfeifchens und der eigentümlich seltsame und unharmonische Singsang der arbeitenden Matrosen. Eilig und geschäftig winden sich Hunderte von Handelsbeflissenen durch dieses Wirrsal suchend, notierend und anordnend. Nur einen einzigen Ruhepunkt findet das Auge — und diesen gewährt ein Oberbeamter des Zollamts durch seine gemessene, ruhige Art des Thuns.

Von hier gehen die meisten Lastwagen nach einem bestimmten Stadtteil, wo der Großhandel sich niedergelassen hat. Derselbe besteht aus ungefähr 20 bis 30 Straßen, die lang, schmal, schmutzig und nur mit aller Vorsicht zu passieren sind, um nicht von den unaufhörlich durchrasselnden Frachtwagen gerädert zu werden. Die Häuser dieser Straßen sind alt und schlecht gebaut. Hier stößt Magazin an Magazin ohne Firmentafeln, nur an den seitlichen Thürschwellen sind die Firmen in kleiner Schrift zu lesen.

Familien bewohnen diese Straßen nur wenige, da alles von Waren vollgepfropft ist. Dieser Stadtteil ist eine Art Londoner City. Er liegt in der Nähe des Zollhauses, wo sich auch das Hauptpostamt und die Börse befinden.

Die Postanstalt ist eine gut geleitete Institution, die sich würdig in ihrem Äußern präsentiert. Daneben das neue Börsengebäude ist ein imposanter Bau in entsprechendem Stile.

Hier können überhaupt manche öffentliche Gebäude und Anstalten den größten europäischen Instituten ähnlicher Bestimmung würdig an die Seite gesetzt werden.

Die Staatsdruckerei ist ein Prachtbau — deren innere Leistungen indes keineswegs ihrem Äußern entsprechen. Wie hier vieles nur um dem Scheine zu genügen gethan wird, so hat die Regierung alles für das Äußere und nichts für das Innere gethan. Es fehlen die geschickten Arbeiter und Fachkünstler, so daß das Institut dem Staate keine andern Dienste als die einer gewöhnlichen Buchdruckerei leistet. Von graphisch-künstlerischen Arbeiten, die in ähnlichen Anstalten der größeren europäischen Staaten auf einer hohen Stufe der Vollendung stehen, ist hier nicht die Ahnung vorhanden. Solche Arbeiten wurden in jüngster

Zeit der Münze überwiesen. Dieselbe steht in ihrem Äußern ähnlichen Anstalten andrer Staaten in keiner Weise nach. Auch ihre innere Einrichtung ist die möglichst reichste und vollkommenste; aber ihre Leistungen in den erwähnten graphischen Arbeiten stehen durchaus nicht im gleichen Verhältnis zu diesen, weil es eben auch hier an den nötigen Fachkünstlern mangelt. Hier tritt aber noch der erschwerende Umstand hinzu, daß der Direktor dieser Anstalt, ein sonst sehr diensteifriger, gebildeter Mann, diesen Mangel nicht einzusehen vermag, weil ihm das ästhetisch-künstlerische Gefühl hierzu fehlt, so daß er mit den oft unter der Mittelmäßigkeit zurückbleibenden Arbeiten zufrieden ist — wozu die betreffenden Oberbehörden gerne zustimmen, weil in diesen Kreisen noch weniger Verständnis für diese Dinge herrscht.

Es befindet sich ferner ein großes Marine-Arsenal hier, in dem viele Hunderte von Arbeitern beschäftigt sind. Dazu gehören auch einige Trocken-Docks.

Auch ein zweites Arsenal für die Landarmee und verschiedene Militäranstalten und Kasernen, von denen eine mächtig große mitten in der Stadt sich befindet.

Irrenhaus, Armenasyl, Gefangenhaus, Markthallen und Spitäler. Von den letzteren ragt eines durch seine ungewöhnliche Größe und vorzügliche Einrichtung würdig hervor. Es ist die sogenannte Misericordia, ein auf milde Gaben gegründetes Krankenhaus mit ungefähr 2000 Betten. Diese Anstalt steht in Verbindung mit der medizinischen Akademie — die ihrerseits in allem, im Innern wie im Äußern, ihrem Zwecke vollständig entspricht, deren Professoren zumeist die ordinierenden Ärzte des erwähnten Krankenhauses sind.

Weiter ist noch zu erwähnen ein großes Museum — mehrere Theater, große Schulgebäude, Akademie der bildenden Künste — und Musikakademie. Außer diesen giebt es auch einige hübsche Privatpaläste. Die Mehrzahl der Kirchen sind in würdigem Stile erbaut — und einige darunter kann man mit Fug Prachtbauten nennen.

Einen ganz besonders erhebenden Eindruck machten die hiesigen Friedhöfe auf mich, von denen einige sich den vornehmsten Begräbnisstätten der zivilisierten Welt würdig an die Seite stellen können, wenn man von den berühmten Kunstdenkmälern, namentlich denen Italiens, absehen will. Ich habe überhaupt die Betrachtung gemacht, daß die Brasilianer im allgemeinen für ihre Toten eine besondere Pietät an den Tag legen. Es entblößt hier jedermann, hoch und niedrig, das Haupt vor einem Leichenzug — mag er auch der ärmlichste sein, dem selbst kein Priester folgt. — —

Noch einen Palast habe ich zu erwähnen, und zwar den ehemaligen Stadtpalast des Kaisers. Es ist ein weitläufiges, aber schmuck- und stilloses, einfaches Gebäude, das man eher für eine alte Kaserne als für die Wohnung des Reichsoberhauptes gehalten hätte. Allerdings diente dieser Palast nicht zum ständigen Aufenthalte des kaiserlichen Hofes.

Während der Wintermonate des Jahres war das Landschloß Boa vista in der Vorstadt Sao Christovao die Residenz des Kaiserpaares. Dieses Schloß

war ein einfacher viereckiger Bau in palastartigem Stile. Seine schönste Zierde bildet die Natur, die überall hier ihre Gaben in verschwenderischem Maße ausstreut. Hinter dem Schlosse liegt ein Dörfchen, dessen Häuschen und Hütten kunterbunt durcheinandergewürfelt umherliegen. Dies Dörfchen gehörte zum Schlosse, und sein Friedensrichter war der Oberſthofmeister des Kaisers. Hier wohnten die Leute alle mit ihren Familien, die zur Dienerschaft des Hofes gehörten, und einige von des Kaisers Pensionären niederer Klasse, alte, ehemalige Diener.

Die Sommermonate verlebte die kaiserliche Familie regelmäßig in dem hoch im Gebirge gelegenen Städtchen Petropolis, das mittelst Dampfschiff und Eisenbahn in ungefähr zwei Stunden zu erreichen ist. Es ist dies der Lieblingsaufenthalt des Kaisers gewesen, weil dieser Ort durch seinen eigensten Willen und sein Hinzuthun entstanden ist.

Als diese Gegend vor ungefähr 40 Jahren noch wilder Urwald war, hatte er mit großen Kosten eine deutsche Kolonie dort anlegen lassen, die jedoch wegen der unpassenden Bodenverhältnisse nicht gedeihen wollte. Nun ließ Dom Pedro II. daselbst ein Landhaus zum Zwecke seines Sommeraufenthaltes erbauen — und wie mit einem Zauberschlage hatten die mißlichen Verhältnisse der Kolonisten sich zum Bessern gewendet denn nicht sobald war dieser Ort zur kaiserlichen Sommerresidenz geworden, als alle Großen des Reichs und diejenigen, die ihnen stets nachahmen, sich dort Paläste und Häuser erbauten und das kleine Dorf bald zur Stadt vergrößerten. Infolge dessen wurde dann auch die Verbindung mit der Hauptstadt Rio durch eine Eisenbahn und geregelte Dampfschiffahrt hergestellt. Es kam dies den Kolonisten insofern zu gute, als sie durch Gärtnerei, Gewerbe und Kleinhandel sich tüchtig aufhalfen.

Die fremden Gesandten wohnen in Petropolis das ganze Jahr hindurch, weil es fieberfrei und überhaupt der sicherste Ort in klimatisch-hygienischer Beziehung in der nächsten Umgebung der Hauptstadt ist. Sie kommen nur in seltenen Fällen nach der Stadt Rio herab, wo doch der Mittelpunkt der Regierung und des gesamten politischen Lebens sich befindet. Hier hat dies aber nichts zu bedeuten; denn die äußere Politik Brasiliens ist eine wahre Schäfer-Idylle; und die Handels- und persönlichen Interessen der Fremden auf hiesigem Platze besorgen die respektiven Konsulate.

Der Wohlthat eines konsularischen Schutzes wird der aus dem brasilianischen Norden kommende Deutsche, Österreicher und Russe überhaupt erst hier sich bewußt, denn im ganzen Norden, wo diese drei Nationen nur durch Honorar-Konsuln vertreten sind, bleibt der konsularische Schutz völlig illusorisch.



Ungedrucktes aus dem Nachlasse von David Friedrich Strauß.

I.

Zu Goethe's „Elegie“ (von Marienbad).

In seinen Gesprächen mit Goethe erzählt Eckermann, wie am Abend des 27. Oktober 1823 Goethe ihm sein „neuestes, liebstes Gedicht“ — so drückt Eckermann sich aus —, seine Elegie von Marienbad, vorgelegt habe. Es sei von des Dichters eigener Hand mit lateinischen Lettern auf starkes Velinpapier geschrieben und mit einer seidenen Schnur in einer Decke von rothem Maroquin befestigt gewesen; schon äußerlich ein Zeichen, daß er das Gedicht ganz besonders wert gehalten habe; wie er es denn auch, nachdem Eckermann es gelesen, mit Nachdruck als „etwas Gutes“ bezeichnete.

Auf den Inhalt des Gedichts war Eckermann nicht unvorbereitet. Goethe war in der letzten Juniwoche jenes Jahres zum Gebrauch einer Kur nach Marienbad gereist [1]), hatte von dorther verschiedentlich, z. B. an Knebel [2]) erfreuliche Nachricht, besonders auch über die Gesellschaft, die er da getroffen, worunter schöne Frauen erwähnt sind, gegeben und war Ende August wohl und rüstig zurückgekommen [3]). Sich voraus hatte er auf den 28. August an die zur Feier seines Geburtstags in Weimar versammelten Freunde ein Gedicht gesendet, das Andeutungen enthielt, die, vielleicht im Augenblick nicht verstanden oder nur leicht genommen, durch die Folge bald eine tiefere Bedeutung erhielten. „In Hygieas Form“ sagt er hier [4]),

In Hygieia's Form beliebt's Armiden,
Im Waldgebirg sich Schlösser aufzubauen;
Verspricht dem Kranken Heil, dem Lebensmüden
Erwacht auf einmal hoffendes Vertrauen;
Dem halb Genes'nen schnell zu heitrem Frieden
Entfaltet sich ein Kreis erles'ner Frauen;
Dann weiß sie uns nach aller Art zu kirren,
Durch Spiel und Tanz und Neigung zu verwirren.
So wird von Tag zu Tag ein Traum gedichtet,
Dem Wachen gleich, ein labyrintisch Wesen u. s. f.

Ob nun aus diesen vorangeschickten Zeilen schon die Weimarischen Freunde ihren Schluß zogen oder nicht: genug, nach der Zurückkunft des Dichters aus Marienbad verbreitete sich, wie Eckermann berichtet [5]), in Weimar die Sage, „er habe dort die Bekanntschaft einer an Körper und Geist gleich liebenswürdigen jungen

---

1) Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard. S. 234, Nr. CXXII.

2) Briefwechsel II, S. 325, Nr. 608.

3) Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard S. 235, Nr. CXXIII; Eckermann's Gespräche mit Goethe I, S. 48.

4) An Personen, Werke in 40 Bdn. 6. Bd., S. 97. Das Gedicht: Gesendet von Marienbad einer Gesellschaft versammelter Freunde zum 28. August 1823.

5) Bd. I., S. 70 folgende.

Dame gemacht und zu ihr eine leidenschaftliche Neigung gefaßt. Wenn er in der Brunnenallee ihre Stimme gehört, habe er immer rasch seinen Hut genommen und sei zu ihr hinuntergeeilt. Er habe keine Stunde versäumt, bei ihr zu sein, er habe glückliche Tage gelebt; die Trennung sodann sei ihm sehr schwer geworden, und er habe in solchem leidenschaftlichen Zustande ein überaus schönes Gedicht gemacht, das er jedoch wie eine Art Heiligthum ansehe und geheim halte." Seitdem ist ziemlich allgemein bekannt geworden, daß die Dame ein Fräulein von Levezow, im Alter von etwa 20 Jahren war, während der Dichter eben in jenen Augusttagen seinen 74. Geburtstag feierte.

Wie sich aus der Elegie ergiebt, und auch Eckermann anmerkt, hatte Goethe die Bekanntschaft dieser Dame während seines Badaufenthalts im Sommer 1823 nicht zum erstenmale gemacht, sondern nur erneuert. Bereits den Sommer vorher hatte er sich mehrere Wochen in Marienbad aufgehalten [1]), hier ohne Zweifel sie kennen gelernt und ein freundliches Verhältnis mit ihr angeknüpft, das aber erst im Jahr darauf Bedeutung gewann. Mit dem Datum: „Marienbad 1823" bezeichnet, findet sich unter Goethe's Gedichten „an Personen" [2]) ein halbes Dutzend kleiner Gedichtchen, die augenscheinlich an dieselbe Dame wie die Elegie gerichtet und ihr während der Dauer des gemeinsamen Badeaufenthalts von dem Dichter zugeschickt oder übergeben worden sind. Das erste weist auf längere Bekanntschaft, die erst jetzt intimer geworden, zurück:

Du hattest längst mirs angethan,
Doch jetzt gewahr' ich neues Leben;
Ein süßer Mund blickt uns gar freundlich an,
Wenn er uns einen Kuß gegeben.

Das zweite läßt erkennen, daß des Dichters Neigung zu dem schönen Kinde und ihr öfteres Beisammensein in der Badegesellschaft nicht unbemerkt und ungetadelt geblieben war. Das dürfe sie aber nicht betrüben, meint er, denn

Kein Mißbilligen, kein Schelten,
Macht die Liebe tadelhaft.

Folgen hierauf zwei Gedichtchen, die an das Wetter anknüpfen; das erste an des Engländers Howard Wolkentheorie, mit der sich Goethe damals viel beschäftigte. Er redet sich als Schüler Howard's an, der aus dem Steigen oder Fallen der Nebel, aus der Gestalt der Wolken die Witterung des Tags vorauszuerkennen suche. Und wenn nun, fragt er sich dann:

Und wenn bei stillem Dämmerlicht
Ein allerliebstes Treugesicht
Auf holder Schwelle dir begegnet,
Weißt du, ob's heitert, ob es regnet?

Von den übrigen ist nur etwa das fünfte noch erwähnenswert, wo er sein Versehen, daß das Mädchen ihm unbemerkt vorübergegangen war, auf eine,

---

[1]) S. Tags- und Jahreshefte Werke in 40 Bdn. 27. Bd., S. 404. Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel II, S. 310. Zwischen Goethe und Reinhard S. 213.

[2]) Bd. VI, S. 89 f.

wie er hofft, für sie erfreuliche Weise so entschuldigt: eben weil er sie sehe, wenn sie ihm auch noch so ferne sei, könne es geschehen, daß sie in der Nähe ihm einmal verschwinde. So artig und wohl auch zärtlich diese Versspiele lauten, könnte man sie doch an und für sich immerhin als flüchtige Galanterien betrachten, wie sie bei einem Badaufenthalt herkömmlich sind, wenn sie nicht durch die Elegie, die sich ihnen anschließt, einen ernsteren Hintergrund erhielten.

Diese Elegie hat Goethe selbst im Gespräch mit Eckermann [1]) „das Produkt eines höchst leidenschaftlichen Zustandes" genannt. „Ich schrieb das Gedicht," erzählte er, „unmittelbar als ich von Marienbad abreiste und mich noch im vollen frischen Gefühle des Erlebten befand. Morgens 8 Uhr auf der ersten Station schrieb ich die erste Strophe, und so dichtete ich im Wagen fort und schrieb von Station zu Station das ins Gedächtniß Gefaßte nieder, so daß es Abends fertig auf dem Papier stand. Es hat daher eine gewisse Unmittelbarkeit und ist wie aus Einem Gusse, welches dem Ganzen zu gute kommen mag." Gar nicht übel sagt Eckermann von dem Gedicht, es wälze sich stets um seine eigene Axe und scheine immer dahin zurückzukehren, woher es ausgegangen war. Zugleich fand er es in seiner ganzen Art höchst eigentümlich, so daß es an kein anderes von Goethe's Gedichten erinnere; worauf Goethe bemerkte, das möge daher kommen, daß er bei der Hervorbringung desselben auf die Gegenwart, wie im Spiel auf eine Karte, gesetzt und sie ohne Übertreibung so hoch als möglich zu steigern gesucht habe [2]). Also die Abfassung des Gedichts noch mitten in der Leidenschaft, welche überdies mit halb leidenschaftlicher, halb künstlerischer Willkür isoliert und gesteigert wird, auf der einen, und, was wir hinzudenken müssen, das hohe Greisenalter des Dichters auf der andern Seite; in diesen beiden Momenten, die zusammen im Kontraste stehen und doch zum Teil in ihren Wirkungen zusammentreffen, haben wir die Eigentümlichkeit unsrer Elegie. Das Abgerissene des Schlusses, der es zu keiner Lösung und Versöhnung bringt, hat seinen Grund in jener Unmittelbarkeit und Steigerung, wogegen bei dem Sprunghaften und Gebrochenen des Verlaufs neben diesen Momenten zugleich das Zittern der Greisenhand beteiligt ist. Das Alter des Dichters erkennt man ferner ebensowohl in der vorzugsweis geistig-sittlichen Fassung der Liebesempfindung als darin, daß der Ausdruck aus dem schönsten poetischen Verlaufe heraus stellenweise in Härte und Geschrobenheit, oder auch ins Prosaische fällt; wovon das „Ward es an mir aufs lieblichste geleistet" der 11., das „Fehlt's am Begriff" der 21. Strophe Beispiele sind. Dazu gehört in Absicht auf das Versmaß der Mangel, daß es zwar die Zeilenlänge und sonstige Anordnung der Stanze, doch diese gleichsam um ein Stockwerk zu niedrig, zeigt. Können wir nämlich in den sechs ersten Zeilen der Stanze die dreimal wiederkehrenden zwei Reime mit drei Stockwerken übereinander, das Reimpaar der beiden Schlußzeilen aber mit der Bedachung vergleichen, so fehlt in der Goethe'schen Elegie, wo jene beiden Reime nur doppelt, nicht dreifach vorhanden sind, das dritte Stockwerk, und das Dach

[1]) Bd. I., S. 91 f.

[2]) Gespräche mit Goethe I, S. 71 f. 92.

ist schon auf das zweite gesetzt; wodurch der Bau etwas Breites und Schwerfälliges bekommt. Die Spannung löst sich, ehe sie noch ihren Höhepunkt erreicht hat; es ist, als wollte man in der sapphischen Strophe die lösende Schlußzeile schon an der dritten, statt an der vierten Stelle eintreten lassen. Diesen Mangel, wie gesagt, schreibe ich dem hohen Alter des Dichters zu, dem für ein längeres Gedicht die vollständige Stanze unbequem war.

Nehmen wir nun das Gedicht selbst vor uns, so ist die Situation, aus welcher heraus der Dichter spricht, eben die, in welcher es Goethe's eigener Äußerung nach gedichtet ist, nämlich die Heimfahrt von Marienbad nach dem Abschied von dem weiblichen Wesen, das ihm dort so teuer geworden war. Doch versetzt er sich in der Erinnerung zunächst in den Zeitpunkt seiner diesmaligen Ankunft in jenem Badeorte und in die Zweifel zurück, die damals sein Gemüt bewegten. Wenn er anhebt:

Was soll ich nun vom Wiedersehen hoffen,
Von dieses Tages noch geschlossener Blüthe?

so ist die Zeit gemeint, wo er, im Sommer 1823 in Marienbad angekommen, sich Gedanken darüber machte, wie er wohl diejenige, die ihn schon das Jahr zuvor im Stillen angezogen, diesmal finden werde? Sie kann ihm entfremdet, sie kann ihm mit alter und neuer Freundlichkeit entgegentreten:

Das Paradies, die Hölle steht dir offen,

sagt er sich in bangem Zweifel. Doch nein!

Sie tritt ans Himmelsthor,
Zu ihren Armen hebt sie dich empor.

So war er denn, wie er in der zweiten Strophe sagt, im Paradies empfangen, der schönsten Erwiederung seiner Neigung gewürdigt, seine Sehnsucht gestillt, seine Bangigkeit gelöst. Wie rasch ihm die glücklichen Tage verflossen, wie eine Stunde der andern glich, und doch jede wieder Anderes brachte, wie am Abend der treue Kuß einen neuen schönen Tag versprach, wird in der 3. Strophe anmutig geschildert.

Doch schon mit der 4. Strophe stehen wir bei dem letzten grausam süßen Kusse, der „das herrliche Geflecht verschlungner Minnen“ zerschneidet; zögernd und doch eilend, weil es geschieden sein muß, überschreitet der Fuß die Schwelle; verdrossen starrt das Auge auf den düstern Pfad, der nun zu wandeln ist; noch einmal blickt es nach der Pforte zurück, die es aber verschlossen sieht.

Wie sich hierauf das Herz mißmutig in sich selbst verschloß, als wenn es sich nie geöffnet, die himmlisch seligen Stunden, von denen es soeben herkam, nie genossen hätte, beschreibt uns der Dichter in der 5. Strophe und fragt sich verweisend in der 6., ob ihm denn nicht die Welt, die ihm sonst so werte Anschauung der Natur, der irdischen und überirdischen, geblieben sei? Insbesondere macht er sich, im Zusammenhang mit seinen damaligen Howard'schen Studien, Strophe 7 auf die zierlichen Wolkenbildungen aufmerksam, deren eine ihm alsbald die schlanke Gestalt der Geliebten, wie er sie im Tanze walten sah, vor die Seele ruft. Doch an ein Luftgebilde die Erinnerung an sie zu knüpfen,

thut ihm nicht genug; Strophe 8 weist er sich in das eigene Innere zurück, wo er das, was ihm so wert geworden, in tausend Gestalten, eine immer lieber als die andre, finden werde. Ja, im Herzen, wird Strophe 9 und 10 ausgeführt, das sich seiner Festigkeit nur darum freut, weil es ihr Andenken fest bewahren kann, bleibt mit Flammenschrift ihr Bild eingeschrieben mit all' der anmutsvollen Zärtlichkeit, die sie ihm vom ersten Empfang an der Pforte bis zum letzten und allerletzten Kusse entgegenbrachte. Die zwei folgenden Strophen schildern die wunderbare Veränderung, die das Glück dieser Liebe in des Dichters ganzem Wesen hervorgebracht, wie sie ihn von dumpfer Mut- und Hoffnungslosigkeit zu neuem Lebens- und Thatenmut erweckt habe. Den heiteren Frieden, den die Gegenwart eines geliebten Wesens in der Seele verbreitet, vergleicht er in der 13. Strophe mit dem beseligenden Frieden Gottes, von dem die Religion spricht; und in der folgenden sagt er es geradezu, daß ihm vor der Geliebten fromm zu Mute sei, und wirkt sie denn nicht, wie die Frömmigkeit wirkt, wenn, wie Strophe 15 ausführt, vor ihr jede Selbstsucht, jeder Eigenwille wie Eis vor der Sonne zerschmilzt? Wozu die Geliebte durch ihr ganzes Sein und sich Geben aufzufordern schien, war, nach Strophe 16 und 17, die Gegenwart frisch und verständig zu ergreifen, zum Genuß wie zum wohlwollenden Handeln auszubeuten; freilich, wie die folgende Strophe klagt, eine Weisheit, die in dieser Art nur ein Günstling des Geschicks, wie sie ist, und wie sich ein andrer allenfalls in ihrer Nähe fühlen durfte, in Ausführung bringen mochte; die aber dem Dichter, nachdem er sich von ihr hat trennen müssen, nichts mehr nützen kann.

Dem Gefühl dieser Trennung, der Verlassenheit, Rat- und Trostlosigkeit giebt er sich in den drei folgenden Strophen 19—21 ohne Rückhalt hin. Nur Thränen bleiben ihm, aber sie dämpfen die innere Glut nicht; Tod und Leben kämpfen in seinem Innern, und er weiß nicht sich zu helfen, ja er will sich nicht helfen, weil er sich des Andenkens der Geliebten nicht entschlagen mag. Aber auch das Festhalten ihres Andenkens, das immer neue Hervorrufen ihres Bildes, wechselnd und unstät wie es ist, dieses Ebben und Fluten in der Seele, kann ihm keinen Trost gewähren.

Hier bricht der Dichter sein Selbstgespräch ab und wendet sich mit Einem Male Strophe 22 an die „Weggenossen", deren Erwähnung uns überrascht, sofern wir bisher nicht wußten, daß wir ihn von solchen begleitet zu denken haben; nach dem, wozu er sie anweist: —

„Betrachtet, forscht, die Einzelheiten sammelt,
Naturgeheimniß werde nachgestammelt —"

haben wir sie als Genossen seiner geologischen Studien, wie er sie in jenen böhmischen Bädern zu betreiben pflegte, uns vorzustellen. Ihnen sei die weite Welt erschlossen; ihn aber sollen sie am Felsen, im Moor und Moos allein mit seinem Unglück lassen, das er in der letzten, 23. Strophe noch einmal energisch als Verlust seiner selbst und der Welt, als Verstoßung aus höchster Glückseligkeit zu traurigster Vernichtung zusammenfaßt.

Schon die beiden letzten Strophen, von da an, wo sich der Dichter an seine Reisegefährten wendet, sind ein neuer Ansatz und von ihm selbst durch einen Strich als solcher bezeichnet. Er wußte im Selbstgespräch keinen Schluß zu finden und versuchte es nun mittelst der Hereinziehung von anfänglich gar nicht vorgesehenen Begleitern; allein auch da ergab sich nur ein Abbrechen, kein lösender Accord zum Schluß. Nun wollte es aber der Zufall, daß gegen Ende Oktober, acht Wochen nach der Abfassung des Gedichts und um eben die Zeit, da er es Eckermann mitteilte, eine schöne, junge Polin, die talentvolle Klavierspielerin Madame Szymanowska, in Weimar ankam und durch ihr Spiel die Gesellschaft und insbesondere den Dichter entzückte. „Da bin ich nun," schrieb er darüber an Knebel, „wieder in den Strudel der Töne hineingerissen, die mir, modern gereicht, nicht immer zusagen, mich aber doch diesmal durch so viel Gewandtheit und Schönheit gewinnen und festhalten, durch Vermittelung eines Wesens, das Genüsse, die man immer ahndet und immer entbehrt, zu verwirklichen geschaffen ist[1])." Ob si. wohl so gut spiele wie Hummel? fragte der gute Eckermann, ehe er sie gehört hatte. „Sie müssen bedenken, antwortete ihm der Alte, daß sie nicht allein eine große Virtuosin, sondern zugleich ein schönes Weib ist; da kommt es uns dann vor, als ob alles anmutiger wäre"[2]). Was aber gerade in dem damaligen Zeitpunkte der schönen Frau eine besondere Beziehung zu dem Dichter gab, war der Umstand, daß sie, wie er an Knebel schreibt, 14 Tage mit ihm in Marienbad zusammen gewesen, mithin ohne Zweifel bisweilen auch mit dem geliebten Mädchen in Berührung gekommen, Zeugin seiner Neigung zu ihm geworden war[3]). Natürlich brachte die Unterhaltung mit ihr jene Empfindungen in seinem Gemüte von neuem in Bewegung, und es ist schwerlich Zufall, daß Goethe gerade an dem Abend, da Madame Szymanowska bei ihm vor einer eingeladenen Gesellschaft spielen sollte, Eckermann seine Marienbader Elegie zu lesen gab.

Auch den Tönen der liebenswürdigen Virtuosin verliehen die Erinnerungen, die sich an sie knüpften, für Goethe etwas besonders Ergreifendes, und es machte sich von selbst, daß er den Versen, die er ihr widmete, eine Beziehung auf die Erlebnisse ihres gemeinschaftlichen Badeaufenthaltes gab. Da er nun überdies der Marienbader Elegie einen befriedigenden Schluß noch immer schuldig war, so hängte er ihr die drei Strophen an die Szymanowska unter dem Titel „Aussöhnung" hinten an. Die 1. Strophe faßt den Inhalt der Elegie noch einmal zusammen:

Die Leidenschaft bringt Leiden! Wer beschwichtigt
Beklommnes Herz, das allzuviel verloren?
Wo sind die Stunden, überschnell verflüchtigt?
Vergebens war das Schönste dir erkoren!
Trüb' ist der Geist, verworren das Beginnen;
Die höhre Welt, wie schwindet sie den Sinnen!

---

[1]) Briefwechsel II, S. 330.
[2]) Gespräche II, S. 77.
[3]) Briefwechsel II, S. 329. Vergleiche Eckermann I, S. 73.

Nun aber tritt die Musik ins Mittel, füllt das Herz mit ewiger Schönheit an und löst den Schmerz in Thränen, die zugleich beglückender Art sind, indem sie dem Gemüte es selbst und die Liebe als ein Unverwüstliches zu empfinden geben.

Wie diese drei Strophen an die Klavierspielerin nach, so hat Goethe vor die Elegie ein Gedicht „An Werther" gestellt und diese drei Gedichte unter dem Gesamttitel: „Trilogie der Leidenschaft" zusammengefaßt. Der aus der griechischen Tragödie herübergenommene Ausdruck Trilogie findet hier nur insoweit eine ungefähre Anwendung, als ein in den beiden ersten Nummern angelegter Gemütskonflikt in der dritten sich löst. Dagegen fehlt die Zusammengehörigkeit und Gleichheit der Teile: Der erste handelt wohl auch von Liebesnot, aber mit besonderer Beziehung auf Werther; der erste und dritte Teil stehen mit dem zweiten weder an Umfang noch an Bedeutung im Gleichgewicht, sondern der Schwerpunkt liegt ausschließlich in dem breiten Mittelstück, zu dem sich das erste und dritte nur wie kurze Vor- und Nachspiele verhalten; wozu beim ersten Stück noch die Verschiedenheit des Versmaßes kommt, sofern es nicht wie die beiden andern in verkürzten Stanzen, sondern in freien, nicht strophisch abgetheilten Reimzeilen geschrieben ist. Eine Gemeinsamkeit der Stimmung jedoch verbindet auch dieses erste Stück mit den folgenden; was aus seiner Entstehung im Jahr 1824, wohin das chronologische Verzeichnis der Goethe'schen Schriften im Einklang mit Stil und Sprache es versetzt, leicht erklärlich wird. Das Werthergedicht läuft nicht nur auf denselben Gedanken aus, den die Elegie als Motto sich voranstellt, den Gedanken aus Tasso, von der Gottesgabe des Dichters, sagen zu können, was er leidet; — sondern, wenn wir lesen:

Das Wiedersehn ist froh, das Scheiden schwer,
Das Wieder-Wiedersehn beglückt noch mehr,
Und Jahre sind im Augenblick ersetzt,
Doch tückisch harrt das Lebewohl zuletzt —

und wenn dann weiter gesagt wird, daß auch das Scheiden ein Tod sei: so sehen wir den Dichter noch immer in dem Empfindungs- und Gedankenkreise seiner Marienbader Elegie sich bewegen. Zwar aus der Leidenschaft war er heraus; „als ich darin befangen war", äußerte er schon im November 1823 gegen Eckermann, „hätte ich diesen Zustand um alles in der Welt nicht entbehren mögen, und jetzt möchte ich um keinen Preis wieder hineingerathen[1])." Indes, als er so redete, war er unpäßlich, an Husten und Brustaffektion nicht unbedenklich erkrankt, und die Sage bringt dieses Unwohlsein mit den Gemütskämpfen jenes Sommers und Herbstes in Zusammenhang. Der greise Dichter soll ernstlich an eine Verbindung mit der reizenden Badebekanntschaft gedacht haben und nur durch die Gegenvorstellungen der Familie und der Freunde davon abgebracht worden sein. Wir lassen dies billig dahingestellt; gewiß ist nur, daß er sich geistig und gemütlich in altbewährter Weise auch jetzt wieder durch Dichten geheilt hat. Das Ergebnis war zwar diesmal weder ein Werther noch Wahlverwandtschaften; da-

[1]) Gespräche I, S. 91.

für war aber der Dichter auch nicht mehr 24 oder 58, sondern 74 Jahre alt, und Fräulein von Levezow dürfte, bei allen Liebenswürdigkeiten, doch schwerlich eine Lotte Buff oder Ottilie Herzlieb gewesen sein.

Aber die Elegie, die wir ihr verdanken, ist doch nicht nur dichterisch ein eigentümlich wertvolles, sondern auch biographisch deswegen ein merkwürdiges Stück, weil sie unseres Wissens das letzte Gedicht ist, das dem Dichter in dieser Weise hülfreich war, und ein Beweis, bis in welch' hohes Alter hinauf der lebensvolle Mensch solchen Dienst der Muse nötig hatte.

20. und 21. Januar 1867.



Zur Darstellung der Lady Macbeth.

Von

Ludwig Graf Pfeil.

Kaum irgend eine der dramatischen Heldinnen Shakespeare's erfordert seitens der darstellenden Künstlerin ein tieferes psychologisches Studium als Lady Macbeth. Die reizende, von ihrem Gatten angebetete, alle ihre Umgebungen durch Geist und Liebenswürdigkeit bezaubernde Schönheit, — die entschlossene, kalt scheinende Mörderin ihres Königs und Gastes, welche, Hohn auf den Lippen, Todesangst im Herzen

> . . . . Diese Thaten woll'n
> Nicht so ergrübelt sein. Sonst macht's uns toll.
>
> Akt 2, Sc. 2.

die Gesichter der schlafenden Wächter mit dem Blute des Mordes bemalt!

Sie wurde — doch das sage sie selbst:

> . . . . Ich gab die Brust und weiß,
> Wie zärtlich man das Kind liebt, das man tränkt.
> Und doch, dieweil es mir ins Antlitz lächelt,
> Wollt' reißen ich von meinem Mutterbusen
> Sein zahnlos Mündlein, und sein Hirn zerschmettern, —
>
> Akt 1, Sc. 7.

Bis endlich die innere Qual im Schlafwandel nach außen hervorbricht! — Welches Seelengemälde stellt der Dichter dar! — Welche Aufgabe übernimmt die Künstlerin, die ein solches Gemälde in der äußeren Erscheinung wiederzugeben versucht! —

Es bedarf keines Beweises, daß auch das größte Talent eine solche Aufgabe zu lösen nicht vermag, ohne die angedeuteten Seelenzustände am Spiegel der Natur zu studieren. Die Künstlerin wird diesen Spiegel fragen müssen: wie verhält sich die Mörderin, wie verhält sich die Schlafwandlerin in ihrer äußeren Erscheinung? —

Der neue Pitaval bringt zahlreiche Beispiele von Mörderinnen[1]). Durch alle diese schauerlichen Bilder des Verbrechens geht der überraschende Zug, daß jene weiblichen Teufel durch Geist und Liebenswürdigkeit, oft verbunden mit äußerem Reiz, auf alle ihre Umgebungen gleichsam die Bezauberung der Schlange übten. Die Marquise von Brinvilliers, überwiesen, ihren Vater, ihre Brüder, ihre Schwester vergiftet zu haben, welche, bloß zu ihrer Lust, arme Almosenempfänger und Dienstboten mordete, entfloh nach Lüttich; — und dort verliebt sich ein reicher Belgier so rasend in sie, daß er Vermögen, Ehre und Sicherheit aufs Spiel setzte, um sie zu retten. — Die Gemahlin des Parlamentsrats Tiquet giebt in ihrem Hotel eine glänzende Gesellschaft, wobei sie alles durch Liebenswürdigkeit entzückt, während sie ihren Gatten auf der Straße erdolchen läßt. — Die fürchterliche Gottfried aus Bremen, deren Morde nach Dutzenden zählen, die, außer vielen andern, ihre Eltern, ihre zwei Männer, ihren Bräutigam, ihre treuesten Freunde und Freundinnen, ihre drei kleinen Kinder vergiftete, während sie schmeichelnd an ihrem Halse hingen, — sie wurde in gesellschaftlichen Kreisen geliebt und hochgeschätzt. — Ein Scheusal sogar, auch in ihrer äußeren Erscheinung, die Zwanziger, sie wußte dennoch zu gefallen und sogar die Begierde zu reizen.

Hiernach wird Lady Macbeth zunächst äußerst liebenswürdig erscheinen.

Duncan: Sieh, unsre holde Wirtin.

Und seine Liebe, schärfer als sein Sporn,
Ist uns zuvor geeilt. Akt 1, Sc. 6.

Die Falschheit übertreibt Gefühle, die sie nicht hat.

Die Welt zu täuschen
. . trag' in deinem Aug' ein freundlich Grüßen,
sieh du aus
Wie die unschuldige Blume, aber sei
Die Natter unter ihr.

Akt 1, Sc. 5.

Die falsche Freundlichkeit und Unterwürfigkeit wird sogar kriechend:

All' unser Dienst,
In jedem Stück zweimal gethan und dreimal,
Wär' arm einfältig Werk, sollt' es sich messen,
Mit jener Ehren tiefem Glanz, die du
Auf unser Haus geladen. Für die alten
Wie für die neuen Würden bleibet uns
Nur ein Gebet für dich. — — — — — — —
— — — — — — — Es haben
Stets eure Diener ihre Diener, und
Sich selbst und was sie haben, nur in Pacht,
Um, wann's beliebt, euch Rechnung abzulegen;
Sie geben nur was euer.

Akt 1, Sc. 6.

---

[1]) Band 2.

Daß Lady Macbeth noch eine junge Frau ist, bedarf keines Beweises. Ihr Gemahl ist jung; er hat vor kurzem einen entfernten Verwandten beerbt[1]):

Durch Sinels Tod bin ich wohl Than von Glamis.

Akt 1, Sc. 3.

Von seiner Gemahlin sagt er:

Gebier mir keine Tochter, Männer nur
Soll mir dein unbezwinglich Herz erzeugen.

Akt 1, Sc. 7.

Lady Macbeth ist nervös. Sie erschrickt, als ihr der Bote die Nachricht von der Ankunft des Königs bringt:

. . . Du rasest!

Akt 1, Sc. 5.

Sie muß sich stärken zu dem Verbrechen, das sie begehen will, durch das höllische Gebet:

. . . Kommt ihr Geister,
Die ihr auf Mordgedanken lauscht, entweibt mich,
Und füllt mich ganz vom Scheitel bis zur Sohle
Mit schärfster Grausamkeit! Verdickt mein Blut,
Sperrt jeden Weg und Eingang dem Gewissen,
Daß kein bedenklich Mahnen der Natur
Den grimmen Vorsatz lähm' und Frieden stifte
. . . und rufe: Halt!

Akt 1, Sc. 5.

Sie hat mit den Wächtern vom gewürzten Weine getrunken:

Was sie voll machte, hat mich kühn gemacht,
Was ihr Licht löschte, gab mir Feu'r!

Akt 2, Sc. 2.

Sie hat das Zimmer des geplanten Mordes ausgespäht, alles vorbereitet:

Ich legte
Die Dolche ihm zurecht, er mußt' sie finden
Hätt' er geglichen meinem Vater nicht
Als er so schlief,

Akt 2, Sc. 2.

— Und dabei ihre fortwährende tödliche Angst:

. . . Horch! — Still!
Es war der König, der schrie.

Ebenso malt das gewissermaßen sinnlose Gespräch die innere Angst:

Lady: Sprachst du nicht etwas?
Macbeth: Wann?
Lady: Jetzt.
Macbeth: Beim Herabgehn?
Lady: Ja.

Erst spät entdeckt die Lady die Dolche, die furchtbaren Zeugen der That, in den Händen Macbeths. Ihr Geist war umnebelt. Indem sie die Dolche

[1]) Nicht seinen Vater. Dieser würde als solcher erwähnt sein.

selbst zurückträgt, wiederholt sich gleichsam die Mordscene vor ihren Augen. Darauf rüttelt sie den Gemahl zur Entschlossenheit auf und führt ihn mit einiger Gewalt hinweg, indem sie ihn bei der Hand faßt. — So ist die Scene darzustellen. (Vergl. die Schlafscene Akt 5, Sc. 1).

. . . Komm! Gieb mir die Hand!

Nun aber ist ihre Kraft auch völlig erschöpft. Sie wollte

. . . schreien lassen unsern Gram
um seinen Tod.

Akt 1, Sc. 7.

Doch das vermag sie nicht mehr. Sie kann nur, völlig erschöpft, wenige unpassende Worte stammeln:

. . . Weh! ach Weh!
. . . in unserm Haus!

Darauf hält sie sich bei einem langen Gespräch, als stumme Zeugin, nur mit äußerster Anstrengung aufrecht, bis der Trank, die Schlaflosigkeit — denn es ist Morgen geworden, — die äußerste Erschöpfung von Geist und Körper sie ohnmächtig niederwirft.

Die Ohnmacht wird bisweilen als eine fingierte aufgefaßt. Offenbar falsch, denn eine solche würde durch nichts motiviert sein, ja sogar einem Plan widersprechen, welcher die Bereitschaft aller Geisteskräfte erfordert. Auch läßt sich eine Ohnmacht nicht so fingieren, daß sie die Zeugen, vor allem den Arzt täuschen könnte. Die Ohnmacht ist der Vorbote der fürchterlichen inneren Zerrüttung, welche von jetzt an die Verbrecherin immer mehr und mehr ergreift, bis sie zuletzt mit dem Schlafwandeln und dem Tode endet.

Im dritten Akt ist Lady Macbeth als Königin wieder gefaßt. Sie ist, wie früher, artig, übertrieben artig, zumal gegenüber dem angesehenen und gefürchteten Banquo:

Wenn wir ihn vergäßen,
Wär's wie ein Riß in unserm großen Fest,
Und alles wie verdorben.

Akt 3, Sc. 4.

. . . Nimm fleißig du Bedacht auf Banquo. Gieb ihm
Auszeichnung beiderlei mit Wort und Blick.

Akt 3, Sc. 2.

Sie läßt ihren Gemahl rufen, um ihm Fassung und Artigkeit zu empfehlen:

Mein huldiger Freund, streich glatt dein rauh Gesicht,
Sei heiter und fröhlich im Kreis der Gäste heut.

ibid.

Macbeth verhehlt ihr aus Liebe den gegen Banquo beabsichtigten Mordplan:

Sei dieser Kunde, liebes Täubchen rein.

ibid.

Sie wiederholt ihre Ermahnungen beim Festmahl; die Folge zeigt, wie notwendig. Sie selbst behält bei der Erscheinung des Geistes, den sie allerdings nicht sieht, ihre Fassung und ermahnt den Gemahl, der sie völlig verliert, auf das dringendste:

Seid ihr ein Mann?
.... Was zerrt ihr das Gesicht?
.... Wie? ganz entmannt in Thorheit!
Akt 3, Sc. 4.

Zuletzt schickt sie die Gäste mit Entschuldigungen fort. Nun erst redet sie mit inniger Teilnahme zu ihrem Gatten:

Euch fehlt die Würze alles Lebens, Schlaf! ibid.

Ihr fehlt er sicher auch!

Während Macbeth bei den Hexen und in neuem Blutvergießen Ruhe sucht, hat die krankhafte Erregung der Lady, welche mit der Ohnmacht im 2. Akt begann, sich bis zum Schlafwandeln gesteigert. Die Angaben der Kammerfrau darüber, daß sie des Nachts den Schreibtisch aufschließe, schreibe und siegele, verhehlen nur die Wahrheit. Sie will auch die Worte der Lady nicht wiederholen, — „weil ich keine Zeugen habe". — Sie erklärt nachher bei dem doch ganz andern, von ihrer Darstellung völlig abweichenden Traumleben der Lady:

.... so ist ihre Art und Weise ..

und bei dem schauerlichen Händewaschen:

Das ist so ihre gewöhnliche Geberde, daß sie thut, als wüsche sie sich die Hände; ich habe wohl gesehen, daß sie es eine Viertelstunde hinter einander that. Akt 5, S. 1.

Davon hat die Kammerfrau vorher nichts gesagt.

Nun zu den Symptomen des Schlafwandelns selbst. Die Krankheit ist ein Krampfzustand[1]), welcher insbesondere die Muskelkräfte steigert. Die Kranke sieht gleichsam mit den vorgestreckten Fingerspitzen — wenigstens ist das die Regel —, während das offenstehende Auge, ohne Sehkraft, unbeweglich in das Leere starrt. Die Bewegungen sind wild und von weit größerer Energie als im Wachen, keineswegs langsam, schleppend und gedehnt, wie etwa bei Schlaftrunkenen. Es dürfte am richtigsten und auch für die Zuhörer am wirksamsten sein, wenn Lady Macbeth in raschem Lauf die Bühne betritt, nicht schleichend oder gar schwankend, wie es von einer berühmten Künstlerin (der Krelinger) dargestellt wurde. In der rechten Hand, als ob sie sich leuchtete, trägt sie ein Licht, besser wohl als einen Armleuchter. Das Licht muß gerade getragen werden, nicht schräg. Bekanntlich geht der Schlafwandler sicher auf einem Dachfirst, er wird also auch einen Leuchter gerade halten. Der linke Arm wird, gleichsam fühlend, mit ausgespreizten Fingern, vorgestreckt sein.

Die Sprache des im Traume Redenden unterscheidet sich wesentlich von der Sprache des Wachenden. Sie pflegt ein gleichmäßiges Plappern, ohne Hervorhebung der einzelnen Worte und Silben, zu sein; was nicht ausschließt, in den ganzen gesprochenen Satz die tiefsten Töne der Empfindung, der Ermahnung, des Abscheues, der Todesangst, des nagenden Schmerzes zu legen. Die Konsonanten müssen etwas schärfer gesprochen werden als gewöhnlich, ebenso wie Fieberkranke sprechen.

---

[1]) „Der Somnambulismus" von Fischer. Basel bei Schweighauser. Die genaue Beschreibung mit Beispielen in Band 1.

Schlafwandler machen in ihren Handlungen Pausen, in denen sie gleichsam sich besinnen und ruhen, in denen die Natur Kräfte zu dem neuen Anfall sammelt. Solche Pausen müssen sehr, sehr lang sein. So wird z. B. die Künstlerin, nachdem sie an ihren Waschtisch geeilt ist, einige Augenblicke erstarrt stehen bleiben; der Mund ist geöffnet; die Brust atmet aufs heftigste, sichtbar, gleichsam hörbar.

Die Scenerie betreffend, so muß selbstverständlich Waschtisch, Becken und Kanne dargestellt sein. Lady Macbeth kann als Schlafwandlerin die Erinnerung des Händewaschens nur in ihrem Ankleidezimmer vor dem Waschtische wiederholen.

Die Künstlerin wird mit der linken Hand versuchen, einen vermeintlichen Flecken auf der rechten schnell, gleichsam krampfhaft abzuwischen. Es darf dieses Streben kein gewöhnliches Händewaschen sein. Bisweilen bringt sie die Hand gegen das Gesicht und riecht daran und reibt dann wieder. Der vermeintliche Blutgeruch der Hand ist als eine spätere Erinnerung oder vielmehr Einbildung zu betrachten, denn frisches Blut riecht nicht. Die Einbildung des Blutgeruchs mag die nervös gereizte Frau nach der That verfolgt haben, sie noch jetzt verfolgen.

Von dem Blutgeruch springt die Erinnerung auf die That selbst zurück. Sie hört die Glocke:

Eins! — Zwei! — ja wohl, dann ist es Zeit zur That!

Diese Gedankensprünge müssen, wie gesagt, durch lange Pausen getrennt sein, in denen die Brust heftig arbeitet.

Wieder springt die Erinnerung und wieder, von

dem vielen Blute, das der alte Mann
an sich hatte, —

zu dem schmerzlichen Entbehren des Gemahls, — wie psychologisch!

„Der Than von Glamis[1]) hatt' ein Weib,
wo ist sie nun?"

Und wieder auf die blutigen Hände; sie sind es ja, welche die Liebe verscheuchen, den Gatten von ihrem Lager treiben. —

Und wieder zu dem Gemahl, und wieder auf die blutigen Hände:

Alle Wohlgerüche Arabiens versüßen
diese kleine Hand nicht mehr!

Wie oft mag der Gatte die süße kleine Hand geliebkost haben!

Oh! — Oh! — Oh!

---

[1]) Than von Fife beruht offenbar auf einem Irrtume und würde durch gar nichts motiviert sein. Lady Macbeth erinnert sich ihres glücklichen Zusammenlebens mit ihrem jugendlichen Gatten, als dieser noch Than von Glamis war. Zahlreiche Beispiele im Pitaval (u. a. die Müllerin von Frikendorf, Band 11) bekunden die sehr nahe Verwandtschaft von Mordlust und Wollust. Sollte diese einem Shakespeare wohl entgangen sein?

Lady Macbeth war völlig schuldlos an der Ermordung von Macduff's Weibe. Auch müßten, wäre Than von Fife richtig, die ebenfalls ermordeten Kinder erwähnt sein, welche einer Frau, einer solchen zumal, die selbst kinderlos ist und die ihr eigenes Kind verloren hat, doch weit näher liegen müßten als eine ihr völlig Fremde. Auch die Frage „wo ist sie nun?" wäre völlig sinnlos. Wie tief dagegen die Frage „wo ist Macbeth's Gattin, da ich es nicht mehr bin?" — Es ist ihr eigenes Elend, welches Lady Macbeth beklagt, nicht fremdes —."

Nochmals springt der Gedanke auf die That, auf das Entsetzen, als ans Thor gepocht wird, bis sie ihren Gemahl, wie damals, bei der Hand zu fassen glaubt, um ihn fortzuziehen.

Mit dem „zu Bett, zu Bett"
endet die Scene. — Das „Zu Bett!" dürfte in immer längeren Pausen, nach und nach schwächer werdend, in infinitum zu wiederholen sein, indem das Traumleben jetzt in den natürlichen Schlaf übergeht[1]).

Der Charakter der Lady schließt mit dem Bericht des Arztes und dessen Aufnahme bei Macbeth. — Die Liebe des Gatten ist tot, ertrunken in dem vergossenen Blut. — Erst läßt Macbeth den Arzt lange stehen, ohne nur ein Wort der Teilnahme für die Todkranke, die einst Geliebte an ihn zu richten. Darauf die eisigkalte Erkundigung:

Was macht die Kranke, Doktor?[2]) Akt 5, Sc. 3.

und dann auf den Bericht des Arztes die höhnende Antwort:

. . . . Kurier' sie doch!
Kannst nicht bedienen ein verstört' Gemüt,
Die volle Brust des argen Stoffs entladen,
Des herzbeschwerenden?

— — — — — — — — — — — — — —

Wirf deine Tränke vor die Hunde!

— — — — — — — — — — — — — —

Weißt du Rhabarber, Senna, oder sonst
Purganzen, diese Engelländschen
Abzuführen? — ibid.

Macbeth würde der Krankheit eines Lieblingshundes mehr Teilnahme geschenkt haben! —

Kaum scheint die Nachricht vom Tode der Lady einen Funken der alten Liebe zu erwecken, allerdings mit der bitteren Bemerkung:

Sie konnte später sterben. Akt 5, Sc 5.

Sie würde dann all' das Unheil noch erlebt haben, welches aus den Unthaten erwuchs, die sie angeraten und selbst begangen hatte. —

Man mag aus den vorstehenden Erörterungen entnehmen, welche großartige Aufgabe eine richtige Darstellung der Lady Macbeth der darstellenden Künstlerin bietet.

* * *

Zur Darstellung der Hexen[3]).

Um in der ersten Scene die Hexen schnell verschwinden zu lassen, dürfte vielleicht folgende Einrichtung brauchbar sein.

---

[1]) Schiller läßt die Lady in Versen sprechen, was jede richtige Darstellung der Scene unmöglich macht.

[2]) Die Auffassung Schiller's:

Wie geht es unsrer lieben Kranken, Doktor?

ist vollständig falsch. Jede Spur von Teilnahme ist bei Macbeth erloschen.

[3]) Die Hexen sind die der Hexenprozesse. Zu Shakespeare's Zeit und noch 100 Jahre später beherrschte der Hexenglaube Gebildete wie Ungebildete.

Die drei Hexen stehen auf der linken Seite der Bühne. Die zweite Hexe legt die linke Hand auf die rechte Schulter der ersten, ebenso die dritte gegen die zweite. Indem sie so ihre höllische Verbindung darstellen, bilden sie, dem Zuschauer gegenüber, eine sehr schmale Reihe, was wegen der folgenden Vorrichtung nötig ist.

Die Hexen stehen vor einem Schirme, welcher niedriges Gestrüpp darstellt, ihre Höhe jedoch etwas überragt. Nahe vor diesem Schirm, so daß nur die Hexen dazwischen Platz finden, kann nach Bedürfnis ein Vorhang vorgezogen werden, welcher demjenigen, vor welchem die Hexen stehen, möglichst gleicht.

Dieser Vorhang ist auf eine Jalousie gemalt, deren einzelne schmale Platten an zwei Reihen Schnüren hängen und durch diese verbunden sind. Die unterste Platte ist auf der vorderen Seite am Boden befestigt.

Werden die Schnüre von oben her angezogen, so heben sich die Platten, eine nach der andern, wobei sie ihre horizontale Lage beibehalten. Sobald jedoch die vorletzte Platte gehoben ist, und die Schnüre sich mit der letzten spannen, klappen sämtliche Platten um und stellen wieder das Bild des hinter den Hexen befindlichen Gestrüpps dar.

Da das Aufziehen der Platten sehr schnell erfolgt und die Platten überdies beim Aufziehen dem Zuschauer nur die schmale Seite darbieten, so wird das Aufsteigen der Platten nicht wahrnehmbar sein. Das Umklappen der letzteren erfolgt momentan, verdeckt also die Hexen in einem Augenblick. Der Unterschied zwischen dem vorderen und dem hinteren Bilde des Gestrüpps wird nur bei einiger Aufmerksamkeit bemerkt werden, wenn die Malerei geschickt ausgeführt worden ist.



Das gute Einvernehmen zwischen Deutschland und England.

Von

Spencer Walpole.

Mehr als 100 Jahre sind vergangen, seitdem der Ausbruch der französischen Revolution zu einem der längsten und grausamsten Kriege geführt hat, durch den die Länder Europas verheert worden sind. Das Ende des gegenwärtigen Jahrhunderts findet eine wesentlich ruhigere und glücklichere Lage vor als das des vorigen: alle großen Staaten der Erde erfreuen sich des Friedens, und eine Störung desselben wird durch die ununterbrochene Steigerung des Handels und des Verkehrs, sowie das Fortschreiten der Wissenschaft immer unwahrscheinlicher gemacht. Aber doch wagt kein Staat, auf die Dauer der Ruhe zu rechnen, denn immer wieder drängten sich neue wichtige Fragen ihrer Lösung entgegen und drohten die herrschende Ruhe zu stören und den Ausbruch neuer Feindseligkeiten herbeizuführen. Vor allem führt der Wetteifer auf dem Gebiete des Handels und der Kolonisation häufig genug zu Uneinigkeiten. Die Staatsmänner aller

europäischen Länder müssen täglich mit dem Entstehen neuer Gefahren für den Frieden rechnen und werden dadurch zu immer neuen Verstärkungen und Verbesserungen ihrer Kriegsmacht getrieben. Der Weiseste von ihnen kann mit dem Psalmisten sagen: „ich arbeite für den Frieden." Aber er muß mit den Worten desselben Sängers hinzufügen: „Wenn ich zu ihnen davon spreche, so bereiten sie sich vor zum Kampfe."

Sollte es aber unglücklicherweise zu einem Kriege kommen, so würde dieser durch andre Gründe hervorgerufen und auf andre Weise geführt werden, als es unter unsern Vorfahren der Fall zu sein pflegte. Die Ereignisse der letzten 60 Jahre haben das Aussehen Europas vollständig verändert und ebenso vollständig auch die Grundsätze der äußeren Politik umgekehrt. Die Interessen der Herrscherhäuser haben denen der Völker Raum gegeben, und wenn einmal Kriege geführt werden, so werden sie nicht mehr für die Könige, sondern für die Unterthanen geführt. Hierzu drängt die Richtung, die die gesamte moderne Politik angenommen hat: Belgien hat sich von den Niederlanden getrennt, Österreich sich aus Italien zurückgezogen, Griechenland ist von der Oberherrschaft der Hohen Pforte befreit, und überhaupt ist das ottomanische Reich in Europa auf einen schmalen Streifen beschränkt worden; dazu kommt die Einigung Italiens im Süden und die Bildung des Deutschen Reiches im Norden, alles Ereignisse, die nicht nur das Aussehen der Landkarte verändert, sondern auch den politischen Schwerpunkt verschoben haben.

Die Bedeutung dieser wichtigen Umwälzungen hat bei den europäischen Staatsmännern erst ziemlich spät die rechte Würdigung gefunden. Erst allmählich haben sie erkannt, daß die Anerkennung des Rechts der Nationalitäten eine wichtige Kriegsursache beseitigt hat und daß in dem Deutschen Reich und in dem Königreich Italien zwei konservative Mächte geschaffen sind, welche über der Aufrechterhaltung des Friedens sorgsam wachen. Für uns Engländer liegt eine besondere Genugthuung darin, daß diese großen Ereignisse von der wärmsten Teilnahme des britischen Volkes getragen und moralisch unterstützt sind. Die britischen Staatsmänner sind immer die ersten gewesen, die das Recht der Nationalitäten anerkannt haben, sie haben die allmähliche Vereinigung Italiens mit aufrichtiger Freude verfolgt und ebenso die schnellen Schritte, mit denen das Deutsche Reich seine heutige mächtige Stellung erreichte. Noch heute glauben sie, daß die wahren Interessen der gebildeten Welt durch diese Umwandlungen gefördert und daß das höchste aller irdischen Güter, der europäische Friede, dadurch gefestigt ist.

Und mit Recht kann man die Sicherung des Friedens als eine Folge der großen Veränderungen betrachten, welche im Laufe der letzten beiden Menschenalter auf der Karte Europas vorgenommen sind. Den bedeutendsten günstigen Einfluß auf die Sicherung des europäischen Friedens hat aber zweifellos die Bildung des Deutschen Reiches gehabt.

Jeder Umstand drängt zu einer engen Verbindung zwischen dem deutschen und dem britischen Volke. Die Mehrheit der englischen Bevölkerung leitet ihren

Ursprung von denselben germanischen Vorfahren her wie die Deutschen; auf den Thronen beider Reiche sitzen Herrscher, welche durch das Band engster Verwandtschaft an einander geknüpft sind; und mit wenigen unbedeutenden und vorübergehenden Ausnahmen haben niemals deutsche und englische Truppen gegen einander im Felde gestanden, dagegen haben in vielen der wichtigsten Schlachten deutsche und englische Soldaten Schulter an Schulter gegen den gemeinsamen Feind gekämpft. So thun Überlieferung und Geschichte das ihre, um die engen Beziehungen beider Völker zu einander aufrecht zu erhalten, während die Gemeinsamkeit der Interessen dazu führt, dieses Bündnis immer enger zu gestalten. Beide Völker vermehren sich äußerst schnell, beide senden jährlich Zehntausende von Auswanderern in die neue Welt, die schon so von Kolonisten germanischer Abstammung überschwemmt ist. Und das Zusammenhalten der Auswanderer beider Völker wird hier durch die Ähnlichkeit des Glaubens und durch die Verwandtschaft der Sprachen in hohem Grade gefördert, während in der alten Welt die Litteratur und die wissenschaftliche Forschung eines jeden der beiden Völker den Werken der Dichter, Gelehrten und Philosophen des andern unendliche Förderung zu danken hat.

Freilich ist es in den letzten 40 bis 50 Jahren mehrfach vorgekommen, daß England mit dem Vorgehen der leitenden deutschen Staatsmänner nicht einverstanden war. England hat die Einnahme Krakaus mit Bedauern angesehen, und es glaubte auch in den Verhandlungen, welche dem Krimkriege vorhergingen, eine thatkräftigere Unterstützung seiner Interessen durch das Berliner Kabinett beanspruchen zu dürfen, als es nachher gefunden hat. England hatte wenig Verständnis für die verwickelten staatsrechtlichen Verhältnisse, welche mit dem schleswig-holsteinschen Kriege von 1864 zusammenhängen, und es hatte die größte Teilnahme für den regierenden König von Dänemark, welcher, was nicht zu vergessen ist, gerade damals seine Tochter mit dem englischen Thronerben vermählt hatte. Auch 1866 konnte es die schnelle Überwältigung Österreich-Ungarns nicht mit ungemischter Freude ansehen; und wenn es auch die Verantwortung für den Krieg von 1870 lediglich dem französischen Kaiser und seinen Staatsmännern zur Last legte, so bedauerte es doch die Niederlage einer Macht, welche seit etwa 60 Jahren mit England verbündet gewesen war, deren Truppen in dem einzigen europäischen Kriege jener Zeit, an dem England beteiligt gewesen, dem Krimkriege, an Englands Seite gefochten, und deren Angehörige damals mit England einen sehr regen und lebhaften Handelsverkehr unterhielten.

Es wäre unrecht, zu leugnen, daß diese Umstände auch zwischen den Bevölkerungen beider Länder vielfache Meinungsverschiedenheiten hervorgerufen haben. Vielleicht hatten die Engländer zu wenig Verständnis für die Gründe, von denen die Staatsmänner Preußens und der übrigen deutschen Staaten sich leiten ließen, und für die Schwierigkeiten, die sie zu überwinden hatten. Dagegen fehlte den Deutschen das Verständnis für das Mitleid der Engländer mit dem Unglück der Völker, mit denen sie bis dahin in sehr enger Verbindung gestanden hatten. Aber alle diese Meinungsverschiedenheiten sind mit dem Laufe

der Zeit und durch das Hinzutreten neuer Ereignisse wieder beseitigt. Die Briten verstehen jetzt, daß das Glück und die Stärke des Deutschen Reiches die besten Bürgschaften für die Erhaltung des Friedens mit sich bringt, und wenn dieser einmal ernstlich bedroht werden sollte, so wird die Gemeinschaftlichkeit der Interessen Deutschland und Großbritannien zu einem engeren Bündnis vereinigen — einem Bündnisse, von dem wir aufrichtig hoffen, daß ihm die Abwendung eines jeden drohenden Krieges gelingen wird.

Ein solcher Bund, der durch die Interessengemeinschaft geschlossen wird, wird durch andere Umstände bis zur Unauflöslichkeit gefestigt. Denn wenn man auch nicht leichten Herzens über die Möglichkeit eines Krieges reden oder schreiben soll, so wäre es doch müßig zu leugnen, daß Deutschland und England mit gleicher Besorgnis die Politik zweier großer europäischer Nationen ins Auge fassen: Rußlands und Frankreichs. Der steigende Einfluß des russischen Reiches auf den Gang der europäischen Politik ist eine der merkwürdigsten Geschehnisse des 19. Jahrhunderts. Zunächst übt dieses Reich einen langsamen, aber immer steigenden Druck auf die südlichen Nachbarstaaten, welche ihm den Zugang zum Meere versperren: für England bedeutet dies eine Gefährdung seiner Herrschaft in Indien, und das Deutsche Reich würde seine hohe Stellung als leitende Macht der deutschen Nation aufs Spiel setzen, wenn es duldete, daß Rußland die Donauschiffahrt ernstlich gefährdete. Unter dem Druck, den Rußland in Innerasien ausübt, leidet zunächst England allein, aber Deutschland empfindet einen ähnlichen Druck auf seine Machtstellung noch empfindlicher. Ohne die Bedeutung dieser Umstände überschätzen zu wollen, und ohne daß wir uns gedrängt fühlen, den natürlichen und berechtigten Machtbestrebungen eines großen Volkes hindernd in den Weg zu treten, können wir doch nicht bestreiten, daß die weitere Ausdehnung Rußlands eine gemeinsame Gefahr für Deutschland und England in sich schließt, und alle verständigen Menschen beider Länder müssen wünschen, daß dieser gemeinsamen Gefahr durch gemeinsame Maßregeln begegnet werde.

Indessen könnten die germanischen Völker die Fortschritte Rußlands vielleicht mit großer Ruhe ansehen, wenn es nur allein stände. Anders ist es aber, wenn wir an das Zusammenwirken Rußlands mit Frankreich denken. Beide Völker sind ehrgeizig und herrschsüchtig und können ihre Ziele am besten durch gemeinsames Vorgehen erreichen. Die Gerüchte von einem näheren Einverständnis zwischen beiden Staaten, die von Zeit zu Zeit die europäische Diplomatie beunruhigen, haben sich seit wenigen Monaten erfüllt.

Frankreich hat den Deutschen gegenüber eine alte, schwer empfundene Niederlage zu rächen, in seinem Verhältnis zu England glaubt es sich vor dessen heutiger Politik wahren zu müssen. Die Mißstimmung gegen beide Staaten kann sich vielleicht von Tag zu Tag zuspitzen, und deshalb können das Deutsche Reich und das Vereinigte Königreich den Frieden am besten bewahren, wenn sie Frankreich und Rußland gegenüber eine gemeinsame Politik befolgen.

Die Mißstimmung zwischen Deutschland und Frankreich wird hoffentlich mit dem Laufe der Zeit sehr verringert werden. Seit dem blutigen Kriege von 1870/71

ist noch kein Menschenalter vergangen, und die Wunden, die der Krieg geschlagen hat, können nicht leicht vergessen werden, so lange die noch am Leben sind, welche sie an ihrem Körper gefühlt haben. Aber das Beispiel Englands zeigt, daß auch die schwersten Kriegswunden mit der Zeit heilen können, und wie sich vierzig Jahre nach der Schlacht von Waterloo die englischen Truppen mit den französischen zum Kampfe gegen einen gemeinsamen Feind vereinigen konnten, so können auch Frankreich und das Deutsche Reich vielleicht ein aufrichtiges Bündnis mit einander schließen, wenn erst vierzig Jahre nach der Schlacht von Sedan verflossen sind, und vielleicht werden diese beiden mächtigsten Staaten des europäischen Festlandes dereinst ihren Einfluß vereinigen, um den Frieden und den Fortschritt auf der ganzen Welt zu sichern.

Ebenso wird vielleicht mit der Zeit das Mißtrauen schwinden, das man in Frankreich jetzt Englands ägyptischer Politik gegenüber empfindet. Es ist nicht gerade zu verwundern, daß die Besetzung Ägyptens durch Großbritannien die Empfindlichkeit der Franzosen verletzt hat. Aber mit der Zeit werden die verständigen Franzosen beginnen einzusehen, daß England zu seiner Stellung in Ägypten durch Umstände gedrängt ist, die es nicht beeinflussen konnte, und daß es diese Stellung nicht ohne weiteres wieder aufgeben kann. Die Aufgabe, die England sich am Nil gestellt hat, hat es im Interesse und mit Zustimmung von ganz Europa übernommen; es ist schon sehr viel gethan, um die Mißbräuche einer schlechten Regierung einzuschränken, die wirtschaftliche Lage des Landes und des Volkes zu heben und den Staatshaushalt Ägyptens auf eine gesunde Grundlage zu stellen. Es ist sicher, daß ein Staat eine solche Aufgabe nicht leichten Herzens übernehmen darf, hat er sie aber übernommen, so darf er unter keinen Umständen voreilig davon abstehen. Denn hierin ist es mit den Völkern wie mit den einzelnen Menschen: wer nicht seinen Charakter und seine Selbstachtung aufs Spiel setzen will, darf ein Werk, das er angefangen hat, nicht im Stiche lassen, bis er mit seiner Arbeit fertig ist.

Es wird aber sicher noch lange Zeit brauchen, ehe Frankreich sich mit Englands ägyptischer Politik aussöhnt, ebenso wie es noch der Zeit bedarf, damit es die Wunden, welche Deutschland ihm geschlagen hat, vergißt; aber bis dahin läßt sich der Friede am besten durch eine Verbindung zweier Völker sichern, durch die ein Krieg schwieriger und gefährlicher gemacht wird. Eine solche Verbindung geschieht am besten durch einen engen Anschluß des Deutschen Reiches und Englands an einander. Allein für sich ist jeder der beiden Staaten dem Angriff durch dritte ausgesetzt, vereinigt können sie fast der ganzen Welt trotzen. Und dabei können beide Staaten das erhebende Bewußtsein haben, daß jeder Tag, der ohne Kriegserklärung verläuft, für die Kultur der Menschheit gewonnen ist, und daß mit jedem Jahre, das friedlich bleibt, die Wahrscheinlichkeit eines Krieges um ein Bedeutendes verringert wird. Denn wir können den vorhin angeführten Bibelspruch dahin ergänzen, daß Männer aller Nationen und aller Sprachen dazu beitragen, ihn zu verwirklichen: je mehr Erfindungen

gemacht werden, durch die die Wirkungen des Krieges schrecklicher werden, desto mehr Anlaß ergiebt sich, den Frieden zu halten.

Der Fortschritt der Menschheit verlangt das Wachsen von Handel und Verkehr, und diese können nur im Frieden gedeihen, und so sehr auch die Gemeinsamkeit der Abstammung, die Verwandtschaft der Herrscherfamilien und die Gemeinschaftlichkeit der Interessen die deutsche und die englische Nation an einander ketten und ketten müssen, der engste Zusammenhalt zwischen beiden Staaten liegt doch in ihrer gemeinsamen Sorge für die Erhaltung des Weltfriedens.



Die innere Lage und die Kirche.

Ein politischer Briefwechsel

mitgeteilt von

Freiherr Levin von Wintzingeroda-Knorr.

Geheimer Regierungs-Rat.

B., 2. Oktober 1892.

Alter Freund!

Vielen Dank für Deine Zusendung, die ich mit Interesse gelesen habe. Jede thatsächliche Feststellung ist an sich sehr wertvoll, und würde ich in diese Beziehung nur vollen Respekt vor der Fülle von Arbeit empfinden, wenn nicht die Flagge, unter welcher Deine Ausführungen erscheinen, mich zu einigen kritischen Bemerkungen herausforderte. Deine Schrift ist eine Veröffentlichung des Vereins für Reformationsgeschichte, der in seinen Satzungen die Förderung „des evangelischen Bewußtseins" sich als Ziel gesetzt hat. Bei dem täglich wachsenden Einfluß, den Rom auf unsre öffentlichen Verhältnisse zu gewinnen scheint, wird man versucht, die Ziele des Vereins nur für berechtigt zu halten — und doch, einen Kulturfortschritt vermöchte ich nicht in dem verstärkten Rufe: „Hie Luther! Hie Rom!" zu erkennen. Die Berechtigung dieser Auffassung jedoch zunächst dahingestellt, welche Aussichten haben die auf Stärkung des evangelischen Bewußtseins gerichteten Bestrebungen? Deine Arbeit selbst bringt m. E. an mehr als einer Stelle den Nachweis, daß bei den im Namen der Religion geführten Kämpfen jener Tage es sich meist um ganz andre Dinge gehandelt hat als eben um die Religion. Ist es heute anders? Liegt die Gefahr nicht nahe, im günstigsten Falle nur einen Fanatismus der Massen heranzuzüchten, den „andere" Leute zu ganz „anderen" Zwecken benutzen würden? Wo ist heute der Boden, auf dem jenes Bewußtsein erwachsen kann? Die „eigentlichen" Konservativen evangel. Konfession, welche so gern als die berufenen Vertreter der sogenannten Kirche auftreten, werden immer mehr zu einer Gefolgschaft des Centrums. (Die Hallesche Zeitung — dieses Musterblatt modern conservativen Treibens — gruppierte neulich bei einer Zusammenstellung der Parteiverhältnisse

als selbstverständlich auf der einen Seite: „Centrum — Polen, — Elsässer — Welfen — Konservative — und Antisemiten, auf der andern Seite: Freikonservative u. s. w. bis zu den Sozialdemokraten). Die Herren des Adelsblattes will ich gar nicht besonders ernst nehmen, welche ohne Widerspruch bei den Genossen (darunter viele Mitglieder der Armee) oder bei den Konservativen zu finden, schon so weit sind, ziemlich unverblümt mit dem Übertritt zu der freien, mächtigen, römischen Kirche zu drohen, wenn nicht bald ihre Wünsche erfüllt werden. Klassisch ist in dieser Beziehung der Fall des Herrn von Helldorff-Bedra. An einer Hand, glaube ich, kann er diejenigen Konservativen herzählen, welche offen auf seine Seite zu treten wagten. Und nun weiter nach links zu den eigentlichen Gewalthaufen der „staatserhaltenden" Parteien, — von den Freikonservativen bis zum großen Eugen, beziehentlich bis zu Sonnemann. — Der Erstere ist doch jedenfalls, nachdem er sich durch seine Zukunftsbilder unvergänglichen Ruhm erworben hat, zu den Stützen des Staates zu rechnen — wie steht es da mit den religiösen Interessen? Man würde sich den Teufel um die Religion kümmern, wenn man nicht glaubte, in der Kirche eine Schutzwehr gegen die böse Sozialdemokratie zu finden. Bei den Freikonservativen und wohl bei dem größten Teile der Nationalliberalen liegt ja auch außerdem, trotz aller kulturkämpferischen Gelüste, der Knüppel beim Hunde. Wo wäre die so „segensreiche" schutzzöllnerische u. s. w. Aera des letzten Jahrzehnts ohne das Centrum? Du lieber Himmel! Verdienen ist Trumpf — wer will den Herren einen Vorwurf daraus machen? Endlich die Massen, für welche die Religion eben noch gut genug ist? Diese sehen, soweit sie nicht bereits in bewußtem Gegensatze zur Kirche stehen, in dieser nichts weiter als eine der vielen polizeilichen Einrichtungen. Die Geistlichen brauche ich kaum zu erwähnen. Ihr Urteil ist gesprochen durch das Verhalten der Massen. Woher nun ein Publikum für ein evangelisches Bewußtsein? Daß es unter allen Parteien und Ständen Einzelne giebt, welche die religiösen Fragen nicht vom Standpunkte der Zweckmäßigkeit betrachten — wer wollte das bestreiten? Wäre aber die Zahl dieser sicher vortrefflichen Leute noch größer, als sie wirklich ist, sie können Totes nicht wieder lebendig machen, und der Versuch ist vergeblich, neuen Wein in die alten Schläuche zu füllen.

Wir haben heute andere Aufgaben, als religiöse Streitfragen auszugraben. Immer größer wird die Kluft, welche die Minderzahl der Herrschenden von der Masse der Bevölkerung trennt — nicht aus Bosheit der Menschen, sondern weil die Maschine unrettbar alle kleineren und mittleren Betriebe verschlingt. Niedergang der Geschäfte und Arbeitslosigkeit dringen in immer weitere Kreise. Die Gemeinwesen, große und kleine, stehen vor dem Bankerot und können nur durch immer neuen Pump sich über dem Wasser erhalten. Dazu geht der Würgeengel im Lande um, und besorgt fragt heute mancher: was wird uns das nächste Frühjahr nach einem vielleicht harten Winter bringen? Das Staatsschiff schwankt bedenklich und, damit der Humor nicht fehlt in ernster Zeit: der Heros, vor dem groß und klein länger als ein Dezennium auf dem Bauche gelegen, zieht als Volksredner im Lande herum! Und in solchen Zeiten will man noch

religiöse Streitfragen unter die Menge werfen? Wenn ein Schiff im Sturm dahin fährt rechts und links und vor sich die Klippen, ist es gewiß gut, wenn jeder Einzelne der Mannschaft mit seinem Gotte einig ist; Heil auch dem Manne, der den vielleicht vom Falle des Mastes Zerschmetterten mit dem Hinweis nach Oben zu trösten vermag! Treten in solcher Not aber zwei, oder drei, oder noch mehr in gegenseitigen heftigen Streit unter die mit der Gewalt des Sturmes Ringenden und vermessen sich noch der Mannschaft zu predigen über den einzigen rechten Weg, der zum Himmel führt, da schiebt man sicher diese Leute an die Pumpen und ruft ihnen zu: „Hier verwendet Eure Kräfte! Seht Ihr nicht, daß die Wasser steigen, die uns alle verschlingen wollen?“ So! Alter Freund! Da habe ich einmal meinem Herzen Luft gemacht. Nichts für ungut! Du siehst, daß ich Dein Werk nicht blos achtungsvoll in den Bücherschrank gestellt habe. —

* * *

W., 28. Februar 1893.

Lieber alter Freund!

Die dankenswerte Kritik, die Du an meinem Machwerke übst, richtet sich, wie Du selbst sagst, weniger gegen dessen Inhalt „als gegen die Flagge, unter der es segelt.“ Diese Flagge habe ich aber mit voller Absicht gewählt, denn auch ich möchte, ebenso wie der Verein für Reformationsgeschichte, zu einem bescheidenen Teile „zur Förderung des evangelischen Bewußtseins“ beitragen. Du meinst, dieses Ziel, welches der Verein sich gesteckt habe, sei ein unerreichbares und dessen Verfolgung ein fruchtloses Beginnen. Bei den im Namen der Religion geführten Kämpfen habe es sich — so führst Du aus — in jenen Tagen, „wie aus mehr als einer Stelle meines Schriftchens sich ergebe“, um ganz andre Dinge, als um Religion gehandelt, und heute sei das nicht anders. Indem Du die verschiedenen politischen Parteien und deren nicht immer anmutiges Treiben mit dem hierzu unbedingt notwendigen Humor durchgehst und kritisierst, gelangst Du zu dem Schlusse, es sei kein Boden vorhanden, auf dem jenes Bewußtsein wachsen und gedeihen könne; es existiere kein Publikum, das für ein evangelisches Bewußtsein Verständnis habe. Der „sicher vortrefflichen“ Leute, die religiöse Fragen nicht vom Standpunkte der Zweckmäßigkeit betrachten, so fährst Du fort, seien nur wenige, und wenn deren auch mehr wären, so würden sie Totes nicht wieder lebendig machen können. Wohl aber liege, so meinst Du, die Gefahr nahe, daß in Verfolgung jenes Zieles ein Fanatismus der Massen herangezogen werde, den „andere“ Leute zu ganz „anderen Zwecken“ benutzen würden. — Trotzdem sprichst Du am Schlusse Deiner Zeilen bei Ausmalung der Gefahren und der Stürme, denen unser staatliches Leben entgegengeht, die Ansicht aus: „daß es, wenn ein Schiff im Sturme dahinfährt, rechts, links und vor sich die Klippen, gewiß gut sei, wenn jeder einzelne der Mannschaft mit seinem Gotte einig ist.“ Und „Heil“! rufst Du dem Manne zu, der den Sterbenden mit dem Hinweis nach Oben zu trösten vermag. Jene Ansicht teile ich und in diesen Ruf stimme ich von Herzen ein. Weil ich das aber thue, so vermag ich

Deinen Eingangs gedachten Ausführungen nicht zu folgen. Wenn Du der Ueberzeugung bist, es sei gut, daß Jeder zur Zeit der Gefahr mit seinem Gotte einig sei, so ist meine Anschauung, daß jedermann dahin streben müsse, zu jeder Zeit mit seinem Gotte einig zu sein, lediglich eine logische Konsequenz Deines Gedankens; denn Du wirst mir zugeben müssen, daß die Gefahr, die eine solche Einigkeit Dir gut erscheinen läßt, jeden Augenblick eintreten, daß in jedem Augenblicke — um Dein Bild festzuhalten — aus heiterem Himmel der Blitzschlag niederfahren kann, der Mast und Schiff zerschmettert und mit der Mannschaft in die Tiefe begräbt. Sehnen sich aber die Menschen — und ich meine in ihrer großen Mehrzahl — wenn auch nur im Augenblicke der Gefahr, nach einer Einigkeit, nach einer Versöhnung mit Gott, so ist die religiöse Frage nicht etwas Totes, sondern sie lebt in jedem Menschen. Deshalb kann der Versuch, den in den Menschen — ich meine in jedem Menschen — lebendigen, aber bei vielen schlummernden Wunsch nach Versöhnung mit Gott zu wecken, kein fruchtloses Bemühen, kein Streben sein, Totes lebendig zu machen. Die Einigkeit mit Gott werden wir, die wir uns Christen nennen, erreichen, wenn wir uns bemühen, Christen zu sein. Ich halte diejenigen für Christen, welche an die frohe Botschaft, an das Evangelium glauben, daß Christus, der Sohn Gottes, in die Welt gekommen, für uns gestorben und auferstanden ist, die Menschen selig zu machen, und bei denen dieser Glaube so stark und innig ist, daß er sie zu dem Streben führt, die beiden vornehmsten Gebote unseres Erlösers: „Liebe Gott Deinen Herrn über alles in der Welt und Deinen Nächsten als Dich selbst", zu beobachten. Haben wir einen solchen Glauben und bewirkt derselbe, daß wir die in einem Jeden von uns wohnende Herrschsucht, Selbstsucht und Eitelkeit mit Erfolg bekämpfen, unser eigenes Behagen gegen das Wohl anderer zurücktreten lassen, uns selbst für unseren Nächsten aufopfern können, so werden wir — so weit uns Menschen das hier auf Erden überhaupt möglich — jene Einigkeit empfinden, die uns sonst nirgends geboten wird. — Ich sehe Dich, alter Freund, beim Lesen dieser Zeilen lächeln und höre Dich sagen: Was ist das für ein närrischer Kerl, der mir eine Vorlesung über Christentum hält und „evangelisches Bewußtsein" d. h. ein Bewußtsein wecken will, das nur Anhänger der evangelischen Kirche haben können! Merkt er denn nicht, daß er der von ihm geforderten Nächstenliebe zuwider handelt, daß er die Kluft zwischen Evangelischen und Katholiken erweitert, daß er Streit statt Frieden sät? — Ja da liegt eben der Punkt, in dem wir wohl verschiedener Ansicht sein werden. M. E. muß jeder Christ von der unumstößlichen Richtigkeit seines auf dem Evangelium beruhenden Glaubens überzeugt sein, sonst ist es eben kein Glaube. Ist aber ein solcher Glaube vorhanden, so ist dessen natürliche Folge ein evangelisches Bewußtsein. Jener Glaube kann aber, obwohl er aus derselben Quelle — aus dem Evangelium — geschöpft ist, doch nicht bei jedem Menschen derselbe sein, denn die Menschen sind keine Schablonen, sondern selbst denkende, von einander sehr verschiedene Wesen. Eine natürliche Folge dieser individuellen Eigenschaften der Menschen sind die verschiedenen christlichen Religionsgesell-

schaften, deren Berechtigung ich für mein Teil wenigstens in vollem Maße anerkenne. Manche dieser Religionsgesellschaften machen es freilich ihren Mitgliedern nicht leicht, evangelischen Glauben, evangelisches Bewußtsein zu erringen, da sie nicht das Evangelium allein, sondern gar viele Dogmen als die Grundlage ihrer Lehren betrachten, die nicht aus dem Evangelium geschöpft sind. Ich meine aber, daß es für jeden Christen, welcher Religionsgesellschaft er auch angehören mag, möglich ist, jenen Glauben und jenes Bewußtsein zu erlangen, wenn er nur den Ersteren hauptsächlich auf das Evangelium stützt. Am schwierigsten mag das den Angehörigen der römischen Kirche werden, da diese sich am meisten mit menschlichem Ballaste beladen. Aber auch für die Angehörigen dieser Kirche war das so lange recht wohl möglich, als deren Mehrzahl die Bibel, wenn auch nicht als die einzige, so doch als die hauptsächlichste Quelle des christlichen Glaubens anerkannte und verehrte und sich deren Inhalt zu eigen zu machen suchte. Ich habe recht viele Mitglieder der römischen Kirche gekannt, welche auf diesem Standpunkte standen, und meine, daß deren Anzahl auch jetzt noch eine nicht ganz kleine ist. Hätten sämtliche Christen — oder die, welche sich so nennen — evangelischen Glauben, evangelisches Bewußtsein, so würde des Streites und des Kampfes weit weniger auf Erden sein. Ich bin der Ansicht, daß es wesentlich zur Förderung und Klärung jenes Bewußtseins beiträgt, wenn wir uns die Kämpfe vergegenwärtigen, durch welche die gegenwärtige Generation zu demselben gelangt ist. Von dieser Auffassung ausgehend schrieb ich die kleine Arbeit, über die Du Deinem Herzen Luft gemacht hast. Daß bei jenen Kämpfen so wie bei allem Guten, was Menschen beginnen, viel unlautere Motive mit untergelaufen sind, wer will das leugnen? Unzweifelhaft befanden sich unter den Kämpfern jener Tage viele, welche den Drang des gesamten Volkes nach Befreiung des Gewissens zu selbstsüchtigen Zwecken benutzten, es handelte sich bei dem Kampfe aber nicht um „andere Dinge", sondern um die Religion, um die Freiheit der Gewissen, der Gedanken. Ähnliches wird sich ereignen, so lange die Welt steht. Bei jeder noch so idealen Bewegung der Menschen werden sich unlautere Elemente zeigen, ja jene Bewegung vielleicht beherrschen und leiten. Licht und Schatten sind notwendige Korrelate, und nichts liegt näher bei einander als gutes und böses. Am Schlusse Deiner Zeilen gedenkst Du der „bösen Sozialdemokraten" und meinst, die Kluft, welche die Minderzahl der Herrschenden von der Masse der Bevölkerung trenne, werde täglich größer, „nicht durch die Bosheit der Menschen, sondern weil die Maschine unrettbar alle kleineren und mittleren Betriebe verschlingt." Auch diese Anschauung vermag ich nicht zu teilen. Ich sehe in der sozialdemokratischen Bewegung zwar eine große Gefahr, aber nichts Neues, nichts, was für die menschliche Gesellschaft und deren Fortschritte gefährlicher wäre als frühere ähnliche Vorgänge. Passiert doch überhaupt nur wenig Neues in der Welt. Meist sind die Gedanken, welche die Menschen bewegen, uralt und sie erscheinen nur neu, weil sie in neuer Form und Gestalt wiederkehren. Nicht „die Maschinen", sondern die Genußsucht, Selbstsucht und Eitelkeit eines Jeden von uns ist es, welche die Kluft zwischen

Herrschenden und Beherrschten, zwischen Reichen und Armen erweitert. Aehnliche Bewegungen wie die sozialdemokratische haben zu Dutzenden stattgefunden. Denke an die Sklavenkriege Roms, die Jaquerie in Frankreich, Wat Tylors Bewegung in England, die zahllosen Bauernaufstände während des 14. bis 16. Jahrhunderts in Deutschland, die Revolution in Frankreich. Alle diese Bewegungen zeigten sich, sobald übergroße Vermögen — weit größere, als jetzt überhaupt vorhanden — in einer Hand vereinigt wurden, mochte diese Sammlung des Besitzes nun mit oder ohne Maschinen stattgefunden haben. Die Genußsucht, die Selbstsucht, der größere oder vollständige Mangel der Nächstenliebe der Reichen rief die gleichen Leidenschaften der Aermeren hervor, weckte deren Neid. Der Sturm, welchen die jetzige Bewegung verursachen muß, wird sicher hüben und drüben viele Existenzen vernichten und den Fortschritt der Menschen aufhalten, wenn nicht schon jetzt die vor Augen liegende Gefahr bei einer größeren Anzahl von Menschen das weckt, was ich evangelisches Bewußtsein nenne. Greift der evangelische Gedanke mehr als bisher Platz, liebt jeder in seinem Nächsten sich selbst, vermag jeder seine Genußsucht, seine Selbstsucht — mag er reich oder arm sein — dem Nächsten zu Liebe zu unterdrücken, so wird es keine Sozialdemokraten mehr geben. Geschieht das nicht bald, so wird der Sturm, wie ich zugestehe, ein großer und arger werden. Aber ich lebe der Hoffnung, ja ich bin gewiß, der Sturm wird vorüber brausen und in Folge der allgemeinen Not wird jenes Bewußtsein in einer großen Anzahl von Menschen erwachen und das Heilmittel für das vorhandene Uebel werden.

Weit gefährlicher für die menschliche Gesellschaft und Gesittung als diese Bewegung erscheint mir die Strömung, welche sich innerhalb der christlichen Kirche, vor allem in der römischen Kirche zeigt und welche ich als die jesuitische bezeichnen möchte. Wenn eine christliche Kirche von ihren Angehörigen fordert, daß sie nur den von ihr gelehrten Glauben als den „allein selig machenden" ansehen sollen, diese Ansicht mit Ostentation geltend macht und Andersgläubigen aufzuzwingen sucht; wenn eine christliche Kirche die Angehörigen anderer christlicher Kirchen nicht als Christen betrachtet und wenn sie fordert, daß ihre Angehörigen nicht ihr eigenes Gewissen sich zur Richtschnur dienen lassen, sondern an dessen Stelle den Ausspruch eines Andern — des Priesters — für bindend erklärt und die Gebete des Letzteren wieder von denen eines Dritten — des unfehlbaren Papstes — abhängig macht, und wenn endlich eine christliche Kirche gar als politische Partei auftritt, eine Herrschaft im Staate beansprucht, so lehrt und thut diese Kirche unter dem Scheine des Christentums das Gegenteil von dem, was unser göttlicher Meister von seinen Jüngern fordert, und führt nicht zur Gesittung, sondern zur Entsittlichung. Sie fördert die Herrschsucht, die Selbstsucht und Eitelkeit, statt zum Kampfe gegen dieselben aufzumuntern und anzuregen. —

Der Kampf, der jetzt die Welt bewegt, wird nicht zwischen den Herrschenden und Beherrschten, nicht zwischen den Besitzenden und Besitzlosen ausgefochten. Letztere sind Marionetten in der Hand „anderer" Leute, mögen sie noch so sehr auf die „bösen Sozialdemokraten" schelten, oder mögen sie als deren Führer auf-

treten. In Wirklichkeit handelt es sich um das Ringen des christlich-evangelischen Glaubens mit dem Unglauben, mag letzterer im Talar oder in der roten Blouse auftreten. Die Frage steht zur Tagesordnung: soll der Egoismus, soll die Nächstenliebe siegen? Ich bin so optimistisch, den Sieg der Letzteren zu hoffen. Damit aber dieser Sieg erreicht wird, halte ich es — um Dein eigen Bild zu gebrauchen — für meine Aufgabe, so wie für die eines jeden verständigen Menschen, mag derselbe einer Konfession angehören, welcher es sei, in diesem Kampfe mit Hand anzulegen und mit an die Pumpen des sinkenden Schiffes zu treten. Ich hoffe, Du lässest Deinen Pessimismus fahren, und wir finden uns beide bei derselben Arbeit.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Physik.

Aus der physikalisch-technischen Reichsanstalt in Charlottenburg.

Wenn bei den jährlichen Budget-Beratungen im Reichstage das Kapitel „Reichsamt des Innern" an die Reihe kommt, dann erfährt die Welt wohl einiges von der Thätigkeit der physikalisch-technischen Reichsanstalt in Charlottenburg; aber gewöhnlich sind die Mitteilungen vom Regierungstisch ziemlich dürftiger Natur, und auch der Reichstag zeigt geringes Verlangen, sich eingehender mit der Sache zu beschäftigen. Dennoch ist sie's so wert wie irgend eine andre Veranstaltung des geeinigten deutschen Vaterlandes, genauer ins Auge gefaßt und auf die Ergebnisse ihres Schaffens angesehen zu werden. Freilich ist die Hast der Budgetberatungen im Reichstag dazu nicht die geeignete Gelegenheit. Um so willkommener dürften einige gedrängten Mitteilungen über die bisher gezeitigten Früchte an einer Stelle wie diese sein, welche für unterhaltende Belehrung oder belehrende Unterhaltung bestimmt ist und wo so häufig die Tages-Eindrücke gesichtet, geordnet und unter dem Gesichtspunkt ihres dauernden Interesses erfolgreich zu einem dem Gedächtnis sich einprägenden Gesamtbilde zusammengefaßt wurden.

Es sind kaum sechs Jahre her, daß die physikalisch-technische Reichsanstalt ihre Arbeit eröffnete. Die erste Anregung zur Begründung eines den physikalischen Wissenschaften, besonders aber der Präzisionsmechanik gewidmeten Instituts war von dem verstorbenen Professor Schellbach ausgegangen, und Graf Moltke hatte die Ausarbeitung einer Denkschrift seitens einer Fachkommission veranlaßt. In grundsätzlicher Übereinstimmung mit dieser 1876 dem Abgeordnetenhause vorgelegten Denkschrift war damals beschlossen worden, für ein Institut zur Förderung der Präzisionsmechanik Räumlichkeiten in dem Neubau für die Technische Hochschule vorzugehen. Es würde aller Wahrscheinlichkeit zunächst mit diesem engeren Zweck

der neu zu begründenden Anstalt sein Bewenden gehabt haben, wenn ein großmütiges Geschenk Werners von Siemens' der Angelegenheit nicht eine andre Wendung gegeben hätte. Erfüllt von der Überzeugung, daß die Ziele weiter gesteckt werden müßten, wenn man dem Gedanken praktischen Ausdruck geben wolle, daß die gesamte Technik ihre Grundlage in der Naturforschung habe und deshalb zum Heil beider engste Fühlung hergestellt werden müsse, bot er der Reichsregierung ein umfangreiches Grundstück in Charlottenburg geschenksweise für den Zweck an, wie er ihn sich ausgeführt dachte. Zweierlei war hierdurch mit einem Schlage erreicht: das bisher nur für Preußen Geplante kam dem ganzen Reich zu gute, und das neue Institut hatte sich nach seinem alsbald von der Reichsregierung angenommenen Stiftungsplan dem Gesamtgebiet der messenden physikalischen Wissenschaft als dem Felde seiner Bethätigung zuzuwenden. Als Leiter der Anstalt wurde der erste Physiker der Gegenwart, H. von Helmholtz, gewonnen, und am 17. Oktober 1887 die Thätigkeit eröffnet. Es war damit, in richtigem Verständnis von der Notwendigkeit rascher Ausführung des einmal für gut erkannten Gedankens, zumal bei der unerwartet schnellen Entwickelung mancher Zweige der Technik, nicht auf die Herstellung einer eigenen Heimstätte auf eigenem Grundstück gewartet worden. Man hatte vielmehr dankend die von der technischen Hochschule gewährte gastliche Aufnahme acceptiert. Ein Teil der Anstalt, ihre zweite Abteilung nämlich, befindet sich heute noch an dieser Stätte, während die erste Abteilung im Frühjahr 1891 bereits aus bis dahin gemieteten, sehr engen Räumen in der Universitätsstraße die auf dem früher Siemens'schen Grundstück errichteten eigenen Räumlichkeiten bezogen hat, um nun erst zur eigentlichen Entfaltung ihrer Wirksamkeit zu gelangen. In nächster Nähe dieses Grundstückes ist auch für die zweite Abteilung ein Grundstück erworben und mit Errichtung der Baulichkeiten begonnen worden.

Mit der ersten und zweiten Abteilung der physikalisch-technischen Reichsanstalt hat es diese Bewandtnis: Eine Gliederung der Arbeiten erwies sich von vornherein als notwendig. Sollte die Thätigkeit des Instituts zweckmäßig geregelt sein, so mußte die rein wissenschaftlichen Fragen gewidmete Arbeit von der mehr an die Praxis anknüpfenden und ihre Beziehung zur Wissenschaft vermittelnden Arbeit getrennt werden. So entstand die erste, physikalische, und die zweite, technische Abteilung. Es giebt eine Vorstellung von dem Umfange der Arbeiten des Instituts, wenn man den Stab der wissenschaftlichen Mitarbeiter ins Auge faßt. Außer der schon genannten Person des Präsidenten und einem Direktor, dessen Funktionen nach dem bald auf einander folgenden Tod von Löwenherz und Stenger sich jetzt in den Händen des Geh. Admiralitätsrates Proffessor Dr. Hagen befinden, sind in der ersten Abteilung drei, in der zweiten fünf Mitglieder thätig. Außer diesen, die einzelnen Arbeitsgruppen leitenden zehn Herren sind beschäftigt: vier technische Hilfsarbeiter, neun Assistenten und sieben wissenschaftliche Hilfsarbeiter nebst einer Anzahl technischer Gehilfen, Mechanikergehilfen, Handwerker u. s. w. Selbst für ein im Laufe der Zeit in diesem Umfang vermehrtes Personal hat sich im Laufe der sechs Jahre das Arbeitsfeld als eher zu

groß, denn zu klein herausgestellt. Die Beziehungen zur Praxis wachsen unaufhörlich an Ausdehnung.

Welcher Art dieselben sind, davon kann man sich aus folgendem ein Bild machen: Bis in dies Jahrhundert hinein durften die Menschen sich auf dem Gebiet des Maß- und Gewichtswesens damit zufrieden geben, daß die Behörde richtiges Maß und Gewicht überwachte und die Urmaße in sicherer Art festlegte. Es genügte bis vor nicht langer Zeit vollkommen, außer dem Gewicht die Längen-, Flächen- und Körpermaße und die damit zusammenhängenden Meßgewichte unter Kontrolle zu stellen. Die weitere Entwickelung der Technik hat dagegen eine große Anzahl neuer Maße erzeugt und kompliziertere Maßgeräte zu ihrer Bestimmung notwendig gemacht. Zuerst war es das Gas, dann das in einer Leitung strömende Wasser, das gemessen sein wollte. Dann kamen die verschiedenen Aräometer im Anschluß an die Qualitätsbestimmung vieler Flüssigkeiten. Thermometer, Barometer, Manometer folgten und erforderten immer sorgfältigere Herstellung, weil wichtige Interessen von der Genauigkeit ihrer Angaben abhingen. Es sollten verschiedene Lichtstärken mit Sicherheit verglichen werden, wozu es eines Normalmessers bedurfte; die Polarisation des Lichts fand Verwendung zur Qualitätsbestimmung des Zuckers; es sollten zur Festhaltung des Kammertons die Stimmgabeln auf ihre Schwingungszahl untersucht werden. Endlich und vor allem ließ sich, gegenüber den Fortschritten der Elektrotechnik und ihrem Eingreifen in das Leben, die Forderung nach einer zuverlässigen Messung des elektrischen Stromes, der zum Handelsartikel geworden war, nicht mehr von der Hand weisen. Ein großer Teil dieser Erfordernisse war dem Rahmen der Normal-Aichungskommission entwachsen; denn sie erforderten zumeist eingehende wissenschaftliche Vorstudien, bevor eine befriedigende Lösung gefunden war, und später bei Anwendung der festgestellten Messungsmethoden die unausgesetzte Begleitung der Wissenschaft. Denn es ist wohl zu berücksichtigen, daß es mit der Prüfung der Meßgeräte allein nicht gethan ist, sie sollen auch beglaubigt und damit bis zu einem gewissen Grade eine Bürgschaft für dauernde Richtigkeit übernommen werden. Und alle diese sich fast täglich vermehrenden Ansprüche waren nicht als Wünsche, sondern als unerläßliche Forderungen der Praxis in verhältnismäßig kurzer Zeit an die Wissenschaft herangetreten. Da begreift es sich, daß außerordentliche Mittel ergriffen werden mußten und die Schaffung einer Reichsanstalt für solche Arbeiten in Wahrheit tief gefühlten Bedürfnissen entgegenkam.

Die Technik hat denn auch sehr bald die fürsorgliche und befruchtende Thätigkeit des Instituts erkannt und wird nicht müde, Fragen zu stellen und neue Anregungen zu Untersuchungen zu geben. So zeigt sich je länger, je mehr die Richtigkeit des weitausschauenden Blickes, der gerade diese Gestalt und diese Arbeit der neuen Anstalt zugewiesen hat. Und zum andern: wie auf einem andern Felde, dem der angewandten Chemie, es längst allgemein anerkannt ist, daß die deutsche Wissenschaft die chemische Industrie Deutschlands hervorgerufen und befruchtet hat und nun umgekehrt weitere Antriebe von der sich groß ent-

wickelnden Industrie empfängt, so treten ähnliche Beziehungen zwischen Praxis und Wissenschaft gerade in der Thätigkeit der physikalisch-technischen Reichsanstalt immer deutlicher zu Tage, so deutlich, daß auch in andern Ländern, wie z. B. in Österreich, schon von der Schaffung eines ähnlichen Instituts die Rede ist, um nicht zurückzubleiben.

Doch dem Leser dieses Aufsatzes liegt unzweifelhaft mehr daran, etwas Näheres von den Erfolgen der physikalisch-technischen Reichsanstalt im einzelnen zu hören, als nur allgemeines zu erfahren und im allgemeinen ihres günstigen Fortgangs versichert zu werden. Da ist zunächst die erste Abteilung, wie in der „Naturwissenschaftlichen Rundschau“ ganz ausführlich sich dargelegt findet, welche eine große Summe von Arbeit auf dem Gebiet der Wärmemessung, der Elektrizität, des Magnetismus, der Optik bewältigt hat.

Die Richtung, in der ihre Thätigkeit sich bewegt hat, muß man sich etwa folgendermaßen denken: Den Maßeinheiten, mit welchen Temperatur, Stromstärke, Lichtmengen gemessen werden, liegen bestimmte, in der Wissenschaft festgesetzte Definitionen zu grunde, und es ist vom höchsten wissenschaftlichen und technischen Wert, die Definition nach Maßgabe der besten, augenblicklich vorhandenen experimentellen Mittel mit möglichster Annäherung zu realisieren oder das Verhältnis vorhandener Maße zu den idealen Maßen mit möglichster Genauigkeit zu bestimmen.

Eine ihrer wichtigsten Aufgaben war die Herstellung einer Wärmeskala, welche den höchsten Ansprüchen an Genauigkeit genügt. Die höchste Vervollkommnung hierin muß der Zukunft vorbehalten bleiben; vorläufig sind als Hauptnormale für die Temperaturmessung u. a. sieben aus Normalthermometer-Glas hergestellte Quecksilberthermometer mit äußerster Sorgfalt untersucht worden. Daran schlossen sich Untersuchungen über die Ausdehnung des Wassers, Quecksilbers und verschiedener Glassorten und Vergleichungen des zur genauen Ermittelung höherer Hitzegrade benutzten, aus Platin gegen Platinrhodium bestehenden Le Chatelier'schen Thermometers mit dem Luftthermometer. Es wurden hierbei Temperaturen bis zu + 1430 Celsiusgrad verglichen, und dabei die bisher noch unerreichte Genauigkeit von 5° erreicht, sodaß die Schmelzpunkte von Silber, Gold und Kupfer sorgfältig festzustellen waren. Auf dem Felde der Elektrizität bestand die Hauptaufgabe in der Herstellung des Normal-Ohm, d. i. des Urmaßes für elektrische Widerstandsmessung, welches definiert wird durch den Widerstand einer Quecksilbersäule von bestimmten Abmessungen bei der Temperatur des schmelzenden Eises.

Zur Ausführung der vergleichenden Messungen war es hierbei von großer Wichtigkeit, daß ein Raum vorhanden war, in welchem dauernd eine Temperatur von nahezu 0° herrschte. Anderseits verlangte die Untersuchung die Darstellung absolut reinen Quecksilbers, welche auf dem Wege der Elektrolyse und darauffolgender Destillation in solcher Reinheit gelang, daß in 200 gr fremde Metalle nicht mehr nachgewiesen werden konnten. Zur Zeit sind absolute Strommessungen

im Gange, wofür ein neues Elektrodynamometer konstruiert worden ist, bei welchem als Vergleichskraft nur die Schwere benutzt wird.

Die magnetischen Untersuchungen beschäftigten sich mit der Abhängigkeit der magnetischen Kraft gehärteter Stahlstäbe von der Härtungstemperatur, eine Frage, welche für die Herstellung der Dynamomaschine von Wichtigkeit ist. Es wurde dabei u. a. auch ein merkwürdiges Verhalten von Eisennickel-Legierungen beobachtet, die erhitzt fast ganz unmagnetisch sind, abgekühlt aber starken Magnetismus annehmen. Die optischen Arbeiten bezogen sich auf die Herstellung einer absoluten Lichteinheit. Als solche ist von Violle, einem französischen Physiker, die von 1 qcm der Oberfläche geschmolzenen Platins im Augenblick des Erstarrens ausgestrahlte Lichtmenge vorgeschlagen und 1884 durch den internationalen Elektriker-Kongreß gutgeheißen worden. Die geeignetste praktische Ausführung blieb dem Experiment überlassen. Vorversuche zeigten jedoch, daß die Herstellung einer absoluten Lichteinheit nach der Violle'schen Definition auf die größten Schwierigkeiten stieß. Man kam jedoch einer befriedigenden Lösung der Aufgabe nahe, indem man statt der Oberfläche schmelzenden Platins diejenige glühenden Platins einführte. Um ein auf seiner ganzen Oberfläche gleichmäßig erglühendes Platinblech zu erreichen, wurde das Glühen auf elektrischem Wege hervorgerufen, und um für die gleichbleibende Temperatur eines glühenden Platinbleches ein sicheres Merkmal zu gewinnen, die Stärke der Wärme- und Lichtstrahlung bestimmt. Das führte zunächst zur Ausführung eines Strahlungsmessers (Bolometer) von äußerster Empfindlichkeit, und die Versuche damit wiederum zu Versuchen der absoluten Messung einer Strahlung, welche gewisse höchst bedeutsame und vielversprechende Perspektiven eröffnen. Unter den optischen Untersuchungen sind noch solche mit Bezug auf Polarisation zu erwähnen, welche darauf gerichtet sind, Grundlagen für spätere Beglaubigung von Polarisationsapparaten zu liefern. Solche Apparate sind zur Qualitäts- und Wertbestimmung u. a. des Zuckers in Gebrauch und wahrscheinlich noch vielseitigster Anwendung in der Praxis fähig.

Dem praktischen Leben und dem Verständnis des Laien näher stehen selbstverständlich die Arbeiten der zweiten technischen Abteilung der Reichsanstalt. Wer die Entwickelung der Elektrotechnik im letzten Jahrzehnt verfolgt hat, wird eine Vorstellung davon haben, was man unter Ampère und Volt versteht, das eine Stromstärke, das andre Stromspannung und das Produkt aus beiden, „Watt", elektrische Arbeit bedeutend. Wer Strom zu Beleuchtungs- oder Betriebszwecken entnimmt, muß sich wohl oder übel mit diesen Begriffen und mit den betreffenden Meßinstrumenten vertraut machen. Diese elektrischen Meßgeräte zu prüfen und amtlich zu beglaubigen, ist an erster Stelle Aufgabe des elektro-technischen Laboratoriums der zweiten Abteilung. Es ist oben gezeigt worden, welche wichtigen Arbeiten zur genauen Bestimmung elektrischer Einheiten von der ersten Abteilung ausgeführt worden sind. Solche Ergebnisse kommen natürlich stets dem ausführenden Laboratorium der zweiten Abteilung zu statten. Bis sie aber vorliegen, muß nach dem Stande der Wissenschaft bestmöglichst den Anforderungen der Praxis an genaue Messung entsprochen werden.

So wurden als vorläufige Normale für Ohm annähernd genaue Quecksilberwiderstände und auf diese bezogene Normale aus Draht hergestellt und dabei nach mannigfaltigen Versuchen als besonders geeignete Legierung, weil ihr Widerstand in wechselnder Temperatur nur wenig ändernd, eine Legierung aus 40 Teilen Nickel und 60 Teilen Kupfer ermittelt. Die Messung von Ampère beruht ursprünglich darauf, daß ein Strom von 1 Ampère in einer Stunde 4,025 gr Silber aus einer Silberlösung niederschlägt. Auf Grund dieser Definition kann man auch die elektromotorische Kraft von Elementen bestimmen. Solche Elemente, welche eine konstante und darum zu Vergleichungen brauchbare elektromotorische Kraft besitzen, bezeichnet man als Normal-Elemente. In der Reichsanstalt ist als Normalelement für alle Messungen von Stärke und Spannung elektrischer Ströme das von Latimer Clark vorgeschlagene zu Grunde gelegt worden, welches als Elektroden reines amalgamiertes Zink und reines Quecksilber, als Elektrolyten konzentrierte Zinksulfatlösung und Quecksilberoxydulsulfat enthält. Die Zuverlässigkeit dieses Normalelements, seine Abhängigkeit von der Reinheit der Chemikalien ist dabei sorgfältig festgestellt und die gesammelten Erfahrungen der Technik mitgeteilt worden. Mit Hilfe dieser Normalen für Widerstand und Spannung werden jetzt in der Reichsanstalt die verschiedenartigsten Messungen an Stromstärken und -Spannungen vorgenommen. Soweit die gesammelten Erfahrungen es gestatten, sind bereits 1889 für die Prüfung und Beglaubigung elektrischer Meßgeräte amtliche Bestimmungen erlassen worden. Soweit solche Erfahrungen bei andern Meßgeräten noch nicht in genügender Art vorliegen, wird deren Beglaubigung versagt, weil dieselben, wie in der Einleitung schon gesagt, nicht bloß die Richtigkeit der Untersuchung, sondern bis zu einem gewissen Grade die Unveränderlichkeit der Angabe gewährleisten sollen. Da solche Geräte anfangs zum Teil sehr große Unzuverlässigkeit zeigten, so wurden den Fabrikanten derselben Ratschläge zur Beseitigung der Fehlerquellen erteilt, da die möglichste Genauigkeit und Zuverlässigkeit im Interesse der Industrie gefordert werden muß. Untersuchungen von Dynamomaschinen oder von Wechselstromapparaten müssen z. B. noch wegen Raummangels abgelehnt werden. — Die Thätigkeit der Reichsanstalt bei Untersuchung der Lauffen-Frankfurter Kraftübertragung im Sommer vorigen Jahres ist noch in lebhafter Erinnerung. — Sehr wichtig ist eine auf Grund der gesammelten Erfahrungen vom Kuratorium der Reichsanstalt, welches eine Versammlung der namhaftesten deutschen Physiker und Vertreter der physikalischen Technik darstellt, im März 1892 beschlossene Maßnahme: Ausgehend davon, daß es sich im Interesse der elektrotechnischen Betriebe als notwendig herausgestellt hat, für die verschiedenen elektrischen Größen allgemein-gültige Definitionen gesetzlich festzulegen, sind entsprechende Vorschläge für gesetzlich gültige Definition ausgearbeitet und in jüngster Zeit in Form einer Denkschrift den beteiligten industriellen Kreisen Deutschlands zur Begutachtung vorgelegt worden. Um womöglich zu einer internationalen Regelung dieses wichtigen Gegenstandes zu gelangen, nahm der Präsident der Reichsanstalt im August 1892 mit zwei Assistenten an einer in Edinburg stattfindenden Versamm-

lung der British Association for the advancement of science teil; auch seine Reise nach Chicago in letztem Sommer verfolgte u. a. den gleichen Zweck.

So vielseitig und eingreifend die Thätigkeit des elektrischen Laboratoriums der Reichsanstalt nach diesen Darlegungen erscheint, so ist sie damit noch nicht erschöpft. Es fielen und fallen ihr noch eine Menge höchst wichtiger Prüfungen auf diesem Felde zu, wofür es sonst keine Stelle giebt, so die Untersuchung von Leitungsdrähten aus den verschiedensten Metallen und Legierungen, von Isolierungsmaterialien und von elektrischen Apparaten der verschiedensten Art.

Eine recht bedeutende Thätigkeit entwickelt die zweite Abteilung ferner in den Messungen von Wärme und Druck, vor allem in der Prüfung und Beglaubigung von Thermometern. Seit Herstellung des zuerst 1884 von dem glastechnischen Laboratorium in Jena kombinierten Normal-Thermometerglases, welches die früher beobachtete Veränderlichkeit der daraus gefertigten Thermometer nicht mehr veranlaßt, hatte die Normal-Aichungskommission 1885 zunächst die Prüfung und Beglaubigung ärztlicher Thermometer übernommen. Diese Arbeiten gingen bei ihrer Begründung an die Reichsanstalt über. Aber der Bedarf wuchs derartig, daß an Errichtung eines Zweiginstituts gedacht werden mußte, wozu die großherzoglich weimarsche Regierung die Hand bot. Da Thüringen der eigentliche Sitz der deutschen Thermometer-Industrie ist, wurde das Zweiginstitut 1889 in Ilmenau eröffnet. Es arbeitet nach den Bestimmungen der Reichsanstalt und wird von dieser alljährlich zweimal kontroliert. Die Zahl der in Ilmenau bisher geprüften Thermometer beläuft sich auf mehr als 70000, in der Reichsanstalt selbst wurden in den beiden letzten Jahren nahezu je 10000 ärztliche Thermometer geprüft. Diese amtliche Beglaubigung hat die Ausfuhr ärztlicher Thermometer ganz erheblich gesteigert. Die Prüfungsscheine für Ilmenau mußten in englischer, französischer, spanischer und portugiesischer Sprache hergestellt werden. Thermometer für wissenschaftliche und technische Zwecke beglaubigt die Reichsanstalt nach wie vor allein. Ihre Zahl ist in stetem Wachsen. Es ist gelungen, die Veränderlichkeit der Thermometer in sehr geringe, für die Praxis unwesentliche Grenzen einzuschränken. Vor allem hat die chemische Industrie Anlaß, dieser Entwickelung dankbar zu sein, weil sie jetzt im Besitz zuverlässiger Meßgeräte für höhere Temperaturen ist, während früher Thermometer bei hohen Temperaturen Differenzen von 10 bis 20 Grad nach längerem Gebrauch zeigten. Wichtig ist auch die jetzt ermöglichte Herstellung genauer Siedethermometer, deren Angaben über den Siedepunkt bei wechselndem Luftdruck ihre Anwendung zu Höhenmessungen bei Forschungsreisen nahelegen. Unter Benutzung des Stickstoffes zur Füllung des Raumes über dem Quecksilber in der Thermometerröhre gelangte man dazu, das Thermometer zu Messungen von Temperaturen bis 460 Grad zu verwenden, ja bei Benutzung eines neuen vollkommeneren Glases des Jenaer Laboratoriums können Messungen bis 550 Grad mit dem Quecksilber-Thermometer vorgenommen werden. In diesem Fall ist der Raum über dem Quecksilber mit komprimierter Kohlensäure gefüllt. Alkohol-Thermometer zur Messung niederer Temperaturen werden bis zu — 80 Grad geprüft. Außerdem gelangen zur Untersuchung Aneroïde, besonders für den Ge-

brauch von Forschungsreisen, Manometer, Abel'sche Petroleumprober, Engel'sche Zähigkeitsmesser und Legierungsringe für Schwartzkopff'sche Dampfkessel-Sicherheitsapparate, alles in weitem Umfang, wovon namentlich die sehr zahlreichen Prüfungen von Petroleumprobern und Legierungsringen sehr viel Arbeit beanspruchen.

Das optische Laboratorium beschäftigte sich meist mit photometrischen Untersuchungen. Zu deren zuverlässigen Ausführung war vor allem ein sehr genaues Photometer nötig, dessen Herstellung nach mehrfachen Verbesserungen in solcher Genauigkeit gelang, daß der mittlere Fehler einer Beobachtung nur noch $^1/_4$ Prozent beträgt. Mit diesem Instrument wurden auf Veranlassung des deutschen Vereins von Gas- und Wasserfachmännern Vergleichungen der deutschen Vereinskerze und der Amylacetatlampe ausgeführt. Das Ergebnis dieser Untersuchungen, die mit bemerkenswerter Umsicht und Energie zu Ende gebracht wurden, war der auf Empfehlung der Reichsanstalt vom genannten Verein im Juni 1890 gefaßte Beschluß, von nun an allein „Hefner-Licht", nämlich die von jener Amylacetatlampe ausgestrahlte Lichtmenge, als technisches Lichtmaß zu gebrauchen, im Übergange aber ein bestimmtes Verhältnis zwischen Hefner-Licht und Normalkerze festzusetzen. Mit diesem wichtigen, viel Verwirrung auf dem Gebiete der Lichtmesssung beseitigenden Beschluß überkam die Reichsanstalt die Aufgabe, die Prüung und amtliche Beglaubigung der Hefner-Lampen zu übernehmen, also Lampen, die mit Essigsäureamyläther (jener wohlriechenden Flüssigkeit, welche als Parfüm von Fruchtbonbons vielen bekannt ist), gespeist werden und bei einer Flammenhöhe von 40 mm die normale, der Messung zu Grunde zu legende Lichtmenge liefern. Natürlich erforderte auch diese Aufgabe lange und mühevolle Vorarbeiten, da Wandstärke, Docht, Luftbeschaffenheit und Luftdruck bestimmten Einfluß äußern und die Bedingungen ruhigen, gleichmäßigen Brennens zu untersuchen waren. Erst nach Erledigung aller dieser Vorarbeiten konnte die Beglaubigung der Hefner-Lampen übernommen werden. Die bezüglichen Vorschriften sind vor kurzem veröffentlicht worden. Inzwischen sind eine große Menge Prüfungen von Glühlampen, welche von Fabrikanten und Interessenten eingeliefert waren, ausgeführt worden. Anknüpfend an diese Untersuchungen ist auch die Leuchtkraft sehr heller Lichtquellen ermittelt worden. Die hierbei angewandte Methode besteht darin, daß man vor der Lichtquelle einen Kreisausschnitt dergestalt schnell rotieren läßt, daß das hindurchgehende Licht dem Auge als ein ununterbrochener Strahl erscheint. Je nach der Größe des Kreisausschnittes kann auch ein sehr starkes Licht auf einen sehr geringen Teil davon abgeschwächt und bequem mit schwachen Lichtern verglichen werden. Auf Antrag von Interessenten hatte die optische Gruppe der zweiten Abteilung auch Prüfungen verschiedener optischer Gläser vorgenommen, wie Platten, Linsen, Prismen. Künftig wird ihr auch die Untersuchung der Polarisations-Apparate obliegen, mit deren Vorarbeiten rein wissenschaftlicher Art, wie oben mitgeteilt, die erste Abteilung zur Zeit noch beschäftigt ist.

Die Gruppe für Präzisionsmechanik ist bald nach Eröffnung der Reichsanstalt mit der Prüfung und Beglaubigung der Stimmgabeln betraut worden. Es ist bekannt, daß die 1888 in Wien tagende internationale Stimmton-Konferenz sich für ein A von 870 halben oder 435 ganzen Schwingungen in der Sekunde als Normalstimmton entschieden hat. Um die Aufgabe, welche der Reichsanstalt zugewiesen, zu erfüllen, galt es selbstverständlich, zunächst eine richtige, diesen Bedingungen genügende Stimmgabel herzustellen. Es gelang, durch drei von einander ganz verschiedene Methoden, die sich gegenseitig kontrollierten, eine Stimmgabel zu bereiten, welche die Schwingungszahl 435 bis auf $^1/_{50000}$ ihres Betrages genau innehielt, sodaß dieser Gabel nur noch eine Unsicherheit von 0·01 Schwingungen anhaftet. Von dieser Normalgabel abgeleitet sind 2 Differenzgabeln, wovon die eine 436·5, die andre 433·5 Schwingungen in der Sekunde macht. Die Benutzung dieser drei Normale zur Prüfung andrer Gabeln beruht auf der Erfahrung, daß zwei in ihren Schwingungszahlen sehr nahe stehende schwingende Körper beim Zusammentönen sogenannte Schwebungen, d. i. ein abwechselndes Auf- und Abschwanken der Stärke des Tones erzeugen. Die Zahl solcher Schwebungen entspricht genau dem Unterschiede der Schwingungszahlen, also für Normalgabel und Differenzgabel drei in zwei Sekunden. Hieraus folgt, daß eine zu untersuchende Gabel alsdann 435 Schwingungen macht, wenn sie mit jeder der beiden Differenzgabeln drei Schwebungen in zwei Sekunden giebt. Auf Grund dieser Methode sind in der Reichsanstalt bereits 1900 Stimmgabeln etwa geprüft und beglaubigt worden, sobald die Schwingungszahl um weniger als eine halbe Schwingung von 435 abwich. Diese Stimmgabel-Vergleiche bilden indessen nur einen kleinen Teil der Arbeiten der Gruppe für Präzisionsmechanik. Es liegen ihr außerdem die verschiedensten Messungen und Nachprüfungen von präzisionsmechanischen Instrumenten und Teilen solcher ob. Es würde zu weit führen, darauf an dieser Stelle näher einzugehen. Der scharfsinnigen Beobachtung und schöpferischen Erfindung ist auf diesem Felde ein großer Spielraum gelassen, und mehrere der ersonnenen Methoden und Mittel verdienen das uneingeschränkteste Lob.

An dieser Stelle der zweiten Abteilung besteht die innigste und erfreulichste Berührung mit der Feinmechanik. Zahlreich sind die Mechaniker, welche sich hier Rat zu holen und die letzte und zuverlässigste Art der ihnen obliegenden verschiedenartigen Untersuchungen zu besprechen kommen.

Neuerdings wurde auch das Aluminium und seine Legierungen in den Kreis der Untersuchungen gezogen, namentlich seine Veränderungen durch Luft und Wasser. Es schließen sich daran Arbeiten über Herstellung luftbeständiger Kupfernickellegierungen für feine Gewichte und über die mechanischen Eigenschaften verschieden behandelten Stahles. Die letztgenannten Untersuchungen sind z. B. ein Stadium der Vorarbeit, weil die dazu nötigen Apparate erst in geeigneter Form hergestellt werden mußten. Ein besonders wichtiges Arbeitsergebnis dieser Gruppe ist die Einführung einheitlicher Schraubengewinde in die Feinmechanik und Elektrotechnik. Gangform und Verhältnis von Ganghöhe zu Durchmesser waren

bisher sehr mannigfaltige. Nach mehreren von Direktor Löwenherz einheitlich betriebenen und geförderten Vorbesprechungen vereinigte sich im Dezember 1892 eine große Anzahl von Interessenten in München zur Einführung eines an das Normalgewinde deutscher Ingenieure sich eng anlehnenden, einheitlichen Schraubengewindes der Feinmechanik. Alle zur Aufrechthaltung des Systems erforderlichen Maßregeln wurden von der Reichsanstalt getroffen. Es ist auf Grund dieser wichtigen Vereinbarung eine große Kalamität beseitigt, darin bestehend, daß ein in der Werkstatt eines deutschen Mechanikers hergestellter Apparat in derjenigen eines andern bisher häufig nicht repariert werden konnte, ohne daß sämtliche Schraubenlöcher neu ausgebohrt wurden.

Eine besondere Gruppe bildet die Werkstatt der Reichsanstalt, deren Hauptaufgabe die Herstellung von Instrumenten und Instrumententeilen für den Gebrauch der Reichsanstalt selbst bildet. Ihre Aufgabe und Beschäftigungen sind sehr abwechselnde. Da nach dem Beschluß der Stimmtonkonferenz die zu beglaubigenden Stimmgabeln blau angelassen werden müssen, um etwaige spätere Beschädigungen genau erkennen zu lassen, so hatte die Werkstatt z. B. Anlaß zu eingehenden Versuchen über die Anlaßfarben des Stahls. Hierbei wurde ermittelt, daß die Verschiedenheit der Anlauffarbe nicht nur durch die Temperatur, sondern auch durch die Zeit, während welcher das Anlassen geschieht, bedingt ist. Auch hängt die Farbe sehr von der Zusammensetzung des Stahls ab. Selbst Kupfer und Kupferlegierungen geben die schönste und mannigfaltigste Anlaßfarbe. Diese Ermittelungen scheinen für das Kunstgewerbe von Bedeutung zu werden. Man ist dahin gelangt, das Verfahren mit Erfolg auf Stücke von Längenerstreckungen bis zu einem halben Meter anzuwenden. Eine sinnige Benutzung fand das Verfahren aus Anlaß des 70. Geburtstages des Präsidenten der Anstalt, dem von den Beamten derselben eine Adresse überreicht wurde, bei deren Ausschmückung die Anlauffarben zum ersten Mal in wirkungsvollster Weise zur Anwendung kamen.

Die letzte, aber keineswegs unwichtigste Gruppe der zweiten Abteilung bildet das chemische Laboratorium der Reichsanstalt. Es liegt auf der Hand, daß sich bei den vielseitigen physikalischen und mechanischen Aufgaben, deren oben gedacht ist, auch manche chemische Frage aufdrängt, deren Beantwortung Sache der chemischen Gruppe ist. Von größeren Untersuchungen stehen solche über Glas und die Herstellung ganz reiner Metalle im Vordergrunde. Als das rauchlose Pulver sich einführte, wurde an dieser Stelle in längerer, sorgfältiger Untersuchung auch ermittelt, inwieweit auf die Unveränderlichkeit dieses Pulvers unter verschiedenem Einflusse zu rechnen sei. Der Anlaß zu einer mühevollen Untersuchung über das chemische Verhalten des Glases wurde durch die an Libellen (nach Art der Wasserwage eingerichteten, mit Äther gefüllten Glasröhren) häufig beobachteten, ihr sicheres Funktionieren beeinträchtigenden Störungen gegeben. Es entstanden an der Glaswand kleine Ausscheidungen, welche den freien Gang der Luftblase hindern und hierdurch die Libelle unbrauchbar machten. Das war für astronomische, geodätische und artilleristische Instrumente von der allergrößten Bedeutung. Die

Untersuchung ergab, daß der unvermeidliche Wassergehalt des Äthers der Grund der Erscheinung war. Das Wasser griff das Glas an, und der Äther brachte die dadurch gelösten Teile wieder zur Abscheidung. Zur Vermeidung des Übelstandes waren also Gläser zu benutzen, welche wenig oder nichts an das Wasser abgaben. Die sehr eingehenden Untersuchungen hatten die glückliche Folge, daß man sie schließlich auf alle zur Herstellung chemischer Geräte dienenden Gläser ausdehnte, nachdem es mit Hilfe eines calorimetrischen Verfahrens gelungen war, direkt diejenigen zwar außerordentlich kleinen Mengen Alkali mit Genauigkeit quantitativ zu bestimmen, welche bei Berührung von Glas und Wasser von letzterem aufgenommen wurden.

Durch die Methode konnten fortan Veränderungen an Glasoberflächen leicht erkannt und ermittelt werden, inwieweit sie von besonderer Behandlung des Glases abhängig waren. In steter Fühlung mit vielen Glashütten ist eine große Anzahl der verschiedensten Glassorten unter verschiedenen Gesichtspunkten untersucht worden. Die günstige Folge war die Erweckung des Interesses zur Herstellung widerstandsfähiger Glasgefäße bei Produzenten und Konsumenten, und daraus sich entwickelnd die qualitative Verbesserung der Fabrikation, welche seitdem teilweise zu großer Vollkommenheit gelangt ist. Die stärksten Anforderungen werden an Wasserstandsgläser der Dampfkessel gestellt. In diesem Betracht werden alle Gläser weit übertroffen durch das vom Jenaer glastechnischen Laboratorium zu Wasserstandsröhren hergestellte Verbundglas.

Recht schwierig gestalteten sich die Arbeiten behufs Herstellung reiner Metalle, wie solche für eine Anzahl physikalischer Fundamental-Untersuchungen nötig sind. Es ist schon von der Herstellung absolut reinen Quecksilbers für das Normal-Ohm berichtet worden. Für die Lichteinheit bedurfte es absolut reinen Platins. Nach langen Untersuchungen, die manchen Gewinn interessanter Ermittelungen brachten, wurde reines Platin mit Hilfe eines von Finkener herrührenden Verfahrens durch Herstellung und Kristallisation eines seiner Salze, des Natriumplatin-Chlorids gewonnen. Mittelst dieses Verfahrens gelang es, aus dem technischen reinen Platin, wie es in Deutschland von der Firma W. C. Heraeus in Hanau auf Anregnung der Reichsanstalt neuerdings gewonnen wird, auch die letzten darin noch vorhandenen kleinen Verunreinigungen zu entfernen. Die Darstellung von reinem Zink, das für manche elektrischen Fundamentalbestimmungen von Wichtigkeit ist, hat bis jetzt noch nicht ganz zu dem gewünschten Ziel geführt, wenn es sich auch als möglich erwies, mit Hilfe elektrolytischer Methoden in Verbindung mit Destillation im luftverdünnten Raum ein Zink herzustellen, das nur 1/100 000stel an fremden, metallischen Bestandteilen enthält, während die im Handel als rein bezeichneten Zinksorten 1/3000 davon enthalten.

Hand in Hand mit allen diesen Arbeiten und Erfolgen geht sorgfältige Registrierung und Veröffentlichung zu allgemeinem Nutzen in der Zeitschrift für Instrumentenkunde, welche das Organ der physikalisch-technischen Reichsanstalt ist, und in welcher von Zeil zu Zeit die dem Reichstage zugehenden Thätigkeitsberichte der Anstalt veröffentlicht wurden. Das hier entwickelte, nur die großen

Züge der Thätigkeit des Instituts wiedergebende Bild dürfte genügen, um diese eigenartige Anstalt als eine höchst wertvolle Errungenschaft zu erkennen. Aller Voraussicht nach wird die Wechselwirkung zwischen Wissenschaft und Technik eine immer innigere und die Vermittlerrolle der Reichsanstalt immer wichtiger werden und immer größere Anerkennung finden. Jedenfalls kann Deutschland auf die Schöpfung stolz sein!

Charlottenburg. X.

Litterarische Revue.

Von

Theodor von Sosnosky.

Inhalt: Gründeutschland. Von Dr. Friedrich Kirchner. — Ibi ubi. Von Carl Baron Torresani. — Auf der Feuerstätte. Von Wilhelm Jensen. — Herr von Müller. Von Ernst Wichert. — Der Telamone. Von Fedor von Zobeltitz.

Für die Herren Litterar-Historiker hört die deutsche Litteratur eigentlich schon mit Goethe's Tod auf, Lenau, Heine, Grün gehören für sie schon zu den „neuesten" Dichtern, finden aber doch noch gnädige Berücksichtigung, wenn sie auch nicht mehr klassisch sind. Die moderne Litteratur aber, — nein, das ist zu viel gesagt — die Litteratur von 1850 an existiert nicht mehr für sie. Sie halten es für viel ersprießlicher und würdiger, zu den vielleicht tausend Büchern, die schon über Goethe und Schiller geschrieben worden sind, noch das tausend und erste zu schreiben und darin tiefsinnige Betrachtungen über die weltbewegende Frage anzustellen, ob Goethe sich am so und so vielten um 5 oder um 6 Uhr einen Kaffee geben ließ, und ob dies in Weimar oder anderswo gewesen sei. Daß, während sie diesen „Studien" obliegen, die deutsche Litteratur in allen ihren Fugen kracht, das ist ihnen ganz gleichgültig, für die litterarischen Vorgänge unsrer Zeit sind sie blind und taub. Sie sind die Maulwürfe der Litteratur, und ihr Treiben muß jeden, der an der Litteratur ein wirkliches Interesse nimmt, mit Zorn und Ekel erfüllen, wenn er nicht so philosophisch ist, darüber die Schultern zu zucken und zu lachen.

Unter diesen schlimmen Umständen giebt es nur wenige Werke, die sich mit der modernen Litteratur beschäftigen, und man muß daher jedes neue Buch, das dies thut, an sich, ohne Rücksicht auf seinen Inhalt, willkommen heißen, um so mehr natürlich, wenn auch der Inhalt beachtenswert ist, wie das in Professor Dr. Friedrich Kirchner's Buch der Fall ist, das den bezeichnenden Titel „Gründeutschland, ein Streifzug durch die jüngste deutsche Dichtung" führt. (Wien und Leipzig, Kirchner und Schmidt 1893.) Was dieses Buch besonders erfreulich macht, das sind zwei Dinge. Erstens, daß es sich nicht etwa mit den offiziellen Größen der modernen Litteratur befaßt, mit Spielhagen, Heyse und Konsorten, sondern gerade mit einer Richtung, die von der Kritik sehr mit Unrecht ganz vernachlässigt wird, mit den sogenannten „Jüngstdeutschen" nämlich; und zweitens, daß es so gründlich und maßvoll gehalten ist. Man muß geradezu staunen, daß ein deutscher Professor mit den zumeist doch greulichen Arbeiten dieser Herren so nachsichtig ins Gericht geht und noch bemüht ist, aus dem Schlamme von Brutalität und Narrheit, den sie bieten, nach Goldkörnern zu suchen. Und er sucht sie mit Erfolg, ja er hält so manches für Gold, was nur Schlacke ist. Daß er Bleibtreu's „Propaganda der That," Conrad's „Die klugen Jungfrauen" und R. Voß' Drama „Die neue Zeit" mit Lob bedenkt, ist geradezu unverständlich; namentlich von der letztgenannten Arbeit weiß er gutes zu sagen und preist sie als eine der besten dramatischen Leistungen der Gegenwart. Er hat sich mutmaßlich von dem hohlen Pathos irre machen lassen, den theatralischen Phrasen, mit denen die auf Stelzen gehende Muse Voß' so verschwenderisch umgeht. Übrigens

gehört Voß, „der müde Mann", der jetzt statt der „Scherben"[1]) Tantiemen sammelt, was einträglicher ist, eigentlich nicht in die Gesellschaft „Gründeutschlands" hinein. Die echten „Gründeutschen" sind Conrad, Bleibtreu, Conradi, Holz, Schlaf, Henckell e tutti quanti. „Gründeutschland" ist übrigens eine treffliche Bezeichnung und verdient ein stehender Ausdruck zu werden. Der Autor verwahrt sich zwar im Vorwort gegen jede boshafte Auffassung und sagt, er habe damit nur ausdrücken wollen, „daß die deutsche Poesie durch die Jüngstdeutschen grüne d. h. frisch und fröhlich treibe", aber er hat doch selbst an die Möglichkeit einer boshaften Auffassung gedacht.

Ein besonderes Lob gebührt dem Autor auch für den Fleiß, mit dem er sich durch die ganze jüngstdeutsche Litteratur durchgelesen hat, und wer diese nur halbwegs kennen gelernt hat, weiß, daß das eine harte Arbeit ist. Wer das etwa nicht glaubt, der versuche es nur, Bahr's „Gute Schule", Conradi's „Adam Mensch" oder Bleibtreu's „Größenwahn" hinabzuwürgen, und er wird die Ausdauer des Mannes anstaunen, der es über sich gebracht hat, Erzählungen, Dramen, Gedichte dieser Art in großen Portionen zu sich zu nehmen.

Nicht beipflichten kann man dem Autor dagegen in dem, was er über das Wesen des Naturalismus sagt. Es ist zwar auch manches treffende Wort darunter, in dem, was er z. B. über die naturwissenschaftlichen Allüren sagt, die sich die Jüngstdeutschen geben; darin hat er ganz recht: aber daß er für die Ausschreitungen des Naturalismus die materialistische Weltauffassung verantwortlich macht, darin irrt er. Was können Büchner und seinesgleichen dafür, daß ihre Lehren in den abnormen Gehirnen heranreifender Dichterlinge eine schlimme Saat erzeugen, daß diese Herren in folge der geistigen Indigestion, die sie sich durch unmäßiges und planloses Vollstopfen mit materialistischen Ideen zugezogen haben, nun in arge Delirien geraten und das tollste Zeug zusammenfaseln? Wenn man so urteilte, dann würde schließlich auch Christus an den Hexenprozessen Schuld tragen, weil man sie in seinem Namen in Scene setzte! In der Verurteilung des Materialismus macht sich eben der deutsche Professor doch bemerkbar, ebenso wie der deutsche Moralist in der Auffassung sexueller Dinge; einmal ruft er sogar vorwurfsvoll, ob denn die Bücher für die deutschen Frauen und Jungfrauen seien? Ja, ja, diese deutschen Frauen und Jungfrauen, nach denen soll sich wohl die ganze Litteratur richten! Und leider richtet sich auch ein großer Teil nach ihnen, und zwar der renommiertere.

Professor Kirchner will vom Naturalismus nichts wissen, er will nur Realismus. Aber was versteht er unter diesem? Jedenfalls nicht das Richtige, denn sonst könnte er Spielhagen nicht so preisen, Spielhagen, diesen Erz-Romantiker, an dem nichts realistisch ist, in dessen Werken der Zufall und sonstige Unwahrscheinlichkeiten wahre Orgien feiern. Auch Heyse scheint er sehr zu schätzen, wenigstens zitiert er dessen ästhetische Ansichten aus „Merlin" als maßgebend, aus „Merlin", dieser kläglichen Ruine einer veralteten Kunstauffassung voll krasser Unwahrscheinlichkeiten[2]).

Es würde zu weit führen, hier mit dem Autor über seine Auffassung des Realismus zu rechten, doch sei ihm, damit er doch wisse, wie ein wirklicher Realismus aussieht, kein „gründeutscher" à la Conradi, noch ein „gesunder" à la Spielhagen, die Lektüre folgender Bücher dringend empfohlen: Gustav Schwarzkopf: „Moderne Typen", „Durch scharfe Gläser", „Bilanz der Ehe"; Emil Marriot: „Der geistliche Tod"; Ossip Schubin: „Ehre"; Baron Karl Torresani: „Die Zuckerkomtesse", „Schwarzgelbe Reitergeschichten". Alle diese Bücher sind Professor Kirchner offenbar ganz unbekannt, denn in seiner eben erschienenen „Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts" sind nicht einmal die Namen dieser Schriftsteller genannt. Das ist doch etwas stark!

Zum bessern Verständnis der ganzen jüngstdeutschen Strömung sei ihm auch das sie betreffende Kapitel in Max Nordau's ausgezeichnetem Buch „Entartung" lebhaft empfohlen.

---

[1]) Siehe: Scherben, gesammelt vom müden Manne, von R. Voß. 1878.

[2]) Siehe die ausführliche Besprechung von Heyse's „Merlin" in der „Frankfurter Zeitung vom 15. Juli 1892. Die schreienden Fehler dieses Romans sind daselbst Punkt für Punkt nachgewiesen.

Seine Nachsicht mit den „Gründeutschen“ ist ihm von diesen übrigens sehr schlimm gelohnt worden, wenigstens hat die „Freie Bühne“ sein Buch in einer Weise besprochen, die, wäre sie nicht vielfach übertrieben und brutal, vernichtend genannt werden müßte.

Unter anderm wird darin auch voll Hohn auf einen Lapsus gewiesen, der allerdings so arg ist, daß man zur Ehre des Autors annehmen muß, es sei lediglich ein Schreibfehler gewesen, der bei der Korrektur übersehen worden ist. Bei der Besprechung von Tovote's „Frühlingssturm“ nennt er nämlich Zola als den Verfasser „Sapphos“, während es doch bekanntlich Daudet ist.

Von einem der vorhin empfohlenen Autoren, von Carl Baron Torresani nämlich, ist wieder ein neues Buch erschienen. Es heißt „Ibi Ubi. Ernste und ausgelassene Soldatengeschichten“ (Dresden, E. Pierson 1894.)

Wer diesen so überaus sympathisch schreibenden, genial angehauchten Autor kennt, der wird jedes neue Buch von ihm mit großer Freude begrüßen, denn seine Werke bilden erquickende Oasen in der öden Wüste der deutschen Erzählungslitteratur.

Die vier Novellen, die das neue Buch enthält, zeigen die Vorzüge dieses Autors im vollen Glanze, denn sie vereinigen hinreißende Unterhaltungsgabe mit feiner Seelenkenntnis, scharfe Beobachtung mit unwiderstehlichem Humor. Wie wenig, ach wie wenig Novellen giebt es, die in so hohem Grade zu unterhalten, zu fesseln vermögen und dabei von bedeutendem künstlerischen Werte sind wie die Erzählung „Auf Räuberkommando!“ Welche packende Anschaulichkeit und feine Beobachtung, welche erschütternde Kraft und welch' köstlicher Humor! Schade, daß dieses novellistische Kabinettstück — denn das bleibt es trotz des nun folgenden Vorwurfs — nicht ganz fehlerfrei ist. Zum Schlusse fällt es nämlich ab, wie dies bei Torresani's Arbeiten nicht selten vorkommt. Die Sache verhält sich folgendermaßen: Ein Offizier wird mit einer Halbkompagnie auf „Räuberkommando“ geschickt, d. h. es ist seine Aufgabe, dem Räuberunwesen, unter dem die Bewohner einer Gegend Ungarns zu leiden haben, ein gründliches Ende zu bereiten. Es gelingt ihm auch, die Räuber in seine Gewalt zu bekommen, selbst der gefürchtete Hauptmann der Bande gerät ihm in die Hände, er wird aber im Kampfe von ihm verwundet und muß ihn laufen lassen, nachdem er in ihm den Sohn des Edelmannes erkannt hat, bei dem er einquartiert ist. Wäre es nun nicht selbstverständlich, daß er, sobald er wieder zu sich gekommen ist, diese interessante Entdeckung anzeigt? Ist es nicht seine Schuldigkeit, es zu thun? Begeht er dadurch, daß er es unterläßt, nicht eine schwere Verletzung seiner Pflicht als Offizier sowohl wie als Staatsbürger überhaupt? Freilich hat er die Schwester des Räubers geliebt, doch erstens wäre das zwar eine Erklärung, aber keine Entschuldigung, und zweitens hat er sie geliebt, liebt sie aber nicht mehr. Aber angenommen: er handelte wirklich so gewissenlos, er ließe den Burschen sich unbehindert seines Lebens und seiner Räubereien freuen: wäre der Autor dann nicht verpflichtet, die Folgen dieser Unterlassung zu erzählen, die Gewissensbisse des Offiziers, die unsichere Lage des Gauners, der ja immer fürchten muß, von jenem angezeigt zu werden?

Torresani hätte jedenfalls nicht schließen dürfen, wie er geschlossen hat.

Auch in der letzten Geschichte „Der historische Rausch von Bischof & Co.“ ist der Schluß verfehlt. Sie schildert eine nächtliche Eisenbahnfahrt von fünf betrunkenen Husarenoffizieren und zwar mit einer geradezu klassischen Anschaulichkeit. Das Treiben Berauschter ist wohl noch nie mit solcher Naturtreue dargestellt worden und dürfte es auch kaum sobald wieder werden. Dieses Rausch-Quintett ist ein Meisterstück der Erzählungskunst. Zwar in humoristischem Tone gehalten, ist es doch ein Nachtstück; nicht weil es sich in der Nacht zuträgt, sondern weil es die menschliche Natur von der Nachtseite zeigt, die ganze ekelhafte, brutale Jämmerlichkeit des schweren Rausches, der den anständigen Menschen auf die Stufe des Blöd- und Tobsüchtigen hinabzerrt. Die fünf Offiziere haben nämlich einen älteren Herrn vom Civil, der das Unglück hat mit ihnen das Coupé zu teilen, zum Opfer ihres Rausch-Übermutes erkoren und behandeln ihn in wahrhaft empörender Weise; sie hänseln, verspotten, beschimpfen ihn auf das gröbste, ja sie nehmen sich gegen ihn allerlei Thätlichkeiten heraus, die man geradezu

als Mißhandlungen bezeichnen muß. Als sie ihr Reiseziel erreicht haben, verläßt auch der so arg gequälte Mann das Coupé und setzt in sehr begreiflicher Empörung ein langes Telegramm an das Kriegsministerium auf, worin er sich über die erlittene Schmach bitter beschwert. Da der Zug aber nur sehr kurz hält, hat er nicht mehr Zeit die Depesche zu bezahlen. Der Telegraphist schickt das Telegramm darum nicht ab, und nicht nur darum, sondern, weil ihm dessen Inhalt bedenklich erscheint. Der Stationsvorstand billigt das Verhalten des Beamten, und die Depesche gelangt nie an ihren Bestimmungsort. Der sie geschrieben hat, scheint sich nicht weiter um die Angelegenheit gekümmert zu haben, denn die Offiziere, die am nächsten Morgen von ihrem Gewissen gequält werden, bleiben ganz unbehelligt. Nun ist das Opfer der betrunkenen Offiziere aber eine „einflußreiche und sehr gefürchtete politische Persönlichkeit", und dieser Umstand ist von großer Bedeutung, denn er macht diesen Ausgang der Sache ganz unwahrscheinlich. Wird eine solche Persönlichkeit sich's ruhig gefallen lassen, daß man sie derart beschimpft und mißhandelt? Wird sie nicht vielmehr alle Hebel in Bewegung setzen, ihren ganzen Einfluß aufbieten, um sich Genugthuung zu verschaffen? Wird sich ferner der Mann nicht bald erinnern, seine Depesche nicht bezahlt zu haben, und das Geld nachsenden? Und wird schließlich der Telegraphenbeamte, der den Aufgeber wohl kennt, die Depesche nicht auch unbezahlt absenden? Er kann doch sicher sein, den Betrag nachträglich zu erhalten! Das sind doch lauter krasse Unwahrscheinlichkeiten! Daß die Sache ohne schlimme Folgen für die Offiziere ausgeht, das wäre dagegen auch dann gar nicht so unglaublich, wenn die Depesche ans Ziel gelangt wäre, denn in Österreich wird es, wenn's nur halbwegs geht, immer vertuscht, wenn Offiziere sich gegen das Civil übernehmen.

Diesen Fehler der Geschichte scheint der Autor nicht bemerkt zu haben, dagegen sind ihm nachträglich andre Bedenken aufgestiegen, und er bittet in einem Nachworte den Leser, ungünstige Rückschlüsse auf das k. k. Offizierskorps zu unterlassen; in andern Staaten könne derlei auch vorkommen. Darin hat er auch ganz recht: sehr unrecht dagegen hat er, indem er in diesem Nachworte schreibt, diese Geschichte sei „ganz unmöglich, weil es sich noch nie ereignet hat, daß vier k. k. Offiziere in weinseligem Zustande von Dienstmännern aus dem Bahnhofe getragen werden mußten, und, wäre es je gewesen, notwendiger Weise das Ehrengericht das letzte Wort darüber gesprochen haben würde." Warum soll darum die Geschichte unmöglich sein? Mußten die vier Offiziere denn gerade so arg betrunken sein, daß sie nicht mehr zu gehen vermochten? Konnte der Verfasser ihnen die Herrschaft über ihre Beine nicht ebenso weit lassen als dem fünften Offizier? Damit wäre das, was Torresani als Ursache der Unmöglichkeit seiner Erzählung bezeichnet, beseitigt, und die Geschichte wäre möglich.

Aber nicht nur darum hat er unrecht, sie unmöglich zu nennen, weil das nicht wahr ist, sondern weil ein Autor von seinen eigenen Arbeiten so etwas nicht sagen soll. Wenn ein Erzähler seine eigene Geschichte als unmöglich bezeichnet, so setzt er sich der Frage aus: Ja, warum hat er sie denn überhaupt geschrieben? Selbsterkenntnis und Selbsttadel ist zwar an sich etwas sehr Löbliches, aber wenn ein Künstler seine Arbeit als „unmöglich" bezeichnet, ehe noch jemand es bemerkt hat, so heißt das denn doch widersinnig gehandelt. Es scheint zwar eine That der Vorsicht zu sein, die dem möglichen Tadel vorbeugen will; aber ein Künstler, der von seiner eigenen Arbeit eine so üble Meinung hat, sollte sie gar nicht in die Öffentlichkeit bringen. Und nicht nur gegen die eine Erzählung macht der Verfasser in seinem Nachwort einen Einwand, sondern auch gegen zwei andre, und zwar weist er ihnen Dinge nach, die ihre Möglichkeit allerdings in Frage stellen, da sie das Wesen der Geschichten betreffen, nicht etwas Äußerliches wie bei der früher erörterten. Doch ist wohl anzunehmen, daß es dem Autor bei reiflicher Erwägung gelungen wäre, die Erzählungen mit den Forderungen der Wirklichkeit ganz in Einklang zu bringen. Der Autor schreibt in seinem Nachwort in etwas pikiertem Tone: „Die Furcht vor jenen, welche mit Vorliebe in harmlosen Erzeugnissen der Phantasie Widersprüche und Ungenauigkeiten nachzuweisen bemüht sind, als handelte sich's um weltgeschichtliche Abhandlungen, nötigt den Autor zu der Erklärung, daß er sehr gut weiß, daß es an derartigem in diesem Buche nicht fehlt." Ja, wenn er das weiß, warum vermeidet

er's denn nicht? Seine Arbeiten sind mehr „als harmlose Erzeugnisse der Phantasie“; man kann von ihnen daher auch verlangen, daß sie auf die Forderungen des wirklichen Lebens volle Rücksicht nehmen. So kommt die Kritik in die gewiß äußerst seltene Lage, die Werke eines Autors gegen diesen selbst in Schutz nehmen zu müssen.

Dieses Nachwort wäre besser ungeschrieben geblieben, es war eine ganz verunglückte Idee und kann dem Buche eher schaden als nützen. Wer sich den Genuß, den die Lektüre dieser Novellen bietet, ungestört bewahren will, les' es nicht!

Eine gewisse Kritik, die bei jeder Gelegenheit ihren Byzantinismus bethätigt, hat die drastische Schilderung aus dem Offiziersleben in der letzten Novelle zum Anlaß genommen, dem Autor Mangel an patriotischem Gefühle vorzuwerfen, eine ebenso gehässige als ungerechte Verdächtigung, denn gerade Baron Torresani ist ein guter Patriot. Das hat er nicht nur mit der Feder bewiesen, sondern auch mit dem Säbel, mit dem er sich 1866 einen Orden verdient hat!

Wilhelm Jensen ist wohl der fruchtbarste Erzähler, denn es vergeht kein Jahr, in dem er nicht drei bis vier Bände in die Welt setzt, ja noch mehr. Daß einer so kaninchenhaften Fruchtbarkeit selbst das reichste und vielseitigste Talent auf die Dauer nicht stand halten kann, ist klar; geschweige denn ein so erfindungsarmes, einseitiges wie das Jensen's. Wohl unterscheiden sich alle seine Bücher von allen andern durch die ihnen unverkennbar aufgeprägte Eigenart, und insofern kann man sie nicht als schablonenhaft bezeichnen: doch anderseits wieder gleichen sie einander so sehr, daß man wohl sagen darf, ja muß, sie seien alle nach einer Schablone gemacht; Jensen schreibt eben zwar nicht nach der allgemein üblichen Schablone, aber dafür nach seiner eigenen. Und er schreibt sich immer mehr in sie hinein, seine neuern Erzählungen zeigen diese Einförmigkeit in weit höherem Grade als die ältern, eben weil er viel zu viel schreibt. Sein jüngster Roman „Auf der Feuerstätte“ (Leipzig, C. Reißner 1893) zeigt das wieder so recht deutlich.

Da sind wieder die wohlbekannten sonderbaren Menschen mit ihren sonderbaren Namen, teils sind es Träumer und Narren, teils widerwärtige Karrikaturen, immer aber fast arge Schwätzer, und immer denken, fühlen, sprechen und handeln sie, wie's wirkliche, vernünftige Menschen auch nicht annähernd thäten. Die Baronin von der Schranne, die nicht nur dem Leser verrückt erscheint, sondern selbst von Jensen als nicht ganz richtig bezeichnet wird, erinnert nicht bloß an Jensen'sche Romanmenschen im allgemeinen, sondern an die verrückten Aristokratinnen in „Herbstwinden“ und im „Pfarrhaus von Ellernbrook“ im besondern. Daß die Heldin ein uneheliches Kind ist, das ist auch so echt Jensenisch, denn die unehelichen Kinder bilden eines seiner vielen Steckenpferde. Die unklare, mystische Stimmung, die über dem ganzen Roman brütet, die schier uferlose Breite und bleierne Schwerfälligkeit, mit der sie sich hinzieht, ferner die manierierte Sprache vervollständigen den Typus Jensen'scher Schablone.

Was die eigentliche Handlung betrifft, so zeigt sie, von den erwähnten speziell Jensen'schen Fehlern abgesehen, die ganze klägliche Ohnmacht der ältern Romanschule, der sogenannten „Idealisten“. Von einer einfachen, klaren, logischen und psychologischen Entwickelung der Handlung ist keine Spur. Die krassesten Unwahrscheinlichkeiten und Zufälle müssen dafür sorgen, daß die Personen immer wieder mit einander zusammenkommen, und daß die Geschichte sich weiterwälzen kann. Besonders bequem macht sich Jensen den Schluß: er läßt alle Personen, die dem von ihm gewollten Schluß im Wege stehen, bei einer Feuersbrunst umkommen; diese Personen dürfen nicht weiter leben, also fort mit ihnen! Eine von ihnen ist ein Liebhaber, dessen Liebe nicht erwidert und der daher überflüssig wird; eine andre ist die närrische Baronin, deren Weiterleben dem Verfasser Schwierigkeiten bereiten würde, und bei den zwei übrigen Personen wäre dies in noch höherem Grade der Fall, sie wären dem Glücke des Liebespaares arg im Weg, überdies sind es schlechte Kerle und müssen bestraft werden.

Wie wenig Jensen den Forderungen des wirklichen Lebens Rechnung trägt, das zeigt sich besonders deutlich am Helden. Dieser kommt aus Amerika herüber, wo er sich eine gesicherte Stellung errungen hat, und hält im Hannoverschen aufreizende Reden gegen das dort zu der Zeit herrschende

Regiment — warum er nicht direkt in seine Heimat Hamburg gefahren ist, wird nicht gesagt — infolge dessen wird er verhaftet und mit gebundenen Händen wie ein Landstreicher von einem Gendarm in die nächste Landdrosteihauptstadt eskortiert; auf dem Wege dahin gelingt es ihm aber zu entkommen und Hamburg, sein Reiseziel, unbehelligt zu erreichen. Das ginge nun alles ganz gut: von was aber lebt er in Hamburg? Wenn er verhaftet worden ist, so hat man ihm wohl sein Gepäck, seine Papiere und sein Geld weggenommen. Was ist mit all' dem wieder geschehen? In seine Hände kann es nicht gekommen sein, denn hätten die hannoverschen Behörden seinen Aufenthalt erfahren, so würden sie ihm seine Sachen gewiß nicht nachgeschickt, sondern seine Auslieferung verlangt haben! Auf dieser absoluten Unmöglichkeit baut sich aber die ganze Geschichte auf. Man kann daran sehen, wie die Herren „Idealisten" mit der Wahrheit umgehen! Ja, wenn man's mit den Forderungen des wirklichen Lebens so wenig genau nimmt, wenn man einfach den Zufall zu Hilfe nimmt, so oft die Geschichte ins Stocken gerät, wenn man schließlich alle Personen, die einem hinderlich sind, kurzweg ins Jenseits befördert: ja dann ist's wahrlich nicht schwer, Romane zu schreiben, dann braucht es nur ein bischen Phantasie oder auch nur ein gutes Gedächtnis für andre Romane und eine gewisse Routine im Ausdruck und in der Gruppierung, und der Roman ist fertig.

Für alle diese Fehler des Jensen'schen Buches können die allerdings schönen und poetischen Stimmungsbilder aus der Moor- und Heidegegend des nördlichen Hannover nicht entschädigen, überdies sind sie zu breit gehalten; Jensen ist ja ebenso geschwätzig wie seine Personen.

Nimmt man unmittelbar nach dem Jensen'schen Buche Ernst Wichert's zweibändigen Roman „Herr von Müller" zur Hand, der in demselben Verlag erschienen ist, so hat man eine ähnliche Empfindung, als ob man aus einem düstern, mit schwerem, betäubendem Dufte geschwängerten Raume hinausträte in die frische Luft Dieser Luft fehlt zwar jeder Duft, und die Landschaft, die sich darbietet, hat nichts besonders Schönes und Großartiges an sich: aber die Luft ist rein, und die Gegend freundlich, man atmet auf und fühlt sich wie von einem Alp befreit. Mit andern Worten: Wichert's Roman hat zwar nichts Eigentümliches, er ist nicht poetisch oder bedeutend: aber er ist verständig und klar geschrieben, er interessiert und vertreibt die Zeit recht angenehm. Er entbehrt auch nicht einer gewissen Tendenz; man könnte ihn als einen wirksam geschriebenen Protest gegen die Einrichtung der Fideikommisse bezeichnen. Die Personen kommen einem zwar bekannt vor, sind aber recht gut gezeichnet. Alles in allem ein Buch, dessen Lektüre man mit gutem Gewissen jedem empfehlen kann, der von einem Buch eine gediegene Unterhaltung verlangt.

Auf derselben Höhe wie Wichert's Buch, vielleicht noch etwas höher, steht Fedor von Zobeltitz' Roman „Der Telamone" (Berlin, Verein der Bücherfreunde. 1893.)

Es ist wohl das beste Buch, das der in seiner Wahl nicht eben glückliche Verlag bisher herausgegeben hat. Es bietet eine angenehm anregende, verständige Lektüre, die ganz interessante, wenn auch nicht eben neue Einblicke in die bunte Welt jener Künstler giebt, die sich „Artisten" nennen. Die Personen des Romans sind richtig, mit ausgesprochener Menschenkenntnis gezeichnet. Das ganze Buch atmet eine gewisse Behaglichkeit aus, die an den alten, so sympathischen Hackländer erinnert.

Der Titel des Buches dürfte für die meisten Leute ein Rätsel sein. Was ist denn so ein Telamone, wird man sich, und wenn man sich nicht scheut, auch andre fragen. Wer seine mythologischen Kenntnisse oder seinen Homer noch nicht ganz verschwitzt hat, wird zwar wissen, daß der Telamone der Beiname des gewaltigen Ajas ist, dessen Vater Telamon geheißen hat; aber dieser homerische Held kann doch nicht auch der eines modernen Romans sein! Was also ist ein Telamone? Der Autor beantwortet in seinem Buche diese Frage S. 213 mit folgenden Worten: „Telamonen sind männliche Statuen von Giganten, die auf ihren Schultern, dem Nacken oder den emporgehaltenen Händen schwere Lasten, in der Architektur meistens Bogen und Balkone tragen und, freistehend, die Säulen ersetzen; sie bilden also gewissermaßen die männlichen Pendants zu den Karyatiden — eine Art Atlanten". Der Held des Romans ist

nun ein solcher Telamone, aber keiner aus Stein, sondern ein Athlet, dessen Sensationsproduktion in der Pose eines Telamonen besteht, als welcher er mit dem Nacken schwere Eisenkugeln aufzufangen und zu tragen hat.

So hat man von diesem Buche nicht bloß Unterhaltung, sondern auch ein bischen Belehrung: man erfährt, was ein Telamone ist.

Die im Texte eingestreuten Zeichnungen gereichen dem Buche nicht gerade zur Zierde, denn sie sind manchmal fast unkenntlich, so dunkel und verwaschen sind sie gehalten.



Litterarische Berichte.

Zur Reichsfinanzreform. Von Dr. Georg von Mayr, Kaiserlicher Unterstaatssekretär z. D., Privatdozent an der Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg. Stuttgart 1893. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

Unterstaatssekretär und Privatdozent, eine eigentümliche Zusammenstellung in dem Titel des Verfassers, welcher wir vielleicht nur selten begegnen werden, welche uns aber an sich von guter Vorbedeutung zu sein scheint, da wir daraus auf eine sachgemäße Verbindung von Praxis und Theorie, von angewandter und abstrakter Wissenschaft ohne ein vorzugsweises und unberechtigtes Vorherrschen eines dieser Elemente schließen zu können glauben. Und dieser Schluß erhält durch die vorliegende Schrift seine volle Berechtigung. In derselben wird eine Reichsfinanzreform in größerem Stile mit Wärme und Geschick empfohlen, wie sie sich für jeden, der nicht nur den Augenblick berücksichtigt, immer mehr als ein unabweisbares Bedürfnis herausstellt; dabei sind aber nicht nur die praktischen Fragen und Bedürfnisse einfach klargelegt, sondern sie sind auch in ihren Grundbedingungen und im einzelnen im wissenschaftlichen Lichte gezeigt und theoretisch erörtert, so daß wir also jene Vereinigung in vollkommenster Weise finden. Die Arbeit teilt sich in zwei Abschnitte; in dem ersten werden einmal der Umfang und die Ziele der Reichsfinanzreform und sodann die Mittel für diese Reform im einzelnen unter Ausscheidung der speziellen, ev. in Betracht zu ziehenden Steuerarten zusammenhängend behandelt; der zweite Abschnitt giebt dazu dann in der Form von Anlagen eine Reihe eingehender Ausführungen über einzelne bezügliche spezielle Fragen, welche zur Ergänzung und Begründung des ersten Teiles dienen sollen. Die Grundlagen für den weiteren Ausbau der Reichsfinanzreform will Georg von Mayr suchen: „erstens in der Anerkennung des Bedürfnisses, nicht bloß für die Kosten der Heeresverstärkung Deckung zu schaffen, sondern die gesamten Reichsfinanzen in Ordnung zu bringen mittelst einer Kräftigung der Finanzen, welche es gestattet, bis auf weiteres das Schuldbuch des Reiches, soweit nicht rentierende Anlagen in Frage kommen, zu schließen und der Tilgung der Reichsschulden näher zu treten; zweitens in der Anerkennung der Notwendigkeit, diese Kräftigung der Reichsfinanzen ausschließlich der Verstärkung der eigenen Reichseinnahmen zu entnehmen, und drittens in der Anerkennung der Notwendigkeit, die bisherige ungeeignete Verquickung von Reichs- und Staatshaushalt durch Festlegung der Ueberweisungssummen und der Matrikularbeiträge zu beseitigen". Der Bedarf an neuen Reichseinnahmen, welcher zur Durchführung der vorgeschlagenen Reichsfinanzreform für die nächste Zukunft notwendig werden würde, wird auf rund 200 Millionen Mark veranschlagt und sodann vorgeschlagen, die Mittel zur Deckung dieses Betrages durch Erhöhung, bezw. Neueinführung folgender Reichssteuern in bezüglicher Höhe zu beschaffen: Börsensteuer 30 Millionen, Tabakfabrikatsteuer 100 Millionen, Weinsteuer 10 Millionen, Schanksteuer 40 Millionen, Zuckersteuer 10 Millionen und Zölle und Ergänzungssteuern 10 Millionen. Von den einzelnen Steuerarten ist namentlich die Tabakfabrikatsteuer auch in den speziellen Ausführungen des zweiten Abschnitts eingehender behandelt worden. — Die Schrift ist wesentlich eine politische und für das öffentliche Leben geschrieben, sie geht aber nicht von dem Standpunkt irgend einer unsrer politischen Parteien aus und behandelt eine Frage, welche eigentlich über den Parteien steht, aber dabei für das Wohl und Wehe des Deutschen Reiches von einschneidendster Bedeutung ist. Eine wohlgeordnete Finanzwirtschaft ist stets eine Grundbedingung für das Wohlergehen und das nachhaltige Blühen eines Staates; daß es mit dem Deutschen Reiche in dieser Beziehung zur Zeit nicht gut bestellt ist, muß von jedem, der die Augen öffnet und mit Verständnis urteilt, anerkannt werden; ebenso

ist aber auch die Möglichkeit einer Abhilfe gegeben, selbst wenn damit einige Opfer gefordert werden müssen; je schneller die Abhilfe geschaffen wird, um so leichter ist sie zu ermöglichen; der jetzige Augenblick scheint aber für dieselbe durchaus geeignet zu sein. Ohne Rücksicht auf irgend einen Parteistandpunkt können wir die von Mayr'sche Schrift allen, welche im öffentlichen Leben stehen oder für die Fragen desselben ein Interesse haben, nur warm empfehlen, mag man im einzelnen, namentlich bezüglich der Beschaffung der Mittel für eine Reichsfinanzreform, immerhin eine abweichende Ansicht haben, der Grundgedanke, die Notwendigkeit, das Reich finanziell auf festere Füße zu stellen und demselben eine wohlgeordnete Finanzwirtschaft zu geben, wird allseitig Anerkennung finden müssen.

Dr. Z.

Im Jahrhundert Grillparzer's. Litteratur- und Lebensbilder aus Oesterreich von Adam Müller-Guttenbrunn. Wien 1893. Verlag von Kirchner und Schmidt.

Der Verfasser dieses Buches hat gute Theaterkritiken, schlechte Erzählungen und erfolglose Theaterstücke geschrieben. Seine Haupt-Interesse nahm immer die Bühne in Anspruch, und so schrieb er mit Vorliebe für und über sie. Auch in vorliegendem Buche zeigt sich das: unter den neun Essays, die es enthält, sind sechs solchen Dichtern gewidmet, die in erster Linie Dramatiker waren; waren, denn sie alle sind nicht mehr. Diese Litteraturbilder gewinnen dadurch das Ansehen von Erinnerungsblättern, und thatsächlich sind auch viele persönliche Erinnerungen des Verfassers darin eingestreut, denn die meisten der besprochenen Dichter hat er selbst gekannt, und er weiß daher manches bisher Unbekannte aus dem Leben dieser Männer zu berichten. Nichts oder doch nicht viel sagt nur der Josef Weilen und Eduard Mautner gewidmete Artikel, es sei denn die Thatsache, die man zwischen den Zeilen herauslesen kann, daß nämlich der eine ein großer Streber, der andere ein eitler Mensch gewesen sei. Der Verfasser hätte das schon deutlicher sagen dürfen! Seine besondere Hochachtung bringt er Ferdinand Raimund und Ludwig Anzengruber entgegen. Den einen stellt er als eine Art Shakespeare für das Volk, den andern als den größten modernen Dramatiker hin. Schade, daß Raimund nicht mehr am Leben ist! Er hätte seine Freude dran! Seine harmlosen Zauberstücke mit ihren plump-moralischen Tendenzen und naiven Personifikationen sollen Meisterwerke sein! Es ist wirklich komisch. Und „Der Meineidbauer" wird als eine litterarische Großthat gefeiert! Dieses krasse Effektstück, das der nächstbeste gebildete Komödiant geschrieben haben könnte, kurz jemand, der sich auf grobe Theatereffekte versteht: das soll eine geistige Großthat sein! O Verblendung, dein Name ist Adam Müller-Guttenbrunn! Diese Verblendung geht so weit, daß er die Schwächen Anzengruber's als Vorzug preist. So findet er, daß dieser die „erquickende künstlerische Wirkung viel ungetrübter als ‚halber Dialekt-Dichter' erzielt, wie als ganzer mit fortlaufenden Fußnoten oder einem ‚Idiotikon' am Schlusse jedes Buches". Anzengruber läßt seine Bauern nämlich eine ganz unwahre Sprache sprechen: gelesene Brocken des österreichischen Bauerndialektes wechseln bunt durcheinander mit hochdeutschen Imperfektis, die notabene in Oesterreich auch kein Gebildeter spricht, und die auch stilistisch nur in ganz bestimmten Fällen am Platze sind. Ganghofer und namentlich Chiavacci haben in ihren Arbeiten vollauf gezeigt, wie der Dialekt gebraucht und verstanden werden kann, ohne daß Fußnoten und Idiotikar vonnöten sind. Was Müller-Guttenbrunn als besondern Vorzug Anzengruber's preist, ist nur dessen Furcht, ganz im Dialekt zu schreiben und wohl auch dessen Unkenntnis des wirklichen Bauerndialekts. Woher soll er ihn auch kennen? Er hat ja immer in der Stadt gelebt! An seinen Bauern ist denn auch verdammt wenig von dem „frischen Erdgeruch" zu merken, den Müller-Guttenbrunn an ihnen zu spüren glaubt; vielmehr ist es der Lampengeruch der Studierstube und der Coulissen, der ihnen anhaftet. — Die interessanteste Arbeit des Buches ist die letzte, „Auch ein Dichter" betitelt, die das Lebensbild eines jener lächerlichen und doch bedauernswerten Proletariers der Litteratur bietet, die für das Lese- und Schauder-Bedürfnis der Plebs Sorge tragen; es ist ein Bild grau in grau. — Müller-Guttenbrunn hat endlich seit kurzem erreicht, was er so lange erstrebt hatte: er ist Direktor des neuen Raimundtheaters, dessen Dasein wohl in erster Linie ihm zu verdanken ist. Er ist unter den Direktoren der sechs Wiener Theater — von der Oper abgesehen — wohl der einzige, der seinen Beruf künstlerisch auffaßt, dem die Kunst vor dem Geschäfte geht, wenigstens bis jetzt. Wenn er nur nicht viele Stücke à la „Meineidbauer" giebt!

Th. v. S.

Siebzig Jahre. Geschichte meines Lebens. Von Otto Roquette. Darmstadt 1894. Verlag von Bergstraeßer. Zwei Bände.

Der liebenswürdige Dichter von Waldmeisters Brautfahrt, wie sich O. Roquette nach seiner ersten durchschlagenden Dichtung nennen lassen muß, erzählt uns in den vorliegenden zwei Bändchen seinen Lebenslauf. Solche Biographien deutscher Männer in bescheidener Stellung, die ihre Laufbahnen ohne große und waghalsige Kurven, ohne hohes Aufsteigen und jähen Fall, schlecht und recht über flaches Land, ab und zu auch über liebliche Hügel gezogen, haben auch ihren Reiz, wenn die Erzählung nicht darauf ausgeht, mehr scheinen zu wollen als zu sein. Und das liegt Otto Roquette durchaus fern. Es wird nicht wenige geben, welche sich an den zwei Bändchen er

freuen, nicht wenige, die guten Bekannten darin begegnen und sich geschilderter Zeitverhältnisse erinnern, in denen sie ähnliches wie der Verfasser erfuhren; sie werden zum Schluß dem Dichter und Gelehrten wünschen, daß er über die vollendeten Siebzig hinaus noch sonnige Pfade zu wandeln habe, so lange es Gott gefällt. Q.

Das deutsche Reich zur Zeit Bismarck's. Politische Geschichte von 1871—1890. Von Dr. Hans Blum. Leipzig und Wien 1893. Verlag des Bibliographischen Instituts.

Das Buch der Geschichte ist, wie einmal der Württembergische General Bismarck sagte, nur für den verständlich, der nicht unter, sondern über der Zeit steht. Einen so erhabenen Standpunkt aber nimmt Dr. Hans Blum als Verfasser der „Politischen Geschichte von 1871—1890" nicht ein. Zwar wird der Empfehlung seines Buches die Bemerkung vorausgeschickt, daß es „auf Grund amtlicher Quellen dargestellt" ist, doch erweisen sich die Quellen durchaus nicht immer als amtliche, und, wie die als bekannt vorauszusetzenden Erörterungen über Blum's Darstellung des Verhältnisses zwischen Bismarck und Arnim besonders dargethan haben, „hat er nicht die Einsicht in Menschlichkeiten, nicht die plastische Kunst, die nötig wären, um die beiden Männer in greifbarer Leibhaftigkeit vor unsern Blick zu stellen." Sein protestantisch-nationalliberaler Standpunkt läßt den Verfasser in den größten Fehler eines Geschichtsschreibers, in den der Einseitigkeit, verfallen und bringt ihn, wie er dies zum Beispiel inbezug auf das Vatikanische Konzil thut, dahin, die Folgen späterer politischer Ereignisse zur Voraussetzung der Handlungsweise der Kurie zu machen. Der Nationalliberalismus ist für Herrn Blum der Wertmesser, nach dem er die Entwickelung des Deutschen Reiches beurteilt, und den er auch der Beurteilung der von ihm benutzten Quellen unterlegt. Völlig unberechtigt und durchaus nicht bewiesen ist Blum's Kritik der „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Kriegsministers Grafen von Roon", herausgegeben von Roon's Sohne, von dessen stets sachlichen und vorurteilsfreien Zuthaten Blum sagt, daß sie „jeweilig die seltsamsten und nicht selten verkehrtesten Urteile über die wichtigsten Fortschritte und Entscheidungen in unserm politischen und nationalen Leben fällen." Und doch dient ihm gerade dieses Werk als sehr ergiebige Quelle! Noch einen Punkt wollen wir hervorheben, auf den noch nicht genügend aufmerksam gemacht ist. Bei aller Anerkennung des Eifers, mit welchem Blum für den nicht genug zu feiernden Einiger unsres Reiches eintritt, und der Wucht, mit dem er Bismarck's Gegnern entgegenzutreten sich bemüht, bei aller Anerkennung des Wertes einiger wichtiger Abschnitte des vorliegenden Werkes bemerkt man mißfällig das Zurücktreten der Heldengestalt unsres hochverdienten Kaisers Wilhelm I. Mit und neben Bismarck wollen wir ihn sehen, aber nicht so hinter ihm, wie hier. — Die subjektive Darstellungsweise des Verfassers zwingt zu großer Vorsicht beim Gebrauch seines Buches, das wir der Jugend nicht in die Hand geben möchten. Zum Schluß möchten wir Herrn Dr. Blum an Friedrich von Schiller erinnern, der in anerkennenswerter Bescheidenheit erklärte: „Die Geschichte ist nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden; ich werde stets eine schlechte Quelle für einen künftigen Geschichtsforscher sein, der das Unglück hat, sich an mich zu wenden." L.

Volksglaube und Volksbrauch der Siebenbürger Sachsen. Von Heinr. von Wislocki. Berlin 1893. Verlag von Emil Felber.

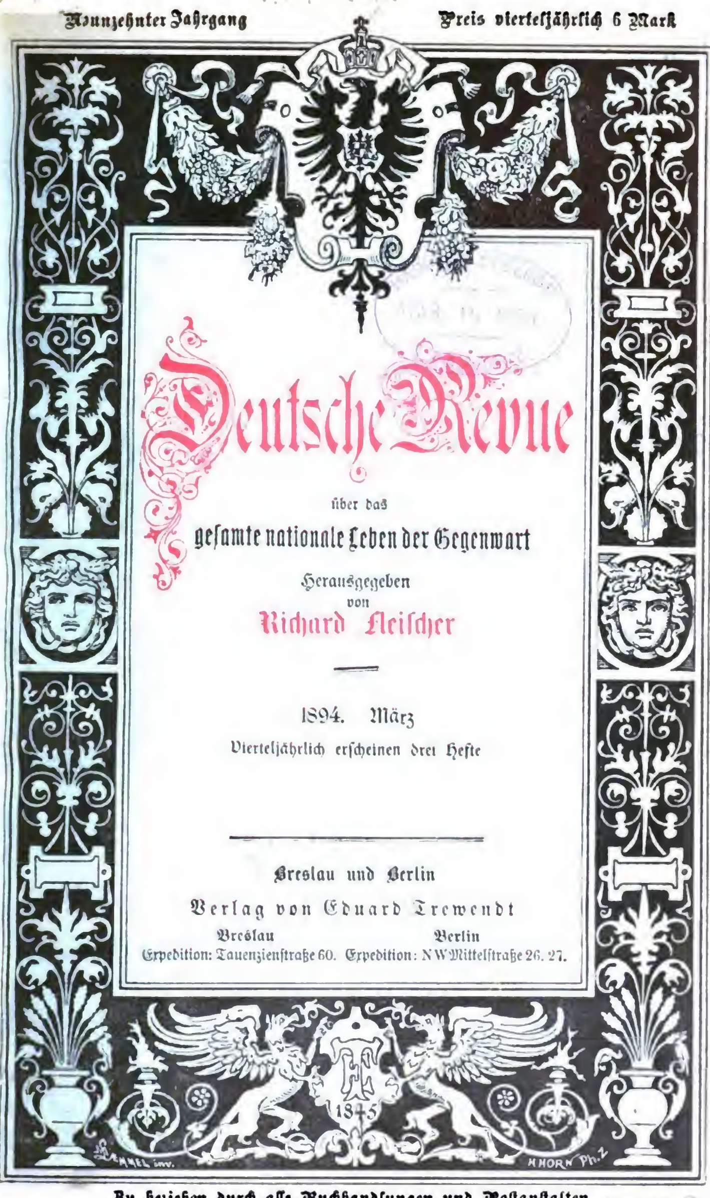
Der Verfasser dieses Buches, das auch als erster Band der „Beiträge zur Volks- und Völkerkunde" bezeichnet ist, entwickelt eine große Fruchtbarkeit in ethnologischen und volkskundlichen Büchern, die sich auf die verschiedenen unter der ungarischen Krone lebenden Völker beziehen. Er selbst hat jahrelang unter den Zigeunern gelebt und dieses Wandervolkes Sitten und Meinungen beschrieben; er hat über Volksleben und Volksglauben der Magyaren Bücher verfaßt und nun Glauben und Brauch der Siebenbürger Sachsen zum Gegenstand genommen, unter denen er selbst seine Jugend verlebt hat. Seinem Buche kamen die zahlreichen Arbeiten der tüchtigen sächsischen Männer zu gute, die an den evangelischen Kirchen und Schulen Siebenbürgens wirken oder gewirkt haben, und die seit lange das Volksleben ihrer Heimat in Schulprogrammen und andern Schriften beschrieben und untersuchten: die Teutsch, Fr. Müller, Haltrich, Schuster, Heinrich, Fronius, J. Wolff, Hillner, Mätz, Schuller. Außerdem konnte der Verfasser handschriftliche Aufzeichnungen seines mütterlichen Großvaters benutzen, die derselbe als Wanderbuch 1818—1825 sich über Heilmittel und Segensprüche, Lieder und Märchen gemacht hatte. So hat er denn ein brauchbares Werk komponiert, das durch die Verweisungen auf die Quellen auch als zuverlässig im Thatsächlichen sich bekundet. Q.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Breslau, Eduard Trewendt's Buchdruckerei (Setzerinnenschule).

Neunzehnter Jahrgang Preis vierteljährlich 6 Mark



Deutsche Revue

über das
gesamte nationale Leben der Gegenwart

Herausgegeben
von
Richard Fleischer

1894. März
Vierteljährlich erscheinen drei Hefte

Breslau und Berlin
Verlag von Eduard Trewendt
Breslau Expedition: Tauenzienstraße 60. Berlin Expedition: NW Mittelstraße 26. 27.

Inhalts-Verzeichnis.

März 1894.

An die verehrten Mitarbeiter!

Mit diesem März-Heft lege ich die verantwortliche Redaktion der Deutschen Revue nieder und verabschiede mich von unseren Mitarbeitern, indem ich allen denen herzlich danke, die mir meine Thätigkeit erleichterten.

Breslau, den 22. Februar 1894.

Ernst Trewendt.

3



Feldbriefe von 1870—71 von Karl von Wilmowski.

Nebst biographischen Mitteilungen

von

Dr. Gustav von Wilmowski,

Geh. Justiz-Rat.

(Schluß.)

1. November. Über das Gefecht bei le Bourget im Norden von Paris, das von der Garde mit erheblichen Verlusten hat wieder genommen werden müssen, ist man hier sehr betrübt. — Die Baiern sind bei den Verhandlungen sehr zähe; ihr Streben ist, im Bunde die nächst Preußen bevorzugte Macht zu sein und namentlich nicht mit dem Königreich Sachsen auf eine Stufe gesetzt zu werden. — Thiers ist wieder gekommen und hat mit Bismarck 3 Stunden unter Zuziehung einer Karte von Frankreich konferirt, worauf Bismarck sofort zum Könige gefahren ist.

2. November. Thiers, welcher Ermächtigungen sowohl von der Regierung zu Tours, als von der in Paris hat, hat über den Abschluß eines Waffenstillstandes zur Wahl der Constituante verhandelt. Bismarck will die Wahl freilassen, aber die bisherigen militärischen Erfolge vor Paris nicht vereiteln lassen; er will daher die Cernirung nur öffnen, wenn uns ein beherrschendes Fort eingeräumt wird. Thiers verweigert letzteres und verlangt für die Zeit der Wahlen unbedingte Öffnung der Cernirung. Bismarck wandte ein, daß dann keine Sicherung gegen Verproviantirung von Paris bestehe. Thiers erwiderte: dazu läge noch keine Veranlassung vor; man habe dort noch reichlich 4 Wochen zu leben und bei dem Herannahen des Winters müsse doch auch für unsre Heere die baldige Zusammenkunft der Constituante und damit der Frieden erwünscht sein. Bismarck erwiderte fein zur Andeutung, daß wir gefaßt und Willens seien, die Cernirung noch viel länger fortzusetzen: es scheine doch, daß Thiers während seines nur $1\frac{1}{2}$ tägigen Aufenthaltes in Paris nicht genügend informirt sei; unsre Nachrichten seien zuverlässiger; darnach sei man in Paris noch bis Ende Januar verproviantirt. Thiers soll ein sehr überraschtes Gesicht gemacht haben. Man sieht die Verhandlung bereits als aussichtslos an. — Das Pfund Butter soll in Paris 30 Fr. (8 Thal.) kosten! —

3. November. Thiers hatte selbst kein Hehl, daß die Parteien in Paris scharf gegen einander stehn. Zu seiner eigenen Sicherheit hat er in Paris und bis zu unsern Vorposten Eskorte bedurft. J. Favre und Trochu sind nicht mehr Herren der Lage und kaum ihres Lebens sicher. Heute und schon vorgestern hat man viel Schießen in Paris gehört. Inzwischen ergießt sich die bei Metz frei gewordene Armee über das Land, Prinz Friedrich Karl mit dem größten Theile nach Süden zur Verbindung mit Tann (Orleans).

5. November. Thiers ist noch hier. Er hat einen Sekretär nach Paris geschickt, um zu sehen, wie es dort aussieht, da am 1. November J. Favre und Trochu, weil sie den Waffenstillstand für nothwendig und die Verteidigungsmittel Frankreichs für erschöpft erklärt hatten, durch die Rothen Flourens, Blanqui &c. arretirt sind.

6. November. Bei den Verhandlungen wegen der deutschen Angelegenheiten wird auf den Kaisertitel — nicht vom Könige, aber vom Kronprinzen unter Beistimmung der übrigen Prinzen — ein erhebliches Gewicht gelegt. Man besorgt Schwierigkeiten hauptsächlich vom Könige von Baiern, obgleich er sehr deutsch gesinnt ist, und von der Königin von Württemberg (Großfürstin Olga).

7. November. Die Waffenstillstandsversuche sind ohne Erfolg geblieben. Die Pariser Machthaber wollen keine Constituante. Thiers hatte nach anfänglichen lächerlichen Vorschlägen, welche er wohl hatte machen müssen, schließlich proponirt, die Wahlen ohne Waffenstillstand unter möglichster Förderung seitens der deutschen Heerführer vorzunehmen. Dies wurde zugesagt; die Pariser haben aber Alles abgelehnt. Thiers ist heute nach Tours zurückgekehrt. Dem Könige ist es unlieb, daß die Verhandlungen ohne Resultat geblieben sind. — Auch der Graf Ledochowski, Erzbischof von Posen, und der Kardinal Fürst Chigi sind hier, um den König für den Pabst zur Sicherung seiner Selbständigkeit anzuflehen.

13. November. Wann bombardirt wird, kann noch Niemand, vielleicht selbst Moltke nicht, bestimmt sagen. Im Allgemeinen sind gerade die Militärs, der Generalstab, nicht für das Bombardement, sie glauben, daß man mit Aushungern leichter und namentlich ohne besonderen Verlust von Leuten zum Ziele komme.

14. November. Die Engländer gehören zu den Lasten des Hauptquartiers, welche leider getragen werden müssen. Die Militärs sind den englischen Herren schon deshalb nicht hold, weil auch bei den Franzosen in Paris, sowie bei Garibaldi Engländer herumbummeln und der Verdacht besteht, daß sie unter einander korrespondiren. Auch der Erbprinz von Hohenzollern, mit dem Spitznamen das „Kriegskarnickel", ist hier, ein hübscher, freundlicher, liebenswürdiger junger Mann.

17. November. Es versteht sich von selbst, daß ich mich in militärische Dinge beim Könige nicht mischen darf; wenn indeß bei den Vorträgen die Zeit nicht zu sehr drängt, so ist der König leicht zu Mittheilungen über die Kriegsoperationen geneigt. Heute war der König sehr verstimmt. Er hatte gewünscht, daß die Armee des Prinzen Friedrich Karl auf dem kürzesten Wege nach der Loire dirigirt werden sollte; er hatte aber schließlich im Kriegsrate einem andern

Sentiment nachgegeben, daß sie eine mehr südliche Richtung nehmen sollte, und „nun“, sagte er, „ist sie nicht da, wo wir sie brauchen.“ Tann hat sich (9 Nov.) bei Coulmiers tapfer geschlagen, so daß der französische General Aurelles an die Regierung in Tours nach seiner aufgefangenen Depesche selbst berichtet hatte, er habe zwar auf seinem rechten Flügel gesiegt, auf dem linken aber eine totale Niederlage erlitten, so daß er nicht habe vorwärts rücken können. Dagegen ist Tann zurückgegangen und anscheinend weiter als nötig. Der Großherzog von Mecklenburg sollte ihm zur Hülfe kommen, dirigirt sich zu sehr nach dem Westen und macht endlich Halt, so daß schließlich der Weg von Orleans nach hier dem Feinde ganz offen steht. Glücklicherweise weiß er es nicht und benutzt die Chance nicht, welche ihm mit morgen bereits verloren sein wird. — Heute habe ich meinen Spezialkollegen und vielwöchentlichen Tischnachbar verloren. General Treskow hat schleunigst abreisen müssen, um an Stelle des erkrankten Gen. v. Schimmelmann dessen Division zu übernehmen. — Gestern hatten die Soldaten in der Nähe einen Ballon heruntergeschossen. Von Interesse waren die aufgefangenen Zeitungen aus Paris. Der Gaulois, welcher sonst am wüthendsten die Kriegstrompete bließ, wird zahm; er lamentirt, daß Paris von den Provinzen im Stiche gelassen würde; der Hunger klopfe stark an und die Übergabe werde schließlich unvermeidlich.

15. November. Nach den in der Nacht eingegangenen Meldungen ist uns die Loire-Armee gestern doch eklig nahe gekommen; indeß ist der heutige Tag glücklich vorüber gegangen, ohne daß etwas passirt ist. Gestern Abend spät kam eine Meldung vom General Rheinbaben, daß bei Dreux sich überlegene Massen Franzosen mit starker Artillerie gezeigt hätten; nach dieser Richtung stehen fast gar keine Truppen von uns; heute sind dorthin 7 Bataillone Garde-Landwehr dirigirt. Der Vorsicht halber waren die königlichen Packwagen fertig gemacht. — Mit den badischen Ministern und mit Hessen-Darmstadt soll morgen abgeschlossen werden.

17. November. Der König war gestern über die militärische Aktion besser gelaunt. Die Loire-Armee hat nun genügende Kräfte gegen sich. Nach den neueren Nachrichten haben die französischen Vorposten im Norden von Paris angefangen, den Friedenszustand anzubahnen; sie schießen nicht mehr auf die Unsrigen; häufig kommen Soldaten, nachdem sie die Waffen abgelegt haben, mit dem Rufe: nix! Kamerad! bis auf kurze Distanz heran, um Kartoffeln auszubuddeln.

22. November. Über Moltke cirkulirt: er habe gesagt, es sei der dummste Streich in diesem Kriege, daß man überhaupt Belagerungsgeschütz nach Paris habe transportiren lassen. — Für die Vorposten ist es eine traurige Situation, daß so viele Civilpersonen, auch Frauen, aus der Stadt kommen und hinaus wollen. Sie müssen durch Schüsse wieder hineingetrieben werden; die Soldaten haben aber die Weisung, über die Köpfe weg zu schießen. Gestern aber haben sich bei Sevres ein Paar Leute zur Wehre gesetzt, welche dann kriegsrechtlich erschossen sind. Dem Regimentskommandeur, welcher es mir erzählte, that es sehr leid; er meinte, wenn er das vorausgesehen hätte, würde er sie lieber haben

laufen lassen, — eine Auffassung, welche man jetzt gegenüber den Franzosen mit Rücksicht auf deren Treulosigkeit und Hinterlist bei Offizieren und Soldaten selten findet.

23. November. Mit Baiern ist in der deutschen Sache abgeschlossen, allerdings unter Zugeständnis mehrerer Prärogativen für militärische Angelegenheit, Post- und Telegraphen-Verwaltung und unter Wahrung entsprechenden politischen Einflusses, aber ohne das beanspruchte Veto. Bismarck ist darüber sehr vergnügt. Auch Württemberg, welches, durch bairische Zögerung veranlaßt, zurückgehalten hatte, wird nun abschließen. Württemberg und Sachsen sind anfangs gegen den Kaisertitel gewesen. Bismarck legt auf letzteren allerdings Werth; er meinte, dies äußerliche Zeichen werde je länger desto mehr nach außen, wie nach innen, sich eine einigende Wirkung verschaffen. Die Wünsche gehen nach verschiedenen Seiten sehr aus einander; wesentlich ist aber, daß die durch die Jahre 1866 und 1870 geschaffene Basis zur Erfüllung unsrer deutschen staatlichen Bedürfnisse entwickelungsfähig ist. Die Schöpfung ist nicht nur ein geschichtliches Ereignis, sondern noch mehr, eine gewollte große That, welcher ich freudige Anerkennung zolle.

28. November. Bei Besprechung der Beschießung von Paris erwähnte der König, es sei ursprünglich mit einem Angriffe auf die Südforts ein gleichzeitiger Angriff auf St. Denis und das daneben gelegene Fort de l'Est projektirt gewesen; man sei davon abgegangen; übrigens sei es nicht wahr, daß beschlossen sei, Paris nicht zu beschießen; zur Zeit seien nur die Vorbereitungen noch nicht vollendet.

30. November Abends. Seit Mitternacht heftiger Geschützdonner von Paris her. Ich erwartete, daß der König auf das Gefechtsfeld gehen würde; aber nach 12 Uhr schickte der König zu mir, und ich erfuhr, daß die Generale sich seinem Fortgehen widersetzt haben, weil die Franzosen an drei verschiedenen Orten Ausfälle gemacht haben, über welche den König die Meldungen nur hier am Orte richtig treffen könnten, morgens früh gegen St. Cloud und Montretout; dann nach Süden gegen das 6te Korps, und der dritte sehr bedeutende nach Osten gegen die Sachsen und Württemberger, welche aus Brie und Champigny vertrieben sind. Auch gegen Norden sind dann die Franzosen noch gegen Stains und Epinay ausgefallen.

3. Dezember. Bei der heftigen Kanonade am 30ten sind 2000 Granaten gegen das 6te Korps gefallen, ohne auch nur einen Mann zu verwunden, und 1600 Granaten sind gezählt, welche auf das Plateau der Baiern gefallen sind und nur 2 Mann getroffen und getötet haben. Jeder Schuß aus dem groben Geschütz soll 93 Thal. kosten.

4. Dezember. Brie und Champigny sind wieder gewonnen. Sehr indignirt ist man, daß die Franzosen gestern Abends auf unsre Ärzte und Sanitätswagen, welche die Verwundeten zum Lazareth herein holen sollten, geschossen haben, so daß man davon abstehen mußte. — Der Rittmeister v. Gr. von den Gardehusaren ist hier angekommen; er hat in Kassel gestanden und erzählte, daß der Kaiser Napoleon und seine Getreuen sich gewaltig langweilten. Er ist öfter ein-

geladen gewesen; es wird spät dinirt; nach Tische wird aus Zeitungen vorgelesen, auch aus deutschen, wovon ein großer Theil der Herren nichts versteht; diese spielen Karten oder schlafen auch ungenirt.

5. Dezember. Rührend ist die allgemeine und allerdings wohl verdiente Verehrung für den König. Als die Möglichkeit besprochen wurde, daß wir zu Weihnachten wieder zu Berlin sein könnten, sagte einer der bairischen Herren, Baron F., treuherzig wehmüthig: „Wissen's, 's wird mir sehr leid, wenn ich den König nicht mehr sehen kann."

8. Dezember. Die Concessionen an Baiern sind allerdings stark: aber man muß die Dinge nehmen, wie sie sind. Bismarck drückte sich aus: „Vor allen Dingen erst 'rin ins Haus (mit einer entsprechenden einladenden Handbewegung)! Alles andre findet sich; nachher wirkt die Gemeinsamkeit der Thatsachen von selbst. Der Preis ist hoch; aber Baiern ist nun einmal billiger nicht zu haben, und mit der bloßen Isolirung kommen wir nicht weiter. Die Baiern werden sehen, daß wir nicht so schlimm sind, als sie meinen; und hauptsächlich: Die gemeinsamen Interessen verschaffen sich von selbst Luft und Gestaltung." — Bis zum 19ten hofft man alle Munition zur Beschießung hier zu haben. Sollte bis dahin die Kapitulation nicht erfolgt sein, dann wird wohl der Widerstand des Oberkommandos der 3ten Armee gegen das Andrängen von Bismarck, des Kriegsministers und der Artillerie-Kommandos kaum mehr Stand halten.

9 Dezember. Trochu hat heute 4 gefangene deutsche Offiziere zu uns mit dem Bemerken herausgelassen, er würde sie nicht vor Insulten schützen können; er fühlt sich wohl nicht mehr als Herr der Situation.

11. Dezember. Beim gestrigen Diner beim Kronprinzen äußerte sich General von Blumenthal, Chef des Generalstabs der 3. Armee, als großer Widersacher des Bombardements; er will rein aushungern. Auf meine Frage: wie lange das dauern solle, erwiderte er: darauf habe er keine Antwort, weil er das nicht wisse. Er meinte, die Schwierigkeit, die Forts zu erobern, werde viel zu sehr unterschätzt, und selbst wenn wir die südlichen Forts würden eingenommen haben, würden wir in Paris nur geringen Schaden anrichten können. Die Artilleristen sind freilich andrer Meinung.

12. Dezember. Der König klagte heute, daß das Wetter von Neuem Schwierigkeiten für die Herbeischaffung der Munition bereite; das Publikum ahne nicht entfernt, welche Schwierigkeiten die Beförderung eines bedeutenden Belagerungs-Materials, wie es hier nöthig sei, auf Landwegen und in jetziger Jahreszeit mache. Er seinerseits treibe genug, und Bismarck sei über die Verzögerung sehr erregt.

14. Dezember. Die Beschießungsfrage ist unser tägliches Brod. Der König wird verstimmt, wenn man nur davon anfängt; er treibt unausgesetzt und Bismarck wenn möglich noch mehr. Bismarck brauchte darüber schon früher kräftige Ausdrücke. Mit seiner Äußerung, der Frieden müsse erschossen werden, hat er meines Erachtens Recht.

18. Dezember. Der König hatte fest erklärt, daß er die Reichstagsdeputation nicht eher empfangen werde, bis er vom Könige von Baiern die Nachricht würde erhalten haben, daß alle deutschen Fürsten beistimmten, und diese Nachricht blieb bis gestern Abend aus. Der König empfing heute, umgeben von den anwesenden deutschen Fürsten und seinen Generälen, die Deputation. Der Präsident Simson hielt eine sachgemäße kurze gute Anrede, las dann die Adresse, und der König erwiederte mit einer formulirten Antwort. Letztere begann mit einem Danke gegen Gott für die Erfolge und sprach dann von den Opfern; dabei wurde der König so bewegt, daß die Thränen die Stimme stocken machten; er überwand sich und las zu Ende. Dann trat er näher auf die Deputation zu und improvisirte eine weitere Anrede, aber vor ungemeiner Bewegung und Rührung mit kleinen Pausen. Die Versammlung fühlte mit ihm, und so war der ganze Vorgang nicht jubelnd und sprudelnd, sondern sehr ernst und ergreifend. Der König sprach mit jedem Einzelnen der Deputation. Zum Schlusse brachte Simson ein Hoch auf den König aus. Nach Entlassung der Deputirten sprach der König mit den Fürsten anerkennend und drückte Bismarck lange die Hand.

26. Dezember. Ein gefangener Franzose, welcher von einem aus früherer Zeit Bekannten angesprochen wurde, warnte: wir möchten nicht zu viel Gewicht auf Berichte von Pariser Gefangenen oder Überläufern legen; keiner von ihnen wisse genau, wie es in Paris aussehe, weil die in den Forts und außerhalb der Stadt liegende Armee streng gesondert von dem Verkehr mit der Stadt gehalten werde; kein Soldat werde in die Stadt hineingelassen, und wenn Leute aus der Stadt zu den Truppen kämen, würden sie überwacht! — Der Flügeladjutant Graf Waldersee ist vorgestern von der Loire zurückgekehrt, wo er seit dem 20. November die Kampagne mitgemacht hat. Sein Bericht über die fortgesetzten Kämpfe und die ungemeinen Strapatzen ist ergreifend. Die Soldaten, namentlich Baiern und die 22. Division haben kein Schuhzeug mehr gehabt. In den Dörfern ist nichts zu leben, so daß an einzelnen Orten die Etappen-Kommandanten den Einwohnern von ihren Vorräthen gereicht haben. Dabei überall französische Verwundete ohne Aerzte und ohne sonstige Hülfe. In Blois hat man 800 meist schwerverwundete Franzosen mit bloß 2 Aerzten getroffen. Die französische Infanterie sei sehr gut bewaffnet mit neuen chassepots und Remington-Gewehren, meistens amerikanischer Fabrik; auch die Artillerie habe neue Geschütze und zwar Hinterlader gehabt. Die Kavallerie sei erbärmlich. Städte und Landleute sehnten sich nach dem Frieden. — Gegen die occupirten Landestheile wird man etwas schärfer mit Kontributionen vorgehen, um das Friedensbedürfniß schärfer anzuregen. In Rouen hat man 2 Millionen, in Amiens 800 000 Francs beigetrieben. Dies ist um so nöthiger, weil man das Requisitionssystem für die Verproviantirung der Armee im Großen seit lange aufgegeben hat. Für das Requiriren verbergen sich die Vorräthe. Die Baiern sollen zwar besondre Gewandtheit im Entdecken solcher Schätze haben. So wird erzählt: ein preußisches Commando hat ein Dorf nach Hammeln abgesucht und nichts gefunden; es begegnet dann Baiern mit 14 Hammeln, welche von den Baiern bereitwillig an die Preußen abgetreten

wurden; die Baiern gehen dann in dasselbe Dorf und kommen nach kurzer Zeit mit 16 Stück wieder heraus. Seitdem alle Vorräthe für die Armee von uns baar bezahlt werden, fehlt es nicht an Vieh, Brod ꝛc. Man nimmt uns hohe Preise ab und giebt daher gern. Es werden uns die Heerden aus Gebieten, welche wir noch gar nicht besetzt haben, z. B. aus Theilen der Pikardie herangetrieben. Wir denken, den von uns zu zahlenden Mehrbetrag bei der Schlußrechnung von Frankreich wieder zu erlangen. Der Nachtheil dabei ist nur, daß bis dahin die Einwohner den Druck des Krieges und das Bedürfniß des Friedens nicht genug fühlen.

28. Dezember. Es ist angefangen, die Verschanzungen auf dem Mont Avron zu beschießen. Über die hiesigen Vorbereitungen hat die Times einen ausführlichen Artikel mit genauer Angabe der Geschütze und die Anzahl der Geschosse, welche bei Villacoublay bereit sind, gebracht. Die vielen Engländer, welche sich hier herumtreiben, erregen manchen Verdruß. Prinz Friedrich Karl ist gegen sie strenger; er hat kürzlich 3 Engländer, welche bloß für den Bereich der kronprinzlichen Armee von deren Commando legitimirt waren, in Orleans festnehmen und unter Eskorte hierher transportiren lassen.

30. Dezember. Nach dem Abzug der Franzosen vom Mont Avron ist die Höhe von unserer Infanterie besetzt; an den vorgefundenen Todten, den zerschossenen Geschützen und den bösen Verwüstungen hat man die enormen Wirkungen unserer Geschütze schätzen gelernt. Dies hat eine gehobene Stimmung hervorgerufen; die Erwartungen der „Schießer“ sind hoch gespannt; die Gegner fangen an, sich zu bekehren. Der Kronprinz soll offen gesagt haben: er gestehe, daß er sich geirrt habe. Man beabsichtigt nun auch die südlichen Forts, Issy und Vanves, artilleristisch anzugreifen und zum Schweigen zu bringen (nicht sich in ihren Besitz zu setzen); eine förmliche Belagerung koste zu viel Menschen.

1. Januar 1871. Um 9½ Uhr gratulirte dem Könige zunächst das „Haus“, der Hofstaat — Hofmarschälle, Flügel- und Generaladjutanten, von Albedyll (Treskow's Substitut) und ich — dann empfing er die Fürstlichkeiten (33) und nach der Kirche im großen Saale des Schlosses von Versailles die Generäle, Offizier-Corps und höhere Beamte. Später wanderte ich in den Park, das Eisvergnügen zu betrachten; auf dem Eise tummelten sich Offiziere, Soldaten, Franzosen und sehr gewandte Französinnen. Unter den Zuschauern befanden sich sämmtliche Fürstlichkeiten. Dazwischen donnerte fortwährend der Valérien. Abends war große Tafel von 100 Couverts. Der König dankte den Fürsten für ihre Hülfe in diesem nationalen Kriege; der Großherzog von Baden als ältester anwesender Souverän dankte dem Könige für die Führung mit dem Ausdrucke des Bedauerns, daß dieser Tag die Wünsche der Fürsten und der Nation bezüglich der Kaiserwürde nicht schon erfüllt sehe; der König will nämlich auf die formelle Erklärung von Baiern warten.

8. Januar 1871. Ohne den Fall von Paris werden wir sicher keinen Frieden erlangen. Der Ruf, welcher mitunter tönt: Frieden um jeden Preis, ist schwächlich und verderblich; Ersteres angesichts unsrer ungeheuren Opfer und auch der ungleich

größeren Verluste von Frankreich; Letzteres, weil Frankreich im Gefühle einer bestätigten Ausnahme-Stellung versichert, ohne Verluste von seinem heiligen Boden aus gegen andere Völker und namentlich gegen uns sündigen zu dürfen, bei einiger Erstarkung wieder zum Schwerte greifen würde, um die Flecken der Gloire abzuwaschen. — Daß das Bombardement endlich erreicht ist, ist dem Drängen des Königs und Bismarcks zu danken. Die Gegner, deren Zahl sich vermindert, schweigen. Die Forts Issy und Vanvres sind fast ganz zum Schweigen gebracht; die heute eingebrachten Pariser Zeitungen melden, daß die Granaten aus unsern Batterieen schon jetzt bis zum Palais de Luxembourg fliegen und dort Leute verwundet und Bäume beschädigt haben, obwohl diese Batterieen bei Chatillon noch gar nicht für die Stadt bestimmt sind und nur versuchsweise hineingeschossen haben.

14. Januar. Die Pariser Zeitungen schäumen vor Wuth, daß Paris, wie jede andere Festung beschossen wird, während man bisher Paris in seiner Qualität als Festung ersten Ranges gerühmt hat. Auch England hat sich gerührt; das ist noch absurder.

15. Januar. Sonntags ist unsere Tafel immer etwas größer, heute 45 Personen. Nach Tische wurde ein sehr schöner Säbel mit goldenem Griffe in silberner Scheide gezeigt, welchen die deutschen Damen in Baltimore Moltke verehrt haben. Beim Aufstehen sagte mir der König lächelnd, es sei heute für ihn ein besonders glücklicher Tag gewesen, da ich ihn nicht heimgesucht hätte! — In London soll die Gesandten-Konferenz zusammentreten, um wegen der von Rußland gewollten Aufhebung der Neutralität des schwarzen Meeres einen Vertrag zu schließen. Frankreich war auch dazu aufgefordert, und Bismarck hatte vor etwa 14 bis 16 Tagen zu diesem Zwecke dem auswärtigen Minister J. Favre einen Passirschein offerirt, welcher indeß damals von ihm abgelehnt wurde. Inzwischen ist das Bombardement eröffnet. Jetzt bittet J. Favre um einen Passirschein; aber er bemerkt, er sei gewohnt, immer in großer Familie zu leben, möchte diese Gewohnheit nicht missen und wolle daher seine Frau, seine im Hause lebenden Kinder, seine verheirathete Tochter, deren Mann und Kinder und mehrere genannte Familienfreunde mitnehmen; auch für diese bitte er um Passirschein!

18. Januar. Die heutige Feier werdet Ihr in den Zeitungen lesen. Sie fand im großen Festsaale Louis XIV. statt, welcher im Verhältnisse zur Länge überaus schmal und eigentlich eine Gallerie ist. An der einen Längsseite, — unterbrochen durch eine improvisirte Kanzel, — standen Deputationen von Unteroffizieren und Gemeinen, gegenüber Offizierkorps der Nachbarschaft. Die Feier begann mit Gesang und Predigt. Vortrefflich tragen die aus den Soldaten ausgesuchten Sänger, wenngleich ohne alle musikalische Vorbildung, die Kirchengesänge vor. Nach der Predigt, welche der König mit den Fürstlichkeiten der Kanzel gegenüber angehört hatte, schritten sie der, an einer Schmalseite errichteten Estrade zu; die regierenden Fürsten und deren Vertreter (Prinz Luitpold und Prinz von Württemberg) im Halbrunde hinter dem Könige. Der König hielt zuerst eine (aufgeschriebene) Ansprache an die Fürsten, wobei er aller-

dings dem Saale halb den Rücken zuwenden mußte. Dann las Bismarck die Proklamation an das Volk, und der Großherzog von Baden brachte auf den deutschen Kaiser ein Hoch aus, welches nicht enden wollte. Zunächst fielen sich der König mit dem Kronprinzen und dann dem Prinzen Karl um den Hals; der Kronprinz ließ sich dann auf ein Knie nieder und küßte dem Könige die Hand. Der König wandte sich nun zu den Fürsten und reichte ihnen die Hand. Dabei wollte einer der Fürsten, — wie mir schien, der Herzog von Meiningen, — dem Könige auch die Hand küssen; das ließ er aber nicht zu. Dann trat der König in die Gallerie zurück, redete viele Soldaten an und klopfte den Kreuzrittern unter ihnen auf die Achsel. Unter den Klängen des Hohenfriedeberger Marsches verlor sich das Publikum. — Die Musik des Bataillons, welches Fahnen zum Schlosse brachte, spielte die Melodie: was ist des Deutschen Vaterland?

24. Januar. J. Favre, seit gestern hier, unterhandelt ernstlich; er ist heute nach Paris zurückgekehrt und wird wieder kommen. Die entsetzlichen Verluste der Franzosen beim Ausfalle vom 19. sollen in Paris sehr deprimirt haben.

27. Januar. Der Telegraph wird bereits die Nachricht gebracht haben, daß gestern Nacht 12 Uhr das Feuern beiderseits eingestellt ist und ein Waffenstillstand abgeschlossen wird.

30. Januar. Meine Nachrichten überholt alle der Telegraph. Sämmtliche Forts sind schon besetzt. Die Artilleristen erklären das Monstre-Geschütz auf dem Mt. Valérien, aus welchem man bis in die Nähe von Versailles geschossen hat und welches wegen seiner kolossalen Dimensionen Verwunderung erregte, für unpraktisch; es verschwende Pulver in großen Mengen; unsre 24 pfünder schössen weiter; mit diesen hätte man vom Mt. Valérien aus sicher Versailles in Brand schießen können. — Bei den Verhandlungen hat Roon sich entschieden gesträubt, die Pariser Armee von ca. 150 000 Mann kriegsgefangen nach Deutschland zu führen, weil gar kein Unterbringen, vollends in jetziger Jahreszeit, möglich sei, und sie zu viel Bewachungsmannschaft erfordern. Favre und Wandel sollen schließlich sehr geknickt gewesen sein und beim vorgestrigen Diner bei Bismarck gesessen haben, als sollten sie Tags darauf gehängt werden; während ihre vier Begleiter äußerst munter und eßlustig gewesen sind und sich über ihre Hungerkur lustig gemacht haben. Als Favre bei seiner ersten Rückkehr am 24. von dem preußischen Offizier, Hauptmann von Winterfeldt, jenseits der Seinebrücke bei Sèvres dem französischen Offizier — zum Parlamentiren sind dort seit lange dieselben Offiziere kommandirt, so daß sie sich kennen — übergeben worden und abgefahren ist, fragt der französische Offizier den preußischen, was es gebe. Dieser, ohne es zu wissen, antwortet auf gut Glück: Paris kapitulirt. Der Franzose: was? kapitulirt? er singt: la! la! la! und tanzt; sein Trompeter, welcher es auch gehört hat, springt dazu und tanzt vis-à-vis, beide wie besessen!

1. Februar. Die vielen Fragen werden durch die Konvention vom 28. Januar beantwortet sein; freilich steht noch Manches in den besonderen Protokollen, so z. B. haben sich die Franzosen verpflichtet, sämmtliche Minen anzugeben, welche sie in der Umgegend der Forts gelegt haben. Wir sahen

demgemäß auch gestern beim Besuche des Mt. Valérien unsere Pioniere an mehreren Stellen Minen aufgraben.

4. Februar. Nach der Konvention sollen aus dem Bereiche unserer Truppen keine Nahrungsmittel nach Paris hineingeschafft werden; aber die Leute kommen mit leeren Wagen und fahren mit beladenen heim. Die Posten ignoriren das, lassen aber Keinen ohne passeport passiren. Hier in Versailles sollen deshalb alle Nahrungsmittel enorm im Preise gestiegen sein. Es ist ein Verkehr in den Straßen, daß man das stille Versailles nicht wieder erkennt. — Mein Wirth, welcher stets enragirt guerre à outrance wollte, ist seit der Kapitulation zum Frieden bekehrt; er agitirt jetzt stark in Wahlangelegenheiten für die Orleans!

11. Februar. Der König kann den Hexenschuß noch immer nicht los werden; das Gehen und Stehen wird ihm bemerkbar schwer, was seine sonst so stattliche Haltung sehr beeinträchtigt. Wegen der Rückkehr ist noch nichts bestimmt. Der König äußerte nur, daß er die Eröffnung des Reichsparlaments gern in Person vornehme.

21. Februar. Bismarck fährt eben zum König, um für Thiers um Audienz zu bitten; er ließ während der Zeit Thiers in seinem Zimmer, und als er zurückkehrte, fand er den alten Herrn eingeschlafen. Für Thiers (1840!) ist es eine saure Aufgabe, bei einem solchen Resultate den Frieden zu unterhandeln. Der Waffenstillstand wird nochmals verlängert.

22. Februar Über unsere Rückkunft wird hier viel gesprochen, d. Z. von Allen Anderen, nicht aber vom Könige, der es nicht liebt, über etwas Unsicheres Pläne zu machen. — Die berittenen Offiziere klagen, daß sie von den Pariser Pferdehändlern förmlich überlaufen würden, weil es in Paris an Pferden, namentlich an eleganten, feinen mangelt. Der Pferdehandel bei den Offizieren ist großartig; fortwährend wird gekauft und verkauft. — Der König erzählte mir, daß er Thiers empfangen habe, und äußerte Hoffnung auf Frieden. Ohne solche sichere Aussicht würde Bismarck die Audienz und vollends ohne seine Zuziehung unter 4 Augen schwerlich zugelassen haben; letzteres wird ihm von Manchen verdacht.

23. Februar. Da gestern Thiers erst vom Könige, dann vom Kronprinzen empfangen wurde, so hielt hier Jedermann sich zur Annahme berechtigt, man sei über die Friedens-Präliminarien im Wesentlichen einig. Zu meinem großen Bedauern habe ich heute vom Könige erfahren, daß ein solches Einverständnis noch in ziemlich weitem Felde liegt. Thiers hatte den Wunsch einer Audienz ausgesprochen, und Bismarck hatte geglaubt, diese Courtoisie dem zeitigen Chef der französischen Republik nicht verweigern zu können. Damit die Sache nicht einen politischen Anstrich habe, ist Thiers ohne Bismarck's Gegenwart nur privatim empfangen. Die Abtretung von Elsaß und die Zahlung von 4 Milliarden Francs hat Thiers zugegeben; aber gegen die Abtretung von Lothringen mit Metz, die Zahlung von mehr Geld und den Einzug oder Durchmarsch durch Paris sträubt er sich und hat an die magnanimité des Königs appellirt. — Die heutigen Pariser Journale scheinen in Folge der, im englischen Parlamente gefallenen

Aeußerungen wieder hoch hinaus zu wollen. Statt im Interesse des eigenen Landes das Publikum auf die Bedingungen vorzubereiten, und zum Frieden abzuwiegeln, geschieht das Gegentheil. Drei große Journale enthielten die Nachricht: Der Frieden sei so gut wie abgeschlossen; von Territorial-Abtretung sei dabei keine Rede!“ —

Nachdem in den nächsten Tagen die Friedens-Präliminarien in bekannter Weise wirklich abgeschlossen waren, hatte am 3. März der Kronprinz die zu seinem Haupt-Quartiere gehörigen Fürstlichkeiten entlassen; auch die übrigen reisten in den nächstfolgenden Tagen ab. Der König selbst fuhr am 7. März von Versailles ab und nach Berlin zurück. Der glänzende Triumphzug ist durch die Zeitungsnachrichten bekannt. —

Der Kriegszeit, in welcher die militärischen Ereignisse, das Verhältnis zu Frankreich und die ersten Schritte zur Errichtung des Deutschen Reiches in den Vordergrund traten und fast alle Interessen absorbierten, folgte in den nächsten 17 Jahren bis zum Tode des Königs und Kaisers eine ununterbrochene Friedenszeit, in welcher die innere Staatsverwaltung in den Vordergrund trat und damit die Thätigkeit des Civil-Kabinetts-Rats eine intensivere wurde. Es wird wohl nicht als unzulässig zu betrachten sein, wenn vorstehend aus der Kriegszeit ausführlichere Mitteilungen veröffentlicht sind, welche das Leben im Hauptquartiere des Königs und die Auffassungen in demselben illustrieren. Sie begleiten die Ereignisse, welche bereits Geschichte geworden und in ihren wesentlichen Zügen allgemein bekannt sind; und gegenüber der Diskretion, welche zur Zeit ihrer Niederschrift einer weiteren Verbreitung entgegengestanden hätte, kann in einer solchen jetzt nicht mehr eine Indiskretion liegen. Sie betreffen zumal teils nur die äußeren Verhältnisse des Lebens im Hauptquartiere, teils das Verhältnis gegenüber Frankreich und den Franzosen, und nicht die mit der Amtsthätigkeit und der Vertrauensstellung des Kabinettsrats verbundenen Angelegenheiten der inneren Politik. Eine desto größere Zurückhaltung ist naturgemäß für die demnächstige Friedenszeit in betreff sachlicher Mitteilungen geboten. Der Kabinettsrat hat grundsätzlich und absichtlich keine Notizen hinsichtlich seiner Amtsthätigkeit hinterlassen und Memoiren darüber nicht schreiben wollen. Er hielt sich mit Recht nicht befugt, Mitteilungen über dasjenige, was ihm in seiner Stellung bekannt wurde, in einer Zeit, worin es irgend wie von Einfluß sein konnte, zu machen; er hatte auch während der Dauer seiner Amtsstellung keine Zeit, irgend welche Privatnotizen für sich zu machen, weil er dafür amtlich zu sehr beschäftigt war. Zu berücksichtigen ist dabei, daß nach dem französischen Kriege nicht bloß die Angelegenheiten der preußischen innern Staatsverwaltung, sondern auch die mit den Beziehungen des Königs als Kaisers des Deutschen Reiches verbundene Civilthätigkeit ihn in Anspruch nahm. Eine weitere Geschäftsvermehrung entstand für ihn dadurch, daß, während früher der älteste Geheime Rat des Staatsministeriums Sr. Majestät über die Angelegenheiten des Staatsministerii

Vortrag hielt, bald nach dem französischen Kriege, als der Geheime Rat Wehrmann seinen Abschied nahm und nach seinem Abgange der Geheime Rat Wagener ältester Rat des Staatsministerii wurde, der König es ablehnte, sich von ihm vortragen zu lassen und vorzog, daß auch die desfallsigen Vorträge dem Kabinettsrat von Wilmowski übertragen wurden. Sonach umfaßte seine Thätigkeit seitdem mit Ausnahme der militärischen und der auswärtigen Angelegenheiten die gesamte Civilverwaltung, soweit Se. Majestät damit befaßt wurde. Ließ ihm danach seine Beschäftigung keine Zeit zu tagebuchartigen Aufzeichnungen aus frischer Erinnerung, so lehnte er auch in der Zeit seiner späteren Muße es ab, selbst nur dasjenige zu notieren, was ohne Indiskretion veröffentlicht werden konnte. Er machte mit Rücksicht auf die Erfahrungen aus sonstigen Veröffentlichungen geltend, daß ohne Unterstützung durch eine sofort nach einer Mitteilung oder einem Erlebnisse erfolgte Aufzeichnung sehr leicht die Erinnerung über Genauigkeit, Zeit und Anlaß selbst bei unbedingter Wahrheitsliebe und bei festester Überzeugung täuscht. Sonach ist die Möglichkeit einer Veröffentlichung nur auf seine gelegentlichen Privatmitteilungen beschränkt. Auch diese erfolgten sparsam und vorsichtig; und selbst von diesen verbietet sich sachgemäß die Bekanntmachung von allem, wovon angenommen werden muß, daß er selbst oder diejenigen, von welchen er Mitteilungen erhielt, eine weitere Bekanntmachung als ausgeschlossen erachteten. Demnach ist von selbst die Beschränkung auf eine allgemeine Charakterisierung seiner Thätigkeit und seines Verhältnisses zu den Personen, mit welchen ihn seine Stellung in Berührung treten ließ, geboten.

In sachlicher Beziehung enthält diese Beschränkung ohnehin keine Vorenthaltung wesentlicher Wahrheiten. Das Gesamtbild der Politik ist durch die Regierungs-Akte des Kaisers offen dargelegt. Der Kaiser selbst hatte in seinem bekannten Briefe vom 3. September 1873 an den Papst Pius IX. ausdrücklich betont: Der heilige Vater sei über deutsche Verhältnisse falsch berichtet, wenn er der Vermutung Raum gebe, daß die Regierung in Preußen Bahnen einschlüge, welche der Kaiser nicht billige. Nach der Verfassung könne ein solcher Fall gar nicht eintreten, da alle Gesetze und Regierungsmaßregeln der landesherrlichen Zustimmung bedürften. —

Die jeweilige Politik des Fürsten Bismarck war die des Kaisers; und wie man mit gleichem Rechte zur Vermeidung von Mißdeutung hinzusetzen muß: Die Politik des Kaisers war immer auch die vom Fürsten Bismarck thatsächlich ausgeführte. Man würde beiden Unrecht thun, wenn man annehmen wollte, daß der Kaiser stets den Vorschlägen des Fürsten zugestimmt hätte und der Fürst thatsächlich Alleinherrscher gewesen sei. Vorschläge, welche den Intentionen des Kaisers widerstrebten, wurden vom Fürsten nicht gemacht oder nicht aufrecht gehalten. Die Genialität des Fürsten für die Ausführung seiner von großen welthistorischen Gesichtspunkten ausgehenden Pläne bestand eben darin, daß er überhaupt stets mit den realen Verhältnissen und Faktoren der Macht rechnete und nur das innerhalb der gegebenen Verhältnisse Mögliche und Wünschenswerte in Aussicht nahm. Die Macht seines Einflusses beim Kaiser beruhte darauf, daß

er zu überzeugen wußte, und hatte ihre Schranke an den festgewurzelten Überzeugungen und Charaktereigenschaften des Kaisers; diese hatten auf den entschieden monarchischen Sinn Bismarcks, welcher den Kaiser im höchsten Maße verehrte, den Einfluß, daß er dem entschiedenen Willen des Kaisers ehrfurchtsvoll nachgab. Nach glaubhaften Mitteilungen war das Verhältnis beider zu einander ein so glückliches, daß beide sehr leicht sich in harmonischer Zusammenwirkung vereinigten. Während hierauf das ungetrübte Verhältnis in der gesamten Regierungszeit des Kaisers beruhte, fand der Kabinetsrat keinen Grund, einen dieser Harmonie entgegengesetzten Einfluß geltend zu machen.

Die Charakterwesenheit des Kaisers Wilhelm I. lag, seit er in gereifteren Jahren die Regierung übernahm und vollends in den letzten zwei Jahrzehnten seiner Regierung ohne alle Hinterhaltigkeit so offen vor, daß sich darüber kein Unbefangener täuschen konnte. Nachdem er durch Erfahrung die Kriegsleiden im vollen Maße kennen und schätzen gelernt hatte, war er einem jeden Kriege, welcher ihm nicht aufgedrängt wäre, entschieden abgeneigt und wußte er stets die Kriegslust derjenigen in seiner Umgebung zu zügeln, welche nicht übel Lust gehabt haben würden, gegen Frankreich vor seiner weiteren Erstarkung einen neuen Krieg zu beginnen. Es ist ihm selbst, und nicht Rußland, dem russischen Kaiser oder der russischen Diplomatie im Jahre 1875, wie Franzosen und Russen glauben machen wollten, zu danken, daß ein solcher Krieg nicht entbrannte. Rußland hätte bei ihm behufs solcher Friedensvermittelung nur offene Thüren einzurennen gehabt. Zu wirklich ernsten Kriegsplänen ist es an seinem Hofe sicherlich gar nicht gekommen. — Für die Politik und Regierungsthätigkeit im Innern waren ebenso offen seine Abneigung gegen alles Extreme in Form und Gehalt und seine menschenfreundliche, echte Humanität und Toleranz durchgreifend. Ein gläubiger Protestant, wie er sich auch in dem bereits erwähnten Briefe vom 3. September 1873 an den Papst Pius IX. aussprach, begriff er nicht, wie ein Gebildeter Atheist sein könne und war er anderseits den rücksichtslosen, orthodoxen und antisemitischen Agitationen entschieden abgeneigt; die obligatorische Civilehe, welche ihm nach seiner kirchlichen Erziehung nicht sympathisch war, nahm er als politische Notwendigkeit für die zu tolerierenden vielfältigen Anschauungen an. Unvergleichlich edel und rücksichtsvoll war seine unerschütterliche Menschenliebe. Selbst wenn er jemandem etwas Unangenehmes bereiten mußte, wünschte er es in der schonendsten Form zu thun. Nachdem bereits um die Mitte des Dezember 1871 bei ihm feststand, daß die Entlassung des Kultusministers von Mühler erfolgen sollte, dessen Richtung das vom Staatsministerium sanktionierte System der Toleranz innerhalb der evangelischen Kirche nicht entsprach und welcher in Folge seiner hierdurch schwankend gewordenen Schritte auch das Vertrauen der Konservativ-Orthodoxen verlor, erklärte der König doch: er wünsche ihm nicht gerade das bevorstehende Weihnachtsfest zu verderben, und er veranlaßte, daß Mühler erst nach Neujahr dazu gedrängt werden sollte, seinen Abschied zu nehmen, wie denn auch erst am 17. Januar 1872 seine Entlassung erfolgte. — Soweit dem Kabinettsrat eine Vermittelung des Verkehrs zwischen dem Könige und den

Ministern oblag, hat niemals, soviel bekannt, eine Differenz obgewaltet, welche nicht sofort auf das befriedigendste ausgeglichen wäre. Daß der Kabinettsrat selbst in eine eigentliche Differenz mit dem Könige geraten konnte, war schon durch die Übereinstimmung der geistigen Richtungen und der Charaktere ausgeschlossen; eine Verschiedenheit der Auffassungen konnte deshalb nur in untergeordneter Weise bei Zweckmäßigkeitsfragen eintreten.

Der Kabinettsrat war selbst religiös gläubiger Protestant, dabei entschieden tolerant, ebenfalls allen Extremen und allen Agitationen abgeneigt, Feind jeder Intrigue und strengster Gerechtigkeit und Objektivität huldigend, wie er dazu durch seine juristische Laufbahn hingewiesen war! In gleicher Weise bildete die Objektivität und, soweit es auf Rechte ankam, die Gerechtigkeit die Grundlage der Entscheidungen des Königs. Wenn es sich bei der Entscheidung über Differenzen zwischen andern handelte, war stets die erste und wesentlichste Frage des Königs, ohne Ansehen der Personen und ihrer Stellungen, auch Ministern gegenüber: wer Recht habe. Wenn es sich um Anordnungen im Gnadenwege, beantragte Eingriffe in Rechtsverhältnisse handelte, wurde stets zunächst erwogen, ob Se. Majestät dazu berechtigt sei; unberechtigte wurden stets zurückgewiesen, so namentlich die gewünschte Verleihung von Ahnen, d. h. die Anordnung, daß es rücksichtlich der Zulässigkeit für Stiftsstellen oder andere Vorteile angesehen werden solle, als habe der Bittsteller die statutmäßig oder testamentarisch notwendig erklärte Zahl von Ahnen. Die Rücksicht auf die Person trat sowohl bei Rechtsfragen als auch bei Berücksichtigung der Billigkeit stets zurück. Der Kaiser erkannte die gewissenhafte Vertretung des Rechtsstandspunktes und, soweit sie zulässig waren, der entsprechenden Billigkeitsrücksichten durch seinen Kabinettsrat gern an und bezeichnete ihn gelegentlich als sein „Civilgewissen“.

Es würde ein Unrecht gegen den König sein, anzunehmen, daß er rücksichtslos auf das Wort seines Kabinettsrats hin dessen Vorschläge genehmigt hätte. Vielmehr waren für ihn die Gründe entscheidend, und in wiederholten Fällen gaben zutreffende Gegenbemerkungen des Königs aus dem gesunden Menschenverstande und aus dem Billigkeitsgefühl heraus oder auch aus dem Wohlwollen, welches seine wahre Herzensnatur war, der Entscheidung eine andere Wendung als die vorgeschlagene. Bei Gesetzesvorlagen und Verwaltungsanordnungen suchte er stets mit anzuerkennendem Fleiße selbst in Gebieten, welche ihm ferner lagen, sich über Bedeutung und Tragweite zu vergewissern; er liebte es, bei Vorlagen selbst von komplizierten Gesetzen über die wesentlichen Grundsätze orientiert zu sein.

Wenn hiernach sachlich die Behandlung der Vorträge des Civilkabinetts auf harmonischen Grundlagen beruhten, so machte die persönliche Liebenswürdigkeit des Königs seinem Kabinettsrate seine Thätigkeit auch in formaler und äußerer Beziehung in jeder Weise bequem und angenehm. Mit möglichst großer Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit, der Höflichkeit der Könige entsprechend, fanden die Vorträge statt, anfangs je am Montag, Mittwoch und Freitag, während das Militärkabinett je am Dienstag, Donnerstag und Sonnabend vortrug; in späterer Zeit waren nach Anordnung des Königs, welcher an einem der Wochentage

(Freitag) von regelmäßigen Vorträgen befreit zu sein wünschte, die Vorträge des Civilkabinetts am Montag, Mittwoch und Sonnabend. Während der König in Berlin residierte, fiel ein Vortragstag nur dann aus, wenn Se. Majestät in Folge besonderer Festlichkeiten, Vorstellungen, militärischer Thätigkeit oder Jagd anderweit beschäftigt war, was im ganzen nicht häufig der Fall war. Der Kaiser selbst hielt in seiner Gewissenhaftigkeit, welche es ihm zur Regentenpflicht machte, den Vorträgen des Civilkabinetts regelmäßig einen nicht unerheblichen Teil seiner Zeit zu widmen, auf möglichste Innehaltung der Regelmäßigkeit. Als im Januar 1872 der Kabinettsrat nach ärztlichem Gebote einige Tage das Zimmer hüten mußte, ohne in geistiger Thätigkeit gehindert zu sein, war der Kaiser so liebenswürdig, ihn selbst in seiner Wohnung aufzusuchen und dort den Vortrag entgegen zu nehmen. Die Dauer der Vorträge war selbstverständlich je nach der Sachlage verschieden, durchschnittlich etwa eine Stunde. Auch während der gewöhnlichen Sommerbade-Aufenthalte in Ems und Gastein wurde die gleiche Regelmäßigkeit beobachtet, täglich brachte ein Courier von Berlin die dort für Se. Majestät und das Kabinett eingegangenen Schriftstücke und die nötigen Akten nach Ems bezw. Gastein und nahm von hier die zurückzusendenden Papiere wieder mit. Während der Reisen konnte die Regelmäßigkeit nicht immer gewahrt werden, und in naiver, ungezwungener Heiterkeit konnte der Kaiser dann mitunter scherzend seine Freude darüber ausdrücken, daß er einmal einen Tag „frei“ hätte, oder seine Betrübnis darüber, daß er bei Häufung der Vortragssachen infolge freier Tage einmal länger „nachexerzieren“ müsse. Die einzige persönliche Bequemlichkeit, welche er sich während des Vortrags gestattete, bestand darin, daß er seinen Militärrock über seiner weißen Weste aufgeknöpft hatte und den Rockkragen umgeschlagen trug, während er, sobald er beim Vorbeimarsche von Truppen ans Fenster trat, stets Sorge trug, vorher den Rockkragen aufzurichten und den Rock zuzuknöpfen.

Die in seinem Palais eingegangenen Bittschriften und sonstigen Schreiben eröffnete er vielfach selbst, las sie und versah sie vielfach mit einzelnen Bemerkungen; gebrach es ihm an Zeit oder wurde es ihm zu viel, so schickte er die unaufgebrochenen Sachen nebst den eröffneten in einer verschlossenen Mappe, zu welcher er selbst sowie der Kabinettsrat einen Schlüssel hatte, an das Kabinett. Seine Freude an der Thätigkeit zeigte er wiederholt in frappanter Weise; an dem Tage, an welchem er nach dem französischen Kriege im März 1871 gegen 5 Uhr nachmittags nach Berlin zurückgekehrt war, schickte er schon abends gegen 8 Uhr eine Menge eröffneter Schreiben mit seinen Bemerkungen versehen zum Kabinett. Vor dem Antritt der regelmäßigen Sommerreisen nach Ems und Gastein liebte er, die Angelegenheiten, in welchen er zu schreiben oder persönlich thätig zu sein hatte, vollständig „aufzuarbeiten“, um für die Badesaison möglichst sorgenlos zu sein. Infolgedessen wurde die Abreise nicht selten nach dem ursprünglich in Aussicht genommenen Tage um einen Tag oder auch zwei, drei Tage verschoben, so daß sich seine Reisebegleitung bereit halten mußte, sofort nach der Anordnung des Kaisers, sobald er seine Arbeiten beendigt hatte, mit



ihm abzureisen. Den Zeitpunkt der Abreise längere Zeit vor dem wirklichen Antritt zu bestimmen, liebte er überhaupt nicht.

Infolge der bereits erwähnten Häufung der Geschäfte des Civilkabinetts und der, dem Kaiser erwünschten eingehenden beiderseitigen Behandlung derselben war dem Kabinettsrat seit 1872 eine Beihilfe in der Person des Geheimen Rats Anders beigegeben, welcher namentlich zur Vorbereitung der Angelegenheiten förderlich war und in einzelnen Fällen beim Unwohlsein des Kabinettsrats dem Kaiser vortrug. Während der Sommerreisen vollends liebte der Kaiser eine Vertretung nicht, und sie ist auch niemals nötig geworden. Anderseits verminderten sich während der Sommeraufenthalte in Ems und Gastein die Geschäfte des Civilkabinetts teils durch die ohnehin in geschäftlicher Beziehung tote Jahreszeit, teils durch die Abwesenheit von Berlin, welche eine Menge der in Berlin unvermeidlichen Besprechungen beseitigte, wenngleich dort von andern Seiten (in Ems, weniger in Gastein) oft die Gelegenheit größerer Muße und leichterer Zugänglichkeit günstig gefunden und aufgesucht wurde.

Der Kaiser war in unbedingter Offenherzigkeit gegenüber seinem Kabinettsrat auch über Angelegenheiten, welche dessen Geschäftskreis nicht betrafen, gern mitteilsam und liebte eine Unterhaltung mit ihm über solche Angelegenheiten. Abgesehen davon, daß der Kaiser (auf Vortrag des Civilkabinetts) die höchste Beschwerde-Instanz in den Angelegenheiten der Hoftheater war, brachte er namentlich gern Urteile über Theater-Aufführungen zur Sprache und veranlaßte wiederholt den Kabinettsrat, bei Gastrollen von Schauspielern und Sängern männlichen und weiblichen Geschlechts, deren Engagement in Frage kam, den Theateraufführungen beizuwohnen, insbesondere wenn er selbst daran persönlich verhindert war. Was jedoch der Kabinettsrat selbst unbedingt von seiner Beurteilung ausschloß, war alles, was militärische Angelegenheiten betraf. Infolge seiner körperlichen Schwächlichkeit niemals Soldat gewesen, konnte er sich ein Urteil in diesen Angelegenheiten nicht zutrauen und schickte ohne jegliche Einmischung alles, was in das Ressort des Militärs gehörte und aus irgend einem Grunde zum Civilkabinett gelangt war, an das Militärkabinett oder an das Kriegsministerium, zumal er beflissen war, durch absolute Zurückhaltung die Gegenseitigkeit in Anspruch zu nehmen und jede persönliche Befürwortung seitens des Militärs in Civil-Angelegenheiten fernzuhalten und zu ignorieren. Überhaupt hielt er sich von jeder Thätigkeit fern, welche er mit seiner Vertrauensstellung und der für dieselbe nötigen Objektivität unvereinbar hielt. Die ihm angebotenen Kandidaturen als Landtags- und Reichstags-Abgeordneter lehnte er mit der zutreffenden Bemerkung ab, daß die Annahme eines solchen Mandats für ihn um so mehr unmöglich wäre, weil in jedem Falle seinem Votum leicht die Deutung untergelegt werden konnte, daß es die persönliche Ansicht des unverantwortlichen Königs darstelle. Ebensowenig wollte er ein Günstling des Königs oder eines Ministeriums sein oder auch nur scheinen. Er lehnte deshalb auch die ihm angebotene, wenngleich pekuniär vorteilhafte Ernennung zum Domherrn in Naumburg a. d. Saale ab. Er hatte eben keinen andern Ehrgeiz, als

seine Stellung als unkontrolierbarer Ratgeber des unverantwortlichen Königs und Kaisers zum Besten des Staats und des Reichs treu auszufüllen, ohne vor der Öffentlichkeit glänzen zu wollen, wofür ihm jede Neigung fehlte. Als ihm bei Gelegenheit der bevorstehenden Verabschiedung des Ministers von Mühler vom Fürsten Bismarck angeboten wurde, ob er selbst nicht seine Stellung wechseln und das Kultusministerium übernehmen wollte, lehnte er dies unbedingt ab. Die Gefühle der innigsten Liebe und der aufrichtigsten Verehrung und Pietät gegen seinen hohen Landesherrn ließen ihm, der aus fast täglicher Erfahrung von den hohen Charakter-Eigenschaften des Königs als Regent und als Mensch durchdrungen war, nur den einen Wunsch, nach seinen besten Kräften gewissenhaft und treu seine Stellung auszufüllen. Das unvergleichliche Einvernehmen ist niemals auch nur im geringsten getrübt worden.

Daß der Kaiser die gewissenhafte, treue Dienstleistung seines Kabinettsrates im höchsten Maße anerkannte, geht schon aus den vorstehenden Mitteilungen hervor. Er bezeugte ihm dies wiederholt in der mannigfaltigsten Weise. Zu den Aufmerksamkeiten, welche er mit allen Mitgliedern des Königlichen Hofstaats teilte, gehörten die regelmäßigen kostbaren Weihnachtsgeschenke, welchen die Liebenswürdigkeit des hohen Herrn dadurch noch besondern Wert gab, daß er sie persönlich für jedes Mitglied seines Gefolges aussuchte. Zu den besonderen Beweisen seiner Würdigung gehörte es, daß der Kaiser am 22. März 1877 — an seinem 80. Geburtstage — den Kabinettsrat zum Wirklichen Geheimen Rat mit dem Prädikate Excellenz ernannte. Wie sonst Sterbliche an ihrem Geburtstage durch Geschenke andrer erfreut zu werden erwarten, so machte es dem Kaiser besondere Freude, an seinen Geburtstagen andre zu erfreuen. Am 5. März 1878 war der Kabinettsrat bereits zum Mitgliede des Kuratoriums der damals noch preußischen Bank und zum Vorsitzenden der Immediat-Kommission zur Kontrollierung der Banknoten ernannt; im Januar 1885 zum Mitgliede des Staatsrats. Als direkte Zeichen der Anerkennung mögen zwei eigenhändige Schreiben des Kaisers aus dem letzten Jahre vor seinem Tode hier eine Stätte finden. Am 30. Januar 1887, als der Kabinettsrat 70 Jahre alt wurde, was der Kaiser erfahren hatte, schrieb er ihm:

„Sie begehen heute einen Tag, der mir vorkommt, als wollten Sie mich einzuholen versuchen. Wollen Sie nur nicht versuchen, dieß mit Hintenansetzung Ihrer Kräfte möglich zu machen, so müßte ich es Ihnen untersagen; denn niemand hat mehr wie ich für Ihr Wohl besorgt zu sein, da ich schon jetzt von Ihrer aufopfernden Thätigkeit zu viel verlangen muß. Dieses muß wird mir recht schwer, und doch kann ich nichts darin ändern, wenn bei meinem hohen Alter, das die Vorsehung mich ersteigen läßt, sie doch hoffentlich auch will, daß ich die Kräfte besitzen soll, meinen Pflichten nachzukommen; und daß die Vorsehung Sie zu diesem Hülfsgeschäft mir zur Seite gestellt, um meine Aufgaben in Ihrer Atmosphäre zu erfüllen, ist eine der vielen Gnaden-Erweisungen Gottes, deren ich mich in meiner langen Lebensdauer zu erfreuen habe.

Daher giebt mir der heutige Tag die Gelegenheit, von Neuem Ihnen meine Dankbarkeit für die Art und Weise auszusprechen, mit der Sie mir zur Seite stehen, und ich flehe, daß Sie es bis ans Lebensende werden thun können."

Ihr dankbarer König

Wilhelm.

Den Brief begleiteten zwei schöne Statuetten mittlerer Größe, eine Klio und eine Phantasie-Muse mit Attributen der Architektur und Skulptur; und mit Rücksicht auf diese Sendung fügte der Kaiser dem Schreiben als Nachschrift hinzu:

„Die Figuren, welche ich Ihnen sende, haben Griffel in den Händen; die eine schreibt, was Sie leisten, die andre unterschreibt nur, was Sie belieben!!"

Nach dem schon vorstehend Bemerkten versteht es sich von selbst, daß die schmeichelhafte Andeutung, daß nur unterschrieben wurde, was der Kabinettsrat „beliebe", nicht wörtlich zu verstehen ist.

An seinem bald darauf folgenden eignen Geburtstage, 22. März 1887, dem 90. und letzten, welchen er erlebte, schickte der Kaiser dem Kabinettsrat, welcher schon vielfach durch Ordensverleihungen ausgezeichnet war, die Kette der Großkomthure des Hohenzollern-Ordens und begleitete sie mit folgendem eigenhändigen Schreiben:

Berlin, 21. 3. 87.

Ihren unablässigen treuen und efficirten Diensten, die mir meine Stellung bei nunmehr so hohem Alter allein möglich machen, gebührt meine höchste Anerkennung und größte Dankbarkeit. Als einen Beweis dieser meiner Gefühle, verleihe ich Ihnen die Kette der Großkomthure des Hohenzollern-Ordens, wobei Sie den Stern der Komthure ferner tragen.

Schonen Sie nur Ihre Gesundheit und Kräfte, damit Sie noch mein Alter erreichen!

Ihr dankbarer König

Wilhelm.

In den letzten Monaten vor dem Tode des Kaisers wurde der Kabinettsrat durch ein schon seit einiger Zeit zum grauen Star auf beiden Augen führendes Augenleiden in seiner Sehkraft geschwächt, so daß er schließlich nur noch durch die Lupe zu lesen vermochte. Als der verehrte Kaiser Wilhelm I. am 9. März 1888 (in Gegenwart auch des Kabinetsratts) ausgeatmet hatte, und der hartgeprüfte Kaiser Friedrich III. seine Regierung antrat, bot der Kabinettsrat seine Entlassung an. Dem Ersuchen des Kaisers Friedrich, welches durch den Fürsten Bismarck unterstützt wurde, daß er seine Stellung auch unter dem Kaiser Friedrich beibehalten möge, zumal bei dem Krankheitszustande des Kaisers ein augenblicklicher Wechsel die erheblichsten Mißstände zur Folge haben würde, glaubte er indeß nachgeben zu müssen. Gegenüber dem unseligen Zustande, daß der

Kaiser Friedrich durch sein Leiden verhindert wurde, vernehmlich zu sprechen, und sich wesentlich nur schriftlich verständlich machen konnte, während der Kabinettsrat durch sein fortschreitendes Augenübel immer mehr die Unmöglichkeit des Lesens empfand, wurde ein Auskunftsmittel darin gefunden, daß der General von Winterfeldt als Vertrauensmann des Kaisers bei den Vorträgen zugegen war, um die Fragen und Bemerkungen des Kaisers zu übermitteln. Die Ärzte hatten leider bestätigen müssen, daß das Ableben des Kaisers in kurzer Zeit erwartet werden müsse, und diese Mitteilung veranlaßte den Kabinettsrat, unter den vorliegenden ungünstigen Umständen noch auszuhalten. Er hatte sich auch des Vertrauens des Kaisers Friedrich zu erfreuen. Er war ihm, auch abgesehen von den gesellschaftlichen Begegnungen im Hofleben, schon während der väterlichen Regierungszeit näher getreten, insbesondere auch amtlich und geschäftlich in der Zeit, als in Folge des unseligen Attentats von Nobiling vom 2. Juni 1878 der Kaiser Wilhelm I. dem damaligen Kronprinzen am 4. Juni 1878 die volle Stellvertretung in der obern Leitung der Regierungsgeschäfte übertrug, bis der Kaiser Wilhelm im Dezember 1878 selbst wieder die eigne Leitung übernahm. Der Kronprinz, welcher sich begreiflich für die endgültige Erledigung mancher in jener Zeit begonnenen oder in Aussicht genommenen Angelegenheiten interessier'e, wünschte nach Beendigung der Stellvertretung darüber ferner informiert zu werden und Kaiser Wilhelm genehmigte, daß ihm der Kabinettsrat noch eine geraume Zeit hindurch über solche Angelegenheiten regelmäßig Vortrag hielt.

Bald nach seinem Regierungsantritt schickte Kaiser Friedrich dem Kabinettsrat am 19. März 1888 das Großkreuz des Roten Adlerordens mit den eigenhändigen Bleistift-Zeilen: „Als äußerliches Zeichen meiner tiefen unauslöschlichen Dankbarkeit für Ihre hingebende aufopfernde Thätigkeit bei meinem heimgegangenen Vater.“ Ebenso ehrte ihn die Kaiserin Augusta, als sie erfahren hatte, daß er im April 1888 sein 50jähriges Dienstjubiläum nur im Familienkreise begangen hatte, indem sie ihm in einem Schreiben vom 1. Mai 1888 erklärte: es sei ihr ein Bedürfnis ihres Herzens, sich nachträglich an seinem Ehrentage zu beteiligen und indem sie ihm ein Tischchen nebst Kamin in Silberbronze, welches sie selbst von ihrem verstorbenen Gemahl erhalten hatte, übersandte, „voll Dankbarkeit und mit Segenswünschen für Sie und die Ihrigen, im Sinne des unvergeßlichen Herrschers, dem Sie so musterhaft treu gedient haben in wichtigster Stellung.“

Inzwischen hatte Anfang Juni 1888 der das Augenleiden des Kabinettsrats behandelnde Professor Schweigger erklärt, daß die Operation des grauen Stars auf dem linken, nunmehr gänzlich erblindeten, Auge nicht länger als bis Anfang Juli aufgeschoben werden dürfe. Der Kabinettsrat bat infolgedessen am 8. Juni formell schriftlich um seine Entlassung mit Rücksicht auf die unerläßliche Notwendigkeit, da das Augenleiden eine rasche und bedeutende Zunahme erfahren habe, er seine Dienstgeschäfte nicht mehr so erledigen könne, wie es erforderlich sei, dadurch in seinem Gewissen beunruhigt werde, dies eine üble Rückwirkung auf die Nerven äußere, welche nicht mehr die Fähigkeit leichter Erholung besitzen, und eine Verzögerung der Augenoperation nach Anfang Juli nicht mehr thunlich

sei. Der Kaiser Friedrich wünschte ohne definitive Entlassung durch Erteilung eines längeren Urlaubs den Kabinettsrat für später in seiner Stellung zu erhalten. Die Zeilen, welche ihm der Kaiser Friedrich hierüber am 12. Juni schrieb, waren nach späterer Mitteilung der Kaiserin Viktoria das letzte Schreiben, welches er überhaupt geschrieben hat.

Nach dem am 15. Juni 1888 erfolgten Tode des Kaisers Friedrich reichte der Kabinettsrat Sr. Majestät, dem Kaiser Wilhelm II., ein erneuertes Abschiedsgesuch vom 19. Juni ein. Nach anfänglichem Widerstreben gab ihm der Kaiser statt und wurde der Abschied für die Zeit vom 1. Juli ab bewilligt. Da der Kabinettsrat seine Abstammung auf Ludwig Moritz von Wilmowski zurückführte, welcher im Jahre 1695 nach Verkauf des Familienguts Wilmowitz in (österreich.) Schlesien, Fürstentum Teschen, nach Kur-Brandenburg übersiedelte, am 20. Dezember 1698 zum Kurfürstlichen Rat ernannt und als solcher bei den, mit dem kaiserlichen Hofe von Wien zu Gunsten der schlesischen Reformierten geführten Verhandlungen zu Wien, Frankfurt a/M. und Utrecht in den Jahren 1709 und 1713 verwendet wurde, und nach den hierüber geführten, im preußischen Geh. Staatsarchive aufbewahrten Akten stets als Freiherr bezeichnet und anerkannt ist, so hatte Se. Majestät die Gnade, dem Kabinettsrat die Entlassung mit folgendem Allerhöchsten Schreiben mitzuteilen:

„Auf Ihren Antrag vom 19. d. M. will ich Ihnen die wegen Ihres leidenden Zustandes wiederholt erbetene Dienstentlassung zum 1. Juli d. J. mit der gesetzlichen Pension ertheilen und als Zeichen meines Dankes für Ihre in hoher Vertrauensstellung mit unwandelbarer Treue und Hingebung geleisteten langjährigen und ausgezeichneten Dienste Ihr und Ihrer Descendenz Recht anerkennen, den Freiherrntitel zu führen.

Marmorpalais, den 23. Juni 1888.

Wilhelm R.

Ihre Königliche Hoheit, die Großherzogin von Baden, deren Wohlwollen den Kabinettsrat während seiner ganzen Dienstzeit begleitet und ihn mit dankbarem Stolz erfüllt und beglückt hat, richtete an ihn ein teilnehmendes ausführliches Telegramm, mit dem Ausdrucke „aufrichtiger Dankbarkeit und der Hoffnung, daß die Zukunft uns Gelegenheit geben wird, in häufigem Verkehr mit Ihnen zu bleiben."

Am 4. Juli 1888 erfolgte darauf die Operation des grauen Stars auf dem linken Auge durch den Professor Schweigger in dessen Privatklinik mit günstigem Erfolge; auf dem rechten Auge war der Star noch nicht operationsfähig und ist er auch später nicht operiert; die Operation des linken Auges hatte ihm genügendes Augenlicht wiedergegeben.

Im November 1888 übersandte ihm Se. Majestät Kaiser Wilhelm II. noch eine in Ähnlichkeit und Ausführung vorzügliche Bronze-Porträt-Büste des Kaisers Friedrich mit folgendem Schreiben:

„Mein lieber Freiherr von Wilmowski!

In Anerkennung der ausgezeichneten Dienste, welche Sie in unermüdlicher Pflichttreue und mit seltener Hingebung meinem Hochseligen Vater, weiland Sr. Majestät dem Kaiser und König Friedrich in schwerer Zeit geleistet haben, beabsichtigte derselbe, Ihnen als Zeichen seiner besonderen Huld Seine Porträtbüste in Bronze zu verleihen, zu deren Anfertigung der Hohe Entschlafene noch in den letzten Tagen seines Lebens Auftrag gab. Nach Gottes unerforschlichem Rathschluße sollte es dem zu früh Verschiedenen nicht vergönnt sein, die Vollendung des Kunstwerks zu erleben und seine wohlwollende Absicht selbst zur Ausführung zu bringen. Mir liegt es daher ob, Ihnen das inzwischen zu einem Vermächtniß gewordene Geschenk meines in Gott ruhenden Vaters in Gestalt seiner Büste zu übersenden. Indem ich dies thue, kann ich es mir nicht versagen, in dankbarer Erinnerung an Ihre aufopfernde verdienstvolle Thätigkeit, deren ich mich leider nur noch kurze Zeit erfreuen konnte, Sie auch meiner hohen Werthschätzung und Gunst zu versichern, mit der ich verbleibe

Ihr wohlgeneigter

Königswusterhausen, den 10. November 1888.

Wilhelm R.

Demnächst ernannte Se. Majestät ihn noch unter dem 7. Dezember 1888 zum Mitgliede des Herrenhauses auf Lebenszeit aus besonderem Königlichen Vertrauen.

Nach seiner Verabschiedung hat er den Rest seiner Tage in zurückgezogener Muße verlebt. Im Herbst des Jahres 1892 begannen seine Kräfte merklich abzunehmen, und es wurde ihm namentlich fühlbar, daß ihm das Atmen zunächst beim Treppensteigen, bald auch bei jeder Bewegung schwer wurde. Sein Hausarzt bereitete ihn darauf vor, daß der Grund in einem durch Altersschwäche mangelhaft gewordenen Umlaufe des Blutes liege und eine vollständige Herstellung des regelmäßigen Kreislaufs des Blutes nicht mehr zu erwarten sei, vielmehr mit der Zeit das Herz seine Thätigkeit immer mehr beschränken und endlich einstellen werde. Dem entsprechend verschied er infolge eines am 11. März 1893 erlittenen Herzschlages am folgenden Tage (12. März) ohne Schmerzen, und in den letzten Stunden ohne Bewußtsein, ein reiches, glückliches Leben verdienstvoller und erfreulicher Thätigkeit sanft beschließend. Sein ältester Sohn Tilo war ihm als Geheimer Ober-Justizrat im Alter von nur 43 Jahren schon am 8. Februar 1891 im Tode vorangegangen. Außer dessen hinterbliebenen Kindern überlebten den Kabinettsrat noch seine Witwe, welche nur ihm und ihrer Familie lebte, zwei Söhne und zwei verheiratete Töchter, alle in glücklichen Familienverhältnissen.



Vis-à-vis de rien.

Ein Lebensbild
von
Theodor von Sosnosky.

(Schluß).

VII.

In ihrem Innern wogte es stürmisch hin und her, bald bang, bald freudig, und während der paar Schritte, die sie bis zu ihrem Hause noch hatte, vermochte sie ihre erregten Gedanken und Empfindungen nicht zu ordnen und zu klären.

Als sie vor dem Hausthore wartete, bis man ihr öffnete, fiel ihr ein, daß sie Frau Nowak gegenüber ihr längeres Ausbleiben begründen mußte. Sie war ihr ja keine Rechenschaft schuldig, aber, wenn jene sie fragte, so mußte sie ihr doch einen plausibeln Grund angeben. Frau Nowak würde das späte Nachhausekommen gewiß mit dem Brief in Zusammenhang bringen und auch nach diesem fragen. Wie unangenehm! Wenn sie doch schon zu Bette gegangen wäre und ihr bis morgen Zeit lassen würde eine stichhaltige Erklärung zu geben! Aber das war höchst unwahrscheinlich, denn Frau Nowak ging nur selten schlafen, ehe sie (Resi) aus dem Theater nach Hause kam, und heute, wo sie gewiß vor Neugierde brannte, schon gar nicht.

Während dieser unbehaglichen Erwägungen stieg Resi die zwei dunklen Treppen hinan. Leise, damit die Zimmerfrau sie nicht höre, schloß sie die Thür auf und wollte in ihr Kabinett schlüpfen, das einen eigenen Eingang hatte, aber im Vorzimmer trat ihr Frau Nowak entgegen und begrüßte sie in der gefürchteten Weise: „Aber Sie kommen heut spät, Fräul'n Resi, was hat's denn geben heut'?"

„Was 's heut' geben hat! Nix. 's Theater hat halt a bisserl länger dauert," erwiderte Resi leichthin und setzte dann, um andern Fragen vorzubeugen, eilig hinzu: „Ich bin heut so müd und schläfrig, ich werd' gleich schlafen gehn." Dazu gähnte sie ostentativ.

„Gleich schlafen?" fragte Frau Nowak betroffen, „aber Sie werden doch noch a bisserl was essen, kommen S' zu mir herein, i hab noch a Bier da, trinken S' das Lackerl[1]), und plauschen m'r noch a bisserl."

Resi lehnte aber dankend ab und traf in ihrem Zimmerchen Anstalten sich zu Bette zu begeben, um dadurch Frau Nowak, die ihr gefolgt war, zum Fortgehen zu veranlassen.

Aber die gute Frau ließ sich nicht so leicht abfertigen, wenn es galt, ihre Neugierde zu befriedigen, noch dazu in einer so pikanten Angelegenheit. Auf

[1]) Lackerl. Deminutiv von Lache, bedeutet im österreichischen Dialekte ein kleines Quantum Flüssigkeit.

Umwegen konnte sie nicht mehr an ihr Ziel kommen, dazu ließ ihr Resi nicht die nötige Zeit; erfahren mußte sie aber heute noch, was es mit dem Briefe für eine Bewandtnis habe, sie hatte lange genug gewartet und war durchaus nicht willens, sich noch bis zum nächsten Tage zu gedulden: also rückte sie geradezu heraus und fragte Resi:

„Na, was is denn mit dem Brief?"

„Mit was für an Brief?" fragte Resi mit blinzelnden Augen und gähnte dazu.

„Na, mit dem von dem Grafen, Sie wissen's schon," sagte Frau Nowak etwas ungeduldig.

„Ah, der! Richtig! Jetzt hab ich ganz auf ihn vergessen! Na, was soll's sein damit?" Bei diesen obenhin gesprochenen Worten machte sich Resi angelegentlich mit einem Häkchen ihres Jackets zu schaffen.

„Na, i mein' halt, was drin steht, oder därf ma das 'leicht nit wissen?"

„Nix B'sonderes," sagte Resi in möglichst gleichgültigem Tone.

„Gehngen S'[1])! Das machen S' an andern weis, in so an Brief wird nix B'sondre's stehn! G'wiß is a Liebserklärung drin und Sie wollen's halt nur net sagen. Hab i recht oder nit? Na, freili, Sie werd'n ja ganz rot!" Dazu lächelte sie boshaft und sah Resi halb neugierig und halb spöttisch an.

Resi war bei diesem Verhör allerdings noch röter geworden, als sie's in ihrem erregten Zustande schon war, und die letzte Bemerkung ihrer Zimmerfrau trieb ihr das Blut erst recht in die Wangen: aber gesehen konnte Frau Nowak es nicht haben, daß sie rot geworden war, denn im matten Schimmer des Nachtlämpchens war eine Veränderung der Gesichtsfarbe unmöglich wahrzunehmen. — Resi pflegte nämlich, wenn sie schlafen ging, keine Kerze anzuzünden, um Heini nicht aufzuwecken, sondern begnügte sich mit dem Nachtlämpchen, ohne das der Kleine nicht schlafen mochte, so lange sie nicht bei ihm war. —

In gereiztem Ton erwiderte sie nun: „Bin i rot? Na, kann ja sein, mir is furchtbar heiß, i bin so schnell g'laufen, aber Sie können's ja doch nit sehn, daß i rot bin, 's is ja ganz finster . . "

Nichtsdestoweniger suchte sie ihr Gesicht den Blicken der Frau Nowak zu entziehen, indem sie sich bückte, um sich ihrer Schuhe zu entledigen. In ihrem Unwillen that sie dies etwas laut, so daß sich Heini im Bette zu rühren begann und halb im Schlaf etwas Undeutliches murmelte.

Das gab ihr willkommenen Anlaß das unbehagliche Gespräch abzubrechen.

„Jetzt müssen m'r aber still sein, sonst wacht der Heini auf," sagte sie und setzte dann, um Frau Nowak nicht böse zu machen, hinzu: „M'r können ja morgen weiterreden." Ernst war's ihr damit aber nicht, denn sie trug durchaus kein Verlangen nach der Fortsetzung dieses Gesprächs.

Frau Nowak entfernte sich hierauf mit einem brummigen „gute Nacht!" nicht wenig darüber geärgert, daß ihre Neugierde trotz aller Beharrlichkeit unbefriedigt blieb.

[1]) Gehngen S', Wiener Dialektform für: Gehn Sie.

Als sich die Thür hinter ihr schloß, atmete Resi erleichtert auf. Endlich durfte sie mit ihren Gedanken und Gefühlen allein sein!

Sie hatte vorhin nichts Unwahres gesagt, als sie behauptete, keinen Appetit zu haben; sie hätte jetzt wirklich keinen Bissen hinabgebracht: dagegen war es nur Vorwand gewesen, daß sie schläfrig sei; sie war nichts weniger als das.

Mit brennenden Wangen lag sie, die Arme unter dem Kopfe verschränkt, im Bett und starrte mit weitgeöffneten Augen in das sie umgebende Dunkel.

In ihrer erregten Seele durchlebte sie die für sie so bedeutungsvolle Begegnung nochmals und zwar mit genauester Deutlichkeit. Sie entsann sich fast jedes einzelnen Wortes, das der junge Graf zu ihr gesprochen hatte, sie glaubte seine einschmeichelnde liebe Stimme wieder zu hören, und wenn sie die Augen schloß, so sah sie sein hübsches Gesicht vor sich, mit den so eindringlich sprechenden Augen und dem zierlichen blonden Schnurrbärtchen, wie er es zu ihr herabgeneigt hatte, so nah, als hätte er sie küssen wollen . . . Er hatte sich doch eigentlich recht keck gegen sie benommen, ja beinahe Gewalt angewendet, denn er hatte sie nicht von der Stelle lassen wollen. Oder hatte sie ihm vielleicht nur nicht den nötigen Ernst gezeigt? Würde er ihr, wenn sie darauf bestanden hätte, doch den Weg freigegeben haben? Nein, nein, gewiß nicht! Er war ein schrecklich kecker, eigenwilliger Mensch; aber seine Keckheit war ganz anders als die Austerlitzer's, ihm konnte sie nicht böse sein, er war bei all' dem so lieb gewesen, und er hatte ja nur aus Liebe zu ihr so gehandelt; denn verliebt war er, das war gewiß, das hatte er nicht nur so gesagt, das hatte er durch sein ganzes Benehmen gezeigt. Ja, er liebte sie, und es war so schön, geliebt zu werden, die leidenschaftlichen Worte anzuhören, die heißen Blicke zu fühlen, aus denen diese Liebe sprach. Wie entzückend mußte es erst sein, wenn man diese Blicke und Worte erwidern, wenn man lieben konnte, wie man wollte! Aber das durfte ja nicht sein! Freilich, so ziemlich alle ihre Kolleginnen thaten das und fuhren wohl dabei; aber sie wollte ja ein anständiges Mädchen bleiben, einem solchen war es jedoch nicht gestattet, Liebschaften einzugehen. Warum aber nicht? Was war denn so Schlimmes dabei, wenn man mit einem Manne verkehrte? Das konnte doch in allen Ehren geschehen! Einmal geht doch fast jedes Mädchen, auch das anständigste, mit einem Mann ein Liebesverhältnis ein, sonst gäb' es ja lauter alte Jungfern, und die Welt stürbe aus. Ihre Mutter hatte es gewiß auch so gemacht und den Vater nicht gleich geheiratet, nachdem sie ihn kennen gelernt. Man mußte den Mann, den man liebte, nur schließlich auch heiraten, dann war alles in Ordnung. Das war freilich nicht so leicht, oft überhaupt nicht möglich . . . aber daran war ja doch vorläufig gar nicht zu denken. Sie war ja noch gar kein Verhältnis eingegangen. Wenn sie einmal mit ihm zusammentraf, war das doch gewiß noch kein Verhältnis. Freilich würde es nicht bei diesem einen Male bleiben, aber auch dann brauchte es noch kein „Verhältnis“ zu sein, von der Art wie ihre Kolleginnen sie hatten. Sie wollte dabei ganz anständig bleiben. Übrigens war es ja noch nicht einmal ausgemacht, daß sie zu dem Rendezvous ging, sie hatte ihm's ja

nicht versprochen. Freilich hatte sie schließlich zugesagt, aber doch nur, weil sie sich nicht anders zu helfen gewußt hatte, der Graf hätte sie sonst nicht fortgelassen. Das war eine erzwungene Zusage, die brauchte sie nicht zu halten. Sie that doch vielleicht unrecht, wenn sie zum Rendezvous ging; ihre Mutter hätte das nicht wissen dürfen, sie hätte ihr's nie verziehen; allerdings dachte die Mutter in diesen Dingen gar so streng . . . so Schreckliches war ja wirklich nicht dabei! Was sollte ihr denn geschehen? Es wäre doch nicht schön von ihr, wenn sie ihn zum besten hätte und ihre Zusage nicht hielte. Was würde er denn von ihr denken? Und wenn sie nicht ginge, würde er seine Drohung vielleicht erfüllen und zu ihr kommen! Das sah dem kecken Menschen ähnlich! Wie er nur auf eine so gewagte Idee verfallen war? Er konnte ja doch nicht wissen, daß sie keine Eltern oder sonstige Verwandte zu ihrem Schutze hatte! Oder doch? Vielleicht hatte er's erfahren? Aber von wem? Wohl vom Hausmeister? Woher er überhaupt nur wußte, wie sie hieß? Vom Theaterzettel gewiß nicht, denn da stand ihr Name unter so vielen andern weiblichen Namen, deren Trägerinnen ebensowenig zu Worte kamen als sie. Wie sollte er da wissen, daß gerade sie das „Fräulen Brunner“ war, das da gedruckt stand. — Vermutlich war er ihr an dem Abend, als er sie zum erstenmal angesprochen hatte, nachgegangen und hatte sich dann am nächsten Tage nach ihr erkundigt. Ja, gewiß war es so gewesen!

Nach dieser Abschweifung kehrten ihre Gedanken wieder zu der Frage zurück, von der sie ausgegangen waren: ob sie zum Rendezvous gehen solle oder nicht. Anbetracht dessen, daß der Graf, im Falle sie nicht ging, zu ihr kommen konnte, schien es ihr doch besser, zu gehen. Und sie mußte sich's gestehen: sie ging gern. So ein Rendezvous war doch eine ganz eigene Sache, schon das Wort selbst hatte einen gewissen geheimnisvollen Reiz. Wie oft hatte sie schon von Rendezvous gelesen und gehört, und immer hatte sie die Betreffende um dieses Glück beneidet. jetzt stand es ihr selbst bevor. Wenn's nur nicht so lange gedauert hätte bis dahin! Warum hatte sie's auch für morgen nicht angenommen? Als ob sie verhindert gewesen wäre! Sie wußte eigentlich selbst nicht, warum sie nicht eingewilligt hatte, schon morgen zu kommen, da sie doch überhaupt eingewilligt hatte. Wohl nur, um nicht gar zu willfährig zu erscheinen. Jedenfalls gedachte sie, übermorgen so zu thun, als ob sie einen notwendigen Gang zu machen hätte, bei dem er sie begleiten dürfe; er sollte nicht glauben, daß sie nur seinetwegen käme. Sie konnte ja die Taschentücher, die sie zu sticken hatte, zur Majorin tragen. Morgen wollte sie sie fertig stellen, es war nicht mehr viel daran zu arbeiten, und würde sie bis übermorgen Nachmittag damit nicht fertig, so wollte sie in dem Weißwarengeschäfte, für das sie hie und da etwas arbeitete, nachfragen, ob es keine Arbeit für sie gebe. Die Majorin wohnte in der Josefstadt, das war ein gutes Stück Wegs bis hin, und wenn er sie wieder zurückbegleitete — und das that er gewiß —, so vergingen darüber wohl anderthalb Stunden, denn beeilen wollte sie sich nicht. Der Graf würde ihr vielleicht wieder vorschlagen, mit ihm in den Prater zu fahren oder derlei, aber darauf wollte sie

nicht eingehen, ganz bestimmt nicht. Überhaupt nahm sie sich vor, sich möglichst zurückhaltend zu benehmen und dadurch wieder auszugleichen, daß sie ihm so bald eine Zusammenkunft gewährt hatte. — Aber was sollte sie nur anziehen an diesem Nachmittage? Wenn sie doch über eine größere Garderobe verfügt hätte! Doch die war gar so dürftig bestellt! — Eigentlich hätte sie freilich noch Trauer tragen sollen, denn seit dem Tode ihrer Mutter waren noch nicht fünf Monate vergangen, aber sie hatte das schwarze Kleid, das sie seither täglich getragen, schon bald nach ihrem Eintritte beim Theater abgelegt; teils, weil ihr Betti dazu geraten, teils, und zwar hauptsächlich, weil es schon ziemlich schadhaft war und überaus unvorteilhaft stand, während ihre Kolleginnen meist recht gut angezogen waren: sie hatte sichs nämlich in aller Eile aus einem Kleide der Mutter zurechtgemacht, das noch vom Begräbnis des Vaters herrührte. Dieses alte Zeug kam somit jetzt gar nicht in Frage. — Außerdem besaß sie aber nur noch zwei Kleider, die ihr zwar gut saßen, aber doch auch schon ziemlich abgetragen waren. Eines von diesen beiden mußte sie also anlegen, es blieb nichts andres übrig. Zum Glück war die Taille wenigstens durch das Jackett verborgen, das noch leidlich neu aussah. Den Aufputz ihres Hutes wollte sie ein wenig erneuern, sie besaß noch ein paar dazu geeignete Bandreste. Nur die Handschuhe waren ganz unpräsentabel; für den kurzen Weg von und zu dem Theater, zumal im Dunkel des Abends, thaten sie's ja noch, aber in Gesellschaft eines so eleganten, vornehmen Herrn, — eines Grafen! — konnte sie sie unmöglich mehr anziehen. Da half nichts, sie mußte sich neue kaufen.

Alle diese Gedanken wogten in Resis Seele rastlos und ungestüm auf und nieder und ließen sie nicht die Ruhe finden, deren der Schlaf bedarf. Die alte Stehuhr auf dem Trumeau verkündete mit ihrer zitternden Stimme eine halbe Stunde um die andre, aber Resi hörte sie nicht oder doch nur unbewußt, und ebenso wenig beachtete sie's, daß Heini sich im Schlafe unruhig hin und her warf und wiederholt ächzte und hustete.

VIII.

Als Resi am nächsten Morgen erwachte, war ihr erster Gedanke das bevorstehende Rendezvous.

Dann aber fragte sie sich, noch ganz schlafbefangen, ängstlich, ob es denn mit diesem Rendezvous auch seine Richtigkeit habe, ob nicht all' das, was sie am vergangenen Abend erlebt zu haben glaubte, nur ein lebhafter, schöner Traum gewesen sei. Aber das durch den Zweifel rasch ermunterte klare Bewußtsein gab ihr die beruhigende Versicherung, daß alles wirklich stattgefunden habe, und auch der Rosenstrauß dort auf dem Tische, der das Zimmer mit seinem Dufte fast betäubend erfüllte, legte Zeugnis ab, wenn auch nicht für den Abend selbst, so doch für das, was mit ihm zusammenhing.

Nachdem Heini, der sein Bett an diesem Morgen noch widerwilliger verlassen hatte als sonst, in die Schule gegangen war, brachte Resi rasch ihr Zimmer in Ordnung und machte sich dann über die Taschentücher her.

Sonst pflegte Frau Nowak während des Aufräumens und Abstäubens mit Resi eifrigst zu plaudern, namentlich über das, was sie am Abende zuvor im „Extrablatt" gelesen hatte: heute aber hüllte sie sich in grollendes Schweigen. Sie hatte es Resi noch nicht vergeben, daß sie ihr am Abend zuvor nichts über den gräflichen Briefschreiber erzählt hatte. Resi empfand dieses auffallende Schweigen aber durchaus nicht als Strafe, was es doch wohl sein sollte: es war ihr vielmehr gerade recht, denn sie wollte sich ungestört ihren Gedanken hingeben.

Als sie sich gegen zehn Uhr auf den Weg zur Probe machte, war sie erfreut, daß Frau Nowak nicht zugleich mit ihr fortging, wie sie sonst that, um ihre Einkäufe zu machen

Vielleicht begleitete sie sie diesmal nicht nur darum nicht, weil sie nichts mit ihr reden wollte, sondern auch weil sie den Brief zu finden hoffte. Aber da sollte sie sich gründlich irren, denn der lag wohl verborgen in der Kommodelade, und die war versperrt, den Schlüssel hatte sie bei sich.

Als sie zur ersten Straßenkreuzung kam, warf sie einen spähenden Blick um sich. Vielleicht wartete der Graf hier auf sie! Er war aber nicht da. Natürlich! Es war ja ein Unsinn gewesen, das für möglich zu halten. Da war es schon eher möglich, daß er sie nach der Probe beim Theater erwartete. Doch, als sie zwei Stunden später das Theater wieder verließ, war er auch nicht da, aber vielleicht erwartete er sie irgendwo auf dem Heimwege? Auch hier ließ er sich jedoch nicht blicken. Er hatte ihren Wunsch — eigentlich war's ja ein Verbot — also folgsam erfüllt! Das war ja recht schön von ihm, und es wäre ihr der Kolleginnen wegen wirklich nicht angenehm gewesen, wenn er gekommen wäre! Aber dennoch konnte sie sich einer gewissen Enttäuschung nicht erwehren.

Auf dem Wege kaufte sie sich ein Paar eisengrauer Handschuhe, die zu ihrem grauen Jackett gut paßten.

Zu Hause wurde sie von einer unangenehmen Überraschung empfangen: Heini klagte über Kopfweh und Mattigkeit und hustete; auch mochte er bei Tische nichts genießen. Nach dem Speisen brachte ihn Resi zu Bett, und Frau Nowak bereitete ihm einen Thee, der, wie sie behauptete, noch jedermann geholfen habe, also sicher auch Heini heilen werde.

„Wissen S'," erklärte sie mit wichtiger Miene, „der Thee da, der wascht die ganze Brust gut aus und schwemmt die Krankheit und alle schlechen Säft' 'naus."

Zur Bekräftigung zählte sie alle die Wunderkuren auf, die sie mit ihrem Thee erzielt haben wollte, und nannte auch alle die betreffenden Leute, wobei sie's fast nie unterließ, Bemerkungen über deren Familien- und Lebensverhältnisse einzuflechten. In ihrem Vertrauen auf die Heilkraft des Thees vermaß sie sich sogar, die Lungenschwindsucht damit zu kurieren. Und als Heini bald nach dem Genusse des Thees einschlief, sah sie darin schon die erste Wirkung ihres Wundertrankes und den Beginn der Genesung. Mit siegesgewisser Überlegenheit tröstete sie Resi und stellte ihr's als ganz sicher in Aussicht, daß der Kleine schon in ein paar Tagen „pumperlg'sund" sein werde, gesünder als früher, wo „die Krankheit in ihm gesteckt sei".

Resi schenkte diesen Versicherungen gerne Glauben, weil sie an Heinis rasche Genesung glauben wollte. Seine Erkrankung hatte sie in große Besorgnis versetzt, und zwar galt diese nicht nur seinem Leben, sondern auch, wenngleich sie sich's selbst kaum einzugestehen wagte, dem Zustandekommen des Rendezvous.

Jetzt, wo der Kleine schlief, beruhigte sie sich und empfand für Frau Nowak ein lebhaftes Dankesgefühl. Es that ihr leid, daß sie sie am Abend vorher gekränkt hatte, und sie nahm sich vor, das wieder gut zu machen und ihr, wenn sie wieder nach dem Briefe fragen sollte, was ziemlich wahrscheinlich war, freundlich zu antworten und so viel zu sagen, als es eben ging. Den ganzen Sachverhalt sollte Frau Nowak aber doch nicht erfahren, auch sonst niemand, auch Betti nicht; den wollte sie für sich allein behalten. Es war so schön, ein Geheimnis zu haben, und ganz allein hatte man's ja nicht, man teilte es ja mit jemand, und das war das Schönste dabei.

Heinis Erkrankung war Frau Nowak recht gelegen gekommen, denn sie bot ihr den erwünschten Anlaß das grollende Schweigen zu brechen, mit dem sie Resi zu strafen gedacht, aber nur sich selbst gestraft hatte. Schon die zwei Morgenstunden hatten genügt, sie das so ungewohnte Schweigen hart empfinden und diese Form des Grollens bereuen zu lassen. Mit Bangen hatte sie an die vielen Stunden des Schweigens gedacht, die ihr im Laufe des Tages noch bevorstanden; aber dennoch hatte sie sich nicht entschließen können mit dem Reden den Anfang zu machen, in der Meinung, sich dadurch einer so jungen Person wie Resi gegenüber als ältere Frau etwas zu vergeben.

Heinis Erkrankung hatte sie aus dieser für sie so peinlichen Lage befreit. Jetzt konnte sie getrost reden, und das that sie denn auch nach Herzenslust.

Während der Kleine schlief, plauderte sie gedämpften Tones mit Resi und steuerte dabei, wie diese es erwartet hatte, allmählich auf ihr Ziel los: auf den Brief. Sie erging sich eine Weile in verschiedenen allgemeinen Betrachtungen und schloß dieses philosophische Präludium mit folgender tiefsinnigen Reflexion: „Ja, so geht's, das eine Mal kommt a gute Überraschung, 's andre Mal a schlimme; gestern is' 's Bouquet 'kommen, heut is der Heini krank worden!"

Und als wenn ihr diese Äußerung den Brief erst wieder ins Gedächtnis gerufen hätte, bemerkte sie: „Ja richtig! Was is denn mit dem Brief? Wie heißt denn der Graf, was ihn g'schrieben hat? Oder därf ma' 's net wissen?" fügte sie neugierig lächelnd hinzu.

„Ja, wenn i' 's selber wüßt'!" erwiderte Resi.

„Gehngen S', das werd'n S' net wissen! Das muß ja doch drin g'standen sein im Brief! Sie wollen 's halt nur net sagen," versetzte Frau Nowak mit gekränkter Miene.

„Nein, i weiß 's wirkli net!" versicherte Resi, „so wie Traunheim, Tauheim oder sowie halt, nur den Vornamen hab i gut lesen können, der heißt Rudi."

Ganz unwahr sprach Resi nicht, der Name war wirklich etwas undeutlich geschrieben, aber lesen hatte sie ihn doch ganz gut können, sie wollte ihn jedoch nicht sagen.

„Am End' heißt er gar Trauttmannsdorf," rief Frau Nowak, Sie, das wär' aber schön! Das is einer von die allerhöchsten Gawlier[1])."

„Nein, so heißt er g'wiß net," wehrte Resi lächelnd ab.

„Aber das sollt' ma' doch wissen, wie er haßt," meinte Frau Nowak und fuhr dann etwas zögernd fort: „Vielleicht könnt i 's rausbringen, wenn S' nur den Brief zeigen möchten," und als sie zu bemerken glaubte, daß Resi sich zu einem Einwand anschicke, setzte sie rasch und in etwas spitzem Tone hinzu: „Sie brauchen sich nit fürchten, daß i was les' in dem Brief, nur die Unterschrift möcht i sehgen."

„Aber recht gern," erwiderte Resi, „wann i den Brief nur da hätt, aber i hab 'n nimmer."

„Was, Sie haben 'n nimmer?" rief die Zimmerfrau ungläubig und gereizt. „Gehngen S'! machen S' das wem andern weis, aber net mir, so an Brief thut ma' net zerreißen oder wegwerfen. Sie wollen m'r 'n halt net zeigen, das is 's Ganze."

Damit wollte sie sich gekränkt erheben, aber Resi beeilte sich, sie zu beruhigen, indem sie ihr versicherte, daß sie den Brief ja nicht vernichtet, sondern nur eben nicht zur Hand hätte; sie habe ihn Betti gegeben, und die habe ihn nach Hause mitgenommen, um ihn dort zu lesen. Sobald sie ihn zurückbekomme, werde sie ihn Frau Nowak zeigen.

Diese Angabe erschien Frau Nowak zwar nicht unglaubwürdig — warum sollte Betti auf den Brief nicht ebenso neugierig sein wie sie selbst! — aber sie fragte dennoch mißtrauisch, warum Betti den Brief denn nicht im Theater gelesen habe.

Resi antwortete jedoch hierauf ganz prompt, sie habe Betti erst nach der Vorstellung, schon im Fortgehen, von dem Brief erzählt, und da sei nicht mehr Zeit gewesen den Brief zu lesen.

Das klang für Frau Nowak sehr plausibel und schien ihr auch Resis längeres Ausbleiben am vorigen Abend zu erklären.

„Also d'rum sind S' gestern am Abend so spät z' Haus kommen!" sagte sie, wieder ganz gemütlich, „jetzt kann i m'r a denken, warum S' so aufg'regt waren, haben halt mit der Fräul'n Betti lang dischkriert[2]) über das Brieferl. Ja, so was thut ein'm allweil a bissel heiß machen, wann ma' noch a jung's Blut hat."

Damit nahm das Gespräch eine allgemeinere Richtung an, und Frau Nowak ging von diesem einen Fall auf andre Liebesbriefe über und von diesen wieder auf allerhand Liebesgeschichten aus dem Leben ihrer zahlreichen Bekannten, wobei sie eine nicht eben zu große Diskretion an den Tag legte. Sie ließ sich in ihren Erzählungen weder durch die Ankunft des Bäckerjungen noch durch die Bereitung der Jause stören, und Resi hörte ihr mit großer Aufmerksamkeit zu. Jetzt, wo sie selbst daran war, einen kleinen Liebesroman zu beginnen, brachte sie allem, was die Liebe betraf, noch mehr Interesse entgegen als früher und

[1]) Gawlier, wienerisch für Kavalier.

[2]) Dischkrieren, wienerisch für diskurieren.

fühlte sich dadurch in einen Zustand angenehmer Erregung versetzt, der ihr ganz heiß machte. Wenn Frau Nowak dabei im Eifer des Gespräches manchmal allzu heikle Dinge berührte oder allzukräftige Ausdrücke gebrauchte, so schoß ihr das Blut in die Wangen, und sie beugte sich tief über ihre Arbeit.

Frau Nowak hätte über dieses ebenso anregende als ergiebige Thema wohl noch eine gute Weile fortgesprochen, wenn der kleine Kranke nicht erwacht wäre und über Durst geklagt hätte.

Da er das Wasser, das ihm Resi reichte, gleich wieder von sich wies, riet Frau Nowak, ihm Limonade zu geben, und Resi lief zum „Greißler“[1]) hinab, um eine Citrone zu holen.

Nachdem Heini von der Limonade etwas getrunken hatte, setzte sie sich an sein Bett und plauderte ihm etwas vor, bis er wieder einschlief, wozu die früh hereinbrechende Dämmerung des Spätherbstnachmittags viel beitragen mochte.

Die beiden Frauen plauderten in der zunehmenden Dunkelheit, bis die alte Stehuhr mit ihrer dünnen Stimme dreiviertel Sechs schlug; das war die Zeit, um die Resi ins Theater zu gehen pflegte.

Auf dem Wege dahin dachte sie wieder daran, daß der Graf sie irgendwo erwarte, und so oft ein heller Überzieher aus dem Dunkel tauchte, fuhr sie zusammen, aber immer ohne Grund; der Graf war nicht da.

Und er war auch nicht im Theater, wie sie sich bald überzeugte. Sie sah ihn weder in der ersten Orchesterreihe, wo er sonst zu sitzen pflegte, noch in einer Loge, und anderswo saß er gewiß nicht. Daß er keinen Sitz mehr bekommen habe, war ausgeschlossen, denn sowohl die vorderen Parkettreihen als die Logen wiesen ziemliche Lücken auf. Warum er diesmal nicht gekommen war? Wie sollte das mit der heißen Liebe stimmen, deren er sie versichert hatte? War es mit dieser am Ende schon vorbei? Das war doch kaum denkbar. Freilich konnte er ja verhindert worden sein ins Theater zu gehen. Er konnte doch wohl nicht jeden Abend da verbringen. Und dann war es doch auch zu viel verlangt, daß er sich immer dieselbe Operette anhören sollte, die allabendlich gegeben wurde. Aber immerhin. . . .

In ihrer Eitelkeit verletzt, trat sie verstimmt von der Bühne ab, da kam ihr eine Kollegin verschmitzt lächelnd entgegen, die Hände, in denen sie offenbar etwas hielt, hinter dem Rücken verborgen.

„Rat' einmal, was ich da hab'?“ redete sie Resi an, „'s is für dich.“

„Für mich?“ fragte Resi, zuerst ganz erstaunt, doch stieg gleich eine Ahnung in ihr auf, die ihr das Herz rascher schlagen machte.

„Ja, für dich,“ antwortete die Kollegin schnippisch.

„Für mich?“ wiederholte Resi und bemühte sich, das Erstaunen im Tone festzuhalten, „das kann i m'r gar nit denken.“ Dabei fühlte sie, wie ihr das Blut in die Wangen stieg.

„Geh, geh,“ spöttelte die unbequeme Kollegin, „thu nur nit so, du weißt ganz gut, was 's is, du wirst ja ganz rot.“

---

[1]) Greißler, österreichisch: Gemischtwarenhändler.

„Woher soll i denn das wissen?" rief Resi ebenso verlegen als unwillig und wandte sich ab, um die brennende Röte ihres Gesichts zu verbergen.

„Na, was s' is, weißt vielleicht net, das kann sein, aber sicher, von wem s' is," erwiderte die andre.

„So gib's her und mach' keine Dummheiten!" rief Resi ärgerlich und suchte sich der Hände der Choristin zu bemächtigen.

Die wich ihr aber geschickt aus und spöttelte, immer vor ihr her nach rückwärts tänzelnd und die Hände am Rücken:

„Ja, nit wahr, Schatzerl? Möchst es halt haben? Und a Brieferl is a dabei," bei diesen Worten zeigte sie Resi für einen Augenblick ein blaßgrünes Couvert, auf dem diese die bekannten Schriftzüge zu erkennen glaubte, „mit einer Kron' drauf," fuhr sie in ihrer Neckerei fort, „neun Zacken! Schau, schau, du hast kein' schlechten Gusto! Ja, ja, die stillen Wasserln, die sind halt tief!"

Ein paar Mädchen — darunter auch Betti —, die diese kleine Scene bemerkt hatten, traten neugierig näher und fragten, was es denn gebe. Resis Quälgeist gab lachend und spottend Auskunft, wobei sie von Resi, die, dem Weinen nahe, vergebliche Anstrengungen machte, sich ihrer Hände zu bemächtigen, wiederholt zornig unterbrochen wurde. Man lachte und neckte Resi und reizte die beiden dadurch noch mehr, und es wäre vielleicht zu einem unerquicklichen Auftritt gekommen, wenn sich nicht Betti ins Mittel gelegt und ihre spottlustige Kollegin bewogen hätte, Resi den Brief und das dazugehörende, in Seidenpapier gehüllte Paket endlich einzuhändigen. Rasch schob diese den Brief in die Tasche und wollte sich mit dem Paket davonmachen, aber man ließ sie nicht so ohne weiteres fort, sie sollte zeigen, was sie bekommen hatte. Es blieb ihr nichts andres übrig, als ihren Kolleginnen zu willfahren, und jetzt, wo sie das Geschenk doch nicht mehr verheimlichen konnte, that sie's nicht einmal so ungern: es war gewiß etwas Hübsches, um das sie die andern beneiden würden. Nach der Art der Umhüllung und dem leichten Gewicht zu schließen waren es Blumen, und so war es auch. Aus der Seidenpapierhülle kam ein reizendes Bruststräußchen zum Vorschein, dessen von Wasserperlen benetzten Blüten ein herrlicher Duft entstieg. Es waren Theerosen, Veilchen und kleine weiße Blumen, die Resi nicht kannte, und deren starker Duft sie besonders entzückte. Betti, die sich beim Theater eine gewisse Blumenkenntnis angeeignet hatte, belehrte sie, daß es Orangenblüten seien. Dann hob sie die Papierhülle auf, die Resi hatte fallen lassen, glättete sie und suchte den Namen der Blumenhandlung. Als sie ihn gefunden hatte, bemerkte sie mit einer gewissen Anerkennung im Tone zu Resi:

„Du, 's is von der Fossatti!" Und Resi war schon lange genug beim Theater, um zu wissen, daß dies eine der ersten Firmen des Wiener Blumenhandels war, und um diese Thatsache würdigen zu können. Sie hätte den Strauß am liebsten gleich vor ihre Brust gesteckt, aber das ging nicht, denn sie war im Kostüme eines Schiffsjungen. So versparte sie sich's denn für den nächsten Aufzug, wo sie wieder in weiblicher Kleidung zu erscheinen hatte.

Den Brief gedachte sie erst zu Hause zu lesen, wenn sie sich dem Genusse dieser Lektüre ganz ungestört hingeben konnte; aber sie hielt es nicht so lange aus, der Brief brannte sie in der Tasche, und bei der ersten Gelegenheit, die sich ihr bot, zog sie ihn hervor und las ihn mit heimlicher Hast. Der Graf schrieb darin, da er durch gesellschaftliche Verpflichtungen verhindert sei, an diesem Abende das Theater zu besuchen, sende er ihr den beifolgenden Blumengruß. Er habe der mächtigen Versuchung sie vor dem Theater zu erwarten, widerstanden, um sein Versprechen zu halten, er hoffe aber, sie werde es ebenso machen und am nächsten Nachmittag bestimmt erscheinen. Der Brief schloß mit dem Erlkönig-Citat „Und gehst du nicht willig, so brauch ich Gewalt!"

Sie hätte den Brief, der sie entzückte, gern nochmals gelesen, am liebsten gleich ein paarmal, aber da kam schon jemand auf sie zu; sie steckte ihn daher rasch in die Tasche und mischte sich unter die andern.

Ihre Verstimmung war wie weggeblasen. Sie hatte sich im Theater noch nie so heiter gezeigt wie an diesem Abend, ja sie gebärdete sich geradezu ausgelassen. Mit glänzenden Augen und brennenden Wangen, die einer Schminke gar nicht bedurften, trieb sie sich unter ihren Kolleginnen herum und lachte und scherzte mit ihnen. Während der Chor auf der Bühne beschäftigt war, steckte sie sich hinter die, die in der ersten Reihe standen, und flüsterte ihnen Scherzworte zu, die sie zum Lachen brachten, oder kniff sie unversehens, daß sie erschreckt zusammenzuckten: kurz sie war voll Übermut. Das fiel natürlich allgemein auf, und die von dem Briefchen und den Blumen wußten, brachten es damit in Verbindung und ließen es an Neckereien nicht fehlen. Resi aber war weit davon entfernt sie übel zu nehmen, sondern ging lustig auf sie ein, ja sie lächelte auf die verschiedenen, oft sehr indiskreten Fragen ihrer Kolleginnen so vielsagend und that so geheimnisvoll, als ob sie weiß Gott was für pikante und interessante Dinge zu verheimlichen gehabt hätte. Sie fand es eigentlich gar nicht so übel, so ein bischen mit einer Liebschaft geneckt zu werden.

Diese heitere Stimmung hielt auch auf dem Heimweg an, den sie diesmal in Begleitung einer Kollegin antrat. Erst als sie allein vor ihrem Hause stand, fiel ihr der kranke Heini ein, dessen sie während des ganzen Abends nicht ein einziges Mal gedacht hatte, und dieser Gedanke legte sich wie eine düstere Wolke auf ihre Heiterkeit. Wie hatte sie Heini so ganz vergessen können! Während sie im Theater gelacht und gescherzt hatte, war er krank zu Hause gelegen, vielleicht gar kränker, als sie ihn verlassen hatte. Ein dumpfes Angstgefühl schnürte ihr die Seele zusammen und erstickte in ihr den letzten Rest von Heiterkeit.

Während sie rasch die dunkle Treppe hinaufstieg, suchte sie sich einzureden, daß diese Angst thöricht sei und sie Heini schon besser finden werde; als sie aber oben angelangt war, schlug ihr das Herz doch weit stärker, als es durch das rasche Steigen begründet war, und mit zögerndem Bangen betrat sie ihre Wohnung.

IX.

Ihre Angst hatte sie nicht getäuscht: Frau Nowak kam ihr mit bestürzter Miene entgegen und empfing sie mit der bösen Nachricht, daß sich Heinis Zustand bedeutend verschlimmert habe.

Der kleine Kranke lag mit fieberhaft gerötetem Gesicht in seinem mit Polstern und Decken vollgestopften Bette, bewegte Hände und Kopf unruhig hin und her und atmete unter sichtlicher Beschwerde. Die Augen hielt er meist geschlossen, und wenn er sie öffnete, so irrten sie mit ausdruckslosen Blicken unruhig herum. Wiederholt rüttelten ihn Hustenanfälle, bei denen sich sein Gesicht schmerzhaft verzog.

Während Resi, an seinem Bett stehend, voll quälender Besorgnis diese traurigen Wahrnehmungen machte, berichtete ihr Frau Nowak hastig, aber dabei doch umständlich, wie's mit Heini so schlimm geworden war:

Er sei bald nach Resis Fortgehen erwacht und habe über große Hitze und Stechen in der Brust geklagt, dabei auch heftig gehustet. Sie habe ihm hierauf wieder von ihrem Thee geben wollen, doch sei's ihr trotz allen Zuredens nicht gelungen, ihn zum Trinken zu bewegen. Da er immer unruhiger und das Stechen ärger geworden sei, habe sie ihm ein Unschlittpflaster bereitet und nach langem Streuben seinerseits doch endlich auf die Brust gelegt. Richtig sei's darauf für einige Zeit besser geworden, aber nach neun Uhr habe sich sein Zustand wieder sehr verschlimmert, er habe irre zu reden angefangen und manchmal laut geschrieen vor Schmerz. Sie habe bereits um Resi schicken wollen, sei davon aber abgekommen, da sie ja ohnehin bald habe nach Hause kommen müssen. In der letzten Viertelstunde sei der Kleine wieder ruhiger geworden.

Frau Nowak schloß ihren Bericht mit der nicht eben tröstlich klingenden und fast als Behauptung hingestellten Vermutung, daß Heini den Typhus habe, und zugleich sprach sie ihre Überzeugung aus, daß sein Zustand nur deshalb schlimmer geworden sei, weil er sich geweigert habe, ein zweites Mal von ihrem Thee zu trinken; und sie schickte sich eben an, die Vorzüge des Wundertrankes aufs neue anzupreisen, als sie von Resi mit der Frage unterbrochen wurde, warum sie denn nicht um einen Arzt geschickt habe.

„Warum i nit um 'an Dokter g'schickt hab?!" wiederholte sie zögernd und verlegen. „Ja, hätt i schicken sollen? I hab g'meint, es geht so a. Mein Gott! die Dokter, die verstehn nix, die können a nit helfen, s'is schad ums Geld, was s' kosten!" Und sie erging sich in heftigen Angriffen auf die Ärzte im allgemeinen und auf die modernen im besondern.

Resi ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern fuhr rasch in ihr Jackett, setzte den Hut auf und unterbrach Frau Nowak in ihrer Philippika mit der Bitte, einstweilen auf Heini acht zu geben, sie selbst wolle zu einem Arzt laufen. Damit eilte sie davon, ohne die Entgegnung der andern abzuwarten.

Während sie sich die dunkeln Stiegen hinabtastete, sann sie nach, welchen Arzt sie denn holen solle. Einen Hausarzt hatte sie nicht. Die Mutter war während ihrer letzten Krankheit immer ins Ambulatorium des „Allgemeinen Krankenhauses" gegangen,

wo sie unentgeltlich behandelt wurde; und in den letzten Tagen ihres Lebens, als sie das Zimmer nicht mehr verlassen konnte, war nur anläßlich des einen großen Blutsturzes der nächste Arzt geholt worden. An den war jetzt aber nicht zu denken, denn er wohnte zu weit, und aus demselben Grund auch nicht an den Arzt, der Heini während dessen letzter Krankheit im vorigen Winter behandelt hatte; das war überdies ein alter Herr, der nachts sicher keine Besuche machte. Seit sie in ihrer jetzigen Wohnung war, hatte sie aber noch keines Arztes bedurft. Schon wollte sie wieder umkehren, um Frau Nowak nach einem Arzte zu fragen. Da fiel ihr ein, daß an einem Hause, an dem sie täglich vorüberging, ein ärztliches Schild angebracht war, nur wußte sie den Namen nicht, aber das that nichts. Dort wollte sie jetzt hin. Beim Aufschließen des Hausthores fragte sie der Hausmeister ganz verwundert, warum sie denn wieder fortgehe, nachdem sie eben erst heimgekommen sei. Sie gab ihm mit ein paar flüchtigen Worten Auskunft und eilte dann ihrem Ziele zu. Richtig! da war das Schild. Sie läutete also an, und zwar heftig, damit man es nur ja gleich höre. Es wurde ihr auch bald geöffnet. Sie bat den Hausmeister, ihr ein Licht mitzugeben, damit sie sich in dem fremden Hause zurechtfinde und nicht etwa an einer unrichtigen Thür anläute. Er verschwand, etwas Unverständliches brummend, in seiner Wohnung und kam nach einiger Zeit, die ihr entsetzlich lange erschien, mit einem Wachslicht wieder heraus, gab es ihr in die Hand und bezeichnete ihr die Wohnung des Arztes. Trotz ihrer Ungeduld mußte sie ihre Schritte zügeln, denn das Licht drohte in dem durchs raschere Gehen stärkern Luftzuge zu verlöschen. Endlich stand sie vor der bezeichneten Thür! Sie läutete kräftig an, vielleicht schlief schon alles! Aber nein, man kam schon. Doch zu ihrer größten Bestürzung teilte ihr das öffnende Dienstmädchen mit, daß der Doktor so spät keine Krankenbesuche mehr zu machen pflege, da er kränklich sei. Was sollte sie nun thun? Es war zum Verzweifeln. Die Thränen traten ihr in die Augen, und mit zitternder Stimme bat sie das Mädchen den Doktor doch zum Gehen zu bewegen, sie wolle ihn ja gewiß so gut zahlen, als es ihr nur möglich sei. Das Mädchen, dem sie offenbar leid that, entschloß sich auch zum Doktor hineinzugehen, meinte aber, es werde nichts nützen.

Nach einer für Resi peinlich langen Frist öffnete sich die Zimmerthür, und eine ältere Frau kam heraus, hinter ihr die Magd. Sie sprach Resi mit freundlichen Worten ihr Bedauern aus und bat sie, ihren Mann zu entschuldigen, aber er sei kränklich und schlafe schon; sie sagte noch einiges, was seine Handlungsweise entschuldigen sollte, unterbrach sich aber, als sie Resis verzweifelte Miene sah, und riet ihr in teilnehmendem Tone, zu Dr. Schmidt zu gehen, der nicht weit wohne und auch nachts Besuche zu machen pflege, oder falls der etwa nicht zu Hause sein sollte, zu Dr. Pollak. Sie gab die beiden Adressen und bat sie nochmals, die Weigerung ihres Mannes nicht übel zu nehmen. Sichtlich bestrebt die Ungefälligkeit ihres Mannes einigermaßen gut zu machen, befahl sie ihrem Mädchen, Resi, deren Wachslichtchen inzwischen fast ganz herabgebrannt war, die Treppen hinabzuleuchten.

Wieder auf der Straße, lief Resi mehr, als sie ging, der Wohnung Doktor Schmidt's zu. Ganz atemlos stand sie endlich vor seiner Thür. Wenn der auch nicht zu Hause war oder vielleicht auch nicht des Nachts zu Kranken ging?! Ihr bangte vor der Antwort der ihr öffnenden Magd. Die führte sie aber gleich zum Doktor hinein, er war noch auf.

Während sie ihm mit fliegendem Atem von Heinis Erkrankung berichtete, zog er seinen Schlafrock aus und machte sich zum Fortgehen zurecht. Als er erfuhr, daß er zu Fuße gehen müsse, zeigte er sich zwar nicht sehr erfreut, ging aber doch mit.

Resi sah sich bald genötigt, ihre Schritte zu verlangsamen, denn ihr Begleiter machte keine Miene, sein durchaus nicht rasches Tempo zu beschleunigen, während ihre Beine ihren Gedanken nachstrebten, die schon bei Heini weilten. Der an sich nicht lange Weg erschien ihr daher endlos. Gesprochen wurde dabei sehr wenig; nur ab und zu that der Arzt eine den Kranken oder ihre Lebensverhältnisse betreffende Frage, oder Resi trug irgend etwas über Heini nach, was ihr für die Beurteilung seines Zustandes wichtig zu sein schien.

Endlich waren sie angelangt! Während sie vor dem Arzt die Treppen hinanstieg, kam ihr plötzlich der Gedanke, Heini wäre am Ende mittlerweile schon gestorben, sie fände ihn nicht mehr am Leben; und dieser Gedanke erfüllte sie mit solcher Angst, daß ihr die Kniee zitterten und die Hand den Schlüssel nicht gleich ins Schloß bringen konnte.

Als sie mit dem Doktor eintrat, kam ihr schon Frau Nowak entgegen und gab ihr auf ihre angstvolle Frage nach Heini die immerhin ein wenig beruhigende Antwort, daß sein Zustand seit ihrem Fortgehen sich nicht verschlimmert habe; zugleich äußerte sie ihr Erstaunen, daß Resi so lang ausgeblieben sei. Dann schickte sie sich an, dem Arzte, der an Heinis Bett getreten war, ihre Ansichten über die Krankheit des Kleinen zu entwickeln und ihm dabei durch ihre medizinischen Kenntnisse zu imponieren; doch zeigte er weder für jene noch für diese das geringste Interesse, sondern perkutierte und auskultierte, ohne sie eines Wortes zu würdigen, aufmerksam drauf los. Als er dabei auf das Unschlittpflaster stieß, schleuderte er's ärgerlich weg und brummte: „Was soll denn das dumme Zeug da?!" Frau Nowak, über diese schnöde Behandlung ihres Mittels und ihrer medizinischen Weisheit ganz entrüstet, erhob dagegen Einsprache und begann die großen Erfolge aufzuzählen, die sie damit erzielt haben wollte; der Doktor hatte aber nur ein geringschätzendes „Ach was!" und eine wegwerfende Handbewegung für sie und entfernte, nur um sie zu ärgern, wie sie meinte, auch noch einen Teil der Polster und Decken, die um den Kranken aufgestapelt waren. Dann wandte er sich zu Resi und teilte ihr in ernstem Tone mit, daß Heini eine heftige linksseitige Lungenentzündung habe, und daß es sehr ernst um ihn stehe, zumal da er sehr schwächlich sei. Während Resi ihm Tinte und Feder brachte, fragte er, woran des Kranken — also auch ihre — Eltern gestorben seien, und als er erfuhr, daß die Mutter der Schwindsucht erlegen sei, nickte er dazu, als hätte er nichts andres erwartet. Nachdem er ein Rezept geschrieben,

das den quälenden Husten stillen sollte, gab er Resi Verhaltungsmaßregeln, wobei er betonte, daß es vor allem darauf ankomme, die Kräfte des Kranken zu erhalten und das Fieber zu dämpfen. Er versprach, im Laufe des nächsten Vormittags wieder zu kommen; sollte das Fieber bis dahin nicht nachgelassen haben, so müßte man's mit einem kühlenden Bade versuchen.

Mit dieser Bemerkung, die Frau Nowak mit neuer Entrüstung erfüllte, entfernte er sich, und Resi ging gleich mit ihm, um das Medikament bereiten zu lassen.

Während des kurzen Wegstückes, das sie mitsammen zu gehen hatten, bat Resi den Doktor, ihr rückhaltslos zu sagen, was er von Heinis Zustand halte. Er zuckte die Schultern und erwiderte, daß sich gar nichts Bestimmtes sagen lasse, es komme ganz darauf an, ob die Kräfte des Kranken genug widerstandsfähig seien; er wolle ihr aber nicht verhehlen, daß sie ziemlich viel zu wünschen übrig ließen. Als sich ihre Wege trennten, empfahl er ihr nochmals, seine Vorschriften genau zu befolgen und nicht auf „das dumme Gewäsch der alten Vettel" zu achten, eine wenig schmeichelhafte Bezeichnung für Frau Nowak und deren medizinischen Ratschläge.

Resi eilte hierauf, so rasch sie konnte, in die Apotheke.

Eine halbe Stunde später war sie wieder zu Hause und löste Frau Nowak vom Krankenbette ab. Sie dankte ihr in bewegten Worten für die Teilnahme und Pflege, die sie Heini erwiesen hatte, und entschuldigte sich für die Mühe, die ihr daraus erwachsen sei. Frau Nowak meinte jedoch, was sie gethan habe, sei gerne geschehen; und das war keine leere Phrase, denn sie war überhaupt gutmütiger Art, und für Heini war sie ganz besonders eingenommen. Sie machte ihrer Entrüstung über den Doktor im besondern und die moderne Medizin im allgemeinen in kräftigen, aber aus Rücksicht für den Kranken leise gesprochenen Worten noch ein wenig Luft, wünschte Resi dann eine „gute Nacht", namentlich für Heini, und begab sich, wieder über die Ärzte brummend, zur Ruhe in ihr Zimmer.

Mitternacht war schon vorüber. Der Kranke, der bisher ziemlich unruhig gewesen war und wiederholt irre geredet hatte, begann stiller zu werden, und sein Husten wurde seltener. Nach einiger Zeit schien er zu schlafen.

Resi konnte sich nun ihren Gedanken überlassen. Sie legte sich in den alten Lehnsessel zurück, den sie an Heinis Bett gerückt hatte, und sann vor sich hin.

Auch in der vorigen Nacht war sie um diese Zeit noch wach gewesen und hatte sich ihren Gedanken hingegeben, aber welch' ungeheurer Unterschied war zwischen der gestrigen und der heutigen Nacht! Wie hatte sie sich auf den Tag des Rendezvous gefreut, wie schön die nächste Zeit ausgemalt, und wie so ganz anders war alles gekommen! All' das Schöne, das sie sich erträumt hatte, war nun vorbei, mußte vorbei sein. Das war hart, und ein bittrer Groll über das Schicksal, das so grausam mit ihr verfuhr, stieg in ihr auf. Aber ein Blick auf den Kranken, der sich gerade bewegte, brachte ihr zur Erkenntnis, daß sie unrecht

that, die Vereitelung einer leichtsinnigen Hoffnung, eines Vergnügens zu beklagen, wo doch so viel Wertvolleres auf dem Spiele stand, wo ihr der Verlust des Teuersten drohte, das sie auf Erden besaß. Nein, darüber, daß es nicht zum Rendezvous, nicht zu einem engern Verhältnis mit dem Grafen kommen sollte, darüber durfte sie sich nicht aufhalten, sie verdiente nichts andres. Warum hatte sie auch die Warnungen ihres Gewissens nicht hören wollen und so sträfliche Gedanken und Wünsche gehegt! Heinis Erkrankung war die Strafe, die ihrer Schuld auf dem Fuße folgte. Aber damit war sie auch schwer genug gestraft! Damit sollte es der Himmel bewenden lassen und ihr Heini nicht nehmen! Nein, nur das nicht! Sie wollte in Zukunft ja gern auf jedes Vergnügen verzichten, wollte nie mehr ihrer Eitelkeit und Sinnlichkeit nachgeben, sich nie mehr mit einem Manne einlassen: wenn ihr nur Heini blieb! Er durfte nicht sterben, es konnte nicht sein! Und wieder erfaßte sie, wie früher, als sie zu dem Arzte gegangen war, eine qualvolle Angst um sein Leben, und sie beugte sich ängstlich lauschend und spähend vor. Er lag so regungslos da, vielleicht war er schon ..... sie wagte es nicht auszudenken? Aber nein, sie hörte ihn ja atmen, und jetzt rüttelte ihn wieder ein Hustenanfall. Diesmal that ihr dieser Ton, der ihr sonst in die Seele schnitt, gar nicht wehe.

Erleichtert aufatmend lehnte sie sich wieder in ihren Sessel zurück und überließ sich von neuem ihren Gedanken.

Die wanderten aber gegen ihren Willen dem kommenden Nachmittage zu. Das war nicht recht von ihr, sie sah es ein, aber sie konnte nicht anders, immer wieder nahmen sie diese Richtung an. Und schließlich mußten sie sich ja auch mit diesem Nachmittag beschäftigen, denn wenn sie das Rendezvous nicht einhielt — und das war ja jetzt ganz selbstverständlich —, so würde der Graf sicher seine scherzhafte Drohung ausführen und sie in ihrer Wohnung aufsuchen. Bei seiner Leidenschaft für sie war er sehr wohl dazu im stande. Aber so sehr dieser Gedanke ihrer Eitelkeit auch schmeichelte, so erfüllte er sie doch anderseits mit nicht geringer Sorge. Was sollte sie denn thun, wenn er kam? Sie konnte ihm — einem Grafen! — doch nicht kurzweg die Thüre weisen! Und was würde sich Frau Nowak von ihr denken? Oder sollte sie dieser die ganze Sache anvertrauen? Vielleicht war's am besten, wenn die mit ihm sprach, falls er wirklich kam! Diese Fragen drangen ungestüm auf sie ein; sie bemühte sich aber vergeblich sie zu lösen, denn ihre Gedanken verwirrten sich immer mehr. So oft sie einen festzuhalten glaubte und weiter verfolgen wollte, er entschlüpfte ihr immer wieder und verlor sich unter den andern, und das wiederholte sich, bis sie wirklich einschlief.

Ihre erregte Phantasie aber arbeitete in derselben Richtung weiter und verzerrte und vermengte das, was sie in der letzten Zeit erlebt, gefühlt und gedacht hatte, zu einem häßlichen, wüsten Durcheinander, das sie qualvoll ängstigte.

Anfangs wurde sie durch Heinis Husten wiederholt aus dem Schlafe geweckt, dann hörte sie ihn zwar, konnte sich aber nicht ermuntern, und zuletzt vernahm sie ihn gar nicht mehr. — — — —

X.

Resi hörte im Traume ihren Namen rufen, erst wie aus weiter Ferne, dann näher und deutlicher, schließlich ganz nahe. Erschreckt fuhr sie auf und sah Frau Nowak vor sich stehen. Sie konnte sich nicht gleich besinnen und schaute verwirrt um sich. Ein Blick auf Heini rief ihr die traurige Wirklichkeit sofort ins Gedächtnis zurück und ernüchterte sie vollständig. Es war heller Morgen.

Beim kleinen Kranken schien das Fieber bedeutend nachgelassen zu haben, wenigstens war sein Gesicht nicht mehr gerötet, und auch seine Stirne fühlte sich nicht mehr so heiß an. Dafür war er aber offenbar sehr schwach und lag ganz apathisch da, meist von heftigem Husten erschüttert.

Gegen zehn Uhr kam der Doktor. Er bestätigte das Nachlassen des Fiebers, fand den Kräftezustand und die Herzthätigkeit Heinis sehr unbefriedigend und verordnete zu ihrer Hebung starken Wein, Malaga oder Madeira, der dem Kranken von Zeit zu Zeit eßlöffelweise eingeflößt werden sollte. Gegen Abend wollte er nochmals nachsehen.

Frau Nowak war über diese neue Verordnung des Arztes nicht weniger entrüstet als am vorigen Abend über das in Aussicht gestellte Bad. Das unterblieb nun als unnötig, dafür sollte der schwerkranke Heini Wein bekommen, bei einer Entzündung Wein! Es war ganz unerhört! Sie bot aber umsonst ihre ganze Überredungskunst auf, um Resi von der Befolgung dieser Verordnung abzuhalten; selbst der hohe Preis solcher Weine, den sie als Abschreckungsmittel ins Treffen führte, konnte Resi in ihrem Entschlusse nicht irre machen. Schließlich fügte sie sich aber mit einem Zucken der Schultern drein, indem sie jede Verantwortung für die gewiß nicht ausbleibenden schlimmen Folgen ablehnte; ja sie erklärte sich sogar schon bereit, bei ihrem Einkaufsgang auch den Wein zu besorgen.

Zu ihrer Verwunderung, ja fast zu ihrem Ärger, bekam Heini nach dem Genusse des Weins weder den prophezeiten Erstickungsanfall, noch stellte sich das Fieber wieder ein, im Gegenteil: nach einiger Zeit schlug er die Lider auf und sah mit matten, aber verständnisvollen Augen umher, während er sie bisher nur hier und da zu apathischen Blicken geöffnet hatte. Er sprach sogar einige Worte.

Am Nachmittage begann Resi unruhig zu werden und wurde es immer mehr, je weiter er vorrückte.

Als es gegen 3 Uhr läutete, schrak sie so heftig zusammen, daß Frau Nowak sie ganz erstaunt fragte, was sie denn habe, sie sei ganz blaß, es werde nur der Bäckerbursche sein. Er war es auch, und Resi schämte sich ihres Schrecks und suchte ihn Frau Nowak gegenüber mit ihrer durch Heinis Erkrankung verursachten Erregtheit zu begründen; sich selbst aber schalt sie thöricht, denn der, an den sie dachte, konnte es nicht sein. Falls er überhaupt kam, würde das erst nach 4 Uhr sein, wenn er schon einige Zeit auf sie gewartet hatte. Bis dahin konnte sie ganz ruhig sein. Sie war es aber doch nicht, sondern trat wiederholt ans Fenster und sah auf die Straße hinab, obwohl sie dort nichts sehen konnte; und so oft sie auf dem Gange draußen Schritte hörte oder zu

hören glaubte, bekam sie Herzklopfen; ja einmal meinte sie bestimmt, es habe geläutet und bat Frau Nowak ganz aufgeregt, doch nachzusehen. Kopfschüttelnd kam diese gleich wieder herein — es war niemand dagewesen — und äußerte abermals ihr Erstaunen über Resis sonderbare Unruhe.

Als die alte Stehuhr nur mehr 10 Minuten auf 4 Uhr zeigte, nahm sich Resi einen Anlauf und begann mit unsicherer Stimme:

„Frau Nowak, muß Ihnen was sagen."

„Was denn?" fragte die Angesprochene, durch die befangene Miene und den ungewöhnlichen Ton Resis neugierig gemacht.

„Wenn jetzt vielleicht ein Herr kommt und nach mir fragt," erwiderte diese stockend, „so sagen S', bitt' Sie, wär nit z'Haus, oder nein, sagen S', was wahr is, daß mein Bruder schwer krank is, und daß mit niemandem sprechen kann. Lassen S' ihn g'wiß nit 'rein, bitt' schön!"

„Ja, was für an Herr denn? Und was will er denn?" fragte Frau Nowak voll staunender Neugierde.

„Na, wissen S', der den Brief geschrieben hat, der Graf," erwiderte Resi, tief errötend mit leiser Stimme und gesenkten Augen.

„Aha! Also der! Und was will er denn da?" fragte sie nochmals, gab sich aber gleich selbst Antwort, indem sie dazusetzte: „Na, i kann m'r schon denken, was er will," und dann neugierig fortfuhr: „Ja, haben 'S ihn denn herbestellt?"

Resi schüttelte den Kopf.

„Nit? Na, dann hat er das g'wiß in dem Brief g'schrieben, was 'S vorgestern bekommen haben?"

Resi verneinte es und erzählte auf Frau Nowaks dringende Fragen sehr verlegen und stockend, der Graf habe sie inständig um eine Zusammenkunft gebeten, zuerst schriftlich in jenem Briefe, dann mündlich; doch habe sie sich standhaft geweigert, obwohl er ihr alles Mögliche angeboten habe — sie hob dieses Moment besonders hervor, um dadurch einerseits die Macht der Versuchung, anderseits ihre Widerstandskraft desto größer darzustellen —; als an dieser alle Überredungskünste und Anerbietungen des Grafen gescheitert seien, habe er ihr gedroht, sie, wenn sie ihm keine Zusammenkunft gewähre, in ihrer Wohnung aufzusuchen; er habe dabei zwar gelächelt, doch sei's ihm sicher Ernst damit, denn er scheine — hier wurde sie wieder sehr rot und senkte die Augen — eine heftige Leidenschaft für sie zu haben. Um diesen Besuch zu verhüten, sei ihr daher nichts andres übrig geblieben, als ihm zu gestatten, daß er sie einmal begleite, wenn sie einen Gang zu machen habe; und infolge seines unablässigen Drängens habe sie den heutigen Nachmittag bestimmt, an dem sie die Taschentücher zur Majorin tragen wollte.

So, jetzt hatte sie alles gesagt — freilich nicht immer genau so, wie es sich in Wirklichkeit zugetragen hatte —; aber sie fühlte ihr Gewissen doch entlastet. Sie atmete förmlich auf, als sie mit diesem Bekenntnisse zu Ende war.

Frau Nowak, die ihr mit leuchtenden Augen, voll Interesse zugehört hatte, bemerkte jetzt: „Gelt? das war vorgestern am Abend, wie S' so spät z' Haus kommen sind? I hab mir 's glei' denkt, daß 's da was geben hat, so a klan's Techtel-Mechtel."

Nun hatte die Unterredung mit dem Grafen allerdings damals stattgefunden; weil Resi aber Frau Nowak früher schon einen andren Grund für ihr späteres Nachhausekommen an jenem Abend vorgegeben hatte, so wollte sie sich jetzt nicht lügen strafen, indem sie die Wahrheit eingestand; sie erwiderte daher, daß der Graf sie vor der Vorstellung angesprochen habe.

Frau Nowak achtete aber nicht weiter darauf, sondern bestürmte Resi mit neugierigen Fragen nach dem Aussehen, dem Alter, dem Anzuge und den Worten des Grafen, ob sie denn noch immer nicht genau wisse, wie er heiße.

Resi bemühte sich bei der Auskunft, die sie hierauf erteilte, das glänzende Licht, in dem das Bild des Grafen vor ihrer Seele stand, möglichst zu dämpfen; doch gelang es ihr nicht recht, denn als sie damit zu Ende war, meinte Frau Nowak, der Graf müsse doch ein recht lieber Herr sein, sie freue sich schon ihn kennen zu lernen und begreife nicht, warum Resi ihn nicht empfangen wolle, er habe ihr doch nichts gethan, was ihr hierzu Anlaß gäbe. Es wäre zwar ein wenig keck von ihm, wenn er gegen ihr Verbot zu ihr käme, aber so ein bischen Keckheit stehe einem Manne ganz gut an, solche Männer seien viel mehr wert, als die „lahmlaketen"[1] Waschlappen, die sich nichts zu thun getrauten.

Obwohl Resi diese Verteidigung des Grafen recht gern hörte und Frau Nowak im Stillen ganz beistimmte, beharrte sie doch auf ihrem Entschlusse, den Grafen nicht zu empfangen, und ließ sich auch durch neuerliche Vorstellungen darin nicht irre machen.

„Aber i kann ihn doch nit'nauswerfen, bitt' Sie, an Grafen!" wandte Frau Nowak schließlich ein, doch Resi erwiderte ihr, sie solle thun, was sie wolle, aber ihn nur nicht herein lassen, sie wolle nichts mehr von ihm wissen.

Als sie wahrnahm, daß es inzwischen schon mehr als halb 5 Uhr geworden war, meinte sie, der Graf werde jetzt kaum mehr kommen; aber der Ton, in dem sie das sagte, klang mehr bedauernd als erfreut. Frau Nowak hielt es jedoch noch immer für möglich, daß er komme, verliebte Männer vermöchten es, stundenlang auf ihre Geliebte zu warten, diesmal sei's zwar ein Graf, aber in dem Punkte seien sich wohl alle Männer gleich; wenn er wirklich heftig in Resi verliebt sei, komme er gewiß noch.

Die Wirklichkeit schien ihr recht zu geben, denn plötzlich läutete es draußen. Erregt sprangen beide auf. Frau Nowak zögerte hinauszugehen und fragte hastig, ob denn wirklich sie den Grafen empfangen solle? Resi, die ganz blaß geworden war, beschwor sie, ihr diesen Gefallen zu thun und den Grafen nur ja nicht hereinzulassen.

[1] Lahmlaket, im Wiener Dialekt: unbeholfen, linkisch.

„Aber wie i ausschau!“ wandte Frau Nowak noch ein, band sich eilig die allerdings nicht eben fleckenlose Hausschürze los und strich sich glättend und richtend über Scheitel und Haube.

Da läutete es abermals und heftig.

Frau Nowak eilte hinaus, Resi aber blieb an der Thüre stehen und lauschte, während ihr das Herz dumpf an die Rippen schlug.

Wenn er sich am Ende nicht abweisen ließ? .... Aber das war ja nicht seine Stimme! Nein, sicher nicht! ... und merkwürdig! sie empfand bei dieser Wahrnehmung durchaus keine freudige Erleichterung, sondern nur Enttäuschung.

Da kam auch schon Frau Nowak herein und brachte ihr einen Brief, der Dienstmann draußen warte auf Antwort.

Hastig riß Resi den Umschlag auf. Er enthielt nur eine Visitenkarte, auf der folgendes geschrieben stand:

Mein Fräulein!

Da bereits eine halbe Stunde über die Zeit verstrichen ist, die wir festgesetzt haben, so nehme ich an, daß Sie Ihr Versprechen vergaßen, und erlaube mir, Sie an dasselbe zu erinnern und zugleich daran, daß ich das meine nicht vergessen habe, sondern bereit bin es auszuführen. Sollten Sie aber wirklich am Kommen verhindert sein, so bitte ich um Angabe einer andern Zeit; die meine steht Ihnen ganz zur Verfügung. Es erwartet Sie bestimmt und sehnsüchtig

Rudi Graf Trauttenhayn von Peilstein und Kehrbach.

Was sollte sie thun? Ihm schreiben? oder durch den Boten mündliche Antwort geben? Nein, das ging nicht! Sie konnte ihm ja doch nicht durch einen Dienstmann sagen lassen, daß sie nichts mehr mit ihm zu thun haben wolle. Sie nahm also Papier und Feder und schrieb, wiederholt innehaltend und nachsinnend:

Herr Graf!

Ich kann meine Zusage, die ich tief bereue, nicht erfüllen, weil mein kleiner Bruder sehr schwer erkrankt ist. Überhaupt bitte ich, sich nicht mehr um mich zu bemühen, denn ich kann und will mich auf nichts einlassen. Das ist mein letztes Wort!

Achtungsvoll R. B.

Sie überlas das Geschriebene nochmals; so war es wohl recht? Schon wollte sie das Blatt in den Umschlag stecken, als ihr einfiel, der Graf könne die Erkrankung Heinis vielleicht als Ausrede ansehen und doch zu ihr kommen. Sie schrieb daher noch eilig dazu:

Es ist keine Ausrede. Davon können Sie sich im Theater überzeugen, in das ich nicht gehen werde.

Jetzt schloß sie das Couvert und gab es Frau Nowak. Damit war die Sache mit dem Grafen hoffentlich für immer abgethan. Hoffentlich?

Die Sache war jedoch nicht abgethan, denn am zweitnächsten Nachmittage ließ sich der Graf durch einen Diener nach dem Befinden des Kranken erkundigen.

Mit wichtiger Miene setzte Frau Nowak, die dem Manne geöffnet hatte, Resi davon in Kenntnis und fragte, was sie denn dem Grafen sagen ließe.

Resi, die zuerst blaß und dann rot wurde, erwiderte nach kurzem Zögern, sie lasse für die Nachfrage danken, es gehe Heini noch immer nicht gut.

„Sonst soll i nix ausrichten?" fragte Frau Nowak.

Resi verneinte, und jene ging kopfschüttelnd hinaus.

Als sie wieder hereinkam, erging sie sich in lebhaften Lobsprüchen über den Zartsinn und die Teilnahme des Grafen und hielt Resi deren abweisende Haltung vor, die er so gar nicht verdiene.

Resi hörte ihr mit Vergnügen zu, denn sie war über den Grafen ganz ihrer Meinung und fühlte sich durch seine Aufmerksamkeit ebenso gerührt als geschmeichelt: aber sie wollte das nicht zeigen und that so, als ob sie sich nichts daraus machte, ja, als ob es ihr lästig wäre.

Am nächsten Vormittage kam abermals ein Bote des Grafen, um sich nach Heini zu erkundigen und einen Brief für Resi abzugeben, worin ihr der Graf schrieb, sie möge entschuldigen, daß er sie gegen ihren Willen abermals behellige, aber er könne nicht umhin, ihr seine Dienste anzubieten für den Fall, daß die Krankheit ihres Bruders dies oder jenes erheische, was anzuschaffen ihr etwa schwer fiele. Er bitte sie, sich, wessen immer sie bedürfe, rückhaltslos an ihn zu wenden, er werde sich glücklich schätzen, wenn er ihr irgendwie von Nutzen sein könne. Zu diesem Zwecke hatte er auch seine Adresse angegeben.

Im ersten Augenblicke fühlte sich Resi versucht, sich hinzusetzen und dem Grafen einen Brief voll des innigsten Dankes zu schreiben, aber das war nur eine vorübergehende Anwandlung: sie fand rasch wieder ihre Besonnenheit, und die verbot ihr, diesem Drange Folge zu leisten. Nicht umsonst waren ihre Gedanken in der vergangenen Nacht, in der sie so lange wach gelegen war, bei der toten Mutter gewesen und hatten dort Kraft geschöpft zum Widerstande gegen neue Versuchungen. Sie wollte nur ein paar kühl ablehnende Worte schreiben; aber nein: wenn sie mündlich ablehnte, sah das noch kälter aus. Und zwar teilte sie diesmal dem Boten ihre Antwort nicht durch Frau Nowak's Vermittlung mit, sondern ging selbst hinaus und trug ihm mit möglichst abweisender Miene und entsprechendem Tone auf, dem Grafen ihren Dank für die Nachfrage zu sagen, ihrem Bruder gehe es etwas besser, sie benötige nichts.

Sie war ganz stolz darauf, daß sie diese Ablehnung über sich gebracht hatte, und war es um so mehr, als Frau Nowak sie deshalb tüchtig auszankte; innerlich wirklich zufrieden war sie freilich nicht.

XI.

Tags darauf war Allerseelen. Frau Nowak war nach dem Centralfriedhofe hinausgefahren, wo ihr Mann begraben lag. Resi wäre gern mitgefahren, um

das Grab ihrer Mutter zu besuchen, aber sie hatte es Heinis wegen aufgegeben. Frau Nowak hatte ihr zwar am Vortage angetragen, eine von ihnen solle zu Allerheiligen, die andre zu Allerseelen hinausfahren, so könne immer eine bei Heini bleiben, aber nach längerem Schwanken hatte sie sich entschlossen, auf den Besuch des Grabes zu verzichten; so gut sie Heini auch bei Frau Nowak aufgehoben wußte, so wollte sie ihn jetzt wo er so schwer krank war, doch nicht für so lange Zeit verlassen, und der Besuch des entlegenen Centralfriedhofes nahm ja fast drei Stunden in Anspruch!

So saß sie denn am Krankenbett und hing ihren Gedanken nach.

Zunächst beschäftigten sich diese mit Heini.

Er war eben eingeschlafen, nachdem sie ihm längere Zeit hindurch allerlei lustige Dinge vorgeplaudert hatte. Wie eingefallen und blaß er dalag! Das Herz that ihr weh bei diesem Anblick: und doch war er jetzt wenigstens der unmittelbaren Lebensgefahr entrückt. So hatte der Doktor gemeint; was er aber sonst noch über Heinis Zustand gesagt hatte, war wenig tröstlich gewesen: bei der schwächlichen, widerstandslosen Natur des Kranken käme es vor allem darauf an, seine Kräfte zu heben, was durch starken Wein und Beförderung eines Appetits zu versuchen sei; wenn — ja ob — sich das Exsudat in der Lunge aufsaugen werde, könne er nicht sagen, jedenfalls aber müsse sie sich auf ein sehr langwieriges Krankenlager gefaßt machen, und überhaupt dürfe sie sich nicht großen Hoffnungen hingeben.

Diese Äußerungen hatten Resi mit schwerer Sorge erfüllt: sollte ihr denn mit dem kleinen Bruder das letzte Teure geraubt werden, nachdem sie erst die Mutter und früher schon den Vater verloren hatte?

Dieser bange Gedanke stieg wieder in ihr auf, wie sie so an Heinis Bette saß. Eine natürliche Ideenverbindung leitete von ihm zur toten Mutter zum Allerseelentage hinüber. Allerseelen, das war der 2. November! Dieser an sich ganz unbedeutende Gedanke rief in ihr plötzlich eine Erinnerung wach, die sie wie ein elektrischer Schlag durchzuckte: sie mußte ihre Miete bezahlen, hätte es eigentlich schon gestern, am ersten, thun sollen! In den Aufregungen und Sorgen der letzten Tage hatte sie gar nicht daran gedacht, und Frau Nowak war so gut gewesen, sie nicht daran zu erinnern.

Und sie hatte so viel Geld nicht einmal bei sich zu Hause! Sie mußte es erst aus der Sparkasse holen, wo sie den Rest des mütterlichen Sparpfennigs liegen hatte. Es war ursprünglich ihre Absicht gewesen, es nicht vor dem letzten Oktober herauszunehmen, um es möglichst auszunutzen; aber da war Heinis Erkrankung gekommen und hatte sie ihr Vorhaben ganz vergessen lassen.

Wie eine schwere Last fiel's ihr auf die Seele, jetzt, wo Heinis Zustand so viele und so große Auslagen erforderte und voraussichtlich noch längere Zeit erfordern würde, eine für sie so beträchtliche Summe hergeben zu müssen. Wie gut hätte sie diese fünfundzwanzig Gulden jetzt als Fonds für die durch Heinis Krankheit bedingten außergewöhnlichen Ausgaben brauchen können! Freilich war sie nach der Zahlung wieder auf einen Monat der Sorge für Kost und Wohnung

enthoben! Anbetracht dessen, daß sie für diese Summe außer der Wohnung noch Frühstück, Mittagmahl und Jause bekam, war es nicht einmal viel; — als sie mit Heini Mittags noch aus dem Gasthause gegessen hatte, war es höher gekommen, und sie war daher auf Frau Nowak's Vorschlag, die Kost bei ihr zu nehmen, sehr gerne eingegangen . . .

Aber obschon sie das alles einsah und sich jetzt vorhielt: es half ihr doch nicht über die Sorge hinweg, die ihr die Zahlung dieser fünfundzwanzig Gulden verursachte.

Sie wollte doch nachsehen, ob sie die ganze Summe aus der Sparkasse nehmen mußte, oder ob sie einen Teil doch vielleicht von dem Gelde bestreiten konnte, das sie noch bei sich hatte. Viel war das freilich kaum! Es war auch, wie sie sich überzeugte, wenig genug, nicht viel über fünf Gulden, weniger noch, als sie erwartet hatte; doch war das eigentlich gar nicht zu verwundern, denn in den letzten vier Tagen hatte sie mehr ausgegeben als sonst in einem ganzen Monat. Die Medizinen, das Gießhüblerwasser, das Heini trinken mußte, die Citronen und Orangen, der teure Wein — die Flasche hatte drei Gulden gekostet — und überdies der Kranz für das Grab der Mutter: das alles ging stark ins Geld. Und diese Ausgaben würden vermutlich noch lange fortdauern, sich sogar erhöhen, wenn Heini wieder zu Appetit käme! Da war natürlich gar nicht daran zu denken, diese fünf Gulden für die Miete und das Kostgeld zu verwenden, die brauchte sie unumgänglich für Heini. Und wie lange würde sie damit auskommen? Wie verschwindend war die Summe im Hinblick auf die Ausgaben, die ihr bevorstanden! Was würde sie allein dem Doktor nur zahlen müssen! Sie mochte nicht daran denken. Freilich würde sie nächstens ein paar Gulden für ihre Handarbeiten bekommen, aber damit war ihr noch lange nicht geholfen! Sollte sie vielleicht noch mehr als die fünfundzwanzig Gulden aus der Sparkasse nehmen, oder alles? Nein, das ging nicht, denn wenn sie diese Summe abzog, blieb ihr darin nur mehr eine gleich große; die aber durfte sie nicht antasten, denn das war gerade das Wohnungs- und Kostgeld für den Dezember. Wovon sie die sonstigen Auslagen für diesen Monat bestreiten sollte, wußte sie nicht. Vom neuen Jahre an bekam sie hoffentlich eine Gage. Wenn dies aber nicht der Fall war? Was dann? Man hatte ihr's ja keineswegs bestimmt zugesagt! Und wenn sie Heinis wegen noch längere Zeit hindurch verhindert war, ihren Platz im Theater auszufüllen, so war es sehr möglich, daß man diesen Umstand zum Anlasse nahm, ihr auch im Januar noch keinen Gehalt zu zahlen.

Es graute ihr vor dieser unheimlichen Frage, und sie suchte sie von sich zu weisen; so weit war es jetzt ja noch nicht gekommen! Vorläufig wollte sie die paar Wertsachen der Mutter ins Versatzamt tragen, wo sie schon einmal gewesen waren, das würde doch etwas mehr Geld geben und ihr für einige Zeit weiterhelfen.

Während Resi sich diesen düsteren Gedanken hingab, läutete es plötzlich. Sie eilte nicht ohne Erregung hinaus, um zu sehen, wer es sei. Es war jedoch nur der Bäckerjunge.

Kurz darauf läutete es wieder, und diesmal war ihre Erregung noch stärker. Wenn es der Graf war? Sollte sie öffnen? Mit klopfendem Herzen schlich sie vorsichtig auftretend zur Thür und blickte scheu durchs Guckloch. Es war Betti.

Sie komme, sagte sie, um nach Heini zu sehen und Resi ein wenig aufzuheitern. Sie war seit Heinis Krankheit schon einmal dagewesen, gleich am Tage, an dem sie erfahren hatte, warum Resi nicht ins Theater gekommen war; aber sie hatte sich damals bald wieder entfernt, denn mit Heini war es gerade sehr schlimm gestanden. Heute jedoch gedachte sie, wie sie sagte, länger zu bleiben, vorausgesetzt, daß sie nicht störe. Das war nun gewiß nicht der Fall, denn Resi war es sehr lieb, von ihren sorgenvollen Gedanken abgelenkt zu werden und dem lustigen Geplauder ihrer Freundin zuzuhören. Nur mußte sie Betti wiederholt bitten, die Stimme etwas zu dämpfen, damit Heini nicht erwache; sie hatte sich, um dies zu verhüten, mit ihr zwar in Frau Nowak's Zimmer niedergelassen, aber Betti wurde von ihrem lebhaften Temperament immer wieder zu lautem Reden und Lachen hingerissen.

Während sie in ihrer eleganten olivengrünen Herbsttoilette so vor Resi saß, fiel dieser ein, ob sie die Freundin nicht um ein kleines Darlehn ersuchen solle. Betti mußte über ansehnliche Mittel verfügen; das Kleid, das sie anhatte, war offenbar sehr teuer, und sie hatte doch wahrlich schon so viele Toiletten! Freilich bezahlte nicht *sie* das alles, aber ihr Verehrer gab ihr gewiß auch bares Geld. Und Betti war ja gutmütig und gar nicht geizig, sie würde ihr die Bitte gewiß nicht abschlagen. Aber wie sollte sie diese nur vorbringen? So geradezu mochte sie doch nicht damit herausrücken. Sie war noch nie in solcher Lage gewesen und fand nicht den Mut ihre Absicht auszuführen. So oft sie ansetzte, versagte er ihr, und das Gespräch allmählich auf ihre finanzielle Lage zu lenken, wollte ihr nicht gelingen, da Betti voll Eifer im Theaterklatsch steckte und sich davon nicht abbringen ließ. So zögerte sie herum, bis Frau Nowak nach Hause kam. Da war's natürlich zu spät.

Gleich darauf rief Heini, der erwacht war, nebenan nach Resi. Da er nicht mehr schlafen und nicht allein bleiben wollte, ersuchte Resi die beiden Frauen herüber zu kommen.

Nachdem man sich eine Weile mit dem Kleinen beschäftigt hatte, begann Betti mit scherzhaftem Ernste Resi darüber Vorwürfe zu machen, daß sie gegen sie nicht aufrichtig sei, und vor ihr, ihrer besten Freundin, ein Geheimnis habe, noch dazu ein so interessantes; das sei gar nicht schön von ihr, sie habe ihr eine solche Falschheit nicht zugetraut, sie sollte ihr darum eigentlich böse sein. Resi glaubte zuerst, Bettis Reden bezögen sich auf jenen Vorfall mit dem Briefe und Bouquet, dessen Zeugin sie an dem Abende geworden war, an dem sie, Resi, zum letztenmale im Theater gewesen; aber bald sah sie, daß Betti mehr wußte; woher wohl? Das konnte sie nur von Frau Nowak haben! Offenbar hatte ihr's diese erzählt, während sie mit ihr nebenan allein geblieben, und sie selbst heraußen bei Heini gewesen war. Der fragende Blick, den sie ihrer Zimmer-

frau zuwarf, bestätigte ihre Vermutung, denn Frau Nowak wurde sichtlich verlegen und beeilte sich, ihr zu versichern, daß sie's gut gemeint und nur deshalb gethan habe, damit auch Betti ihr zurede, gegen den Grafen nicht so ablehnend zu sein. Daß Betti ihrer Meinung sein werde, habe sie bestimmt erwartet und sich darin auch nicht getäuscht. Betti bewies dies auch gleich, indem sie Resi in ihrer lebhaften Weise vorhielt, wie unrecht sie thue, die angebotene Hilfe des Grafen zurückzuweisen und sich überhaupt gegen ihn so ablehnend zu benehmen; das sei zwar gewiß sehr schön und tugendhaft, aber auch ebenso eigensinnig und kindisch, sie werde schon sehen, wohin sie damit komme; als ob etwas Schlimmes daran wäre, wenn sie dem Grafen ein wenig freundlicher begegnete!

Betti wollte in ihren Vorstellungen noch fortfahren, da bemerkte sie aber, daß Resi dem Weinen nahe war, und lenkte nun rasch ein: sie habe es ja nicht schlimm gemeint, sondern nur gesagt, was sie im Interesse Resis für angezeigt halte, Resi brauche ihr ja nicht zu folgen, wenn sie nicht wolle. „Geh! sei wieder gut! Wer wird denn so a Patscherl sein und gleich weinen!"

Dabei tätschelte sie der sich leicht sträubenden Resi begütigend die Wange und gab ihr einen Kuß. Dann schlug sie ein andres Thema an, und nicht lange darauf entfernte sie sich, mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen.

Resi brachte jetzt ihre Entschuldigung wegen der verspäteten Zahlung der Miete vor und versprach, das Geld am nächsten Tage zu holen.

Frau Nowak erwiderte, das habe ja noch Zeit, und nach einer Pause, während der sie mit sich offenbar zu Rate gegangen war, schlug sie Resi vor, die Miete in kleinen Teilen oder überhaupt erst dann zu zahlen, wenn sie das Geld leichter entbehren könne als jetzt; ein Anerbieten, das seinen Ursprung einerseits wohl der weichen Stimmung verdankte, die sie vom Friedhofe mitgebracht hatte, und anderseits dem Bestreben, ihre an Resi begangene Indiskretion wieder gut zu machen und dadurch ihr nicht ganz freies Gewissen zu erleichtern.

Resi lehnte den Vorschlag jedoch nach kurzem Überlegen ab und begründete dies damit, daß es ihr peinlich wäre, die Zahlung einer Schuld fortwährend vor sich zu haben, und daß sie jetzt zahlen wolle, weil sie noch Geld habe, sie wisse nicht, ob sie dazu später im stande wäre.

Der letzte Grund schien Frau Nowak sehr wohl einzuleuchten, denn sie drang nicht weiter in Resi, nur bestand sie darauf, daß diese ihr nicht so viel zahle wie bisher; sie könne für Heini nicht das volle Kostgeld beanspruchen, da er ja voraussichtlich längere Zeit nicht so viel werde essen dürfen, als ihm zukäme; Resi werde für seine Nahrung ohnehin noch manche Sonderausgaben haben.

Resi ging gern und dankbar darauf ein. In Frau Nowak begannen sich aber bald Zweifel zu regen, ob sie da nicht einen dummen Streich gemacht habe, denn wenn der Kleine wieder essen durfte, würde er gerade eine Kost brauchen, die teuer käme: Fleisch und Mehlspeisen, die viel Eier verlangten. Das hatte sie gar nicht bedacht, als sie, dem ersten Drange ihres Herzens folgend,

Resi diesen Vorschlag gemacht hatte. Nun konnte sie's aber doch nicht mehr zurücknehmen! Das war ärgerlich genug, aber sie tröstete sich damit, daß Resi ja alle besonderen Ausgaben zahlen mußte, und teurere Speisen gehörten natürlich doch auch dahin. —

Der Graf ließ sich durch Resis jüngste Zurückweisung nicht abhalten, sich noch weiterhin nach Heinis Befinden zu erkundigen, einmal sandte er ihr sogar einen Korb mit vier Flaschen Sherry für ihn. Resi wollte ihn anfänglich zurückschicken, stand aber doch davon ab, nicht so sehr auf Frau Nowak's lebhafte Vorstellungen hin, sondern anbetracht ihrer mißlichen Geldlage.

Diese wurde nämlich immer schlimmer, je länger Heinis Krankheit sich hinzog. Resi wollte nichts ungeschehen lassen, was der Arzt im Interesse des Kranken für angezeigt hielt, wenn sie's nur überhaupt erschwingen konnte. So schwand das Geld mit unheimlicher Raschheit hin. Auch das, was sie für die wenigen Schmucksachen der Mutter im Leihamte bekommen hatte — viel war's ja nicht gewesen — war schon fast aufgebraucht. Da sie aber den letzten Rest des mütterlichen Sparpfennigs für die Miete des nächsten Monats verwenden und daher nicht vorher und zu anderm Zwecke antasten wollte, entschloß sie sich doch dazu, Betti um Geld anzugehen, als diese wieder einmal zu Besuch da war, was nicht selten geschah. Betti zeigte ihr lachend ein Geldtäschchen, das nur zwei Gulden und einiges Kleingeld enthielt und sagte, das sei alles, was sie gerade habe, doch wolle sie trachten, Resi Geld zu verschaffen. Sie hielt auch Wort, denn sie brachte Resi beim nächsten Besuche fünfzehn Gulden mit.

Heinis Kräfte wollten trotz aller Anstrengungen sie zu heben, nicht zunehmen; immerhin war sein Zustand derart, daß Resi getrost wieder ihren Beruf aufnehmen konnte. Sie that's nur ungern, aber es schien ihr ratsam im Hinblick auf die Gage, die ihr für den Januar in Aussicht gestellt worden war.

Sehr bald jedoch mußte sie wieder davon lassen, denn Heinis Zustand verschlimmerte sich plötzlich: das Fieber, das längere Zeit schon ausgeblieben war, stellte sich wieder ein, und der Husten wurde ärger. Nach einigen Tagen eröffnete ihr der Doktor, daß der Kleine unrettbar verloren sei, es müßte denn ein Wunder geschehen.

Das Wunder geschah nicht; wohl aber flackerte Heinis Lebenslicht noch Wochen fort, viel zu kurz für Resis Herz, viel zu lang für ihre Geldmittel. Endlich erlosch es mit einem leisen Seufzer im ewigen Dunkel.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

XII.

Es war am Tage nach Heinis Begräbnis. Resi hatte sich unter dem Vorwande etwas ruhen zu wollen, in ihr Kabinett zurückgezogen, einem Vorwande der bei den seelischen und leiblichen Strapazen der letzten Tage ganz glaubwürdig war: thatsächlich aber wollte sie ungestört mit sich allein sein.

Sie saß in der Sofaecke und hing ihren Gedanken nach, die düster waren wie der Dezembernachmittag, der das Zimmer mit seiner frühen Dämmerung

erfüllte. Sie beschäftigte sich mit demselben Thema, das sie eben mit Frau Nowak erörtert hatte: der Frage, was mit ihr nun geschehen solle.

Schon oft, oft war diese Frage an sie herangetreten und immer dringender und drohender, wie ein ungeduldiger Gläubiger, der ein alte Schuld fordert; doch stets war es ihr gelungen sie abzuweisen und hinauszuschieben, und in der letzten Zeit war sie von der Sorge um Heini und dem Schmerz um diesen Verlust in den Hintergrund gedrängt worden: jetzt aber stand sie unheimlich groß vor ihr und verlangte gebietend und unabweisbar nach Antwort.

Sie war in einer ähnlichen Lage wie nach dem Tode ihrer Mutter, aber um wie viel schlimmer war sie doch jetzt dran!

Damals war ihr doch noch Heini geblieben, damals war sie auf längere Zeit hinaus der Sorge für Nahrung und Obdach enthoben gewesen: jetzt aber stand sie ganz vereinsamt da, von allen Mitteln entblößt, und schlimmer noch: von mannigfachen Schulden gedrückt. Insofern zwar schien sie besser dran zu sein, als sie jetzt nur mehr für sich zu sorgen brauchte und auch solche Berufsarten ergreifen konnte, die sie tagsüber auswärts beschäftigten: aber was half's ihr! Nichts! Das hatte sie heute schmerzlich genug erfahren:

Sie hatte sich in einem Dienstvermittelungsbureau um eine Stelle als Bonne, Verkäuferin, Kassiererin oder Vorleserin beworben. Man hatte ihr dort keine großen Hoffnungen gemacht, erstens, weil sie keine Zeugnisse besaß, die Leute aber solche verlangten, und zweitens, weil überhaupt das Angebot von Stellen viel größer sei als die Nachfrage. Indes hatte man ihr doch ein paar Adressen gegeben.

Zuerst war sie zu einer Dame gegangen, die für ihre Tochter eine Bonne und Gesellschafterin suchte. Nachdem man sie fast dreiviertel Stunden lang in einem kellerkalten Vorzimmer hatte warten lassen, war sie endlich zur Dame des Hauses beschieden worden. Diese hatte sie zuerst durch ihre Lorgnette vom Kopf bis zu den Füßen einer eingehenden Musterung unterzogen, die ihr das Blut in die Wangen trieb, sie dann nach ihren Zeugnissen gefragt, und als sie keine hatte vorweisen können, nach der Stellung, die sie bisher gehabt habe. Sie war naiv genug gewesen, der Wahrheit gemäß zu sagen, daß sie dem Theater angehört hatte. Daraufhin hatte die Dame sie schroff abgewiesen und ihr dabei deutlich zu verstehen gegeben, daß sie es für eine unerhörte Anmaßung halte, sich mit einer „solchen Vergangenheit“ in anständigen Häusern als Erzieherin anzutragen.

Bebend vor Scham und Empörung, Thränen in den Augen, mit Mühe das aufquellende Schluchzen verhaltend, hatte sie sich entfernt. Am liebsten wäre sie gleich nach Hause geeilt, um sich dort ihre Kränkung vom Herzen zu weinen, und sie war schon daran gewesen, es auch wirklich zu thun; da hatte sie sich aber wieder ermannt und eine andre Adresse aufgesucht.

Aber sowohl bei dieser wie bei einer dritten hatte sie vergebens vorgesprochen: Die alte Dame, die eine Vorleserin wünschte, fand ihre Aussprache zu wienerisch, und der Konditor, der eine Verkäuferin suchte, bedurfte deren erst zu Neujahr.

Sie hätte also fast noch drei Wochen warten müssen. Als ob sie hätte warten können! Wovon sollte sie inzwischen denn leben? Sie besaß ja nichts mehr, nicht einmal das Bischen Geld in ihrem Börsentäschchen — es mochte etwas über einen Gulden sein — gehörte ihr! Es war der letzte Rest des Geldes, das ihr Frau Nowak geliehen hatte. Der ihres eigenen, den sie ursprünglich hatte für die Miete verwenden wollen, war bei den Begräbniskosten draufgegangen und all den andern Auslagen, die der Tod eines Menschen nach sich zieht; und schon da hatte er nicht mehr gereicht, sie hatte Frau Nowak's Hilfe in Anspruch nehmen müssen. Überhaupt war sie dieser gegenüber am meisten verpflichtet; Betti konnte schon warten, die brauchte das Geld nicht, und auch der Doktor mußte sich gedulden; aber von Frau Nowak konnte sie doch nicht verlangen, daß sie ihr einen ganzen Monat unentgeltlich Kost und Wohnung gebe, und länger noch, denn selbst wenn sie auch vom neuen Jahr an beim Theater oder in einer andern Anstellung einen Gehalt bekam, so war der keinesfalls so groß, daß sie davon außer der Miete für den Januar auch noch die für den Dezember bestreiten konnte, ihrer übrigen Verpflichtungen gar nicht zu gedenken. Und daß ihr Frau Nowak diesen Monat ganz schenken würde, daran durfte sie doch nicht denken.

Und auch Frau Nowak dachte nicht daran, das hatte sie ihr heute Nachmittag bei der langen Unterredung, die sie miteinander gehabt hatten, zwar ganz freundlich, aber doch deutlich genug zu verstehen gegeben. Sie hatte ihr erklärt, daß sie ihr nur dann noch weiter Kredit gewähren könne, wenn sie Aussicht habe ihr Geld zu bekommen, das sei aber nur möglich, wenn Resi ihr Verhalten dem Grafen gegenüber ändere. Frau Nowak hatte ihr eindringlich zugeredet, dies zu thun, und ihr begreiflich zu machen gesucht, daß sie, wenn sie es nicht thue, ja zu Grunde gehen, verhungern müsse, es gebe für sie keinen andern Weg. Und es könne ihr ja nicht so schwer fallen, ihn zu gehen, sie, Frau Nowak, habe ja sehr wohl bemerkt, daß ihr der Graf nicht gleichgültig sei, und daran thue Resi ganz recht, er verdiene es, von ihr geliebt zu werden, er habe ihr seine Liebe durch die Teilnahme, die er während Heinis Krankheit gezeigt, hinlänglich bewiesen — und der prachtvolle Kranz, den er für Heini geschickt, und der liebe Brief, den er dazu geschrieben, und worin er ihr nochmals seine Hilfe angeboten hatte! —

Zum Schlusse dieser Unterredung hatte Frau Nowak die Hoffnung ausgesprochen, Resi werde den Weg gehen, den sie ihr empfohlen habe, weil sie einsehen müßte, daß ihr kein andrer übrig bleibe.

Hatte Frau Nowak recht? Gab es für sie wirklich keinen andern Weg? Fast schien es so.

Und doch! Es gab noch einen; einen Weg, den jeder nur einmal ging, den die Mutter und Heini schon gegangen waren; wohl war er dunkel und unheimlich, denn niemand wußte bestimmt, wohin er führte aber jedenfalls war dort Vergessen, war Ruhe von den Qualen dieses Lebens, und das war's wonach sie Verlangen trug.

Es war jetzt nicht das erste Mal, daß sich ihr dieser Gedanke nahte; schon mehrmals während Heinis Krankheit, besonders in deren letzten Tagen hatte sie seinen eisigen Hauch gefühlt, und gestern, als man den toten Bruder in das Grab hinabließ, als die Schollen polternd auf den kleinen Sarg fielen, da hatte er mit seinen kalten Armen aus der Tiefe herauf nach ihr gelangt und sie so mächtig erfaßt, daß sie sich an Frau Nowak's Arm klammern mußte, um ihm nicht nachzugeben, nicht hinabzustürzen zu dem geliebten Toten, sich mit ihm begraben zu lassen, um nichts mehr zu wissen und zu fühlen, für immer zu schlafen wie er.

Seit dieser Stunde hatte sie der Todesgedanke nie mehr ganz verlassen, lauernd hielt er sich in ihrer Nähe. Und jetzt, wie sie so dasaß und ihr Hirn nach einem Ausweg aus ihrer verzweifelten Lage zermarterte, da tauchte er wieder vor ihr auf und wuchs und umfing sie mit unwiderstehlicher Gewalt. Wohl erschauerte ihr lebenswarmes Herz zuerst in dieser eisigen Umarmung, aber bald gewöhnte sie sich dran, und er sprach so beruhigend auf sie ein, daß er alles Unheimliche für sie verlor, daß sie es einsah, was er ihr so überzeugend klar machte: für sie gab es nur einen Weg, *seinen* Weg!

Ja, schließlich gewann dieser Gedanke in ihren Augen sogar eine gewisse Romantik: sie begann sich auszumalen, wie sie in den Wellen der Donau verschwinden würde — an eine andre Todesart dachte sie nicht —, wie und wo man sie später finden und wie sie aussehen würde. Und diese Vorstellungen übten auf sie einen so eigentümlich prickelnden Reiz aus, daß sie sich immer mehr in sie vertiefte und sich auch auszudenken versuchte, was die Zeitungen über sie schreiben würden. Sie kannte ja die Art, in der die Blätter derartige Fälle zu behandeln pflegten, und in der letzten Zeit hatte sie im „Extrablatt", — das sich Frau Nowak im Subabonnement hielt —, die Rubrik „Lebensüberdrüssig" mit erhöhtem Interesse gelesen. Auch in ihrem Falle würde es heißen: dann und dann, dort oder da sei der Leichnam einer jungen — vielleicht stünde auch: „hübschen" — Frauensperson aus der Donau gezogen worden; daran würde sich eine Beschreibung ihrer Person und ihrer Kleider reihen, sowie eine Aufzählung dessen, was man bei ihr fände. Sie wollte eine Visitenkarte zu sich stecken, damit man doch gleich wisse, wer sie sei. Da würde dann ihr Name in die Zeitung kommen, und ihre Bekannten würden von ihrem Ende erfahren und es besprechen. Wie sie's wohl aufnahmen? Ob man sie sehr bedauerte? Sie hätt' es gern gewußt, besonders, welchen Eindruck ihr Tod auf den Grafen machte, denn der würde die Notiz wohl auch lesen, und wenn sie ihm auch entginge, Frau Nowak würde ihn gewiß verständigen. Aber nein, sie wollte es selbst thun, wollte ihm schreiben; sie konnte doch nicht aus der Welt gehen, ohne ihm einen Abschiedsgruß gesandt zu haben, das wäre undankbar von ihr gewesen, er hatte ihr ja so viele Beweise seiner Liebe gegeben! Es hätte einen Schatten auf ihr Andenken geworfen, und dieses sollte ungetrübt in seiner Seele fortleben. Sie wollte ihm in dem Briefe für seine Liebe und alle seine Aufmerksamkeiten innigen Dank sagen und ihm

auch eingestehen, daß er ihr nicht gleichgültig gewesen sei; jetzt durfte sie's ja thun! Auch für Frau Nowak wollte sie einige Zeilen hinterlassen.

Sie erhob sich, um Licht zu machen, denn mittlerweile war es ganz dunkel geworden; dann richtete sie sich ihre Schreibsachen her und nahm die Feder zur Hand. Aber gleich bei der Überschrift stockte sie: sollte sie „Hochgeehrter Herr Graf!" schreiben? Das klang so steif, oder: „Lieber Herr Graf!"? Das klang so vertraulich; sie entschied sich daher, kurzweg „Herr Graf!" zu schreiben. Dann begann sie:

„Wenn Sie diese Zeilen erhalten, weile ich nicht mehr unter den Lebenden."

Das ging ihr so leicht aus der Feder, weil sie diese Wendung — oder doch ähnliche — schon wiederholt in Romanen und in der Zeitung gelesen hatte. Aber wie sollte sie fortfahren? Am liebsten hätte sie dem Grafen einen tiefen Einblick n ihre Seele gewährt, ihm alles mitgeteilt, was sie erfüllte. Und sie versuchte es auch. Aber nachdem sie zwei Seiten geschrieben hatte, stiegen ihr Bedenken auf; das, was sie schrieb, kam ihr so albern vor. Sie überlas es und fand, daß es gar nicht dem entsprach, was sie fühlte, es kam alles so plump oder geschraubt heraus; sie vermochte ihren Gedanken und Empfindungen nicht die richtige Fassung zu geben. Und wie lange hätte sie auch schreiben müssen, um alles zu sagen, was sie bewegte! Nein, so wollte sie nicht weiter schreiben. Sie zerriß daher den Briefbogen und nahm einen andern zur Hand.

Während sie schrieb, schaute Frau Nowak zur Thüre herein und fragte, was sie denn mache. Resi erwiderte, ohne sich stören zu lassen, sie schreibe an den Grafen; eine Antwort, die ihre Zimmerfrau sehr zu befriedigen schien, denn sie rief: „Gott sei dank! Sehen S' es halt doch ein, daß i recht hab!" und zog sich wieder zurück.

Nachdem Resi noch einen zweiten Bogen verdorben hatte, kam der Brief endlich zu stande. Ein Wort darin war zwar von einer Thräne verwischt, die ihr die Rührung beim Schreiben entlockt hatte, aber das that nichts, wenn der Graf die Ursache des Fleckens auch erkannte.

Der Brief lautete in seinem etwas unbeholfenen Stil und seiner mangelhaften Interpunktion folgendermaßen:

Herr Graf!

Wenn Sie diese Zeilen erhalten, weile ich nicht mehr unter den Lebenden. Ich will aber nicht aus der Welt gehen ohne Ihnen für Ihre große Liebe und Güte aus tiefstem Herzen gedankt zu haben. Ich kann nicht mehr weiter leben weil ich ein anständiges Mädchen bleiben will und die Not mich zwingt den Tod zu suchen. Wenn Sie mich wirklich so geliebt haben wie Sie sagten so werden Sie auch vielleicht die große Bitte erfüllen, die ich vor meinem Tode noch an Sie stelle. Ich sehe ein, daß es sehr unbescheiden von mir ist, aber ich glaube doch, daß Sie meine Bitte erfüllen. Ich möchte nämlich nicht, daß man mir nachsagt, daß ich mit Schulden aus dem Leben gegangen bin und ich bin dem Doktor noch alle Besuche schuldig und der Frau Nowak auch

etwas, wie viel weiß ich nicht so genau, denn ich lasse ihr alle meine Sachen zurück. Diese soll sie abrechnen, den Zins für den Dezember braucht sie jetzt ja nicht mehr ganz, weil das Zimmer ohnehin frei wird.

Meiner Freundin Betti Richter bin ich 15. fl. schuldig. Wenn es Ihnen nicht zu viel ist, so schicken Sie ihr bitte das Geld bei Gelegenheit. Sie wohnt IV. Karlsgasse 8. Ich hoffe, daß Herr Graf nicht zu große Auslagen durch meine Bitte haben werden und mir dieselbe nicht übel nehmen werden.

Den beiliegenden Ring bitte ich zum Andenken an mich annehmen zu wollen, er ist zwar nur von Silber und ganz wertlos, aber er ist von meiner lieben Mutter her und ich habe ihn immer getragen.

Es dankt Ihnen nochmals innig für Ihre Liebe und Güte, auch für den schönen Kranz, und küßt Sie im Geiste zum ersten und letzten Male

Ihre sehr unglückliche

Resi Brunner.

Sie las den Brief nochmals durch, wobei ihr abermals die Thränen kamen, und strich am Schlusse die Worte, „zum ersten" aus, es entsprach ja nicht der Wahrheit, daß sie den Grafen im Geiste jetzt zum ersten Male küßte, und sie wollte nicht mit einer Lüge aus der Welt gehen. Sie verriet damit zwar ihre Neigung für ihn, aber jetzt durfte er's ja wissen, und er sollte es wissen!

Als Adresse schrieb sie mit Sorgfalt und Genugthuung den vollen Namen des Grafen, wie er auf seiner Visitenkarte gestanden war, es erfüllte sie mit Stolz, daß sie von einem Manne geliebt wurde, der einen so vornehm klingenden Namen führte.

Dann zog sie den Ring vom Finger, schob ihn in den Umschlag und klebte diesen zu.

Jetzt blieb ihr nur noch übrig, an Frau Nowak zu schreiben. Sie sprach ihr in wenigen Zeilen ihren Dank für die Sorge und Teilnahme aus, die sie Heini erwiesen, und für die Hilfe, die sie ihr selbst hatte zu Teil werden lassen, und bat sie, ihr zu verzeihen, daß sie ihre Verpflichtungen nicht erfüllt habe, doch hoffe sie, daß dies an ihrer Stelle der Graf thun werde. Überdies gehöre alles, was sie noch besitze, ihr. Auch Betti, der sie noch viele Grüße sende und gleichfalls herzlich danke, werde nicht um ihr Geld kommen. Das möge Frau Nowak Betti ausrichten. —

So! Jetzt konnte sie gehen. Nur rasch fort, damit keine Rührung sie hindere! Eilig machte sie sich fertig und nahm ihren kleinen, schon etwas schäbigen Muff, legte ihn aber wieder fort, wozu brauchte sie ihn denn!

Dann drehte sie die Lampe ab und ging ins Nebenzimmer. Auf Frau Nowak's erstaunte Frage, wohin sie denn so spät noch gehe, erwiderte sie, sie wolle ins Theater, sie habe mit Betti noch etwas Wichtiges zu besprechen.

Frau Nowak fragte nicht weiter, aber Resi zögerte noch einen Augenblick sollte sie ihr nicht die Hand reichen und ein paar Worte zum Abschiede sagen? Doch nein, das würde auffallen!

Sie grüßte daher kurz und ging rasch hinaus.

Auf der Stiege blieb sie plötzlich stehen, sie hatte von den ihr lieben Gegenständen in ihrem Zimmerchen nicht Abschied genommen, nicht einmal von dem Bilde ihrer Mutter. Es erfaßte sie eine schmerzliche Sehnsucht all das nochmals anzusehen, aber sie bezwang sich tapfer und stieg die Treppen rasch hinab, als wolle sie dem Banne der Erinnerungen entfliehen, der sie hier festzuhalten drohte.

XIII.

Draußen empfing sie eine feuchtkalte Luft, die sie, erhitzt wie sie vor Aufregung noch war, zusammenschauern ließ.

Fast unwillkürlich schlug sie den Weg ein, den sie früher allabendlich gegangen war, den Weg zum Theater; sie wollte diese Stätte ihres flüchtigen Glückes noch einmal sehen, und es war kaum eine Ablenkung von ihrem Ziele: der Donau.

Als sie zum Theater kam, konnte sie der Versuchung den Theaterzettel zu lesen, nicht widerstehen. Man gab eine Operette, die sie nicht kannte. Sie las die Namen alle, die ihr so vertraut waren, seufzte tief und ging weiter. Mit schmerzlicher Bitterkeit dachte sie, wie seltsam das Leben doch sei: da drinnen sangen ihre Kolleginnen lustig drauf los, und sie ging in den Tod . . . .

Während sie diesen Gedanken weiter verfolgte, war sie beim Opernring angelangt. Hier blieb sie unschlüssig stehen. Wohin sollte sie sich wenden? Sie war sich bisher nur darüber klar, daß sie zur Donau wollte, nicht aber auch über den Ort, wo sie ihr Vorhaben ausführen konnte. Sie ging daher mit sich zu Rate. Am Quai war es zu belebt, ebenso auf der Ferdinands- und Aspernbrücke; auf einer Brücke wollte sie's überhaupt nicht thun, es war schon am hellen Tage unheimlich, wenn das Wasser so unter einem dahinfloß, erst jetzt im Dunkeln! Und von dieser Höhe hinabzuspringen! Nein, da würde ihrs am nötigen Mute gebrechen. Während sie so nachdachte, tauchte vor ihrem Geist eine Gegend auf, in der sie manchmal gewesen war, da eine Familie dort wohnte, für die sie gearbeitet hatte; das war die Weißgärberlände unterhalb der Sophienbrücke; dort war es ganz einsam, und das Ufer war niedrig, dort wollte sie ihren Entschluß ausführen. Sie wandte sich daher nach rechts und schritt den Kärnthnerring hinab.

Sie war schon lange nicht, und überhaupt nur selten, hier gewesen, zumal um diese Zeit. Das weltstädtische Treiben übte daher, obschon es gerade heute infolge des unfreundlichen Wetters nicht besonders rege war, einen mächtigen Reiz auf sie aus. Dieses eigentümliche Geräusch, die hin und her rollenden Equipagen und Fiaker, die elegant gekleideten Leute, die glänzend erleuchteten Schaufenster mit ihrem verlockenden Inhalt: das alles rief ihr zu mit verführerischer, eindringlicher Stimme: lebe! genieße! Und dieser Ruf fand in ihrer Jugend ein lautes, sehnsüchtiges Echo.

Aber sie wollte stark bleiben und darum floh sie die Sirenenstimme der Versuchung, indem sie in eine Seitengasse einbog und dann, zunächst das Ufer

der Wien entlang, ihrem Ziele zustrebte. Je näher sie ihm kam, desto langsamer wurden ihre Schritte; aber endlich hatte sie es doch erreicht.

Hier also sollte es geschehen! Wie unheimlich es hier war! Ein kalter Luftzug schlug ihr vom Prater herüber entgegen und ließ sie zusammenschauern. Ringsum war es dunkel. Die nur spärlich angebrachten Gaslaternen vermochten, durch den auffallenden Nebel überdies getrübt, nur ihren engsten Umkreis zu erhellen und ließen den übrigen weiten Raum desto finsterer erscheinen. Es war ganz still, als wäre hier alles Leben erstorben, nur manchmal drang ein verworrener Laut aus der Ferne und verriet, daß es anderswo nicht eben so tot war.

Und dunkel und still wie seine Ufer floß das Wasser des Donaukanals dahin; nur spärliche Lichter zitterten auf seiner schwarzen Fläche.

Dahinunter mußte sie! Ein Grauen überkam sie. Mußte sie denn wirklich?

Sie versuchte es, nochmals ihre ganze Lage zu überdenken, ob es für sie denn nicht doch noch einen andern Weg gab als diesen entsetzlichen? Aber ihre Gedanken versagten ihr den Gehorsam und taumelten wirr und wüst durcheinander. Sie gab es schließlich auf, sie ordnen zu wollen, denn es war vergebens. In ihrer Verzweiflung fiel sie auf ein Mittel, das sie sonst meist nur scherzend in zweifelhaften Fällen anzuwenden pflegte: sie zählte die Knöpfe ihres Jacketts ab und fragte sich dabei: „Soll ich?, Soll ich nicht?" — „Soll ich?" hieß es beim letzten Knopf. Auch der Zufall wollte es also! Es mußte sein! Rasch schritt sie vom Gehweg zur tiefer gelegenen Böschung hinab. Dort blieb sie stehen und starrte ins Wasser. In dieser schwarzen Fläche würde sie im nächsten Augenblick verschwinden. Wie kalt es sein mußte! Ob es ein starkes Geräusch machte? Sie wollte vorerst noch einen Stein hineinwerfen. Nach längerem Suchen fand sie einen und schleuderte ihn hinab. Es klatschte kurz auf, dann war's wieder still. So würde es auch bei ihrem Sturze sein! Eine furchtbare Todesangst überkam sie, sie hätte fliehen wollen von dieser Stätte des Grauens, weit fort; aber sie bezwang sich, biß die Zähne zusammen und trat an den Rand der Böschung vor.

Diese fiel schräg zum Fluß ab, so daß man von ihrer Höhe nicht ins Wasser springen konnte; man mußte zu diesem Zweck an ihr bis ganz zum Wasser hinabsteigen.

Aber beim ersten Schritte, den Resi that, glitt sie auf den nebelfeuchten schlüpfrigen Steinen aus, verlor das Gleichgewicht, fiel nach rückwärts und glitt die Böschung hinab.

Ein kurzer, erstickter Schrei brach aus ihrem Munde, und durch ihr Gehirn zuckte wie ein Fallbeil der Gedanke: jetzt ist's aus!

Es war aber nicht aus. Bei der schrägen Richtung der Böschung kam die Schwerkraft nicht voll zur Geltung, und so gelang es Resi, sich im Gleiten zu erhalten. Noch einen Meter weiter, und sie wäre verloren gewesen! Die Gefahr war aber noch immer nicht gehoben; das wurde sie mit Entsetzen gewahr, als sie sich zu erheben versuchte: ihr Fuß konnte auf den schlüpfrigen Steinen keinen festen Halt finden, und es fehlte nicht viel, so wäre sie ganz hinabgeglitten.

Es war eine schlimme Lage. Einen Augenblick wollte sie verzweifeln, dann dachte sie daran, um Hilfe zu rufen; aber bis sie in dieser Einsamkeit jemand hörte, konnte es noch lange dauern, und ihre Muskeln konnten nachlassen, dann aber war sie verloren. Ihr Selbsterhaltungstrieb gab ihr das rechte Mittel an: sie stemmte Hände und Füße fest gegen die Steine und schob sich so stoßweise nach rückwärts hinauf. Es ging ganz gut und sogar ziemlich rasch.

Als sie wieder sichern Boden unter sich fühlte, erhob sie sich vorsichtig, stand an allen Gliedern bebend da und schöpfte tief Atem.

Gerettet! Ein beglückendes Gefühl der Befreiung durchströmte sie, und in ihrer Seele stieg es wie ein Dankgebet auf. Aber das währte nur einen Augenblick, dann erfaßte sie ein erstarrendes Grauen vor dem schwarzen Wasser da unten, vor dem Dunkel und der Einsamkeit um sie, und, als fürchte sie, der Tod, dessen umheimlicher Umarmung sie eben entronnen war, könne mit seinen eisigen Armen nochmals nach ihr langen, eilte sie davon, so rasch es ihre noch zitternden Beine erlaubten. Erst als sie ganz aus dem Bereiche des Wassers war, hielt sie in ihrer Flucht inne, um Atem zu schöpfen, und setzte ihren Weg dann in mäßigerem Tempo fort.

Eine einzige Empfindung durchflutete sie: die Freude zu leben. In jenem entsetzlichen Augenblicke der Todesgefahr hatte sich ihr Lebensdrang in wilder Verzweiflung hochaufgebäumt und mit unwiderstehlicher Gewalt die künstlichen Schranken durchbrochen, die ihn eindämmen sollten, und sich unaufhaltsam in ihre Seele ergossen, im Nu auch den entferntesten Selbstmordgedanken fortspülend.

Sie begriff jetzt nicht, wie sie nur hatte den Mut finden, ja wie sie überhaupt nur den Gedanken hatte fassen können, sich das Leben zu nehmen. Aber freilich! Damals hatte sie noch nicht gewußt, was sie jetzt wußte: wie furchtbar es war, wenn man dem Tod ins Antlitz sah. Und sie war nicht einmal gezwungen worden zu diesem verzweifelten Schritte, es war ihr doch noch ein andrer Weg geblieben; es mochte ja nicht der rechte sein, aber es gingen ihn doch so viele und fühlten sich glücklich dabei: warum sollte nicht auch sie ihn gehen? Und wenn er auch viel schlimmer gewesen wäre, als er wirklich war: sie hätte ihn immer noch jenem andern Wege vorgezogen, dem Weg in den Tod.

Während diese Gedanken in ihr hin- und herwogten, war sie fortgegangen, ohne auf ihre Umgebung zu achten. Fast mechanisch hatte sie den Weg gegen die innere Stadt zu eingeschlagen, hatte ihn aber verloren, denn sie sah sich jetzt in einer menschenleeren, fremden Gegend mit unbekannten Straßennamen, die sie bei der schlechten Beleuchtung nur schwer lesen konnte. Die wenigen Leute, die ihr begegneten, waren durchwegs Männer, und die wollte sie nicht ansprechen.

Eine plötzliche schwere Müdigkeit überkam sie, die hohe Anspannung ihrer Seelen- und Körperkräfte, in der sie sich bisher befunden hatte, gab mit einemmale nach und machte einer ebenso starken Erschöpfung Platz. Die Aufregungen der letzten Tage machten sich plötzlich fühlbar, dazu kam noch, daß sie seit

Morgen fast nichts gegessen hatte — zu Mittag hatte sie nur wenige Bissen hinabgewürgt —: das alles wirkte jetzt zusammen, warf ihr flimmernde Schleier vor die Augen und hängte ihr Bleigewichte an die Füße. Sie mußte wiederholt stehen bleiben, um ihre schwindenden Kräfte zu sammeln, und einmal wandelte sie eine so arge Schwäche an, daß sie sich an die nächste Hauswand lehnen mußte, um nicht zusammenzusinken. Mühsam, ihrer Sinne kaum noch mächtig, schleppte sie sich weiter.

Da kam ein Wagen auf sie zu. Das war Hilfe! Sie hatte noch die Geistesgegenwart, zu überlegen, ob sie ihre Börse bei sich hatte, und ob diese genug enthalte, um den Wagen zu bezahlen. Sie konnte es thun! Wenn er nur auch leer war? Er war es. Mit dem letzten Aufgebot ihrer Kraft schwang sie sich hinein, schlug die Thüre zu und ließ sich auf den Sitz sinken. Dann verlor sie das Bewußtsein. — — — — — —

Als sie die Augen wieder aufschlug, mußte sie sich erst besinnen, wo sie sich befand, und wie sie hierhergekommen war. Vor ihren Augen blitzten Lichter, und an ihre Ohren schlug rasselndes Wagengeräusch. Sie neigte sich vor, um zu erkennen, in welcher Gegend sie sei, aber die Fenster waren ganz angelaufen, so daß sie nichts ausnehmen konnte. Vermutlich war's der Ring, weil es so licht und lärmend war. Sie lehnte sich wieder zurück, schloß die Augen, und ihre Ermattung und die gleichmäßig rüttelnde Bewegung des Wagens versetzten sie in einen eigentümlichen wohligen Zustand, der zu klar war, um als Schlaf, und zu traumhaft, um als Wachen bezeichnet zu werden . . .

So wie jetzt würde sie in Zukunft oft fahren, noch viel angenehmer, nicht im häßlichen Einspänner, sondern im feschen Fiaker, und nicht so dürftig angethan wie jetzt, sondern in eleganten Toiletten so wie Betti, nein, noch schöner. Und ein vornehmer junger Mann würde neben ihr sitzen, sein hübsches Gesicht mit dem flotten Schnurrbärtchen zu ihr herabneigen und ihr liebevoll in die Augen blicken . . . In dieser Richtung spannen sich ihre Gedanken weiter . . .

Plötzlich rissen sie ab, die rüttelnde Bewegung hielt an, das schreckte sie auf. Sie öffnete die Thür und sah, daß sie vor ihrem Hause hielt. Sie verließ den Wagen und suchte beim Scheine der Wagenlaterne das Fahrgeld zusammen. Dabei bemerkte sie, daß ihre Handschuhe vom Falle her arg beschmutzt waren; und auch ihr Kleid hatte arg gelitten, wie sie jetzt erst wahrnahm.

Das brachte ihr die ärmliche, traurige Wirklichkeit erst wieder voll zu Bewußtsein, und schmerzlich empfand sie den schroffen Gegensatz, der zwischen dieser bestand und dem Traume, dem sie sich eben hingegeben hatte.

Wie schade, daß es nur ein Traum war! . . . Aber es lag ja in ihrer Macht, ihn zu verwirklichen! Warum sollte sie's denn nicht thun? Ja warum nicht? . . . . . .



Lothar Bucher.

Von

Heinrich von Poschinger.

(Schluß.)

Es ist hin und wieder behauptet worden, Bismarck habe mitunter Untergebene in schärfster und rücksichtslosester Weise zur Rede gestellt. Bucher bemerkte: „Ich will zugeben, daß der Fürst, wenn begründete Ursache zur Unzufriedenheit vorlag, mitunter eine sehr ernste Sprache geführt hat. Von einem mündlichen, auf Leidenschaftlichkeit zurückzuführenden Anfahren, wie es manche Chefs lieben, ist aber bei ihm kein Fall erwiesen.

Der Fall Rudhart [1]) ist aufgebauscht worden. Bismarck fand, daß der Gesandte, mochte er sich sachlich im Recht oder Unrecht befunden haben, nach dem kritischen Vorgang anders hätte handeln sollen. Er hätte sich durch einen Vertrauensmann an ihn wenden sollen, um Aufklärungen zu verlangen, die ihm zur Zufriedenheit erteilt worden wären. Statt dessen zog er vor, den Beleidigten zu spielen, nach der Thür zu eilen, seine Entlassung zu erbitten und dadurch jedwede gütliche Beilegung der Differenz unmöglich zu machen."

Uniform habe Bismarck stetig erst nach seiner Beförderung zum General getragen. Vor 1866 ging derselbe stets in Civil; einmal als er den König zu einer auswärtigen Parade begleitete, ließ er die alte Landwehrmajor-Uniform einpacken.

Bis 12 Uhr pflegte der Ministerpräsident im Schlafrock zu gehen, die Räte empfing er im Schlafrock. Nur wenn ein Gesandter oder ein Minister angemeldet wurde, wechselte er das Kleid. Dabei war die Toilette nicht stets à quatre épingles. Auf dem Lande (Varzin) trug er ein unansehnliches Jagdkostüm. Die Civilkleider wurden in Frankfurt a/M. gemacht. Bei Gelegenheit der silbernen Hochzeit wurde nur mit Mühe in einer Schrankecke ein Frack aufgetrieben, der aber nichts weniger als einen modernen Eindruck machte. Bismarck war froh, sich nach der Kirche des ihm unsympathischen Kleidungsstückes sofort entledigen zu können.

In Varzin arbeitete er auch morgens stets im Schlafrock; derselbe hatte eine Schnur mit Quasten, mit denen Bismarck, wenn er im Zimmer umherging oder stehen blieb um über einen Ausdruck nachzudenken, zu spielen pflegte. Eines Tages hatte ihn die Gemahlin in Varzin mit einem neuen Schlafrock beschenkt, der aber zuzuknöpfen war; ich sah beim Vortrag, wie der Kanzler immer nach den Quasten suchte; es ging ihm etwas ab; der Kammerdiener machte dieselbe Beobachtung.

---

[1]) Fürst Bismarck machte auf einer seiner parlamentarischen Soireen dem bayerischen Gesandten von Rudhart einen ernsten Vorhalt wegen seiner Haltung in der Frage des Hamburger Zollanschlusses.

Zum König ging Bismarck, so lange er noch Civil trug, in der sogenannten kleinen Uniform. In Versailles trug er stets das militärische Kleid.

Delbrück habe die Tendenz gehabt, sein Amt immermehr zum Mittelpunkt der Reichsverwaltung zu machen; alles wußte er mit seinem Geiste zu erfüllen, und sein Verwaltungstalent war groß. Das Reichskanzler-Amt war eine ungeheuerliche Einrichtung, es bearbeitete ursprünglich die Post-, Telegraphen-, Justiz-, Eisenbahn-, Handels-, Finanz-, Zoll- und Münzsachen, außerdem das Konsulatswesen und die Verwaltung von Elsaß-Lothringen. Selbst mit den Botschaftern und Gesandten habe Delbrück selbständig korrespondiert, und zwar nicht bloß mit den deutschen im Auslande, sondern auch mit den in Berlin domizilierenden Vertretern der fremden Mächte.

Der Einfluß, den Delbrück selbst im Bundesrat besaß, sei unter keinem seiner Nachfolger wieder erreicht worden. So würde es z. B. unter Delbrück kein Bevollmächtigter zum Bundesrat gewagt haben, im Ausschuß einen Initiativ- oder Abänderungs-Antrag einzubringen, ohne sich vorher durch Rücksprache mit dem Dezernenten der Aufnahme desselben zu versichern.

Von Anfang der siebziger Jahre ab beginne die Verkleinerung der Delbrückschen Machtfülle; zuerst habe der Kanzler das Konsulatswesen dem auswärtigen Ressort zugewiesen, dann die sogenannten Interzessionssachen, dann sei mit der Gründung eigener Reichsämter vorgegangen worden, später habe sich Bismarck auch hinsichtlich gewisser Schreiben des Reichskanzler-Amts die Superrevision vorbehalten. So erinnere er (Bucher) sich, daß Fürst Bismarck zu Anfang der siebziger Jahre während des Herbstaufenthalts in Varzin ihn zweimal hintereinander eine Instruktion für Delbrück ausarbeiten ließ, welche die Tendenz hatte, den Verkehr mit den Bundesregierungen der Kognition des Kanzlers zu unterstellen. Derartige Weisungen seien aber regelmäßig nach kurzer Zeit obsolet geworden, d. h. Delbrück habe weiter regiert.

Wenn den Fürsten eine an den Reichstag gelangende Vorlage interessierte, dann habe er mitunter selbst an die Motive die bessernde Hand gelegt; er sei ein Freund präzisesten Ausdrucks und ein Feind jeder Weitschweifigkeit. Deshalb liebten es auch die einzelnen Ressortschefs nicht, ihm lange Promemorias vorzulegen oder dieselben mit Anlagen zu begleiten; auch die Gesandten und Konsuln wüßten gar wohl, daß der Chef Berichte, die auf Seiten sagen, was auf zwei Zeilen hätte Platz finden können, unwillig bei Seite schiebe. „Der Kanzler thut dies aber nicht etwa aus Bequemlichkeit, sondern weil ihn die täglich zu bewältigende ungeheure Arbeitslast zwingt, seine Zeit möglichst auszunutzen. Früher, als der Chef noch täglich an die 10 bis 12 Stunden arbeitete, war die Sache nicht so schlimm; seitdem Dr. Schweninger ihm aber seine Arbeitszeit auf 4—5 Stunden zugeschnitten hat, erwächst für seine Umgebung die Aufgabe, ihm alles Unnötige vom Halse zu schaffen und die Geschäfte thunlichst zu erleichtern. So macht z. B. Rottenburg von umfangreicheren Petitionen, die an den Chef gelangen, jedesmal eine Art Regest, d. h. er giebt mit wenigen Worten den Inhalt des Schriftstücks und die dafürsprechenden Motive, oft auch das pro et contra

wieder, so daß der Chef hieraus alles Wissenswerte erfährt. Ebenso läßt sich der Kanzler von den häufig umfangreichen Staatsministerial-Voten seiner preußischen Kollegen jedesmal kurze Auszüge fertigen; erfordert aber ein Gegenstand eine größere Vertiefung in die Materie, so schreckt derselbe — den Bleistift in der Hand — auch vor der Durchsicht der umfassendsten Aktenstücke nicht zurück, hier und da Randbemerkungen machend oder Textverbesserungen vornehmend. — —

Eigentlich sei die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" das Organ Bismarck's erst seit 1870. Früher habe ihr der Kanzler ja auch ab und zu Informationen gegeben, aber seltener. Aus dem Februar 1866 stamme z. B. ein berühmter Artikel Bismarck's über die Einführung des allgemeinen Wahlrechts, an dem er noch im Korrekturabzug eigenhändig verschiedene Korrekturen vorgenommen habe.

Es sei auch hin und wieder ein Zeitraum von Monaten vergangen, da Pindter alles auf eigene Faust geschrieben und nicht ein Blatt von Bismarck bekommen habe. Mitunter habe derselbe den Chef-Redakteur kommen lassen, um ihm bestimmte Instruktionen zu geben; auch habe er sich einmal dafür verwandt, daß der Geheimrat Wagener (Hermann) in die Redaktion aufgenommen werde, dies habe aber Pindter abgelehnt.

Auch vor Pindter's Zeiten habe die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" Bismarck schon manchen Ärger bereitet. Der frühere Chef-Redakteur Dr. Braß habe mehr als eine publizistische Taktlosigkeit begangen und es entschieden nicht begreifen können, daß ein Blatt, welches dem Auswärtigen Amt so nahe steht, auch gewisse Rücksichten zu nehmen hat. Als die Zeitung es einmal zu bunt trieb, habe Bismarck derselben seine Nachrichten entzogen, worauf Braß die Leitung der „Nordd. Allgem. Ztg." niederlegen wollte. Dies lag jedoch nicht in der Absicht Bismarck's, so daß es mit einer gründlichen Belehrung desselben abging; Dr. Metzler mußte die Sache vermitteln. —

Bei der Übernahme des Handelsministeriums sei dem Fürsten aufgefallen, was für unbedeutende Sachen daselbst mitunter der Chef zu entscheiden hatte. Wenn z. B. jemand wegen unberechtigten Hausierens ertappt und zu einer Geldstrafe verurteilt war, demnächst aber wegen Mittellosigkeit begnadigt werden sollte, so wurde die Mitwirkung von zwei Ministern (des Finanz- und des Handelsministers) verlangt. Einen Fall dieser Art habe sich Bismarck zum Vortrag geschrieben. Es handelte sich um einen Hausierer, der zu 20 Mark verurteilt war, und wo der Unterstaatssekretär dem neuernannten Handelsminister vorstellte, derselbe wäre ein armer Teufel, der Weib und Kind zu ernähren habe und der, wenn die Geldstrafe in eine Haftstrafe umgewandelt werden würde, erst recht dem Elend anheimfalle. Bismarck sollte den Immediatbericht auf Begnadigung zeichnen. Dem habe sich derselbe aber entschieden widersetzt; denn — so führte er aus — wenn in allen derartigen Fällen der Gnadenweg beschritten werden solle, so mache die Justiz bankerott, die Geldstrafe bezahle der Hausierer einfach nicht und der Freiheitsstrafe entziehe er sich unter dem Vorwande, im Falle des Antritts der Haft sich und die Seinen vollends zu ruinieren. Der Unterstaatssekretär habe sich auf die bisherige Praxis berufen und an das Herz des Chefs

appelliert. „Gut — habe Bismarck gesagt — die 20 Mark soll Ihr armer Teufel aus meiner Tasche haben, meine Unterschrift aber kriegen Sie zu der Sache nicht.“ —

Das Interesse des Fürsten Bismarck für die Gesetze, welche in der Kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 angekündigt wurden, sei nicht immer dasselbe gewesen. Das Krankenkassengesetz habe er nur angenommen, weil Lohmann ihm sagte, daß wir ohne dasselbe (wegen der Karenzzeit beim Unfall) nicht auskommen könnten; den ersten Unfallgesetzentwurf aber habe er mit sich herumgetragen wie ein Schoßkind! Zu der Zeit, als der Gesetzentwurf im Volkswirtschaftsrat zur Beratung stand, habe er sich jeden Abend durch den Geheimrat Lohmann Vortrag erstatten lassen, um über alle Wünsche der Interessenten und über alle Lücken des Entwurfs auf dem Laufenden zu sein. —

Seinem (Bucher's) körperlichen Befinden sei der Aufenthalt in Varzin und zuletzt in Friedrichsruh gerade nicht förderlich gewesen; er sei so üppige Mahlzeiten, wie er sie dort jeden Tag vorgesetzt erhielt, nicht gewöhnt gewesen. Eine kräftige Kartoffelsuppe ziehe er einem Diner mit 5 Gängen vor. Und dann erst die Weine! — —

Im Dezember 1889 war das Manuskript zu dem „Ein Achtundvierziger“ fertig gestellt, und ich hätte es gern gesehen, wenn Bucher dasselbe einer Durchsicht unterzogen hätte. Er lehnte aber rundweg ab. „Wollte ich — so schrieb er mir unterm 15. Dezember 1889 — das Manuskript ohne Bemerkungen zurückschicken, so wäre für die Sache nichts gewonnen; es würde nur auf mich eine gewisse Verantwortlichkeit oder doch der Schein einer solchen fallen, von der ich mich frei halten muß. Zu glauben, daß meine Kenntnißnahme verschwiegen bleiben könnte, wäre eine Illusion. Sie selbst haben auf dem Gebiete eine Erfahrung gemacht: als Sie die Güte hatten mir die Bismarckbriefe zu schicken, bemerkten Sie, es wisse niemand, daß Sie der Herausgeber wären; nach zwei Tagen stand es in den Zeitungen. Und selbst wenn es gelänge, das Geheimnis zu bewahren, so wäre es nicht sicher. Es brauchte nur ein Rezensent die Vermutung zu äußern, daß ich das Manuskript gesehen, so würde ein zweiter, um nicht zurück zu bleiben, die Vermutung des ersten als Thatsache geben, und ein dritter hinzufügen, daß ich ganz einverstanden gewesen sei. Wenn die Mythe einmal diese Gestalt angenommen hätte, so würde sie in alle Zeitungen übergehen. Ich muß wünschen, in der Lage zu sein, nötigenfalls der Wahrheit gemäß sagen zu können, daß ich das Manuskript n i c h t gelesen habe.“ —

Ein Genosse des Verstorbenen, irren wir nicht Julius von Eckardt, teilte kürzlich in dem Rigaschen Tageblatt eine Reihe interessanter Erinnerungen an Lothar Bucher mit. „Zum letzten Mal[1]) — heißt es darin — habe ich ihn gesehen, als wir, ein kleines Häuflein Landsleute und Verehrer Viktor Hehn zu Grabe

[1]) Es war dies am 24. März 1890.

trugen: an einem sonnigen Märzmorgen auf dem Schöneberger Matthäikirchhof.

Still und betrübt standen wir dann noch eine Weile am offenen Grabe; neben der hochragenden imponierenden Gestalt Hermann Grimm's gab ein unscheinbares kleines Männchen in gebückter Haltung neben ihm denen, die ihn nicht kannten, einiges zu raten: der kurze, aber breitschultrige Körper war in einen weiten Radmantel gehüllt, dessen Enden von der linken Hand zusammengehalten wurden, während an der rechten ein Kranz aus Lorbeeren und blühenden Blumen herunterhing; als er beim Gebet den Hut zog, sah man einen großen, stark entlaubten Schädel mit breiter, hoher Stirn; etwas derbe Züge, kräftige gebogene Nase, ein starkes Kinn, aber blaue, milde blickende blaue Augen. Ich sehe noch heute das erstaunte Gesicht meines Nachbars, der mich nach der gebrechlichen Gestalt fragte und nach meiner Antwort mir sagte, Lothar Bucher habe er sich wohl ganz anders vorgestellt. Ihm schwebte der berühmte Steuerverweigerer aus den Novembertagen 1848 vor, der auf der Anklagebank gesessen und sich mit der stets an ihm wahrzunehmenden Klarheit des Geistes und Schärfe der Gedanken verteidigt hatte — und nun war es eine Enttäuschung, daß der Mann so ganz und gar nicht der Erwartung entsprach, die er von seinem Äußern gehabt hatte, so spießbürgerlich aussah, „so als ob er immer seine Steuern womöglich für ein Jahr vorausbezahlte.

Am kleinen Stammtisch bei Knoop war Bucher der stillste Genosse. Wenn er kam und sich zur Seite Hehn's niederließ, von den wenigen Anwesenden achtungsvoll begrüßt, so währte es wohl eine halbe Stunde und wohl noch länger, bis er das erste Wort nahm. Mit Vorliebe beteiligte er sich an philosophischen Diskussionen und wußte dank seiner gründlichen Kenntnis des Englischen auch den vielwissenden Hehn oft zu belehren. Aber auch Schnurren, Anekdoten, meist aus recht entlegener Zeit, von Katharina II. oder der Königin Christine von Spanien trug er bisweilen und immer in anmutiger, witziger Weise vor. Man hörte ihm gern zu; nicht allein der Inhalt seiner Erzählungen, auch die Form zog lebhaft an: stets in gewähltem Deutsch, scharf pointierend. Aber Hehn hat von ihm gesagt, er habe wie Julius Fröbel viel vergessen und viel verlernt. Worüber man am liebsten von Bucher belehrt worden wäre, die stürmischen Tage von 1848, die Verbindungen mit Lassalle und die Beziehungen zu Bismarck, darüber wußte er zu schweigen. Wenn er oft wie teilnahmslos in der Sofaecke dasaß, mit sorgenvoller Miene auf seine von der Gicht entstellten Hände blickend und sie aneinanderreibend, so war er doch nicht unaufmerksam. Viel Gefallen fand er an spaßigen Erzählungen. Ich sehe noch jetzt sein hell auflachendes Gesicht, als die Geschichte vom 82jährigen Amschel Rothschild zum besten gegeben wurde, der krank im Bette lag und seinem Arzte die Befürchtung aussprach, er würde sterben, und als dieser ihn tröstete und einwandte, er könne noch hundert Jahre werden, zur Antwort gab: „Wird der liebe Gott mich nehmen zu pari, wenn er mich kann haben zu zweiundachtzig?"

Auch dem langjährigen ärztlichen Berater Bucher's, dem Dr. W. Gittermann, verdanken wir Aufzeichnungen[1]) über seinen berühmten Patienten, denen wir nur einige Züge entnehmen.

„Bucher war besonders Fremden gegenüber äußerst kühl und ablehnend, so lange er sie nicht näher kennen gelernt hatte. Sein Scharfblick in der Beurteilung der Menschen war groß, und wer seinen Anforderungen nicht genügte, den wußte er sich fern zu halten. Dabei war der äußere Schein für ihn gar nicht maßgebend, ihm galt nur der innere Wert. Er hat denn auch seine Freunde unter den verschiedensten Berufsklassen gefunden.

Selbst unter Freunden, wo er sich oft heiter und gesprächig zeigte, sprach er selten von Politik, eigentlich nur dann, wenn er jemand damit einen Gefallen erweisen konnte. Am liebsten unterhielt er sich über Philosophie und Naturwissenschaften. Er war im ganzen mehr Zuhörer als Erzähler, konnte aber ein Meister in der Unterhaltung sein und wußte ihr durch wenige Worte eine bestimmte Richtung zu geben.

Große Gesellschaften waren ihm nicht sympathisch, aber in einem kleinen Kreise guter Freunde fühlte er sich wohl, und es kam nicht selten vor, daß er hier die wundervollsten Anekdoten mit scharfer Pointe zum besten gab. Er pflegte langsam zu sprechen, aber fließend und in so eleganter Satzbildung, daß man die Worte ohne jede Korrektur niederschreiben konnte. Sein Dialekt erinnerte an die pommersche Heimat, wie er denn auch so gut platt sprach, daß er einen vorzüglichen Reutervorleser abgeben konnte. Wiewohl sein Vater aus Sachsen stammte, so pflegte doch Bucher selbst großen Nachdruck auf seine pommersche Abstammung zu legen.

Es machte einen merkwürdigen Eindruck, den ernsten, stillen Mann, der einsam durch sein arbeitsvolles Leben gegangen war, in der Kinderstube zu sehen, und doch hielt er sich dort gern auf. Als er einst sein kleines Patenkind auf den Knien schaukelte, behauptete er lachend, daß das Papeln des Kindes ihn an die chinesische Sprache erinnerte, für die er sich früher interessiert hatte. Auch Tiere machten ihm viel Vergnügen! In seiner einfachen Junggesellenwohnung in Berlin hielt er sich eine ganze Anzahl Kanarienvögel, und Hunde hatte er so gern um sich, daß er einst lachend sagte: „Wenn ich an Seelenwanderung glaubte, dann würde ich denken, daß meine Seele einmal in einem Hund gesteckt hat!" Die Kunst des Schweigens begleitete ihn überall hin, und es war sehr komisch, wie die Versucher enttäuscht waren, welche gehofft hatten, mit ihm über hohe Politik plaudern zu dürfen. In dem kleinen Badeort, welchen Bucher seit Jahren zu besuchen pflegte (Laubbach), wurde ihm einst folgendes Verschen überreicht:

---

[1]) „Berliner Neueste Nachrichten" v. 4. Dez. 1892. Nr. 615. Man vergl. auch den Artikel: Lothar Bucher. Eine Erwiderung von W. Gittermann in den „Grenzboten" vom 19. Januar 1893.

Schweigen ist die Kunst des Diplomaten,
Dieses übt er treu an Spree und Rhein,
Doch eines hat er lächelnd uns verraten,
Das ist die Lieb zum Moselwein.

Er trank gern „in mäßigen Zügen“ ein Gläschen Wein und fühlte sich niemals wohler, als wenn er, nach einem Spaziergang, inmitten einiger Freunde, an einem schönen, sonnigen Plätzchen bei einer Flasche Wein sitzen konnte. Leider durfte es meist nur „Kutscher“ sein, denn sonst machten ihm seine gichtischen Finger viel zu schaffen.

Die Natur liebte er sehr und besaß ein aufmerksames Auge für alles, was da vor sich ging. Seine Kenntnisse in der Pflanzenkunde waren nicht unbedeutend, und er pflegte noch in den letzten Jahren häufig nach seltenen Pflanzen zu suchen, die er dann preßte und in sein Herbarium einklebte. Er war überhaupt gewohnt, allem auf den Grund zu gehen und nichts halb zu thun. Im Dezember 1889 fand ich ihn ein französisches Werk über den Krieg 1870/71 studierend, indem er dabei die Bewegungen der französischen Truppen auf einer Karte verfolgte und mit deutschen Angaben verglich. Alles Rätselhafte war ihm unheimlich, und er erzählte mir gelegentlich, daß ihn früher ein von Bosko gesehenes Kartenkunststück Nächte hindurch schlaflos gemacht habe, bis ihm auf vieles Bitten der Zauberkünstler eine Erklärung des Rätsels gegeben hatte.

Um die neuere Litteratur hat er sich wenig gekümmert, und ich entsinne mich, daß er im Sommer 1892 zum erstenmal einen Roman von Ebers in die Hand nahm, dem er wenig Geschmack abgewinnen konnte. Goethe's Faust, dessen ersten Teil er fast ganz aus dem Gedächtnis aufsagen konnte, ging ihm über alle andern Dichterwerke. Am 10. November 1861 hatte er beim Schillerfest in Leipzig, nach ergangener Aufforderung, die Festrede gehalten. Als er Ende September 1892 auf der Reise von Elster nach Glion Leipzig berührte, wurde die Erinnerung an das Vergangene in ihm lebendig, und er erzählte, daß er an dem damaligen Tage in Leipzig sehr freundlich aufgenommen sei, und daß man ihm während des Festessens eine der schönsten und liebenswürdigsten Damen, die er jemals kennen gelernt, als Tischnachbarin gegeben hätte.

Wie so viele Männer, die in ihrem Fach Hervorragendes geleistet haben, so pflegte auch er zu äußern, daß er die seinen Anlagen entsprechende Lebensstellung verfehlt habe. Er glaubte, daß er am besten für das Ingenieurfach gepaßt haben würde. Unter seiner kühlen, fast abweisenden Außenseite schlug ein warmes Herz voll regen Mitgefühls für menschliches Unglück, und er half im konkreten Falle gern, wo er nur konnte. Seinen Eltern bewahrte er stets eine innige Verehrung. Die Mutter war lange Jahre nach seiner Geburt an seinem Geburtstag gestorben, deshalb verbat er sich stets alle Gratulationen, weil dieser Tag für ihn ein Trauertag sei.

Den Grundzug seines Wesens bildete eine tief ausgeprägte Bescheidenheit. Er wollte nicht, daß aus ihm etwas gemacht wurde, und es konnte ihm jeder Ort verleidet werden, sobald seine Person Gegenstand der Neugier für das Publi-

kum geworden war. Einst hörte ich ihn „Excellenz“ anreden, was er sich kurz verbat. Auf meine Frage sagte er mir: „Ich bin gar nicht Excellenz, allerdings wollte man mir bei meinem Abgang diesen Titel geben, aber ich habe es mir als eine Gnade ausgebeten, darauf verzichten zu dürfen. In früheren Jahren hatte ich nämlich einmal eine scharfe Rede gegen die Titelsucht und besonders gegen den Titel „Excellenz“ gehalten, da war es mir denn doch peinlich, wenn ich mich in meinen alten Tagen selbst so nennen lassen sollte.“

Auf seine politische Vergangenheit kam er nicht gern zu sprechen. Als ich ihn einmal an seine früher gehaltene Rede erinnerte, antwortete er mir: „Ach lesen Sie die nicht, es ist das Unreifste, was ich je gesprochen habe.“

Große Hochachtung und Verehrung empfand er für den alten Kaiser Wilhelm. Er sprach gern von ihm und wußte eine Reihe wenig bekannter Geschichten zu erzählen, welche die unbegrenzte Gutherzigkeit des alten Kaisers in das hellste Licht stellten. Folgende Anekdote möge hier Erwähnung finden: Während des Aufenthalts in Versailles 1870/71 pflegte der Geheimrat Abeken von den für das Auswärtige Amt eintreffenden Zeitungen schleunigst den Kladderadatsch an sich zu nehmen, weil er die Ehre haben wollte, denselben abends nach der Hoftafel dem Kaiser vorzulesen. Später erfuhr man dann durch einen der kaiserlichen Adjutanten, daß Seine Majestät immer schon vormittags ein besonderes Exemplar des Blattes bekommen hatte und daß der Kaiser abends deswegen noch einmal den ganzen Inhalt anhörte, weil er dem kleinen Herrn die Bitte, vorlesen zu dürfen, nicht abschlagen wollte.

Bucher sah nie kühler aus, als wenn er eine innere Bewegung verbergen wollte. Der Abschied von Freunden wurde ihm immer recht schwer; er sagte niemals auf Wiedersehen, denn seit Jahren rechnete er nicht mehr mit der Zukunft. Von den Frauen besaß er, der Hagestolz, im allgemeinen eine recht hohe Meinung, er unterhielt sich gern mit Damen und pflegte bei jeder überraschenden Begebenheit zu sagen: „cherchez la femme“.

An allen politischen Ereignissen nahm er bis zuletzt regen Anteil.

Auf Palmerston war er am wenigsten gut zu sprechen, und der „alte große Mann“, den er mit getreuer Übersetzung des Namens gern „Herr Freudenstein“ nannte, hatte schon früher seine Bewunderung nicht erreichen können. Von Disraeli pflegte er gern zu erzählen, daß derselbe nicht französisch sprach und beim Berliner Kongreß 1878 den Fürsten Gortschakow wiederholt „Mister Gortschakow“ angeredet habe.

Die Freundschaft Lassalle's hat Bucher jedenfalls nicht in dem Maße gesucht, als angenommen wird.

Gelegentlich erzählte er, es sei ihm schon 1848 zum erstenmale aufgefallen, daß der damalige Abgeordnete von Bismarck häufig nur die Augen und nicht den Kopf seitwärts zu wenden pflegte, wenn jemand mit ihm sprach, der neben ihm stand. Diesen Blick des Großvaters fand Bucher auch bei dem kleinen Rantzau wieder, als ihm der Junge zum erstenmal präsentiert wurde. Er sagte darauf zur Wärterin: „Der Junge wird auch einmal Reichskanzler,“ und erhielt die



Antwort: „Ach ja, Herr Geheimrat, rappelig genug ist er schon.“ Fürst Bismarck soll herzlich über dieses Internezzo gelacht haben.“

Über Bucher's Erholungsreisen in dieser Periode liegen folgende eigenhändige Aufzeichnungen desselben vor:

1887. 4. März bis 16. Mai: Clarens, Glion, Juni: Friedrichsruh[1]) und Hamburg, Juli: Peterwitz (Besitzung von Graf Limburg-Stirum), Oktober: Baden-Baden.

1888. Juni bis 15. Juli: Baden-Baden, 15. September: Laubbach, häufig in Ems.

1889. Juli bis 1. September: Laubbach.

Wir schließen auch diesen Abschnitt mit der Veröffentlichung einer Anzahl von Briefen Bucher's an die Seinigen. Sie sind und bleiben das beste Mittel, uns den Charakter und das Innere des merkwürdigen Mannes zu erschließen. Wenn dabei auch weniger Bedeutendes unterläuft, so hat das nichts zu sagen. Wie oft hat man es belächelt, daß die kleinen, sogenannten „nichtssagenden“ Billets Göthe's an Frau von Stein dem Publikum nicht vorenthalten wurden; aber welch' unschätzbares Material bieten sie doch dem Kenner zur Charakteristik unsres größten Dichters[2]).

Berlin, den 8. März 1888.

Liebe Helene!

Das ganze russische Finanzwesen sieht sehr bedenklich aus. Um die riesigen Zinsen der im Auslande gemachten Anleihen zu bezahlen, haben die Russen immer von Zeit zu Zeit neue Anleihen machen müssen; und jetzt will ihnen Niemand mehr pumpen.

Ich bin nicht Sachverständiger in diesen Dingen, weiß aber, daß Leute, die es sind, ihre russischen Werthe abstoßen.

Das nasse Wetter hat mir wieder etwas Reißen in der Hand eingetragen; übrigens geht es mir gut.

Vielen Dank für die Hyacinthe, die Zwiebel werde ich zurückbringen.

Lothar.

VII.

Von Friedrichsruh bis Glion. Mai 1890 bis Oktober 1892.

Schon hatte es den Anschein, als ob Bucher ganz verschollen sei, als plötzlich im Jahre 1890 nach der Entlassung des Fürsten Bismarck aus seiner Stellung als Reichskanzler und Ministerpräsident sein Name auf einmal wieder auftauchte.

Das Jahr 1890 hatte Bucher in altgewohnter Weise begonnen. Er lebte ungemein zurückgezogen, besuchte ab und zu die Bibliothek, der er augenblicklich mit Vorliebe moderne französische Geschichtswerke entnahm. Inzwischen war so-

[1]) Der Aufenthalt in Friedrichsruh im Juni 1887 erstreckte sich auf drei Tage.

[2]) Hermann Wichmann in der Vorrede zur Herausgabe der Victor Hehn'schen Briefe.

gleich nach der Rückkehr des Fürsten Bismarck aus der bekannten Veranlassung die unheilvolle und unheilbare Krisis zwischen dem Kaiser und seinem Kanzler ausgebrochen.

Am 3. März ließ Bismarck Bucher zu sich rufen, sicher um die durch die Haltung des Kaisers eingetretene kritische Wendung mit seinem alten Freunde zu besprechen.

Weiteres Licht verbreitet nachstehender, an seine Schwägerin Frau Helene Bucher gerichteter Brief.

Berlin, 26. März 1890.

Liebe Helene!

Ich denke, es wird Euch Freude machen zu erfahren, daß ich am Vormittag des 20. eine Einladung zu Bismarck erhielt, der, wie die Fürstin sagte, einige alte Freunde noch einmal hier in Berlin bei sich sehen wolle. Er war körperlich sehr wohl, hatte gesunden Appetit und Durst und war offenbar seelisch erleichtert.

Zum Abschied lud er ein, ihn in Friedrichsruh zu besuchen, „wo wir jetzt sehr einsam sein werden".

Die Leute, die heute jubeln, werden sich nach einigen Jahren wohl in der Lage der Frösche befinden, die den Hund um einen anderen König gebeten hatten.

Lothar.

Am 16. April 1890 schrieb Bucher an seinen Arzt Dr. Gittermann: „Ich hätte Ihnen längst geschrieben, wenn mich nicht die öffentlichen Vorgänge der letzten Monate sehr erregt und verstimmt hätten. Ich habe die Anhänglichkeit an den alten Kanzler nicht so leicht abgeschüttelt, wie viele Leute hier, und werde immer dabei bleiben."

Am 3. Mai 1890 reiste Bucher bereits nach Friedrichsruh und er ist von da ab mit kurzen Unterbrechungen, die durch das eigene Erholungsbedürfnis und seine Badekuren dringend gerechtfertigt waren, der stete Gast des Fürsten Bismarck gewesen bis zum Ende Mai 1892, da Bucher's Kräfte bereits nachließen und sein Ende sich vorbereitete.

Als im Mai 1890 die Zeitungen zuerst meldeten, daß Bucher die stille Ruhe seines Greisenalters aufgegeben, um dem gestürzten Bismarck bis zum letzten Hauche ebenso zu dienen wie einst dem erst aufstrebenden, da fand dies niemand sonderbar oder wunderbar. Damals wagte keine Stimme zu verbreiten, Bucher sei im Amte von Bismarck schlecht behandelt und unterdrückt worden, das tägliche Zusammensein mit dem Grafen Herbert müsse dem alten Geheimrat ein schweres Opfer kosten, da er doch seinethalben vor akkurat vier Jahren den Dienst verlassen habe. Niemand hätte damals gewagt, solche Nachrichten in die Welt zu setzen, aus Furcht von Bucher sofort als Lügner gebrandmarkt zu werden. Die Ära der Verleumdungen begann erst über dem Grabe Bucher's. Damals, im Mai 1890, leuchtete es noch allen ein, daß Bucher, der mit dem Leben draußen

abgeschlossen hatte, eine seelische Befriedigung darin finden mußte, mit seinem früheren Chef zusammen in den Reminiscenzen der gegenseitigen Glanzzeit zu leben. Daß er dem Entlassenen nach Friedrichsruh folgte und sich auf's neue in den Dienst des Meisters stellte, ist, wie die Presse aller Schattierungen anerkannte, einer der schönsten Charakterzüge Bucher's. Noch einmal stellte er seinen Kopf und seine Feder in den Dienst Bismarck's, noch einmal wurde er seine „rechte Hand".

So gut es ging, setzte Bucher sein einfaches, anspruchloses Leben auch in Friedrichsruh fort. Ich sage, so gut es ging, denn der sogenannte „Einsiedler in Friedrichsruh" lebt wohl in waldiger Abgeschiedenheit — die Pforten seines Hauses sind aber nicht sehr enge, und sie müßten noch erweitert werden, wollten sie alle diejenigen aufnehmen, die Tag ein Tag aus die Bitte aussprechen, dem Fürsten ihre Ehrerbietung zu bezeigen. Wenn aber die Zeiten kamen, da, wie zu Weihnachten, Ostern oder zum Geburtstag des Fürsten, das Schloß sich allzusehr füllte, da erbat sich Bucher regelmäßig „Urlaub", um, wie er sich ausdrückte, „dem Taubenschlag zu entrinnen". Schon beim Besuche von Deputationen mit großer Vertretung fühlte er sich unbehaglich. Kein Wunder, daß auch er für die an ihn ergangene Einladung des Grafen Herbert Bismarck zur Hochzeit nach Wien dankte. In den Rahmen eines so großen Festes hätte er nicht hineingepaßt, selbst wenn ihm seine schon wankende Gesundheit gestattet hätte, daran teil zu nehmen. Das aus Baden-Baden unterm 8. Juni 1892 an den Grafen Herbert Bismarck gerichtete Schreiben lautet:

„Ich danke aufrichtig für die Ehre, welche Sie mir freundlichst zugedacht haben und weiß die Auszeichnung zu würdigen, einem Acte beizuwohnen, welcher die Augen zweier Völker auf sich zieht und vielleicht die Gedanken der Nachwelt beschäftigen wird. Aber ich würde eine gewisse zunehmende Menschenscheu, zu der ich mich bekennen muß, zu überwinden und die mir dringend nöthige Kur vorzeitig abzubrechen haben und bitte deshalb von dem Feste, zu welchem meine herzlichen guten Wünsche Sie begleiten werden, fern bleiben zu dürfen. Der Entschluß hat mich eine recht ernste Überlegung gekostet, mit der ich die Verspätung dieser Antwort zu entschuldigen bitte."

Ein aus einem silbernen Tafelaufsatz bestehendes kostbares Geschenk begleitete diese Zeilen, die für das herzliche Verhältnis sprechen, das zwischen den beiden Männern bestand und auch früher zu keiner Zeit getrübt gewesen ist.

Ich selbst bin mit Bucher mehrfach in Friedrichsruh zusammengetroffen. Wenn Gäste kamen, ließ er dieselben meist die Kosten der Unterhaltung tragen; so erinnere ich mich einer Frühstückstafel, während welcher er kaum dreißig Worte sagte, und sich nach dem letzten Gange sogleich lautlos empfahl. Ein ander Mal, da er meine Frau zur Tischnachbarin hatte, war er nicht wieder zu erkennen, ein prächtiger Gesellschafter.

Bucher stand, als er noch einmal dem Fürsten Bismarck nach Friedrichsruh folgte, bereits im 72. Lebensjahre; das spärliche Haupthaar war gebleicht, die

Haltung des Körpers etwas nach vorn gebeugt, der Gang vorsichtig, fast schleppend; aber aus dem hellen Auge leuchtete nach immer jugendliches Feuer, die Gesichtszüge zeigten die alte Festigkeit, und sein Herz schlug noch mit gleicher Wärme für den Mann, der ihn vor sechsundzwanzig Jahren an seine Seite gerufen hatte. Eine gute Abbildung Bucher's aus dieser Zeit findet sich in der kürzlich erschienenen Bismarck-Mappe von C. W. Allers.

Als Bucher bereits der Gast des Fürsten Bismarck in Friedrichsruh war, schickte ich ihm dorthin die Aushängebogen des „Achtundvierzigers" und erbot mich gleichzeitig, ihm auch die demnächst darüber erscheinenden Rezensionen vorzulegen. Darauf ging mir nachstehende Antwort zu.

Friedrichsruh, 17. Mai 1890.

— — — Die Aushängebogen, welche Sie die Güte hatten, mir zugehen zu lassen, habe ich nicht gelesen, weil ich die Lektüre in Einem abmachen will, wenn der Band fertig gestellt ist.

Was die Zeitungsstimmen über Ihr Werk angeht, so bin ich seit lange entschlossen, sie nicht zu lesen. Ich kann sie mir denken; alte und neue Rancünen werden die Gelegenheit ergreifen, sich zu äußern. Wozu soll ich bei meinem Ruhebedürfnisse mir dadurch die Laune verderben lassen?

Bucher.

Auch aus der Zeit des Aufenthaltes in Friedrichsruh hat uns Dr. Gittermann einige Züge aufbewahrt, die hier mitgeteilt werden mögen.

Am 2. April 1891 schrieb Bucher an Dr. Gittermann.

„Ich befinde mich wieder einmal für einige Tage in Berlin bei meiner Kanarienfamilie und wählte für meine Abreise von Friedrichsruh den Vorabend des Osterfestes, weil es in nächster Zeit dem Fürsten nicht an Gesellschaft fehlen wird.

Als Dr. Gittermann im Frühjahr 1892 mit Bucher in Friedrichsruh zusammentraf, waren die beiden Herren abends mehrere Stunden allein in der Gesellschaft des Fürsten. „Fürst Bismarck war sehr lebhaft und erzählte in der ihm eigenen hinreißenden Weise, während Bucher sich noch schweigsamer zeigte, als sonst. Auf meine schüchterne Frage antwortete er mir: „Ich wollte nicht dazwischen reden, Sie sollten ihn allein genießen." Noch im Sommer kamen wir auf Kolonialpolitik zu sprechen, und dabei äußerte er, die jetzige Regierung legte zu wenig Gewicht darauf, Männer nach Afrika zu schicken, die auch durch äußere Erscheinung Eindruck machen konnten. Bismarck wäre stets bemüht gewesen, nichteuropäischen Völkern auch durch Äußerlichkeiten zu imponieren. Dabei erzählte er folgende Geschichte: Als vor Jahren die japanische (oder siamesische?) Gesandtschaft nach Berlin kam und dem Kanzler vorgestellt zu werden wünschte, ließ Fürst Bismarck in die Arbeitszimmer des Auswärtigen Amtes hinaufsagen, es möchten alle diejenigen erscheinen, die mindestens ihre 8 Zoll hätten. Die Gesichter der kleinen Japaner sollen sehr erstaunt gewesen sein, als sie dem gewaltigen Fürsten und seiner Riesen-Gruppe gegenüberstanden."

Im Spätsommer 1891 besuchte Bucher zum siebenten und letzen Mal das Bad Laubbach am Rhein, woselbst er gegen Gichtknoten an beiden Händen mit passiver Heilgymnastik behandelt wurde. Seine Spaziergänge führte er meistens allein aus, nur Sonntags machte er eine Ausnahme, indem er mit Dr. Weißblum, dem Vertreter des dirigierenden Arztes, auf die gegenüberliegende Seite des Rheines nach Horchheim marschierte, um ein Glas „Heurigen" zu trinken. Auf diesem Spazierwege war er schon etwas gesprächiger. An der Table d'hôte erzählte er manchmal der internationalen Tafelrunde, die gespannt zuhörte, Episoden aus seiner Jugendzeit. Sehr oft kamen für ihn Briefe vom Fürsten Bismarck aus Friedrichsruh an, und nur, wenn auf den früheren Reichskanzler das Gespräch kam, wurde Lothar Bucher wärmer und mitteilsamer. Ein holländischer Kurgast berührte einst bei Tisch den Umstand, daß der Fürst nach verschiedenen Zeitungsberichten Morphinist sein sollte. Dem trat Bucher energisch entgegen. Er erklärte, er bringe den größten Teil des Jahres in der Gesellschaft des Fürsten Bismarck zu und könne versichern, daß diese Zeitungsnachricht troß ihrer öfteren Wiederholung eine grobe Unwahrheit sei.

Eine schlimme Wendung der Krankheit zeigte sich im Frühjahr 1892. Er hatte den ganzen Winter in Friedrichsruh verlebt und verspürte im Mai eine zunehmende Mattigkeit, welche ihn veranlaßte, das mildere Klima von Baden-Baden und Wiesbaden aufzusuchen. Schwäche und Appetitlosigkeit nahmen aber dort zu, sodaß er nach Berlin zurückkehrte.

Sein nahes Ende ahnend, bat er dort um den Besuch seiner Nichte Helene Bucher und sagte ihr: „Wenn mir etwas Menschliches zustößt, müßt Ihr doch wissen, wo meine Sachen sind. Sieh' also, hier ist das Geld, hier sind meine Papiere, hier dies und jenes." Den zweiten Schlüssel sollte Frau Bucher an sich nehmen.

Da sich sein treuer ärztlicher Berater Dr. Gittermann dieses Jahr im Bade Elster aufhielt, so begab sich Bucher am 2. August 1892 dorthin, und zwar bereits in einem sehr traurigen Zustande. Die Stimmung war eine äußerst gedrückte. Bucher selbst machte sich über seinen Zustand keinerlei Illusionen, er sprach vielmehr oft mit philosophischer Ruhe über sein nahes Ende. Es war unmöglich, bei dem geschwächten Zustand irgend eine eingreifende Kur vorzunehmen. Da sich das Körpergewicht in den ersten vierzehn Tagen um drei Pfund hob und die Kräfte etwas zunahmen, so faßte man wieder einige Hoffnung, doch traten bald Erscheinungen ein, welche auf eine ernste Gefäßerkrankung schließen ließen. Der Herzschlag wurde unregelmäßig; es stellten sich asthmatische Anfälle ein, wobei am Herzen Geräusche hörbar waren, und es mußte die Diagnose auf fortschreitende Verkalkung der Blutgefäße (Arteriosklerose) gestellt werden. Troß dieser Symptome war das subjektive Befinden des Patienten besser geworden, denn er konnte täglich mit seinem Arzte ausfahren, und es gab Stunden, in denen der liebenswürdige Humor Bucher's noch einmal zum Vorschein kam.

„Es ist rührend — so schreibt Dr. Gittermann — mit welchem felsenfesten Vertrauen der scharf kritisierende, von aller Gefühlsduselei weit entfernte Mann auf den Fürsten Bismarck blickte! Noch im letzten Sommer kamen wir auf die aus Wien

gemeldeten Auslassungen des Fürsten zu sprechen, und Bucher wurde gefragt, ob Fürst Bismarck, mit Rücksicht auf den für jeden Patrioten unerquicklichen Zeitungskampf, nicht doch besser geschwiegen hätte. Darauf sagte er: „Ich würde ja in diesem Fall lieber nichts gesagt haben, aber wenn der Fürst einmal so gesprochen hat, dann wird er schon recht daran gethan haben. Ich habe mich gewöhnt bei ihm alles gut zu heißen, nachdem ich früher wiederholt gesehen habe, daß er immer recht hatte, wenn ich einmal andrer Ansicht war."

Auf die Frage des Dr. Gittermann, ob derselbe nicht einmal dem Fürsten Bismarck von Bucher's Befinden Nachricht geben dürfte, sagte er: „Ach nein, der Fürst darf sich nicht beunruhigen." Er zeigte sich oft mitteilsamer als jemals, aber als er eine Abnahme seines sonst so treuen Gedächtnisses bemerkte, war seine Stimmung oft verdüstert. Sobald es anfing kühl zu werden, sehnte er sich nach einem wärmeren Klima und suchte sich Glion als Winteraufenthalt aus. Der Abschied war dieses Mal recht schwer, und noch aus dem Eisenbahnwagen heraus sagte Bucher mit gelassener Stimme, der man aber die innere Wehmut anhörte: „Nun will ich im Süden noch etwas die Sonne genießen, und dann werden sie mich dort einscharren!"

Ich schalte an dieser Stelle wieder eine Anzahl Briefe ein, welche Bucher in dieser seiner letzten Lebensperiode an die Seinigen gerichtet hat.

An Frau Helene Bucher.

Friedrichsruh, 10 Juni 1890.

(Auszug.)

— — — Da Ihr auf den Poststempel Friedrichsruh Werth legt, so schreibe ich, obgleich ich eigentlich nichts zu schreiben habe. Damit aber der Brief doch einen Inhalt hat, lege ich einige Briefmarken für Deinen Vetter bei. Schlage Dir vor, Dich einmal gelegentlich nach meinen Kanarienvögeln umzusehen. Wie lange ich hier bleiben werde, läßt sich noch nicht absehen. Wahrscheinlich bis Ende dieses Monats.

An Frau Helene Bucher.

2. Juli 1890, Berlin.

Übersendung des folgenden Gedichtes von Wildenbruch aus Anlaß der Entlassung des Fürsten Bismarck aus seinen Stellungen im Reichs- und Staatsdienste:

Du gehst von Deinem Werke,
Dein Werk geht nicht von Dir,
Denn wo Du bist ist Deutschland,
Du warst, drum wurden wir.

Wie wir durch Dich geworden,
Wir wissen's und die Welt,
Was ohne Dir wir bleiben,
Gott sei's anheim gestellt.

Ich gehe in einigen Tagen entweder mit nach Schönhausen oder verfüge mich nach Laubbach.

An Frau Helene Bucher.

18. Juli 1890, Berlin.

— — Da Bismarck die beabsichtigte Reise verlegt hat, so gehe ich heute nach Laubbach. Wenn Du Pflanzen sammelst, so vergiß nicht, zwischen die grünen Blätter und die Blüthe ein Stück Papier einzuschieben.

An Frau Helene Bucher.

Laubbach 19. August 1890.

— — Die Kur bekömmt mir gut, ist freilich bei der Hitze, der wir und die Weinstöcke seit 14 Tagen uns erfreuen, recht angreifend. Wie lange ich noch hier bleiben werde hängt davon ab, welche Nachricht ich über den Fürsten erhalten werde. Er wünscht, daß ich mit nach Varzin gehe, scheint sich aber noch nicht schlüssig gemacht zu haben, ob er von Kissingen gleich dahin, oder erst nach Gastein gehen will.

Schönen Dank für die gute Nachricht über meine Stubengenossen[1]).

An Frau Helene Bucher.

Berlin 5. April 1892.

Liebe Helene.

Ich bin in Geschäften auf einen Tag hier. Meine Zeit ist knapp, und bei dem schönen Wetter werde ich Euch schwerlich zu Hause finden.

Hierbei einer von den Aepfeln, die der Fürst aus Geisenheim am Rhein bekommen hat. Es wurde am 4. ein Korb mit verschiedenen Früchten zum Nachtisch aufgesetzt, die er durchprobiert hatte. Da ich unschlüssig war, nahm er diesen aus dem Korbe und reichte ihn mir als die beste Sorte. So habt Ihr also auch etwas von dem Geburtstag.

Ich bleibe wahrscheinlich bis Mitte Mai. Lothar.

An Frau Helene Bucher.

Baden-Baden, 12. Juni 1892, Hotel Bellevue.

Tinte und Feder sind so nichtswürdig, daß ich mit Blei schreiben muß. Ich hatte mich wegen der Hitze so plötzlich entschlossen abzureisen, daß ich nicht Zeit hatte, Euch zu besuchen. Hier ist es denn auch viel kühler, grade mit so viel Sonnenschein, wie man gern hat.

Ich werde bis Ende des Monats hierbleiben, und kann noch nicht absehen, wohin meine Wege mich dann führen werden. Ich wünsche gutes Wetter und gute Zehrung bei der Scholastika. Versäumt nicht Insbruck zu sehen. Lothar.

Ich war zu der Hochzeit in Wien eingeladen, habe aber in meinem Ruhebedürfniß mich entschuldigt. Wäre das eine Strapaze.

Am 20. September 1892 verließ Lothar Bucher Elster. Er riß am Morgen von seinem kleinen Kalender das Blatt des vorhergehenden Tages ab, und es

[1]) Kanarienvögel, die er selbst gezogen und sehr liebte.

stand nun unter dem Datum des 20. September: „Ehret die Lebenden, nichts hat vom Lobe der Tote.“ Ein Wort, das im Hinblick auf die Schlichtheit und Einfachheit seines Lebens und auf den ihm in so hohem Maße zu teil gewordenen Nachruhm gewiß auf ihn seine Anwendung finden kann.

Der ihn behandelnde, ihm befreundete Arzt wollte ihn nach Clarens begleiten, und als dies abgelehnt wurde, ihn wenigstens bestimmen, einen Diener mitzunehmen; aber auch dies wies Bucher ab. So trat er denn allein seine Reise an, in vollem Bewußtsein, daß es seine letzte auf Erden sei. Wie er in Berlin noch lange aus der Droschke geschaut hatte, die ihn zur Bahn brachte, seine alte Wohnung grüßend, so waren auch hier in Elster noch lange seine Blicke aus dem Fenster des Wagens auf die ihm vertraute heimatliche Stätte und die Freunde, die er hier zurückließ, gerichtet.

In Basel übernachtete er und kam am 23. September in Glion an, von dem Wirt des Hotels Rigi Vaudois, Herrn Heimberg, erwartet und empfangen. So vollständig auch Bucher mit dem Leben abgeschlossen hatte, so regte sich doch, angesichts der herrlichen Natur, die er so sehr liebte, wieder die Lebenslust in ihm, und die Hoffnung, hier Linderung seiner Leiden zu finden, stieg in ihm auf. Er brachte den größten Teil des Tages auf dem Balkon, der an sein Zimmer grenzte, zu und wehrte selbst des Nachts nicht der milden Luft den Zutritt zu ihm, ihrem wohlthätigen Einfluß vertrauend. Doch das währte nur wenige Tage. Die Schmerzen steigerten sich zur Unerträglichkeit, und sein Zustand wurde ein immer qualvollerer. Er verließ nun sein Zimmer nicht mehr und wartete mit stoischem Gleichmut auf sein Ende. Er verweigerte sowohl die Hilfe eines Arztes, wie auch jede Speise oder Arznei.

Am 30. September benachrichtigte er seine Schwägerin Helene Bucher. Aus seinen Zeilen muß man schließen, daß Bucher entweder seine hoffnungslose Lage nicht erkannte, oder daß er — was anzunehmen viel näher liegt — derselben keine Beängstigung verursachen wollte. Der Brief ist der letzte, den er an die Seinigen gerichtet, überhaupt das letzte, was er geschrieben hat. Er lautet:

An Frau Helene Bucher.

Glion, Pays de Vaud, Hotel Rigi Vaudois, 30. September 1892.

Ich habe mir ein Leiden zugezogen, das ich in Bad Elster zu heilen suchte, aber vergebens. Als die Temperatur anfing, zwischen 22° und 3° R. zu schwanken, schickte der Arzt mich nach dem mir bekannten Genfer See, wo ich die ganzen 24 Stunden in zuträglicher Luft zubringe, und den Winter bleiben werde.

Gebt mir bessere Nachrichten von Euch.

Mit herzlichen Grüßen

Lothar.

Acht Tage später wurde Frau Helene Bucher durch den Besitzer des Hotels, in dem Bucher abgestiegen war, von dem hoffnungslosen Zustande desselben in Kenntnis gesetzt, worauf dieselbe alsbald die Reise nach Glion antrat.

Den Tag vor ihrer Ankunft hatte denn doch der Wirt Bucher vermocht, einen Arzt und einen Krankenwärter anzunehmen. Letzterer wollte ab und zu Bucher veranlassen, Besuche, die aus der Deutschen Kolonie sich nach ihm erkundigten, namentlich auch den Pfarrer derselben, zu empfangen; Bucher lehnte jedoch jeden Besuch ab, indem er zu dem Krankenwärter sagte: „Drehen Sie mich nach der Wand und lassen Sie mich in Ruhe." Dem Pfarrer, der dann doch einmal Einlaß bekam, sagte er: „Ich glaube ja alles, was Sie da sagen, aber nun lassen Sie mich in Ruhe!" Die letzten Tage wechselten zwischen Bewußtlosigkeit und Ausbrüchen namenloser Schmerzen ab.

Zu Frau Helene Bucher, seiner Schwägerin, sagte er bei ihrer Ankunft: „Ach die weite Reise, die weite Reise," und dann: „Beruhigt euch doch nur," was sich auf einen Brief dieser letzteren beziehen mußte, da sie, selbstverständlich, ihre Fassung dem Kranken gegenüber bewahrte.

Am 11. Oktober gegen Abend wurde von zwei Ärzten noch ein letzter qualvoller Versuch gemacht, ihm eine Linderung seiner Schmerzen zu verschaffen. Dies waren wohl seine letzten irdischen Leiden, nach denen er nicht mehr zum Bewußtsein erwachte. Freilich, wenn sich ab und zu seine Augen wieder voll und ganz öffneten und ein tiefer Blick auf seine Umgebung fiel, konnte man nicht denken, daß die Schatten des Todes sich so bald über dies reiche Leben breiten und es auslöschen würden. Doch das Atmen wurde allmählig immer schwächer und am Morgen des 12. Oktober um 7 Uhr 21 Minuten hörte es ganz auf, und sein treues Auge brach, um sich für immer zu schließen. Frau Helene Bucher war allein bei ihm bis zum letzten Atemzuge.

Am 14. Oktober Nachmittag drei Uhr war sein Begräbnis auf dem kleinen Kirchhof, der für die Fremden, die dort ihr Leben aushauchen, bestimmt ist. Ein unaufhörlicher Regen, der mit elementarer Macht von früh an herabströmte, hüllte alles in undurchdringliches Grau. Etwa 20 Herren von der deutschen Kolonie, an ihrer Spitze der Oberst von Sydow, der Frau Bucher führte, und einige wenige Damen bildeten das kleine Trauergefolge. Der Pfarrer der deutschen Kolonie, Herr G. aus Stuttgart, sprach über die Tageslosung der Brüdergemeinde: Psalm 116, 9. „Ich will wandeln vor dem Herrn im Lande der Lebendigen." Dann ergriff Herr von Sydow das Wort und legte im Namen der deutschen Kolonie einen Kranz mit schwarz-weiß-roter Schleife an dem Grabe nieder. Ein stilles Gebet schloß die einfache und prunklose Feier, die gewiß ganz im Sinne des Verstorbenen gewesen. Einsam war er im Leben, einsam im Tode. Jetzt schläft er einsam unter Fremden in fremder Erde, einer der besten von Deutschlands Söhnen.

Am 15. September 1893 wurde das ihm von der Familie gestiftete Grabdenkmal aufgestellt; es besteht aus einer Stele aus schwarz-grünem Odenwälder Syenit mit eingelassenem, fast lebensgroßem Bronzerelief des Verewigten nach Professor Sussmann's Original. Unter dem Medaillon steht die schlichte Inschrift: „Lothar Bucher, geb. den 25. Oktober 1817, gest. den 12. Oktober 1892."

Die Nachricht von Buchers schwerer Erkrankung rief in Varzin die schmerzlichste Bewegung hervor. Bereits am 12. Oktober brachten die „Hamburger Nachrichten" den Auszug aus einem Briefe aus der Umgebung Bismarck's, worin es hieß: „Der Fürst verliert in Bucher seinen treuesten, seinen selbstlosesten Freund. Wir sind alle unsagbar betrübt."

Von dem Fürsten selbst liegt folgende Kundgebung vor:

Varzin 11. Oktober, 6 Uhr 29 Min.

Geheimrat Bucher, Glion, Schweiz

Hotel Rigi Vaudois.

Mit inniger Theilnahme erfahre ich telegraphisch von Ihrer Krankheit. Meine Frau und ich senden Ihnen herzlichste Grüße und Wünsche für Ihre Besserung. von Bismarck.

Das Telegramm kam abends halb zehn Uhr in Glion an, zu spät als daß der Inhalt dem mit den Tode Ringenden noch hätte mitgeteilt werden können.

„Bucher's Tod — so heißt es in einem nach der Katastrophe geschriebenen Briefe von Dr. Chrysander — hat uns alle gleich tief erschüttert, mehr als alle aber den Fürsten . . . . Den Toten zu schildern, so, wie er war, alles, was er besaß, wird keiner vermögen. Wir standen ihm nahe, verkehrten viel mit ihm, bewunderten sein Wissen und die Kunst, es zu verschließen, wenn ers nicht offenbaren wollte, und waren der höchsten Bewunderung voll."

Vom Fürsten Bismarck und seiner Gemahlin liegen folgende Beileidskundgebungen vor:

Varzin, 12. Oktober 1 Uhr 40.

Frau Bucher, Glion bei Montreux, Schweiz.

Ich gedenke Ihrer in herzlicher Theilnahme, und bin tief betrübt um unsern theuern Freund, dessen Scheiden ein ganz unersetzlicher Verlust für uns ist. Möge Gott ihm seine treue Liebe mit himmlischen Freuden reich vergelten Fürstin Bismarck.

Varzin, den 13. Oktober 1892.

Geehrte Frau!

Ihren Brief vom 11. und die telegraphische Benachrichtigung habe ich erhalten, und bitte Sie den Ausdruck meines Schmerzes über diesen für uns alle so schweren Verlust entgegen nehmen zu wollen. Ich würde es dankbar erkennen, wenn Sie mir weitere Mittheilung über die letzten Tage meines langjährigen Freundes würden zugehen lassen.

Nachdem ich Ende Mai in der Hoffnung auf Wiedersehen im Herbst von ihm Abschied genommen hatte, verliere ich jetzt in ihm einen der Männer, die meinem Herzen nahe standen. von Bismarck.

Ihrer Hochwohlgeboren Frau H. Bucher geb. Ungnad.
Berlin, Heidestraße 52 I.

Auch nachher hat Fürst Bismarck noch wiederholt die Gelegenheit ergriffen, mündlich dem Schmerze über den Verlust seines langjährigen Freundes Ausdruck zu geben. In der Zusammenkunft mit dem Rechsanwalt Hans Blum ließ er sich folgendermaßen aus: „Ja, ich habe viel an ihm verloren! Lothar Bucher war eine stille, bescheidene, tiefe Natur, mein treuer Freund, manchmal mein Censor, mein Mitarbeiter vor allem, was Herzblut, gesunden Menschenverstand, klares, scharfes Denken erforderte. Viel zu gut war er für die gewöhnliche Depeschenarbeit. Für alles was Phrasen erforderte, wie z. B. Thronreden und dergleichen, war Bucher absolut nicht zu haben. Er verstand sich nicht bloß nicht auf Phrasen, er haßte sie geradezu. Bucher war ganz unglücklich darüber, daß seine Biographie von Poschinger erschienen war. Denn er wollte gar nicht, daß das Publikum sich mit ihm beschäftige. Ich fühle mich sehr vereinsamt durch Lothar Bucher's Tod. Meine Freunde, die es wirklich waren, gehen, einer nach dem andern, mir voraus in den Tod, und diejenigen, die meine Freunde zu sein behaupteten, wenden sich ab von mir.

Bucher hatte seine unversöhnlichen Gegner in der zopfigen Büreaukratie unsrer Ministerien."

Auch die Frau Fürstin erzählte eine hübsche Geschichte betreffs Lothar Bucher's.

Ein Gast fragte sie einst, auf Bucher deutend, der mit an der fürstlichen Tafel saß: „Was macht denn eigentlich dieser Herr hier?" — „Dasselbe wie mein Mann," erwiderte die Fürstin. — „Wieso?" — „Im Augenblicke gar nichts." — „Aber sonst? Durchlaucht arbeiten doch sonst, aber dieser Herr". — „Der arbeitet auch," versicherte die Fürstin ernsthaft. — „Was denn?" — „Er schreibt Novellen!" — „Novellen — davon habe ich aber ja noch gar nichts gehört! Wo erscheinen denn die?" — „Wohl in Zeitungen, aber auch jeder Buchhändler kennt sie. Fragen Sie nur nach den Novellen von Lothar Bucher." — „Das werde ich gleich thun." — Die Fürstin lachte noch jetzt über das Gesicht des dreisten Fragers, als dieser von seiner vergeblichen Forschungsreise nach den „Novellen von Lothar Bucher" zurückkehrte.

Bucher hat in seinem Testamente die alten Freunde nicht vergessen. Bezeichnend ist, daß er den Satyr, den er selbst von Ferdinand Lassalle testamentarisch überkommen hatte, dem Justizrat Dorn vermachte, welcher ihn im Steuerverweigerungsprozesse von 1850 verteidigt hatte. Im Falle, daß Dorn vor ihm starb, sollte der Professor Begas das Kunstwerk erhalten.

Über die vielfach aufgeworfene Frage, ob Bucher Memoiren seines Lebens zu Papier gebracht habe, hat sich sein Bruder Bruno, welcher den litterarischen Nachlaß an sich genommen hat, wie folgt, vernehmen lassen.

„Daß ihm im Amte dazu keine Zeit geblieben ist, Denkwürdigkeiten seines Lebens zu Papier zu bringen, liegt auf der Hand. Als er in Ruhestand getreten war, haben wir über den Punkt mehrmals gesprochen, aber seine Antwort war: „Das beste, was du wissen kannst, darfst du den Buben doch nicht sagen." Vor etwas länger als einem Jahre wies er den Gedanken nicht völlig

zurück, aber mit der Einschränkung, er möchte kulturgeschichtliche Erinnerungen schreiben. Leider ist er auch dazu nicht gekommen. Seine Memoiren bis 1864 stehen in den Zeitungen und Büchern, die späteren liegen im Berliner Auswärtigen Amte. Einen Schatz hat er allerdings hinterlassen, der sich jedoch nicht für die Veröffentlichung eignet. Von 1850 an hat er in unermüdlichem Fleiß alles, was der Tag zur Geschichte einer politischen Frage oder zur Charakteristik einer politischen Persönlichkeit brachte, gesammelt und nach den Materien geordnet. Das wußten schon seine Londoner Freunde, die sich fortwährend bei ihm Rats erholten."

Bezeichnend ist noch folgende Äußerung, welche Bucher im Frühjahr 1892 auf die Bemerkung gemacht hat, er sei der Nachwelt doch wohl schriftliche Aufzeichnungen hinsichtlich seines bedeutenden Lebens und Wirkens schuldig. Bucher schüttelte den Kopf: „Ich bin der Nachwelt nichts schuldig, und die Nachwelt ist mir nichts schuldig."



Naturwissenschaft und Ethik.

Von

Wilhelm Foerster.

Mein Thema wird auf den ersten Blick den Eindruck machen, daß es einem andern Thema „Religion und Ethik" entgegengesetzt sein soll.

In der That findet eine solche Entgegensetzung häufig statt und zwar sogar in dem Sinne, daß man glaubt oder verlangt, die Ethik solle jetzt in demselben Unterordnungsverhältnis zu der Naturwissenschaft stehen wie bisher zu der Religion, und daß man meint, hierdurch werde die Religion völlig ausgelöscht und beseitigt werden.

Ich bin nicht dieser Ansicht, denn ich meine, daß auch die sogenannte naturwissenschaftliche Weltanschauung ein dogmatisches und dem Reiche der Einbildungskraft angehöriges Gedankensystem ist wie die Religion in ihren zahllosen verschiedenen Formen. Beide große Arten von Weltanschauungen sind kosmische Erscheinungen, welche dauernde Wurzeln in den Grundgesetzen menschlichen Schaffens haben. Während die verschiedenen Formen der Religion, wie sich der Sprachgebrauch dieses Wortes nun einmal durch die Jahrhunderte fixiert hat, ihr übereinstimmendes Wesen darin haben, daß sie sich das Gewissen und die ganze Lebensgestaltung des Menschen sowie den Lauf der Welt in einer mehr oder weniger engen Abhängigkeit von übernatürlichen Mächten vorstellen und aus diesen Beziehungen ihr ganzes Weltbild zusammensetzen, hat im Gegensatz hierzu die naturwissenschaftliche Weltanschauung in ihren verschiedenen Formulierungen den wesentlich übereinstimmenden Kern, daß sie aus den festen gesetzlichen Beziehungen, welche die Wissenschaft in der uns umgebenden Natur

immer deutlicher erkannt hat, ein Universum, einen Kosmos aufbaut, in welchem nur ewige Gesetze ähnlicher Art walten, und in welchem daher für übernatürliche Mächte, die über diesen Gesetzen stehen müßten, keine Stätte ist.

Die Naturwissenschaft ist bei ihrer erkennenden wie bei ihrer vorausbestimmenden und schöpferischen Arbeit zu dieser Annahme nicht bloß berechtigt, sondern sie ist dazu gezwungen; denn ohne diese durch zahllose Erfahrungen von immer höher emporwachsender Fülle, Reinheit und Strenge begründete Annahme giebt es für ihre Arbeit keinerlei Stetigkeit und Zuverlässigkeit, ja überhaupt keinen Sinn und Verstand, kein vernünftiges Ziel.

Halt! wird man uns hier sogleich zurufen; das kann nicht richtig sein, denn es hat doch viele gottgläubige Naturforscher hohen, ja höchsten Ranges gegeben, und es giebt deren auch jetzt noch. Und doch ist es richtig, denn nachweisbar lebten und leben alle diese gläubigen Naturforscher in einer religiösen Idealwelt nur außerhalb ihrer streng wissenschaftlichen Arbeit, also im Bereich ihrer umfassenderen Lebens- und Weltanschauung und im Bereich ihrer sittlichen Bethätigungen, wogegen sie innerhalb der Technik ihrer wissenschaftlichen Arbeit stillschweigend und unweigerlich den Voraussetzungen einer unverbrüchlichen Gesetzlichkeit der sie umgebenden Naturvorgänge dienten und dienen.

Sicherlich liegt es sehr nahe, daß ein Forscher auf naturwissenschaftlichem Gebiete die unentbehrlichsten Grundlagen seiner hingebungsvollen Geistesarbeit, nämlich die Annahme einer unbedingten Stetigkeit und Gesetzlichkeit der Naturvorgänge, auch zu den Grundlagen seiner Total-Anschauung vom Kosmos und von den ewigen Fernen der Zeit und des Raumes erweitert, aber eine sittliche Notwendigkeit hierzu ist bei der logischen Fragwürdigkeit solcher gewaltiger Verallgemeinerungen nicht einmal für den Forscher, geschweige denn für die übrige Menschheit vorhanden.

Ich möchte dies gegenüber der Leidenschaftlichkeit, mit welcher die soeben charakterisierte naturwissenschaftliche Weltanschauung, wegen ihrer formalen Einheitlichkeit Monismus genannt, von manchen Naturforschern und Naturphilosophen verfochten wird, ausdrücklich konstatieren. Der Kosmos dieser Monisten ist in seinen letzten großen Linien ebenso ein Dogma wie der Himmel der Kirche; denn wir kennen doch in Raum und Zeit noch ein gar zu kleines Stücklein des Kosmos, um „die Ewigkeit der Materie", ferner gewisse Annahmen über die Art der Weltentwickelung, ja selbst die Erhaltung der Energie als ewige und universelle Gesetze der Welt verkünden zu können.

Um so klarer und unverbrüchlicher ist aber daran festzuhalten, daß in den Bereich der wissenschaftlichen Forschungs- und Gestaltungs-Arbeit und -Methode auch der Mensch und die menschliche Gemeinschaft gehört, und daß daher auch auf diesem Forschungsgebiete die Voraussetzungen strenger Gesetzlichkeit und Stetigkeit im edelsten monistischen Sinne praktische Geltung haben müssen. Möge man doch den mehr oder weniger dichterischen Schöpfungen der verallgemeinernden Einbildungskraft in den Fernen und Tiefen des Kosmos, in dem Ersten und Letzten, entweder in religiösem oder in naturwissenschaftlichem

oder philosophisch-metaphysischem Sinne den Spielraum lassen, den die verschiedenen Typen menschlicher Individualität, die sich hierin bethätigen, erfahrungsmäßig und unabweislich beanspruchen. Auf dem Gebiete alles Erkennens und Gestaltens in derjenigen Welt, in der die Menschheit lebt, darf es dagegen kein Schwanken mehr geben zwischen der Annahme beliebiger, wenn auch noch so idealistisch und poetisch gedachter Unstetigkeit und Willkür einerseits und anderseits der Zuversicht auf die Gesetzmäßigkeit und Stetigkeit des Kosmos, als die Grundvoraussetzung wahrhaft fruchtbarer Arbeit an der Natur, an sich selbst und an der Gemeinschaft der Menschen. Hier gilt kein Dualismus mehr, sondern nur die feste Zuversicht auf diese Gesetzmäßigkeit.

Wie verträgt sich denn aber diese Forderung mit der sittlichen Freiheit des Menschen? Sie verträgt sich nicht nur mit derselben, sondern sie ist die sicherste Grundlage dieser Freiheit und damit der gesamten Ethik.

Es giebt auch eine gesetzmäßig geordnete innere Welt des Menschen und eine ebenso geordnete gemeinsame innere Welt der Menschheit, und diese menschliche Innenwelt ist die Stätte der Freiheit. Der Reichtum dieser Welt an Gedanken und Bildern, ihre relative Unabhängigkeit von der Veränderlichkeit der Außenwelt und ihre ebensowohl machtvolle als maßvolle Behauptung und Bethätigung gegenüber der Außenwelt ist das sicherste Kennzeichen der Kultur des Einzelnen und der Gesamtheit.

Diese innere Welt stellt die höchste uns bekannte Form der Verwandlung und Erhaltung der Energie dar. Sie ist das Ergebnis der Umbildung und Ansammlung der in der Außenwelt und in unserm eigenen Organismus wirksamen niederen Erscheinungsformen der Energie in eine Energieform von feinerer Organisation, höherer Dauer und größerer Spannkraft.

Für das Verständnis dieser höchsten Lebenserscheinung, die wir kennen, eröffnet uns die Naturforschung mit jedem Tage bedeutsamere Ausblicke und Vergleichungspunkte, nachdem, anfänglich aus astronomischen, neuerdings hauptsächlich aus physikalischen und chemischen Maßbestimmungen und Gedanken-Entwickelungen das Verständnis der feinsten Bewegungs- und Gestaltungsformen in der Natur sich immer reicher und lichtvoller entwickelt hat, insbesondere auch der Schlüssel zum beginnenden Verständnis der Umwandlungen der verschiedenen Arten von Bewegungs- und Energie-Formen ineinander gefunden worden ist.

Eine Zeit lang hatte dieselbe Naturforschung in dem berechtigten Unmute gegen die früher übliche, eingebildete Heraushebung der Lebenserscheinungen, insbesondere des Menschenwesens, aus der Gesetzmäßigkeit des Kosmos und im Kampfe gegen die verwirrenden Sophismen, die aus der Annahme einer solchen Ausnahmestellung des Menschen hervorgingen, alles dasjenige in den Vordergrund gestellt oder übermäßig betont, was eine Abhängigkeit auch der Menschenseele von den Kräften und Zuständen der Außenwelt und des leiblichen Organismus zweifellos erweist. — Der praktische Materialismus, der hieraus eine wesentliche Stärkung entnahm, hat neben vieler heilsamen Ernüchterung auch vielen Schaden gebracht.

Die medicinische Wissenschaft und Praxis insbesondere, während sie durch konsequent naturwissenschaftliche Behandlung ihrer Grundlagen und Aufgaben einen Aufschwung von unschätzbarem Segen erfuhr, erlitt durch die vorerwähnten einseitigen Übertreibungen zugleich eine merkliche Trübung.

Man unterschätzte die ungeheure Energie, welche sich in der Menschenseele zu sammeln und von dort aus die mächtigsten Wirkungen auf den Organismus auszuüben vermag. Man übersah zwar nicht die großen Wirkungen der menschlichen Einbildung auf den Körper, im Gegenteil verfällt der Pfuscher vielfach der Gefahr die letzteren zu überschätzen und zu mißbrauchen, aber man ließ der hohen sittlichen Macht der Seele und damit der Wirksamkeit der Selbstbeherrschung, auch dem leiblichen Organismus gegenüber, nicht genügende Gerechtigkeit widerfahren.

Die neuere tiefere Entwickelung naturwissenschaftlichen Denkens hat, wie gesagt, hierin Abhilfe geschaffen, indem sie uns jene eigentümliche Machtstellung der Seele in der Natur durch ergreifende Analogien zu den in der übrigen unsichtbaren Welt des Kleinsten erschlossenen Vorgängen immer verständlicher macht. So wird uns die Seele, die Innenwelt des Menschen, mehr und mehr zur Stätte eines höchst förderlichen Zusammenwirkens der Naturbeobachtung mit ethischer Selbstbeobachtung und Selbstzucht.

Die Gesetze des Werdens und Wandelns der äußeren Erscheinungen umfassen nicht die Entwickelung dieser inneren Welt, sie gelten höchstens bei den Grundbedingungen ihrer Existenz. Die Entwickelung dieser Innenwelt und ihres gesamten Gestaltens ist insbesondere an die Gesetze der Zeitfolge derjenigen äußeren Erscheinungen, aus deren Einwirkungen auf die Innenwelt der Aufbau der letzteren entsteht, nicht gebunden; diese ist relativ zeitlos.

Wirkungen der Außenwelt, welche in den verschiedensten Zeitpunkten der äußeren Folge in das Bewußtsein eingedrungen sind, wohnen in der Seele unabhängig von jener Zeitfolge, nach tieferen Gesetzen der Verwandtschaft verbunden, zusammen, und gerade diese letzteren eigenartigen Gesetze der Anordnung der inneren Erscheinungswelt bilden die Grundlage unsrer Erkenntnis und unsrer Beherrschung der Außenwelt.

Gerade dadurch, daß wir einerseits die Zeitfolge des äußeren Geschehens durch Gedächtnis und Aufzeichnung festzuhalten, anderseits aber beliebige Einzelheiten und Stufen dieses Geschehens, ohne Rücksicht auf ihre Stellung in der Zeitfolge, untereinander nach tieferen Gesetzen der Zusammengehörigkeit zu verbinden wissen, vermag die Seele den inneren Zusammenhang äußeren Geschehens zu erfassen und danach ebensowohl die vergangene Entwickelung der Dinge gesetzmäßig nachzubilden als die kommende gesetzgeberisch vorauszuordnen, unter Umständen sogar selber hervorzurufen.

Diese Gesamtheit von höher und dauernder organisierten und harmonisierten Energievorräten ist zugleich die höchste gesetzgebende sittliche Macht der Menschheit.

Das Verständnis des Vergangenen und die darauf beruhende Voraussicht des Künftigen in der Außenwelt einschließlich der Vorgänge in der menschlichen Gemeinschaft und im eigenen Organismus bildet die Grundlage aller der ernsten Besinnungen und Entscheidungen, welche wir im engeren Gebiete der sogenannten sittlichen Beziehungen, d. h. in der Verwaltung unsers Organismus und in unserm Zusammenleben mit der Gemeinschaft der verwandten Organismen, also im Gebiete unsrer wichtigsten und schwierigsten Bethätigungen, das Gewissen nennen.

Stimme Gottes hat es die religiöse Dichtung der Vergangenheit nicht mit Unrecht genannt, denn die Stimme dieser in den Tiefen der Seele zu stande kommenden Entscheidungen gesetzmäßigen Denkens der Menschheit ist in der That die höchste Autorität in dieser Welt, und wir dürfen sie in gewissem Sinne wohl eine göttliche nennen; denn in der Entwickelung dieser inneren Selbst-Gesetzgebung erkennen wir die eigentliche höchste Bestimmung der Erscheinungsform des Menschen. Immer und überall, wo wir dieser Bestimmung die Ehre geben und nachleben, erweist es sich nämlich durch die höchsten auf Erden erreichbaren Glücksempfindungen, die uns dann zu teil werden, daß unser Leben und Thun mit der Unterordnung unter jene höchste Macht des Lebens den Sinn und Zweck der Weltentwickelung erfüllen hilft: denn innerhalb dieser Weltentwickelung können jene höchsten Glücksempfindungen, nach denen alle Kreatur hindrängt, doch nur die Bedeutung haben, daß sie sowohl Ziele der einzelnen Entwickelungsstufen als auch die Mittel und Wege zu einer immer volleren Entfaltung des Weltgedankens darstellen.

Die Unterordnung unter die gesetzgebenden Mächte der Seelenwelt wird zugleich zu einer Überordnung über die veränderlichen Einwirkungen der Außenwelt, sowie über die niederen Regungen und Bedürfnisse des eigenen Organismus und des Bewußtseins.

Freiheit ist überall in der sittlichen Welt nicht die absolute Unabhängigkeit und Willkür des Einzelnen —, sondern sie ist die Unabhängigkeit von dem niederen Zwange der Außenwelt, von der niederen Eigenmächtigkeit, Laune und Willkür der andern Menschen und von der niederen Bedingtheit unsres eigenen Selbst, dagegen die Einordnung unter die Herrschaft der höheren und dauernden Gesetze der menschlichen Innenwelt und der von dieser in freiem Zusammenwirken der menschlichen Einzelwesen geschaffenen sittlichen Gemeinschaften.

Jedesmal, wenn wir in einem Konflikt zwischen dem heißen Drange nach eigener unmittelbarer Befriedigung und den tieferen Regungen unsrer Seelenwelt den Forderungen des Augenblickes widerstehn, indem wir den höheren Entscheidungen unsres Gedankenlebens den Vorrang geben, werden wir uns der Herrlichkeit der sittlichen Freiheit in obigem Sinne bewußt. Und jeder einzelne Sieg dieser Art stärkt diese sittliche Freiheit, indem er die dauernde Beseligung steigert, welche die Unabhängigkeit vom Augenblicke, von der Außenwelt und von den niederen Regungen unsres eigenen Selbst in uns erwachen läßt.

Umgekehrt giebt es keinen größeren Schrecken im sittlichen Leben als denjenigen, der den Menschen erfaßt, wenn er in dem hin- und herwogenden Kampf zwischen der sittlichen Freiheit und der leiblichen Knechtschaft die Erfahrung machen muß, daß er auf irgend einem Gebiete seiner allgemeinen Bedingtheit die „Freiheit" verloren hat, d. h. von den Dämonen des leiblichen Begehrens oder der Leidenschaft willenlos beherrscht wird.

Auch dann noch kann er wieder zum Siege der Freiheit gelangen, wenn sein sonstiges Gedankenleben gesund und stark ist, und wenn er dann in mittelbarem Kampfe gegen jene Dämonen durch energisches Wirken nach außen alle jene Hilfstruppen der Befreiung heranzieht, welche den niederen Regungen Abbruch thun und die Kräfte des Seelenlebens stärken.

Die wirksamste Hilfe solcher Art leisten dann aber die edlen menschlichen Gemeinschaftsbildungen und zwar nicht in Gestalt künstlicher Gnadenmittel, welche nur vorübergehend jene Schrecken des Innewerdens sittlicher Knechtschaft mildern, sondern durch ihre vereinte Wirksamkeit gegen die äußeren und leiblichen Gefahren, und zu Gunsten vertrauensvoller Stärkung des Seelenlebens.

Die intensive Entwickelung der Innenwelt des Menschen, welche die wahre Grundlage seiner sittlichen Freiheit bildet, hat aber auch ihre eigentümlichen Gefahren, deren nähere Betrachtung von ergreifender Bedeutung ist. In Kürze lassen Sie mich heute bloß folgendes darüber sagen.

Es ist eines der entscheidendsten Zeugnisse für die Besonderheit der Weltstellung des Menschen und seine kosmischen Aufgaben, daß er zu Grunde geht, nicht bloß wenn er sich von den Wirkungen der Außenwelt und den mit unmäßiger Befriedigung sich steigernden Forderungen des leiblichen Organismus beherrschen läßt, sondern auch wenn er sich ganz und gar der Versenkung in die Tiefen des Seelenlebens und einer maßlosen Steigerung ihres schöpferischen Dranges, der sogenannten Einbildungskraft, schwelgerisch hingiebt. Der Mensch erfüllt offenbar nur dann seine Bestimmung, wenn er, sowohl im Wege der Erkenntnis-Arbeit und der kämpfenden Bemeisterung der Außenwelt und des eignen Leibes, als auch im Wege der schöpferischen Gestaltung von Gebilden seiner Seele in der Außenwelt im Bunde mit den Kräften und Mitteln der Außenwelt, unablässig den gesunden Verkehr seiner Innenwelt mit der Außenwelt pflegt und hierdurch dafür Sorge trägt, daß das Erscheinen des Erlebten und Wahrgenommenen im Bewußtsein stetig und sicher von dem Auftauchen des in der Gedankenarbeit Geschaffenen im Felde desselben Bewußtseins unterschieden wird.

Jede durch übermäßige Entwickelung der Einbildungskraft erzeugte Verwischung zwischen diesen beiden Welten von Bewußtseins-Erscheinungen beeinträchtigt nicht nur die sittliche Stellung des Einzelnen zur menschlichen Gemeinschaft, deren gesetzmäßige Organisation eine sichere Trennung des Gedachten von dem Erlebten, diesen wesentlichen Teil der Wahrhaftigkeit des normalen Menschen, voraussetzt, sondern es entstehen dadurch auch für das einzelne Wesen selber die verhängnisvollsten Gefahren.

Ein überwucherndes Einbildungsleben zerstört die Feinheit der Organisation, welche offenbar darauf angelegt ist, im Vordergrunde des Bewußtseins die von außen durch die Sinnes-Flächen und Nerven-Leitungen eindringenden Wirkungen zu einer regulierenden Geltung zu bringen.

Wenn der Mensch zum erstenmale den Eindruck hat, daß Geschöpfe seiner bloßen Einbildungskraft im Bewußtsein sich mit gleichen Ansprüchen auf sogenannte Realität, d. h. auf ihre unmittelbare Herkunft von der Außenwelt, neben die frischen Gebilde der Wahrnehmung stellen, beispielsweise, wenn der Mensch etwas Eingebildetes mit demselben Deutlichkeitsgrade vor sich sieht wie die ihn umgebenden Gegenstände, dann wird er von einem ähnlichen Schrecken erfaßt wie derjenige, welcher die umgekehrte Wahrnehmung macht, daß die Forderungen des Leibes sich in den sittlichen Entscheidungen seiner Seelenwelt neben oder gar über die reineren und höheren Forderungen des Gedankenlebens stellen.

Zerstörung des Organismus durch die, so zu sagen, selbstthätige Steigerung beider Arten von extremen Zuständen ist die Folge solcher Vorgänge, wenn nicht in beiden Fällen durch den Rest von Gesundheit des Gedankenlebens oder durch die Hilfe der Gemeinschaft noch rechtzeitig einerseits der krankhaften Wucherung der niederen Ansprüche des Organismus oder andrerseits der krankhaft gesteigerten Intensität des Seelenlebens entgegengewirkt wird.

Es ist erklärlich, daß gerade in solchen Zeiten, in denen die normalen und gesunden Beziehungen zwischen der Innenwelt und der Außenwelt irgendwie beeinträchtigt sind, Gefahren der letzteren Art, d. h. Hinaussetzungen des Eingebildeten in die Welt der Sinneserscheinungen, sich allgemeiner und intensiver entwickeln, wie es z. B. gegenwärtig — infolge der oben erwähnten, eine Zeit lang übertriebenen Abhängigkeitserklärungen und Abhängigmachungen der Menschenseele von der Außenwelt und dem eignen Leibe — mit jenen eigentümlichen Reaktionen in Gestalt des Spiritismus und der Theosophie der Fall ist, in denen die Inbrunst der menschlichen Innenwelt gegen das schnöde egoistische Genußleben und die Betonung der tierischen Natur des Menschen eine kämpfende Stellung einnimmt.

Auch dieser Kampf geht wiederum über die Grenzen des Gesunden hinaus. Das Ergebnis dieser Übertreibung ist in vielen Fällen die Zerstörung edlen Seelenlebens durch Überhitzung zu aktivem oder passivem Verfolgungswahn und zunehmender absichtlicher oder unabsichtlicher Unwahrhaftigkeit.

Die Naturwissenschaft hat außer den Klärungen, welche sie dem Verständnis der psychischen und ethischen Erscheinungen hinzubringt, noch eine zweite eminente Bedeutung für die ethische Entwickelung, nämlich nach der sozialen Seite hin. Die Entwickelungsgeschichte der Naturforschung erweist mit unvergleichlicher Evidenz, daß der normale und fruchtbare Erkenntnisprozeß überhaupt nur durch das soziale Zusammenwirken der Menschen zu stande kommt.

Das vorstehend schon in seinen Grundzügen dargelegte Verhältnis der menschlichen Innenwelt zur Außenwelt ist nicht bloß den beiden vorerwähnten

extremen Gefährdungen ausgesetzt, welche seine objektiv fruchtbare und subjektiv beglückende Entwickelung in Frage stellen, sondern, zwischen diesen Extremen, einer Unzahl von ähnlichen Störungen in den verschiedensten Abstufungen unterworfen, sowohl in seiner Bethätigung gegenüber der Außenwelt als in seinem empfangenden und erkennenden Verhalten zu derselben.

Auf dem Gebiete des Erkennens würde das Ideal des Verhältnisses der Innenwelt zur Außenwelt darin bestehen, daß die Einwirkungen der Außenwelt in größtmöglicher Vollständigkeit und Reinheit in der Innenwelt zur Ansammlung und Verarbeitung gelangen, und daß auch alle weiteren wechselseitigen Beziehungen zwischen der Außenwelt und ihren in der Innenwelt dauernd angesammelten Wirkungen, nämlich den Vorstellungen und Bildern, in der gesetzmäßigsten und störungsfreiesten Weise geregelt würden. —

Erfahrungsmäßig ist die Erfüllung dieser Forderungen in einer einzelnen Menschenseele so gut wie unmöglich. Vielleicht wird dereinst ein höchstentwickeltes Individuum unter Benutzung aller Erfahrungen, welche die gesamte Menschheit in jener Hinsicht gemacht haben wird, und unter größtmöglicher Steigerung der Fähigkeiten auf dem Wege der Ansammlung und Vererbung vervollkommneter Organisationen nahe an das Ideal jenes Verhältnisses des erkennenden Geistes zum Kosmos hinanreichen.

Auf dem Wege der Entwickelung zu diesem Ziele aber irrt der einzelne Mensch unablässig, d. h. seine Innenwelt und ihre Beziehungen zur Außenwelt bleiben von der gesetzmäßigen störungsfreien Verfassung weit entfernt.

Eine stark organisierte Innenwelt mit ihren mächtigen Einklangsbedürfnissen ist nämlich beständig in Gefahr, sich gegenüber den Wahrnehmungen, die von der Außenwelt hereindringen, auswählend und eigensüchtig zu verhalten, mit andern Worten, diejenigen Wahrnehmungen abzulehnen oder zu unterdrücken, welche den bereits in der Seele vorhandenen Gedankenverbindungen (Überzeugungen) nicht vollständig entsprechen oder direkt widersprechen, dagegen diejenigen Wahrnehmungen zu bevorzugen oder gar durch Resonanz zu verstärken, welche in die vorhandenen Gedankensysteme passen.

Aber auch eine gering entwickelte Innenwelt ist zwar nicht ganz denselben, jedoch sehr ähnlichen Gefahren ausgesetzt. Wenn keine starken Überzeugungen vorhanden sind, wird natürlich die eigensüchtige Ablehnung desjenigen, was dem einzelnen Menschen „nicht in seinen Kram paßt“, sich darauf beschränken, daß seine niederen Einklangsbedürfnisse, etwa diejenigen seines Nervenlebens und seiner niederen Genußsucht, sich gegenüber denjenigen Wahrnehmungen verschließen, welche sein Behagen stören, und diejenigen bevorzugen, welche jenen niederen und vergänglichen, aber jedenfalls im Vordergrunde des Bewußtseins bei ihm stehenden Einklang verstärken oder zu verstärken verheißen.

Gegen alle diese Trübungen normaler und gesunder Entwickelung der Stellung der menschlichen Seelenwelt zur Außenwelt, mit anderen Worten gegen das zahllose Heer von Wahrnehmungs- und Denkfehlern, sowie daraus hervorgehenden Fehlgriffen des Meinens und Thuns giebt es auch in der Erziehung und Bildung

keine entscheidende Abhilfe. Die alleinige sichere und nachhaltige Hilfe bringt hier schließlich das Zusammenwirken der verschiedenen, aber einem und demselben großen kosmischen Gesetze dienenden Einzelwesen.

Kraft dieses gemeinsamen Gesetzes entwickelt sich durch die Sprache und die anderen Hilfsmittel des Verkehrs vom Menschen zum Menschen eine Gemeinsamkeit des geistigen Lebens, durch welche in erster Linie eine Ausgleichung der sämtlichen vorerwähnten Störungen der gesetzmäßigen Beziehungen zwischen der Außenwelt und der Innenwelt der Einzelwesen, nämlich der Unzahl der persönlichen Irrungen, ermöglicht wird.

Wir wissen alle, welche hohe Bedeutung die Ausgleichung durch das Zusammenwirken der Einzelwesen auf allen Gebieten des Meinens und Thuns schon in den elementarsten Verhältnissen hat, und die Kulturgeschichte erweist überall aufs deutlichste, wie maßgebend und entscheidend diese anfangs unbewußte, allmählich mehr oder minder bewußte soziale Organisation alles höheren Denkens in der Entwickelung der Wissenschaft und Kunst und überhaupt der gesamten ethischen Kultur gewesen ist.

Der Prozeß der immer deutlicher als die kosmische Bestimmung des Menschengeschlechtes hervortretenden Entwickelung der Erkenntnis und der Gestaltungskraft gegenüber der Außenwelt hat aber nicht blos ein Zusammenwirken verschiedener Einzelwesen verlangt, sondern es liegt auch klar zu Tage, daß ganze Zeitalter und ganze Völkergruppen von der gesunden und gesetzmäßigen Entwickelung der Wechselbeziehungen zwischen Welt und Seele abgeirrt und andauernd entweder in niedere Abhängigkeit von der Sinnenwelt oder in ebenso ungesunde Steigerungen und eigensinnige Abirrungen der Einbildungskraft versunken sind, vermöge deren oft Jahrhunderte hindurch der Fortgang des normalen Erkennens und Gestaltens vollständig gehemmt war.

Hilfe und Rettung von dem alsdann drohenden tiefen und dauernden Verfall der Kultur brachte nur das Hinzutreten neuer Völkergruppen oder neuer Volksschichten zu dem geistigen und sittlichen Zusammenwirken und zwar vermöge der Unabhängigkeit dieser neu hinzutretenden Geisteskräfte von denjenigen Irrungen, in welche sich die sogenannten reiferen Kulturen verrannt hatten.

Nicht selten waren dabei die Geistesanlagen der neuen Menschen-Gruppen, denen alsdann die Kultur einen mächtigen Fortschritt verdankte, auch keineswegs von idealer Gesundheit, denn im weiteren Verlauf ergaben sich wohl auch bei den neuen Trägern des Kulturfortschritts neue Gefahren und Störungen des normalen Entwickelungsverlaufs. Aber das Wesentliche für die Überwindung der eingetretenen Hemmungen war die Verschiedenheit der geistigen und sittlichen Besonderheiten der neuen Gruppen von denjenigen der bisherigen Kulturträger.

Die Wissenschaft hat allmählich aus dem Einblick in die Geschichte aller dieser Irrungen und Bedingtheiten des menschlichen Erkennens höchst fruchtbare Lehren entnommen, mittels deren es bereits in vielen günstig entwickelten Fällen möglich wird, den Ausgleichungsprozeß der Irrungen, der sonst nur in den Jahrhunderten durch das Zusammenwirken vieler Einzelnen und vieler Gruppen

von Einzelnen sich vollzieht, schon in dem Einzelnen oder in dem organisierten Zusammenwirken weniger Einzelnen zur Verwirklichung gelangen zu lassen.

Aber trotz dieser kritischen Verfeinerungen und Sicherungen der menschlichen Leistungsfähigkeit, welche als die Genauigkeitszucht der Naturwissenschaft allmählich auch dem sittlichen Leben zu Gute kommen werden, bleibt das große solidarische Zusammenwirken der ganzen Menschheit, sowohl der vergangenen als der gegenwärtigen, eine unentbehrliche und unschätzbare Bürgschaft für die Realität und Zuverlässigkeit unseres Erkennens gegenüber der Außenwelt und für die entsprechende Gesundheit unserer sittlichen Organisation.

Man kann sogar behaupten, daß für die große philosophische Frage, inwieweit sich das vollendetste menschliche Erkennen des Kosmos mit der Wirklichkeit des letzteren deckt, die zwar nicht absolute und erschöpfende, aber im Sinne der ganzen Weltstellung der Menschheit befriedigende und fruchtbare Antwort zu finden ist in der Übereinstimmung des Erkennens der verschiedenen Glieder der Menschheit in Zeit und Raum.

Wenn die Natur hält, was der Geist verspricht, mit andern Worten, wenn der von uns unabhängige Fortgang der Erscheinungen bis in die fernsten Welträume hinein für den einzelnen Beobachter genau so verläuft, wie es die Konsequenz des Denkens in der Innenwelt dieses einzelnen Menschen vorausbestimmt, ist dies an sich noch kein absoluter Beweis für die Realität des Bildes, welches diese Menschenseele von dem Kosmos in ihren eigenen Tiefen aufbaut.

Denn die „konsequenten Idealisten" können immer noch die Annahme verfechten, daß der Fortgang des inneren Aufbaues den Fortgang der Wahrnehmungen beeinflusse, mit andern Worten, daß der Mensch, wie es bei den oben erwähnten Störungen seiner normalen Beziehungen zur Außenwelt wirklich geschieht, dasjenige wahrnimmt, was er sich einbildet.

Aber diese Deutung wird vollständig und definitiv hinfällig, wenn man bedenkt, daß die verschiedenen gleichzeitig lebenden Menschen und die verschiedenen Geister aller Zeiten trotz ihrer inneren Verwandtschaft doch für einander in derselben Weise Außenwelt gewesen sind und sind, wie es mit den Erscheinungen des Kosmos gegenüber der Gesamtheit der Menschenseelen der Fall ist.

Das Ergebnis aber, daß bei den verschiedenen einzelnen Menschenwesen, welche unter den verschiedenen Zeit- und Raumbedingungen auch Bestandteile des Werdens und Bestehens der sogenannten Außenwelt darstellen, zweifellos die von den einzelnen Seelen gestalteten Weltbilder auch untereinander in einem gesetzmäßigen Zusammenhange stehen, dieses durch die Kulturentwickelung klar nachgewiesene Ergebnis wirft sofort die Annahmen des sogenannten konsequenten Idealismus über den Haufen. Denn das Bestehen eines solchen gesetzlichen Zusammenhanges zwischen den zahllosen eingebildeten Welten der über weite Räume und Zeiten verteilten einzelnen Menschen bedeutet doch gar nichts andres als das Bestehen eines höheren Weltgesetzes, welches über und außer den einzelnen „Einbildungen", keineswegs aber bloß innerhalb derselben waltet, mit andern Worten, das Bestehen eines gesetzmäßig geordneten Kosmos, welcher die Menschen-

seelen umfaßt, und zu welchem die Innenwelt der Menschheit in einer objektiven gesetzmäßigen Beziehung steht.

Dieses Ergebnis der reiferen Natur- und Kulturforschung ist eine ungeheure Wohlthat für die ethische Kultur der Menschheit; denn es beseitigt mit einem Schlage zahllose Sophismen, insbesondere die Behauptung eines lediglich subjektiven Charakters der Erkenntnis, sowie des sogenannten relativen Charakters der Wahrheit und Moral und andre nihilistische und anarchistische Irrtümer und Denkfehler.

Die Gesetze der mittleren und gesunden Menschennatur, wie sie sich aus einer gründlichen wissenschaftlichen Untersuchung des kulturgeschichtlichen Materials ergeben, das uns schon jetzt von vielen Völkern und aus langen Zeiträumen vorliegt, erweisen sich immer deutlicher als Weltgesetze, welche die Entwickelung der gesamten irdischen Lebensformen beherrschen. Es offenbart sich darin, so weit wir bis jetzt zu blicken vermögen, eine Richtung der Weltentwickelung, welche wir mit einem Worte, dem auch Carlyle einen ähnlichen Sinn giebt, als die positive oder gestaltende im Gegensatze zu andern im Weltall auftretenden negativen oder lösenden Vorgängen bezeichnen können. Wir können diese positive Richtung charakterisieren als den Übergang zerstreuter Energieformen in Gebilde, in denen sich zugleich höhere Ansammlungen und feinere Gliederungen der Energie vollziehen, ja noch mehr, in denen sich immer größere Gebiete der vergangenen und gegenwärtigen Welterscheinung zu immer vollständigeren und genaueren Nachbildungen verdichten. Es sammelt sich dabei gewissermaßen, einem Dichterwort entsprechend, „im kleinsten Raum die größte Kraft", und es entsteht so mitten im ruhelosen Fluß der Dinge eine Gesamtheit von Naturgebilden, in welcher sich vielleicht das Unvergängliche und Ewige ebenso in einer an sich begrenzten Erscheinungsform als ein kosmisches Kunstwerk darstellt, wie die Menschenwelt noch begrenztere Typen unbewußten Bildens nach ewigen Gesetzen, nämlich das Schöne, in die irdische Erscheinungswelt hinstellt.

Alles, was der Vollendung jenes großen kosmischen Kunstwerkes dient, manifestiert sich für die menschliche Natur in der Erscheinungsform der Beseligung, und dieser einfache Zusammenhang ergießt über alle Fragen auch des sittlichen Lebens ein Licht, welches auf allen Wegen der Menschheit als ein Leitstern zu dienen und endlose Irrwege zu ersparen vermag.

Man sieht sofort, in welcher innigen Verbindung mit dieser Betrachtung über die Bedeutung der menschlichen Solidarität des Erkennens auch die Deutung der Mitempfindung in der Menschheit steht.

Die ursprünglichen Elemente dieser Mitempfindung sind mehr oder minder instinktiver Natur; sie bestehen darin, daß solche Vorgänge im Nervenleben unsers Organismus, deren Erinnerung unsre Seele aufbewahrt hat, sich in gewissem Grade dann wiederholen oder zu wiederholen scheinen, wenn die bezüglichen Vorstellungsreihen der Erinnerung durch unmittelbare oder mittelbare Wahrnehmung verwandter Vorgänge in der Außenwelt wiederum im Bewußtsein wachgerufen werden.

Wenn wir einem andern eine Verletzung zugefügt sehen, oder wenn wir von ihm Zeichen des Schmerzes über eine Verletzung geben hören, welche wir in ähnlicher Weise selbst einmal unmittelbar oder mittelbar erfahren haben, so erneuert sich uns in gewissem Grade der frühere eigene Schmerz.

In Verbindung mit der socialen Entwickelung und der immer tieferen und reicheren Erfahrung in betreff der Übereinstimmung der Gesetze der Menschenseelen, sowie der Unentbehrlichkeit und Unschätzbarkeit des Zusammenwirkens mit andern Menschen, entwickelt sich jene instinktive Mitempfindung, die an sich schon in den engsten natürlichen Verbindungen der Geschlechter und der Familie mächtige natürliche Resonanzen findet, zu der großen Weltmacht Sympathie. Als Beseligung durch das Glück andrer stellt sich diese ebenbürtig neben die vorhin von mir charakterisierte Beseligung durch die Erfüllung des eigenen Lebensgesetzes, und mit unaussprechlicher Macht hilft sie die nur von edler Gemeinschaft zu lösende Gesamtaufgabe der Menschheit erfüllen.

Fassen wir zusammen: Nicht bloß Wissenschaft und Kunst, sondern die gesamte sittliche Kultur der Menschheit stellt sich uns zweifellos dar als ein wesentlich und ausschließlich sociales Gebilde, innerhalb dessen das Individuum nur insofern einen Selbstzweck hat, als es durch seine volle Mitwirkung an der Erfüllung der Bestimmung jener großen Gemeinschaft zu seinem eigenen höchsten Glücke gelangt, während andrerseits das umfassende sociale Gebilde auch selber nicht zur Erfüllung seiner vollen Bestimmung gelangt, so lange es irgend einem Individuum jenen begrenzten aber unbedingt berechtigten Selbstzweck verkümmert.

Im Lichte dieser Anschauungen ist es doch schon halber Wahnsinn, wenn irgend ein einzelner Mensch den thörichten Traum hat, sich als sogenannter Übermensch über die Zwecke der Gesamtheit stellen zu wollen. Denn nach allem, was ich soeben über die Unzulänglichkeit der einzelnen Seele in allen höheren Bethätigungen der Menschheit gesagt habe, ist jeder, der sich auf solche Weise von den Wohlthaten der Gemeinsamkeit lossagt, der unrettbaren Verkümmerung ausgesetzt, und gerade die machtvollsten Menschennaturen sind das am allermeisten, weil gerade bei ihnen die Gefahr einer ungesunden Entwickelung des Verhältnisses der hochgesteigerten Innenwelt zur Außenwelt erfahrungsmäßig die allergrößte ist.

Was soll ich noch vom Kampf ums Dasein sprechen? Ihn vereinzelt und im Gegensatze gegen die andern Menschen kämpfen zu wollen, ist nach allem Obigen jämmerliche Thorheit; denn wir haben eben gesehen, daß der sogenannte Stärkste in vieler Hinsicht zugleich der Schwächste ist. In dem Kampf ums Dasein, wie ihn die naturwissenschaftliche Entwickelungslehre annimmt, wird nicht der sogenannte Übermensch sich zur Geltung bringen und überwiegen, sondern die menschenfreundlichste Seele, nämlich diejenige, welche die Gesetze und Ziele der Gemeinschaft am vollsten anerkennt und die Wohlthaten der socialen Organisation am redlichsten und weisesten zu verwerten und zu verwirklichen hilft. Der ganze Kampf ums Dasein in der Menschenwelt ist hierdurch in ein großes

solidarisches Wirken gegen die von außen hemmenden Naturwirkungen und gegen die Übel und Unvollkommenheiten der Gemeinschaftsbildung verwandelt.

Mit dem hohen ethischen Werte derjenigen Überzeugungen, welche die Naturwissenschaft und der Einblick in die geschichtliche Entwickelung allmählich für die Menschheit errungen hat, sind, wie wir alle wissen, die Wohlthaten, welche die Entwickelung der ethischen Kultur von der Naturforschung empfangen hat und täglich empfängt, noch lange nicht erschöpfend dargelegt.

Allerdings bestehen hinsichtlich des Wertes der vor aller Augen liegenden Leistungen der Naturforschung für das wirtschaftliche Leben und damit auch für die gesamte menschliche Kultur gerade von ethischen Gesichtspunkten aus manche Bedenken und Meinungsverschiedenheiten.

Es giebt nicht ohne einen Schein der Berechtigung auftretende Urteile, welche behaupten, daß neuerdings die große wirtschaftlich-technische Entwickelung, welche aus der naturwissenschaftlichen Erkenntnis-Arbeit hervorgegangen ist, der Menschheit überwiegend zum Unsegen gereiche.

Ich muß es mir heute versagen, näher zu erörtern, inwieweit das düstere Bild, welches man in diesem Sinne von unsern jetzigen Zuständen entwirft, der Wirklichkeit entspricht, und inwieweit die unleugbaren Übel dieser Zustände von der naturwissenschaftlichen Entwickelung hervorgerufen sind.

Einige Erwägungen letzterer Art sind ja bereits in meinen vorangehenden Betrachtungen zur Sprache gekommen. In der gebotenen Kürze möchte ich meine Ansichten über jene bedeutsamen Zweifelsfragen nur dahin aussprechen, daß in der That der gegenwärtige Zustand menschlicher Wirtschaft und Technik, ja sogar der gegenwärtige Zustand der Wissenschaft und Kunst in vieler Beziehung höchst reformbedürftig erscheinen.

Unter der entfesselnden und lösenden Wirkung der eine Zeit lang fast unbegrenzten Wirtschaftskonkurrenz sind allmählich, in Verbindung mit der von niemand vorauszusehenden ungeheuren Steigerung aller Verkehrsmittel u. s. w., Zustände und Grundsätze großgezogen worden, welche mit jedem Tage mehr in dem wirtschaftlichen und sittlichen Haushalte der Menschheit einen Kampf aller gegen alle emporkommen lassen. Viele bedeutende Männer wollen dies nicht sehen, weil sie in der kritischen Verurteilung dieser Zustände eine Anklage gegen die wirtschaftliche Freiheit und eine Gefahr für die Erhaltung dieser Freiheit, der man doch zweifellos unschätzbare wirtschaftliche und soziale Leistungen verdanke, zu erblicken meinen.

Und doch läßt sich die Frage nicht länger abweisen, ob man nicht in dem ungezügelten Geltenlassen des individuellen Wettbewerbes, welches zum Kampf gegen frühere soziale Gebundenheiten wohl eine Zeit lang unerläßlich war, allmählich viel zu weit gegangen ist, und ob man denn auch genügend bedacht hat, daß die Voraussetzungen jener früheren Entfesselungen sich gründlich geändert haben. Die ungeheuren Bewegungen und Kräfte, die sich nun in Verbindung mit den Leistungen der Wissenschaft in der Menschenwelt entwickelt haben,

dürfen auf die Dauer nicht so schrankenlos walten, ohne die gesamte Kultur in Frage zu stellen.

Es ist offenbar jetzt der Zeitpunkt gekommen, in welchem auch die wirtschaftliche Entwickelung der Menschheit, welche man vielleicht eine Zeit lang den sogenannten Naturgesetzen ihrer vernünftigen Ausgleichung überlassen konnte, einer planvollen und bewußten socialen Organisation bedürfen wird, keineswegs einer erneuten socialen Bindung, wie die kurzsichtigen Anhänger von erneuten Zunftbildungen u. dergl. versuchen, sondern einer Organisation im Sinne des Beginnes einer umfassenden Solidarität der gesamten Weltwirtschaft.

Wenn man näher zusieht, besteht ja die freie Konkurrenz eigentlich nur noch für den wirtschaftlich Starken; für die Allermeisten aber erinnern die geschäftlichen und wirtschaftlichen Zustände mit ihrer sogenannten freien Konkurrenz in der fatalsten Weise an die Konkurrenz der Rennpferde.

Wenn man noch näher zusieht, erkennt man auch, daß die hochgepriesene Leistungsfähigkeit der freien Konkurrenz einen sehr großen, vielleicht den allergrößten Teil ihrer Erfolge der sittlichen Stärke der noch vorhandenen socialen Organisationen, oder mindestens dem socialen Geiste, der auch mitten in dem losen Gefüge des individualistischen Wirtschaftssystems noch in Wirksamkeit geblieben ist, zu verdanken hat.

Der sittliche und danach auch der ökonomische Verfall, welchen die freie Konkurrenz herbeizuführen droht, würde sich nämlich, wie ich meine, noch viel deutlicher zeigen, wenn diese socialen Kräfte, nämlich die selbstlose Hingebung und Pflichterfüllung, die Treue und der Idealismus, nicht mitten in dem brutalegoistischen wirtschaftlichen Getriebe noch einen großen Teil ihrer Stärke bewahrt hätten.

Auch der größte Teil der wissenschaftlichen Arbeit, welche der technischen und wirtschaftlichen Entwickelung ein solch' ungeahntes Gedeihen und einen solchen äußeren Glanz verliehen hat, ist ja nicht aus individualistischen Konkurrenzantrieben hervorgegangen, sondern aus höchster Intensität des socialen Geistes, d. h. aus der begeisterten Hingebung für das Ganze, mit anderen Worten, aus dem rastlosen Idealismus, welcher die „Wahrheit um der Wahrheit willen" sucht.

Wir würden vielleicht schon jetzt die unerträglichsten socialen Zustände, nämlich den Beginn des offenen Kampfes der Notleidenden um ihre Existenz erleben, wenn nicht der sociale Geist in den Arbeiterschaften einen sittlichen Zusammenhalt und eine Aufopferungsfähigkeit hätte erstehen lassen, welche die grimmigsten Übel der schrecklichen Arbeitslosigkeiten — eine Folge der „Schwankungen des Weltmarktes", nämlich des blinden Durcheinander von rohem Egoismus und sogenanntem Spiel der Naturkräfte — durch entsagungsvolle Gemeinsamkeit vorübergehend mildert. Nur diese Gemeinsamkeit ist es ja, welche an manchen Stellen den Arbeitern, die von den Schwankungen der Industrie schonungslos auf die Straße gesetzt und dem Elend preisgegeben werden, eine notdürftige Sicherung bietet. Die alten socialen Gemeinschaften, obwohl sie ihren unmittelbaren Gliedern dieselbe Sicherung seit langen Zeiten gewähren, haben sich zu einer Milderung jenes Elends der Arbeiterschaften noch nicht wirksam aufzuraffen vermocht.

Die unumgänglichen Reformen und Organisationen, welche der Haushalt der Menschheit demnächst erfordern wird, bedürfen aber nicht bloß des Vertrauens und des Gerechtigkeitssinnes, dessen Pflege die ethische Bewegung zu einer ihrer Hauptaufgaben macht, sondern auch gleichzeitig der Stärkung der wirtschaftlichen Kräfte und Güter der Menschheit; denn in den unvermeidlichen Übergangszuständen werden zu den ungeheuren Verschwendungen, mit welchen der jetzige Mangel geordneter wirtschaftlicher Organisation an sich schon verknüpft ist, noch andre große Aufwendungen hinzutreten müssen, wie sie stets sogar mit kleinen Umbildungen der Einrichtungen und Organisationsformen verbunden sind. Beispielsweise wird zwar die Verkürzung der Arbeitszeit bei ethischer und rationeller Durchführung, d. h. bei einer menschenwürdigen Verwendung der durch diese Verkürzung der Sklavenarbeit zu freierer und höherer Erkenntnis- und Gestaltungs-Arbeit erübrigten Zeit, eine außerordentliche Steigerung der Produktivität der Menschen und des Wohlstandes im Gefolge haben und gewiß auch schon in den Übergangszeiten allmähliche Ausgleichungen herbeiführen, indem sie die Spannkraft und Leistungsfähigkeit der Arbeitenden erhöht; vorübergehend aber wird die Verkürzung der Arbeitszeiten jedenfalls wirtschaftliche Opfer fordern, die natürlich der Gesamtheit zur Last fallen werden.

Die zu allen diesen Dingen erforderliche wirtschaftliche Stärkung kann nur durch eine gesteigerte und vervollkommnete Organisation des Zusammenwirkens der naturwissenschaftlichen mit der wirtschaftlichen Arbeit erreicht werden.

Auch die wissenschaftliche Arbeit ist in mancher Hinsicht in Verfall geraten, obwohl es bei manchen Gebieten den Anschein hat, daß sie glänzendere Ergebnisse als jemals liefert.

Das Erfindungs- und Patentwesen, welches eine formal berechtigte Konsequenz des individualistischen Betriebes, aber in Wirklichkeit eine große Steigerung der egoistischen Hemmungen und Erschwernisse gedeihlicher Arbeit bedeutet, hat auch in manchen Zweigen der Wissenschaft neben augenblicklicher und teilweiser Belebung schon begonnen, einen Wettbewerb einzuführen, der den tieferen und weiter blickenden Untersuchungen allmählich Abbruch zu thun droht. Aber auch in andern von solchen Wirkungen frei gebliebenen Gebieten der Wissenschaft stellt sich immer deutlicher heraus, daß auch dort die individuelle Freiheit mit vernünftiger Organisation der Arbeit verbunden werden muß, wenn nicht unsägliche Verzettelungen von Kräften und Mitteln und ein Zurückbleiben hinter den gesteigerten Aufgaben der socialen Entwickelung eintreten soll.

Die freie kollegiale Gliederung, die Verteilung und Verbindung der Arbeiten, welche in idyllischeren Zeiten der wissenschaftlichen Arbeit vorhanden war und genügte, ist mit der Vervielfältigung der Aufgaben und Einrichtungen und mit der wachsenden Anzahl der Mitarbeiter verschwunden oder immer mehr als ganz unzureichend befunden worden.

Immerhin besitzt die Wissenschaft auch in dem gegenwärtigen Stande ihrer Arbeitsverfassung noch so außerordentliche Kräfte und Mittel und so viele von höchster socialer Hingebung an das Ganze und an die höchsten Ziele des Er-

kennens und Gestaltens erfüllte Arbeiter, daß sie der kräftigsten Unterstützung der großen wirtschaftlichen Reformen in obigem Sinne durch rationelle Hebung der Produktivität der wirtschaftlichen Arbeit vollständig gewachsen ist, wenn ihr nur die rechten Aufgaben in der rechten Weise gestellt und die verhältnismäßig sehr geringen Geldmittel dafür mit weitblickender Bemessung gewährt werden.

Ich will einige Hauptgruppen von solchen Aufgaben nennen, in deren Bereiche die vereinten Arbeiten von Naturwissenschaft und Technik schon vieles Gute geschaffen haben, aber noch viel größere und dringendere Leistungen in nächster Zeit zu gewähren haben werden.

In erster Linie möchte ich auf ein technisches Gebiet hinweisen, welches für den menschlichen Haushalt im großen und im kleinen von beträchtlicher Wichtigkeit ist, und welches ein sehr deutliches Beispiel dafür ergiebt, daß die jetzige Technik und Industrie, mit einem Wort, das jetzige Wirtschaftssystem, für eine rationelle Entwickelung unter den sämtlichen maßgebenden Umständen nicht mehr die erforderliche Leistungsfähigkeit besitzt, daher tieferer Reformen in Gestalt zweckbewußter und menschenfreundlicher Organisationen dringend bedürftig ist. Ich meine das Gebiet der Heizungstechnik, überhaupt der Gewinnung und Verwendung der Heizungsmaterialien zu Wärme- und Kraftleistungen.

Es ist allbekannt, daß auf diesem Gebiete schon lange die unglaublichsten Verschwendungen und Thorheiten fast unvermindert in Geltung sind, und die daraus hervorgehenden großen Unannehmlichkeiten innerhalb der Wohn- und Arbeitsräume, sowie in der lieben Himmelsluft unaufhörlich bestehen bleiben, obwohl bereits seit mehreren Jahrzehnten unter den bedeutendsten Männern des bezüglichen Forschungs- und Anwendungsgebietes — ich erinnere nur an den edlen Wilhelm Siemens — bereits volle Klarheit über die Unvollkommenheiten dieser Zustände herrschte, welche überdies in manchen Einrichtungen (z. B. bei der Heizung der großen Schiffskessel) die empörendsten Lebens- und Arbeits-Bedingungen von zahlreichen Menschenwesen mit sich brachten.

Was eine rationelle Entwickelung auf diesem Gebiete, wie in vielen ähnlichen Fällen, trotz aller Erkenntnis und aller Findigkeit der Technik so hartnäckig verhindert, ist bloß jenes schonungslose Getriebe der „freien" Konkurrenz, welches jede ruhige Besinnung, jede vorübergehende Unterbrechung zu Gunsten der Einführung verbesserter Einrichtungen, trotz des sicheren Ausblickes auf reichen Gewinn, verhindert, weil eben in dem ungeheuren Räderwerke jenes Wettbewerbes jeder Stillstand eines einzelnen Rades mit der Vernichtung durch Zerreibung fast untrennbar verbunden ist.

Nur durch organisierte gemeinsame Behandlung solcher und ähnlicher Probleme, durch gemeinsam geführte Experimente größten Stiles und sodann durch organisierte Verständigung aller Beteiligten, kann hier Wandel geschaffen werden. Durch weitblickende Klarstellung der wirtschaftlichen Bilanzen derartiger Betriebe und Einrichtungen mit Hilfe der gewissenhaftesten und sachverständigsten Maßbestimmungen unbeteiligter Wissenschaft kann gewiß auf zahlreichen Gebieten der Indienststellung von Naturkräften und der Hervorbringung von Gütern unter

größtmöglicher Einschränkung aller Verluste und Hemmungen, sowie der Gefahren für Leben und Gesundheit, Unsägliches durch Organisation geleistet werden.

Der Staat hat hierfür auch schon manches bedacht und vorbereitet in der Gestalt von öffentlichen Diensten, welche dem Verkehr in jenen Beziehungen regulierend und klärend zur Seite stehen, z. B. in den staatlichen Maß- und Gewichtseinrichtungen, den staatlichen Versuchsanstalten, neuerdings in Deutschland auch in der Schaffung der großen Reichsanstalt, welche sich nach ihrem Plane und auch nach ihren bisherigen Leistungen brüderlich helfend den produktiv wichtigsten und schwierigsten, aber gerade deshalb am wenigsten unmittelbar produktiven Gebieten der Technik zur Seite stellen.

Unter den Problemen, welche in dem Sinne der obigen Betrachtungen durch ungesäumte Hebung der Produktionskraft im Sinne der Ermöglichung dringender wirtschaftlicher Reformen auch von größter ethischer Bedeutung sind, steht im Vordergrunde die Aufgabe einer Steigerung der Ergiebigkeit der Bodenflächen, welche ein Land den befruchtenden und gestaltenden Wirkungen der Sonnenstrahlung darbietet.

Es steht unter den erleuchteten und nicht egoistischen Kennern der Landbauverhältnisse fest, daß durch rationelle und menschenfreundliche Verstärkung der Betriebsmittel der Landwirtschaft und durch eine entsprechende social-politische Organisation der kundigsten und zweckmäßigsten Verwendung dieser Mittel, in Gestalt der Wahl der geeignetsten Vegetationen und der Darbietung der geeignetsten chemischen, physikalischen und biologischen Entwickelungsbedingungen für dieselben, höchst erhebliche und für die gesamte wirtschaftliche Bilanz entscheidend günstige, alle socialen Streitfragen mildernde Steigerungen der Produktion erzielt werden können, wenn die Sache am rechten Ende angefaßt wird. Zu diesem Zwecke müssen in großem Stile Geldmittel flüssig gemacht werden, deren schließliche Produktivität sogar unmittelbar im engsten wirtschaftlichen Sinne mit Sicherheit erwartet werden kann.

Wir würden uns von denjenigen Gebieten, in welchen in wissenschaftlicher und technischer, sowie in socialer Hinsicht vollkommen fester Boden für die Erfüllung solcher Verheißungen vorhanden ist, entfernen, wenn wir mehr als einige Worte über eine andre Aufgabe sagen wollten, deren Lösung der Zukunft angehört, obwohl auch schon jetzt bedeutsame Ausblicke nach ihrer Seite hin in der chemischen und physikalischen Forschung, merkwürdigerweise sogar in der technisch wissenschaftlichen Vertiefung der Behandlung der Kriegs- und Zerstörungsmittel vorhanden sind. Ich meine die Möglichkeit der Heranziehung von Kraftquellen noch viel ergiebigeren Charakters, als die bisher aus den Brennmaterialien gezogenen Kraftquellen es geworden sind, nämlich aus den gigantischen, aber bisher noch nicht mit Sicherheit lenkbaren Kraftvorräten, welche in gewissen von der Chemie und Physik immer deutlicher in ihren Gestaltungs- und Bewegungserscheinungen erkannten sogenannten explosiven Atomsystemen enthalten sind. Hat man doch schon in Gestalt der Gaskraftmaschinen begonnen, Explosiverscheinungen ähnlicher Art zu regelmäßiger und produktiver Arbeit heranzuziehen.

Lassen Sie mich diese Betrachtung mit einem ganz andern, etwas utopisch klingenden, aber doch nicht ganz ungereimten Beispiel aus dem Gebiete der menschlichen Nahrungs- und Genußmittel beendigen.

Es ist nicht nötig, viele Worte zu verlieren, um die ungeheure Bedeutung, welche insbesondere die Genußmittel für die ethische Kultur der Menschheit haben, in Erinnerung zu bringen. Eines unter ihnen tritt ja gerade in den sogenannten Kulturländern, wie manche behaupten, immer stärker, aber jedenfalls noch immer mit ungeheuren sittlichen Verwüstungen als ein Dämon auf, dessen Teufeleien oftmals die harmloseste Miene annehmen, nicht selten aber gerade von den harmlosesten Anfängen ausgehend in das entsetzlichste sittliche Elend hineinführen.

Die religiösen und ethischen Gemeinschaftsbildungen zur Bekämpfung des Alkoholismus, die sittliche Kraft und Hingebung, mit welcher von diesen Gemeinschaften gegen die von dem Alkohol ausgehenden Zerstörungen gearbeitet wird, entbehren einer entscheidenden Verstärkung und Sicherung ihrer menschenfreundlichen Leistungen, so lange große Bevölkerungskreise in vielen Kulturländern bei der Produktion dieses Genußmittels interessiert sind, insbesondere so lange ein Teil der bezüglichen Produkte in Gestalt von Verbindungen jenes gefährlichen Genußmittels mit Elementen von „edler" — nämlich im Sinne meiner anfänglichen Auseinandersetzungen als „positiv" zu bezeichnender — Wirkung auf den menschlichen Organismus, in den Markt kommt.

Wäre es nicht eine höchst würdige Aufgabe der chemischen und biologischen Forschung und Technik, aus den vegetativen Quellen dieses Genußmittels durch geeignete, vollkommen im Machtbereiche der bisherigen wissenschaftlichen Leistungen dieser Art liegende atomistische Umsetzungen des inneren Aufbaues der bezüglichen Stoffe, die zum Teil schon künstliche Gebilde der wissenschaftlichen Technik sind, neue Stoffe zu erzeugen, deren wirtschaftlicher Wert mindestens derselbe sein könnte wie der jenes fatalen Genußmittels, deren Bedeutung jedoch für die Ernährung des menschlichen Organismus, sowie für die Stärkung und Vervollkommnung seiner besten und in der Richtung wahren Glückes wirkenden Eigenschaften ihnen die Bedeutung von Freunden und Genien der Menschheit geben müßte, ähnlich wie es mit einzelnen begrenzten Leistungen so mancher anderen Stoffe im Sinne von Heil- und Milderungswirkungen der idealsten Art bereits der Fall ist.

Daß so wichtige, aber so weit aussehende Arbeiten, wie die vorerwähnten, von der engherzigen und kurzsichtigen Profitmacherei und Geldsucht, welche zur Zeit die leitende Rolle in der Weltwirtschaft spielt, in Angriff genommen werden könnten, ist höchst unwahrscheinlich, wenngleich es immerhin möglich bleibt, daß einzelne Teile jener Aufgaben demnächst durch intensive wissenschaftliche Arbeit Einzelner gelöst werden. Noch vor wenigen Jahren gab es an der Spitze der Technik aus einer besseren Zeit her einige Männer von hoher Geisteskraft, welche auch eminent gemeinnützig dachten, während sie bereits eine hohe wirtschaftliche Stellung erreicht hatten.

In letzter Zeit aber ist das Hervortreten jener höheren Eigenschaften, insbesondere edlen socialen Denkens, infolge des eigensüchtigen Selbsterhaltungskampfes der bisherigen Wirtschaftsordnung gegen neue Kräfte und Bewegungen immer seltener geworden.

Die Horizonte der großen Unternehmer, ebenso wie die Horizonte der Regierungen, welche zum Teil schon in großem Umfange Unternehmer geworden sind, haben sich in wirtschaftlicher Beziehung eher verengt als erweitert. Und gerade bei den Staatsbetrieben ist von höheren socialen Gesinnungen am wenigsten zu spüren.

Die alte fiskalische Kargheit, welche in früheren Zeiten vielfach so drückend auf Handel und Gewerbe lag, und welche uns in der Vergangenheit alle Hoffnung auf die Entwickelung der freien Konkurrenz setzen ließ, ist durch die Vergrößerung der militärischen Bedürfnisse der Staaten in letzter Zeit gesteigert worden, so daß selbst für die produktivsten und socialsten Geldanlagen, nämlich diejenigen zu wissenschaftlichen Zwecken, immer weniger übrig bleibt.

In dieser trüben Lage der Dinge leuchtet Hoffnung nur von einer Seite, nämlich von der ethischen Erneuerung aller bestehenden socialen Organisationen und von der Ausdehnung echt socialer, von ethischer Kultur durchdrungener Organisation auf diejenigen Gebiete des wirtschaftlichen Lebens, in denen sich das Spiel der sogenannten wirtschaftlichen Naturgesetze immer mehr in die brutalste Anarchie des Egoismus aufgelöst hat. Es kann bei gründlicher erfahrungsmäßiger Betrachtung gar kein Zweifel daran sein, daß als Produktivkraft auch im wirtschaftlichen Leben die sittliche und sociale Spannkraft des freien Individuums in der Gemeinschaftsbildung viel Höheres leisten wird, als die raffiniertesten Formen des individuellen und kollektiven Egoismus dies jemals vermochten.

Solchen großen Aufgaben ist aber die Ethik der Vergangenheit, welche jetzt noch den ganzen Inhalt des ethischen Volksunterrichts bildet, und welche fast ganz auf dem Boden ihrer patriarchalisch-religiösen Entwickelungsstufen stehen geblieben ist, in keiner Weise mehr gewachsen.

Die sittlichen Grundlehren für ein edles, friedliches, gedeihliches Zusammenleben waren allzueng mit den Systemen von Vorstellungen verbunden geblieben, welche gewisse Gruppen von Menschen und Völkern über das Ewige und Unendliche, über das Erste und das Letzte hatten, während er sich schon lange dringend und gegenwärtig aufs allerdringendste darum handelt, das Nächste übereinstimmend, menschenfreundlich und zweckmäßig zu regeln.

Die gewaltige sittliche Stärke, und noch mehr, die sittliche Ruhe und Feinheit, welche erforderlich sein werden, um die wirtschaftlichen Riesenprobleme in dem obigen Sinne stetig und friedlich durch umfassende neue Organisationen zu lösen, sie können nur auf dem Boden gesetzmäßigen, wissenschaftlichen Erkennens der Welt errungen werden, dessen große Ziele und dessen tiefe sociale Grundlagen ich Ihnen vorhin geschildert habe. Erst dann wird die Naturwissenschaft ein Recht haben, das Zeitalter ein naturwissenschaftliches zu nennen, wenn die

Wissenschaft sich in jenem Sinne mit den Aufgaben und Grundsätzen der ethischen Kultur durchdrungen und an der entsprechenden Lebensgestaltung selber kräftig mit Hand angelegt hat.

Dann wird auch die Gefahr entschwunden sein, vor der das Naturerkennen sich besonders zu hüten hat, nämlich die Gefahr voreiliger und absoluter Verallgemeinerungen seiner Ergebnisse gegenüber den sittlichen Forderungen der Menschennatur.

Durch solche Verallgemeinerungen hat die Naturwissenschaft die Gedanken der Menschen vielfach abgestoßen und nach innen getrieben. In der Innenwelt entsteht dann leicht eine Überhitzung, welche entweder, anknüpfend an uralte Erzeugnisse der Einbildungskraft, neue Wahngebilde hervorruft oder überhaupt das Denken aufs neue in die alten Fesseln der religiösen Einbildungskraft schlägt.

Vom ersten und letzten bleibt die Wissenschaft fern. Erfüllung der Sehnsucht nach dem Unendlichen, auch der Sehnsucht, mit welcher die Liebe über die Grenzen dieses Lebens hinausreicht, findet der Mensch in dem ewig gesunden und erfrischenden Reiche des Schönen, dessen Glanz auch die Gipfel der religiösen Schöpfungen menschlicher Einbildungskraft umleuchtet, und dessen Lebensodem die Sympathie, die Liebe bildet.

Griechische Friedhofspoesie.

Von

G. Kaibel.

Die schöne Sitte, die Gräber mit poetischen Inschriften zu schmücken, stirbt heutzutage mehr und mehr ab. Auf städtischen Friedhöfen findet man wohl hier und da neben dem Namen einen frommen Spruch oder Vers eingegraben, aber selten einen auf den Toten selbst bezüglichen, durch seine Person veranlaßten. So gut und warm empfunden das sein mag, auf den fremden Leser wirkt es nicht. Die Teilnahme des vorüberziehenden Wanderers für den Toten zu erwecken wird gar nicht erst versucht, weil die Gräber nicht mehr an der Straße liegen, und die Friedhöfe nur von solchen besucht werden, die die Gräber ihrer Angehörigen pflegen, ohne sich um den unbekannten Nachbar viel zu kümmern. Anders ist das noch heute auf dem Dorfe, besonders bei den Gebirgsbewohnern. Der Tote ist jedem bekannt, jeder weiß von seiner Stellung und Thätigkeit, von seinen guten oder bösen Eigenheiten, und es ist keine Indiskretion, wenn die Persönlichkeit des Toten in der Grabschrift geschildert wird, nicht lobrednerisch, sondern in aller Wahrheit und Aufrichtigkeit. So lebt die ganze Gemeinde in der Erinnerung mit dem Abgeschiedenen weiter, und selbst die nächsten Generationen noch lassen sich durch die redenden Gräber belehren. Die Vorliebe für die poetische Form liegt in der alten Empfindung begründet, daß die Inschrift, so gut wie Kränze und

Heiligenbilder, dem Stein zum Schmuck dienen solle. Auch das bescheidenste Grab wird zum öffentlichen Denkmal wenigstens in dem Sinne, daß jeder es beachten und betrachten darf: wie wollte man es nicht so schön ausstatten wie nur möglich. Die Poesie ist zudem die edelste Form feierlicher Rede, wie sie sich für die wenn nicht heilige, so doch geheiligte Grabstätte geziemt, die die Grenze zwischen dem Diesseits und dem Jenseits bildet. Wie von Gott selbst, so redet man auch von dem Toten nicht in gewöhnlicher Rede, und wenn der Tote in seiner Grabschrift redend eingeführt wird, so spricht er feierlich zu den Überlebenden, eine Stimme aus der andern Welt. Allerdings ist selten genug dieser Ursprung der poetischen Form dem Dichter einer Grabschrift noch bewußt. In der lehrreichen Sammlung von Grabschriften aus den Alpen, die kürzlich L. von Hörmann veröffentlicht hat, finden wir gar oft einen Ton angeschlagen, der mit der Ehrfurcht vor der Majestät des Todes wenig gemein hat, und recht viele Verse, die sich der Grabstein kaum zur Zier anrechnen darf. Aber mehr als der feierliche Ton wirkt die wahre und echte Empfindung, die sich auch im derbsten Humor äußern kann, und was die neugierige Nachwelt vor allem anzieht, das ist das Bestreben, der Individualität des Toten gerecht zu werden. Was er gewesen, was er gutes oder übles gethan, wie er gelebt und gestorben, wen er in Schmerz und Trauer zurückläßt, das wird mit rückhaltloser Offenheit in aller Kürze, Klarheit und wohl auch Derbheit erzählt. Die Kritik des Toten wird den Angehörigen nicht allemal erwünscht gewesen sein, aber da sie von autoritativer Seite geübt wird — denn Pfarrer oder Schulmeister sind die Dichter — so wird sie als berechtigt und gerecht empfunden, und mit dem Gesamturteil der Gemeinde wird sie übereinstimmen. So ist der Kirchhof, die Stätte des Todes, ein Bild des Lebens im Dorfe, und so wird das Bild des einzelnen auch nach dem Tode in der Grabschrift getreulich festgehalten.

Es ist leicht zu bemerken, daß diese Art, durch die Grabschrift ein Verhältnis zwischen den Toten und den Überlebenden zu vermitteln, auf Nachahmung und Weiterbildung antiker Überlieferung beruht. Nicht nur daß einzelne Gedanken und Wendungen von römischen Grabsteinen entlehnt sind, auch die ganze Auffassung der Grabschrift, im Gegensatz zu unsrer gebildeten Sitte, die sich an Namen, Jahreszahlen und Bibelcitaten genügen läßt, ist echt antik, und nicht erst römisch, sondern griechisch. Was die Grabschrift bei den Griechen bedeutete und wie sie sich bei ihnen entwickelt hat, das läßt sich noch heute erkennen.

Die Inschrift auf dem Grabe diente praktisch demselben Zwecke wie jede andre Aufschrift: sie erklärte die Bestimmung des Steins, und zwar dadurch, daß der Name der bestatteten Person angegeben wurde. Daß es ein Grab war, brauchte nicht gesagt zu werden, die Form des Steins, der Ort, wo er stand, gab darüber hinreichende Auskunft. Auch konnte schon darum niemand irren, weil eben jede andre Aufschrift, z. B. die Inschrift auf der Basis eines geweihten Bildes, einen aufklärenden Zusatz verlangte und erhielt. Daß die Grabschrift ursprünglich auch die rechtliche Bedeutung gehabt habe, die Stätte als unverletzliches Eigentum einer Person oder ihrer Descendenz zu bezeichnen, ist dadurch aus-

geschlossen, daß es in einigen Gegenden Griechenlands Sitte, in andern sogar Gesetz war, nicht mehr als den Individualnamen aufs Grab zu schreiben. Ein einfacher Name aber, den viele Personen verschiedener Familien tragen konnten, war nicht geeignet, einen Rechtsanspruch zu erweisen oder zu stützen. In Sparta stand schon die bloße Namensaufschrift nur dem Manne zu, der im Kriege gefallen war, und der Frau, die eine priesterliche Würde bekleidet hatte. Die Aufschrift wurde also als ehrende Auszeichnung aufgefaßt, als Denkschrift, ebenso wie der Grabstein selbst als „Zeichen" oder „Denkmal" bezeichnet wurde. Wenn also das Andenken des Toten zu erhalten die Absicht war, so lag der Wunsch nahe, mehr als den bloßen Namen zu bewahren. Nach unsren Verhältnissen wäre das Nächstliegende gewesen, den Stand und den Beruf des Verstorbenen hinzuzufügen. Aber im alten Griechenland war man nicht Staatsmann, Offizier, Richter u. s. w. von Beruf: jeder Bürger konnte, wenn er Einsicht oder Ansehen genug besaß, zum Feldherrn oder zum höchsten Civilbeamten erwählt werden. Nur die banausischen Beschäftigungen, zu denen auch die aus dem Handwerk erwachsenen schönen Künste, die Arzneikunst, die Industrie und der Handel gehörten, waren feste Lebensberufe, aber gerade solchen Männern rühmte man, in alter Zeit wenigstens, ihr Geschäft in der Grabschrift nicht nach. Es ist eine Ausnahme, wenn eine athenische Jungfrau des sechsten vorchristlichen Jahrhunderts als Tochter des Töpfermeisters Spudides bezeichnet wird. Der überlebende Vater, der die Grabschrift wahrscheinlich gesetzt hatte, dünkte sich offenbar etwas mit seinem Handwerk oder, richtiger gesagt, mit seiner Kunst. Mit einem einzigen Worte also ließ sich die Charakteristik des Toten nicht abmachen, und für eine noch so kurze Erzählung verlangte der Grieche eine schöne künstlerische Form, d. h. Verse. Selbst diejenigen, die nichts weiter als Namen und Heimat ihres Toten verzeichnen wollten, haben sich gelegentlich bemüht, die ungefügen Worte, so gut es gehen wollte, in die Form eines Hexameters zu zwingen, wieviel mehr, wenn sie dem Toten ein freundliches oder rührendes Wort nachrufen wollten. Die Wahl des Metrums konnte kaum zweifelhaft sein. Als objektiver Bericht über den Verstorbenen vertrug die Grabschrift wohl das epische Versmaß, den Hexameter, aber sobald eine subjektive Äußerung des Lobes oder der Klage einfließen sollte, reichte der Vers Homer's nicht aus, und das elegische Distichon erwies sich als die geeignetste Form. Aus dem epischen Hexameter und dem lyrischen Pentameter zusammengesetzt, entsprach es genau den Anforderungen. Während eine Reihe von Hexametern mit ihrem ewig gleichen Tonfall den Eindruck des Unendlichen macht, läßt der Pentameter den kräftigen Aufschwung des Hexameters melodisch ausklingen und giebt dem kurzen Gedicht einen passenden Abschluß. In einer entfernteren Gegend Griechenlands, wohin der Einfluß der ionischen Elegie erst spät gedrungen sein mochte, auf der Insel Korkyra (Corfu) finden wir freilich aus dem Beginn des 6. Jahrhunderts zwei Grabschriften in bloßen Hexametern, die eine auf einen angesehenen Fremden, der um politischer Verdienste willen auf Staatskosten bestattet wurde, von äußerst unbeholfener Breite, die andre, kürzer und fließender, auf einen Bürger, der im tapferen Kampfe gefallen war. Aber diese seltenen Ausnahmen

verschlagen wenig der Thatsache gegenüber, daß die Form des Distichons alsbald in Griechenland zur allgemeinen Geltung kam.

Wichtiger als die Form ist der Inhalt, und am wichtigsten, wie sich der Inhalt und nach welcher Richtung hin er sich allmählich erweitert hat. Wir besitzen Grabschriften ziemlich aus allen Gegenden Griechenlands, aber nicht überall gewinnen wir wegen des verstreuten und vereinzelten Materials von der Entwickelung dieser kleinen Litteraturgattung eine klare Vorstellung. Für Athen aber, das uns eine lange, fast ununterbrochene Reihe von Grabschriften beschert hat, läßt sich ein annähernd zutreffendes Bild entwerfen, und es ist nicht ohne Interesse zu sehen, ein wie getreues Abbild des Lebens die Poesie des Todes zeichnet. Freilich sind zufällig aus dem wichtigsten Jahrhundert, dem fünften, nur wenige Gedichte erhalten, während aus dem sechsten eine stattliche Anzahl, aus dem vierten eine reiche Fülle vorliegt. Aber einen Vorteil hat auch dieses Mißgeschick. Dadurch daß ein so wichtiges Glied der Entwickelungsgeschichte zurücktritt, empfinden wir den Kontrast zwischen dem sechsten und dem vierten Jahrhundert um so lebhafter.

Die mannigfachen politischen Bewegungen, denen Athen im 6. Jahrhundert ausgesetzt war — auf drückende Feudalherrschaft folgte die gemäßigte Solonische Demokratie, den dauernden Zwist der Parteien beendete Peisistratos' Tyrannis, die selbst wieder der viel freieren, von Kleisthenes begründeten demokratischen Verfassung Platz machte — alle diese Bewegungen scheinen am geistigen und sittlichen Leben des Volkes wenig geändert zu haben. Freilich wissen wir, wie Peisistratos nicht nur Handel und Industrie begünstigte, sondern auch fremder Kunst und Poesie Eingang schaffte, aber die Tyrannis war doch nicht geneigt, die importierte geistige Anregung, deren Vertreter sich zunächst um das Dynastenhaus sammelten, allgemein wirksam zu machen. Vielmehr mußte die wohlbedachte Förderung der Landwirtschaft im ganzen ein patriachalisch einfaches und wenig bewegtes Leben begünstigen. Man lebte nach dem Brauch der Väter und im Glauben an die Götter, der eine reichlicher, der andre kärglicher, schwerlich einer, auch nicht der Tyrann selbst, in anstößiger Üppigkeit. Eine spätere Generation hatte behauptet, daß unter Peisistratos das goldene Zeitalter auf die Erde zurückgekehrt sei. Das ist die übliche Übertreibung späterer mit ihrer Zeit unzufriedener Geschlechter, aber gewieß gedieh ein allgemeines Gefühl der Zufriedenheit unter dem milden, väterlichen, ja fast konstitutionellen Regiment des Tyrannen. Es herrschte zum erstenmal nach langer Zeit wieder Ruhe und Ordnung im Lande, der nicht mehr auf einzelne Magnaten beschränkte Wohlstand hob sich, prächtige Feste und Spiele zu Ehren der Stadtgöttin befriedigten nicht nur die Schaulust, sondern boten auch geistige Genüsse. Es ist jedenfalls glaublich, daß es um Erziehung und Bildung, um Zucht, Sitte und Glaube unter der Tyrannenherrschaft nicht schlechter bestellt war als vorher oder kurz nachher. Die Dichter der Nation, allen voran Vater Homer, vermittelten den köstlichen Schatz der heiligen Geschichte, stärkten den Glauben an die Macht der Götter, erweckten die Bewunderung für die Thaten der Vorfahren und die Lust, es ihnen gleich zu thun. Sie waren

eine reiche Quelle des Genusses und der Belehrung, ihre Weisheit war ein lebendiges Besitztum des Volkes, da sie nicht nur auswendig gelernt, sondern von jedem im Herzen als beste Richtschnur des eigenen Denkens und Handels geschätzt wurde. Die literarische Bildung war allerdings obligatorisch, aber wie sie erlangt wurde, darum kümmerte sich der Staat nicht: öffentliche Schulen gab es nicht. Wohl aber lag es dem Staate am Herzen, daß die Jünglinge, bevor sie in die Gemeinschaft der Bürger eintraten, zwei Dinge lernten, die nach antiker Auffassung die Grundlage aller politischen Fähigkeiten ausmachten. Die Griechen haben dafür die beiden Worte ἀρετή und σωφροσύνη. Das erstere bedeutet die männliche Tüchtigkeit in jedem, besonders aber im soldatischen Sinne, also die Tapferkeit; das andre Wort ist schwerer übersetzbar, da es Zucht und Gehorsam, verständigen Sinn, Besonnenheit, Bescheidenheit und Sittsamkeit bezeichnet. Eigene Lehrer hatten die Waffenübungen, Exerciermärsche u. dergl., und wiederum eigene Lehrer hatten die allgemein sittliche Charakterbildung der Jugend zu leiten. Die letzteren, Sophronisten genannt, mögen eine Neueinrichtung der späteren Demokratie sein, aber die Anschauung, daß in diesen beiden Dingen die ganze Summe bürgerlicher Tüchtigkeit und Tugend beschlossen war, ist älter, und Solon, der von den Vätern eine sorgfältige Erziehung der Söhne verlangte, wird auch den staatlichen Einfluß nach dieser Richtung hin wirksam gemacht haben. Das lehren die Grabschriften des sechsten Jahrhunderts.

Es ist den Überlebenden Bedürfnis, für ihre Toten Teilnahme zu erwecken. Wo die Gräber nicht im Bann eines geschlossenen Friedhofes liegen, wird auch vom fremden Wanderer, den sein Weg am Grabe vorüberführt, ein Zeichen des Mitgefühls gefordert. Diesen Anspruch zu begründen ist an sich nicht erforderlich, da jeder Tote, der von des Lebens rosigem Lichte geschieden, des Mitleids wert ist. Gewiß ist es schön, fürs Vaterland zu sterben, aber das Leben zu lassen, dünkte den Griechen wie uns hart: sie waren weder Stoiker noch Pessimisten. Aber es ist auch für die Hinterbliebenen tröstlich, wenn sie ein gutes Wort vom Verstorbenen sagen und so ihren Anspruch auf Teilnahme begründen können. In jener alten Zeit finden wir in Athen nichts häufiger als das doppelte Lob „er war ein wackrer (tapferer) und ein verständiger (besonnener) Mann.“ Das ist eine oft gleichlautend wiederkehrende Formel, die wenn auch schwerlich in jedem Einzelfalle besonders empfunden, darum doch keine leere Phrase zu sein braucht. Die beste Erläuterung findet das Wort im Bilde. Die Grabreliefs zeigen unschöne, steife, festgewappnete Männergestalten in typischer Haltung, mit fast ebenso typischem Gesichtsausdruck. So gut wie diese typischen Figuren von Stein zu Stein wiederholt werden, weil die Kunst das, was das Auge sah, nicht anders auszudrücken vermochte, ebenso wird die Rede von der Tapferkeit und Besonnenheit wiederholt, weil das, was man sagen wollte, einen andren Ausdruck nicht fand. Ohne Zweifel aber glaubt man, daß Bild und Wort so treffend wie möglich war, daß in beiden das Gedachte in vollkommner Weise dargestellt wurde. Der rechte Mann sah so aus, und wenn wir nach dem Bilde den Charakter der Mannes beschreiben sollten, würden wir nichts anderes zu sagen

wissen, als eben was die Grabschriften sagen. Der Tod eines solchen Mannes konnte wohl als schwerer Verlust für die Gemeinde wie für die Familie empfunden werden.

Wir finden das doppelte Lob aber auch nirgends am unrechten Platze, wie es von einer bloßen Phrase begreiflich wäre, und wie es in späterer Zeit, da die Worte nicht mehr gewogen wurden, gar oft gemißbraucht worden ist. Ein Vater setzt seinem jugendlichen Sohn den Stein als „Denkmal seiner Bravheit“ — denn das ist für den Knaben das, was für den Mann die Besonnenheit und Verständigkeit, im Griechischen das gleiche Wort; — das Lob männlicher Tüchtigkeit kommt dem Knaben nicht zu. In der Grabschrift eines jungen Mannes, der vor dem Feinde gefallen ist, wird nur die Tapferkeit gerühmt: dies eine Lob verdunkelt das andre, und es wäre ungeschickt gewesen, den Tapferen, der vielleicht hitzig genug vorgegangen war, auch noch seiner guten Zucht und Besonnenheit zu berühmen. Die hübschen Verse mögen hier übersetzt stehen; das unserem Gefühle nach unpassende Metrum des Originals konnte freilich hier wie sonst nicht beibehalten werden:

Bist du ein Landsmann, bist ein Fremder du,
hier wo du stehst, fand Tettichos die Ruh:
er ließ im tapfren Kampf sein junges Leben.
Beklage sein Geschick; sei beſſres dir gegeben.

Nur einmal finden wir, daß neben der männlichen Tüchtigkeit auch die geistige Fähigkeit, der Verstand des Verstorbenen hervorgehoben wird: die Zeit, wo solche Vorzüge nicht nur geschätzt, sondern auch ohne Scheu öffentlich gepriesen wurden, war noch nicht gekommen.

Dem Schmerz der Hinterbliebenen wird nur selten und, wie in den letzten Worten der Inschrift des Tettichos, nur ein bescheidener Ausdruck verliehen, besonders schön in den Versen:

Sieh hier Kleoitas ruhn,
des Menesaichmos Erben.
Er ist der Thränen wert:
so schön, und mußte sterben.

Man begreift, daß der unglückliche Vater mehr als die verwelkte Blüte der Schönheit betrauert. Nicht am wahren Gefühl fehlt es, sondern an der Freiheit, die Geheimnisse des Herzens auszusprechen. Es erklärt sich so, warum wir selten auf dem Grabe einer Ehefrau mehr als den bloßen Namen geschrieben sehen. Der Gatte setzte das Denkmal, aber von dem, was die Gattin ihm gewesen, scheute er sich zu reden. Der Öffentlichkeit ist sie, wenn sie eine gute Frau war, nichts gewesen: was sollte er also sagen. Ein reicher Fremder aus dem gesprächigeren Ionien hat seiner Frau ein Distichon gespendet, ihr sogar von einem namhaften Künstler ein Bild aufs Grab setzen lassen, aber ein andres Wort findet auch er nicht, als daß er „sein ehrsam Weib fern von der Heimat in athenischer Erde“ bestattet habe. Verhältnismäßig viel ist es schon, wenn eine Frau ihrem Gatten nachrühmt, nicht nur daß er ein wackrer Mann, sondern auch daß er ihr lieb und treu gewesen sei, aber es ist doch immer ein Mann, der hier gelobt wird. Im Gegensatze zu unsrer Auffassung war es den Griechen

weniger anstößig, wenn ein Mädchen von der Ehe, als wenn Eheleute von ihrer Liebe sprachen. So klagt denn auch in jener Zeit schon ein Mädchen, dessen Alter wir gern erführen:

Den einzigen Namen Phrasikleia trägt der Stein,
des Gatten Namen hat die Gottheit mir versagt:
ich heiße Jungfrau hier und Jungfrau dort.

Die Fassung der Worte erlaubt ebensowohl, die grämliche Resignation einer alten Jungfrau wie den heiteren Trost eines in seinen schönsten Hoffnungen getäuschten jungen Mädchens herauszulesen, und es liegt wohl eher am Ungeschick als an der Schalkhaftigkeit des Dichters, daß wir zweifeln können. Das Ungeschick aber wurzelt in der Scheu, deutlich auszusprechen, was für andre als für die Nächstbeteiligten kaum einen Wert hatte.

So reden die Gräber jener Zeit keine sehr beredte Sprache, aber eine lehrreiche. Nur der Mann hat Anspruch auf öffentliches Interesse, aber auch er nur in seiner Eigenschaft als Glied der politischen Gemeinde. Nicht ihre menschlichen, sondern nur ihre staatsbürgerlichen Tugenden, ihre Tapferkeit und Verständigkeit lernen wir kennen, Tugenden, die nicht das Individuum vom Individuum scheiden, da sie von allen in gleichem Maße gefordert werden, deren Mangel also Schande und Verurteilung bedeuten würde Das Grabgedicht ist von der Sphäre subjektiver Poesie noch weit entfernt. Es wird in vielen Gegenden Griechenlands damals nicht anders gewesen sein: in Athen hat es niemals eine rein subjektive Poesie, wenigstens in der Litteratur, gegeben. Die Dichter der Tragödie und Komödie haben oft, was sie bewegte, ihren Helden oder Chören in den Mund gelegt, aber nie hat einer von ihnen, wie die Lesbierin Sappho, das eigene Lieben und Leiden als einzigen Inhalt der Poesie für genügend erachtet. Einen Ersatz hierfür kann auch die Gräberpoesie der späteren Zeit nicht geben, wenn sie schon so unpersönlich, so zurückhaltend, wie sie im 6. Jahrhundert war, nicht geblieben ist. Die Perserkriege in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts hatten zur Gründung des attischen Reiches geführt. Die Reichshauptstadt Athen sehen wir in fast unbegreiflich kurzer Zeit zum Mittelpunkt, bald auch zum Ausgangspunkt der mannigfachsten materiellen wie geistigen Interessen heranwachsen. Das ausgebildete Geistesleben des ionischen Stammes insbesondere, ihre Kunst und Litteratur, vor allem ihre Philosophie und Geschichtsschreibung, fand in Athen einen zur Weiterentwickelung fruchtbaren Boden. Aus dem gleichmäßigen Niveau der attischen Demokratie, die bis dahin nur ein Individuum gekannt hatte, den souveränen Demos, erhoben sich einzelne Persönlichkeiten, die empfänglichen Geistes den Eingang der fremden Anregungen vermittelten und förderten. Eine Fülle ionischer Sophisten, d. h. Lehrer der Weisheit, fand sich in Athen zusammen, und ihr öffentliches Auftreten dehnte die Wirkung ihrer Lehre weit über die Grenzen der gebildeten Kreise aus. Durch das Centrum Athens hat sich ihr Einfluß nach allen Seiten hin verbreitet und ein geistig verjüngtes Griechenland geschaffen, vor allem ein neues Athen. Das resultatlose Denken über Gott und Welt hatte zu der Erkenntnis geführt,

daß man nichts wissen könne. Glaube, Gesetz, Herkommen haben für den Menschen nur nach dem Maßstabe seines eigenen Interesses Wert und Geltung. Der Mensch ist das Maß aller Dinge; sie sind, wie er sie beurteilt. Ein jeder hat seine Bedeutung, nicht nur als Teil eines staatlichen Ganzen, sondern als Mitglied der menschlichen Gesellschaft, als geistig und sittlich beanlagtes Geschöpf. Die Bürgertugend, die der Staat forderte, genügt als solche nicht, höher steht die Veredlung der natürlichen Gaben und Anlagen, sie gipfelt in der Weisheit, d. h. in Bildung und Wissen. Die Sophisten lehrten Tugend im allgemeinen Sinne, sie lehrten Politik, Rechtskunde, Naturwissenschaft, Philologie, Beredsamkeit, sie fanden zahlreiche für das Evangelium der geistigen Freiheit begeisterte Schüler, auf die sie die Überzeugung von ihrer eigenen Weisheit leicht übertrugen. Die Scheu sich selbst zu betrachten, selbst zu urteilen schwand, das Maß der Selbstschätzung steigerte sich. Der Klügere, der Gelehrtere, der Beredtere galt mehr, als wer in altväterischer, bäuerlicher Einfalt beharrte. Allerdings wurde gegen den Subjektivismus, gegen die Skepsis, gegen die problematische Weisheit der Sophisten Einsprache erhoben. Aber der Widerspruch mußte sich doch mit denselben Fragen beschäftigen, und sein Hauptvertreter, die volkstümlichste Gestalt des damaligen Athen, Sokrates, hat mehr als alle Sophisten dazu beigetragen, daß die ionische Weisheit volkstümlich wurde, allerdings auch einen tieferen Inhalt erhielt.

Die ionischen Anschauungen von der Bestimmung und dem Werte des Menschen wurzelten natürlich in einer freieren Lebensauffassung und Lebensführung. Es konnte nicht ausbleiben, daß mit der Pflanze auch die Wurzel nach Athen übertragen wurde. Unter der Gunst des wachsenden Wohlstandes wuchsen die Ansprüche, die Genußfähigkeit brachte den Luxus mit sich, in seinem Gefolge die Lockerung der Sitten, besonders des Familienlebens. Fremde schöne Frauen, von nicht ganz einwandfreier Lebensart, klug und gebildet, predigten durch ihr Beispiel die Emanzipation: daß einer klugen Frau der Einfluß auf den Mann, auch in Wissenschaft und Politik, versagt sein sollte, schien unbegründet, selbst die Teilnahme an der praktischen Politik wollten manche den Frauen nicht verweigert sehen. So gestaltete sich das Verhältnis von Mann und Frau freier; weder auf der Bühne noch auf den Gräbern scheuen sich die Dichter, dem Fremden einen Einblick in das innerste Familienleben zu gewähren.

Von diesem aufgeklärten, selbstbewußten, lebhaft empfindenden, redegewandten Athen bieten die Gräber des 4. Jahrhunderts mit ihren Inschriften ein getreues Spiegelbild. Sie liegen jetzt alle, aus wohlerkannten hygienischen Gründen, außerhalb der eigentlichen Stadt, an dem Rande der Straßen, sichtbar und lesbar für jedermann.

Als Gedichte haben die Inschriften natürlich sehr verschiedenen Wert, aber doch soviel Gemeinsames, daß sie sich in Form und Inhalt deutlich von der Art der alten Zeit abheben. Der Umkreis der auf den Toten bezüglichen Gedanken erweitert sich, die allmählich zur Kunst erwachsene Sprache ist reicher, der Stil ist fließender, freier, prunkhafter, die rhetorische Bildung der Sophisten macht

sich bemerklich, nicht nur in dem Geschick die Gedanken zu ordnen, auch in dem größeren Pathos, in dem Streben nach Gegensätzen, nach Pointen und Sentenzen. Die in der Litteratur schon seit der Zeit der Perserkriege entwickelte Kunstform des Epigramms findet den Weg auf den Friedhof. Öfters beginnt ein Gedicht mit einem allgemeinen Gedanken, der dann auf den Toten angewendet und ausgeführt wird, wie z. B. „Kein teurer Gut giebt's als die Freiheit: im Kampf für sie sind diese hier gefallen", oder „Dem Guten Lob zu singen ist nicht schwer: ein solcher Mann war der Tote", oder „Das Bild ist ein vergänglich Denkmal, doch unvergänglich bleibt der Ruhm der Treue: den haben sich die beiden Schwestern erworben, die hier ruhen", u. s. w. Zuweilen erstickt die Poesie völlig unter der Rhetorik. So läßt sich ein Gedicht, das bezeichnenderweise in Hexametern abgefaßt ist, nur prosaisch wiedergeben: „Wenn es für den Menschen ein Ruhm ist, die Götter zu ehren, recht zu handeln, Gerechtigkeit zu üben, ein treuer Freund zu sein, unbescholten zu leben, so gebührt dir, Mnesarchides, dieser Ruhm ohne Widerrede". Die Abrundung des Gedichts ist ein Hauptbestreben, und wo der Dichter seinen Stoff nicht glatt und einheitlich in einem Epigramm unterbringen kann, macht er deren zwei oder gar drei, wobei er keine Wiederholungen scheut. So stehen auf dem Grabe eines Fremden aus Chios zwei nicht ganz unebene Gedichte, deren verschiedenen Ton und Stil die Übersetzung durch verschiedene Versform wiederzugeben sucht:

1. Glückes hab ich viel genossen,
wenig war's, das mich verdrossen,
stand in hohen Jahren schon,
Symmachos des Simon Sohn,
als ich fern vom Chierland
in Athen die Ruhe fand.

2. Wo im Laubschmuck prangt der Traubensegen,
Chios war's, die rebenfrohe Stadt,
die dich, Symmachos, geboren hat.
Wo am frohsten Mensch und Gott sich regen,
Attischer Boden ist es, Pallas' Stadt,
die im Tod dich sanft gebettet hat.

Zuweilen wird die poetische Selbständigkeit auch dadurch gewahrt, daß die Namen des Toten, seiner Eltern, seiner Heimat, die sich nicht immer leicht ins Metrum fügten, von den Versen abgesondert wird, so daß also die poetische Zuthat mit dem Charakter einer eigentlichen Grabschrift wenig mehr gemein hat.

Man sieht sich unwillkürlich zunächst nach jenem braven Staatsbürger des 6. Jahrhunderts um, der sich im Tode das wortkarge und inhaltreiche Lob der Tapferkeit und Besonnenheit verdiente. Wir finden ihn weder im Bild noch im Wort wieder. Die alten wuchtigen Reliefgestalten haben den herrlichen Idealtypen männlicher Kraft und Schönheit Platz gemacht, die einfachen Worte des Lobes sind schwungvollem Redeschmuck gewichen. Die Begriffe der Worte „tapfer und besonnen" sind verblaßt, auf eine Ehefrau angewendet müssen sie „brav und sittsam" bedeuten, als Lob eines tragischen Schauspielers, der zu

jung gestorben ist, um Tüchtiges zu leisten, klingen sie fast wie ein mitleidiger Trost. Nur ein Distichon versucht die Worte im alten Sinne zu verwerten, aber nicht ohne ihnen ein poetisches Mäntelchen umzuwerfen, das sich im Griechischen gar prächtig ausnimmt, im Deutschen aber kaum wiederzugeben ist: die hehre Besonnenheit wird als Tochter der hochgemuteten Schamhaftigkeit angeredet, sie und die kriegbewährte Tapferkeit waren die Göttinnen, die Kleidemos im Leben am meisten verehrt hatte. Der altertümliche Anklang an die frühere Redeweise ist unverkennbar beabsichtigt, wenn er auch durch die pomphafte Form fast verwischt ist. Von denen, die im Kampfe gefallen, tönt es jetzt mit starkem Pathos: nicht nur ihre Pflicht haben sie gethan, den Gesetzen und dem Beispiel der Väter treu, sie haben sich selbst, die Ihrigen, das Vaterland verherrlicht, sie haben durch ihren Tod das Leben andrer erkauft, sie haben ihr Leben hingegeben, aber ewigen Ruhm dafür eingetauscht, sie selbst sind gestorben, aber ein unsterbliches Denkmal ist ihnen aufgerichtet, sie werden ein ewiges Vorbild für nachkommende Geschlechter sein. Dieser Ton ist in der patriotischen Begeisterung der Perserkriege aufgekommen für die vielen Braven, die damals gefallen und von ihren Mitbürgern öffentlich geehrt wurden. Im 4. Jahrhundert wird von dem Einzelnen so und noch pathetischer geredet.

Die Grabschrift bildet sich zu einer Lobpreisung des Toten aus. Man ist sich der Vorzüge und Fähigkeiten der einzelnen bewußt, die man im regen und lebendigen Verkehr mit einander schätzen lernt. Man scheut sich nicht mehr von den rein menschlichen und häuslichen Tugenden des Mannes, der Frau, des Freundes, der Kinder zu reden und sie zu preisen. Die Zunge ist gelöst, und die Kunst zu loben steigert sich mit der Achtung vor dem, was der einzelne mehr ist und besser kann als ein andrer. Freilich wird hier nicht selten der pietätvollen Neigung, gutes vom Toten zu reden, die Wahrhaftigkeit geopfert worden sein, ganz abgesehen von Übertreibungen, die mehr im Ausdruck als im Gedanken selbst liegen, wie z. B. wenn von vielen gesagt wird, sie hätten den Gipfel der Weisheit oder der Tugend erreicht. Aber der Poesie des Todes hält man das zu gute, und niemand wird nach der Grabschrift eine Biographie schreiben. Ein jeder wird in seinem Wirken anerkannt, der Gelehrte, der Dichter, der Schauspieler, der Kaufmann, der Handwerker, der Reiche wie der Arme, der Freie wie der Sklave, der Pädagoge wie die Amme. Jeder Stand gilt, und es wirkt fast komisch, wenn ein Viehzüchter oder Viehhändler aus Lemnos sich euphemistisch als „Schafliebhaber" umschreiben läßt. Natürliche Begabung, Verstand, Bildung, Tugend, Rechtschaffenheit, Treue, Frömmigkeit, Freundschaftssinn, Fleiß, Sparsamkeit, Genügsamkeit, alle nur möglichen Eigenschaften werden gerühmt, an Männern wie an Frauen. Es wird gerühmt, wie der Verstorbene allen oder allen guten Menschen lieb war, wie er keinem etwas zu Leide gethan, es wird geklagt, wie sein Scheiden allen schmerzlich, der Familie und den Freunden ein unersetzlicher Verlust sei. Die Lebensauffassung ist durchweg eine optimistische. Ein paar Mal wird die Seltenheit von Tugend und Treue bemerkt, aber auch dann nur dem Toten zu Ehren, der in seltener Weise diese Tugend besessen habe.



Nirgend wird die Schwere des Lebens, die Last des Alters beseufzt, wohl aber rühmt gar mancher, wie er nur gutes vom Leben erfahren, wie er es in Scherz und Spiel mit den Freunden genossen, wie er ohne Krankheit und Schmerzen ein hohes Alter erreicht, wie er fröhlich Kinder und Kindeskinder habe heranblühen sehen. Das Prahlen mit Reichtum und vornehmer Geburt ist so gut wie ausgeschlossen. Nur zart deuten zwei Schwestern auf ihr vom Vater ererbtes Vermögen, das sie immerdar in einträchtiger Liebe genossen haben. Die Unbildung des Adelsstolzes fällt lächerlicherweise einem Barbaren aus Paphlagonien zur Last; er rühmt sich vom Homerischen Pylaimenes abzustammen, der einst die Ehre gehabt habe, von Achill erschlagen zu werden.

Das Reizvollste aber ist der Einblick in das Familienleben, den uns die Grabgedichte gewähren. Freilich ist hier das geschriebene Wort stumm gegenüber den bildlichen Darstellungen, die die Gräber zieren. Die anmutige Schönheit, die entzückende Lebenstreue der athenischen Grabreliefs kann hier nicht geschildert werden. sie ergreifen uns aber doppelt, wenn die Poesie der Kunst behilflich ist, das Empfundene darzustellen. Melite ist in ihren besten Jahren gestorben, auf dem Relief ist sie sitzend dargestellt, dem vor ihr stehenden Manne die Hand reichend; darunter die Inschrift in Form eines Zwiegesprächs:

Der Mann: Dein Grab begrüß' ich trauernd, Melite,
Mein armes Weib, an Tugend reich,
So wie du mich und wie ich dich geliebt,
Thats keiner je uns beiden gleich.
Nie vergeß ich, theure Gattin, deiner, ich verlassener Mann.
Die Frau: Liebster, lebe wohl, und nimm dich meiner Kleinen liebend an.

Die etwas vernachlässigte Form der Verse hat die Übersetzung nur zum Teil, im Wechsel des Metrums, nachgeahmt. Die Empfindung aber hat unter dem Ungeschick des Dichters, wohl des Gatten selbst, nicht gelitten. Das Vermächtnis der Frau am Schlusse ist von packender Lebenswahrheit. Sie nimmt ihrem Gatten das Versprechen ab, ihren Kindern, die bisher noch allein unter der Hut der Mutter gelebt haben, ein treuer Vater zu sein. Das Versprechen giebt er auf dem Bilde: denn das bedeutet der Händedruck bei den Griechen, nicht Begrüßung oder Abschied.

Unter den zahlreichen Zeugnissen für treue Liebe der Ehegatten zu einander, der Eltern zu den Kindern, der Schwester zum Bruder steht völlig einsam die Klage einer unglücklichen Frau, die für all' ihre unbestreitbare Tugend nichts als Undank geerntet hat, sowohl von den Menschen, als auch von der Gottheit, die sie so früh sterben ließ; im Unfrieden ist sie von Vater und Mutter geschieden, und, fügt sie hinzu, was ich von meinen Kindern zum Dank für all' meine Mühe erfahren habe, das will ich lieber verschweigen. Es ist keine Athenerin gewesen, die so klagt, wahrscheinlich stammte sie aus Libyen und lebte sicher in einer recht untergeordneten Gesellschaftssphäre.

Von allem weiß jene Zeit an der Hofstatt des Todes zu erzählen, auch die innerlichsten Empfindungen erhalten offenen Ausdruck, aber einem Worte begegnen

wir seltener, als wir erwarten sollten, dem Namen des Todes. Die schönsten und tröstlichsten Umschreibungen des häßlichen Wortes haben die Dichter zur Hand, sie lassen den Toten das glänzende, liebe Sonnenlicht verlassen, ins Reich der Seligen, ins Brautgemach der Persephone gehen, sie lassen ihn das allen gemeinsame Geschick erfüllen, sie betten ihn an den Busen der allen gemeinsamen Mutter Erde, aber selten drückt jemand den geheimnisvollen Vorgang mit so nackten Worten aus wie eine Inschrift des 6. Jahrhunderts: „der thränenwerte Tod hat ihn gepackt". Daß die aufgeklärte Zeit abergläubisch war, wird man nach aller sonstigen Erfahrung von vornherein annehmen, aber es war wohl eher der Ton der guten Gesellschaft und die Sprache der Bildung, die das Wort des Todes zu meiden empfahl, als die Scheu vor dem „allgewaltigen Todesgotte". Der Tod ist kein angenehmer Gast, am wenigsten für den, der die rechte Freude an des Lebens goldenem Strom hatte, aber von der Furcht vor dem, was er bringt, reden die Gräber in jener Zeit noch nicht.

Platon läßt in dem Eingang zu den Büchern „vom Staate" den greisen Kephalos sich also äußern: „Wenn der Mensch die Zeit nahe fühlt, da er sterben soll, so ficht ihn Furcht und Sorge an um Dinge, die er zuvor nicht leicht bedacht. Es kommt ihm der Gedanke, ob all' das, was man vom Hades erzählt, worüber er bisher nur gelächelt, nicht am Ende doch wahr sei, und ob nicht wirklich den Sünder dort unten die Strafe erwarte. Mag es Altersschwäche sein oder die Nähe des Abschieds, er faßt die Möglichkeit ins Auge, er fürchtet und rechnet und wägt, ob ihm etwas das Gewissen belaste. Ist er sich vieler Sünde bewußt, so raubt die Angst ihm den Schlaf, sein Lebensrest wird ihm zur Qual, weiß er sich frei von Schuld, so malt er sich die lieblichsten Hoffnungsbilder aus."

Das ist verständlich bei jedem, der den Schritt ins Ungewisse thun soll. Die Grabgedichte aber können nicht schildern, wie es dem Toten in der letzten Stunde ums Herz war, sie geben höchstens wieder, was der Volksglaube vom Jenseits fürchtet oder hofft. Aber auch hier glättet und mildert der dichterisch bildliche Ausdruck. Man wäre versucht es für mehr als ein bloßes Bild zu halten, wenn es von einem Jüngling heißt, er gehe durch den Tod ein in das Brautgemach der Persephone, aber wie wenig sinnlich das gedacht ist, zeigen andre Fälle, wo einer Frau oder Jungfrau dasselbe Glück in Aussicht gestellt wird. Von Strafe für Missethaten ist nicht die Rede, und der gute Mensch, der seiner alten Amme aufs Grab schreibt, sie werde auch dort unten bei Pluton und Persephone in verdienten Ehren stehen, wenn anders die Tugend dort auf Lohn rechnen könne, hat gewißlich nur gemeint sich dichterisch auszudrücken, eine Vorstellung vom göttlichen Gericht im Jenseits hat er nicht gehabt. Hat der Mensch gelebt, so hat er genug des Glückes genossen, ist er gestorben, so hat er für alle Schuld genug gebüßt. Die bunten, grausigen oder beseligenden Ausmalungen des Lebens nach dem Tode, soweit sie mehr als poetische Bedeutung haben, sind die Frucht theologisch-philosophischer Spekulation, die im Volksglauben erst viel später Boden

gewinnen. Aber eines ist doch bemerkenswert. Nicht ganz selten findet sich der Gedanke „der Leib ist begraben, die Seele zum Äther entflohen", ohne daß freilich deutlich gesagt wird, was aus der Seele weiterhin wird. Die Vorstellung, daß sie einem Hauche gleich in der Luft zerfließe, daß also, da der Körper zu Erde wird, mit dem Tode alles vorbei sei, ist nicht zulässig. Wenn ein Dichter sagt, „die Seele des Eurymachos und seine hochfliegenden Gedanken weilen im Äther", so scheint er an ein intellektuelles Fortleben gedacht zu haben. Und eben dies ist die Auffassung des Dichterphilosophen Euripides, dessen Tragödien oder doch dessen Geist damals die Bühne beherrscht. Für ihn giebt es nur die Erde und den Äther, der Äther aber ist ihm Zeus, und Zeus ist der Geist, die Vernunft; er nimmt den unsterblichen Teil des Menschen zu sich. Das ist philosophische Spekulation, nicht Volksreligion. Fast befremdlich ist es, ihr zuerst auf einem Grabmal zu begegnen, welches der athenische Staat selbst den im Jahre 431 gefallenen Bürgern errichten und mit Versen schmücken ließ. Er hat also zugelassen, daß der Dichter nach seiner Überzeugung von den Toten etwas aussagte, was damals unmöglich von allen geglaubt werden konnte. Wenn der Staat selbst den Ton der neuen Weisheit anschlug, ist es kein Wunder, wenn er auf vielen Privatgräbern in mannigfacher Form nachklingt. Wie weit im Einzelfalle bloße poetische Redewendung anzuerkennen ist, bleibt ungewiß und ist auch nebensächlich: wichtig ist nur, daß so aufgeklärte Ideen auf dem Friedhof laut werden, und darin liegt ein Hauptmerkmal der neuen Zeit im Gegensatz zur alten, die sich im ererbten Unsterblichkeitsglauben fest fühlte, aber an öffentlicher Stätte nicht davon zu reden wagte und nicht zu reden wußte.

Die Geschichte der Grabschrift kann hier nicht weiter verfolgt werden, ohne zu einer Litteraturgeschichte des Epigramms zu werden, das erst im nächstfolgenden Jahrhundert im Bereiche der alexandrinischen Kleinpoesie zur höchsten Formvollendung gelangte. Es kam auch nicht sowohl darauf an, die litterarische Bedeutung der Friedhofspoesie festzustellen, als darauf, von den Gräbern den Unterschied menschlichen Lebens, Denkens und Empfindens in zwei verschiedenen Jahrhunderten abzulesen. Den Charakter, den die Grabschrift im 4. Jahrhundert zu Athen empfangen hat, hat sie sich bis in die spätesten Zeiten bewahrt, sie spiegelt auch fernerhin das Leben und Treiben der Menschen treulich wieder. Immer freier, teils nachlässiger, teils gekünstelter wird sie, immer breiter, redseliger, auch nichtiger. Den unsinnigsten Aberglauben finden wir später neben der frechsten Gotteslästerung, den ausschweifendsten Lebensgenuß neben dem finstersten Pessimismus, lächerliche Lobeserhebungen der unbedeutendsten Personen, kleinliche Ausmalung der kleinlichsten Lebensvorfälle, klingenden Wortpomp aus dem Arsenal der Geschichte und Mythologie und daneben die feinsten, empfindungsreichsten Verse. Über das ganze römische Reich dehnt sich die griechische Grabschrift aus, die auch dann oft griechisch bleibt, wenn sie in lateinischer Sprache abgefaßt ist. Formeln und Wendungen, Gedanken, ja ganze Verse, die einst ein athenischer Dichter zuerst erdacht, finden wir in Italien, in Ägypten, in Asien wieder. Auch

die Grabschrift, die unscheinbarste aller poetischen Gattungen, kann es an ihrem bescheidenen Teil lehren, wie Athens Vorbild auf die gesamte Bildung der alten Welt, bis in die Zeiten des tiefsten Verfalls, selbst bis ins Mittelalter hinein, von Einfluß gewesen ist.



Über den Zeitcharakter in der Mode.

Von

F. Hottenroth.

Die Umwandlungen im Kostüme sind als äußere Merkmale im Charakter der Menschen und Zeiten aufzufassen. Die Tracht, welche nachfolgt, ist eine Rückwirkung gegen die Tracht, welche vorausgegangen. Diese Umwandlung ist eine so naturgemäße wie die Umwandlung der Raupe in eine Puppe und der Puppe in einen Schmetterling. Das Leben des Neuen ist der Tod des Alten. Die Mode schafft aus sich selbst heraus und läßt sich nicht von außen her bestimmen. Der Wechsel in der Mode, welcher wie ein Spiel des Willens aussieht, findet nach demselben Gesetze von Ursache und Wirkung statt wie alles Leben überhaupt. An der Mode läßt sich das Steigen und Fallen des Zeitcharakters ablesen wie an einem Barometer. Und aus diesem Grunde sind auch die Thorheiten der Mode nur ein Ausdruck der Launen, von welchen das Leben ganzer Völker ebenso wenig frei ist als das Leben eines einzelnen Menschen. Wer seinen Zorn gegen die Auswüchse der Mode richtet, läuft Gefahr sich ebenso lächerlich zu machen, als es die Modelaunen sein mögen, gegen welche er eifert; der Spott gilt der verlorenen Mühe; man muß auf die Sitte einwirken, wenn man die Mode ändern will. Aus der Mode, welche das Fleisch für Sünde erklärt, hat sich immer die Mode der Frivolität entwickelt und umgekehrt. Die Beweise hierfür sind leicht zu finden.

Wenden wir unsern Blick in das Mittelalter zurück, auf die Neige des 11. Jahrhunderts. Da begegnen uns besonders auf französischem Boden die Männer in weibischen Schleppgewändern mit Ärmeln, welche über die Hände herabfallen, in Schnabelschuhen, die wie Widderhörner gekrümmt sind, das Haar vorn hinweggeschoren, hinten lang herabfallend und mit Brenneisen gekräuselt; die ehrsamen Bürger sehen aus wie jene Weiber, die mit den Blumen ihrer Reize Handel treiben. Diese frivole Tracht war aber nichts Andres als eine Rückwirkung gegen die klösterliche Verpuppung, in welche sich die Gesellschaft der abgelaufenen Epoche eingesponnen hatte; aus der Puppe war der Schmetterling hervorgegangen, und ein bunter Schmetterling fürwahr! Fast jedes Gewandstück war zur Hälfte von einer andern Farbe oder es war aus breiten geraden oder schrägen Streifen, selbst quadratisch oder ähnlich aus wechselnden Farben zusammengesetzt; auch jeder Schuh hatte eine andre Farbe.

Indes, wir wollen unsre Beispiele auf die neuere Zeit beschränken! Die gewaltige Bewegung, welche um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts die geistigen Fesseln zersprengte, brachte auch die Mode so zu sagen aus Rand und Band. Den Menschen war auf einmal die Gewandung zu enge geworden. Man fing an Schnitte in die Röcke und Hosen zu machen und füllte die Schlitze mit farbigen Seidenstücken aus. Überall, wo es nur anging, wurden Schlitze angebracht, und als die Schlitze nicht mehr genügten, um für die freie Bewegung Raum zu gewinnen, erweiterte man die Gewandstücke selbst, namentlich Jacke und Hosen. Die Stoffmasse wuchs und wuchs; da gab es Leute, welche in der Fülle ihrer Gewandung nahezu verschwanden; man hätte aus dem Zeuge, dessen man für einen einzigen Anzug benötigt war, eine ganze Familie bekleiden können. Vergebens waren die Predigten „gegen den ludderigten und pludderigten Hosenteufel"; vergebens ließ der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg den übermäßig behosten Gecken die Riemen entzweischneiden, mit welchen die Hosenmasse zusammengehalten wurde, so daß diese auf dem Boden auseinander fiel; vergebens ließ er ihnen selbst die Hosen völlig ausziehen und die entbalgten Übelthäter mit nackten Beinen nach Haus oder in das Narrenhaus wandern. Die aufgebauschte Kleidung war weder durch Predigten noch durch Gewaltthaten aus der Welt zu schaffen. Als aber um die Mitte des 16. Jahrhunderts ein Stillstand in die Bewegung der Geister gekommen war, als auf die Aufregung die Abspannung folgte und alle Welt sich nach Ruhe sehnte: da hatte auch die Stunde für die wilde Ausgeburt der Mode geschlagen; sie schwand zusammen, und ihre flatternde Fülle verpuppte sich in die Wülste der spanischen Mode; die Mode des bigotten klösterlich verschlossenen Spaniers kam zur Herrschaft.

Nun schmiegten sich die Ärmel und die Hosen wieder wie Tricots in straffgespannter Enge um die Glieder; aber die Rückkehr zur Vernunft wurde durch neue Thorheiten ausgeglichen. Man legte unter die Borten, mit welchen man sonst die Zeugmassen der Hosen gesammelt und festgehalten hatte, ausgepolsterte Kissen, so daß die Hüften zu einer widrigen Dicke in die Breite und Höhe schwollen. Auch um die Oberarme legte man Puffen; man wattierte die Brust und ließ den Unterleib zu einem Gänsebauche anschwellen. Der Hemdkragen, welcher sonst in kleinen krausen Falten das Kinn umschlossen hatte, verwandelte sich in eine Radkrause, die fast so groß war wie ein Mühlstein. Eine ähnliche Umwandlung durchlief die Frauentracht. Die Frauen polsterten sich so lange, bis sie den Männern gleichkamen an Breite, Steifheit und hölzerner Grazie; auf die stärkste Schwellung ihrer Rückseite befestigten sie ein Polster von der Größe, daß ein Knabe ganz gut hätte darauf reiten können. Nun war es Frankreich, welches die abendländische Welt von dem Banne des versteiften spanischen Kostüms befreite. Auf die Epoche der spanischen Grandezza, der falschen Würde, folgte die Epoche des Pathos, der hohlen Würde, der Aufgeblasenheit, auf diese die Epoche der Frivolität; auf Philipp II. folgte Ludwig XIV.; auf Ludwig XIV. die Marquise von Pompadour.

Zuerst zwar erfüllte die französische Mode eine Forderung der Vernunft und auch der Schönheit, als sie anfing die spanische Steifheit in malerische Freiheit

aufzulösen. Wer nicht gerade die klassischen Gebilde oder die der frühen Renaissance für allein mustergültig hält, wird das Kostüm aus der ersten Zeit Ludwigs XIV. nicht so übel finden; es gab dem Manne eine stattliche Erscheinung. Das Wams verkürzte sich im Leibe wie in den Ärmeln; das Beinkleid senkte sich ein wenig herab, und der Raum zwischen Wams und Hosen wurde von dem feinen, faltigen Hemdstoff ausgefüllt dieser bedeckte auch die Unterarme. Die Hosen erweiterten sich bis zur Kniescheibe dergestalt, daß sie einem Unterrocke glichen; ihre Ränder oben und unten waren mit Spitzen besetzt. Die Stiefel gingen über die Knie herauf und umschlossen diese mit stattlichen Stulpen; die in aufgelöster Fülle niederfallenden Locken der Perrücke bedeckten die Schultern; der Rand des Hutes, sonst steif und scheibenförmig, hatte Breite und Schwung und wurde von einem dichten Gefieder malerisch überwallt; statt der Radkrause umschlang den Hals ein leichter Shawl oder ein weißes Spitzentüchlein, nur lose in einen Knoten geschürzt. Die Frauen ließen ihr Obergewand vom Gürtel an nach untenhin auseinanderklaffen oder banden es in Falten auf, um das Unterkleid sichtbar zu machen; sie setzten die Taille wieder naturgemäß über die Hüften und umgaben den oberen Ausschnitt, welcher Hals und Schultern freiließ, mit einem überfallenden Spitzenkragen; die Ärmel machten sie kurz aber weit und besetzten sie gleichfalls mit Spitzen; das Haar ließen sie frei über die Schultern herabfallen.

So verblieb die Tracht, bis Ludwig XIV., vom Glanze seiner Siege und Erfolge geblendet, sich seiner Gottähnlichkeit bewußt zu werden begann, bis er bigott wurde, in sich versteifte und zwischen sich und der gemeinen Welt eine chinesische Mauer unendlichen Ceremoniels errichtete. Alsbald durchlief das Kostüm dieselbe Wandlung. Gerade so wie Ludwig XIV. von einem großen Manne nichts mehr an sich hatte als den Schein, so bemächtigte sich auch des Kostüms eine aufgeblasene Fülle, ein Schwulst, welcher nur auf den Effekt berechnet war, um endlich zu versteifen. Die Perrücke war das Symbol der Zeit und nicht bloß in der Tracht, auch in der Baukunst und der Gelehrsamkeit, in der Poesie, selbst in der Gärtnerei, überall wehte der Geist der allmächtigen Staatsperrücke. Wie die Perrücke mit ihrer unendlichen Lockenfülle das Haupt umwallte, so verbrämten die Phrasen jeden Gedanken, welcher aus diesem Haupte kam, und die Schnörkel jeden Schriftzug, welcher den Gedanken in Zeichen umsetzte.

Wams und Hosen rückten wieder zusammen; das Wams fiel mit langen Schößen über die Hosen, und diese schrumpften wieder in enge, faltenlose Kniehosen zusammen. Das ganze Kostüm verschwand wie in einem Sacke unter einem großen Oberrocke, der sich weit und formlos darüber hängte. Mit der Zeit erhielt dieser Oberrock eine Taille, lange Schöße und breite Taschen, seine Ärmel aber mächtige Stulpen oder Aufschläge. Die Perrücke ordnete ihren Überfluß von verwilderten Locken in faustdicke Riegel, die sich reihenweise aneinander schlossen. Die Ringel trennten sich auf der Stirne, türmten sich zu beiden Seiten des Scheitels empor und fielen mit zwei mächtigen Flügeln über die Schultern und auf die Brust herab. Selbst die Geistlichen bedienten

sich der Perrücke, die Bischöfe, Pfarrer und Pastoren eine Klappe auf dem Scheitel, welche zurückgeschlagen wurde, ließ die Tonsur dem Auge begegnen. Natürlich verfiel auch die Frauentracht dem Geiste der Perrücke, der steifen Gespreiztheit. Zuerst wurde die Taille durch ein Korsett, einen Panzer von Eisen und Fischbein, zu einer tief herabsteigenden Wespentaille eingeschnürt und die Brust so platt gedrückt wie ein Brett. Die Ärmel zogen sich zusammen; sie wurden enger und kürzer und überließen die Bekleidung des freigewordenen Armes dem bauschigen, mit Spitzen besetzten Hemde oder einem durchsichtigen Gewölke von Spitzen; ein solches verhüllte auch den oberen Ausschnitt, den Hals aber ein umgeschlungener Spitzenshawl. Das Oberkleid schloß sich nur im Gürtel zusammen und öffnete sich nach oben und unten hin; die unteren Flügel wurden über ein Drahtgestell zurückgenommen und in eine mächtige Faltenmasse, die in ellenlangen Windungen auf dem Boden nachschleppte, zusammengebunden. Die Locken richteten sich mit Hilfe eines haubenartigen Gebäudes, das nach einer königlichen Maitresse den Namen Fontange führte, empor und nahmen Spitzen, Schleier und Bänder mit sich in die Höhe. Die Füße waren in Stöckelschuhe eingezwängt und standen wegen der hohen Absätze in einem halben rechten Winkel zum Boden.

Nach dem Tode Ludwigs XIV. schlug die Frommthuerei am Hofe in das Gegenteil um und wurde zur Frivolität. Das Beispiel, welches nun der königliche Hof gab, vernichtete jede Spur von Scham namentlich unter dem weiblichen Geschlechte der höheren und höchsten Stände. Ein Serailleben trat an die Stelle der Ehe; die übliche Freiheit zwischen beiden Geschlechtern wurde zum Gesetze. Das ist die berühmte Epoche des Rokoko. Das Weib selbst war zur Mode geworden; das Weib war die Herrin der Zeit, in der Politik, in der Kunst, in der Mode. Als die Inkarnation dieser Zeit pflegt man die Marquise von Pompadour zu betrachten, die begabteste unter den Maitressen Ludwigs XIV. Das war eine in allen Listen geschulte Teufelsschönheit, die in ihrer selbstsüchtigen Klugheit mehr als irgend eine ihrer Vorgängerin die abgenützten Nerven des Königs zu reizen wußte. Aber man muß gerecht sein; wie groß auch die Verheerung in den Sitten und die Steigerung im Aufwande sein mochten, die sie veranlaßte, so hatte sie doch den Sinn für das Natürliche weniger verloren als irgend ein Künstler ihrer Zeit. Bei allen ihren Aufträgen, mit denen sie die Künstler überhäufte, bestand sie darauf, daß, wo es anging, die Natur zum Muster genommen werde. Aber Sinn und Auge waren damals allzusehr von dem Natürlichen entwöhnt, als daß man die Natur unverfälscht zu begreifen vermocht hätte. Die Liebe zur Natur war ebenso falsch wie die geschlechtliche Liebe. Man setzte die Natur sozusagen in eine Oper um. Schäfer mit rosig gemalten Wangen und bunten Bändern, Schäferinnen mit kurzen bauschigen Röckchen: das waren damals die Ideale von natürlichen Menschen. Falsche Natur und falsche Grazie sprach aus jedem Kunstwerke, aus jeder Falte im Kostüm. Aber man muß zugeben, daß die berüchtigte Marquise das Kostüm vor dem Gepräge der Schamlosigkeit bewahrt hat, welches ihm später durch ihre Nachfolgerin, die unflätige Dubarry, beigebracht wurde.

Daß das Weib zur Herrin der Zeit geworden war und der Mann zu dessen Diener, das kam auch im Kostüme zum Ausdrucke. Das weibliche Kostüm bauschte sich zu einer unerhörten Fülle auf, während das männliche zusammenschrumpfte. Die Ideale von Menschen waren, wie gesagt, die Schäfermasken der Bühne; so, wie diese, wollte man auch im täglichen Leben erscheinen. Man schnürte und panzerte sich die Taille; um das Röcklein aufzubauschen, griff man wieder zum Reifrocke, dessen Herrschaft durch den dreißigjährigen Krieg hinweggefegt worden war. Zuerst erschien der Reifrock als umgekehrter Trichter, dann als Kuppel; dann wuchs er über die Hüften herauf, so daß man die Arme auf ihnen ruhen lassen konnte wie auf den Lehnen eines Sessels; er wurde größer und größer, bis er nicht mehr durch eine geöffnete Doppelthüre zu bringen war; da gab man ihm eine ovale Gestalt, aber man kehrte die breite Seite nach vorn, so daß sich die Trägerin des Reifrocks nur mit einer seitlichen Drehung durch die Gänge und Thüren zu schieben vermochte. Der untere Rock, welcher sich über diese Glocke ausspannte, war von geblümtem Stoffe und mit leichten Falbeln und Volants besetzt; der obere Rock öffnete sich vom Gürtel herab, doch wurde er nicht mehr wie früher zu einer Schleppe zusammengetürmt, sondern glatt über die Glocke ausgebreitet und mit buntfarbigen Volants aus zarten Stoffen wie mit Guirlanden und Festons aufgeputzt. Diese Robe war jedoch nur Hof- oder Gesellschaftstracht; auf der Promenade bediente man sich eines andern Oberkleides; dies war ein Mittelding zwischen Robe und Mantel; es fiel lose und ungeschnürt über die Taille herab, um sich über den Reifrock auszubreiten; im Rücken war es in eine schleppenartige Falte gelegt, welche oben im Nacken begann. Der obere Ausschnitt war ziemlich weit und wurde mit einem Umknüpftüchlein bedeckt. Der Reifrock berührte nicht den Boden, sondern ließ die Füße dem Blicke begegnen, eine Mode, welche bisher nicht üblich gewesen. Nun kamen die niedlichen Füßchen zu Ehren. Zwar bediente man sich noch immer der Stöckelschuhe, aber diese bedeckten fast nur die Zehenspitzen; im Oberteile waren sie von weißem Atlas und gestickt, an Sohle und Absatz von weißem Leder. Man liebte damals überhaupt die lichten Farben, namentlich silbergrau, rosa, lila und blaßblau. Diese schwächlichen Farben stimmten mit dem süßlichen Gebahren der Menschen überein. Die Frisur war in der letzten Zeit Ludwigs XIV. niedrig gewesen; man sammelte die Locken um den Kopf, schlang eine bunte Schleife hinein und legte ein feines Spitzengewebe darüber. Nun fing die Frisur an in demselben Maße in die Höhe zu wachsen wie der Reifrock in die Breite; sie stieg bis zu zwei Fuß Höhe; mit Drahtgestellen und Polstern wurden sie in ihrer Stellung erhalten und mit Gaze, Perlen, Flittern, Bändern, Federbüschen und Blumen ausgeschmückt. Später, zur Zeit der Dubarry und der Königin Marie Antoinette, verwandelte man die hochgetürmte Frisur in einen Blumengarten und selbst in einen Wald von Lorbeer- oder Eichenzweigen, ja man scheute sich nicht, einen Korb auf die mächtigen Puffen zu setzen, der mit natürlichen Blumen oder mit Obst gefüllt war. Im Negligee verbarg man die Frisur unter riesigen Hauben, die man Dormeusen nannte, Hauben, welche sich noch auf unsere Groß- oder Urgroßmütter vererbt haben.

Ganz der gehorsamen Stellung gemäß, welche der Mann dem Weibe gegenüber damals einnahm, verfolgte auch die männliche Kleidung die Tendenz, sich der weiblichen unterzuordnen; sie zog sich zusammen und verzichtete auf alle Auswüchse. Das Wams verkürzte seine langen Schöße und gab selbst die Ärmel auf, so daß es zu einer Weste wurde, die sich unsrer heutigen Weste näherte, doch behielt es seinen Schmuck von Borten und Blumenstickereien; den Brustschlitz füllte die Spitzenkrause des Hemdes. Die Kniehosen entledigten sich der letzten Falte; der Schuh verkürzte seine Absätze, verzichtete auf den Spitzenschmuck und behielt nur die Schnalle. Das um den Hals geschlungene Spitzentuch verwandelte sich in ein einfaches Tuch, das man wie eine Kravatte unterm Kinn verknotete. Auch der Oberrock, beschränkte seine beiden Schoßflügel, ebenso die mächtigen Taschen, welche bald völlig verschwanden und die Stulpen an den Händen. Um sich aber mit dem Reifrocke der Frau nicht ganz außer Übereinstimmung zu setzen, spannte er seine bescheidenen Schöße mit Fischbein aus; aber es währte nicht lange, so verzichtete er auch auf diesen letzten Versuch, sich neben dem Reifrocke geltend zu machen. Selbst die Perrücke sah sich auf der Neige ihrer Allmacht. Die Lockenfülle, welche sich auf beiden Seiten des Scheitels in die Höhe getürmt hatte, sank und sank, bis sie in einer glatten Fläche verschwand; die auf die Brust fallenden Seitenflügel zogen sich auf die Schultern zurück und verwandelten sich schließlich in eine einzige Lockenrolle, welche um Stirn, Schläfen und Ohren lief. Das Nackenhaar schlang sich zuerst in einen Knoten, dann verkroch es sich in einem Säckchen aus schwarzer Seide; der Haarbeutel wurde außer in Frankreich auch in der vornehmen Welt Deutschlands üblich; daneben aber flocht sich das Nackenhaar immer fester zusammen, bis es schließlich als steifer Zopf in den Nacken fiel; aber auch der Zopf hatte noch etwas von dem zähen Leben der Staatsperrücke geerbt; es gelang ihm, gleich jener, zum Symbole der Zeit zu werden. Durch die Perrücke überflüssig gemacht, hatte der Hut seine ganze Majestät eingebüßt; er wurde bedeutend verkleinert und für gewöhnlich nur in der Hand getragen. Diesem Wechsel entsprang die Sitte des Hutabziehens, welche man früher nicht gekannt hatte. Auch als die Staatsperrücke zur Stutzperrücke geworden, kam der Hut nicht mehr zu den alten Ehren; man klappte eine seiner drei Seiten zusammen und trug nun den zweiseitigen flachen Deckel unter dem Arme.

Ebenmäßig wie die Tracht waren auch die kosmetischen Mittel, deren man sich während der Perrücken- und Zopfepoche bediente, ein Charakteristikum der Zeit, namentlich die Schönpflästerchen und der Puder. Die Schönpflästerchen oder Mouchen waren besonders um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts in Gebrauch. Anfangs klebte man sie in das Gesicht, um lästige Flecken in der Haut zu verbergen; als man aber zu bemerken glaubte, daß ihre Schwärze die helle Hautfarbe noch heller erscheinen lasse, wurde aus dem Mittel der Not ein Schmuckmittel und dieses wiederum zu einer Art von Zeichensprache, mit welcher die Koketterie ihr Spiel trieb. Man schnitt die Mouchen in Gestalt von Mond und Sternen aus, auch von Tieren und selbst von pferdebespannten Karossen und beklebte sich das Gesicht damit. Mitten auf der Stirn sollte die Mouche

Würde bedeuten, mitten auf der Wange Galanterie, im Wangengrübchen Liebreiz, über der Nase Trotz u. s. w. Der Puder verdankte seinen Ursprung der Vorliebe für blonde Perrücken; seine Verwendung stieg und fiel mit der Perrücke; bald trug alle Welt nur weißgepuderte Perrücken. Auch den Frauen war der Puder willkommen; sie verwandelten mit dem Puder die natürliche Farbe ihres Haares in ein schneeiges Weiß und erhöhten oder ersetzten mit Puder und Schminken die Blüte der Haut; und nicht bloß im Gesichte! Jugend und Alter, Schönheit und Häßlichkeit verbargen sich unter der gleichen kosmetischen Maske. Alle Köpfe sahen sich einander gleich, alle zeigten dasselbe greisenhafte Antlitz, wie die Zeit, der sie angehörten.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Sociologie (Gesellschafts-Wissenschaft).

Das Recht in der geschlechtlichen Ordnung.

Es herrscht in unsern Tagen merkwürdigerweise eine große Gleichgültigkeit gegen die Rechtswissenschaften; alle andern akademischen Disciplinen, Medizin und Naturwissenschaften voran, nehmen das öffentliche Interesse bei weitem mehr in Anspruch. Diese Erscheinung ist um so auffallender, als gerade die wichtigste Frage der Gegenwart, die sociale Bewegung, die allgemeine Aufmerksamkeit ganz besonders auf die Rechtswissenschaften lenken sollte, und findet wohl hauptsächlich in dem Umstande eine Erklärung, daß alle andern Fachwissenschaften fortwährend in den Mittelpunkt der Diskussion sich stellen und jeden Augenblick etwas Neues bieten. Die Rechtsphilosophie ist dagegen in den hohen Schulen fast überall verdrängt, und seit Ihering's „Kampf ums Recht" hat kaum ein rechtswissenschaftliches Werk in den gelehrten Fachkreisen wie im gebildeten Laienpublikum so gleichmäßig vorteilhaft von sich reden gemacht als E. A. Schroeder's Schriften über das „Irrenrecht".

Bei dieser Ebbe auf rechtswissenschaftlichem Gebiete erscheint es um so erfreulicher und anerkennenswerter, wenn der genannte Verfasser mit einem Werk vor die Öffentlichkeit tritt [1]), welches stofflich umfangreicher, der Behandlung nach gelehrter, dem Inhalte nach für die weitesten Kreise der gebildeten Lesewelt interessanter ist, und indem es der sozialen Bewegung sowie der legislatorischen Arbeit in gleicher Weise Rechnung trägt, ganz besonders geeignet erscheint, das allgemeinste und regste Interesse auf sich zu ziehen.

Die moderne Welt ist geneigter, die Ansichten auf geschlechtlichem Gebiete humoristischer zu nehmen, als dies selbst im klassischen Altertum der Fall war; ja die leichtfertige Auffassung in Dingen des Geschlechtslebens hat sich in der

[1]) Das Recht in der geschlechtlichen Ordnung. Kritisch, systematisch und kodifiziert. Sozialwissenschaftliche Rechtsuntersuchungen von Eduard August Schroeder. Berlin, Verlag von Emil Felber 1893. 8. X. 400 S. Mk. 12.

historischen Zeit von Epoche zu Epoche sogar gesteigert. Schroeder dagegen lehrt uns diese Frage, wohl zum erstenmale, ernst zu betrachten. Derselbe greift darum in eine Zeit zurück, wo das geschlechtliche Leben den andächtigsten Ernst der Menschheit besaß; in jene Zeitläufte, wo das Menschengeschlecht aus der Tierheit sich emporraffte und ängstlich darauf bedacht nahm, durch Vermischung mit der verwandten Tiergattung nicht wieder in jene Tierheit zurückzusinken, aus welche der Mensch einst erstanden. Der Verfasser verfolgt diese Erscheinung an der Hand der Morgan'schen Forschung Schritt für Schritt bis in das germanische Altertum, da Keuschheit und gute Sitte das Leben der alten Deutschen beherrschte und von einer humoristischen oder frivolen Auffassung geschlechtlicher Ansichten noch keine Spur sich zeigte. Das Quellenmaterial, welches Schröder uns vorführt, ist geradezu überwältigend; erstaunlich der Bienenfleiß, mit welchem der Verfasser aus den unzugänglichsten Gebieten der Wissenschaft schöpfte.

Der hohe, sittliche Ernst, welcher die Grundlage dieser großartig konzipierten Schöpfung bildet, kommt wohl am deutlichsten in jener Stelle zum Ausdruck, in welcher der Verfasser darlegt, daß der Hauptzweck der Ehe, „welcher sie von der freien Liebe und der Prostitution unterscheidet und ihr ein eigentümliches und charakteristisches Merkmal verleiht, namentlich in der gemeinsamen Erziehung der erzeugten Kinder durch beide Eltern besteht."

„In diesem Zwecke, dessen Erfüllung die höchste natürliche Sittlichkeit des Menschen darstellt, liegt der Willen der Schöpfung. Wie die Henne nicht die Ente zu erziehen vermag, welche aus dem ihr untergelegten Ei entschlüpfte, die Hündin nicht die Katze, welche sie an ihrer Brust genährt; dagegen der Schwalbenvater sich emsig müht, seine Jungen im Fliegen zu üben: so ist in der Menschenkinder Natur in unendlich verfeinerter Entwickelung ein tausenderlei Mannigfaltiges verborgen, das in seiner Eigenart von Vater und Mutter entstammt, ein Verwandtes ist mit den Eigenschaften der Eltern und nach dem Schöpfungswillen nur von den Erzeugern verstanden, erkannt und dem von der Natur gewollten Entwickelungszwecke zugeführt werden kann. Zwischen Eltern und Kindern ist ein inneres Band, welches sich schon in der äußeren Ähnlichkeit ausdrückt, welches hundertfältig stärker in der Seele wurzelt und später in den Geberden, der Sprache, dem Thun und Lassen zum Ausdruck kommt. Der Nachahmungstrieb wird wohl ähnliche Äußerungen auch fremden Menschen nachbilden, aber sie werden nicht zur inneren Natur der Nachahmenden stimmen, und dem erwachsenen Menschen den Charakter des Unharmonischen aufdrücken. Wie sieht es aus, wenn der Phlegmatiker bei jedem Satze die Stirnfalten zieht, wie es sein Pflegevater gethan, der ein Choleriker war, der Sanguiniker zu keiner seiner Gefühlsausbrüche die Hand bewegt? Dies sind nur Beispiele, welche das, was ich meine, mir auszudrücken helfen sollen. Ein harmonisch entwickelter Mensch ist nur der, welcher in seinen Äußerungen das Bild seiner Innerlichkeit bietet; und dieses mannigfach mögliche, innere Leben kann zur harmonischen Entfaltung nur durch die uns von der Natur angewiesenen, nach dem Willen der Schöpfung dazu verpflichteten, und in sonst unerreichbarer Vollkommenheit einzig dazu befähigten,

mit uns durch Charakter, Temperament und Anlagen verwandten Erzieher, die Eltern, geführt werden. Jedes Lächeln, jedes Weinen, Trotzen und Sichanschmiegen des Kindes, es ist verwandt mit dem Erzeuger, es klingt an die gleichen Regungen der elterlichen Innerlichkeit bekannt, als ob es anders unmöglich wäre, an; es ist wie eine Erinnerung an die eigene Kindheit, eine Erneuerung der eigenen Entfaltung an der Hand der geliebten Eltern."

Und an andrer Stelle (345) schreibt der gelehrte Verfasser, den wir am entsprechendsten seine Ansichten in dieser hochwichtigen sozialen Frage selbst fortsetzen lassen:

„Die Pflegepflicht der Mutter gegenüber ihrem Kinde ist ein Äquivalent für die großen Mutterrechte, für die unvergleichlichen Mutterfreuden. Die Mutter, welche dem Kinde die Lebensnahrung giebt, empfängt von ihm eine Quelle der reinsten, heiligsten Freuden: darum ist die Mutterliebe so groß und darum stimmt sie das Menschenherz zur wahrsten Andacht; darum ist die Menschenmutter unsrer Seele ein Heiliges, welches seine ideale Verehrung im Madonnenkultus der christkatholischen Welt gefunden hat.

Darum aber ist es auch eine unverbrüchliche, gleichfalls heilige Pflicht der Mutter, ihr Kind nach dem Schöpfungswillen mit der Nahrung ihres Leibes zu ernähren. Nie und nimmermehr darf sie ihrem Kinde diese Nahrung, sofern sie sie ihm zu geben vermag, willkürlich entziehen. Und es entsteht so das Recht des Kindes, ein unverletzlicher Anspruch auf die Nahrung aus der Mutterbrust.

Dieses Recht des Kindes hat bislang kein Gesetzgeber zu kodifizieren unternommen; kein positives Gesetz hat es anerkannt, oder auch nur ausgesprochen, obgleich wohl niemand an diesem Rechte den kleinsten Zweifel hegt.

Der rechtliche Anspruch des Kindes auf die Mutterbrust und ihre Nahrung besteht von Natur aus; er entsteht mit dem Dasein der Leibesfrucht; denn die Schöpfung giebt zugleich mit dem Kinde der Mutter auch die Nahrung für dasselbe in so zusammenhängender Weise, daß kein Kind geboren wird, ohne daß die Mutter nicht auch die Nahrung für ihre Leibesfrucht bekäme, keine Mutter diese Nahrung erhält, ohne daß sie nicht ein Kind zur Welt brächte.

Die Muttermilch ist die Bedingung für das spätere Gedeihen des Kindes, die Grundlage seiner körperlichen und geistigen Entwickelung, ein Heilmittel zugleich für die ersten Schwächen und Krankheiten, eine Lebensbedingung, und darum, um rechtsphilosophisch zu spechen, ein eminentes Mittel für die Wohlfahrt des Kindes. Demnach stellt der Anspruch darauf so lange ein unverletzliches Recht des Kindes dar, als eine andre Wohlfahrt nicht gestört, das Glück der Allgemeinheit nicht gefährdet wird."

In diesen Erwägungen paart sich der Idealismus mit dem Realismus; allein obwohl uns dieselben in ihren Ausdrücken neu und befremdend anmuten, so fühlen wir uns doch gedrängt, deren Wahrheit als ursprünglich und alt anzuerkennen!

Während alles rings um uns nach materiellen Gütern strebt, und in diesem Trachten und Sinnen die moderne Welt in den Irrtum versinkt, daß der

Materialismus mit dem Realismus zusammenfalle; während Recht, Wahrheit, Gemüt und selbstlose Liebe zu inhaltslosen Phrasen geworden sind; während gegen die dadurch empfundenen Lücken Rassenhaß, zünftiger Rückschritt von pseudowissenschaftlichen Doktrinen ins Feld geführt werden, ohne einen Wandel zum Bessern, einen Sieg des Gesunden herbeiführen zu können; setzt Schroeder die socialwissenschaftliche Sonde an die klaffenden Wunden unsers Gesellschaftsorganismus und Rechtslebens und legt ohne Rücksicht die tiefen Schäden bloß, welche Recht und Wahrheit in der Gegenwart erleiden.

Das Instrument des Verfassers für seine Untersuchungen ist ein ganz neues. Die Methode socialwissenschaftlicher Forschung, welche in exakter Weise die letzten Ursachen der Menschheitserscheinungen sucht, ist Schroeder's Werkzeug. In dieser Forschung ist derselbe unzweifelhaft der hervorragendste Schüler Karl Menger's. Er hat die Methode des akademischen Lehrers zu lebensvoller Geltung gebracht und deren Anwendbarkeit durch seine Werke erprobt und bewiesen.

Würde man bei Schroeder's Forschungen die deutsche Gründlichkeit vermissen, so könnte man glauben, einen englischen Sociologen in deutscher Übersetzung zu lesen. Denn namentlich in seinem neuesten Werke begegnen wir vielem, was an englische Denkweise gemahnt.

Die englische Wissenschaft hat zwar das Forschungsgebiet, welches Schroeder in so musterhafter Weise bearbeitet, bisher vernachlässigt, aber ein Brite, der nach socialwissenschaftlicher Methode dem Stoff von Schroeder's neuestem Werke zu Leibe gerückt wäre, müßte in der angedeuteten Richtung ähnlich wie dieser geschrieben haben.

Die hohe sittliche Gründlichkeit, die stupende Gelehrsamkeit und der unverrückbare Ernst, welche dem Ganzen das Gepräge aufdrücken, verbieten von selbst jede frivole Deutung, auch bei seinen heiklen Erörterungen, die bei einem Werke von solchem Kaliber notgedrungen und unausweichlich zur Sprache kommen müssen. Es gehört allerdings der volle Mut des Könnens, die Sicherheit und das Vertrauen auf die eigene Kraft dazu, um eine so verfängliche Seite des socialen Lebens in einem wissenschaftlichen und noch dazu in einem deutschen Werke kritisch aufzurollen. Aber das ist eben eine von Schroeder's hervorragendsten Eigenschaften, daß er als Gelehrter und Schriftsteller kühn auf Gebiete sich wagt, welche vor ihm niemand zu betreten wagte, um mit dem Schwerte der Offenheit und Wahrheit eine Bahn zu brechen durch die Wildnis des Vorurteils!

Wenige rechtswissenschaftliche Werke der älteren und neueren Zeit zeigen den Verfasser wie Schroeder's „Recht in der geschlechtlichen Ordnung" als einen gleich gründlichen Kenner des romanischen und des germanischen Rechtssystems. Wenige Fachwerke irgend einer Nation bieten in rechtsvergleichender Beziehung in dem beschränkten Rahmen der Arbeit, welcher sie dienen, ein so vollständiges, maßvolles und doch zielbewußtes Material, wie dies beim genannten Werke der Fall ist. Und aus diesem Grunde verdient dasselbe ein Compendium des vergleichenden Familienrechtes genannt zu werden, welches zum

Studium dieser Rechtsmaterie, sowie als Nachschlagebuch für Richter und Rechtsanwälte ganz besonders geeignet erscheint.

Schroeder's neueste Publikation ist aber nicht bloß vom streng wissenschaftlichen Standpunkte aus eine Arbeit von großem, dauerndem Werte, dieselbe ist zugleich mit Rücksicht auf die Darstellung ein wahres Kunstwerk.

In dem planvoll angelegten Gliederbau wechseln tieferuste, rechtsphilosophische Kapitel mit heiteren, geistvollen Schilderungen unsrer socialen Zustände; trockene Gesetzesstellen und haarscharfe, juristische Auseinandersetzung mit der fast andächtigen Erforschung der Triebkräfte in der Menschennatur; vernichtende Ausfälle auf die Irrtümer und Vorurteile unsrer Zeit mit versöhnenden, wahrhaft erquickenden Huldigungen des echten Gemütsleben, der Wahrheit und der Gerechtigkeit.

Wir unterlassen es, noch weitere Stellen aus dem Gefüge des Ganzen zur Beurteilung der gewaltigen geistigen Schöpfung herauszugreifen, denn nur in seinem ungetrennten Zusammenhange läßt sich dieses epochemachende Werk verstehen, welches auf unsre prüde und doch vielfach so verderbte, in den heiligsten Dingen leider nur zu sehr von der Lüge beherrschte Gesellschaft wie ein schmetternder Posaunenstoß der Wahrheit wirken muß! —

Genua, im November 1893. Karl von Scherzer.

Ästhetik.

Platon's Verhältnis zur Dichtkunst.

Der eigentlich philosophische Standpunkt Platon's gegenüber der Poesie giebt sich in den Dialogen einer in dieser Hinsicht vielleicht mittleren Schriftstellerperiode, z. B. im Staat, im Sophisten, im Gorgias kund. Verschieden davon sind die wenigen Äußerungen der früheren Schriften über diesen Gegenstand und auch die spätere mehr gemäßigt populäre Auffassung, welche sich in den Gesetzen vertreten findet. Da der Philosoph nicht die Absicht hatte, eine erschöpfende Theorie der Dichtkunst zu geben, so sind für den Standpunkt unsrer mittleren Periode, worauf wir uns hier beschränken, zwar ganz bestimmte Grundanschauungen besonders im Zusammenhang mit seinem philosophischen System deutlich genug zu erkennen, aber mehrfach zu wenig oder nicht klar genug zu entwickelt.

Alle Dichtung ist nach Platon Erzählung von Vergangenem, Gegenwärtigem und Zukünftigem, sei dies einfache Erzählung, oder Erzählung mittelst Nachahmung, oder beides. Nachahmung im weitesten Sinne umfaßt, abgesehen von der Baukunst, alle schönen produktiven und alle ausübenden Künste. Wie aus mehreren Stellen hervorzugehen scheint, war diese Auffassung damals bereits eine ziemlich allgemein anerkannte. Daneben findet sich bei Platon eine eigene Begriffsbestimmung. Nach dem Sophisten besteht nämlich die nachahmende Kunst überhaupt (μιμητική), die auch als bildermachende, (εἰδωλοποιική) bezeichnet wird, in der Hervorbringung von Bildern der Dinge, nicht der Dinge selbst, und zerfällt in die ebenbildnerische (εἰκαστική) und trugbildnerische (φανταστική). Jene bildet ihr Urbild in seinen wahren Dimensionen und in seiner wirklichen Farbe nach, diese dagegen sucht diejenigen Verhältnisse nachzubilden, welche nur den Schein der Wirklichkeit darbieten, z. B. die Plastik, wenn sie dem entfernten Standpunkt des Beschauers zu liebe von den wahrheitsgetreuen Proportionen abweicht. Diese trugbildnerische Kunst zerfällt in zwei Unterarten, von denen die eine besondere Werkzeuge gebraucht, die andre das hervorbringende Subjekt selbst als Werkzeug hat. Das letztere ist die Nachahmung der Geberde oder Stimme (σχῆμα, φωνή) eines andern durch die eigene

Stimme, oder aber die Nachahmung bestimmter Eigenschaften durch Handlungen und Reden (ἔργα, λόγοι). Diese Art wird auch schlechtweg Nachahmung genannt, und, wie aus den Darlegungen des Staates zu schließen, hat der nachahmend erzählende Dichter an ihr insofern teil, als er Reden im Geiste und in der Person eines andern hervorbringt (ὥς τις ἄλλος ὤν). Die Baukunst, welche überhaupt nicht zur bildermachenden, sondern zur eigentlich hervorbringenden Kunst (αὐτοποιική) gehört, ist damit auch hier von den übrigen schönen Künsten getrennt.

Auf Grund der bezeichneten Formen der poetischen Darstellung der λέξις zerfällt die Poesie in drei Arten: Diejenige, welche rein auf Nachahmung beruht, d. h. die Tragödie und Komödie, wir würden sagen die dramatische Poesie; diejenige, welche in der Erzählung (ἀπαγγελία) des Dichters selbst besteht, wozu besonders der Dithyrambus zu rechnen ist, wir würden sagen, die lyrische Poesie; drittens die gemischte Gattung, welche aus einfacher Erzählung und Nachahmung besteht, vertreten vorzugsweise durch das heroische Gedicht (ἡ τῶν ἐπῶν ποίησις), wir würden sagen, die epische Poesie. Ohne die Grenzen dieser drei Gattungen zu verschieben, modifiziert nun Platon im weiteren Verlauf seiner Erörterung den Begriff der Nachahmung insofern, als er dieselbe auf die Darstellung wesentlich schlechter Gegenstände beschränkt, die Nachahmung moralisch zu billigender Gegenstände und Charaktere in den Begriff der einfachen Erzählung einschließt, ferner der Nachahmung und somit der dramatischen Poesie ein geringes Maß einfacher Erzählung zugesteht. Diese Begriffsverschiebung, obgleich sie gekünstelt erscheint, entspricht jedenfalls den thatsächlichen Verhältnissen der antiken Poesie, man denke z. B. an die Chorpartien des Dramas und an die Parabase der alten Komödie; sie entspricht ferner in ihrer Verteilung des moralisch Edlen und Unedlen ganz und gar Platon's Ethik; sie ist endlich speziell dazu gemacht, nur auf sie in erster Linie das Urteil über die Dichtkunst zu gründen. Dieses Urteil richtet sich vor allem nach der Form, d. h. der eben erörterten λέξις, und zweitens nach dem Inhalt (λόγοι).

Was die Form betrifft, so ist alle nachahmende Poesie, also Drama und Epos aus dem Idealstaate zu verbannen; denn sie ist ein Verderb für alle diejenigen, denen tiefere Vernunfteinsicht abgeht, unter Umständen sogar für vernünftige Männer. Alle Sinnesdinge — so deduziert Platon — welche unter einen Begriff fallen, haben auf eine einzige Idee Bezug. So giebt es z. B. eine Idee der Bank, d. h. eine einzige wahrhaft seiende Bank. Ebenso giebt es Ideen von allen Gegenständen der Natur. Während nun der Handwerker seine Geräte nach dem Vorbild der Idee fertigt, richtet sich der Maler nach dem Produkt des Handwerkers oder der Natur, d. h. er ist im dritten Grad von der Wahrheit entfernt. Er bildet nur den oberflächlichen Schein von etwas Wirklichem und entwickelt dabei natürlich eine Mannigfaltigkeit, wie wenn man Bilder in einem Spiegel auffängt, den man nach allen Seiten herumträgt. Damit gerade imponiert er der unwissenden Menge nach Art eines Gauklers. Mit ihm auf einer Linie steht der nachahmende Dichter. Wie jener durch Zeichnung und Farbe (σχήματα, χρώματα), so täuscht dieser durch Reden, denen er durch Rhythmus, Metrum und Melodie Farbe verleiht. Durch diese äußeren Mittel bezaubert er die Menge und erweckt den Schein, als verstünde er etwas von dem, wovon er redet, selbst wo es sich wie bei dem vielgerühmten Homer und Hesiod um schwierigste Dinge, wie strategische, staatsmännische und erziehliche Kunst handelt, wenn er auch in der Praxis gar nichts davon versteht. Der Handwerker hat wenigstens eine richtige Vorstellung von der Güte oder Minderwertigkeit eines Gerätes, der das letztere Gebrauchende hat das Wissen darüber, der Nachahmer hat beides nicht, sondern nur vage Vermutung. Seine Kunst ist ein Spiel (παιδία), aber keine ernste Beschäftigung (σπουδή). Und nicht nur das, sondern das Produkt des Nachahmers ist einzig auf das geistig Unverständige und Niedrige im Menschen berechnet. Indem die nachahmende Poesie freiwillig oder auf Zwang handelnde Menschen darstellt, die durch ihre Handlungen Heil oder Unheil heraufzubeschwören glauben und je nachdem freudig oder betrübt gestimmt sind, willfährt sie hiermit sowohl wie mit dem beschriebenen Gaukelwerk dem niedrigsten, sinnlichen Seelenvermögen, aus dem die Sinnestäuschungen, die Begierden samt ausgelassener Freude und übermäßigem Schmerz entspringen, und bringt somit dies alles so recht zur Geltung. Die edle, der Herrschaft der Vernunft unterworfene, gleichmäßig ruhige Gemütsart liegt ihr fern, zumal sie weder leicht nachzuahmen, noch leicht zu verstehen ist.

Wie weit entfernt sich auf diese Weise der nachahmende Dichter und sein Produkt von der Philosophie? Wer wie der Philosoph das wirklich Seiende, die Ideen, zu begreifen vermag, der besitzt Erkenntnis (γνώμη), wer dagegen von den Einzelgegenständen nicht absehen kann, besitzt nur Meinung (δόξα). Die letztere steht zwischen Erkennen und Nichterkennen, wie ja auch ihr Gegenstand, die Sinnesdinge oder das Werden, sich zwischen dem Seienden und Nichtseienden befinden. Das Erkennen gliedert sich in Wissen (ἐπιστήμη, νόησις) und Verständnis (διάνοια), das Meinen in Glauben (πίστις) und Wahrscheinlichkeit oder Vermutung (εἰκασία). Diesen vier Erkenntnisarten entsprechen als Erkenntnisobjekte die Ideen, die mathematischen Wissenschaften, die Tier- und Pflanzenwelt sowie künstlich Gearbeitetes, endlich die Bilderwelt (εἰκόνες). Wie das Gebiet des Meinens sich zu dem des Erkennens verhält, so das der Bilderwelt oder des nachahmenden Dichters zu dem ihres Originals, d. h. der Natur und des Handwerks. Höchster Wissensgegenstand und höchste Gottheit ist die Idee des Guten, die Sonne in dem Gebiet der erkennbaren Welt. Indem ihre Erkenntnis Verähnlichung mit ihr bewirkt, führt dieselbe zugleich zur Tugend. Um diesem Ziel nahe zu kommen, muß die ganze Seele vom Sinnlichen ab und dem Seienden zugewandt werden. An diesem höheren Streben, welches dem Philosophen eignet, hindert aber am meisten das Vergnügen an der Bilderwelt. Denn die Beschaffenheit unsrer Seele ist derartig, daß der unsterbliche Teil derselben, die Vernunft oder das Wißbegierige (νοῦς, φιλομαθές), welches seinen Sitz im Haupte hat, dazu berufen ist, mit Hilfe des Zornmütigen (θυμοειδές) in der Brust den begehrlichen Teil (ἐπιθυμητικόν), welcher sich zwischen Zwerchfell und Nabelgegend befindet, zu bekämpfen. Die Vernunft, welcher das Gebiet der höheren Erkenntnis zufällt, ist natürlich das Organ, mit welchem der Philosoph operiert; der niederste Seelenteil dagegen, welchem das Gebiet der niederen Erkenntnisweise, der Meinung, zufällt, erhält vom nachahmenden Dichter durch die Erregung von Lust und Schmerz und allerlei falschen Vorstellungen das willkommenste und verderblichste Futter in moralischer wie intellektueller Hinsicht und wird so statt eines beherrschten zu einem herrschenden. Auf diesem Wege wird die Vernunft geknechtet und gelähmt. Ja die nachahmende Poesie vermag zuweilen sogar rechtschaffene Männer, die im eignen Unglück alle Selbstbeherrschung aufbieten würden, um ihr Geschick mit Gleichmut zu ertragen, trotzdem durch Rührung zu bestechen, z. B. wenn ein Heroes in Trauer dargestellt wird und lange Klagen führt. Die Freude an solchen Charakteren kann aber nur den eigenen Charakter verschlechtern. „Eine schlechte also, mit Schlechtem sich vermischend, erzeugt Schlechtes die Nachahmung", der Philosoph dagegen gesellt sich mit dem edelsten Seelenteil zu dem ihm verwandten Seienden und erzeugt so Vernunfteinsicht und Wahrheit.

Wie auf die Zuhörer, so wirkt die nachahmende Poesie auch auf die Künstler selbst schädlich. Deshalb dürfen die Wächter oder Krieger des Idealstaates — denn nur auf diese beziehen sich die Erörterungen über höhere Bildung im Staat — dieselbe nicht nur nicht anhören, sondern auch selbst keine Nachahmer sein. Es würde ihnen übrigens die nötige Fähigkeit für das letztere abgehen nach dem Prinzip der notwendigen Arbeitsteilung, welche ja im ganzen Idealstaat, besonders bei der Gliederung der Stände eine so wichtige Rolle spielt. Sie dürfen es ferner deshalb nicht, weil jede Nachahmung auf den Darstellenden unvermeidlich zurückwirkt. Nur die Lexis der lyrischen Dichtung bleibt daher den Wächtern übrig. Daraus folgt aber noch keine Anerkennung der lyrischen Poesie überhaupt. Bisher haben wir Platons Urteil über die Darstellungsform der Poesie kennen gelernt und dabei dasjenige, was wir den Inhalt der Poesie zu nennen pflegen, der platonischen Terminologie zufolge bereits in weiterem Umfang heranziehen müssen. Es bleibt übrig, die Beschränkungen kennen zu lernen, welche nach Platon inhaltlich für die Erzählung des μέτριος ἀνήρ gelten müssen, um die Poesie der ehrbaren Form und des ehrbaren Inhalts zu finden, wie sie im Staate gebilligt wird.

Platon's Normen in dieser Hinsicht beziehen sich auf die Behandlung der Sagen des Volksglaubens und auf das menschliche Leben. Erfindung und unwahre Erzählung ist in den Göttermythen gestattet, nur darf dadurch das Wesen der Götter nicht alteriert werden. Norm ist hier: Gott ist gut, einfach und wahr in Wort und That, und weder verwandelt er sich selbst noch betrügt er andre in irgend welcher Weise. Dem hat die Darstellung der Götter zu entsprechen.

Ferner sind alle schreckhaften Vorstellungen und Schilderungen von der jenseitigen Welt und die damit zusammenhängenden Klagen um den Tod ausgezeichneter Männer zu verbannen, denn solches verstößt gegen die Tapferkeit. Weiter ist alles, was die Besonnenheit verletzen könnte, in den Schilderungen der jenseitigen Welt zu vermeiden. In Bezug aber aufs menschliche Leben darf kein Dichter den Ungerechten als glückselig, den Gerechten als unglücklich, das verborgene Unrecht als vorteilhaft, die Gerechtigkeit als Schaden ihres Subjekts und als Vorteil eines andern schildern, sondern gerade das Gegenteil von diesem allem. Diejenige Poesie, welche sowohl den formalen wie den inhaltlichen Forderungen genügt, besteht daher in Hymnen auf die Götter und Enkomien auf edle Männer.

Welcher Wert ist nun dieser geduldeten Dichtung beizulegen?

Die Wächter des Staates müssen starken Körpers, vor allem aber mutig, und um ihrem Mut das richtige Ziel zu geben, philosophisch-sittiger Natur sein. Beides wird erreicht durch Erziehung in Gymnastik und Musik, denn diese wirken auf die beiden obersten Seelenteile und bringen dieselben in Einklang. Außerdem kommt der musischen Bildung noch eine höhere Bedeutung zu, als Vorbereitung auf die eigentliche, erst dem späteren Lebensalter vorbehaltene Philosophie. Die Vorschriften für den Inhalt der Poesie deuten nämlich auf die platonische Tugendlehre hin. Die Tugend der Weisheit, im Idealstaate vertreten durch den Herrscherstand, bildet die Grundlage für die Auslassungen über das Wesen der Götter, wie es in der Poesie zur Darstellung kommen soll, insofern nämlich hier die rechte Gotteserkenntnis d. h. die Kenntnis der Ideen, auf welcher die höchste Tugend beruht, in Bezug auf die Götter des Volksglaubens vorgebildet wird. Die Tapferkeit oder die standhafte Festhaltung der richtigen Auffassung vom Furchtbaren und Nichtfurchtbaren, vertreten im Idealstaat durch den Kriegerstand, ferner die Besonnenheit, d. h. die freie Unterordnung der schlechteren Neigungen und Bestrebungen unter die besseren, im Idealstaat vertreten durch den Gehorsam des dritten Standes, wurden bereits als maßgebend für den Inhalt der Poesie erwähnt. Die Gerechtigkeit aber, welche darin besteht, daß jeder Teil der Seele das Seinige verrichte, ist die Gesundheit der Seele überhaupt und liegt speziell den für die Darstellung Normen des menschlichen Lebens zu Grunde. Die Vorschriften für die Poesie bilden hier gleichsam eine volksmäßige Tugendlehre im Verhältnis zu der wissenschaftlichen, eigentlich platonischen. Die musische Bildung soll nämlich nicht die höchste, philosophische Tugend und das höchste Wissen, sondern nur als Vorbereitung hierzu die auf richtiger Meinung beruhende Tugend und das entsprechende Wissen hervorbringen.

Damit ist aber der Ausgangspunkt zur Philosophie gewonnen. Schon im Symposion wird der zwischen Wissen und Nichtwissen befindliche Zustand als Eros oder geistiger Zeugungstrieb, als philosophischer Trieb gekennzeichnet. Wie aber die richtige Meinung eigentlich mit der Philosophie zusammenhängt, zeigt erst der Staat: Die Dialektik nämlich, welche zum höchsten Wissen führt, geht von unerwiesenen, vorerst nur geahnten Voraussetzungen aus, d. h. von der Meinung oder Vorstellung, speziell vom Glauben, gelangt aber von da zu einem „anfänglich nur instinktartig geahnten Urprinzip (ἡ τοῦ παντὸς ἀρχή), zum höchsten Gut, nach dessen Monstration alle jene anfänglich unklaren Voraussetzungen als ausgemachte Wahrheiten dastehen." Die Erkenntnis der Idee des Guten, welche die Dialektik auf diese Weise vermittelt, wird direkt vorbereitet durch die Lehre von den Göttern, wie sie die Poesie geben soll, ebenso wird die Tugend angewöhnt durch die Erziehung in der Poesie. Von hier aus kann also der Zögling leicht zu solchen vorläufigen Ansichten gelangen, wie sie die Dialektik zum Ausgangspunkt nimmt, und wird daher zu seiner Zeit die Vernunft als etwas ihm Verwandtes erkennen und liebgewinnen. Dieses der höhere Zweck der musischen Erziehung. Wenn ferner im Symposion der philosophische Trieb bestrebt ist, nicht nur für sich selbst Tugend und Weisheit zu besitzen, sondern auch in andern zu erzeugen, am liebsten aber in der schönen Seele des schönen Leibes, so bezeichnet der Staat auch hier wieder den musischen Gebildeten (μουσικός) als denjenigen, dessen Auge am ersten die Lieblichkeit der Vereinigung einer schönen Seele mit einem schönen Körper zu schätzen vermag, und wo es an Körperschönheit mangelt, immerhin die Schönheit des Geistes. Wenn daher das Endziel der musischen Bildung die Liebe zum Schönen sein soll (τὰ τοῦ καλοῦ ἐρωτικά), so soll das doch wohl den geistigen Verkehr moralisch und eventuell

auch körperlich vollendeter Menschen bedeuten, wie er im Symposion geschildert wird. Die musische Bildung leitet aber nicht nur zu dieser Liebe hin, sie ist es auch, welche in richtiger Vereinigung mit der Gymnastik das Ebenmaß zwischen Leib und Seele und damit den Gegenstand der musischen Liebe hervorbringt. Gymnastik und Musik oder ästhetisch-wissenschaftliche Bildung überhaupt sind beide notwendig, um den Menschen zugleich gut und tüchtig zu machen (καλὸς κἀγαθός Timaeus p. 88 bc.)

Frankfurt a. M. Th. Berghoeffer.



Litterarische Berichte.

Ludwig Wekhrlin (1739—1792.) Ein Publizistenleben des achtzehnten Jahrhunderts. Von Gottfried Böhm. Mit zwei Porträts. München 1893. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Oskar Beck.

Eine ganze Reihe von Litterarhistorikern, und darunter Männer von Namen, wie Schubart, Schlichtegroll und Ebeling, hat sich bereits an der Biographie Ludwig Wekhrlin's versucht, doch dürfen wir jetzt erst nach Herrn Böhm's vortrefflichem Werke uns freuen, ein klares, lichtvolles und vor allem in jeder Hinsicht wahres und zutreffendes Bild von dem berühmten Litteraten aus der Aufklärungsepoche empfangen zu haben. Die Aufgabe, ein solches zu zeichnen, war um so schwieriger, als der abenteuerliche Journalist mehrfach in seinem Leben bestrebt gewesen war, ein andrer zu scheinen, als er wirklich war, und die Quellen für die geschichtliche Forschung nach seinen Lebensumständen zu verstopfen. Es gewährt einen eigentümlichen Reiz, dem Verfasser, der mit der Beflissenheit eines Polizei- oder Untersuchungsrichters den Thatbestand ans Licht zu bringen strebte, nachzufolgen, wie er eine Hülle nach der andern ablöste, die entweder Wekhrlin selbst teils aus Eitelkeit, teils wegen nicht ganz reinen Gewissens um sich gebreitet hat, oder welche die Unkenntnis oder Oberflächlichkeit oder Phantasie der ersten Biographen gewoben haben. Wo dem Autor nicht Akten und Briefe die Sicherheit des Weges verbürgen, wo er auf ältere Angaben sich zu stützen hat, da bewährt er ein so treffliches, gesundes und unbefangenes Urteil, daß er das Vertrauen des Lesers auch dann für sich hätte, wenn er nicht gleichsam den ganzen Prozeß des Wahrheitsbeweises vor unsern Augen durchführte. Damit hat er aber einen glänzenden Beitrag für die Kultur- und Litteraturgeschichte im Ausgang des vorigen Jahrhunderts geliefert. Denn Wekhrlin war, mochte die Persönlichkeit noch so sehr von moralischen Schäden strotzen, ein mächtiger Rufer in der Umbildung der allgemeinen Ideen und Anschauungen, die sich im Zeitalter der Revolution auch bei uns auf friedliche, unblutige Weise vollzogen hat. Es kann zu Mißdeutung Veranlassung geben, wenn der Biograph Wekhrlin einen „Publizisten" nennt. Trotz seiner publizistischen Ader, und trotzdem er sich sehr viel, ja mit Vorliebe in der Diskussion des öffentlichen Rechts bewegt, wird man es doch für zutreffender erachten müssen, in dem Herausgeber des „Grauen Ungeheuers" nicht mehr und nichts andres zu sehen als einen Journalisten. Wenn Schlözer ihn einen „über Deutschland aufgegangenen Kometen" nannte, so ahnte er vielleicht nicht, wie schlagend dieses Bild für die eigenartige Erscheinung dieses Aufklärungspropheten war. Nur bewegte sich sein Dasein in unregelmäßigen und unberechenbaren Bahnen. Wollte man eine Vergleichung unsres Jahrhundertsendes mit dem vorigen anstellen, dann würde sich eine überaus weitläufige und fruchtbare Perspektive von dem Vergleich eines unsrer hervorragendsten Journalisten mit Wekhrlin bieten. Herr Böhm hält mit den Ergebnissen für die allgemeine Geistesgeschichte, die aus seiner Darstellung hervorgehen, diskret zurück, aber sie drängen sich von selbst auf. Jeder, der dieser frisch und fesselnd geschriebenen Lebensschilderung nachgeht, wird sich lange noch geistig angeregt und mit einem hohen Genuß erfüllt fühlen.

C.

Die Geschichte der deutschen Weihnacht. Von Alexander Tille. Leipzig 1893. Verlag von E. Keil's Nachfolger.

Der Gedanke, eine Geschichte des volkstümlichsten Kirchenfestes in Deutschland zu schreiben, war glücklich. Vorarbeiten waren vorhanden, die Grundzüge der Geschichte des Festes liegen deutlich für den Kundigen da, auf empfängliche Leser war zu rechnen. Der Verfasser, welcher an der schottischen Universität Glasgow dociert, aber ein geborener Deutscher ist, hat fleißig gesammelt und sich im ganzen die Aufgabe gestellt, die Vorstellungen durch die Jahrhunderte zu verfolgen, welche sich im deutschen Volke an das Weihnachtsfest knüpfften. Dabei begegnet ihm aber das Unglück einer grundfalschen Grundannahme. Er leugnet, daß es vor Einführung des Christentums ein

deutsches Wintersonnenfest gegeben habe, geht dagegen von einem Winteranfangsfest im November aus (das nichts weiter als der Anfang des römischen julianischen Kalenders war), das sich unter Einfluß der römischen Kalenderfeier des Januar, die in vorchristlicher Zeit in Germanien recipiert worden wäre, mit der kirchlichen Feier der Geburt Jesu verschmolzen habe. Dieser Grundirrtum ist ihm verhängnisvoll geworden, ebenso wie ihm andre irrige Folgerungen aus schwachen Voraussetzungen begegnet sind. — Der Inhalt gliedert sich in neun Kapitel, von denen die über Weihnachtsbescherung, blühende Bäume der Weihnacht, Weihnachtsbaum besonderes Interesse in weiteren Kreisen finden dürften. Q.

Aus meinem Leben. Von Alfred Ritter von Arneth. Erster und zweiter Band. 1819—1890. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Stuttgart 1893. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

Obwohl der Verfasser und Held dieser interessanten Lebensschilderung in hohen Staatsämtern gestanden und in den mannigfachen Wandelungen des österreichischen Staates auch eine politische und parlamentarische Thätigkeit auszuüben Gelegenheit hatte, liegt doch der Schwerpunkt dieser Aufzeichnungen in den freundlichen und liebenswürdigen Familienbeziehungen, die ihn von Jugend auf umgaben, und deren sorgsame Pflege er sich auch im Andrang der umfassendsten Aufgaben seiner Stellung angelegen sein ließ. Uns im Reich draußen, wie man in Oesterreich sagt, stehen die Persönlichkeiten und Familien, die auf dem langen Lebenswege mit ihm in Verbindung kamen, im ganzen ziemlich fern, und nur die Thatsache, daß seine Mutter ehedem die Braut Körner's gewesen war, mit deren Kult im Herzen der patriotische Dichter den letzten Odem ausgehaucht hatte, dürfte auch diejenigen einnehmen, welche für die österreichischen Gesellschaftskreise keine Teilnahme mitbringen. Daß wir der politischen Rolle Arneth's, insoweit sie sich auf Deutschland bezog und in der Teilnahme an dem Frankfurter Parlament ihren Ausdruck fand, eher antipathisch gegenüber stehen, wird leicht bei der Erwägung begreiflich, daß er im wesentlichen dort der Thätigkeit Schmerling's sich anschloß, welche eine mehr verhängnisvolle als rühmliche Bedeutung in den Einheitsbestrebungen Deutschlands einnimmt. Größere Teilnahme erweckt seine Thätigkeit im niederösterreichischen Landtag und später im Herrenhause. Aber immer war Arneth Politiker doch erst in zweiter Reihe; zuerst und vornehmlich war er Gelehrter und Geschichtschreiber. So unstreitig seine Verdienste sind, und so viel Talent er in dieser Richtung entwickelte, so wird man allen seinen historiographischen Schöpfungen gegenüber immer im Gedächtnis behalten müssen, daß er mit patriotischen Voraussetzungen an die Themata seiner Forschung herantrat, die seinem Herzen zur Ehre gereichen, aber die Reinheit der Ergebnisse beeinträchtigen. Es wäre vielleicht zu viel, wenn man von Hofhistoriographie redete, aber seine triftigen Gründe hat es doch, wenn, wie uns die Lebensbeschreibung zeigt, der österreichische Hof niemals einen Geschichtschreiber dermaßen begünstigte wie den Ritter von Arneth. Die höchsten möglichen Stellen wurden ihm zu teil, an der Akademie und bei den kaiserlichen Geheimarchiven. Namentlich in der Leitung der letzteren hat er sich durch Liberalität, Unbefangenheit und unerschöpfliche Gefälligkeit Anerkennung erworben, in die auch diejenigen gern einstimmen werden, welche politisch und litterarisch sich als seine ausgesprochenen Gegner zu betrachten haben. Diese kurzen Andeutungen zeigen aber schon, welche Fülle von geistigen Bahnen in dem Lebensgang des Herrn von Arneth ihre Berührungspunkte haben, und kein Gebildeter wird diese Lebensbeschreibung aus der Hand legen, ohne ihr nach dieser oder jener Seite Interesse abgewonnen zu haben. C.

Friedrich Ludwig Schröder. Ein Beitrag zur deutschen Litteratur- und Theatergeschichte von Berthold Litzmann. 2. Teil. Mit vier Porträts. Hamburg und Leipzig 1894. Verlag von L. Voß.

Im Jahre 1890 erschien der erste Teil dieses gründlichen Werkes über den großen Schauspieler Schröder. Manche Umstände haben den Abschluß des zweiten bis zum Spätherbst 1893 verzögert. Professor Litzmann in Bonn erzählt nun darin das Leben seines Helden von 1767, als Schröder noch auf der Wanderschaft war und sich der Kurzischen Truppe anschloß, bis zu dem Ende seiner ersten Hamburger Direktion und der Kunstreise durch Deutschland 1781. Es ist die Zeit seines großen Aufsteigens, er übernimmt nach des Stiefvaters Ackermann Tode die Leitung der Truppe, im Anfang mit schweren Nöten kämpfend; neben ihm glänzen die beiden Schwestern Dorothea und Charlotte; das tragische Ende der jüngeren berührt uns tief; ihm folgt bald das Lustrum, in dem Schröder für Shakespeare's Einführung glänzend wirkte; dann Dorotheas Abschied vom Theater, das ihr von je verhaßt war und auf dem sie doch so viel leistete; und endlich Schröder's eigener Abschied von Hamburg, das ihm Not und Ehre, Verdruß und Freude reichlich gebracht hatte. Das aus den gründlichsten Quellenstudien erwachsene Buch ist allen Freunden der Theatergeschichte bestens zu empfehlen. Q.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Aus Studienmappen deutscher Meister. Mappe IX Heinrich Hofmann, Mappe X Ludwig Passini. (C. T. Wiskott, Breslau.)

Baumgarten, Hermann, Historische und politische Aufsätze und Reden. (K. J. Trübner, Straßburg.)

Bismarck und die Hamburger Nachrichten. Authentische Tagebuchblätter von einem Eingeweihten. (Ed. Renßel, Berlin.)

Bobertag, Bianca, Mit allen Waffen. Roman in 3 Büchern. (E. Pierson's Verlag, Dresden.)

Böttger, H., Für das Handwerk. (A. Limbach, Braunschweig.)

Brasch, Dr. M., Leipziger Philosophenporträts und Studien a. d. wissenschaftlichem Leben der Gegenwart. (Adolf Weigel, Leipzig.)

Bulle, Oskar, Die italienische Einheitsidee in ihrer litterarischen Entwicklung von von Parini bis Manzoni. (Paul Hüttig, Berlin.)

Chiavacci, V., Wiener Typen. Humor. Bilder aus dem Wiener Leben. (A. Bonz & Comp., Stuttgart.)

Dessoir, M., Geschichte der neueren deutsch. Psychologie I. Von Leibnitz — Kant. (C. Dunker, Berlin.)

Diercks, Dr. G., Marokko. (S. Cronbach, Berlin.)

Dohm, Hedwig, Der Frauen Natur und Recht. (Fr. Stahn, Berlin.)

Dove, Alfred, Caracosa. Historischer Roman aus dem 13ten Jahrhundert. (J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Stuttgart.)

Duckmeyer, Friedr., Zur Freiheit aus Deutschland und Rußland. (Ed. Renßel, Berlin.)

Eichner, W., Aus Werkstätten des Geistes. Ein litterarischer Citatenschatz. (H. Andres & Co., Frankfurt a O.)

Erzähler, Norddeutsche, Novellen von Jensen, Seidel, Stinde. (Verein der Bücherfreunde, Berlin.)

Ganghofer, L., Die Fackeljungfrau, Illustr. von A. Seligmann. (A. Bonz & Comp., Stuttgart.)

Goupy, de, Hortense, Unserer Töchter Erziehung zur Schönheit. (Fr. Stahn, Berlin.)

Grüße, letzte aus Stiftinghaus. Lyrischer Nachlaß von R. Hamerling. (Verl.-Anstalt und Druckerei, Hamburg.)

Gutsche, O. u. Schultze, W., Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zu den Karolingern. I. Die gemeingermanische Urzeit und die germanischen Mittelmeerstaaten. (J. G. Cotta'sche Buchh., Nachf. Stuttgart.)

Hamerling, R., Was man sich in Venedig erzählt. Nach italien. Quellen. (Verlags-Anstalt u. Druckerei, Hamburg.)

Heinemann, Dr. Lothar von, Geschichte der Normannen in Unteritalien u. Sizilien bis zum Aussterben des normannischen Königshauses. (C. E. M. Pfeffer, Leipzig.)

Jastrow, Dr. J., Sozialliberal. (Rosenbaum & Hart, Berlin.)

Klee, Gotthold, Das Buch der Abenteuer. Den deutschen Volksbüchern nacherzählt. (C. Bertelsmann, Gütersloh.)

Köhler, G., Geschichte der Festungen Danzig u. Weichselmünde bis zum Jahre 1814 in Verbindung mit der Kriegsgeschichte Danzigs. (Wilh. Koebner, Breslau.)

Kratz, Heinr., Die Bildung des Gemüts. (Levy & Müller, Stuttgart.)

Kunst, Häusliche, Herausgegeben von Frieda Lipperheide. (F. Lipperheide, Berlin.)

Lemke, P., Der deutsche Kaisertraum und der Kyffhäuser. (B. Franke, Sangerhausen.)

Sigwart, Dr. Christoph, Logik. 2 Bde. (Akad. Verlagsbuchhandlung, Freiburg i Br.)

Steinen, Karl von den, Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens. (Dietrich Reimer, Berlin.)

Stuhlmann, Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika. (Dietrich Reimer, Berlin.)

Wagener, Freih. Joh. von, Johann von Schwarzenberg. Ein Lebens- u. Geschichtsbild aus dem 15. und 16. Jahrhundert. (Verein der Bücherfreunde, Berlin.)

Was will die deutsche Rechtspartei? (Akad. Buchhandlung, Leipzig.)

Ziegler, H. E., Die Naturwissenschaft u. d. sozialdemokratische Theorie, ihr Verhältnis dargelegt auf Grund der Werke von Darwin u. Bebel. (Ferd. Enke, Suttgart.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.


MEYERS
Mehr als 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.
= Soeben erscheint =
in fünfter, neubearbeiteter und vermehrter Auflage:
152 Chromotafeln.
272 Hefte
zu je 50 Pf.
17 Bände
zu je 8 Mk.
KONVERSATIONS-
17 Bände
in Halbfranz
gebunden
zu je 10 Mk.
17,500 Seiten Text.
Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.
Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.
LEXIKON
Ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.


Google

Die verehrlichen Abonnenten der „Deutschen Revue“

beehren wir uns hierdurch zu benachrichtigen, daß diese Monatsschrift vom nächsterscheinenden (April=) Hefte ab in den unterzeichneten Verlag übergehen wird. In der Tendenz und Erscheinungsweise der „Deutschen Revue“ wird dadurch in keiner Weise eine Änderung veranlaßt, sondern sie wird dem unseren verehrlichen Abonnenten genugsam bekannten Programm getreu bleiben und sich durch die sorgfältigste Auswahl und die anerkannte Bedeutung ihrer Beiträge ihre hervorragende Stellung unter den großen Revuen der Gegenwart zu erhalten wissen.

Für nächstes Quartal stehen unter vielen anderen interessanten Beiträgen auch längere Aufzeichnungen eines hervorragenden Mitarbeiters und Reisebegleiters des italienischen Minister=Präsidenten **Fr. Crispi über seinen Aufenthalt und seine Beziehungen zu Friedrichsruh** unter dem Titel

„Crispi bei Bismarck“,

sowie bisher ungedruckte **Memoiren von Johanna Kinkel** und eine bisher ungedruckte Abhandlung von **David Strauß „Gedanken über Wallenstein“** u. v. A. in Aussicht.

Wir ersuchen schließlich, wo dies bis jetzt noch nicht geschehen, das Abonnement auf die „Deutsche Revue“ bei der seitherigen Bezugsquelle **umgehend** zu erneuern, damit Störungen in der Zusendung vermieden werden.

Der Herausgeber
Richard Fleischer.

Der Verlag
Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Breslau, Eduard Trewendt's Buchdruckerei (Setzerinnenschule).

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Neunzehnter Jahrgang. — Zweiter Band.
(April bis Juni 1894.)



Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
1894.

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgangs XIX

(April bis Juni 1894).

Seite


Neunzehnter Jahrgang
Preis vierteljährlich 6 Mark
Deutsche Revue
über das
gesamte nationale Leben der Gegenwart
Herausgegeben
von
Richard Fleischer
1894. April
Vierteljährlich erscheinen drei Hefte
Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
VI·ET·ARTE
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten

Inhalts-Verzeichnis.

April 1894.

Den verehrlichen Lesern der „Deutschen Revue"

beehren wir uns, hierdurch mitzuteilen, daß dieselbe vom vorliegenden **April-Heft 1894** ab in unserem Verlag erscheint. In Tendenz und Erscheinungsweise unverändert, wird die **„Deutsche Revue"** unter der bewährten Leitung ihres seitherigen Herausgebers, Richard Fleischer, fortfahren, durch die sorgfältigste Auswahl und durch die Gediegenheit und Mannigfaltigkeit ihrer Artikel das Interesse immer von neuem zu fesseln, überhaupt nach jeder Richtung hin den hohen Anforderungen an eine große vornehme Revue zu entsprechen. Was wir an hochbedeutsamen Beiträgen für die nächste Zeit zu bieten vermögen, dafür liefert das vorliegende April-Heft schon den sprechendsten Beweis.

Wir bitten schließlich alle verehrlichen Leser der **„Deutschen Revue"**, unser Bestreben, dieselbe in immer weiteren Kreisen heimisch zu machen, durch Weiterempfehlung unserer Monatsschrift nach Kräften zu fördern.

Stuttgart, im April 1894.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Crispi bei Bismarck.

Aus dem Reisetagebuch eines Vertrauten des italienischen Ministerpräsidenten.

September 1887. — Die Reise ist beschlossen.

Seine Durchlaucht hat eine herzliche und verbindliche Einladung an den Minister ergehen lassen. Er erwartet ihn in seiner Einsiedelei in Friedrichsruh. Zehn Jahre lang haben sie sich nicht gesehen.

Nur wenige kennen das Geheimnis. Der Minister wünscht, daß über dasselbe nichts verlaute, bis er die Grenze hinter sich habe; auch muß er zuvor Seine Majestät den König sprechen, der sich zur Zeit in der königlichen Villa von Monza befindet.

Daß Graf Kalnoky alljährlich den deutschen Kanzler besucht, setzt niemand in Erstaunen. Wenn es sich um den Fürsten Bismarck und den Minister der auswärtigen Angelegenheiten und des kaiserlichen Hauses handelt, findet man es ganz natürlich, daß die leitenden Minister verbündeter Staaten mündlich mit einander verkehren; jedermann sieht ein, daß man sich während einer einstündigen Unterredung besser verständigt als durch zwanzig diplomatische Noten: wie Herr von Cavour sagte: „Im mündlichen Verkehr werden viele Schwierigkeiten überwunden, welche in schriftlicher Verhandlung unüberwindlich scheinen.“ Was jedoch in einem Falle natürlich erscheint, wird nicht verfehlen, in den Augen gewisser Leute eigentümlich, befremdlich, anormal, außergewöhnlich, bedrohlich im andern Falle zu erscheinen, das heißt, wenn es sich um Crispi handelt. Darauf muß man gefaßt sein. Die Reise des italienischen Premierministers wird Kommentare und Kritiken bei einem Teil der italienischen Presse hervorrufen, während die französische Presse großen Lärm schlagen wird. Das ist nicht zu verhindern.

Was man verhindern muß, sind die unzeitgemäßen Polemiken und Erörterungen vor der Thatsache und darum ist das Geheimnis notwendig. Es ist wohlbehütet. Selbst in der allernächsten Umgebung des Ministers weiß man nur, daß er Rom verläßt. Die meisten glauben, daß er sich nach Monza

begibt, um sich mit dem Könige zu besprechen — das ist wahr; und zwar über die laufenden Geschäfte — das ist nicht wahr. Andere lassen durchblicken, er könnte einen Abstecher in die Schweiz machen, wohin sich seine Familie, welche gegenwärtig in Oberitalien weilt, zu kurzem Aufenthalt begeben werde. Das sind die ganz Pfiffigen. Herr Crispi ist sehr befriedigt, den Fürsten wiederzusehen, aus verschiedenen Gründen. Einer derselben ist: Er wird Italien die Stellung im Rate des Dreibundes schaffen und sichern können, die ihm gebührt. Italien war 1882 der 1879 zwischen den Zentralmächten abgeschlossenen Allianz beigetreten; es ist als dritter hinzu getreten, aber nicht um den dritten Platz einzunehmen. Als integrirender Teil des Dreibundes soll seine moralische Stellung dieselbe sein wie die der anderen verbündeten Mächte, indem jede der drei auf dieselbe Weise daran sich beteiligt, das heißt in dem Verhältnis, welches das gemeinsame Interesse verlangt und die respektiven Kräfte zulassen. Wenn man fragt, warum Italien bisher in dem Bunde nicht eine derjenigen seiner Verbündeten gleichkommende Stellung gehabt zu haben scheint, so wird man vielleicht entdecken, daß gewisse Zögerungen unserer auswärtigen Politik in der Vergangenheit wenn nicht Zweifel an der vollkommenen Aufrichtigkeit unserer Staatsmänner erweckt, so doch das Vertrauen geschwächt haben, welches voll und ganz, tief und unbedingt zwischen verbündeten Staaten bestehen soll. Indem wir uns den Zentralmächten näherten, haben wir uns manchmal umgewandt, um wie bedauernd zurückzublicken, und wir haben für Augenblicke unsere Schritte verlangsamt. Das war ein Unrecht, aber es erklärt sich. Die neue, der auswärtigen Politik Italiens gegebene Richtung war so verschieden von der alten, daß furchtsame und unentschlossene Köpfe zauderten, sich von Frankreich zu entfernen, auch wenn dasselbe sie abstieß, auch wenn Frankreich sogar unsere Interessen durch seine Politik schwer schädigte, auch wenn es uns durch seine Presse in unserem Nationalstolz demütigte und uns in dem beleidigte, was uns das Heiligste und Teuerste ist; auch wenn sein Pöbel unter Ausrufen des Hasses und Todesverwünschungen unsere auf seine Gastfreundschaft vertrauenden Arbeiter wie wilde Tiere verfolgte.

Die Furcht vor dem Neuen (Neophobie), oder wie man es auch nennen könnte, der Haß gegen das Neue (Misoneismus) ist den meisten Menschen eigen. Sie ist eine der Erscheinungsformen des Gesetzes der Schwere auf dem intellektuellen Gebiete; aber sie findet sich besonders bei Leuten, bei welchen das Alter die Energie gelähmt, bei welchen die Jahre die Elastizität der Intelligenz geschwächt haben. Lombroso hat dieses Phänomen erklärt. Bei den Herren Depretis und Mancini blieb, wenn sie es auch nicht Wort haben wollten, eine alte Gewohnheit der Franzosenliebe „trotz alledem“ zurück; ohne daß sie sich dessen bewußt waren, trat sie bei ihren Handlungen hervor und machte deutlich, daß sie nur gezwungen auf der Bahn sich vorwagten, welche ihnen die öffentliche Meinung Italiens durch die Stimme der Staatsmänner der verschiedensten Parteien und durch diejenige der ernstesten und angesehensten Organe der Presse anwies. Die Anwesenheit des Herrn von Robilant in der Consulta hat der

italienischen Politik den Stempel einer größeren Offenheit aufgedrückt, da diesen Soldatendiplomaten sein entschlossener Charakter die klaren Situationen vorziehen ließ. Es ist die Aufgabe Herrn Crispis, uns mit den anderen auf gleichen Fuß zu bringen. Er hat die Allianz nicht abgeschlossen; wenn er 1881 bis 1882 am Ruder gewesen wäre, so hätte man dieselbe vielleicht nicht abzuschließen gehabt, vielleicht hätte er auch andere Bedingungen für dieselbe verlangt. Aber sie besteht; so, wie sie ist, schließt sie Notwendigkeiten, Pflichten, Rücksichten in sich, welche wir nicht bloß mit äußerster Loyalität beobachten müssen (und die Loyalität unserer Staatsmänner, welcher Partei sie auch angehören mögen, darf nicht in Frage gestellt werden), sondern auch mit dem Eifer, mit dem wir eine angenehme und gern übernommene Pflicht erfüllen, indem wir unsererseits verlangen, daß die Notwendigkeiten, die Pflichten, die Rücksichten, welche unsere Verbündeten uns gegenüber binden, ebenso streng geachtet, ebenso gutwillig und herzlich erfüllt werden. Dies ist, wenn wir uns nicht täuschen, einer der Zwecke, welche Herr Crispi erreichen will. Hiezu wird er sich der Freundschaft bedienen, welche ihn mit Herrn von Bismarck verbindet, eine schon alte Freundschaft, denn er ist seit 1870 in Korrespondenz mit dem Kanzler und kennt ihn persönlich seit 1877.

Der Besuch des Herrn Crispi bei dem Fürsten Bismarck wird natürlich in Frankreich den Ruf der Gallophobie nur bestätigen, welcher den Namen des Herrn Crispi umgibt. Müssen wir hier wiederholen, daß dieser Ruf unbegründet und falsch ist? Bei vielen Gelegenheiten mußte Herr Crispi seine Gefühle für Frankreich kundgeben und diese Gefühle sind nicht diejenigen des Hasses. Er ist vor allem andern Italiener, und so oft ein Gegensatz von Rechten und Interessen zwischen Frankreich und Italien, oder zwischen Italien und irgend einem andern Lande vorliegen wird, wird er die Rechte und Interessen Italiens verteidigen und zu ihrer Verteidigung seine ganze Energie und die Redekunst und Kraft eines alten politischen Kämpfers, der er ist, einsetzen. Aber er hat weder Vorurteile noch irgend welche Voreingenommenheit, und die Franzosen machen ihm einen Vorwurf aus Eigenschaften, welche sie bei einem der Ihrigen bewundern würden. Dank einer Art weiblichen Wesens, das im welschen Charakter liegt, gehört man nur, wenn man ihnen nachgibt, zu ihren Freunden, und Unterwerfung oder mindestens Abhängigkeit ist allzu oft eine der Bedingungen, welche sie an ihre Gunst knüpfen.

Um auf die Gallophobie des Herrn Crispi zurückzukommen, haßt er Frankreich so wenig, daß er gerade in Frankreich eine Zuflucht suchte, als die sardinische Polizei ihn aus Piemont verbannte. Er hatte zahlreiche und gute Beziehungen daselbst und dachte sich dort niederzulassen, als ihn die kaiserliche Polizei, ohne triftigen Grund, nach dem Orsinischen Attentat auswies. In den traurigen Tagen, als nach Mentana das ganze patriotische Italien gegen Frankreich sich empörte, unterschied Crispi in der Abgeordnetenkammer scharf die Verantwortlichkeit des liberalen und denkenden Teiles des französischen Volkes und diejenige der kaiserlichen Regierung. Im Jahre 1877, als er sich nach Deutschland

begeben mußte, reiste er absichtlich durch Paris, um sich mit Gambetta zu begegnen und mit demjenigen, der zu jener Zeit der leitende Mann in Frankreich war, zu untersuchen, ob es nicht einen Boden der Versöhnung gäbe, auf welchem Frankreich und Deutschland sich verständigen könnten, und er erbot sich zum Vermittler für jeden ehrenhaften Vorschlag in diesem Sinne beim Fürsten Bismarck.

Crispi erklärt schließlich offen, daß die Versöhnung zwischen den beiden Ländern das edelste und menschlichste Ziel sei, das ein dieses Namens würdiger Staatsmann verfolgen sollte. Aber man weiß dies nicht, oder vielmehr man will es nicht wissen, und der italienische Staatsmann bleibt für die große Menge in Frankreich der „Gallophobe Herr Crispi“. Man kann in Frankreich weniger als anderswo die Vorurteile bekämpfen. „Der Gallophobe Herr Crispi“ hat ein Pedant, der sich gelegentlich aufs Pamphletschreiben verlegt, in der ironischen Widmung eines sonst in Vergessenheit geratenen Pamphlets gesagt. Hundert Journalisten haben sich des Wortes bemächtigt und Millionen Leser es angenommen, ohne sich zu fragen, ob es der Wirklichkeit entspreche. Was soll man da thun? Einfach, was man muß: seinen Weg weiter gehen und sich um nichts kümmern. Man könnte vielleicht darüber streiten, ob der Augenblick gut gewählt war. Italien scheint auf dem Punkte zu stehen, über einen neuen Handelsvertrag mit Frankreich zu verhandeln, da derjenige von 1881 im Dezember 1886 von Depretis und Robilant gekündigt wurde und am 1. Januar 1888 außer Kraft treten sollte. Aber die Vorbesprechungen haben bewiesen, daß eine Verständigung schwer erreichbar, voraussichtlich unmöglich sein werde, da jede der vertragsschließenden Parteien sich in ihre Forderungen versteift und hinter ihren Beweisführungen verschanzt.

Die französische Regierung sagt in der Hauptsache: „Aendern wir den Vertragstarif, wenn es Ihnen Vergnügen macht, aber im großen Ganzen werden die Konzessionen, welche wir Ihnen machen können, nicht größer sein als die Gesamtheit der Zugeständnisse, welche wir Ihnen in der Vergangenheit gemacht haben.“ Die italienische Regierung erwidert: „Wir haben den Vertrag von 1881 gekündigt, weil er zu sehr zu Ihren Gunsten sprach; wir können nicht von neuem Vorschläge annehmen, welche für Italien als so ungünstig erkannt wurden.“

Dies die zwei Plattformen, auf welche man sich von beiden Seiten stellt, und es hat den Anschein, als ob man lange noch nicht von der Stelle rücken werde.

Uebrigens, selbst angenommen, daß die Unterhändler der beiden Staaten ein Feld der Verständigung finden sollten, würde der neue Vertrag die Zustimmung der französischen Kammer erhalten? Niemand wird das im Ernste glauben. Wurde nicht ein im vorigen Jahre unterzeichneter Schiffahrtsvertrag zurückgewiesen? Die Mehrheit, welche in Frankreich schutzzöllnerisch ist, bedingungslos und bis zum äußersten schutzzöllnerisch, wünscht nur, Frankreich von allen Vertragsbanden zu befreien. Frankreich, sagt man, genügt sich selbst. Für eine Zeit lang mag es richtig sein, aber später wird man sehen ...

So wird denn, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, die Reise des

Ministers nach Friedrichsruh die Sachlage nicht verschlimmern und weder im guten noch im bösen Sinne ändern.[1])

Die Wohnung des Fürsten ist nur einige Schritte vom Bahnhofe entfernt, weniger als eine Minute. Wir können die Fassade des Hauses der Dunkelheit wegen nicht erkennen. Man tritt durch ein Thor ohne Perron ein: gegenüber ein Gang, zur rechten ein kleines Vorzimmer, wo Diener den Besuchern ihre Ueberzieher, Pelze, Plaids und Hüte abnehmen; ein zweites, geräumigeres Vorzimmer und dann die Salons; im ersten derselben erwartet die Fürstin den Minister.

Nach dem Willkommengruß werden die Vorstellungen erneuert und jedem wird vom Wirte des Hauses eine freundliche Anrede zu teil.

So machen wir die Bekanntschaft von Dr. von Rottenburg und von Dr. Schweninger, welche gerade Seine Durchlaucht auf die Bahn begleitet hatten und seine gewöhnlichen Gäste sind. Dr. von Rottenburg, vortragender Rat der kaiserlichen Kanzlei und ein ganz ausgezeichneter Beamter, ist ein germanischer Typus, blond und ernst; Dr. Schweninger, der berühmte Arzt, welcher das volle Vertrauen des Fürsten genießt, sieht eher einem Italiener gleich als einem Deutschen, mit braunem Haar und Bart, lebhaft, munter, noch jung . . .

Nach einigen Minuten wird gemeldet, das Abendessen sei servirt und wir treten in den Eßsaal. Herr Crispi, welcher der Fürstin den Arm geboten hat, nimmt zwischen ihr und dem Fürsten Platz.

Die Unterhaltung wird bald lebhaft. Seine Durchlaucht scheint sich sehr wohl zu befinden und ist vorzüglich aufgelegt. Die Fürstin ist etwas leidend, nimmt aber trotzdem teil an der Unterhaltung. Ihr Aeußeres verrät Seelengüte.

Was wir von ihr wissen, von ihrer unbedingten Ergebenheit ihrem Gemahl dem Fürsten gegenüber, dem Beistand, der Hilfe, welche sie ihm ohne Unterlaß in allen Lebenslagen gewährt hat, erfüllt uns mit Hochachtung und Bewunderung. Man sagt, daß sie „die Freude und das Licht, der Trost und die Ruhe“ seines Hauses gewesen sei. Gewiß haben wenige Frauen wie sie die Rolle der Gefährtin eines Staatsmannes, eines Mannes von Genie, verstanden.

Der Kanzler und der Minister sprechen von gemeinschaftlichen Erinnerungen. Sie sprechen von ihrer letzten Begegnung in Gastein 1877. Herr Crispi war damals Präsident der Deputirtenkammer und einer der hervorragendsten Männer der Linken, die im Jahre zuvor ans Ruder gekommen war.

Er hatte bei dieser Gelegenheit das Portefeuille, welches ihm Herr Depretis angeboten, zurückgewiesen und vielleicht das schon einmal erwähnte Wort wiederholt:

— „Ich heiße: ‚Morgen‘.“

Die beiden Staatsmänner wechseln einige melancholische Betrachtungen über den allzu schnellen Lauf der Jahre.

— „Sie gut ausfüllen,“ sagt der Fürst, „ist die Hauptsache.“

[1]) Nach vorstehender politischer Einleitung beginnen wir in der Deutschen Revue mit der Ankunft des italienischen Ministerpräsidenten in Friedrichsruh. Wir müssen leider wegen Raummangels die vorhergehenden interessanten Reiseschilderungen des Tagebuchs übergehen. Die Redaktion.

Seine Durchlaucht erkundigt sich mit ehrfurchtsvollem Interesse nach dem Befinden unseres Königspaares. Er äußerte sich voll Bewunderung für unseren so loyalen und so tapferen König und für unsere so gute, so schöne, so anmutvolle, so liebenswürdige und so genial verständige Königin.

Dann fragt er: „Und General Cucchi, wie geht es ihm?“

Der Kanzler meint den Abgeordneten Francesco Cucchi,[1] einen der tapferen Waffengefährten Garibaldis und Crispis beim Feldzuge der Tausend. Er hat ihn 1870—1871 während des Krieges in Frankreich kennen gelernt, dessen Verlauf Cucchi als Attaché beim deutschen Generalstab verfolgte, bei welchem er in einer nicht offiziellen, aber deutlich bestimmten Stellung die Linke des italienischen Parlaments vertrat.

Vielleicht ist es nötig, dies mit einigen Worten zu erklären.

Die Sympathien der Rechten in Italien waren mit Ausnahme einzelner Persönlichkeiten für Frankreich und die kaiserliche Dynastie, und die preußische Regierung hatte es seit einigen Jahren für gut gehalten, Beziehungen mit der Linken, damals der Opposition, anzuknüpfen. Im Jahre 1866 unterhielt Graf von Usedom, der preußische Gesandte in Florenz, herzliche Beziehungen mit einigen Führern der italienischen Aktionspartei. Beim Beginn des Krieges 1870—1871 konnte man in Deutschland befürchten, Italien werde sich durch die französischen Sympathien des Staatsoberhauptes und der Mehrzahl der Regierungsmitglieder hinreißen lassen. Man erinnert sich an die ersten Worte, die Viktor Emanuel an Kaiser Wilhelm bei seinem Besuch in Berlin 1873 richtete: „Ich muß Eurer Majestät gestehen, daß ich im Jahre 1871 im Begriffe stand, die Waffen gegen Sie zu ergreifen.“ — „Ich wußte es,“ antwortete in freundlichem Tone der Kaiser. Man kannte ja, mehr oder weniger genau, den Gedankenaustausch, der seit einigen Monaten zwischen Paris, Florenz und Wien bezüglich eines Bündnisses stattgefunden hatte. Das Berliner Kabinet wollte daher vom Beginn des Krieges an sich in dauerndem Verkehr mit der Linken halten, mit welcher in dieser Beziehung Minister Sella gemeinschaftliche Sache machte und welche eine der Haltung der Regierungspartei entgegengesetzte Politik verfolgen sollte. Er schickte daher einen der Beamten des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, den Freiherrn von Holstein, nach Florenz, während sich die italienische Linke ihrerseits im deutschen Hauptquartier durch den Abgeordneten Cucchi vertreten ließ.

Herr Crispi berichtigt den seinem Freunde gegebenen Titel General, da derselbe zwar ein heldenhafter Soldat gewesen, aber auf der militärischen Stufenleiter nie so hoch gestiegen war. Er fügte hinzu, Cucchi würde sich vortrefflich befinden, wenn er nicht von Zeit zu Zeit noch Schmerzen von der Wunde an der Schulter fühlte, die er am 27. Mai 1860 empfing, als er in Palermo eindrang.

Die Unterhaltung sprang nun plötzlich ab und wandte sich den internationalen Verträgen zu. Was bleibt von den Verträgen von 1815? Nichts mehr!

„Und was mich betrifft,“ sagte der Fürst, „so habe ich einiges dazu beigetragen, dieselben vollends zu vernichten.“

[1] Heute Senator.

In der That hat er von dem Tage an, da er, noch geheimer Legationssekretär, als Delegirter Preußens beim Bundestage von Frankfurt (August 1851)[1]) bis zu dem am 10. Mai 1871 in der nämlichen Stadt im Gasthof zum weißen Schwan mit den französischen Bevollmächtigten unterzeichneten Vertrag nicht aufgehört, an dieser Aufgabe zu arbeiten. Waren es denn nicht die Verträge von Wien, auf welchen jene bundesstaatlichen Verhältnisse beruhten, die Herr von Bismarck „als eine Krankheit Preußens, die man ferro et igne früher oder später heilen müsse,“ bezeichnete? Herr von Cavour hatte, als er das Werk des Wiener Kongresses vernichtete, soweit dasselbe Italien betraf, vorausgesehen, daß Preußen dieselbe Bahn beschreiten werde, soweit es Deutschland beträfe.

Im Monat September 1860, nach Castel fidardo, dem Feldzug in Umbrien und dem Einzug Viktor Emanuels in Neapel, kam Graf Brassier de St. Simon, Gesandter Seiner Majestät des Königs von Preußen beim Hofe von Turin, zu Herrn von Cavour, um ihm eine energische Note des Herrn von Schleinitz über die Haltung Piemonts vorzulegen, und er wollte ihm, seinen Instruktionen entsprechend, eine Kopie davon zurücklassen.

„Ich hege,“ so antwortete beiläufig Herr von Cavour, „nicht eben ein besonderes Verlangen, eine Kopie dieser Depesche zu besitzen . . . aber in jedem Fall tröste ich mich darüber, der Regierung Seiner Majestät des Königs Wilhelm so lebhaft mißfallen zu haben, mit dem Gedanken, daß Preußen eines Tages Piemont Dank für das von ihm empfangene Beispiel wissen wird.“

Was bleibt vom Vertrag von 1856 übrig? Nichts, oder beinahe nichts! Prinzipielle Erklärungen über die Blokaden . . . Rußland hat die Verlegenheiten Frankreichs 1870—1871 benützt, um die Revision derselben zu veranlassen und sich von den Hindernissen zu befreien, die dieser Vertrag der Entwicklung seiner Marine bereitete. Und der Vertrag von 1878, der Berliner Vertrag selbst, hat er nicht schon einige Risse erfahren? Ist er nicht schon in Fetzen?

„Ja,“ sagte der Fürst, „aber indem man diese Fetzen bewahrt, rettet man den Frieden.“

Der Fürst erklärt und beschreibt, was seine gegenwärtige Wohnung in Friedrichsruh war, bevor er den Sachsenwald vom König als Geschenk bekam; dies ist der Name des großartigen Waldes in der Nachbarschaft.

Das Haus, das er bewohnt, war nur ein ziemlich bescheidenes Gasthaus am Rande der Wälder. Die Hamburger Bürgerfamilien kamen gern zum Aufenthalt hierher oder um hier in der guten Jahreszeit einige Stunden zuzubringen.

Der Fürst mußte das Haus für die Bedürfnisse einer Familie einrichten. Er hat einen Teil desselben umgebaut; so besteht zum Beispiel jedes der gegenwärtigen Schlafzimmer aus zwei früheren Zimmern.

— Sie werden das an der Decke erkennen, wo man trotz des Anstrichs die Spur der ursprünglichen Einteilung unterscheidet . . .

Er hat zu dem alten, einfachen Gebäude von bürgerlichem Aussehen einen neuen Flügel hinzugefügt. Aus diesem Umbau, aus diesen Reparaturen, aus

[1]) Die Ernennung datirte vom 15. Juli.

diesen Anbauten ist ein großes, unregelmäßiges, stilloses, aber geräumiges und gut eingerichtetes Gebäude entstanden.

So, wie Friedrichsruh heute ist, kann man es eine schöne und bequeme herrschaftliche Wohnung, aber nicht eigentlich ein Schloß nennen, während Varzin dagegen ein solches ist.

— Das Geschenk, welches mir der Kaiser mit diesem Walde und dieser Behausung gemacht hat, war durchaus nicht geeignet, den Bewohnern der Umgegend zu gefallen, die gewohnt waren, sich in diesem Erdenwinkel zu Hause zu fühlen. Auch selbst nach meiner Installation, während meine Familie und ich das Haus schon bewohnten, fuhren sie fort — die Macht der Gewohnheit! — hier herumzustreifen wie in früheren Zeiten. Unsere Gegenwart genirte sie durchaus nicht. Ich hatte die Mauer, welche den Besitz gegen die Seite der Eisenbahn zu abschließt, noch nicht errichten lassen. So kamen sie denn zu mir herein, als ob sie zu Hause wären und spazierten um mein Haus wie früher ... es hat wenig gefehlt, und sie hätten mir zugemutet, ihnen Zimmer zu vermieten. Einige kamen und drückten ihr Gesicht an die Fenster meines Schlafzimmers, um zu sehen, was ich thue, da ich natürlicherweise der Hauptgegenstand für ihre Neugier war — oder, wenn Sie wollen, für ihr Interesse ... Mein Gott! wenn man im Krieg war und das Lagerleben mitgemacht hat, genirt man sich so leicht nicht ... man würde das Hemd im Angesichte von zehntausend Menschen wechseln ... aber ich fühlte mich nicht zu Hause und was mir einerlei war, konnte für die Damen eine Verlegenheit sein ... so habe ich mich denn nach der Seite abgeschlossen, von welcher die Zudringlichen hereinzukommen pflegten.

Man kehrt in den Salon zurück.

Der Fürst und seine Familie haben die alte und liebenswürdige Gewohnheit, „Mahlzeit“ zu wünschen, eine Gewohnheit, die in Italien und in allen lateinischen Ländern unbekannt ist, beibehalten.

„Gesegnete Mahlzeit! ... Ich wünsche Ihnen eine gesegnete Mahlzeit! ...“

Die Herren schütteln sich die Hände und man küßt der Fürstin die dargereichte Hand.

Während Graf Herbert und die Herren von Rottenburg und Schweninger Cigarren und Feuer anbieten, spricht die Fürstin von ihrer Familie, ihren Kindern und Kindeskindern. Sie ist stolz auf ihre Söhne und zeigt große Zärtlichkeit für ihre abwesende Tochter, die Gräfin Rantzau.

Der Fürst seinerseits spricht zum Minister und erklärt durch biographische Kommentare einige Bilder seiner Vorfahren, welche die Salons schmücken.

Einer der Sekretäre Crispis muß nach Hamburg, wohin die Briefe des Ministers geschickt worden waren.

„Wir werden sie holen lassen ...“

„Ich muß auch den Konsul sprechen ...“

„Wir werden ihn kommen lassen ...“

Ein Diener meldet, daß der Zug nach Hamburg signalisirt sei.

„Sie wollen uns also durchaus verlassen,“ sagt der Fürst.

„Es muß sein, Durchlaucht. Aber ich rechne fest darauf, morgen in aller Frühe zurück zu sein.“

Die Handelsthätigkeit Hamburgs ist so groß, daß die Bewegung der Züge Hamburg-Berlin eine ununterbrochene ist.

„Nehmen Sie, um zurückzukehren, einen beliebigen Zug,“ sagt Graf Herbert. „Wir lassen ihn sogar, wenn es ein direkter ist, für Sie anhalten. Das ist,“ fügte er gegen den Minister bei, „der Vorteil, wenn man die Eisenbahnen für sich hat ... Wir haben sie in der Hand.“

In der That hat der Fürst sich stets zu der Meinung bekannt, die Eisenbahnen seien nicht hauptsächlich dazu geschaffen, um ein Gegenstand finanzieller Konkurrenz zu sein, noch um möglichst hohe Erträgnisse abzuwerfen; sie seien viel mehr für den Dienst des Verkehrs als zu Finanzzwecken vorhanden. Der Fehler der Privateisenbahnen ist in seinen Augen der, daß ein vom Staat erteiltes Privilegium und dessen Ausbeutung nur mit Hilfe des Staates stattfindet, ein wahrhaftes Monopol bildet und zwar ein Privatmonopol, das heißt das ungerechteste aller Monopole, und gesetzmäßigerweise in einem Privatinteresse und um Privateinkünfte zu liefern, ausgebeutet wird. Er hat stets gewollt, daß die Eisenbahnen vom Staat abhängen, ebenso wie die Posten und Telegraphen, und zwar aus ähnlichen, wenn nicht noch stärkeren Gründen. Er hat es als eine Pflicht gegenüber dem Reiche betrachtet, demselben eine stärkere Konzentration der Verwaltung, der Gesetzgebung und der Direktion der Eisenbahnen zu bieten. Er hat gesagt, „die Thatsache, daß so große öffentliche Interessen, wie die Eisenbahntransporte Privatgesellschaften und ihren verschiedenen Administrationen ohne gesetzliche Aufsicht überlassen werden, um zum Nutzen von Privatinteressen ausgebeutet zu werden, findet in der Geschichte des wirtschaftlichen Lebens der modernen Staaten keine andere Analogie, als die finanzielle Ausbeutung der alten Generalpächter ... Einer Privatgesellschaft die Ausbeutung des Verkehrs einer Provinz zu überlassen, damit sie aus derselben möglichst hohe Dividenden für ihre Aktionäre ziehe, das heißt dem steuerzahlenden Publikum gegenüber, welches Verkehr braucht, einen schreienden Mißbrauch zulassen ...“

Die Eisenbahnen haben im Leben eines Staates eine solche Wichtigkeit, daß sie in den Händen der Regierung sein, oder so viel als möglich von ihr abhängen und unter ihrem Einflusse stehen müssen. Als die Rede davon war, ein kaiserliches Eisenbahnbureau zu schaffen, nahm der Fürst dankbar einen solchen Antrag des Reichstages an und in der Rede, die er bei dieser Gelegenheit hielt, machte er auf die Befugnisse aufmerksam, welche die Verfassung dem Reiche bezüglich der Eisenbahnen gab, indem es dasselbe andererseits alle Aktionsmittel entbehren und ohnmächtig ließ, um den Mängeln und Mißbräuchen des Eisenbahnregimes abzuhelfen. Dann suchte er gegenüber den Schwierigkeiten, auf welche das genannte Bureau stieß, wenn es Gehorsam erzwingen wollte, immer die Vorteile der Souveränität des Reichs in Eisenbahnangelegenheiten darzuthun und zu beweisen, daß ihr Rückkauf der Zweck sei, welchem alle großen Staaten nachstreben müssen und thatsächlich nachstreben.

2. Oktober, Sonntag. — Die Gastfreundschaft in Friedrichsruh wird in großem Stil ausgeübt. Von der ersten Morgenstunde an steht ein Wagen am Bahnhofe bereit für den Sekretär, der von Hamburg kommen soll.

Der Fürst hat eine ausgezeichnete Nacht verbracht, viel besser, wie er sagt, als an den vorhergehenden Tagen. Er hat sich diesen Morgen frühzeitig erhoben, wie er pflegt, wenn er sich durch den Schlaf in der Nacht erfrischt hat und er hat sogleich fragen lassen, ob Seine Exzellenz Herr Crispi zu sprechen sei.

Der Minister, früh aufgestanden wie immer, hatte schon sein Schlafzimmer verlassen und arbeitete. Der Fürst ließ sich anmelden und machte seinem Gast einen Besuch, der länger als eine Stunde dauerte. Hierauf zog er sich zurück.

Einige Augenblicke später ließ der Minister wiederum fragen, ob der Fürst ihn empfangen könne und, auf die bejahende Antwort kam er in das Gemach Seiner Durchlaucht herab. Diese zweite Unterredung nahm erst gegen elf Uhr ein Ende. Graf Herbert nahm an derselben teil. Sie fand in dem Arbeitszimmer des Fürsten statt, wo sich unter anderen Erinnerungen der Tisch befindet, auf welchem am 26. Februar 1871 zu Versailles die Friedenspräliminarien mit Frankreich unterzeichnet wurden.

Die beiden Staatsmänner gehen in den Garten und sind aufgelegt, vor dem Luncheon noch einen Spaziergang im Park zu machen. Der Park ist ein Wald im Reize völliger Urwüchsigkeit.

Sie werden von Graf Herbert, von Herrn von Rottenburg und Herrn Dr. Schweninger begleitet. Dem Fürsten folgen seine großen Hunde, der alte Tyras und die junge Rebekka. Er trägt eine lange, weite Juppe und seinen schwarzen, breitrandigen Filzhut, wie auf einem der berühmten Bilder Lenbachs. Im selben Augenblick wird der Sekretär des Ministers, welcher aus Hamburg zurückkommt, vor dem Thore abgesetzt. Der Fürst bewillkommt den neuen Ankömmling mit der gewinnenden Höflichkeit, welche er bei jeder, auch bei der geringsten Gelegenheit zur Schau trägt; und während der Minister ihm überbrachte Papiere durchsieht, fragt der Fürst:

„Nun, mein Herr, wie hat Ihnen Hamburg gefallen?“

„Ich habe wenig davon gesehen, Durchlaucht. Aber nach dem Eindruck, den ich empfangen habe, muß es eine große, schöne, wohlhabende und blühende Stadt sein.“

„Ihr Eindruck ist richtig. Hamburg ist nicht nur der erste Hafen Deutschlands, sondern der erste Hafen des Festlandes. Die Zukunft kann seinen Reichtum nur noch vermehren, der ohnehin schon fabelhaft ist. Ich glaube sagen zu dürfen, daß ich dazu beigetragen habe, indem ich den Hamburgern entzog, was sie als unumgängliche Bedingung für den Reichtum ihrer Stadt betrachteten: nämlich die Zollfreiheit, welche ihnen durch die Verträge von 1815 zugestanden und vom Reich provisorisch anerkannt worden war.“

„Ich habe eine unbestimmte Erinnerung, daß die Hamburger nicht ohne Widerspruch diese Wohlthat von Eurer Durchlaucht empfangen haben.“

„In der That haben sie anfangs durch die Stimmen aller meiner Gegner

sich gegen den Druck aufgelehnt, welchen ich gegen Hamburg und alle Hansestädte ausüben wollte; sie haben auf allen Dächern geschrieen, daß ich ihren Ruin herbeiführen wolle; und einige von ihren Tagesblättern haben mich mit Beleidigungen überhäuft. Sie hätten mich hängen mögen ... Jetzt haben sie eingesehen, daß ich recht hatte. Weit entfernt, durch die Unterdrückung des Freihafens zu verlieren, haben sie dadurch gewonnen. Indem Hamburg dem deutschen Zollverein[1]) beitrat, ist es in der That der Hafen für ganz Deutschland geworden. Der Import, welcher bereits beträchtlich war, hat sich gesteigert und der Export hat sich schon verdreifacht. In sechs Jahren! ... Jetzt erkennen die Hamburger die Wohlthat an, die ich ihnen erwiesen; sie würden mir gerne Kränze flechten und mir zu Ehren Triumphbögen errichten. Ich hüte mich, trotz der wiederholten Einladungen der Mitglieder des Senates und der Vertretung der Bürgerschaft, ihnen zu willfahren und mich nach Hamburg zu begeben, aus Furcht vor den Huldigungen, die mich erwarten würden."

„... und es gab eine Zeit, wo die Hamburger Eure Durchlaucht hängen wollten ..."

„Ja, mein Herr, hoch oder niedrig, wenn sie gekonnt hätten."

Schweigen.

„Wenn man jedesmal gekonnt hätte, so oft man auf solche Weise mit Ihnen vorgehen wollte, Durchlaucht ..."

Der Fürst lachte und antwortete:

„So hätte es nicht genug Stricke gegeben ..."

Die Unterhaltung kehrt nun wieder zu den Hamburgern zurück, während wir einige Schritte auf dem breiten mit Sand bestreuten Platze machen, welcher sich vor dem Hause an der Eingangsseite ausdehnt. Crispi fährt fort, die ihm überbrachten Papiere durchzusehen.

„Sie verdienen ihren Wohlstand; sie sind mutig, unternehmend, thätig, ausdauernd ... Für sie ist nach Amerika gehen ein Spaziergang. Sie gehen hin, sie kehren von dort zurück ebenso leicht, wie Sie auf vierzehn Tage in der schönen Jahreszeit nach einer Ihrer Besitzungen gingen. So findet man denn auch in Hamburg mehr als irgendwo in Europa Erzeugnisse jeder Art aus Nord- und Südamerika: Bananen, Ananas, seltene Vögel, Affen ... ‚Draußen' sagen sie manchmal ganz kurz, ‚draußen', das ist für sie Amerika. Da draußen ..."

Man spricht wieder von Friedrichsruh.

Es ist kein eigentliches Dorf da und zum Beispiel auch keine Kirche. Nur einige Häusergruppen und im Walde zwei kleine Weiler. Wenige Schritte von der Wohnung des Fürsten befinden sich, hinter Baumgruppen und Buschwerk versteckt, die Dependenzen, Ställe und Remisen. Der Wald reicht, man kann wohl sagen bis an das Haus, über welches einige Riesenbäume ihre Zweige ausbreiten. Die Gattung, welche in dem Walde vorherrscht, ist die Buche. Bei dem Hause indessen befinden sich Eichen und Tannen.

[1]) Der Vertrag über den Anschluß der Stadt Hamburg an den Zollverein datirt vom 25. Mai 1881.

„Eure Durchlaucht hat immer den Wald geliebt?“

„Immer; ich liebe die großen Bäume, das sind Ahnen . . .“

Der Minister ist mit Lesen fertig und nimmt an der Unterhaltung teil.

„Ihr Besitztum ist sehr groß . . .“

„Ja, es ist groß . . . Dreißigtausend Morgen Hochwald, das heißt ungefähr viertausend Hektar. Ich lege darauf größeren Wert als auf den Fürstentitel, den mir Seine Majestät gnädig verliehen hat.“

Der Bundeskanzler empfing den Titel Fürst und Reichskanzler am Morgen desselben Tages (21. März 1871), an dem zum erstenmal ein deutsches Parlament sich um den Thron des deutschen Kaisers vereinigte.

„Das eine paßt gut zum andern.“

„Und ich bin für beides Seiner Majestät sehr dankbar . . . Sie sehen das Haus, es war, wie ich Ihnen sagte, eine Herberge, ein Hotel, wenn Sie wollen. Ich ließ den Pachtvertrag erlöschen und nahm hier meinen Aufenthalt. Ich habe noch andere Wohnsitze, aber dieser ist für mich am bequemsten, um auf dem Lande zu bleiben und zugleich die Leitung der Geschäfte in der Hand zu behalten. Wir sind nur vier Stunden vom Reichskanzleramt entfernt. Sechzig Bahnzüge verkehren täglich zwischen Berlin und Hamburg, darunter mehrere Schnellzüge. Ich bin also in fortwährendem Verkehr mit meinen Kanzleien, jeden Abend setzen mich dieselben bezüglich der Tagesgeschäfte aufs Laufende; und jeden Morgen schicke ich die Papiere zurück, die ich tags zuvor empfangen, die einen unterzeichnet, die anderen mit meinen Instruktionen. Mit einem Wort, die Arbeit wird erledigt, wie wenn ich mich in Berlin befände, ja vielleicht noch besser, denn die Post ist verläßlich und pünktlich. Auch in Ihren Kanzleien wird es oft vorkommen, daß ein Diener, der Papiere besorgen und übergeben soll, dieselben auf irgend einem Tisch im Vorzimmer herumliegen läßt; das kommt nicht vor, wenn der Kurier zur bestimmten Stunde abgehen muß.“

Man geht spazieren, macht bald Halt, bald setzt man sich wieder in Marsch . . . Der Fürst hat einen Stock in der Hand, auf den er sich manchmal stützt.

„Indem ich mich hier niederließ, habe ich mich einer Einnahme von fünfzehntausend Franken beraubt, das ist ein hübscher Pachtzins.“

„In der That,“ sagte der Minister, „das macht so viel als bei uns die Besoldung eines bevollmächtigten Ministers und außerordentlichen Gesandten erster Klasse oder als diejenige des Präsidenten eines Kassationshofs.“

Man spricht vom Erträgnis der Grundstücke im allgemeinen und den Besoldungen in Preußen und in Italien, man erwähnt im Scherze das französische Sprichwort: „Für den König von Preußen arbeiten.“ Rührt dasselbe aus der Zeit des großen Friedrich her, der den Wert des Geldes kannte, aber dasselbe auch reichlich auszugeben verstand, so zwar, daß er unmittelbar nach dem siebenjährigen Kriege zum großen Erstaunen derjenigen, welche den königlichen Schatz leer glaubten, was entfernt nicht der Fall war, das neue Palais von Sanssouci erbaute? Geht es auf die Regierungszeit Friedrich Wilhelms II. zurück, eines sparsamen Herrschers, der aber seinem Sohne ein blühendes Heer und volle Staatskassen

hinterließ? Das Haus Savoyen, wie dasjenige von Hohenzollern hat sparsame und in ihren Geldverhältnissen geordnete Fürsten gehabt, die mit verschwenderischen und prachtliebenden Fürsten abwechselten . . .

Aus dem Vergleich zwischen Preußen und Italien schloß man, daß die beiden Staaten ihre Diener nicht sehr reichlich entlohnen, daß aber Italien die seinigen noch am schlechtesten bezahlt.

Einer aus der Umgebung des Fürsten bemerkt:

„Allerdings, aber das Leben ist bei Ihnen im allgemeinen leichter, das gleicht die Sache aus.“

„Trotzdem,“ sagt der Minister, „kann kein Staatsdiener, der verheiratet ist und Familie hat, bei uns, ohne große Opfer zu bringen, von seiner Besoldung allein leben. Der Staatsdienst bringt keinen Reichtum und soll auch keinen bringen, aber er sollte zum Unterhalt derjenigen hinreichen, die sich ihm widmen. Bei uns richtet er manchmal seinen Mann zu Grunde . . . Man wird arm bei der Regierung. Ein Minister empfängt 25,000 Franken jährlich, eine durchaus ungenügende Summe, wenn man seinem Range gemäß leben will . . . Man nennt Massimo d'Azeglio, der, nachdem er drei Jahre Premierminister gewesen, seine Pferde verkaufen und Bilder malen mußte, um zu leben. Seit ihm ist das Leben um mehr als die Hälfte teurer geworden.“

Der Minister spricht von England, wo die hohen Besoldungen, die Apanagen, die Pensionen für die Familien fortbezahlt werden, bis herab zu den entfernten Nachkommen des Staatsmannes, der dem Lande Dienste erwiesen habe.

Marlborough bekam sieben Millionen und den fürstlichen Besitz von Blenheim, Lady Canning eine Pension von dreitausend Pfund Sterling. Der englische Staatsschatz zahlt heute noch den Nachkommen des Siegers von Höchstädt und Malplaquet eine Jahrespension . . .

Die beiden Staatsmänner entfernen sich unter den Bäumen in der Richtung des Parks.

Ihre Begleiter lassen sie einige Schritte vorausgehen, damit sie bequemer mit einander sprechen können.

Der Fürst geht ohne sichtbare Anstrengung, nur auf seinen Stock sich stützend.

Doktor Schweninger ist ein angenehmer, lustiger und lebhafter Plauderer. Er hat die Lebhaftigkeit eines Neapolitaners, wie er auch den Typus eines solchen hat.

Gestern in Friedrichsruh angekommen, wenige Stunden vor Herrn Crispi, kehrt er aus Konstantinopel zurück, wohin ihn hohe und höchste Persönlichkeiten berufen hatten, um Mitglieder ihrer Familie von ihm in Behandlung nehmen zu lassen. Er konnte also ohne Schwierigkeit in die Harems eindringen, was übrigens in der Türkei im allgemeinen das Vorrecht der Aerzte ist. Er legt sein System dar, welches, wie es scheint, darin besteht, die Assimilirung der Stoffe, die man zu sich genommen, zu regeln. Die Behandlung, die er anwendet, paßt daher ebenso für die Personen, welche sich in einem Zustand der Entkräftung befinden,

als für solche, welche zu stark und zu fett sind. Er führt dem Organismus Nahrungsmittel zu, welche in einem geringen Volumen viel nahrhafte Stoffe, wie die Eier, enthalten, oder auch Nahrungsmittel, die zugleich nahrhaft und geeignet sind, die Verdauungskräfte anzuregen, wie gesalzener Fisch. Außerdem verbietet er, um die Erweiterung des Magens zu vermeiden, daß man während der Mahlzeit trinke. Das Verbot ist manchmal unbedingt, besonders beim Beginne der Kur; anderemale, oder auch überhaupt nach einiger Zeit, erlaubt er ein wenig trockenen Wein, der gewisse Eigenschaften hat, zum Beispiel Moselwein.

Doktor Schweninger ist Bayer und ein Schüler des berühmten Nußbaum, dessen Assistent er auch war. Wie wir zu wissen glauben, war er zuerst Arzt am Stadthospital in München, wo er sich durch sein schönes Benehmen gelegentlich der Cholera auszeichnete, welche in dieser Stadt 1873 bis 1874 wütete.

In wenigen Jahren machte er sich einen Namen in der Wissenschaft und eine Klientel im Publikum. Er trat zum erstenmal in Beziehungen zur Familie Bismarck gelegentlich einer Krankheit, an welcher der zweite Sohn des Kanzlers, Graf Wilhelm, litt, den er, dank einer heroischen Behandlung, glücklich von vorzeitigen Gichtanfällen heilte. Der Fürst hatte ihn einigemale auch für sich selber konsultirt, aber ohne sein Regime strenge zu befolgen. Da der Zustand des Kanzlers immer bedenklicher wurde, dachte man neuerdings an ihn. Alle anderen Aerzte gaben den Fürsten auf, sie glaubten, er leide am Magen- oder Leberkrebs, während sein Uebel hauptsächlich in einer ungeheuren Erweiterung des Magens und der Eingeweide bestand. Seine Kräfte nahmen ab, sein Magen arbeitete nicht mehr, seine Heiterkeit war verschwunden, sein Geist schien ihn zu verlassen. Er brachte ganze Stunden regungslos zu, mit reichlichem Schweiße bedeckt ... Die Familie war davon in Kenntnis gesetzt, daß ihr nichts übrig bleibe, als sich auf den Verlust ihres Hauptes gefaßt zu machen und die letzten Tage eines erlöschenden Lebens zu versüßen. Das war nach dem Ausspruch der Fakultät eine Frage von Monaten oder Wochen ...

Doktor Schweninger willigte ein, seine Pflege dem berühmten Kranken zu widmen; aber er verlangte, daß der Fürst, ein etwas schwer zu behandelnder Patient, sich in allem genau seinen Vorschriften unterordnen müsse. Der Fürst gab das verlangte Versprechen; die anderen Aerzte wurden entfernt, die Medizinen verbannt. Die Hygiene und ein strenges diätetisches System bewirkten für sich allein das Wunder einer unerwarteten Genesung, da Doktor Schweninger mehr Vertrauen auf die Methode, auf das Regime, auf die ununterbrochene Aufmerksamkeit, man könnte sagen auf die Disziplin hat als auf die Medizin im eigentlichen Sinne. Sechs Wochen lang nährte sich der Fürst nur von gesalzenen Heringen — den Heringen, welche seitdem in Deutschland den Namen Bismarckheringe erhalten haben. Diese erste Phase der Behandlung gab dem geschwächten Magen wieder etwas Kraft; das Allgemeinbefinden besserte sich. Der Kranke konnte von Berlin, wo er sich befand, nach Friedrichsruh transportirt werden. Hier wurde das Regime etwas weniger streng. Doktor Schweninger erlaubte

zu den Fischen etwas Brot, Erdäpfel und Butter. Er gestattete dem Fürsten einige Schluck Wasser zu trinken, aber nur unter der Bedingung, daß er selbst zu der Quelle gehe, welche einige fünf Minuten weit vom Hause entspringt, um dort zu trinken, aber erst eine Stunde nach der Mahlzeit. Die erstenmale genügte dieser kurze Weg, um die Kräfte des Fürsten zu erschöpfen. Aber mit Geduld bei dem Regime beharrend, erholte er sich nach und nach, kam zu Kräften, fand seine Energie, seine Geistesfrische, seine gute Laune wieder. Heute und seit einigen Jahren kann er jede Art von Nahrung zu sich nehmen, beinahe ohne Ausnahme, und befolgt das System Doktor Schweningers nur noch aus Vorsicht und Dankbarkeit. Er geht, ohne zu ermüden; er reitet beinahe täglich einige Stunden lang durch den Wald trotz seiner 72 Jahre.

Doktor Schweninger hat sich dem Fürsten und den Seinigen gegenüber als ergebener und treuer Freund gezeigt. Er gehört zur Familie. Man liebt ihn nicht nur um seiner Wissenschaft, um der verständnisvollen und ausdauernden Pflege willen, mit welcher er den Fürsten umgibt, sondern auch seines jovialen Humors, seines offenen Kopfes wegen. Er hat seine anderen Klienten nicht aufgegeben, trotzdem seine Zeit hauptsächlich dem Fürsten gewidmet bleibt. Er hat ein Institut gegründet und Schüler erzogen: eine Plejade von jungen Mitarbeitern wendet, von seinen Ideen erfüllt, sein System an. Sein Institut ist ein großes Unternehmen. Man konsultirt ihn sehr viel brieflich. Er empfängt an hundert und oft über hundert Briefe täglich. Während er in Friedrichsruh wohnt, wird ihm seine Post aus Berlin geschickt; er nimmt Kenntnis von jedem Brief und schickt ihn seinen Assistenten zurück. Es gelingt ihm, wie dem Fürsten, in Friedrichsruh so zu arbeiten, als ob er in Berlin wäre. Man meldet dem Fürsten vom Hause her, daß der Luncheon servirt sei. Seine Durchlaucht und der Minister kehren langsam und zusammen plaudernd zurück.

Die Fürstin ist im Salon. Noch immer ein wenig leidend, aber es gelingt ihr, dank ihrer Willensstärke, nur Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit zu zeigen.

Graf Herbert von Bismarck versichert in allem Ernste, daß der Besuch „del Signor Crispi“ für seinen Vater ein wunderbares Heilmittel gewesen sei. Der Fürst, welcher häufig genug an nervösen Störungen und Schlaflosigkeit leidet, hat eine ausgezeichnet gute Nacht verbracht, wie es ihm seit langer Zeit nicht gegönnt war. Doktor Schweninger bestätigt freundlich die Sache und erklärt dieselbe: die angenehmen moralischen Eindrücke üben einen nicht zu verleugnenden Einfluß auf den physischen Zustand aus, insbesondere bei Fällen, wo es sich auch um nervöse Affektionen handelt.

Das Frühstück hält sich zwischen dem englischen Lunch und dem, was man in Frankreich im achtzehnten Jahrhundert „Ambigu“ nannte. Mehrere kalte Platten, Schinken, Geflügel, Butter, :c. stehen auf dem Tisch. Es bedient sich wer will, und man reicht sich dieselben nachbarlich. Währenddem reichen die Diener warme Gerichte herum, Eier, Koteletten, Beefsteaks, Kartoffeln :c.

„Wissen Sie, wie man das bei uns nennt?“ fragt der Fürst seinen Nachbar zur Linken, indem er auf prächtige, nach englischer Art gekochte Kartoffeln zeigt.

„Nun? . . . Kartoffeln, Durchlaucht.“

„Ja . . . aber man nennt sie auch pommerische Bananen. Diese Bezeichnung werden Sie wohl nicht kennen.“

„Nein . . . diese Bananen nähren schöne Grenadiere.“

„Das ist wahr . . . Sehen Sie diesen Schweninger, der trotzdem nicht will, daß ich welche essen soll. Ach, böser Doktor!“

„Sit modus in rebus!“ antwortet der Doktor.

Alles ist reichlich und vorzüglich. Der Charakter des Hauses ist nicht der stattliche italienische Luxus noch die kokette französische Eleganz: es ist eine Fülle des Guten, Praktischen und Soliden vereinigt, wie man es in den großen englischen Häusern findet. In allem herrscht reiches Behagen, ohne Gesuchtheit, ohne unnützen Ueberfluß. Das Geschirr ist hübsch, aber einfach; das Silber eher massiv und stark als leicht und gefällig und hat wohl schon mehreren Generationen von jenen starken Essern, welche die Bismarcks waren, gedient. Vielleicht hat man sich desselben schon bei den famosen Gelagen bedient, bei welchen der Urahn des Fürsten, der Oberst von Bismarck, zu jedem Toast die Trompeten seines Regiments blasen und die Musketen abschießen ließ, um den Lärm der aneinander klingenden Gläser zu steigern.

Aus höflicher Aufmerksamkeit hat der- oder diejenige, welche die Speisekarte zusammenstellte, ein italienisches Gericht eingefügt. Man reicht Maccaroni, und der Fürst nimmt sich, als an ihn die Reihe kommt, ziemlich viel.

Der Minister drückt sein Erstaunen aus, daß Doktor Schweninger dem Fürsten italienische Mehlspeisen zu essen gestatte.

„Die Aerzte,“ sagte er, „möchten sie mir selbst, der ich sie immer gegessen habe, verbieten.“

„Wenn ich auf ihn hörte, würde Schweninger es mit mir machen, wie sein Kollege mit Sancho Pansa, dem Gouverneur der Insel Barataria... er verbietet mir die Maccaroni, aber ich esse sie doch: er ist kurzsichtig.“

Aus Gewohnheit oder aus Dankbarkeit, als eine Art von Mahnung oder als Erinnerung stehen gesalzene Heringe auf dem Tische, jene vielbesprochenen Heringe, welche einige Wochen hindurch die einzige Nahrung des Fürsten bildeten.

Es sind dies übrigens prächtige Exemplare ihrer Gattung. Man könnte glauben, der Fisch mit seinem schönen, rosigen und appetitlichen Fleisch sei soeben frisch aus dem Wasser gekommen. Der gesalzene Hering unterliegt keinerlei Zurichtung: er wird einfach gewaschen, ausgenommen und in Salzlake gelegt. Seine Durchlaucht bietet sie seinen Gästen an und fordert sie auf, sie zu kosten.

„Das ißt man nicht allein . . . Damit der Hering wahrhaft gut sei, muß man ihn mit Butter und pommerischen Bananen essen. Sie wissen nun, was das ist. Bedienen Sie sich, wenn Sie Lust haben.“

Seine Durchlaucht wendet sich an den Doktor: „Sie haben mich nicht gesund gemacht, Schweninger, täuschen Sie sich darüber nicht, die Heringe haben es gethan.“

Der Fürst hat für seinen Arzt eine sichtliche Neigung. Eine große Familiarität herrscht zwischen ihnen, immer ehrfurchtsvoll und ergeben von seiten des Doktors, freundschaftlich und scherzhaft von seiten des Fürsten. Manchmal kommt, nach einer Reise von da oder dort, Doktor Schweninger ganz unerwartet nach Friedrichsruh, um sich durch den Augenschein von dem Befinden seines hohen Klienten zu überzeugen. Natürlich sucht man ihn zurückzuhalten. Es ist vorgekommen, daß man ihn zu bleiben veranlaßte, obwohl er keine Effekten zum Wechseln bei sich hatte. Der Fürst hat ihm dann sein Weißzeug und seine Kleider geliehen, aber Gott weiß, wie er darin ausgesehen haben muß. Der Fürst ist ein Riese an Höhe und Breite, während der Doktor nur von mittlerer Größe ist.

An Getränken haben die Gäste des Fürsten die Wahl zwischen Wein und Bier. Man servirt Bordeaux und Moselwein, beide in der entsprechenden Temperatur, das heißt den Bordeaux etwas warm und den Moselwein kühl. Der Fürst hält viel auf diese Details.

Der Minister hält sich an gewöhnlichen Bordeaux, den der Fürst bescheiden nach englischer Art, seinen „Claret“ nennt und der ein ausgezeichneter St. Julien ist.

Wir machen dem Fürsten unsere Komplimente über die Vortrefflichkeit seiner Weine, die offenbar Sorten ersten Ranges sind.

„Richten Sie Ihre Komplimente an meinen Sohn. Graf Herbert hat gegenwärtig die Leitung des Kellers. Ich muß sagen, daß er sich dieser Aufgabe trefflich entledigt.“

Man spricht von den italienischen Weinen, von ihren Mängeln, von den guten Eigenschaften, die sie besitzen, und von denjenigen, welche sie gewinnen könnten, wenn die italienischen Produzenten die Geschicklichkeit, die Gerätschaften der französischen Produzenten hätten.

„Frankreich ist von euch abhängig, was die Weine zum Verschneiden betrifft.“

„Die Zeit wird kommen, wo wir selbst Bordeaux in Apulien machen werden ...“

„Sie müssen Tischweine machen und anerkannte, dauernde Marken ...“

Der Minister rühmt mit Recht den Wein von Syrakus und bittet die Fürstin um die Erlaubnis, ihr einige Kisten schicken zu dürfen. Er wendet sich an sie und nicht an den Fürsten, denn dieser zugleich starke und süße Wein ist eher ein Damenwein.[1])

---

[1]) Die Sendung wurde ausgeführt und wird jedes Jahr zu bestimmter Zeit wiederholt. Der Syrakuser Wein hat Beifall auf der Tafel des Kanzlers gefunden, wie folgender Bericht des Grafen de Launay, Botschafters in Berlin, vom 28. Januar 1889 bezeugt: „Beim diplomatischen Diner am Geburtsfeste des Kaisers hat der Kanzler sizilianischen Wein serviren lassen, ein liebenswürdiges Geschenk Eurer Excellenz. Der Fürst, die Fürstin von Bismarck und Graf Herbert haben mich eingeladen, mit ihnen auf das Wohl des Spenders zu trinken. Der Kanzler fügte hinzu, es wäre schwer, ein besseres Getränke zu finden. Es ist nur schade, daß es in Deutschland wenig bekannt ist, denn es verdient, sehr viele Liebhaber zu finden. ‚Inzwischen thue ich alles, um Propaganda dafür zu machen. Wollen Sie dies Seiner Excellenz Herrn Crispi sagen und ihm meinen besten Dank für seine liebenswürdigen Aufmerksamkeiten wiederholen.‘“

Er spricht von den Reben, die er noch kürzlich auf seinen Besitzungen in Syrakus pflanzen ließ.

Der Fürst kennt Norditalien, das er mit Frau von Bismarck im Jahre 1847 auf der Hochzeitsreise besuchte. Er sah damals Mailand, Genua und Venedig, wo er sich zur gleichen Zeit befand wie König Friedrich Wilhelm IV. Die künstlerische Seite unseres Landes scheint ihm keinen tiefen Eindruck hinterlassen zu haben. Da Seine Durchlaucht unsere Städte bei ihren italienischen Namen nennt — Venezia, Genova, Milano — so fragt ihn jemand, ob er als Polyglotte auch unsere Sprache kenne.

„Un poco," antwortet er, „genug, um eine Zeitung zu lesen und zu verstehen. Ich kenne eine gewisse Zahl von Stammwörtern, aber ich vermag den Modus und die Suffixe nicht zu finden. So kenne ich das Zeitwort leggere, aber vielleicht könnte ich es nicht nach allen Zeiten und nach allen Personen konjugiren: io leggo, tu leggi ..."

In den Briefen des Fürsten Bismarck, jenen Briefen, die von Geist und Humor sprühen, und die uns bedauern ließen, daß die Politik ihn der Literatur geraubt hat, wenn er nicht so große Dinge vollbracht hätte, findet man hie und da italienische Ausdrücke, aber meistens Ausdrücke, welche der musikalischen Terminologie entlehnt sind: con amore ...

Der Fürst scheint indessen das Italienische besser gekannt zu haben, als er sagt. In einem Briefe aus Biarritz vom 4. August 1862 erzählt er Frau von Bismarck, daß er mit einigen Spanierinnen gereist sei, welche „genug italienisch verstanden, um ihnen die Befriedigung begreiflich machen zu können, die ihr Anblick ihm gewährte."

Der Fürst hat seine beiden Hunde, Tyras und Rebekka, bei sich. Von Zeit zu Zeit wirft er dem einen oder dem andern ein Stück Brot hin. Es sind die durch die Biographen und die Karikaturenzeichner populär gewordenen Ulmer Doggen. Es kommt ein Augenblick, in welchem der Fürst mit der Hündin zu spielen beginnt und sie neckt, indem er ihr ein Stück Brot hinhält, das er wieder zurückzieht und thut, als ob er es hinwerfen wollte, und es in der Hand behält, um es von neuem zu zeigen und zurückzuziehen und so weiter.

Einer macht die Bemerkung, daß man in der Politik manchmal dasselbe Spiel getrieben hat. Man könnte in der Geschichte manchen großen Staatsmann finden, der es mit einem Staate, den er ködern will, gerade so macht, wie der Kanzler mit seiner Hündin: das Stück Brot ist in diesem Falle eine Provinz oder ein Königreich. Dasjenige, dessen sich Napoleon I. bediente, war Hannover; aber der ehrliche Friedrich Wilhelm II. ließ sich durch solches Spiel nicht fangen. Man hat manchmal behauptet, daß Herr von Bismarck es 1865 mit Napoleon III. so gemacht habe, indem er sich Belgiens bediente. Aber diese Behauptung müßte erst noch bewiesen werden.

Der Fürst ist gewiß der wunderbarste Plauderer, den man sich vorstellen kann. Fürstin Melanie Metternich erklärte ihn 1851 „für sehr angenehm und außerordentlich geistreich". Und Fürstin Melanie — die Diplomaten, welche

die Ehre hatten, sie zu kennen, erinnern sich dessen — war nicht gerade wohlwollend in ihrem Urteil. Er plaudert gerne und liebt es, wenn man ihm zuhört. Er selbst hat in der aufsteigenden Periode seiner wunderbaren Laufbahn Humboldt und den Fürsten Metternich für sich gewonnen, indem er ihnen zuhörte.

Graf Thun von Hohenstein, sein österreichischer Kollege am Bundestag zu Frankfurt, fragte ihn, als er von Johannisberg zurückkehrte, eines Tages:

„Ich weiß nicht, was Sie dem alten Fürsten angethan haben. Sie beherrschen ihn.“

Herr von Bismarck antwortete:

„Ich erkläre es Ihnen mit zwei Worten: ich höre ihm aufmerksam zu.“

Dem Fürsten Bismarck zuzuhören ist ein unaussprechliches Vergnügen. Alles, was er sagt, hat Wert oder gewinnt Wert, indem es über seine Lippen kommt. Er ist ein geborener Künstler; er hat die erforderliche Biegsamkeit der Stimme und den richtigen Blick, das plötzliche Innehalten, das ausgedachte Stocken, die nötigen Pausen, die Geberde zur nachdrücklichen Betonung, das bedeutungsvolle Schweigen.

Der Fürst und die Fürstin beschäftigen sich sehr viel mit dem Minister; sie sind voll Zuvorkommenheit gegen ihn. Herr Crispi seinerseits ist ausgezeichnet guter Laune und zeigt sich gegen seine Hauswirte so bezwingend liebenswürdig, wie er es sein kann, wenn er will. Die Gabe zu bezaubern ist etwas Seltenes. Es hat sie nicht jeder, der will. Aber man kann sagen, daß diese Gabe der Vorzug vieler Staatsmänner war. Buckingham, Mazarin waren „charmeurs“; Napoleon I. manchmal grob; Napoleon I., von dem Prinz Talleyrand sagte: „Wie schade, daß ein so großer Mann so schlecht erzogen ist!“ hatte im höchsten Maße die Gabe, zu bezaubern, wenn er sich die Mühe geben wollte. Herr von Cavour machte mit den Leuten, was er wollte. Die beiden Staatsmänner, die hier beisammen sind, wissen gewiß anzuziehen und zu gewinnen, wenn sie wollen, das heißt, wenn sie es nicht vorziehen, einzuschüchtern.

Die Tischgenossen wundern sich über die Mäßigkeit des Herrn Crispi. In der That, wenn der Italiener anerkanntermaßen mäßig ist, so ist Crispi noch ein Mäßiger unter den Mäßigen. Er ißt wenig und trinkt noch weniger — eine einzige Sorte Wein und niemals ungemischt.

Zum Nachtisch kamen prachtvolle Früchte: Birnen, Aepfel, erstaunlich große, schöne und wohlschmeckende Trauben. Wir haben in Italien: magna parens frugum — ähnliche Früchte selten gesehen.

„Das ist,“ sagte der Fürst, „ein Geschenk aus Rheinpreußen.“

Der Fürst hat zahlreiche bekannte und unbekannte Bewunderer, die sich ein Vergnügen und eine Ehre daraus machen, ihm die schönsten ihrer Erzeugnisse anzubieten.

„Man bekommt viele Geschenke in meiner Stellung, und zwar durchaus uneigennützige Geschenke. Man muß sie annehmen. Was soll man thun? Man kann sie nicht ablehnen, das würde die Leute verstimmen und beleidigen.“

Vor zwei Jahren, es war bei Gelegenheit seines siebenzigsten Geburtstages

(1885), empfing der Fürst unzählige Geschenke, unter anderen das Ergebnis einer nationalen Subskription zum Wiederkauf der Ländereien von Schönhausen, welche seit fünfzig Jahren in fremde Hände übergegangen waren.

Beim Kaffee behauptet Dr. Schweninger, der vielleicht zu Paradoxen aufgelegt ist, daß ein Mann von guter Gesundheit zwölf kleine Gläschen Cognac im Tag trinken müsse. Wahrscheinlich ändert sich die Zahl nach dem Breitegrad und dem Klima. Er entwickelt seine These mit Geist. Was ihn anbelangt, so erweist er dem Cognac des Fürsten alle Ehre, wenn auch nicht in solchem Maße.

Der Fürst bittet den Arzt um die Erlaubnis, „ein Gläschen“ Cognac zu Ehren des „Signor Crispi“ trinken zu dürfen. Die Gelegenheit ist eine zu seltene und zu glückliche, um ihn dieses Vergnügens zu berauben.

Dr. Schweninger zögert oder stellt sich, als ob er zögere.

„So ist es immer! Er will mir meine Einfälle nicht hingehen lassen, wenn es sich um Dinge handelt, die er gerne hat. Er hat Angst, daß ihm nicht genug bleibt ... Beruhigen Sie sich, mein Lieber, was den Cognac anbelangt. Es bleibt für Sie noch übrig, auch wenn Sie mich trinken lassen. Ich habe noch vierhundert Flaschen von derselben Sorte und vom selben Jahrgang ... und er ist sehr alt.“

Man geht in den Salon. Graf Herbert bietet Cigarren, der Fürst Feuer an. Ein Detail: die Zündhölzer, deren man sich im Hause des Fürsten bedient, scheinen extra für ihn gemacht zu werden. Es sind schwedische Zündhölzer, aber sehr lang und sehr breit — einen halben Centimeter breit und sieben oder acht Centimeter lang, d. h. lang genug, um sie in den Kopf einer Pfeife zu tauchen, selbst wenn er sehr groß ist.

Der Fürst raucht nicht des Vormittags.

Während Seine Durchlaucht spricht, nähert sich ihm die Fürstin, richtet ihm die Rockklappe, welche sich ein wenig umgedreht hat, und zieht die Krawatte, die sich etwas verschoben hatte, an ihren Platz zurück. Der Fürst trägt noch die langen Krawatten von weißem Musselin oder schwarzer Seide, welche mehrmals um den Hals gehen.

„Seit fünfzig Jahren,“ sagt er lachend, „bin ich im Kampfe gegen meine Krawatte ...“

Der Fürst hat immer dieselbe Art Krawatten getragen. 1850 und in den folgenden Jahren brachte ihn der Kladderadatsch gerne mit breiten Krawatten und breitem Knoten; es war dies damals eines der Kennzeichen seiner Person, wie später die Pfeife und die berühmten drei Haare. Und nie saßen seine Krawatten gut.

In einem 1857 von Paris an seine Schwester, Frau Malvine von Arnim, gerichteten Brief schrieb er: „Ich habe elf große Spiegel und meine Krawatte sitzt noch immer so schlecht ...“

Er fährt fort:

„Der Knoten will niemals an seinem Platz bleiben ... und zwar dreht er sich immer nach derselben Seite. Da man sich von allem Rechenschaft ablegen

muß, erkläre ich diese Erscheinung durch eine Bewegung des Kopfes, die bei mir häufiger in einer Richtung als in der andern stattfinden mag und durch die Einwirkung meiner Barthaare, die, scharf rasirt, bürstenartig wirken. In der That ist mir Aehnliches auch nicht vorgekommen, als ich einen Vollbart trug." Auch der Minister trug früher einen Vollbart, was ihm eine Aehnlichkeit mit Mazzini verlieh, trotz der starken Verschiedenheit ihrer Züge.

„Ich trug einen Vollbart in den ersten Zeiten meiner Mission in Frankfurt ... ich trug ihn auch während und nach meiner großen Krankheit ... meine Frau liebte es nicht. Sie bestand darauf, daß ich mich rasire. Ich habe nachgegeben ... und doch ist es so bequem gewesen!"

Die Fürstin fällt ein:

„Es war vielleicht bequem, aber es stand Dir sehr schlecht. Es war abscheulich."

„Abscheulich oder nicht," schloß der Fürst, „Sie hätten es gemacht wie ich: ich habe diesen Schmuck auf dem Altare des häuslichen Friedens geopfert."

Der Minister spricht mit dem Grafen Herbert von Bismarck und beide sitzen abseits. Einer von uns plaudert mit dem Fürsten, der ihm eine liebenswürdige Aufmerksamkeit schenkt.

„Jetzt, da ich die Ehre habe, mich in der Nähe Eurer Durchlaucht zu befinden und Sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen, scheint es mir, daß keines der Bildnisse, die Ihre Physiognomie so populär gemacht haben, wirklich ähnlich sei ... niemals, so viel ich weiß, hat man Sie zum Beispiel mit dem Ausdruck gezeigt, den Ihre Züge im Familienleben, in der Vertraulichkeit des home's haben. Ich sehe Sie jetzt mit einem Ausdruck von Güte, den ich noch nicht an Ihnen kannte. Ich möchte, wenn Euer Durchlaucht erlaubt, beifügen, daß man im allgemeinen auch darauf kaum gefaßt ist. Und doch muß das im täglichen Leben ihr gewöhnlicher Ausdruck sein." Der Fürst hört lächelnd zu; sein Lächeln ist nachsichtsvoll und gutmütig. Die großen hellblauen Augen, deren Pupille am Rande — vielleicht, weil die Kristalllinse mit dem Alter gelblich wird — eine meergrüne Durchsichtigkeit annimmt, blicken den unvorsichtigen Sprecher an, weit offen, bedeckt von ungeheuren, zollbreiten Augenbrauen, wie wir sie an Darwin kennen, nur mit dem Unterschiede, daß der große englische Naturforscher sie wachsen ließ, während der Fürst sie in diesem Augenblick kurz abgeschnitten hat. Und der mit ihm Sprechende hat recht: was in seiner Physiognomie vorherrscht, ist ein Ausdruck von Güte, von sanfter und lächelnder Güte. Der Ozean, der seine Stürme hat, hat oft auch seine große Stille ... So kennt man Bismarck, den Staatsmann und den eisernen Kanzler; aber nicht jedermann weiß, daß der Fürst ein Mustergatte und ein ausgezeichneter Vater ist, daß er ein guter Sohn und ein bewundernswerter Bruder war. Seine Briefe an seine Schwester, die 1844 Frau von Arnim wurde, atmen die größte Zärtlichkeit und Natürlichkeit Während seiner diplomatischen Laufbahn ist er unaufhörlich mit dem Gedanken an die Seinigen beschäftigt. Frankfurt ist ein Verbannungsort, so lange er nicht seine Frau und seine Kinder bei sich hat.

Die Fürstin näherte sich und hörte die letzten Worte.

„Sie haben recht, mein Herr, mein Mann ist wirklich gut.“

Der Fürst lächelte, vielleicht ein wenig spöttisch. Er scheint sagen zu wollen: „Man sollte sich nicht zu sehr darauf verlassen.“ Er bemerkt aber nur:

„Das ist nicht jedermanns Ansicht.“

Dann, auf die Frage der Bilder zurückkommend:

„Gewiß ist, daß mir die Photographien gewöhnlich keinen sehr liebenswürdigen Ausdruck geben ... das muß von den Apparaten herkommen.“

Seine Durchlaucht spricht nun von den Malern, denen er gesessen und die von ihm berühmt gewordene, tausendmal durch die Photographie reproduzirte Bildnisse gemacht haben: von Werner, dem Geschichtsmaler der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches; von Lenbach, dem feinen Künstler, dem wunderbaren Nachahmer der Alten und, wie es scheint, einem persönlichen Freunde des Dr. Schweninger. Werner hat den Fürsten sehr oft auf seinen Historienbildern dargestellt: so steht Seine Durchlaucht im Mittelpunkte des Gemäldes „Proklamirung König Wilhelms zum deutschen Kaiser“; aber er hat auch das Bildnis des Fürsten gemacht in kleiner Uniform, auf seinem Platz im Reichstag, im Augenblicke, da er zur Versammlung spricht; die Augen zeigen die innere Konzentrirung des Denkens an; die Lippen scheinen zu zögern und in der That finden in der Art, wie der Fürst spricht, häufige Zögerungen statt. Dieses Zögern sichert ihm allerdings glückliche rednerische Wirkungen, denn es gestattet ihm, das richtigste Wort zu finden, dasjenige, welches dem Gedanken am nächsten kommt und denselben auf die stärkste oder malerischste Weise wiedergibt. Ein Bildnis von Lenbach, das in Friedrichsruh angefertigt wurde, stellt den Fürsten en face dar, in bürgerlicher Kleidung mit der nämlichen geschlossenen Juppe, die wir an ihm sehen, der nämlichen Halsbinde und dem nämlichen breitrandigen Schlapphut. Die Augen schauen gerade vor sich hin ins Weite mit einem gedankenvollen, etwas traurigen Ausdruck. Der Fürst scheint sich mit seinem Denken in ferne Visionen verloren zu haben. Ein anderes Bildnis, gleichfalls von Lenbach, stellt ihn im Dreiviertelsprofil, barhäuptig, in einer gleichfalls nachdenklichen Haltung dar. Werner hat uns den Staatsmann und Redner, Lenbach den Denker gegeben.[1])

„Ich habe da noch ein anderes Porträt von mir, von einem Amerikaner, der allerdings weniger berühmt ist als Werner und Lenbach. Haben Sie es gesehen?“

Der Fürst führt uns in einen andern Salon. Ein großes Bildnis nimmt die Mitte einer der Wände ein. Ist es wirklich der Fürst? Ein General in sitzender Stellung in kleiner Uniform bei einem Tische, im Dreiviertelprofil, dick und aufgeschwollen ... Nein, das ist er nicht.

Der Amerikaner, der Schöpfer dieses empörenden Bildnisses, ein steinreicher Malerdilettant, hatte sich, wenn wir nicht irren, zur Zeit der Einschließung von

---

[1]) Lenbach hat ein anderesmal, in neuerer Zeit, den Fürsten Bismarck in Kürassieruniform mit dem Helm auf dem Kopfe dargestellt.

Paris dort verspätet und fand sich während der Belagerung dort eingeschlossen; er wandte sich, um herauskommen zu dürfen, an den Kanzler, durch dessen Vermittlung er einen Paß erhielt. Das dem Fürsten angebotene Bild ist ein Zeichen seiner Erkenntlichkeit.

Aber während wir durch einen Zwischensalon gingen, haben wir in einem ovalen Rahmen ein jüngeres Gesicht gesehen, das uns viel besser getroffen zu sein scheint. Das ist der Fürst im beiläufig vierzigsten Lebensjahre. Dieses Bildnis stammt aus der Zeit, da Herr von Bismarck Preußen beim Frankfurter Bundestage vertrat. Es scheint uns vom künstlerischen Standpunkte gut und macht den Eindruck der Aehnlichkeit. Der Fürst ist noch blond, das Gesicht energisch, das Auge hellblau und tief zugleich ...

An der Wand gegenüber dem Bildnisse des „Amerikaners“ lehnt ein prachtvoller Schrank aus geschnitztem Nußbaumholz, der eine der Sehenswürdigkeiten von Friedrichsruh bildet. Der Fürst öffnet die Thüren desselben, um uns in das Innere sehen zu lassen. Von oben bis unten ist der Schrank angefüllt mit Schreibpapier und Briefumschlägen jeder Art, jeden Formates und jeder Farbe. Die Schubladen sind voll Bleistifte, Federn, Kanzleigegenständen jeder Länge und Form, von Tintenzeugen, Siegellackstangen ... Der Schrank und sein Inhalt sind ein Geschenk, welches dem Fürsten von den Papierfabrikanten ganz Deutschlands gemacht wurde zum Dank dafür, daß er die Interessen ihrer Industrie verteidigte. Friedrichsruh besitzt noch einige andere Gegegenstände, die dem Fürsten von seinen Bewunderern geschenkt wurden, unter anderen das Piano, das sich in einem der Salons befindet. Die Fürstin und auch ihre Tochter, die Gräfin von Rantzau, sind außerordentlich musikalisch. Aber die Mehrzahl der Geschenke, die der Fürst empfangen, befindet sich in Schönhausen, wo sie eine Art von Museum bilden. So hatte auch der Fürst von Metternich in Königswart alle Geschenke vereinigt, die er während seiner langen Laufbahn empfangen. In Schönhausen, dem alten Familienhause, das durch Subskription zurückgekauft wurde und so selber auch ein Nationalgeschenk darstellt, befinden sich die Bildnisse von Souveränen, die Kunstwerke, die Diplome, die Adressen und so weiter, die man als Zeichen der Freundschaft, Dankbarkeit oder Bewunderung dem Fürsten verehrt hat.

Die Fürstin bittet den Minister, einige Worte in ein Album zu schreiben, das sie ihm darreicht und das er eröffnen soll. Sie läßt ihn auch eine Photographie des Fürsten aussuchen, auf welche dieser seine Unterschrift setzen soll. Der Fürst ergreift eine Feder ... Aber von welchem Vogel kann wohl diese Feder genommen sein, die in Anbetracht ihrer Größe keine der gemeinen Gänsefedern sein kann, deren sich unsere Väter bedienten?

Wir fragen: „Welcher Art von Federn bedient sich denn Seine Durchlaucht?“

„Schwanenfedern,“ antwortet Graf Herbert.

„Ich hätte gedacht, der Kanzler schreibe nur mit Adlerfedern“ ...

Der Fürst schreibt die Buchstaben mit einiger Schwierigkeit. Seine kräftige, aufrechte Handschrift mit den langen und dicht hinter einander gesetzten Buchstaben

und den starken Grundstrichen, in denen ein Graphologe die Energie, die Kraft des Willens, die Unbezähmbarkeit des Charakters lesen würde, diese Handschrift schließt schnelles Schreiben aus. Seit der Krankheit, an der er als Botschafter in St. Petersburg gelitten, ist ihm die Haltung, die man zum Schreiben einnehmen muß, beschwerlich. So schreibt er denn auch sehr wenig. Er beschränkt sich darauf, unter die Photographie, die er Seiner Excellenz schenkt, seinen Namen und das Datum zu setzen. Der Minister hat einige Worte in das Album der Fürstin geschrieben — einige Worte, die eine Anspielung auf die patriotischen Gesinnungen des Fürsten und den Ausdruck des Wunsches nach Frieden enthalten, der sie alle beide beseelt. Die Fürstin liest dieselben mit lauter Stimme und dankt. Der Fürst scheint sprechen zu wollen ... Man schweigt und man hängt, wie natürlich, an seinen Lippen. Langsam und ernst sagt er, indem er die Worte, wie um ihre ganze Bedeutung zu betonen, scharf accentuirt:

„Euer Excellenz hat meine Gedanken gut ausgelegt. Ich arbeite für die Aufrechterhaltung des Friedens. Ich lebe nur dafür ... Wir haben genug durch den Krieg ausgerichtet. Laßt uns jetzt durch den Frieden und für den Frieden handeln, und laßt uns in Uebereinstimmung handeln."

Es ist dies die Umschreibung eines wohlbekannten Wortes, das der Fürst vor drei Jahren (1884) gesprochen: „Wir führen keine Kriege mehr" ... Aber es wäre schwer, den Eindruck wiederzugeben, den auf uns diese wenigen Worte machten, die mit der Ruhe der Ueberzeugung von dem Manne gesprochen wurden, der thatsächlich die Geschicke des deutschen Volkes lenkt und von dem zu einem so großen Teile das Los Europas abhängt.

Der Graf de Launay wird aus Berlin erwartet. Graf Herbert wird ihn am Bahnhof abholen.

Der Senior der italienischen Botschaft ist nicht mehr sehr jung; aber er bewahrt in seinem Aeußern etwas Jugendliches und scheint noch kräftig. Mittelgroß, ziemlich breitschulterig, ist er ein echter Vertreter der Nachkommen eines im Gebirge seßhaften Adels. Sehr liebenswürdig und sehr freundlich lächelnd grüßt er als alter Freund mit einer Herzlichkeit, der sich Ergebenheit beimischt, die Hauswirte, die ihn ihrerseits mit vielen Bezeigungen von Liebe und Rücksicht empfangen. Nach ihnen kommt der Minister an die Reihe und ein Beobachter könnte vielleicht eine leichte Schattirung von Verlegenheit auf der einen Seite und von Kühle auf der andern wahrnehmen: es ist eine Wolke, ein sehr rasch zerfließender Schatten, den die Vergangenheit auf die Gegenwart wirft. Für die italienischen Konservativen (und Herr de Launay gehört durch seine Geburt, durch seine Beziehungen und durch seine persönlichen Ideen zu dieser Partei) war Herr Crispi lange Zeit eine Art Schreckgespenst; sie hatten gegen ihn unversöhnliche Vorurteile, und die Probe, die er 1877 bis 1878 ablegte, in der Zeit, da unter schmerzlichen und schwierigen Verhältnissen — Tod König Viktor Emanuels und Papst Pius' IX. — Herr Crispi als Minister des Innern sich als Mann der Ordnung und Autorität, von solcher Ruhe und Selbstbeherrschung am Staatsruder offenbarte, wie er ungestüm als Abgeordneter von der

Opposition gewesen war, diese Probe hat nicht ausgereicht, ihre Besorgnisse zu beschwichtigen. So groß ist die Macht der Vorurteile, daß gar viele, als er neulich zur Regierung kam, in den konservativen Salons wiederum die Augen und die Hände zum Himmel erhoben — fatum deprecantes …

Der Fürst und die Fürstin scheinen sich zu bemühen, ihre Freundschaft für de Launay an den Tag zu legen.

„Er ist einer der Unsrigen; er ist fast ein Berliner,“ sagt die Fürstin.

Unter anderen Umständen könnte ein solches Lob kompromittirend sein, da ein Botschafter nicht allzu sehr dem Land angehören soll, in dem er residirt und dessen Interessen mit denjenigen, die er zu verteidigen hat, in Konflikt geraten könnten. Im gegebenen Fall aber und angesichts der Beziehungen zwischen Italien und Deutschland ist das Lob so liebenswürdig und geschickt als möglich.

Gegen zwei Uhr ziehen sich der Fürst, der Minister und der Botschafter zurück. Der Fürst verläßt bald seine beiden Gäste, um ein wenig auszuruhen.

Herr Crispi bewohnt das Ehrenappartement, wo kürzlich der Prinz Wilhelm von Preußen, Sohn des Kronprinzen, wohnte, als er zum Besuch des Kanzlers kam. Im ersten Stocke und an der Haupttreppe liegend, besteht dasselbe aus einem Studirsalon und einem großen Schlafzimmer mit Nebenräumen. Zur Linken beim Eingang befindet sich eine kleine Bibliothek. Wir sehen darin französische Romane … Man erinnert sich, daß am Vorabend von Sadowa Herr von Bismarck aus Gitschin an seine Frau schrieb: „Schicke mir französische Romane zum Lesen …“ Die anderen Gastzimmer, wenigstens diejenigen, die wir sehen, sind groß, aber im Verhältnis zu ihrer Größe etwas niedrig, wie gewöhnlich in den Ländern des Nordens. Die hell angestrichenen Wände sind mit Bildern geschmückt. Die gleichfalls weiße Decke zeigt noch die Spur der alten Zimmereinrichtungen, von denen der Fürst sprach: zwei Zimmer von einst bilden heute zusammen ein einzelnes Zimmer. Die Fenster sind breit, aber nicht hoch und gehen bis auf den Fußboden herab. Das Licht fällt also in horizontaler Richtung ein. An der Außenseite jedes Fensters befindet sich ein Thermometer, auf dem man vom Zimmer aus die Temperatur von draußen beobachten kann. In den Zimmern findet sich alles, was vom Standpunkt des Comforts notwendig oder wünschenswert ist. Divans, breite, kapitonnirte Sessel, ein Schreibtisch, der in das beste Licht gestellt ist, mit allem, was man zum Schreiben braucht, geräumige Waschtische, ein großer Ofen aus weißem Porzellan … Das Ganze einfach, bequem und praktisch …

Einige Gegenstände erinnern daran, daß der Herr des Hauses Jäger ist: Leuchter aus Hirsch oder Elentier und solche aus Eberzähnen gearbeitet. An den Wänden hängen, wie schon gesagt, Bilder: Landschaften in Oel gemalt und Stiche. Jene sind mittelmäßig, diese interessant, weil sich unter ihnen alte befinden und weil die Gesinnungen des Fürsten und seiner Vorfahren sich darin offenbaren: es sind vorzugsweise Bildnisse von Souveränen und Prinzen des königlichen Hauses von Preußen, dessen treue und loyale Diener die Bismarck vom Vater auf den Sohn herab gewesen sind; der König und Kaiser Wilhelm, als er noch Prinz von Preußen war und in verschiedenen Lebensaltern; der große

Kurfürst, der König Friedrich Wilhelm IV., der große Friedrich und so weiter. Zu den Zimmern, welche das bilden, was wir in Italien die foresteria nennen würden, zu den für die Fremden bestimmten Räumlichkeiten, welche sich im ersten Stocke befinden, gelangt man auf zwei getrennten Treppen, von denen die eine, dem Hauseingange gegenüber, mehr für die Dienerschaft bestimmt zu sein scheint; es ist dies wahrscheinlich die frühere Hoteltreppe. Die andere beim Vestibule und bei den Salons, heller und breiter, muß von der Zeit herrühren, da der Fürst das alte Haus für seine neue Bestimmung umbauen ließ. Es ist nach der Sitte der deutschen Herrschaftshäuser mit Jagdtrophäen geschmückt — Köpfe von Damwild, Hirschen, Rehen, Steinböcken und so weiter. Jeder dieser Trophäen entspricht gewiß eine Erinnerung, ein Jagdabenteuer, das man sich gern vom Fürsten selbst erzählen lassen würde.

Der Fürst ist ein Jäger von echtem Schrot und Korn; er hat so ziemlich überall, wo er war, gejagt auf Rauch- und Federwild, und besonders was Hochwild betrifft: den Damhirsch in Skierniewice, das Reh in Schweden, den Bären, das Elentier, den Damhirsch in Rußland, die Gemse in den Bergen von Gastein, den Wolf in der Umgegend von Petersburg. Es gibt kaum eine Art von Jagd, die er nicht kennt und in der er nicht geübt ist. Die Jagd war für ihn eine hygienische Uebung, die ihm außerordentlich gut anschlug. Er schrieb irgendwo: „Nur auf der Jagd befinde ich mich wohl.“

Die Leidenschaft zur Jagd vereinigt sich beim Fürsten mit der Liebe zu den Tieren. Er hat die Hunde immer geliebt; er interessirt sich heute für Damwild, für Hirsche, für Rehe, die seine Domänen bevölkern und denen man begegnet, wenn man dieselben durchstreift. Er zieht Schwäne und Enten auf den Seen und Weihern, welche den dichten Baumschlag von Friedrichsruh und Varzin unterbrechen. Es gab eine Zeit in seiner Jugend, zu welcher er sich mit der Erziehung von Füchsen abgab, die er zu Besuch bei seinen Cousinen einführte, zum großen Schrecken der jungen Mädchen. Als Bevollmächtigter Preußens in Rußland (1859—1862) gefiel es ihm, junge Bären aufzuziehen, die manchmal, in das Eßzimmer geführt, die Bedienung störten, indem sie den Dienern die Waden zwickten. Die Bärchen wurden später in den zoologischen Garten zu Frankfurt gegeben.

Wenn der Fürst vom Kaiser und König, seinem Herrn, spricht, so scheint er mit Vorliebe das Wort: „der König“ anzuwenden. Geschieht dies infolge einer alten Gewohnheit? Oder liegt eine bestimmte Absicht zu Grunde? Man erinnert sich, daß der Abgeordnete Bismarck 1849 in der zweiten preußischen Kammer sagte: „Man hat mich einen verlorenen Sohn Deutschlands genannt... Meine Herren, mein Vaterhaus ist Preußen; ich habe es noch nicht verlassen und werde es nicht verlassen.“ Ein so starrer Preuße — Stockpreuße — wie Herr von Bismarck war, sollte aber nach dem Willen der Vorsehung zwanzig Jahre später der Hauptbegründer der deutschen Einheit werden.

Eine Parallele: Während Crispi immer für die Einheit schwärmte, hat man manchmal Herrn von Cavour beschuldigt, er sei mehr Piemontese als

Italiener gewesen. Mazzini hat sich dies nicht entgehen lassen. Gioberti hatte vor Mazzini gesagt, der Liberalismus Cavours sei mehr subalpinisch als italienisch. So warf er auch Piemont vor, es habe mehr ein „munizipales Bewußtsein“ als ein nationales. Doppelter Irrtum! Herr von Cavour war Unitarier von Anbeginn. Aber Staatsmann vor allem, das heißt praktisch im Kampfe mit den Schwierigkeiten des Tages, konnte er seine idealen Ziele nicht enthüllen, ohne die europäische Diplomatie gegen sich aufzubringen, ohne sich zu Grunde zu richten und ohne die Sache zu gefährden, der er diente und die er zum Siege führen sollte. Viel leichter als diejenige der Staatsmänner ist die Rolle der Denker, welche, ohne die Verantwortlichkeiten der Regierung, oft ohne die genaue Kenntnis der Schwierigkeiten des Augenblicks zu haben, die Staatsmänner hofmeistern, sie vorwärts drängen oder sie zurückhalten, sie anspornen oder sie mäßigen, indem sie sich schmeicheln, sie zu leiten, ihnen vorwerfen, nicht schnell genug oder nicht langsam genug vorzugehen, und sie tadeln, nicht unmittelbar genug dem Ziele zuzustreben. „Die affrettapopoli“ sagte Gioberti, indem er ein ausdrucksvolles Wort schuf, „sind nicht weniger schädlich als die ritardapopoli und erreichen dasselbe Resultat, indem sie die Menschen zwingen, das wieder zu machen, was schon gemacht ist, und ihre Zeit und ihre Mühe zu verlieren.“

Gegen drei Uhr vereinigte man sich zu einem Spaziergang in den Wald.

Das Wetter, welches den ganzen Tag grau und nebelig gewesen war, droht mit Regen. Schon fallen einige Tropfen.

Die Unsicherheit des Wetters läßt uns im letzten Augenblick das Vorhaben aufgeben, zu Pferde zu steigen. Der Fürst mit dem Minister, Graf Herbert mit dem Grafen Launay fahren in zwei offenen Kaleschen davon, bei welchen man das Dach herunter lassen wird, wenn der Regen stärker werden sollte.

Im Augenblick des Einsteigens bemerkt der Fürst, daß der Minister nur einen leichten Ueberzieher umgenommen hatte.

„Eure Excellenz wird sich erkälten. Sie werden mir erlauben, Ihnen diesen Militärmantel zu leihen ... Er wird Sie warm halten ... Ich kann davon erzählen ... Ich bediente mich desselben im Feldzug 1870.

Bei der Rückkehr der Spaziergänger fragt die Fürstin:

„Haben Sie sich nicht vor dem Regen gefürchtet?“

„Nein,“ antwortet der Fürst, „er hat sich vor uns gefürchtet.“

Der Fürst bedauert freundlich die Sekretäre des Herrn Crispi, welche während des Spaziergangs arbeiten mußten.

Man erwähnt das Wort eines Ordonnanzoffiziers Viktor Emanuels an den Kaiser Napoleon III. während des Krieges 1859.

„Sie müssen von Eisen sein, mein Herr,“ sagte der Kaiser der Franzosen zu ihm, überrascht von seiner Ausdauer bei einem sehr langen Ritte.

„Sire,“ antwortete dieser, „man kann nicht weniger thun, als von Eisen zu sein, wenn man die Ehre hat, einem Souverän von Stahl zu dienen.“

Man spricht von Arbeit, von Arbeitsfähigkeit und von Ausdauer bei der Arbeit.

Der Minister sagt:

„Eure Durchlaucht ist einer der größten Arbeiter, die man kennt.“

Und Herr Crispi ist ein guter Richter in dieser Sache. Man könnte ihm das Kompliment mit gutem Recht zurückgeben.

Der Fürst antwortet:

„Ja ... es gab eine Zeit, wo ich zwölf, vierzehn, sechzehn Stunden im Tag arbeitete. Ich habe es bis zu achtzehn Stunden gebracht. Aber das sind Anleihen von Kraft mit Wucherzinsen auf das Alter. Jetzt arbeite ich nur drei bis vier Stunden. Schweninger verbietet mir, länger zu arbeiten.“

„Stehen Eure Durchlaucht früh auf?“

„Gewöhnlich stehe ich gegen sieben Uhr auf. Aber, da ich an Schlaflosigkeit leide, kommt es wohl vor, daß ich nach einer schlecht verbrachten Nacht des Morgens noch ruhe und schlummere. Nun stehe ich gegen acht oder neun Uhr auf oder sogar noch später.“

Der Fürst erklärt uns von neuem, daß, trotz seines Aufenthaltes in Friedrichsruh, der Lauf der Geschäfte, weit davon entfernt, sich zu verlangsamen, eher beschleunigt, der Dienst erleichtert statt geschädigt wird.

„Wie ich Ihnen gesagt habe, schickt man mir jeden Tag pünktlich die Berichte, die zu unterzeichnenden Papiere und so weiter. Ein anderer Vorteil und nicht der geringste: ich bin den Störungen nicht ausgesetzt, welche das Leben in der Hauptstadt notwendigerweise auferlegt. In Berlin könnte der Kanzler nicht umhin, bei gewissen Anlässen bei Hofe zu erscheinen, Besuche zu empfangen, Leute bei sich zu sehen und so weiter. Hier genieße ich meine ganze Freiheit und die vollkommenste Ruhe.“

Herr de Launay hat uns in der That gesagt, daß man nur einer Einladung des Fürsten folgend nach Friedrichsruh kommt und daß er selten Einladungen ergehen läßt. Es ist das zweitemal, daß er, Gesandter von Italien und Freund des Hauses, den Fürsten auf seinem Landsitze aufsucht, wo derselbe seit so vielen Jahren residirt.

Um sechs Uhr meldet man, daß das Diner servirt sei.

Die Stunden der Mahlzeiten beim Fürsten sind folgende: erstes Frühstück, acht Uhr; Luncheon, mittags; Diner, sechs Uhr. Die Dinerstunde wird manchmal hinausgeschoben, wenn der Fürst mit dem Abendzug aus Berlin — demselben, mit welchem wir gestern angekommen sind — Gäste erwartet. In diesem Fall nimmt man des Nachmittags etwas Kaltes mit Thee und dinirt oder soupirt abends um neun Uhr oder um halb zehn.

Der Minister hat der Fürstin den Arm angeboten. Man macht einige Komplimente, um nach ihnen einzutreten. Der Fürst intervenirt: „Circulez, messieurs, circulez,“ wie in Paris die Polizeidiener sagen ...

Graf de Launay geht voran, und der Fürst faßt familiär einen von uns unter dem Arm ...

Der Tisch ist heute abend mit großem Luxus von Glas, Porzellan und Silber gedeckt.

Unnötig zu sagen, daß das Diner denen, welche es zusammengestellt und zubereitet hatten, alle Ehre machte.

Nach den Austern, der Suppe und dem Fisch kam ein großes Stück Rindfleisch, auf englische Art bereitet, mit Reis ... Der Reis war eine neue Aufmerksamkeit unserer Hauswirte, welche wollten, daß wir bei jeder Mahlzeit auf ihrem Tische eine unserer Nationalspeisen finden sollten.

Die Fürstin sagt:

„Wir hatten die Absicht, Ihnen ein italienisches Gericht bereiten zu lassen. Aber ist das hier wirklich Risotto? Ich bezweifle es."

Die Tischgenossen sind zu zahlreich, um eine allgemeine Unterhaltung zu ermöglichen, was uns um mehr als eine der geistreichen Bemerkungen des Fürsten bringt. Privatunterhaltungen knüpfen sich an und mischen und kreuzen sich manchmal.

Man spricht am einen Ende der Tafel von deutscher Literatur und von Lieblingsschriftstellern: Goethe, Schiller und Lessing werden der Reihe nach besprochen... einer von uns erklärt sich für einen großen Bewunderer Jean Paul Richters und rühmt die Originalität dieses Schriftstellers. Die Herren von Rottenburg und Schweninger scheinen seine Bewunderung nicht zu teilen.

„Man liest ihn heute in Deutschland sehr wenig mehr," bemerkt der Fürst vom andern Ende der Tafel.

Man wundert sich sogar, daß ein Italiener mit solcher Sachkenntnis einen Schriftsteller würdige und beurteile, welchen die meisten Deutschen kaum mehr als dem Namen nach kennen.

Diesen Vorwurf hat in der That Karl Hillebrand dem deutschen Volke gemacht, daß es Jean Paul schwerfällig und pedantisch finde.

Man spricht vom französischen Charakter.

Der Minister erinnert an das, was Julius Cäsar vom Charakter der Gallier gesagt. Der französische Charakter ist derselbe, trotz allem, was in das alte Gallien von lateinischem Blut im Süden, von germanischem Blut im Norden eingedrungen ist. Die erobernden Rassen — die Franken, die Burgunder 2c. — wurden von der eroberten Rasse assimilirt. Gallia capta ferrum victorem cepit ...

Man tauscht einige Ideen darüber aus. Im allgemeinen ist das Wesen „Mensch" in dieser Beziehung von dem „vegetabilischen" Wesen nicht verschieden. Es modifizirt sich nach dem Boden, auf dem es sich befindet. Montesquieu und seine Schule, welche dem Klima und der umgebenden Luft, wie man ehedem sagte, so viel Einfluß zuschreiben, haben wahrscheinlich recht. Es sind Reben derselben Sorte, welche den Rheinwein und den Malagawein geben. Würde man Pflanzen von einem Ort zum andern bringen, was unter Karl V. geschehen sein soll, so würde nach Verlauf weniger Jahre die Rebe aus den rheinischen Weinbergen, nach Spanien gebracht, einen Wein von spanischem Charakter geben, und die Reben der andalusischen Weinberge, in das Rheingau gebracht, würden Rüdesheimer und Hochheimer geben.

Infolge ich weiß nicht welcher Ideenverbindung hört man den Fürsten sagen:

„Meine Herren, es juckt mich mächtig, vor Ihnen viel Böses über Boulanger zu sagen ...“ Das übrige hört man nicht, aber die Unterhaltung hat sich auf denjenigen geworfen, der der Mann des Tages in Frankreich ist. Was hat er geleistet, um diese Begeisterung zu verdienen, die nur derjenigen vergleichlich ist, welche den jungen General Bonaparte bei der Rückkehr von seinen ersten Feldzügen umgab? Kommt er aus Italien oder Aegypten zurück? Die Franzosen sagen, „er personifizire das französische Heer, er verkörpere dasselbe; seine Politik, seine Administration, seine ganze Person erscheine wie das genaue Symbol des Zustandes und der Bestrebungen des militärischen Geistes in Frankreich im Jahre 1887“. Wenn das französische Heer sich in General Boulanger verkörperte, so dürften sich wohl die Franzosen nicht viel darauf einbilden. Man kann an diesem Manne zu viel Mittelmäßigkeit, Pose und theatralisches Wesen wahrnehmen ...

Das Gespräch kommt nun auf Napoleon III. Der Fürst lernte den Kaiser der Franzosen im Monat April 1857, gelegentlich der Pariser Konferenzen über die Regelung der Frage von Neuchâtel kennen. Herr von Bismarck war damals noch Vertreter Preußens beim Frankfurter Bundestag. Er sah ihn wieder im Monat September desselben Jahres zu Baden-Baden, als sich Napoleon dort vor seiner Zusammenkunft mit dem Kaiser von Rußland in Stuttgart aufhielt. Welche Pläne oder welche Träume mochten damals im Geiste des Kaisers der Franzosen spuken? Napoleon III. hatte zu dieser Zeit deutschfreundliche, sogar preußenfreundliche Bestrebungen: in den Tuilerien wünschte man dem Vaterlande des großen Friedrich und Blüchers das Beste. Kaiserin Eugenie schrieb wenige Monate vorher, nach einem Besuche des Prinzen Friedrich in Paris, wo er von General von Moltke, damals seinem Adjutanten, begleitet war:

„Diese Deutschen sind eine gewaltige Rasse. Louis behauptet, sie seien die Rasse der Zukunft! ...“

Im Monat November 1855 beauftragte Napoleon III. den Marquis Pepoli, der sich nach Berlin begab, dem König Friedrich Wilhelm IV. (der Marquis war durch seine Mutter mit den Bonaparte und durch seine Frau mit den Hohenzollern verwandt) vorzustellen, wie vorteilhaft ein Bruch zwischen Preußen und Oesterreich für die erste der beiden Mächte wäre. In Deutschland stellte, nach dem künftigen Gefangenen von Wilhelmshöhe, Oesterreich die Vergangenheit, Preußen die Zukunft dar. Indem es mit Oesterreich verknüpft blieb, verdammte sich Preußen zur Unbeweglichkeit, was eines zu Hohem berufenen Landes unwürdig war. Napoleon III. trachtete also darnach, Oesterreich zu isoliren, um es dann zu demütigen, eine Politik, die mit seinen Plänen bezüglich Italiens zusammenhing. Bei dieser Sinnesrichtung hätten der Kaiser der Franzosen und Herr von Bismarck sympathisiren können, wenigstens bezüglich einiger Fragen. In der dänischen Frage, zum Beispiel, fand Herr von Bismarck beim Kaiser bestimmtere Ideen als beim Grafen Walewski ... Er wurde um diese Zeit französischer Tendenzen verdächtigt.

Im Jahre 1856 schreibt er, in Voraussicht der Verbündung zwischen Frankreich und Rußland, welche General von Gerlach befürchtete:

„Ich fürchte ein solches Bündnis nur unter der Voraussetzung der Unmöglichkeit, mit beiden Füßen in dasselbe einzutreten . . .“

Im Jahr 1859, als er von Frankfurt abberufen wurde, verbreitete sich das Gerücht, Herr von Bismarck habe, zu einem Abschiedsessen bei Herrn Bethmann eingeladen, einen Trinkspruch auf das Bündnis zwischen Preußen und Frankreich ausgebracht. Der Kladderadatsch machte aus diesem Gerücht den Gegenstand eines Zwiegesprächs in Berliner Mundart zwischen seinen zwei unsterblichen Typen Müller und Schulze. Aus diesem Anlaß schrieb Herr von Bismarck aus St. Petersburg, wohin er eben versetzt worden war, an den Redakteur des Blattes, Herrn Ernst Dohm, einen Brief, um die Sache zu berichtigen und höflich zu dementiren. In Wirklichkeit „predigte er nicht a priori ein preußisch-französisches Bündnis“, aber er wollte, die Beziehungen Preußens zu Frankreich sollten derartige sein, daß die Möglichkeit eines Bündnisses zwischen den beiden Staaten nicht aus den diplomatischen Berechnungen ausgeschlossen wäre.

Der Fürst sah den Kaiser der Franzosen wieder im Jahr 1862. Während ungefähr zwei Monaten Botschafter in Paris, hatte er damals mehrere Unterredungen mit ihm. Man glaubte ihn immer für die kaiserliche Politik eingenommen. Es war dies noch die Zeit, da man die tiefen Ideen Napoleons III. pries, seine Worte kommentirte und sogar sein Stillschweigen bewunderte. Die deutschen Witzblätter stellten den künftigen Kanzler vor Napoleon dar in der Haltung eines Schülers vor seinem Lehrer. Aber damals schon stand Herrn von Bismarcks Urteil über ihn fest: im vertraulichen Gespräche bezeichnete er ihn schon als „eine große verkannte Unfähigkeit“.

Er sah den Kaiser im Jahre 1864 zu Biarritz wieder. Dies war damals, als Napoleon, mit ihm am Strande spazieren gehend, auf den Arm Mérimées gestützt, zu diesem letzteren ganz leise sagte: „Er ist ein Narr.“

Er sah ihn im Jahre 1867 in Paris bei Gelegenheit der Ausstellung und drei Jahre später am Tage nach Sedan.

Der Fürst hatte also zu wiederholtenmalen Gelegenheit Charakter und Geist des rätselhaften Herrschers zu studiren, über welchen das Urteil der Geschichte so weit auseinander gegangen wäre, je nach dem Augenblick, in dem ihn der Tod überrascht hätte. Nach Boulogne hätte man ihn für einen Abenteurer gehalten, nach dem Kongreß von Paris oder nach dem italienischen Kriege hätte man ihn als einen der größten Herrscher Frankreichs gepriesen; nach 1870/71 beklagte man ihn als einen der unglücklichsten oder verurteilte ihn als einen der schuldigsten.

„Napoleon III.,“ sagte der Fürst, „war kein schlechter Mensch; er wollte das Gute . . .“

Der Minister bemerkt, daß er keinen festen Willen gehabt, daß seine Politik zugleich „überlegt und chimärisch, verwickelt und naiv war“; indem er für das Gute zu arbeiten glaubte, knebelte er die Freiheit in Frankreich und hielt Europa

zwanzig Jahre lang unter der Drohung unbestimmter und schlecht definirter Absichten; indem er es erheben wollte, führte er sein Land zu Katastrophen und zum Ruin.

„Er war unwissend,“ fährt der Fürst fort, „ich habe dies nicht ohne Ueberraschung gemerkt, denn er war in einem deutschen Lyceum erzogen worden, und die Studien in Deutschland waren zu seiner Zeit schon gut geleitet und gründlich. Er kannte die Geschichte schlecht, mit Ausnahme der Geschichte des ersten Kaiserreiches und auch diese nur nach seiner Art, das heißt, vom Gesichtspunkte der Verherrlichung des ersten Napoleon und der Vorbereitung einer Wiederherstellung des Kaiserreiches ... Er war in der Geographie und Statistik schlecht bewandert.“

Wie einer von uns bemerkt, stimmt das Urteil, welches Seine Durchlaucht über Napoleon III. fällt, mit demjenigen überein, welches der Prinzgemahl von England aussprach. Es wird daran erinnert, daß beim Beginn des orientalischen Krieges Napoleon, der Operationen in der Ostsee wünschte, nicht wußte, daß Kronstadt auf einer Insel liege, und den Plan hatte, Reiterei dorthin zu schicken.

Ich habe noch folgendes Urteil des Fürsten über Napoleon III. mir gemerkt: „Man hat seinem Verstand zu viel und seinem Herzen nicht genug Ehre erwiesen.“

In Wahrheit besaß Napoleon III. als Privatmann wahrhafte und tüchtige Qualitäten. Er besaß zahlreiche Freunde, denen er treu blieb. Er vergaß nie eine Wohlthat oder einen Dienst, den man ihm erwiesen. Er belohnte diejenigen großmütig, die ihre Sache an sein Schicksal knüpften. Dies geschah vielleicht auf Kosten Frankreichs; denn aus Parteigängern, von denen einige nur Abenteurer waren, machte er Staatsmänner, die er dem Lande aufzwang.

Man spricht lange vom zweiten Kaiserreich. Das war eine Periode großen materiellen Aufschwungs für Frankreich, aber auch großen sittlichen Verfalls. Wie in den letzten Zeiten der Juliregierung, dachte man nur daran, sich zu bereichern und zu genießen, und jedes Mittel war gut, das zu diesem doppelten Ziel führte. In der Begegnung von Cherbourg mußte der Kaiser dem Prinzgemahl die Käuflichkeit gewisser Mitglieder seines Ministeriums bekennen.

Der politische Verfall des Kaiserreichs begann mit dem italienischen Kriege, aber man nahm dies erst später wahr. Der Höhepunkt dieser historischen Periode ist der Pariser Kongreß.

Der Fürst spricht von der traurigen Lage, in der sich damals Preußen befand.

„Preußen stand damals sehr niedrig“ ... Nicht nur hatte es im Jahr 1850 die Demütigung von Olmütz erduldet, nicht nur war seine Rolle in Deutschland gleich Null, da sich Oesterreich und die anderen Staaten gegen dasselbe verschworen hatten, sondern es hatte auch in den folgenden Jahren Mißtrauen bei den anderen Mächten erweckt und war, alles in allem, aus der orientalischen Krisis mit vermindertem Ansehen hervorgegangen ... Oesterreich hatte die

Zulassung Preußens zu den Konferenzen in Paris vorgeschlagen, aber Rußland machte keine ernstlichen Anstrengungen in diesem Sinn und England widersetzte sich. Es gab einen Augenblick, im Anfang des Februar 1856, wo man die Bemühungen, die Teilnahme Preußens an den Unterhandlungen herbei zu führen, als endgiltig gescheitert betrachtete. Baron von Manteuffel, der, in seiner Eigenschaft als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Preußen dort zu vertreten hatte, mußte sich Demütigungen gefallen lassen.

Man ließ ihn im Vorzimmer warten, während die Bevollmächtigten der anderen Mächte ihre Beratungen schon begonnen hatten ...

Nur als der Kaiser der Franzosen darauf bestand, wurde der preußische Abgesandte zu den Sitzungen zugelassen.

„An der Stelle Manteuffels," sagte der Fürst, „hätte ich mir das nicht gefallen lassen, sondern mich zurückgezogen ... was auch besser gewesen wäre. Hätten wir den Vertrag nicht unterzeichnet, so wären wir nachher freier gewesen."

Schon zur Zeit des Kongresses schrieb Herr von Bismarck an den Grafen von Hatzfeld, den preußischen Botschafter in Paris:

„Es ist kein Unglück für den deutschen Bund oder für uns, an den Konferenzen nicht teilzunehmen; die Folge davon wird einfach die sein, daß die in den Unterhandlungen festgestellten Bestimmungen, die für Dritte nur ein untergeordnetes Interesse haben können, weder von Preußen noch vom Bunde garantirt sein werden ..."

(Fortsetzung folgt.)



Lieutenant Schröder.

Charakterbild aus dem Offiziersleben.

Von

C. Tottleben.

Er mußte sich trotz seiner hohen Absätze ordentlich in die Höhe recken, der kleine, zierliche Lieutenant mit dem zarten Mädchengesicht, um dem stattlichen, beschnurrbarteten Fähnrich huldvoll über die von einigen Renommirschmissen zerfetzte Wange streicheln zu können. In den Augen der Zuschauenden leuchtete mühsam unterdrückte Heiterkeit verräterisch auf, selbst um die Mundwinkel des Obersten zuckte es satirisch — der Lieutenant allein blieb völlig ahnungslos über seinen Anteil an der Komik des militärischen Genrebildes und näselte mit würdevoller Gönnermiene dem in eherner Haltung dastehenden Fähnrich herablassend zu: „Gratulire, mein Lieber, daß Examen glücklich bestanden; hoffe, werden sich die Zufriedenheit Ihrer Vorgesetzten auch ferner erhalten, daß wir Sie in kurzem als lieben Kameraden im Re'ment begrüßen können."

Der Fähnrich, weit entfernt, Dankbarkeit für die väterliche Gunstbezeigung seines Vorgesetzten zu empfinden, errötete vor Verdruß über die vergnügten Blicke, die er allerwärts auf sich gerichtet fühlte, und gelobte sich, wenn er erst der „liebe Kamerad“ des Lieutenant Schröder sein würde, diesem die Pein dieses Augenblicks nicht zu vergessen. Vorläufig zwang ihn freilich die Subordination, zu seiner Demütigung sogar noch ein freundliches Gesicht zu machen, wofür er sich einigermaßen durch die schadenfrohe Erinnerung an die über Schröder umlaufende Anekdote rächte, laut welcher der Oberst ihn vor zwei Jahren im Kriege gegen Oesterreich beim Ersatzbataillon zurückgelassen haben sollte mit der barschen Motivirung: „Der Krieg ist für Männer, aber nicht für Kinder“.

Er konnte den kleinen, gravitätischen Lieutenant überhaupt nicht recht leiden, und seine Abneigung stieg, je deutlichere Beweise von dessen wohlwollender Gesinnung er erhielt.

Es waren auch zwei durch Anlage, Erziehung und Lebensverhältnisse sehr verschiedene Menschen, jeder einzelne in seiner Art ein Repräsentant des damaligen Offiziersersatzes in der Armee.

Lieutenant Schröder, der Sohn einer fast nur auf ihre Pension angewiesenen Offizierswitwe, war bereits vor drei Jahren mit noch sehr entwicklungsbedürftigem Körper aus dem Kadettencorps als Offizier in das Regiment gekommen. Die Verhältnisse hatten seinen Beruf von vornherein bestimmt. Weder ihm noch seinen Angehörigen war jemals auch nur der Gedanke gekommen, er könne etwas anderes, wozu vielleicht natürliche Begabung und Neigung ihn besonders befähigten, werden, als gerade Offizier. Ihm war, Offizier zu sein, der Beruf schlechthin. Zwar gab es auch noch andere Berufsarten, aber doch nur für die minder Glücklichen oder minder Würdigen, denen die Offiziercarrière aus irgend welchen Gründen verschlossen blieb.

Und dieses hohe Ziel seines einzigen Ehrgeizes hatte Schröder so jung, mit kaumvollendetem siebenzehnten Lebensjahre erreicht. Ueber Nacht hatte er den unvermittelten großen Sprung vom wesenlosen Nichts eines Kadetten zum vollberechtigten Mitglied des ersten Standes im Staate gemacht, dessen schwere Pflichten der Unterordnung und Entsagung ihm durch die bisherige Erziehung so vertraut waren, wie der Genuß seiner Rechte und Ehren neu und berauschend.

Das ungemeine Durchdrungensein, das Bewußtsein von seiner bevorzugten Stellung verließ ihn nie auch nur auf einen Augenblick und verlieh all seinen Worten und Handlungen ein Gepräge von Wichtigkeit und Würde, die nicht selten mit seinem zarten, jugendlichen Aussehen in drastischem Widerspruch standen und auf andere erheiternd oder auch verletzend wirken konnten, je nach ihrem Temperament oder ihrer Stellung zu dem Offizier. —

Becker, der einzige Sohn eines wohlhabenden Gutsbesitzers, seit Jahren mutterlos, hatte seine Kindheit auf dem Lande in fast schrankenloser Freiheit verlebt, seine wissenschaftliche Erziehung auf einem vorzüglichen Gymnasium erhalten und dann noch ein kurzes Jahr die Universität besucht, lediglich in der Absicht, die ungebundene Freiheit noch einmal ganz auszukosten, ehe er sich den engen,

ungewohnten Schranken seines aus früher und dennoch hinreichend geprüfter Neigung gewählten Berufes freiwillig und für immer unterwarf.

Obwohl in Wirklichkeit kaum ein Jahr älter als Schröder, fühlte er sich bei seinem besonders stark und kräftig entwickelten Körper, seiner umfassenderen Bildung und größeren Erfahrung diesem um vieles überlegen und schaute mit innerlichem Hochmut auf ihn herab. So selbstverständlich er als junger Soldat seine Unterordnung unter die wenig gebildeten, zum Teil sogar rohen Unteroffiziere gefunden hatte, so heftig sträubte sich sein Gefühl dagegen, „diesen unreifen Jüngling", wie er den Lieutenant bei sich nannte, als seinen unbedingten Vorgesetzten anzuerkennen. Es demütigte ihn, er empfand es als Anmaßung, daß dieser das Bewußtsein seiner Ueberlegenheit über ihn nicht bloß aus ihrem augenblicklichen Rangverhältnis schöpfte, sondern es so harmlos, so ohne jeden Zweifel an der inneren Berechtigung dazu auch bei jeder außerdienstlichen und rein persönlichen Berührung durch herablassendes Patronisiren des Untergebenen an den Tag legte.

Schon die gequetschte, wenig deutliche, die Ohrnerven beleidigende Sprache Schröders erregte seinen Widerwillen. Gelegentliche Aeußerungen allgemeinerer Art von ihm verrieten einen von Beckers Anschauungen wesentlich abweichenden Standpunkt und forderten eine ironische Kritik heraus. Da ihm aber als Untergebenem die leiseste Möglichkeit dazu versagt war, empörten ihn um so mehr solche mit der ganzen Autorität der Unfehlbarkeit vorgetragenen Aussprüche, besonders wenn dabei Schröders Absicht, den Fähnrich zu belehren und zu erziehen, hervortrat.

In seinem Groll darüber sah Becker in dem Lieutenant die Verkörperung jenes hochmütigen, beschränkten Junkertums, als welches der preußische Offizierstand noch unlängst, und namentlich in der Konfliktszeit, weiteren und nicht bloß antimonarchischen Volkskreisen erschienen war.

Wenn Becker auch nicht umhin konnte, die Unermüdlichkeit, die Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst anzuerkennen, mit der „das kleine Kerlchen" seinen für den schwachen Körper fast zu schwierigen Pflichten nachkam, so nannte er doch die Strenge, mit der Schröder — allerdings nach seinem eigenen Beispiel — von den Untergebenen die peinlichste Beobachtung auch scheinbar ganz nebensächlicher Vorschriften und Formen verlangte, wegwerfend „geistlose Pedanterie". —

Endlich, viel zu spät für seine Ungeduld, war auch aus dem Fähnrich Becker ein Lieutenant geworden. Und — wunderbar! — in dem Augenblick der Gleichstellung mit seinem bisherigen Vorgesetzten verlor sein Groll gegen diesen die eigentliche Bitterkeit, wenngleich die Antipathie bestehen blieb und die innerliche Ueberhebung über den Kameraden noch zunahm.

Es war Becker daher keineswegs angenehm, daß ihn die dienstlichen Verhältnisse wiederum gerade mit Schröder in nähere Berührung brachten, da er als jüngster Offizier eine der beiden Dienstwohnungen in einer Kaserne des Regiments beziehen mußte, in der Schröder freiwillig die andere inne hatte.

Als Becker seinem älteren Kameraden und Flurnachbarn seinen Antrittsbesuch

machte, geschah das mit dem erhebenden Bewußtsein, jetzt als Gleichgestellter der ferneren Anmaßung und den verdrehten Meinungen Schröders entschieden gegenübertreten zu können.

Aber er fand diesmal noch gar keine Gelegenheit dazu.

Schröder empfing ihn feierlich im Ueberrock mit den Worten:

„Ach — sehr liebenswürdig von Ihnen — hoffe, werden gute Nachbarschaft halten, lieber Becker — werde mich immer freuen, Sie bei mir zu sehen!“

Becker überhörte diesmal beinahe den unangenehmen Nasalton über die unverkennbare Freude und Herzlichkeit, die aus den Worten sprach. Er war frappirt über die außerordentliche Einfachheit und Schmucklosigkeit von Schröders Wohnung, die fast nichts als die dürftigen Dienstmöbel enthielt, nicht einmal ein Sofa oder bequemen Sessel, durch dessen Zumietung sonst selbst der bedürfnisloseste Lieutenant seine Dienstwohnung behaglicher zu machen suchte.

An der einen Wand waren nur eine Menge rahmenloser Photographien, meist Kameraden aus dem Kadettencorps darstellend, mit Stiften zu einer größeren Gruppe vereinigt: an der andern hing ein kleines, schwebendes Wandgestell, dessen unteres Brett Schröders „Bibliothek“, bestehend aus Bibel, Neuem Testament, Gesangbuch, einigen Dienstreglements und zwei bis drei patriotischen Jugendschriften enthielt, während auf dem oberen einige einfache Nippes und Kindheitserinnerungen aufgestellt waren. Die wertvollste Zierde war ein guter Stahlstich in besserem Rahmen von König Wilhelm von Preußen. Die Fenster waren mit einfachen, sauberen, mit gehäkelter Borte versehenen Kattungardinen geschmückt.

Als Becker fast verlegen über die ihm so ungewohnte Dürftigkeit, um doch etwas Freundliches zu sagen, fragte: „Wo haben Sie den vortrefflichen Stich her?“ rief Schröder mit freudigem Stolz: „Nicht wahr, es ist ein gutes Bild? Ist auch ein Weihnachtsgeschenk von Mutting; und die Gardinen habe ich von meiner kleinen Schwester bekommen. Machen sie nicht das ganze Zimmer gleich so gemütlich?

„Wollen Sie 'mal meine Mutter und Schwester sehen?“ sprach er weiter und führte Becker eifrig vor die Kommode, auf der in hübsch bemalten Holzrahmen die Bilder einer älteren, vornehm-würdigen Dame und eines noch sehr jungen, niedlichen Backfischchens standen. Kaum hatte der Gast sie in Augenschein nehmen können, als Schröder schon mit naiver Ungeduld fragte: „Nun, was sagen Sie dazu?“ Und als Becker mit dem Ausdruck ehrlicher Ueberzeugung antwortete: „Eine schöne, überaus sympathische Dame!“ rief Schröder strahlend: „Nicht bloß das! Es ist die beste Mutter von der Welt!“

Becker erkannte seinen Kameraden gar nicht wieder, so weich und liebevoll war der Ton seiner Stimme. Unwillkürlich stieß er die Frage aus: „Sie lieben Ihre Frau Mutter wohl sehr?“ Ein verwunderter Blick Schröders traf ihn und mit dem alten, hochmütig näselnden Ton antwortete er nur: „Wär's anders möglich?“

Im Verlauf der weiteren Unterhaltung sprach Becker seine Verwunderung aus, daß Schröder freiwillig in der Kaserne wohne, da er doch für den dadurch

eingebüßten Servis eine weit freundlichere und angenehmere Wohnung in der Stadt haben könne. Doch Schröder erwiderte mit der Ueberlegenheit des älteren über den jüngeren Kameraden:

„Darin irren Sie, lieber Becker. Eine wirklich standesgemäße Wohnung kann ich in der Stadt für den Servis kaum erhalten.“ Auf Beckers Einwand, daß doch kaum einer der Lieutenants den Servis ganz verwohne, fuhr Schröder belehrend fort: „Allerdings! Weil sie meist nicht besser wie Commis, Schreiber und dergleichen wohnen! Doch dagegen sträubt sich mein Gefühl. Ich halte es für eine Verpflichtung des Offiziers gegen seinen Stand, eine in jeder Beziehung nach Gegend, Haus und Familie des Wirts anständige Wohnung zu haben, und zu dem allem reicht der Servis nicht aus!“

Auf Beckers etwas ironischen Vergleich von Schröders Dienstwohnung mit der geringsten Privatwohnung eines Offiziers in der Stadt, näselte dieser hochmütig: „Mein Lieber, dieses ist eine königliche Dienstwohnung und damit standesgemäß, darüber ist jeder Zweifel ausgeschlossen.“ Dann fügte er mit versöhnlichem Lächeln hinzu: „Wissen Sie, was der Hauptvorzug dieser Wohnung ist, und warum ich sie jeder andern in der Stadt vorziehe? Ich kann hier leben und mich nach meinen Verhältnissen einschränken, ganz wie ich will, ohne der lästigen Neugier einer Wirtin oder der hämischen Beobachtung anderer neidischen Personen ausgesetzt zu sein. Und dazu bekomme ich dann noch den Kasernenservis bar ausbezahlt, es ist zwar nicht viel, aber immerhin eine sehr angenehme Zulage,“ schloß er mit einem Zug listigen Triumphes.

Als Becker seine eigene Wohnung wieder betrat, sah er sich beinahe mit Erstaunen darin um. Diese zeigte allerdings ein ganz anderes Aussehen. Von der standesgemäßen Dürftigkeit der königlichen Einrichtung war darin wenig zu bemerken. Die Dienstmöbel waren durch eigene ersetzt, die der Bequemlichkeit, dem verfeinerten Geschmack und selbst dem Luxus in tausend Kleinigkeiten, die lange Gewohnheit zum Bedürfnis gemacht haben, besser entsprachen. Der rauhe Fußboden war mit einem großen Teppich belegt, die Fenster schmückten schöne Doppelvorhänge, die in das Schlafzimmer führende Thür war durch eine Portière ersetzt. Das Behagen, das Becker bei der Umschau in dieser Wohnung empfand, war leicht zu verstehen. Und doch — gerade jetzt imponirte ihm die asketische Einfachheit der Wohnung seines Kameraden, noch mehr aber die unverkennbare Zufriedenheit ihres Inhabers.

Als am nächsten Tage Becker in seidenem Stepprock im bequemen Fauteuil sitzend, seine Cigarre rauchte, meldete ihm der Bursche den Gegenbesuch des Lieutenant Schröder. Mit auffallender Hast hatte Becker seinen Hausrock gegen die Uniform vertauscht und empfing seinen kleinen Kameraden mit einer Aufmerksamkeit und Achtung, die er ihm bisher als Vorgesetztem nur gezwungenerweise äußerlich bezeigt hatte. Fast mit einem Gefühl von Schuld sah er der Umschau Schröders in seiner eleganten, luxuriösen Wohnung zu und atmete ordentlich erleichtert auf, als dieser weder ein Zeichen von Bewunderung noch Mißbilligung von sich gab. Das geringe Interesse, das Schröder selbst für die

reiche und kostbare Waffensammlung bezeigte, die eine geschmackvolle Dekoration der einen Wand bildete und Beckers Stolz war, erregte eine leichte Verstimmung in ihm; doch schwand diese bald bei der offenkundigen Freude, ja dem Entzücken Schröders über die nicht sehr umfangreiche, aber gediegene Büchersammlung des Kameraden.

„Hierum könnte ich Sie wirklich beneiden," sagte Schröder mit einem begehrlichen Seufzer; „das zu besitzen, ist etwas, was seit langen Jahren meine Sehnsucht ist; aber Bücher sind so schrecklich teuer!"

Becker beeilte sich, seinem Kameraden die Benützung der kleinen Bibliothek zur freien Verfügung zu stellen, worauf Schröder erst ganz verwundert fragte: „Verborgen Sie denn so kostbare Bücher?" Dann aber, als Becker liebenswürdig erklärte, von seinem sonst abweichenden Grundsatz seinem Hausgenossen gegenüber gerne eine Ausnahme machen zu wollen, legte er eine wahrhaft rührende und dankbare Freude über die erteilte Erlaubnis an den Tag.

Einige Tage später erschien Schröders Bursche bei Becker mit einer tadellos auswendig gelernten Einladung seines Herrn für sieben Uhr abends. Die feierliche Form, die sein auf demselben Flur mit ihm wohnender Kamerad gewählt hatte, stimmte Becker sehr heiter, und in seinem Sinne für Humor beschloß er, ihn an Feierlichkeit noch zu übertrumpfen, und begab sich in vollem Gesellschaftsanzug — in Waffenrock mit Epaulettes und im Helm — pünktlich über den Flur hinüber zu Schröder. Dieser stutzte zwar und veranlaßte unter vielen Entschuldigungen über das Mißverständnis einen Umtausch des Waffenrocks gegen den Ueberrock, die ironische Absicht Beckers aber erriet er erst, als dieser ihm bald darauf mündlich eine Gegeneinladung machte mit der ausdrücklichen Bitte, im bequemen Hausrock zu erscheinen, der dann auch für den späteren freundschaftlichen Hausverkehr unter einander für genügend standesgemäß erklärt wurde.

Schröder bot seinem Gast aus einer Schale, die ein halbes Dutzend verdächtig aussehender Cigarren enthielt, eine Havanna bester Kasernenkantinenqualität an, zu deren Genuß Becker unter Berücksichtigung des mildernden Umstandes, daß sein Wirt selbst kein Raucher war, so lange als möglich ein zufriedenes Gesicht machte.

Beide waren, nachdem sie auf Stühlen Platz genommen, bald in einer lebhaften Unterhaltung begriffen. Becker, der anfänglich den ihm für eine zwanglose Plauderei fast unentbehrlich gewordenen, bequemen Sessel heimlich vermißte, beobachtete dabei mit Laune, wie sorgfältig Schröder es vermied, sich an den Stuhl zurückzulehnen oder die Arme auf den Tisch zu legen, eine Vorsicht, die seiner Haltung etwas Steifes verlieh, die aber, wie Becker leicht erriet, nur eine größere Schonung des Anzuges bezweckte.

Bald legte Schröder dem Gast eine Anzahl Blei-, Kreide- und Federzeichnungen als „Erzeugnisse seiner Mußestunden" vor, und ermutigt durch des Kameraden offenes Lob, holte er mit verschämtem Künstlerstolz einige Aquarellbildchen vor, bei deren Besichtigung Becker ausrief: „Aber Sie sind ja ein Künstler — Sie sollten sich auf die Oelmalerei legen!"

„Das ist auch für später meine Absicht," antwortete Schröder, „jetzt kosten die Oelfarben noch zu viel Geld; aber wenn ich erst Premier sein werde, kann ich mir das schon leisten." Dann gestand er, daß er eigentlich nur in der Notlage zur Malerei gegriffen habe, da seine Lieblingskunst die Musik sei und er im mütterlichen Hause ein ganz passabler Virtuose auf dem Klavier geworden sei.

Auf Beckers Frage, warum er sich denn kein Klavier miete, antwortete er unbefangen: „Das kann ich nicht, das kostet drei Thaler den Monat, aber," fügte er hoffnungsfroh hinzu, „vielleicht bekomme ich das auch noch als Premier fertig."

In diesem Augenblick fiel es Becker, der selbst musikalisch war, plötzlich ein, daß ihm bei der luxuriösen Ausstattung seines Zimmers noch ein Instrument fehle, und er beschloß, sofort solches zu mieten. Als er Schröder von dieser Absicht als einer schon lange vorher bestandenen in Kenntnis setzte und hinzufügte, wie er sich aufrichtig freuen würde, wenn Schröder das Instrument nach Belieben allein und auch zum vierhändigen Spielen mit ihm benützen würde, hatte er wiederum Mühe, die lebhaften Dankesbezeigungen des Glücklichen abzuwehren.

Freimütig gestand ihm dieser dabei, daß er nicht die geringste Zulage zu seinem dienstlichen Einkommen habe, daß es aber sein Stolz und seine Freude sei, auch ohne solche auszukommen. „In den ersten Jahren, als es bloß die bekannten 19—22—6 gab und ich noch sehr unerfahren war, da war es ja recht schwer, ohne Schulden durchzukommen; aber jetzt nach der Gehaltsaufbesserung geht es ganz gut. — Im vergangenen Jahr," fuhr er triumphirend fort, „habe ich mir bereits einige Thaler erspart, von denen ich während des Urlaubs einen wundervollen Ausflug an die Küste gemacht habe. — Reisen ist überhaupt meine Leidenschaft, dafür allerdings könnte ich mir ein Vermögen wünschen!" schloß er sehnsüchtig.

Nachdem sie eine Stunde geplaudert hatten und Becker seine Cigarre tapfer bewältigt hatte, befahl Schröder dem Burschen, das Abendessen zu besorgen.

Dieser richtete den Tisch unter den wachsamen Augen seines Herrn mit großer Gewandtheit her. Er legte eine aus der Kommode entnommene blendend weiße Tischdecke auf, breitete zwei Converts zu zwei Tellern her, auf die er kunstvoll verschlungene Servietten legte, fügte Alfenidbestecke, Salz- und Pfeffernäpfchen, sowie Tischglocke hinzu und stellte eine zur Hälfte mit nicht mehr sehr frischer Butter gefüllte Glasschale auf.

„Auch alles von mein Mutting!" sagte Schröder, mit stolzer Handbewegung auf den Tisch weisend.

Dann brachte der Bursche einen Holzteller mit einem halben Kommißbrot, von dem eine Anzahl Scheiben sauber abgeschnitten waren, nebst Brotmesser herein, eilte in die Kantine und erschien sehr bald wieder mit einem Servirbrett, auf dem ein Napf dampfender Pellkartoffeln, ein Teller mit zwei gewaltigen Heringen und zwei Seidel Bier standen. Nachdem er diese Schätze auf dem Tisch arrangirt hatte, meldete er seinem Herrn feierlich, das Abendessen wäre bereit, worauf dieser ebenso feierlich seinen Gast mit den Worten aufforderte: „Nun lassen Sie uns speisen!"

Das sichtliche Behagen, mit dem Becker dem frugalen Mahl zusprach, ließ den darüber erfreuten Wirt immer liebenswürdigere Laune entwickeln. Als Beckers Glas geleert war, schellte Schröder und befahl dem hereintretenden Burschen, eine neue Sendung Bier herbeizubringen, bei welchem Befehl die kleinen Augen des Burschen sich merklich erweiterten. Als das Souper beendet war und Schröder seinem Gast als Nachtisch eine zweite Havanna offerirt hatte, fragte er ihn mit dem liebenswürdigen Leichtsinn eines freigebigen Wirtes, ob er ihm noch ein Glas Bier anbieten dürfe, und als Becker mit einem Blick auf seines Wirtes fast noch gefülltes Glas bescheiden ablehnen zu müssen glaubte, rief er übermütig: „Ach was, der Fisch will schwimmen!“ schellte und befahl dem Burschen, noch ein Glas Bier zu bringen. Während er dabei entschuldigend zum Gast sagte, daß er selbst an so viel Biergenuß nicht gewöhnt sei, beobachtete dieser mit innerer Heiterkeit, wie der Bursche beim Hinausgehen aus der Thüre bedenklich verwundert den Kopf schüttelte.

Welch wirklich opulentes Mahl ihm jedoch vorgesetzt war, erkannte Becker erst beim weiteren Umgange mit Schröder, als es ihm kein Geheimnis mehr war, daß dessen Abendessen sich zwar stets an einem ebenso sorgfältig zubereiteten Tische vollzog, jedoch für gewöhnlich nur aus einem oder mehreren Gläsern Wasser und einigen derben, mit dünnem Schmalz bestrichenen — wenn der Vorrat nicht vorzeitig ausgegangen war — und reichlich mit Salz bestreuten Schnitten Kommißbrotes bestand, die mit bestem Appetit und Anstand verzehrt wurden.

Die harte Einschränkung, der Verzicht auf so viele natürliche Lebensfreuden, wozu seine mittellose Lage Schröder zwang, erweckte die innige Teilnahme Beckers, dem das Leben immer so heiter gelacht und kaum einen Wunsch unerfüllt gelassen hatte. Er hätte manchmal gerne mit seinem Ueberfluß die Lage des minder begünstigten Kameraden erleichtern mögen, doch machte ihm dies Schröders Charakter und sein eigenes Zartgefühl schwer möglich. So war er wenigstens bemüht, ihn möglichst oft als seinen Gast abends bei sich zu behalten, und Schröder hatte auch anfangs diese Einladungen unbedenklich angenommen; dann aber fing er an, nach einigen mißbilligenden Bemerkungen über die dabei übliche Opulenz, ihnen unter allerlei Vorwänden auszuweichen, bis Becker seine Gastfreundschaft auf ähnlich frugale Genüsse beschränkte, wie sie ihm zuweilen bei Schröder geboten wurden.

Dieser selbst empfand seine Entbehrung kaum als solche, sie war ihm zur Gewohnheit geworden.

Und doch hatte diese Lage ihre natürliche Wirkung auf ihn ausgeübt. Der ewige Kampf zwischen dem dürftigen Sein und dem glänzenden Schein hatte ihm, gewissermaßen als Schutzmaske, den übertriebenen Stolz auf seinen eigenen, die hochmütige Nichtachtung der anderen Stände eingeflößt, mit der er außer dem Offizier nur noch den höheren Beamten und Grundbesitzer als wahre Patrioten gelten lassen wollte, alle anderen Staatsbürger für nicht standesgemäß oder — verdächtig erklärte.

Wie sehr Becker auch solche Ansichten mißbilligte und bekämpfte — er mußte

es doch zugleich anerkennen, daß Schröder ihnen auch unter Opfern wirklich nachlebte.

Er, der ein beliebter und fleißiger Familienbesucher in seinen Kreisen war, ließ sich nie bewegen, seine Füße unter den üppigen Tisch von reichen, außerhalb dieser Kreise stehenden Leuten zu setzen, wie es manche besser situirte und innerlich gleich hochmütige Kameraden lediglich des Wohllebens wegen unbedenklich thaten.

Auch in seiner äußeren Erscheinung wurde Schröder der hohen Auffassung von seiner Stellung gerecht, denn kein noch so wohlhabender Offizier konnte sich in tadelloserem, eleganterem Anzug zeigen, als er es stets fertig brachte.

Ebenso wenig entzog er sich den offiziellen und herkömmlichen Repräsentationspflichten seines Regiments und opferte der Kameradschaftlichkeit ein- bis zweimal wöchentlich einige Stunden im öffentlichen Lokal, wo er unter den Offizieren mit mehr Pflichtgefühl als Genuß sein regelmäßig einziges Glas Bier trank.

Trotzdem war er bei den meisten Kameraden wenig beliebt. Seine auch diesen gegenüber behutsam beobachtete Würde belustigte die älteren, chokirte die jüngeren; seine strengen Grundsätze belästigten, das Beispiel, das seine spartanische Lebensweise gab, genirte sie. Dieses Gefühl fand in dem Spitznamen, den sie ihm beigelegt hatten, seinen Ausdruck; sie nannten ihn spöttisch den „Patentmusterlieutenant", und selbst Becker, der seinen Kameraden immer mehr hochschätzen lernte, mußte die Zutreffenheit dieses Beinamens in manchen Augenblicken zugeben.

Von dem loyalen Anerbieten Beckers hatte Schröder freimütig und unbefangen Gebrauch gemacht. Er benützte fleißig Beckers Klavier, noch fleißiger seine Bibliothek, die eine Sammlung vorzüglicher historischer Schriften enthielt. Die ungewohnte Lektüre derselben erregte, ja empörte anfangs sein ganzes Innere, verletzte seinen starren Absolutismus, noch mehr seinen schroffen Partikularismus, der für Deutschland nur ein hochmütig-gleichgiltiges Achselzucken übrig hatte.

Becker war selbst überzeugter und begeisterter Royalist und Preuße, aber gleichzeitig hatte sein ganzer Erziehungsgang ihm ein unbefangeneres, selbständigeres Urteil zu eigen gemacht und eine schwärmerische Liebe für sein größeres Vaterland ins Herz gepflanzt. Die Wiedererstehung Deutschlands zu alter Macht und Herrlichkeit war der Traum seiner Jugend, dessen Erfüllung er durch den jüngsten Krieg in heißer, ungeduldiger Sehnsucht endlich näher gerückt sah.

Je mehr ihn daher Schröders ursprünglich so ganz andere Denkungsart abgestoßen hatte, desto größer war seine Genugthuung, als er sah, wie sein Kamerad mit der fortschreitenden Lektüre unvermerkt freiere Anschauungen und Ideen in sich aufnahm, die in den darüber gepflogenen häufigen Unterredungen mit ihm sich vertieften und erweiterten und ihn allmälich von dem alten, engherzigen Standpunkt herab zu seinem eigenen herüberführten.

Auch auf das äußere Wesen Schröders übte diese innere Wandlung ihre wohlthätige Rückwirkung aus.

Wenigstens seinem Freunde gegenüber ließ er die unschöne Schutzmaske

hochmütiger Reservirtheit bald ganz fallen, und mit Erstaunen erkannte Becker, welch warmes, mitteilungsbedürftiges Herz, das nach Anerkennung und Freundschaft dürstete, sein kleiner Kamerad in sich barg, und wie er in dem beglückenden Gefühl, beides endlich bei Becker gefunden zu haben, sich als ein liebenswürdiger Mensch voll naiven Idealismus zeigte, der bis zu übermütigster Heiterkeit und Fröhlichkeit aus sich heraustreten konnte.

Becker gewann seinen Kameraden wirklich lieb, und bald verband sie eine aufrichtige, ehrliche Freundschaft, die durch die gegenseitige Einwirkung immer stärker und fester wurde. Denn auch Becker zog Nutzen aus dem steten Umgange mit Schröder. Das Beispiel von heiterer Resignation wirkte unwillkürlich auch auf ihn zurück, und das strenge, minutiöse Pflichtgefühl Schröders übte unmerkbar einen wohlthätigen Einfluß auf Beckers vorher darin leichtere, für genialer gehaltene Auffassung aus.

In einer Richtung jedoch gingen und blieben ihre Wege weit auseinander: Becker war Freigeist; aber niemals tastete er seines Freundes schlichte Frömmigkeit, seinen kindlich einfältigen Gottesglauben an, vor dem er, weil aus dem Herzen kommend, eine beinahe neidische Achtung empfand. Das einzigemal, wo er hierin Neigung zur Proselytenmacherei verriet, sagte Schröder bittend: „Lassen Sie dieses Thema ein für allemal unberührt zwischen uns. Ich bin zu ungelehrt und dumm für die moderne Philosophie, und ich bin zu klug, um mutwillig an den Schatz zu rühren, aus dem ich und die Meinigen seit frühester Jugend Trost, Stärke und Hoffnung geschöpft haben.“

Und Becker achtete die Bitte seines Freundes gewissenhaft.

Sonst hielt sie ihre Freundschaft nicht ab, im erregten Meinungsstreit zuweilen hart an einander zu geraten.

Einst hatte ein heftigerer Streit als gewöhnlich die beiden Freunde mehrere Tage sich meiden lassen. Als Becker dann in versöhnlicher Stimmung bei Schröder eintrat, fand er diesen in froher Erregung, in welcher Schröder ihm triumphirend anvertraute, daß er durch regelmäßige Messungen seit einem halben Jahr ein beträchtliches Wachstum an sich festgestellt habe. Becker, dem dies vorher nicht aufgefallen war, fand es, als er Schröder prüfend betrachtete, allerdings bestätigt, aber auch, daß dieses verspätete Wachstum sich nur auf das Größerwerden, auf Kosten der übrigen Körperentwicklung seines Freundes beschränkte. In der Besorgnis, die bei dieser Erkenntnis in ihm aufstieg, sagte er bedeutungsvoll: „Wachsen Sie nur nicht zu sehr, lieber Schröder; dieses Vergnügen hat seine zwei Seiten.“

„Ja freilich,“ antwortete Schröder wehmütig, „ich habe auch schon daran gedacht. Die Aufschläge an meinen Röcken habe ich mir schon müssen heruntersetzen lassen, wenn ich so weiter wachse, muß ich mir noch vorzeitig neue Garderobe bestellen.“

Von der pekuniären Sorge, die aus Schröders naiven Worten sprach, fühlte Becker sich sonderbar ergriffen; er schwieg aber und machte seinem Freunde keine weitere Andeutung über seine ganz andere Besorgnis.

Einige Stunden später jedoch im Kreise von Kameraden konnte er nicht umhin, derselben Ausdruck zu geben, fand aber nicht die erwartete Teilnahme. Ein älterer Premierlieutenant meinte mit wohlweiser Miene, Schröder hätte im Grunde seinen Beruf verfehlt, die Natur hätte ihn eigentlich zum Gelehrten oder Künstler prädestinirt. Ein Herr von Altenhagen, ein sehr begabter, aber überaus leichtsinniger und lebhafter Offizier, rief wegwerfend: „Ach was, ob Offizier, verdrehter Schulmeister, Bierfiedler oder Farbenkleckser — dieser Patentmusterlieutenant ist und würde auch in allem andern nur ein Kind bleiben!"

„Aber ein heroisches," replizirte Becker scharf, „von dem wir alle lernen können. — Und Du am meisten!" schloß er mit einem bedeutungsvollen Blick auf Altenhagen, der, wie allen bekannt war, von Schulden erdrückt wurde.

Die gereizte Stimmung Beckers ließ eine kleine Pause in der Unterhaltung der darüber befremdeten Offiziere eintreten. Da sagte, die peinliche Stille unterbrechend, ein Hüne von Offizier mit einem geistlosen Bulldoggengesicht: „Schröder heroisch? Wollen erst abwarten, wenn die Kugeln pfeifen — ich trau' ihm nicht recht."

„Mein lieber Herr von Trote," antwortete Becker mit ironischem Lächeln, „wenn Sie ihn auch jetzt nicht verstehen — wenn die Kugeln pfeifen werden, werden selbst Sie mit Schröders Heroismus zufrieden sein."

„Wollen's hoffen, wollen's hoffen!" murmelte der Offizier mit einem selbstgefälligen Blick auf das schwarzweiße Band in seinem Knopfloch. Er hatte den Eindruck, als ob das Kompliment, das er für sich aus Beckers Worten entnahm, einen Beigeschmack hätte, über den er aber nicht recht ins klare kommen konnte.

Als Schröder eines Tages kurz vor dem Ausrücken ins Manöver im Jahr 1869 in Beckers Zimmer getreten war, zählte er stumm, mit feierlicher Wichtigkeit zwölf Thaler vor ihm auf den Tisch auf. „Das sind die Ersparnisse zu meiner Herbstreise," sagte er dann mit stolzem Triumph, „sonst waren es nur zehn Thaler. Na, der Ueberschuß — das gibt famose Weihnachtsgeschenke für Mutting und Schwester! — Jetzt aber trage ich das Geld zu Herrn N., der gibt es für mich auf die Sparkasse — solche Summen ins Manöver mitzunehmen, ist doch zu gefährlich."

Damit eilte er freudig erregt hinaus, aber nach kaum einer Stunde kam er desto niedergeschlagener zurück. Das heldenmütig ersparte Geld war — verloren. In tiefer Betrübnis berichtete er den tragikomischen Verlust.

Er war auf dem Wege an einer Delikatessenhandlung vorübergekommen, hatte hier durchs Fenster im Zimmer den Lieutenant von Altenhagen in unverkennbar sehr animirter Stimmung, wofür die leeren Sektflaschen Erklärung genug waren, mit mehreren „höchst verdächtigen jungen Leuten, von denen einer — auf Ehre! — ein Jude war," trinken sehen. Leider hatte auch Altenhagen ihn bemerkt, war herausgestürzt, hatte Schröder in den Hausflur gezogen und ihm in fliegender Eile seine selbstverschuldete peinliche Situation aus einander gesetzt.

Altenhagen war, von einem Diner kommend, in das Lokal eingetreten, hatte in seiner gehobenen Stimmung sich nur allzu leicht mit den jungen Leuten, lauter

Handlungsbeflissenen, bekannt gemacht und mit ihnen Champagner getrunken, wobei jeder der Reihe nach eine Flasche kommen ließ. Jetzt hatten sie die ganze Zeche ausgeknobelt und Altenhagen war Verlierer geworden, hatte aber bei weitem nicht so viel Geld bei sich, um bezahlen zu können, und in der Hoffnung auf einen rettenden Zufall vorläufig mehr Sekt bringen lassen. Als er nun durch das Fenster Schröder erblickt hatte, wandte er sich mit der Verzweiflung des Ertrinkenden, der auch nach einem Strohhalm greift, an ihn. Und — Schröder hatte zufällig das Geld bei sich und war es los geworden.

Becker sprang bei dieser Erzählung heftig auf und rief mit wahrem Ingrimm: „Was? Diesem leichtsinnigen Patron, diesem unverbesserlichen Lüderjahn haben Sie Ihr sauer erspartes Geld gegeben? Sie, der Sie grundsätzlich niemand etwas borgen?“

Da antwortete Schröder mit der alten abweisenden Ueberlegenheit und unter Rückfall in den verhaßten Ton:

„Achten Sie auf Ihre Ausdrücke, lieber Becker! Altenhagen mag sein, wie er will — er ist und bleibt noch immer Ihr Kamerad und trägt denselben Rock wie wir. Deshalb und um unsern Stand vor den Ladenschwungs nicht zu blamiren, habe ich Altenhagen das Geld geben müssen — das war einfach meine Pflicht.“

„Und glauben Sie, daß Altenhagen Ihnen das Geld wiedergeben wird?“ knurrte Becker zornig.

„Das wohl nicht!“ meinte Schröder bedenklich, „er hat es zwar versprochen, aber — man kennt ihn ja!“

Dann fügte er mit wehmütiger Resignation hinzu: „Meine schöne Reise ist futsch und meine Extrageschenke auch.“

Tags darauf stürzte er wieder, aber in freudigster Aufregung in Beckers Zimmer, hielt ihm die zusammengeballte rechte Hand hin und rief: „Raten Sie, was ich hier habe!“

Becker konnte es durchaus nicht raten. Da öffnete Schröder auf einen Augenblick die Hand, in der eine Anzahl Thaler lag, schwang den Arm triumphirend hoch und hüpfte wie ein ausgelassener Schulknabe in der Stube umher, freudig rufend: „Ich habe mein Geld wieder! Alles wieder! Altenhagen ist ein anständiger Kerl! Man soll doch niemals von einem Kameraden schlecht denken!“

Seine Freude war wirklich groß und rührend, aber noch größer war wohl Beckers Freude, der mit keiner Miene verriet, daß er einige Stunden vorher das Geld an Altenhagen unter den ernstesten Androhungen zur sofortigen Rückerstattung an Schröder übergeben hatte. —

In dem Winter 1869/70 lebte Schröder, der sich öfters gar nicht wohl fühlte, noch zurückgezogener als sonst und bereitete sich auf das Examen zur Kriegsakademie vor.

Das glänzende Ergebnis desselben im Frühjahr bereitete ihm große Genugthuung und Freude. Ueberhaupt befand er sich im Gegensatz zu seinem körperlichen Leiden in so hoffnungsfroher Stimmung wie lange nicht. Durch günstige Zufälle im Avancement war er ungewöhnlich frühzeitig ältester Sekondelieutenant

im Regiment geworden und wurde nun nicht müde, darauf hin vor Becker die kühnsten Luftschlösser zu bauen.

„Wenn ich Glück habe, kann ich in ein paar Monaten Premierlieutenant sein. Denken Sie sich, wie hübsch das klingt: „Herr Premier!“ Und fünf Thaler monatlich mehr!! Das macht sechzig Thaler im Jahr! Da kann ich ja leben wie ein Fürst. Und was werden sie sich erst zu Hause freuen!“

So jubelte er oft, und der würdevolle, pedantische Offizier wurde dabei zum ausgelassen fröhlichen Kinde.

Doch ehe sein unschuldiger Ehrgeiz noch befriedigt wurde, brach plötzlich und unerwartet der Krieg aus.

Schröder nahm nicht nur vollen Anteil an der kriegerischen Begeisterung, die alle Gemüter entflammte, sondern er empfand auch rein und ganz das hohe Glück, mit dem die Liebe zum deutschen Vaterlande alle Herzen durchtränkte, und er sprach es mit ehrlicher Wärme aus, wie er die berauschende Erhebung dieser Stunden nur seinem Freunde verdanke, dessen Einwirkung erst sein Verständnis und seine Liebe für sein deutsches Vaterland geweckt hatte.

Da traf ihn wie ein Donnerschlag die Kunde, daß auch sein jetziger Oberst ihn seiner angegriffenen Gesundheit wegen für das Ersatzbataillon bestimmt habe. Vergebens suchte Becker, der die Bedenken des Obersten innerlich teilte und nicht wußte, ob er sich nicht über die einem begeisterten Offizier grausam erscheinende Maßregel freuen sollte, seinen aus allen Himmeln gestürzten Freund zu trösten.

Dieser ruhte nicht eher, bis er, unterstützt von der Thatsache, daß er schon im Kriege gegen Oesterreich hatte beim Ersatzbataillon verbleiben müssen, den Obersten zu einer Aenderung der Bestimmung erweicht hatte. Seine Freude über seinen Erfolg wurde noch erhöht durch den Zufall, der ihn mit Becker zu der gleichen Compagnie brachte.

Das Dampfroß zog die jubelnden, von sicherer Siegesahnung geschwellten Truppen bis an den Fuß der Eifel. Dann begannen die überaus anstrengenden Gewaltmärsche durch das oft malerisch schöne, aber höchst unwirtliche und schwer zu passirende Gebirge, die bereits manche Opfer erforderten.

Die ungewöhnlichen und anhaltenden Strapazen erschöpften Schröders schwache Kräfte vollständig. Dennoch war er nicht zu bewegen, von den ihm vorgeschlagenen Erleichterungen Gebrauch zu machen. Das wiederholte Anerbieten, sich auf den Märschen des zweiten Pferdes seines Hauptmanns zu bedienen, lehnte er schroff ab. „Kann ich vom Pferde herab, das mir nicht zusteht, die schlaff werdenden Leute zum Weitermarschiren bewegen? Der Offizier muß das Beispiel geben und in schweren Zeiten erst recht!“ sagte er.

Vergebens auch beschwor ihn Becker, die auf Schröders Teil fallenden Dienstobliegenheiten im Stande der Ruhe für ihn übernehmen zu können. Seine Antwort war: „Der Offizier schenkt sich nichts von seinen Pflichten, so lange er sie zu erfüllen noch irgend im stande ist.“

Glücklicherweise war am 1. August ein Ruhetag, den Becker benützte, um seinen ermatteten Freund mit fast frauenhafter Sorgfalt zu pflegen.

Schröder, dem die vorangegangenen Tage nur zu ganz kurzen Briefen und Karten an die Seinigen Zeit und Kraft gelassen hatten, verwendete den Vormittag dazu, um an seine Mutter ein zärtliches, ausführliches Schreiben zu richten, das Zeugnis von seiner Begeisterung und Hoffnungsfreudigkeit ablegte und sich in schwärmerischem Dankgefühl für seinen um ihn so sorglich bemühten Freund erging.

An diesem Tage knüpfte das brüderliche „Du" das Band, das beide schon lange vereinte, auch äußerlich noch fester zusammen.

An der öffentlichen Austeilung des heiligen Abendmahls nahm Schröder, der Würdigste von allen, mit frommem, demütigem Herzen teil. Mit ihm thaten das viele, viele andere, darunter zur geringschätzigen Verwunderung Beckers, der sich selbst fern hielt, auch einer oder der andere, der mit seiner aufdringlichen Freigeisterei manches gläubige Gemüt oft verletzt hatte.

Am Nachmittage setzten beide Freunde ihren letzten Willen auf. Becker that dies eigentlich nur, um seinem Freunde den größten Teil seines Privateigentums, vor allem seine Bücher zu sichern; er war in wenigen Minuten mit seinen Bestimmungen fertig. Schröder brachte mehr als eine Stunde mit dieser Angelegenheit zu. Während seines eifrigen Schreibens bemerkte er mit Wichtigkeit: „Man soll gar nicht glauben, wie sich die Kleinigkeiten im Laufe der Zeit ansammeln, und wie schwer es ist, darüber zu verfügen."

Als Becker mit weichem Humor fragte: „Hast Du etwa Todesahnungen?" antwortete Schröder abweisend: „Mein Lieber, ein preußischer Offizier darf keine Todesahnungen haben: er thut einfach seine Pflicht und steht im übrigen in Gottes Hand."

Einem ihn plötzlich durchzuckenden Gedanken unwillkürlich Worte gebend, rief Becker: „Das wäre ja doch auch eine zu große Niedertracht vom Geschick, wenn gerade Du fallen solltest!"

„Lieber Freund," entgegnete Schröder bittend, „sprich nicht so frivol. Es thut mir weh, wenn Du Dich schlechter machst, als Du bist!"

Etwas Unverständliches murmelnd, verließ Becker schnell die Stube, die Thüre nicht allzu leise hinter sich schließend.

Der nächste Tag war der anstrengendste während der einleitenden Periode des Feldzuges. Als das Regiment endlich den Marsch durch eine mehrstündige Rast an einem Walde unterbrach, flüsterte Schröder, auf Becker zutaumelnd, diesem zu: „Führe mich rasch hinter einen Busch, damit die Leute mich nicht sehen — ich werde ohnmächtig." Und in der That überfiel ihn eine tiefe und schwere Ohnmacht, und der herzugerufene Arzt sprach die Notwendigkeit aus, Schröder für den weiteren Marsch zu dem überfüllten Krankenwagen zu schicken. Doch wies dieser, als er zu sich gekommen war, diese Zumutung mit wilder Heftigkeit von sich; und wirklich setzte er den Weitermarsch fort — allerdings gezwungen, sich dabei auf Beckers kräftigen Arm zu stützen — bis das Regiment gegen Mitternacht ein Biwak bezog.

Für die nächsten Tage wurde Schröder, um ihn zur Schonung seiner selbst zu zwingen, dienstlich zum Regimentsstabe kommandirt und beritten gemacht.

Hierdurch und durch einen weiteren Ruhetag am 5. August hatte er sich so weit erholt, daß er den Marsch am 6. August wieder zu Fuß mitmachen konnte.

Dieser sollte nur etwa anderthalb Meilen betragen, daher rückten die Truppen auch schon um neun ein halb Uhr in ihre Biwaksplätze bei Guichenbach ein. Hierbei wurde Schröder von dem Regimentskommandeur mit der Mitteilung von seiner Beförderung zum Premierlieutenant überrascht.

Seine Freude war grenzenlos und verjüngte ihn augenscheinlich. Während die Truppen ablegten, holte er, unbekümmert um die gutmütigen Neckereien der Kameraden, in fieberhaftem Eifer aus dem Tornister ein paar ganz neue Achselstücke mit den Premierlieutenantssternen hervor.

Doch kam er noch nicht dazu, sich mit ihnen zu schmücken.

Kaum hatte er die alten Achselstücke abgelegt, da ertönte ganz überraschend von allen Seiten das Kommando zum Wiederumhängen des Gepäcks und zum Weitermarschiren.

Es war auf die Meldung, daß Saarbrücken vom Feinde geräumt sei, der Befehl gekommen, durch sofortige Besetzung der Stadt die dortigen Uebergänge über die Saar, deren Eroberung für den folgenden Tag in Aussicht genommen war, zu sichern.

Mit unbeschreiblichem, jauchzendem Eifer setzten sich die Truppen von neuem in Marsch und legten die bis Sankt Johann zehn Kilometer betragende Strecke fast laufend zurück. Hier mußte das Regiment eine halbe Stunde halten, da das Schwesterregiment der Brigade sich zunächst jenseits Saarbrückens entwickeln sollte.

Becker bemühte sich eifrig um Schröder, der, von dem übereiligen letzten Marsche wieder sehr erschöpft, sich matt auf einen Meilenstein niedergelassen hatte.

Sowie er sich etwas erholt hatte, bat er Becker, ihm die neuen Achselstücke auf den Schultern zu befestigen, und nahm dann mit unbeschreiblicher Genugthuung die Glückwünsche einiger Kameraden entgegen. Dann zog er eine Feldpostkarte aus der Tasche und schrieb eilig mit der Bleifeder darauf:

„Dicht vor Saarbrücken 6./8. 70, mittags 12 Uhr.

„Teuerste Mutter und Schwester! Ich bin sehr glücklich, frisch und munter.

Mit innigstem Gruß Euer Edwin Schröder.

Premierlieutenant im Infanterieregiment x."

Das „Premier" war mit dicken, zolllangen Buchstaben übermäßig hervorgehoben.

Kaum war er mit dem Schreiben der Karte fertig, da erhielt das Bataillon Befehl zum Vorrücken. Das Geschützfeuer hatte immer mehr zugenommen; die Kavallerie meldete das Vorrücken starker feindlicher Kräfte.

Als das Bataillon eilig antrat, erinnerte erst Schröder den Kommandeur daran, daß die Mannschaften ihre Patronen noch immer sorgfältig eingenäht in den Taschen und Tornistern trügen. Niemand hatte bisher in der Erregung des Augenblicks daran gedacht, die Patronen zum Gebrauch für das Gefecht bereit zu machen.

Es war ein unvergeßliches, wild kriegerisches Bild, wie die Leute des Bataillons, während sie im Laufschritt durch Mattstall eilten, die Leinwand von den Patronenpaketen mit den Zähnen abrissen, und wie die von ihrer Hülle befreite Fahne sich gerade in dem Augenblicke entfaltete und stolz im Winde flatterte, als die ersten französischen Granaten über das Bataillon hinwegsausten. Ein rasender Jubel, ein brausendes, donnerndes Hurra brach aus den Reihen des Bataillons — verschwunden war die letzte Spur von Ermüdung und Erschöpfung, hochgehobenen Hauptes mit blitzenden Augen, elastischen Schrittes eilte jeder einzelne dahin.

Auch bei Schröder war dies der Fall, der beim Durchlaufen des Orts einem der zahlreichen sich mit Liebesgaben an die Soldaten herandrängenden Einwohner seine Postkarte zur Besorgung übergeben hatte. Becker konnte nur mit freudigem Staunen auf seinen umgewandelten Freund schauen.

Kaum hatte das Bataillon sein vorläufiges Ziel erreicht, so mußte es zum weiteren Gefecht entwickelt werden. Schröders Compagnie erhielt Befehl, gedeckt durch den Stiringer Wald vorzugehen, um Alt-Stiringen von Norden her anzugreifen. Zu diesem Zweck mußte die Compagnie den von der feindlichen Artillerie heftig bestrichenen Eisenbahndamm überschreiten.

Schröder war der erste, der über den Damm eilte und den Wald erreichte. Hier sammelte und ordnete er die in aufgelöster Ordnung, aber dennoch unter mehrfachen Verlusten ihm folgenden Leute und wartete einen Augenblick auf den Hauptmann. Da meldete ihm ein etwas nachkommender Spielmann, daß der Hauptmann beim Ueberschreiten des Dammes, von einem Granatsplitter schwer verwundet, zusammengebrochen sei.

„Aeh, schamant, schamant!“ stieß Schröder gewohnheitsmäßig aus. Dann aber leuchtete doch ein Blitz des Triumphes in seinen Augen auf, als er, sich zur Compagnie wendend, rief:

„Leute! Euer Hauptmann ist verwundet! — Ich habe die Ehre, die Compagnie zu führen. Rächt Euren Hauptmann!“

Darauf führte er die Compagnie bis zu dem von Alt-Stiringen in den Wald führenden Weg, trat mit Becker an den Rand des Waldes und rekognoszirte das Dorf.

Eine ziemliche Strecke vor dem Dorf und nur etwa hundert Schritte vom Walde entfernt befanden sich einige Gruben und bedeutende Kohlenwälle, die vom Feinde besetzt waren. Die Besatzung des eigentlichen Dorfes ließ sich durchaus noch nicht erkennen.

In seinem stürmischen Eifer begann Becker aufgeregt: „Schröder, laß uns —“

Weiter kam er jedoch nicht. Schröder unterbrach seinen Freund mit abweisendem Blick und schnarrenden Tons:

„Herr Lieutenant, im Dienst bitte ich, nicht ‚Schröder und Du‘, sondern ‚Herr Premier und Sie‘; im übrigen ist es an mir, zu bestimmen, was zu geschehen hat.“

Becker schwieg verdutzt und beschämt — vielleicht auch etwas verletzt.

Nach einigen Augenblicken der Ueberlegung sagte Schröder:

„Wir müssen zunächst die Gruben und Wälle wegnehmen. Kein leichtes Stück Arbeit! Ich werde nach kurzem Feuer der ganzen Compagnie plötzlich mit zwei Zügen vorbrechen; Sie halten mit Ihrem Zuge etwas zurück, um gegen etwaige Verstärkung aus dem Dorf sich wenden zu können."

Dann ließ er die ganze Compagnie am Waldrande ausschwärmen und das Feuer eröffnen, das heftig erwidert wurde.

Nach kurzer Zeit gibt er das Zeichen zum Abstopfen, springt nach einem tiefen Atemzug fünfzehn Schritte vor die Compagnie, weist mit geschwungenem Degen auf den Feind hin und ruft mit lauter, klarer Stimme: „Der fünfte und Schützenzug vorwärts marsch — ma —"

Da bricht er wie vom Blitz getroffen, zusammen.

Gleichzeitig, gerade als die ersten Leute aufspringen, verdreifacht sich die Wut des gegnerischen Feuers.

Die Leute, durch den Verlust ihres zweiten Führers bestürzt, zögern unwillkürlich. Die wenigen bereits Aufgesprungenen stürzen zu ihrem gefallenen Offizier. Doch schneller als einer von ihnen erreicht in ein paar Sätzen Becker seinen Freund und Vorgesetzten, hebt ihn mit seiner gewaltigen, durch die Verzweiflung verdoppelten Kraft auf und trägt ihn unter dem unbarmherzigen Feuer des Feindes zurück in den schützenden Wald.

Hier legt er ihn zärtlich behutsam nieder und beugt sich angstvoll über ihn. Das Blut strömt aus Schröders Unterleib, der von mehreren Kugeln durchbohrt ist.

Nach einem Augenblick schlägt Schröder, der den Degen noch immer in der krampfhaft geballten Faust festhält, die Augen auf, starrt Becker wirr an und stammelt dann mit wiederkehrendem Bewußtsein mühsam, aber ganz im alten, näselnden Befehlston: „Herr Lieutenant, greifen Sie sofort mit der ganzen Compagnie an — etwas rechts die vorspringende Ecke!"

„Schröder, lieber Schröder —" sagt Becker.

„Vorwärts!" haucht dieser und sinkt mit geschlossenen Augen zurück, ohnmächtig oder tot.

Becker führt den Angriff aus, unter starken Verlusten, aber siegreich. Er wirft den Feind in das Dorf zurück, aber zu schwach, ihn auch hier anzugreifen, nistet er sich in den teuer erkauften Gruben ein.

Eine andere Compagnie kommt hinzu und verstärkt ihn, beide bleiben aber noch immer zu schwach zum Sturm auf das stark besetzte Dorf.

Es tritt eine Pause im Kampf ein.

Becker kann sich nicht länger bezwingen; er eilt, so schnell er kann, zurück in den Wald zu Schröder.

Der liegt, die linke Hand auf den Unterleib gepreßt, mit geschlossenen Augen da — ein leises Stöhnen allein zeigt, daß noch Leben in ihm. Als Becker ihm etwas Branntwein eingeflößt hat, schlägt er die Augen auf. Die stumme, heiße

Frage in ihnen beantwortet Becker stolz, triumphirend: „Wir haben den Wall wir werden gleich das Dorf nehmen."

Ein freudiger Schimmer huscht über Schröders eingefallenes Gesicht, ein halblautes „Schamant" wird hörbar.

Dann schließt er die Augen wieder, öffnet sie auch nicht, als er Beckers mitleidige Frage, ob er Schmerzen habe, nach längerer Pause mit einem kaum verständlichen, geflüsterten „Furchtbare!" beantwortet.

Plötzlich schlägt er groß und weit die Augen wieder auf, sein Blick trifft Becker, aber er erkennt ihn nicht — seine weißgewordenen Lippen hauchen leise, leise klagend: „Mutter — armes Mutting!" Ein Zittern rieselt durch seinen Körper, — der Leib streckt sich, — ein nachröchelnder Laut, — das brave Herz hat aufgehört zu schlagen. —

Mit zitternden Fingern drückt Becker seinem Freunde die Augen zu. Dann stürmt er fort in langen Sätzen zu seiner Compagnie.

Für diese beginnt erst die Hauptarbeit des Tages mit der Erstürmung des festen Dorfes. Noch viele, viele folgen ihren vorangegangenen Führern nach in den Tod.

Becker verrichtet Wunder. Zuweilen scheint er das Schicksal trotzig herauszufordern. Doch ist er einer der wenigen Offiziere des Regiments, die gänzlich unversehrt aus der blutigen Schlacht hervorgehen.

Abends ist die schwächere Hälfte der Offiziere um das Biwakfeuer versammelt.

Die persönlichen Erlebnisse, die Ereignisse des Tages werden lebhaft besprochen, der Stolz auf den Sieg, anfangs stark gedämpft durch die Trauer um so viele gebliebene Kameraden, ringt sich bei dem leichten Soldatenblut und der Freude über die eigene Erhaltung bald voll und rein durch.

In dem Bedauern der Gefallenen steckt ein gutes Stück Egoismus!

Becker nimmt an dem Gespräche nicht teil, — er verharrt in düsterem Schweigen.

Auch Schröders Tod wird flüchtig erwähnt, ohne zusätzliche Bemerkungen. Gleich darauf der Verlust von Altenhagens. Da werden unter den Kameraden Stimmen laut: „Bodenlos leichtsinnig war er, aber man konnte ihm nicht böse sein, er war zu liebenswürdig — schade um ihn!"

Da springt Becker heftig auf und mit wahrem Zorn schreit er zu den Erstaunten:

„Schade! Schade!! — Um niemand ist es heute zu schade, nicht einmal um Schröder, und — der war mehr wert als ein Dutzend Altenhagen!"

Damit eilt er trotzig fort und wirft sich bei seiner Compagnie nieder. Schlaf kann er aber noch lange nicht finden, wie unwillig er sich auch zum öfteren ein altes Weib schilt. Unruhig wälzt er sich hin und her. Endlich gegen Morgen findet die Natur ihr notdürftiges Recht.

Am andern Tage bereitete Becker mit den Leuten der Compagnie ein besonderes Grab, in das er Schröder bettete, nachdem er die kleinen Andenken

für die Angehörigen von ihm entnommen hatte, darunter von seiner Brust ein einfaches Medaillon, das zwei blonde Haarlocken enthielt.

Dann verrichtete er am frischen Grabhügel des Freundes thränenlos, in tiefer Erschütterung ein kurzes, stummes Gebet mit einer Andacht wie seit seiner Kindheit nicht. — — —

Der Krieg war zu Ende, die Truppen ruhmgekrönt in die Heimat, in das neu erstandene, teuer erkaufte Vaterland zurückgekehrt.

Becker nahm Urlaub. Doch bevor er das väterliche Gut besuchte, hatte er noch eine schwere Pflicht zu erfüllen. Er mußte Schröders Mutter die letzten Andenken ihres Sohnes überbringen.

Ihm graute vor dem vorausgesehenen Jammer, der wilden Verzweiflung und — der eigenen Schwäche.

Er trat in eine Wohnung, deren schlichte, altväterische Einrichtung einen unbeschreiblich wohlthuenden, friedlichen Eindruck machte durch die unverkennbaren Merkmale der liebevollen Fürsorge und pietätvollen Schonung, deren sie sich zu erfreuen hatte, und die weit mehr als die Dürftigkeit der Eigentümer, die Freude, den Stolz auf ihren Besitz verrieten.

Ihn empfing eine ältere, freundlich mild und ehrwürdig aussehende Dame in schneeweißen Haaren und ein junges, blühend schönes Mädchen, das den Stempel holdester Jungfräulichkeit an sich trug.

Beide Damen waren in tiefster Trauerkleidung, beide durch den Ausdruck demütiger Ergebung in ihr Schicksal ergreifend. Nichts von zügellosem Schmerz, nichts von haderndem Groll. —

Zwar flossen heiß ihre Thränen, als Becker ihnen die Andenken ihres Sohnes und Bruders übergab und von seinem Ende berichtete, — das junge Mädchen verhüllte schluchzend ihr Antlitz. Doch als die Erschütterung auch ihn zu überwältigen drohte, empfing er selbst von den Frauen mehr Tröstung, als er ihnen zu bringen im stande war.

Als am Schluß sich sein Schmerz unwillkürlich zur Anklage gegen eine höhere Gerechtigkeit steigerte, erhob sich die Mutter und sprach mit ernster Würde: „Ich preise täglich Gott für die Gnade, die er mir in meinem Sohn geschenkt hat. Mein Edwin hat mir, so lange er lebte, nur Freude gemacht. Er starb als Held für seinen König und sein Preußen — droben werden wir uns wiedersehen!"

In tiefer Ergriffenheit beugte Becker sich nieder und küßte die Hand der edlen Frau mit einer Andacht wie einer Heiligen.

Und dieses Gefühl bewahrte er ihr bis an ihr Lebensende als treuer Sohn, dem in der Schwester seines toten Freundes das kostbarste Gut seines Lebens zu teil geworden und ein überreiches Glück erblüht war.



Erinnerungen aus dem Leben von Hans Viktor von Unruh.

Herausgegeben von

Heinrich von Poschinger.

Als ich im vergangenen Jahre daran ging, die hervorragenderen unter den deutschen Volksvertretern um Beiträge zu meinem Werke „Fürst Bismarck und die Parlamentarier“ zu ersuchen, und ich mich in der Angelegenheit auch an den damals zu den Reichstagsverhandlungen in Berlin anwesenden Geheimen Kommerzienrat Oechelhäuser wandte, war seine erste Frage: „Haben Sie sich schon der von Unruhschen Memoiren versichert? Dieselben sind für die Zeitgeschichte von höchster Wichtigkeit.“ Mir waren die von Unruhschen Erinnerungen bereits aus der im Jahre 1881 im IV. Quartalbande des VI. Jahrgangs der „Deutschen Revue über das gesamte Leben der Gegenwart“ versehentlich erschienenen Vorpublikation bekannt, und ich versäumte nicht, alsbald Schritte zu thun, um die Einsicht in das gedachte Manuskript zu erhalten. Die Richtigkeit des Oechelhäuserschen Urteils leuchtete mir, nachdem ich den umfangreichen Schriftenband gelesen, ein, und ich habe es der Güte eines Sohnes des Herrn von Unruh zu verdanken, daß ich in der Lage bin, das ganze Memoirenwerk, soweit dasselbe bisher noch nicht zum Abdruck gebracht ist, hiermit weiteren Kreisen zu erschließen.

Herr von Unruh hat mit der Niederschrift seiner „Erinnerungen“ im Jahre 1875 begonnen, und das Werk nach Umfluß von etwa fünf Jahren vollendet. Das Originalmanuskript ist ganz von seiner Hand und umfaßt 983 Seiten. Er ließ sodann eine Reinschrift seiner Aufzeichnungen anfertigen, an der er nur noch wenige, meist redaktionelle Abänderungen vornahm.

von Unruh stand ursprünglich auf einem andern politischen Standpunkt als Fürst Bismarck; er hat sich aber, wie mir dies insbesondere auch der frühere Präsident des Reichstags, Dr. Simson, auf Grund seiner Wahrnehmungen bei Gelegenheit der Anwesenheit der Reichstagsdeputation in Versailles bestätigt hat, seit 1866 mit dem leitenden Staatsmann tief innerlich ausgesöhnt. Er starb am 4. Februar 1886 in Dessau.

Einleitung.

I. Wie Herr von Unruh zur Niederschreibung seiner Erinnerungen veranlaßt wurde.

Meine Angehörigen und näheren Freunde — so schreibt derselbe — haben mich wiederholt aufgefordert, mündliche Mitteilungen aus meinem Leben, die ich ihnen machte, niederzuschreiben. Meine Lebenszeit umfaßt die Periode der preußischen Geschichte, die mit der tiefsten Erniedrigung Preußens im Jahr 1806

beginnt, sein Aufsteigen zur wirklichen Großmacht und seine Vereinigung mit Deutschland zum Deutschen Kaiserreich in sich schließt. Die Zeit der Freiheitskriege von 1813 bis 1815 ist meinem Gedächtnis deutlich eingeprägt.

Im aktiven Staatsdienst von 1824 bis 1844 lernte ich die guten und schlimmen Seiten des preußischen Beamtentums gründlich kennen und kam mit Männern sowohl der großen Regenerationsperiode, wie Schön, Märckel, Flottwell, Schuckmann, als auch des strengen Absolutismus, wie Meding, Stolberg, Bodelschwingh und so weiter, mehrfach in persönliche Berührung. Mein thatsächlicher Uebertritt aus dem Staatsdienst in die Privatindustrie im Jahre 1844 lehrte mich die Staatsverwaltungsmaschine und ihre Wirkung von der entgegengesetzten Seite kennen. Das Jahr 1848 warf mich kopfüber in die Politik; ich wurde Mitglied der preußischen Nationalversammlung in Berlin und war während der Novemberkrisis erster Präsident derselben. 1849 wurde ich in die zweite Kammer gewählt und kam mit dem damaligen Gutsbesitzer von Bismarck in dieselbe Abteilung. Die Auflösung der Kammer erfolgte im April 1849. Anfang 1863 trat ich in das preußische Abgeordnetenhaus, als der Konflikt mit der Regierung schon begonnen hatte. Als Abgeordneter und seit 1867 zugleich als Mitglied des Norddeutschen, dann des Deutschen Reichstags machte ich die große Zeit von 1866 bis jetzt (1876) politisch thätig mit durch und kam dabei vielfach mit Bismarck in persönliche Beziehungen.

An Erlebnissen, die der Erinnerung und Aufzeichnung wert sind, hat es mir daher nicht gefehlt. Ich konnte mich aber bisher nicht zum Niederschreiben entschließen, weil ich weder eine vollständige Selbstbiographie noch politische Memoiren verfassen wollte. Beides widerstrebte mir. Das eigene Spiegelbild zu zeichnen ist ein mißliches Ding. Ich denke mir, man schwebt dabei immer zwischen Selbstüberhebung und Selbstunterschätzung. Ueberdem hat die Beschreibung des eigenen Lebens für Dritte gar kein Interesse, wenn man nicht zu den großen Männern seiner Zeit gehört und kein Dichter ist. Brauchbare Memoiren dagegen müssen sich auf schriftliche, während der Ereignisse gemachte Notizen stützen, wovon ich nur sehr wenige besitze. Es gehört auch ein gründliches Studium der wichtigen Dokumente aus der betreffenden Zeit und eine genaue Vergleichung derselben mit den eigenen Aufzeichnungen und Erinnerungen dazu. Hier auf dem Landsitz Zoblitz im Rothenburger Kreise der preußischen Oberlausitz, wohin ich mich seit 1873 zurückgezogen habe, fehlt mir fast alles Material zu solchen Studien und, ehrlich gestanden, auch die Neigung zu einer Beschäftigung, welche starke Anspannung der Arbeitskraft erfordert und, statt der auf dem Lande gesuchten Ruhe und Schonung, Anstrengung und Konsumtion der geistigen Kraft bedingt. Erst ein Gespräch mit Heinrich von Sybel, dem Historiker, und mit Bennigsen hat den Entschluß bei mir gereift, meine Erlebnisse niederzuschreiben. Beiden teilte ich meine Bedenken mit. Sybel antwortete mir ungefähr so: „Weder eine Selbstbiographie noch ein historisches Werk kann man von Ihnen verlangen; aber wenn ein Mann, der so viel erlebt hat und in großer Zeit thätig gewesen ist, seine Erlebnisse treu und wahr aus dem

Gedächtnis mitteilt, möglichst ohne Tendenz seine persönlichen Eindrücke wiedergibt, so entsteht ein Bild seiner Zeit, das nicht nur jeden Gebildeten interessiren muß, sondern auch Wert für den wirklichen Historiker hat, für den die lebendige Aussage eines Augenzeugen von unzweifelhafter Wichtigkeit ist." Bennigsen trat ihm bei und beide rieten mir dringend, die Sache nicht fallen zu lassen.

So gehe ich nun an die Ausführung mit dem festen Vorsatz, wissentlich nichts Unrichtiges zu bringen, nichts zu verschweigen, was mir schaden könnte, ein ehrlicher Zeuge meiner Zeit zu sein. Täusche ich mich in einzelnen Punkten selbst, so mag man Nachsicht mit mir haben und meine Fehler berichtigen.

Soll der Zweck, den Sybel bezeichnete, erreicht werden, so müssen meine Aufzeichnungen gedruckt und publizirt werden. Damit aber die Rücksicht hierauf meine Feder nicht binde, schreibe ich zunächst so, als ob der Druck erst lange Zeit nach meinem Tode erfolgen werde und nenne Namen und Thatsachen rücksichtslos. Ich weiß jedoch, daß eine solche Arbeit hauptsächlich nur für die lebende Generation, höchstens für die nächstfolgende von Interesse ist und dann jedenfalls vergessen wird. Deshalb rate ich meinen Kindern, daß sie meine Aufzeichnungen nicht allzu lange nach meinem Tode drucken, vorher aber von einem meiner dazu geeigneten Freunde durchsehen lassen und denselben ermächtigen, Namen von noch Lebenden und solche Anführungen, die als persönliche Angriffe aufgefaßt werden könnten, so weit als nötig zu mildern oder zu streichen. Ich habe auch nichts gegen Streichung oder Kürzung solcher Stellen, welche nach Ansicht meiner Freunde wenig oder kein allgemeines Interesse haben. Indem ich auf diese Weise die unerläßliche Korrektur meiner Arbeit in die Hand eines andern lege, schreibe ich unbefangen und treu.

Die Aufzeichnungen, welche von Unruh über seine Jugendjahre, über seinen Eintritt in den Staatsdienst, dem er in verschiedenen Stellungen, zuletzt als Regierungsrat in Potsdam, angehört hat, über seine Thätigkeit in der Privatindustrie (Erbauer der Potsdam-Magdeburger und Magdeburg-Wittenberger Eisenbahn) gemacht hat, berühren das politische Interesse nur in zweiter Linie — dieselben können also hier um so mehr übergangen werden, als die Absicht besteht, diesen Abschnitt der Erinnerungen gelegentlich in Buchform zu veröffentlichen. — Wir beginnen darum mit von Unruhs Erinnerungen bei dem Zeitpunkte, wo derselbe im Jahre 1848 infolge seiner Wahl zur konstituirenden preußischen Nationalversammlung in das politische Leben eintrat, und geben ihm sogleich für dieses wichtige Kapitel der Zeitgeschichte, in dem er als Präsident dieser Versammlung bald eine führende Rolle einnahm, selbst das Wort:

Mein Anteil an der Politik im Jahre 1848.

Stimmung in Magdeburg.

In Magdeburg fand ich die Stimmung aufgeregt. Jedermann fühlte, daß der diesmalige Anstoß von Frankreich nicht so wirkungslos wie 1830 vorüber-

gehen werde; aber noch dachte niemand an die Möglichkeit einer revolutionären Erhebung in Preußen. Es herrschte allgemein große Spannung, namentlich in Betreff des Benehmens der Regierung. Alle Welt erwartete von dieser Seite einlenkende Schritte, erhebliche Konzessionen, zunächst Einberufung des vereinigten Landtags. Es geschah nichts. Der damalige leitende Staatsmann in Preußen, Minister von Bodelschwingh,[1]) erklärte einer Magdeburger Deputation, den konservativen Oberbürgermeister Francke an der Spitze, es seien keine Vorlagen für den Landtag vorhanden!

Der sonst liebenswürdige und gescheite Mann hatte, selbst nach den Wiener Ereignissen, keine Ahnung davon, daß diesmal die Geschichte die Vorlagen mache, nicht die Regierung.

Mein Aufenthalt in Berlin vom 13. bis 16. März 1848.

Am 12. oder 13. März reiste ich nach Berlin zu einer Versammlung von Eisenbahndirektoren, welche der Minister zur Beratung von allgemeinen Grundsätzen für den Bau und Betrieb von Eisenbahnen unter dem Vorsitz des damaligen Geheimen Oberfinanzrats Mellin berufen hatte. Man sprach aber mehr von den Zeitereignissen als von Eisenbahnen und kam am 15. zu der Ueberzeugung, daß der Moment sich nicht zu ruhigen technischen Beratungen eigne, die deshalb abgebrochen wurden. Allerlei beunruhigende Gerüchte erfüllten die Luft, aufgeregte Massen durchzogen lärmend die Straßen. Ich war größtenteils Zeuge der Vorgänge am 15. und 16. März. Am Abend des 16. reiste ich nach Magdeburg zurück. Dort hatte ebenfalls ein Auflauf stattgefunden und zwar auf dem Domplatz, wo sich die Regierung nebst der Hauptkasse befand. Man verlangte schreiend die Entfernung des sehr unbeliebten damaligen Polizeidirektors von Kamptz, Sohn des bekannten früheren Ministers. Es wurde eine Compagnie Infanterie vor dem Regierungsgebäude aufgestellt. Als man anfing, über die Köpfe der Truppen hinweg die Fenster einzuwerfen, soll, wie man erzählte, Herr von Kamptz den Compagniechef aufgefordert haben, zu schießen, dieser zog es aber verständigerweise vor, zunächst mit der Compagnie in Linie so weit zu avanciren, daß die Steinwürfe unwirksam wurden. Bald darauf kamen aus der, an demselben Platz liegenden Kaserne Artilleristen heraus, und die Fahrer jagten mit ihren kurzen Fahrpeitschen (Kantschuen) die Menge aus einander. Das Militär wurde nicht insultirt und niemand verwundet. Weitere bedenkliche Aufläufe sind in Magdeburg nicht vorgekommen. Einen Versuch, den einige Berliner Agitatoren dort im Sommer 1848 machten, Unruhen zu erregen, beseitigte die Bürgerwehr mit den Ladestöcken ihrer Gewehre. Ich führe diese Thatsachen als einen Beleg dafür an, daß es damals in Magdeburg so gut wie keine revolutionären Elemente gab.

[1]) Ernst von Bodelschwingh übernahm 1842 das Finanzministerium, 1845 das Ministerium des Innern, nahm am 19. März 1848 seine Entlassung, 1852 wurde derselbe zum Regierungspräsidenten von Arnsberg ernannt und starb am 18. Mai 1854.

Mündlicher Bericht an den Oberpräsidenten von Bonin über die Zustände in Berlin.

Am Tage nach meiner Rückkehr wurde ich von dem Oberbürgermeister Francke aufgefordert, mit ihm zum Oberpräsidenten von Bonin zu gehen und demselben Mitteilung über meine persönlichen Beobachtungen in Berlin zu machen. Ich sprach mich gegen den letztgenannten dahin aus, daß allerdings sehr große Aufregung und Straßenlärm in Berlin herrsche und daß das Benehmen der Regierung ein sehr auffälliges, schwer erklärliches sei. Wenn man nicht annehmen wolle, daß die Behörde selbst eine starke, gewaltsame Auflehnung hervorrufen wolle, um dieselbe dann mit aller Kraft niederzuschlagen, so erschienen die von der Behörde getroffenen Gegenmaßregeln kopflos. Man dulde große Aufläufe, wie an der Universität am 16., den ganzen Tag und schieße dann am Abend ein paar unschuldige Menschen tot. Man warte und erbittere, statt wirksam zu beruhigen und niederzuhalten. Das Militär sei Tag und Nacht auf den Beinen und werde ermüdet. Dennoch glaube ich nicht, daß es zu einer großen revolutionären Bewegung kommen werde. Jedermann erwarte, daß die Regierung zu einem Systemwechsel übergehen, mindestens aber den vereinigten Landtag zusammenberufen werde. Bonin, ein strammer, hochkonservativer Beamter mit hellem Verstande, war augenscheinlich sehr in Sorge, äußerte sich aber nur sehr knapp: es wäre schrecklich, wenn auch in Berlin die Emeute siege.

Nachrichten über den Aufstand in Berlin.

In der Nacht vom 18. zum 19. März gegen Mitternacht wurde ich geweckt[1]) und hörte zugleich die Stimme des Oberbürgermeisters Francke in meinem Wohnzimmer. Derselbe teilte mir unter großer Aufregung mit, nach der Aussage ganz zuverlässiger Männer, die mit dem Abendzuge von Berlin zurückgekommen wären, sei der Straßenkampf daselbst ausgebrochen, man baue überall Barrikaden und höre Gewehr- und Geschützfeuer. Francke ersuchte mich, eine Lokomotive nach Berlin zu schicken, um sichere Nachrichten über den Verlauf zu erlangen und nötigenfalls in Magdeburg Vorkehrungen treffen zu können. Ich erwiderte, daß ich zur Absendung einer Lokomotive während der Nacht gar nicht ermächtigt sei und daß, wenn man so verführe, auf der damals einspurigen Bahn ohne elektrischen Telegraphen, ein Zusammenstoß mit dem abends von Berlin abgegangenen Personenzuge eintreten müsse. Die Ankunft dieses Zuges in Magdeburg werde in zwei Stunden erfolgen. Ich schlüge daher vor, daß wir dieselbe auf dem Bahnhofe, der damals noch in der Friedrichstadt am rechten Elbufer lag, abwarteten und dann überlegten, ob und was zu thun sei. Francke war damit ein-

[1]) Zu besserem Verständis berücksichtige man, daß damals noch keine elektrischen Telegraphenverbindungen bestanden. Die Beförderung wichtiger Staatsnachrichten fand durch optische Signalstationen statt, welche nur langsam und bei Nebel oder trübem Wetter gar nicht wirken konnten. Die Johanniskirche in Magdeburg trug bis ins Jahr 1852 den Signalapparat.

verstanden und benachrichtigte den Oberpräsidenten von Bonin, daß wir nach Ankunft des Nachtzuges sofort zu ihm kommen würden.

Als der Zug langsam in den Bahnhof einfuhr, sprang ich auf die Lokomotive und fragte den mir als zuverlässig bekannten Führer, wie es in Berlin stände. Derselbe antwortete, der Straßenkampf daure fort. Er habe sich abends nach der Stadt begeben, in der Friedrichstraße sei er in Infanteriefeuer gekommen und nach dem Bahnhof zurückgekehrt, weil er Fahrdienst habe. Kanonen- und Gewehrfeuer habe er noch deutlich gehört, als der Zug sich schon außerhalb der Stadt befand. Inzwischen stiegen die Reisenden aus, unter ihnen der Oberpräsident der Rheinprovinz von Eichmann, den Franke fragte, wie es in Berlin aussehe. Eichmann, umgeben vom Publikum, antwortete laut in etwas wegwerfendem Ton: „Nichts als eine unbedeutende Emeute, welche bereits niedergeschlagen ist." Darauf rief ein anderer, anständig angezogener Reisender: „Das ist unwahr, der Kampf dauert fort und ist noch nicht entschieden." Eichmann schwieg und entfernte sich eilig.

Franke und ich erstatteten nun dem Oberpräsidenten von Bonin mündlich Bericht, den derselbe mit Schmerz anhörte. Er äußerte, die Revolution habe in Paris und Wien und manchen deutschen Residenzen gesiegt, er wünsche dringend, daß der Widerstand in Berlin erfolgreich sei. Feste, sichere Hoffnung schien er nicht zu haben, wenigstens machte es mir diesen Eindruck, als er eine Aeußerung fallen ließ, daß wesentliche Modifikationen des bisherigen Regierungssystems wohl unvermeidlich wären.

Meine Schrift: „Skizzen aus Preußens neuester Geschichte".

In einer im Januar 1849 bei Emil Baensch in Magdeburg erschienenen Schrift: „Skizzen aus Preußens neuester Geschichte"[1]) habe ich die Vorgänge des ganzen Jahres 1848 und meine Mitwirkung nach bestem Wissen geschildert. Ich stehe im allgemeinen und in den meisten Hauptpunkten noch auf demselben Standpunkt wie damals und halte es deshalb für unnütz, hier zu wiederholen, was ich damals geschrieben. Dagegen kann ich nicht umhin, einige Erlebnisse hier mitzuteilen, die ich damals teils nicht für bedeutend genug hielt, teils aus Rücksicht für die beteiligten Personen unmittelbar nach den Ereignissen überging. Jetzt scheint es zulässig, Ergänzungen zu bringen. Ebenso halte ich es für nötig, einzelne meiner damaligen Anschauungen hier zu berichtigen. Es ist seit jener Zeit fast ein Menschenalter und zwar ein sehr ereignisvolles vorübergegangen. Wunderbar müßte es zugehen, wenn ich in einer solchen Periode keine neuen Erfahrungen gemacht und meine damaligen Ansichten gar nicht modifizirt hätte.

[1]) Die 158 Seiten lange Schrift trägt als Motto die vom Verfasser gegenüber einer Deputation des Berliner Magistrats gesprochenen, in der Sitzung der Nationalversammlung am 10. November 1848 wiedergegebenen Worte: „So lange die Presse, so lange das Vereinsrecht nicht von neuem geknebelt werden, hat das Land die Mittel in der Hand, ohne Blutvergießen den Sieg über die Bestrebungen der Reaktion herbeizuführen."

So bedürfen zunächst meine Aeußerungen in den Skizzen über das Ein- oder Zweikammersystem einer Erläuterung. Auf Seite 23 werfe ich die Frage auf, ob die Krone etwa stark ist, wenn sie mit dem Ballast von zwei Kammern beladen wird? Darnach könnte es scheinen, als ob ich damals entschiedener Gegner von zwei Kammern gewesen sei. Ich spreche mich zwar auf Seite 148 dahin aus, daß und warum ich im bestehenden konstitutionellen Staate zwei Kammern für notwendig halte, deute aber an, daß der Uebergang vom absoluten Staat in den konstitutionellen nach einer Revolution nur durch eine Versammlung bewirkt werden könne, die mehr oder weniger den Charakter einer konstituirenden besitzt. Der norddeutsche und dann der deutsche Reichstag liefern durch die originelle Schöpfung des Bundesrats einen Beleg für beide Fälle. Bei der Konstituirung des Reichs stand den Bundesregierungen nur eine Versammlung, der Reichstag, gegenüber. Beide zusammen brachten die Reichsverfassung in verhältnismäßig kurzer Zeit zu stande. Noch eine Kammer wäre nicht nur unnütz, sondern hinderlich gewesen. Nach Einführung der Reichsverfassung schien es, als ob auch ferner das Einkammersystem herrsche, und es wird auch ferner so scheinen, so lange Bundesrat und Reichsregierung einig sind oder jener von einer so gewaltigen Persönlichkeit wie der Reichskanzler von Bismarck beherrscht wird. Bei der Frage über den Sitz des obersten Reichsgerichts hat sich aber auch für den oberflächlichen Beobachter schon deutlich gezeigt, daß der Bundesrat eigentlich eine erste Kammer, ein Senat ist, der, wie in Nordamerika, wesentlichen Teil an der Verwaltung nimmt und eine Zwischeninstanz zwischen der Reichsspitze und dem Reichstage bildet. Noch viel deutlicher wird der Bundesrat als erste Kammer hervortreten, sobald der Hochdruck nachläßt, mit dem der jetzige Reichskanzler Fürst Bismarck arbeitet.

So wenig ich ein nur aus den Fürsten gebildetes Haus im Deutschen Reich wünsche oder gar ein Anhänger des preußischen Herrenhauses bin, so geht doch meine Meinung dahin, daß eine Zwischeninstanz zwischen dem Kaiser und dem Reichstag nicht zu entbehren ist und ein Reichsministerium, so notwendig dasselbe auch erscheint, dieselbe nicht ersetzen kann.

Berichtigen muß ich meine auf Seite 25 der „Skizzen“ ausgesprochene Meinung in Betreff des suspensiven Veto. Ich würde es jetzt für entschieden falsch halten, wenn in Preußen das definitive Veto des Königs jemals in ein suspensives verwandelt werden sollte. Es scheint mir nicht einmal erforderlich, diese Ansicht hier näher zu begründen. Daß nach der Reichsverfassung dem Kaiser kein Veto zusteht, außer in Militär- und Marinesachen, läßt sich wohl aus der Entstehungsgeschichte dieser eigentümlichen Verfassung und dem Umstande erklären, daß im Bundesrat sämtliche Fürsten, also auch Preußen, vertreten sind; ich halte es aber doch für einen großen Mangel.

Vollständig geändert habe ich meine Ansicht über Bürgerwehr und Nationalgarde. Ich halte es für überflüssig, ja für gefährlich, der bewaffneten militärischen Macht im Staate eine zweite bewaffnete Macht aus Bürgern gegenüber zu stellen. Der Gedanke ist thöricht, daß die bewaffneten Bürger die Freiheit

und die Verfassung gegen die Militärmacht wirksam verteidigen sollen. Gehorcht diese dem Staatsoberhaupt und ist dasselbe entschlossen, einen Gewaltstreich zu machen, so kann eine Bürgerwehr gewiß nicht widerstehen. Eine solche hat auch in Frankreich nur dann Erfolg gehabt, wenn das Militär der Regierung großenteils nicht mehr gehorchte und zur Revolutionspartei überging. Wo dies nicht der Fall war, wie unter Napoleon I. zur Zeit des Direktoriums, ferner im Juni 1848 und beim Staatsstreich im Dezember 1851 siegten die Soldaten. Bürgerwehr und Nationalgarden sind entweder eine Spielerei oder eine Organisation für den Bürgerkrieg. Bei der jetzigen Zerklüftung der arbeitenden Klassen durch die Sozialdemokraten kann unmöglich noch von Bürgerwehr die Rede sein.

Stimmung in Berlin am 20. und 21. März 1848.

Ich will nun meiner Beobachtung der Stimmung der Berliner Bevölkerung in den Tagen des 20. und 21. März erwähnen.

Ich reiste dorthin, um die Zustände kennen zu lernen, suchte einen alten Ingenieur auf, der in den Maschinenfabriken und Gießereien noch bekannter war als ich, besuchte die Werkstätten und verschiedene Kneiplokale, wohnte der Waffenverteilung an die improvisirte Bürgerwehr bei und sprach viel mit Arbeitern, war auch zugegen, als die freigelassenen Polen nach dem Schloß zogen, Pistolen blind geladen abfeuerten, Vivats ausbrachten und Schwerin eine Rede vom Balkon des Schlosses hielt. Solche Vorgänge sahen sehr revolutionär aus, die Aufregung war auch groß, man schimpfte tüchtig auf die früheren Minister; aber eine Erbitterung gegen die Dynastie konnte ich nirgends wahrnehmen, ebensowenig mein Begleiter. Man hielt den König für schlecht beraten, aber doch von gutem Willen beseelt, und zweifelte nicht, daß jetzt alles sehr gut gehen würde. Unter den Arbeitern, von denen manche selbst mitgefochten hatten, gaben sich keine egoistischen Motive, kein Neid gegen die besitzende Klasse zu erkennen. Bekanntlich wurde in jener Zeit weniger gestohlen als sonst. Das Eigentum war vollkommen sicher, Frauen und Kinder zirkulirten auf den Straßen, alle Läden waren geöffnet.

Ganz denselben Eindruck machten Mitglieder der Magdeburger Schützengilde und andere Bürger, die von dem großen Begräbnis der Gefallenen zurückkehrten. Viele bedauerten „den guten König". „Er hat uns recht leid gethan, er sah doch sehr niedergeschlagen aus", hörte man äußern. Später wurde mir erzählt, Raveaux vom Rhein sei in Berlin gewesen und habe im stillen Versuche gemacht, ob sich nicht eine provisorische Regierung bilden lasse, dies aber völlig unausführbar gefunden.

Sogar der Berliner Humor zeigte sich. Man hatte unmittelbar unter eine Kartätsche oder Granate, die in einem Pumpengehäuse der Breitenstraße steckte, die königliche Proklamation geklebt, deren Ueberschrift lautete: „An meine lieben Berliner." Einen Gendarm, dem man mit Kreide auf den Rücken geschrieben hatte: „Nationaleigentum", ließ man lachend passiren.

Ich konnte nach diesen Erfahrungen mit Recht in der erwähnten Schrift

behaupten, die Dynastie sei keinen Augenblick in Gefahr gewesen, aber ich schilderte zugleich das unglaublich ungeschickte und schwache Benehmen des Ministeriums. Meine Schrift wurde überraschenderweise in der neuen preußischen Zeitung verhältnismäßig günstig rezensirt und zwar von keinem Geringeren als dem Chefpräsidenten des Oberlandesgerichts in Magdeburg, von Gerlach, der mir Beobachtungsgabe zusprach und namentlich meinem Ausspruch beitrat, daß der Schild für die Dynastie, der zu sein das Ministerium Camphausen behauptete, von Papier gewesen sei und die Dynastie nicht geschützt haben würde, wenn ein ernstlicher Angriff auf dieselbe gemacht worden wäre. Gerlach meinte, diese Einsicht habe dem zweiten vereinigten Landtage, der sich habe einschüchtern lassen, total gefehlt.

Meine Wahl für die preußische Nationalversammlung.

Auch meiner Wahl zur Nationalversammlung will ich erwähnen. Ich war erst im Herbst 1846 nach Magdeburg übergesiedelt, und glaubte als beurlaubter Beamter, dem kleinen Adel angehörig, auf Sympathie der Wähler nicht rechnen zu können. Natürlich ging ich aber in die Versammlung meines Urwahlbezirks. Dort wurde sehr viel, aber sehr konfuse gesprochen. An hochtönender Sprache fehlte es nicht, aber niemand sagte, was er eigentlich wolle, welchem Ziel er zustrebe, was er von den beiden zu wählenden Deputirten Magdeburgs eigentlich verlange. Liberal, sehr liberal war natürlich jeder. Mir riß zuletzt die Geduld, ich bat ums Wort und bemühte mich, an öffentliches Reden gar nicht gewöhnt, auseinander zu setzen, daß man sich vor allem klar machen müsse, was eigentlich geschehen solle; ob man die unbeschränkte Monarchie beibehalten oder zur konstitutionellen übergehen oder gar die Republik annehmen wolle; welche Garantien diejenigen verlangten, die der beschränkten Monarchie anhingen, ob man dem König ein absolutes oder nur ein suspensives Veto zugestehen wolle, welche Veränderungen mit der jetzigen Staatsverwaltung vorgenommen werden müßten, überhaupt, welche Bestimmungen die zu vereinbarende Verfassung zu enthalten habe. Ich gab dann meinen eigenen Standpunkt zu erkennen und erklärte mich als entschiedenen liberalen Anhänger der konstitutionellen Monarchie und Gegner aller weitergehenden Bestrebungen. Meine Aeußerungen schienen bei vielen Beifall zu finden, aber ich glaubte nicht, daß man mich zum Wahlmann machen werde, deren sechs in diesem Urwahlbezirk zu wählen waren. Einige Kaufleute, die ich damals nicht näher kannte, interessirten sich für mich, besonders einer, W. C. Schmidt, mit dem ich mich später intim befreundete und den ich stets meine politische Hebamme nannte. Ich wurde wirklich Wahlmann.

In der Wahlmännerversammlung ging es gerade so wie im Urwahlbezirk. Es trat eine ganze Anzahl von Kandidaten auf, die meisten ebenfalls entweder ohne Programm oder mit einem so unbestimmten, daß sich jeder dabei denken konnte, was er wollte. Ich machte es mir nun zum Geschäft, den einzelnen Kandidaten ganz bestimmte Fragen vorzulegen und sie dadurch zu greifbaren Erklärungen zu nötigen. Ich selbst meldete mich nicht zur Wahl, wurde aber

von einem andern Wahlmann, Prediger Hildebrand, dazu öffentlich aufgefordert und sprach mich dann ebenso offen aus wie im Urwahlbezirk, nur noch spezieller und bestimmter. Schließlich wurde mir privatim mitgeteilt, daß alle Konservativen für mich stimmen würden, weil sie keine Aussicht hätten, einen der ihrigen durchzubringen. Dagegen zeigte sich in der Linken der Wahlmännerschaft Opposition gegen mich, die auch bestehen blieb, nachdem ich einer Aufforderung, in dieser Parteiversammlung zu sprechen, Folge geleistet hatte. Ich blieb einfach bei den Erklärungen stehen, die ich in der allgemeinen Versammlung abgegeben hatte. Meine Ansichten und Grundsätze gingen der linken Seite wohl nicht weit genug. Es blieben schließlich auf der Kandidatenliste stehen: der Gymnasialprofessor Pax, der Rabbiner Philipson, der Prediger Uhlig und ich. Gewählt wurde Pax mit einer halben Stimme und ich mit einer Stimme Majorität. Augenscheinlich hatten für mich die ganze Rechte und die gemäßigten Liberalen, für Pax die ganze Linke gestimmt. Ich sprach mich nach der Wahl gegen die Wahlmänner der Rechten dahin aus, daß die Art, wie meine Wahl zu stande gekommen, auf meine Handlungen und Abstimmungen ohne Einfluß bleiben und ich einfach meinen öffentlich ausgesprochenen Grundsätzen folgen würde.

In der That habe ich die Genugthuung gehabt, nach der Auflösung der Nationalversammlung und meiner Rückkehr nach Magdeburg im Dezember 1848 in einer öffentlichen, stark besuchten Versammlung den Wählern der Rechten gegenüber erklären zu können, ich sei meinen vor der Wahl offen dargelegten Grundsätzen durchaus treu geblieben. Meine Abstimmungen und mein Benehmen als Präsident der Nationalversammlung seien die Konsequenz jener Grundsätze und zugleich ein Zeugnis dafür, daß ich mit Exponirung meiner Person und meiner Zukunft mich ernstlich bemüht habe, die im Frühjahr von oben herunter gegebenen Versprechungen zur Ausführung zu bringen und die im Gesetze vom 6. April 1848 erteilten Rechte zu verteidigen; nur der Gewalt sei ich gewichen. Wenn die früher konservativen, jetzt zum großen Teil reaktionären Wähler der Rechten geglaubt hätten, daß meine entschieden liberalen Erklärungen vor meiner Wahl nur Versprechungen oder Heucheleien gewesen seien, so läge der Irrtum auf ihrer Seite; ich hätte Wort gehalten. Niemand machte den geringsten Versuch, mich zu widerlegen.

Gespräch mit dem Minister des Innern Alfred von Auerswald.

In Berlin zur Eröffnung der Nationalversammlung angekommen, meldete ich mich bei dem Minister des Innern Alfred von Auerswald,[1]) den ich von Ostpreußen her kannte. Nicht zu verwechseln mit seinem älteren Bruder, dem nachherigen Minister Rudolf von Auerswald. Es fiel mir schwer auf die

[1]) Geboren 16. Dezember 1797, am 19. März 1848 in das Ministerium Arnim-Boitzenburg berufen, behielt diesen Posten auch in dem am 29. März 1848 von Camphausen gebildeten Kabinet, trat aber infolge feindseliger Abstimmungen in der Nationalversammlung am 14. Juni 1848 zurück. Später langjähriges liberales Mitglied des Abgeordnetenhauses; gestorben am 3. Juli 1870.

Seele, als ich von A. v. Auerswald hörte, daß eigentlich noch gar keine Vorlagen für die Versammlung fertig seien, selbst die Verfassung befand sich noch in Beratung. Ich äußerte gegen den Minister, daß es vor allem darauf ankomme, die Versammlung vom ersten Tage an mit den wichtigsten Dingen stark zu beschäftigen und die Führung in die Hand zu nehmen. Wenn die Versammlung sich selbst überlassen bliebe, so könne man gar nicht wissen, wohin dieselbe steuern und wohin sie gelangen werde, ob sie nicht etwa gar ähnliche Wege einschlage, wie die französischen Generalstaaten in Versailles 1789.

Der Minister gab dies zu, meinte aber, es sei beinahe unmöglich, bei dem fortwährenden Straßenlärm und Tumult zu arbeiten! — Ich wies darauf hin, daß er, der Minister, unmöglich die Verfassung und die sonstigen höchst notwendigen Gesetze persönlich ausarbeiten könne, daß ihm aber doch genügende Kräfte unter den höheren Beamten zur Verfügung ständen, die sich durch Unruhe in den Straßen nicht stören lassen würden. Straßenkampf sei jetzt in keiner Weise zu befürchten.

Die Wahl von A. von Auerswald zum Minister des Innern war ein sehr großer Fehler. Er gehörte zwar zur Schönschen Schule, galt auch für liberal, aber angestrengte Arbeit war nie seine Leidenschaft gewesen. Es fehlte ihm ganz und gar an staatsmännischer Begabung und an klarer Auffassung großartiger Verhältnisse.

Die Geschäftsordnung der Nationalversammlung.

Ein zweiter schwerwiegender Fehler war die von Hansemann[1]) nach belgischem und französischem Muster entworfene Geschäftsordnung für die Versammlung.[2]) Die Verweisung aller Gesetzentwürfe in die Abteilungen zur speziellen Vorberatung, demnächst die Bildung einer Zentralabteilung für jeden einzelnen Entwurf und die nochmalige Vorberatung in dieser führte notwendig zu einem äußerst schleppenden Geschäftsgange, der selbst im tiefsten Frieden nachteilig ist, in einer Zeit großer Aufregung und dringender Neugestaltungen aber höchst lähmend und schädlich wirken mußte. Der damaligen Geschäftsordnung klebte noch eine ganze Reihe anderer Fehler an. Uebereilung mußte freilich vermieden werden, es gibt aber, wie die spätere Erfahrung bewies, Formen und Bestimmungen, welche eine prompte und gründliche Erledigung der Geschäfte ohne Ueberstürzung gestatten. Gerade der Hansemannschen Geschäftsordnung haftete der bedenkliche Mangel an, daß im Plenum nur eine Beratung stattfand und es daher bei irrtümlichen oder durch zufällige Majoritäten gefaßten Beschlüssen an jedem Korrektiv fehlte, welches die später eingeführten drei Lesungen enthalten.

[1]) David Hansemann erhielt im März 1848 das Portefeuille der Finanzen und bildete nach Camphausens Rücktritt (25. Juni) mit Auerswald, Kühlwetter und anderen ein neues Kabinet, das aber schon am 28. September wieder zurücktrat.

[2]) Die provisorische Geschäftsordnung für die zur Vereinbarung der preußischen Staatsverfassung berufene Versammlung findet sich abgedruckt in den Verhandlungen der Versammlung zur Vereinbarung der preußischen Staatsverfassung I. Band S. 4—6.

Hansemann war sonst ein sehr begabter, beweglicher Kopf, hatte aber den schweren Fehler, daß er der ganzen Welt gegenüber sich allein für klug hielt.

Die Geschäftsordnung ist bei großen politischen Versammlungen, ganz besonders, wenn dieselben durchweg aus Neulingen bestehen, von sehr großer Wichtigkeit. Viele schlechte Bestimmungen haben sich jahrelang durch das Abgeordnetenhaus in den Reichstag hinein geschleppt, und erst nach und nach ist es gelungen, die französische Schablone umzugestalten und zu modifizirten englischen Geschäftsformen überzugehen. In Paris ist es seit Jahren dahin gekommen, daß hauptsächlich nur solche Anträge und Gesetze zur Verhandlung kommen, die als dringende anerkannt und dadurch den normalen Bestimmungen des Reglements entzogen werden. Wird die Dringlichkeit aber abgelehnt, so fällt in der Regel der Antrag oder Gesetzentwurf in den Brunnen. Das heißt die Geschäftsordnung auf den Kopf stellen.[1])

Berichtigungen und Ergänzungen zu den „Skizzen aus Preußens neuester Geschichte".

In meinen „Skizzen aus Preußens neuester Geschichte" Seite 22 habe ich der Scenen am 19. März morgens in Berlin nur ganz kurz gedacht, weil zu jener Zeit, als ich schrieb, der König Friedrich Wilhelm IV. noch regierte und ich damals so wenig verletzen wollte wie jetzt. Ich hatte den bedauernswertesten Vorfall im Sinne, als die Leichen der in der Breitenstraße Gefallenen nach dem Portale des Schlosses getragen wurden und man den König zwang, herunterzukommen und die Mütze vor den Toten abzunehmen. Ich habe zwei Tage darauf Augenzeugen gesprochen und schon damals behauptet, daß dem Könige nichts geschehen sein würde, wenn er fest und laut erklärt hätte, sein Leben stehe in der Hand des Volks, aber er wolle lieber sterben, als sich einer solchen Demütigung unterwerfen. Auch jetzt noch bin ich derselben Meinung, aber nur für die damalige Zeit und die damalige Bevölkerung Berlins. Ich spreche in den „Skizzen" (Seite 28) von dem milden Sinn des Volks, aber ebenfalls nur des damaligen Berliner Volks. Heute stände die Sache ganz anders. Siebenzehn Jahre hindurch habe ich an der Spitze einer Fabrik mit zweitausend Arbeitern diese Schicht der Bevölkerung, die keineswegs zu den untersten gehört, genau beobachten können. Die Bildung, namentlich die Humanität, ist nicht gestiegen, im Gegenteil, die Roheit und Brutalität ist entsetzlich gewachsen, die Arbeiterschicht ist von den Sozialdemokraten und entsittlichenden Lehren durchwühlt, die Hinneigung zur Anwendung von Gewalt hat auffallend zugenommen. Die Masse ist nur aufregenden Reden zugänglich, das Vertrauen zu bewährten Arbeiterfreunden fast verschwunden. Ich mußte es als einen großen Erfolg ansehen, daß ich mich 1872 beim Ausbruche eines allgemeinen

[1]) von Unruh hatte in der Nationalversammlung, in seiner Eigenschaft als Abgeordneter, das Wort ergriffen in den Sitzungen vom 25. 29. 30. 31. Mai, 2. 30. Juni, 1. 4. 7. 12. 21. 25. Juli, 1. 8. 15. 29. August, 2. 4. 5. 7. 11. 19. 25. 26. 29. September, 11. 14. 23. 25. 28. Oktober. Vom 28. Oktober ab war er Präsident der Versammlung.

Streikes in der Fabrik ungehindert unter den sehr aufgeregten Arbeitern bewegen und mit einzelnen sprechen konnte, ohne daß sich eine Hand gegen mich erhob: aber selbst einer gewählten Deputation von nur zwölf Arbeitern gegenüber blieben meine beruhigenden Vorstellungen über das eigene Interesse der Arbeiter, ebenso meine Auseinandersetzungen auf Grund der Rechnungsbücher ganz ohne Erfolg. Vergeblich wies ich darauf hin, daß solche Vorfälle zur Auflösung der Fabrik führen und zweitausend Arbeitsstellen verloren gehen würden, wie es auch wirklich geschehen ist. Man antwortete mit den abgedroschenen sozialdemokratischen Redensarten: Das Kapital solle keine Zinsen tragen, der ganze Nutzen gebühre den Arbeitern und so weiter. Ganz anders waren die Zustände im Jahre 1848. Im Winter 1848/49 habe ich oft von gebildeten, sonst liberalen Leuten die Aeußerung gehört, sie seien auch jetzt noch liberal, aber sie wollten sich lieber Militärdespotismus gefallen lassen, als solche Zustände noch einmal erleben, wie sie in Berlin im Jahre 1848 geherrscht hatten. Darauf antwortete ich stets, solche Vorgänge wie in jenem Jahre würde niemand wieder erleben. Schwerlich werde es sich jemals wieder ereignen, daß eine Stadt von nahezu einer halben Million Einwohner nach einer siegreichen revolutionären Erhebung fast acht Monate hindurch (vom 19. März bis Mitte November) beinahe ganz ohne Polizei und in Bezug auf politische Vergehen ohne Rechtspflege, von allem Militär entblößt, sich selbst überlassen werde, und daß dennoch nichts vorfalle, als verhältnismäßig kleine Krawalle, daß im allgemeinen Sicherheit des Eigentums und der Person herrschte, und Frauen mit ihren Kindern selbst abends unbelästigt in den Straßen sich bewegen konnten. Ueber die Bassermannschen Gestalten lachten die meisten. Man denke sich, daß Berlin jetzt, noch dazu in revolutionär aufgeregter Zeit sich selbst, wie damals, überlassen bliebe. Niemand wird daran zweifeln, daß sofort ähnliche Zustände eintreten würden wie in Paris zur Zeit der Kommune im Jahre 1871. Hat doch ein sozialdemokratischer Abgeordneter seinerzeit im Reichstage erklärt, daß er die schauderhaften Vorgänge in Paris billige und die moralische Verantwortung dafür mit übernehme. Gleichwohl besaß der Präsident des Reichstags kein Mittel, denselben aus der Sitzung zu entfernen.

Die sozialistischen Führer würden ohne Zweifel auch die Führer der Massenbewegung sein, und es bedarf keiner lebhaften Phantasie, um sich vorzustellen, was sich ereignen würde. Von solchen Dingen war 1848 keine Rede.

Lohnherabsetzung beim Elbbrückenbau in Wittenberge.

Als Beleg für das damalige Verhalten der Arbeiter will ich ein bezeichnendes Erlebnis anführen. Gerade zu derselben Zeit, als in Berlin durch die verkehrtesten Anordnungen der Behörden Tausende von Arbeitern zusammengezogen und gegen hohen Tagelohn in den Rehbergen angeblich beschäftigt wurden, in Wirklichkeit aber äußerst wenig arbeiteten, vielmehr faulenzten, trat bei der Magdeburg-Wittenberger Eisenbahn, wie fast überall, ein drückender Geldmangel ein. Es waren beim Bau der Elbbrücke bei Wittenberge etwa achtzehnhundert

Mann, darunter die Mehrzahl Erdarbeiter, in Thätigkeit. Ich bemühte mich, Geld leihweise aufzutreiben, es waren mir auch von der Dessauer Bank 100,000 Thaler zugesagt, wenn es gelänge, die schon lange nachgesuchte Genehmigung zur Ausgabe von Prioritätsobligationen, mindestens die feste Zusicherung derselben zu erlangen. Dazu geschahen die nötigen Schritte, aber es war vorherzusehen, daß darüber wenigstens vier bis sechs Wochen vergehen würden. Ich begab mich deshalb nach Wittenberge und teilte dem den Bau leitenden Baumeister Benda, meinem Begleiter auf den Eisenbahn-Studienreisen in England und so weiter, mit, daß der Kassenbestand kaum noch vierzehn Tage ausreiche und wir uns in der Lage befänden, entweder den Bau nach acht Tagen einzustellen, oder Löhne und Accordsätze um etwa ein Dritteil zu ermäßigen und so uns durchzuhelfen, bis neues Geld flüssig werde. Benda bestätigte meine Vermutung, daß die Lohnherabsetzung sich durchführen lasse. Es wurden die Werkmeister und die Schachtmeister (Unteraufseher bei den Erdarbeiten) nebst den Aufsehern zusammenberufen und denselben die Lage der Sache offen auseinandergesetzt. Die Leute hatten zum Baumeister Benda großes Vertrauen, wußten genau, daß sie nicht getäuscht wurden, und erklärten, sie hielten die Maßregel für ausführbar, wollten aber erst mit den Arbeitern sprechen. Dies geschah. Am andern Tage meldeten die Werkmeister und Aufseher, daß zwar einige hundert Arbeiter abgehen, aber die allergrößte Anzahl bleiben und sich die Lohnermäßigung gefallen lassen würde.

Nun wurde die Sache bekannt. Sofort kam der Bürgermeister von Wittenberge und protestirte lebhaft gegen die Maßregel; die Arbeiter würden die Stadt anstecken und plündern, meinte er. Ich antwortete ihm, er habe nichts zu besorgen und möge bedenken, daß eine Einstellung des Baues die Arbeiter viel mehr aufregen würde als die Lohnherabsetzung. Der Bürgermeister entfernte sich. Zwei Stunden später erschien der Landrat von Saldern sehr aufgeregt und erklärte, die Lohnherabsetzung sei unzulässig. Ich fragte ihn, ob er mir vielleicht 100,000 Thaler borgen könne, wenn nicht, so bliebe es bei der Lohnreduktion. Er könne weder die Fortsetzung des Baues anordnen noch die Höhe der Löhne bestimmen! Der Landrat beruhigte sich und meinte, er wolle mir zu meinem Beistande zwei Gendarmen schicken. „Dann gibt es bestimmt Skandal," erwiderte ich und bemerkte, ich würde eine solche Lohnherabsetzung nicht unternehmen, wenn ich nicht sicher sei, die große Majorität der Arbeiter auf meiner Seite zu haben. Dies überzeugte den Landrat.

Den Werkmeistern und Schachtmeistern hatte ich gesagt, ich würde unfehlbar den ganzen Bau einstellen, wenn auch nur eine Karre zerschlagen würde. Infolge dessen zeigten die Meister an, die Mehrzahl der einverstandenen Leute wollte, um jeden Unfug zu verhindern, die Nacht nach dem Zahlungstage auf der Baustelle bleiben. Sie baten aber um Holz zu Wachtfeuern, was natürlich zugestanden wurde.

Am Zahlungstage verkündete ein Anschlag die herabgesetzten Tage- und Stücklöhne mit dem Hinzufügen, daß Arbeiter, welche darauf nicht eingehen wollten, ihre Entlassungsscheine zu fordern hätten. Während der Lohnauszahlung

am Sonnabend rotteten sich etwa dreihundert Mann zusammen, zogen aber ab, als sie sahen, daß mehr als tausend Mann sich auf der Baustelle lagerten. Ich reiste nach Magdeburg zurück. Am Sonntag erschien eine Deputation der entlassenen Arbeiter beim Baumeister Benda und bat um Wiederannahme zu den herabgesetzten Löhnen. Benda erklärte sich dazu bereit mit Ausnahme der zehn schlimmsten Rädelsführer. Damit waren die Leute einverstanden und sie wünschten die Namhaftmachung dieser zehn Mann; dies lehnte Benda ab und sagte ihnen, er sei kein Polizeimann, die Arbeiter selbst müßten die Namen der zehn angeben. Auch das geschah. Nach Ablauf von etwa einem Monat glückte es mir, Geld anzuschaffen. Der Bau wurde gar nicht unterbrochen. Dies alles trug sich zur selben Zeit zu, während bei Berlin eine sehr große Zahl von in den Rehbergen beschäftigten Arbeitern durch die Ungeschicklichkeit der Behörde demoralisirt wurde. Wollte jetzt ein Baumeister einen ähnlichen Versuch [machen] wie der in Wittenberge durchgeführte, es ginge sicher nicht ohne Unruhen ab. Wo jetzt Fabrikanten notgedrungen den Lohn heruntersetzen, folgt der Streik unmittelbar darauf.

(Fortsetzung folgt.)



Die Gefährdung unserer Geisteskultur.

Von

Professor Dr. H. Holtzmann.

„Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige stehst du an des Jahrhunderts Neige!“ Es wird uns eigen zu Mute, wenn wir der Stimmung gedenken, welche in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Edelsten und Besten, die geistigen Führer der Nation, ohne Frage beseelt und beherrscht hat. Wie ist es uns so fremd und unverständlich, vor allem unerschwinglich geworden, dieses gehobene Gefühl, als gelte es gleichsam nur noch eine einzige, eine letzte Stufe zu erklimmen, um angesichts eines nie erlebten Sonnenaufganges die Palme des Triumphes schwingen zu können und das Reich der Menschlichkeit, welches zugleich das Reich Gottes selbst ist, anbrechen zu sehen! Was ist aus diesem feierlichen Vorsabbath geworden? Wo ist der siebente Tag selbst, das gesegnete Jubeljahrhundert, dem die Herzen so ungestüm entgegenschlugen, geblieben? Trotz allem Großen, was wir seither erleben durften als Volk und als Staat, trotz der unvergleichlichen Bereicherung, welcher im Vergleich mit den Zuständen von damals das Außen- wie das Innenleben der Zeitgenossen sich erfreut, trotz dem überraschenden, ungeahnten Aufbau unseres gesellschaftlichen und wirtschaftlichen, unseres wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens, womit seither fast jede

Generation die vorhergehende überboten hat, stehen wir trüben Blickes und schweren Gemütes an der Neige unseres Jahrhunderts. Sieben Jahre trennen uns noch von seinem Schlusse, und wir können uns des Gedankens nicht erwehren, daß damit gerade Raum genug übrig geblieben ist für einen siebenjährigen Krieg, für einen alle gemachten Gewinne, alle erzielten Errungenschaften wieder neuerdings in Frage stellenden Kampf der Massen, der Rassen, der Klassen, für einen politischen, aber auch für einen sozialen, zuletzt sogar für einen religiösen, für einen konfessionellen Krieg.

Wer wenigstens die letzte dieser trüben Aussichten lediglich für eine Ausgeburt der Schwarzseherei zu halten geneigt wäre, der möge nur den grellen Kontrast in Erwägung ziehen, welchen gerade in dieser Beziehung der Schluß unseres Jahrhunderts mit dem Schlusse des vorigen darstellt! Das damalige Deutschland bietet zwar in politischer Beziehung bekanntlich das unerbaulichste Schauspiel von der Welt. Aber die Freude über das so ganz anders geartete Bild des letzten Vierteljahrhunderts wird doch erheblich ermäßigt durch den Gedanken an einen andern Gegensatz, welcher im umgekehrten Verhältnisse zu dem so auffälligen Kontrast militärischer und politischer Machtentfaltung steht. Das Wort „Zentrum" genügt, um anzudeuten, was wir meinen. Der Name hat etwas Ominöses; denn die betreffende Partei bildet seit 20 Jahren wirklich das Zentrum aller Kombinationen und Machinationen unserer inneren Politik. Jede neue Reichstagswahl stellt uns wieder vor die brutale Thatsache, daß wir im neuen deutschen Reich vor allem andern mit einer geschlossenen Partei zu rechnen haben, die in erster Linie katholisch, erst in zweiter deutsch ist. Von einem Dezennium zum andern hat seit bald zwei Menschenaltern der konfessionelle Gegensatz an Macht und Bedeutung für das Leben der Nation zugenommen, und wenn es so weiter geht, so werden wir bald nicht bloß auf dem Land, sondern auch in kleinen, größeren und größten Städten spezifisch katholische Schuster, Schneider und Gewerbetreibende aller Art neben spezifisch protestantischen Schustern, Schneidern und so fort haben, von dem jüdisch-christlichen Gegensatz gar nicht erst zu reden. Diese wachsende konfessionelle Spaltung ist ohne Frage ganz geeignet, unser nationales Leben bis in seine Wurzeln zu vergiften. In jedes, auch das harmloseste Gebiet des Daseins und Wirkens, ja selbst des Genießens und Ausruhens, hineingetragen, lähmt er die Kraft aller gemeinsamen Motive und Impulse und ertötet in den neu aufwachsenden, sorgsamst gegen einander abgetrennten, mehr für die Konfession als für das Vaterland erzogenen Geschlechtern die Freude an demjenigen, was doch einst der Stolz und der Schmuck im Leben ihrer und unserer Väter gewesen war, an den großen Schöpfungen des deutschen Geistes auf dem neutralen Gebiete der Wissenschaften und der Künste, an der Nationalliteratur, überhaupt an allen Gütern des Kulturlebens, wie sie einst die Glanzperiode unserer Poesie und Philosophie hervorgebracht, die darauf folgende Epoche der naturwissenschaftlichen Bestrebungen und Erfolge immer noch erhalten und gepflegt, in mancher Beziehung sogar erweitert hatte.

Eben diese Gefahr, über deren Vorhandensein niemand sich täuschen sollte, läßt uns fast mit neidischen Blicken teils ausblicken nach fremden Nationen, teils zurückblicken auf vergangene, bessere Zeiten des eigenen Volkes. Jenes insofern, als die neuerdings errungene politische Machtstellung Deutschlands den Engländern und Nordamerikanern, den Italienern und selbst den Franzosen eine zuvor nicht dagewesene Achtung eingeflößt hat gerade für den Wert und die Macht der deutschen Gedankenschöpfungen, einschließlich auch der Musik. Ueberall unter den genannten Kulturvölkern ist ein reger Eifer erwacht für das Studium der deutschen Geistesschätze. Allenthalben sind Uebersetzung deutscher Dichtung, Erklärung und Vertretung deutscher Philosophie nichts Seltenes, ja zum Teil gesuchte Artikel geworden, während der Verfasser der neuesten „Geschichte der Religionsphilosophie", Professor O. Pfleiderer in Berlin (7. Auflage, 1893, S. IX) nicht ohne Grund darüber klagt, „daß die dankbare Anerkennung und Verwertung der gewaltigen Geistesarbeit unserer großen, ebenso freien wie frommen Denker, wie sie noch vor einem Menschenalter wenigstens bei der gebildeten Welt Deutschlands als selbstverständlich galt, jetzt vielfach einer stumpfen Gleichgiltigkeit, ja sogar hochmütiger Geringschätzung gewichen ist." Ein nicht minder schmerzlicher Rückblick aber gilt jener jetzt um ein volles Jahrhundert zurückliegenden Zeit, welche zwar kein politisch zusammengefaßtes und gefestigtes Nationalleben, dafür aber eine unerläßliche Vorbedingung zu solchem Leben in um so ausgiebigerem Maße darbot. Nie seit den Tagen der Glaubensspaltung war der konfessionelle Gegensatz in dem Maße abgeschwächt und eingeschläfert gewesen wie damals. Nicht bloß Orpheus und die Musen hatten den Dämon in Schlaf gesungen. Lessings und Herders Zeitgenossen hatten erstmalig auch zwischen Religion und Theologie unterscheiden gelernt, um sofort in der Schule Kants weitere Entdeckungen zu machen, in deren Folge das bewußte Interesse, welches jetzt die Sittlichkeit an der Religion nahm, sich gründlich lossagte und abtrennte von blinden Gemüts- oder Phantasiebedürfnissen nach Mirakel und Mythologie. In dieser reineren Atmosphäre ging dem Fanatismus der Atem aus — wenigstens vorübergehend und zeitweilig. Der Genius der Religion blickte die Menschheit mit sanften und versöhnten, oft sogar allerdings mit erstaunlich nüchternen Augen an; keine Erinnerung an Blut und Feuer glühte mehr in diesen Augen. Ueber die Zeiten der Verfolgungen und der Martyrien hatte sich ein Lethestrom ergossen. Die Aeltesten unseres heutigen Geschlechts erinnern sich vielfach noch der Nachwirkungen jener Zeit; denn bis in die zwanziger und dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts herein konnte man hier und dort im deutschen Vaterlande katholische und protestantische Geistliche in gut nachbarlichen Beziehungen zu einander stehen, kollegialischen Verkehr mit einander unterhalten, ja sogar zuweilen wechselseitige amtliche Aushilfe sich leisten sehen. Auch der literarische Austausch der Ideen war ein reger zwischen den konfessionellen Lagern. Gerade damals, als Deutschland nur ein geographischer Begriff war, wußten sich dafür solche in erster Linie als Deutsche, welche sich heute vorzugsweise viel mehr als Katholiken oder als Protestanten fühlen und darum gegen-

seitig mehr oder weniger ausschließen. Die gemeinsame Arbeit an der vaterländischen Kulturaufgabe verband weite Teile des deutschen Volkes, welche sich heutzutage nur noch durch geschärftes konfessionelles Empfinden gegensätzlich bestimmt fühlen.

Unter allen Einbußen, die wir in unserer Jahrhundertsschlußrechnung einst werden zu verzeichnen haben, ist die angedeutete wohl die schlimmste, die beklagenswerteste. Wir reden jetzt nicht weiter von der politischen Zerklüftung, von den unnatürlichen Sonderungen und Scheidungen, die bis in das Leben der lernenden und spielenden Jugend hinab durchgeführt werden sollen und in ihren letzten Folgerungen nur dazu führen könnten, daß man sich überhaupt gegenseitig über nichts mehr zu verständigen vermöchte, weil es nicht bloß eine katholische und eine protestantische Theologie, sondern auch eine katholische und eine protestantische Philosophie, Geschichte, Naturwissenschaft geben würde. Wohl aber denken wir an den drohenden Zerfall aller geistigen Errungenschaften, aller Werke der Kultur, aller Schöpfungen einer frei und mündig gewordenen Menschheit. Dieser Großmacht gilt im letzten Grunde der Ansturm, den wir heute erleben. Noch vor wenigen Jahren hat dieses Ansturmes als einer aussichtslosen, nur die Unternehmer kompromittirenden Farce mancher sorglos gelacht, der heute den Ernst der Situation ganz anders zu würdigen versteht. Was zuvor nur ein Sturm der Fliegen gegen das Licht schien, darin sie sich höchstens selbst die Flügel verbrennen können, das erscheint jetzt in schreckhaft verwandelter Gestalt, gemahnend an die Heuschreckenverwüstungen im Süden oder an den Raupenfraß in unseren nordischen Wäldern. Wer etwa ein derartiges Naturphänomen gesehen hat, der trägt eine ebenso unauslöschliche wie unheimliche Erinnerung mit sich. Da hilft kein Widerstand, da gibt es kein Entrinnen; bewältigt von Milliarden kleiner, gefräßiger Feinde sinkt die Hoffnung eines ganzen Jahres zur Erde. Da gilt nur noch die erbarmungslose Losung: „Rein ab, rein ab!"

Der kürzlich verstorbene Ernst Renan hat gelegentlich die Tragik der Weltgeschichte ausgedrückt gefunden in den melancholischen Worten der alttestamentlichen Propheten Habakuk und Jeremias: „So arbeiten die Völker für nichts und fürs Feuer mühen sich die Nationen." In der That verfügt der Pessimismus über kein gewaltigeres Motiv als über die geschichtliche Thatsache, daß reiche und blühende Kulturstätten immer wieder zugeschüttet und begraben werden von der fliegenden Asche, welche die vulkanischen Eruptionen des religiösen oder nationalen Fanatismus über Land und Meer ausstreuen. Eine durch nichts verbürgte, aber freilich recht bequeme Philistermoral und Phäakenpolitik bildet sich freilich zum Teil heute noch ein, die Sonne der modernen Kultur werde und könne niemals untergehen. Wer dagegen die Zeichen der Zeit irgend zu deuten versteht, der weiß, daß die päpstliche Encyklika vom 8. Dezember 1868, welche alle unsere politischen und sozialen Güter, alle unsere gesellschaftlichen und bürgerlichen Freiheiten, alle Errungenschaften des Geistes und des Gewissens, wie wir sie verstehen und schätzen gelernt haben, direkt bedroht und bannt, keineswegs ein unschädlicher Papierdrache gewesen ist, welchen Kinder und solche,

die es werden wollen, sich selbst zum Vergnügen steigen ließen. Nein, um dies alles wird gekämpft und muß mit steigendem Ernst gekämpft werden, wenn, was gestern und heute noch unser war, morgen und übermorgen unseren Kindern nicht schon fremd und verloren sein soll. „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“ Das muß am Schlusse des Jahrhunderts die Losung aller derjenigen sein, welche die Verheißungen, womit sein Anfang unser Volk und die Menschheit begrüßt hatte, hochhalten und ihre eigenen Nachkommen nicht um die Erfüllung derselben betrogen sehen möchten.

Wir würden übrigens ungerecht sein, wenn wir die dringliche Gefahr des Verlustes dieser Güter nur etwa auf die Rechnung derjenigen setzen wollten, deren Strebeziele und Ideale aus jenem, der erwähnten Encyklika beigegebenen Syllabus zu erkennen sind, darin jeglicher Rationalismus in Glaubenssachen, alle Ansprüche auf Glaubens-, Kultus- und Preßfreiheit, ja sogar jeder Gedanke an irgend welche Versöhnung zwischen moderner Zivilisation und Kirche zu den Dingen gerechnet werden, die jeder gute Christ verdammen müsse. Allerdings hat damit der Ultramontanismus ein Aktionsprogramm erhalten, an dessen Realisirung er seither unverdrossen und unentwegt arbeitet. Man kann sogar eine Art von Verdienst darin finden, daß er die Konsequenzen dieses Programms immer unverhüllter und rückhaltloser zu ziehen unternimmt, es überhaupt mit einer noch nie dagewesenen Offenheit formulirt und ausspricht. Wahrer und cynischer zugleich hat kaum je der Ultramontanismus geredet, als einer seiner erfolgreichsten Vertreter, Louis Veuillot, 1875 that: „Da, wo wir in der Minderheit sind, beanspruchen wir die Freiheit nach neueren Grundsätzen; wo wir die Mehrheit haben, versagen wir sie nach unseren religiösen Ueberzeugungen!“ Offen ist es auf den großen Katholikentagen der letzten Jahre ausgesprochen worden, daß die Kirche Oberaufsicht und Leitung nicht etwa bloß des gesamten Volksschulwesens, sondern des Unterrichts und der Erziehung der Menschheit überhaupt auf jeder Stufe und in jeder Richtung des Wissens und Könnens beansprucht, und zwar alles im Namen der Freiheit. Auch auf den Universitäten soll wieder der heilige Thomas von Aquino herrschen, nicht bloß mit seiner Theologie, sondern auch mit seiner aristotelisch-platonischen Metaphysik, mit seiner kurialistisch gerichteten Staats- und Rechtslehre, mit seiner mythologisch bedingten und beschränkten Naturkunde, und zwar alles im Namen der Wahrheit. Noch in jüngster Vergangenheit wurden solche Forderungen auf den Landtagen großer und kleiner Staaten mit ungestümer Dreistigkeit erhoben.

Es muß doch schon recht dringende Gefahr im Anzuge sein, wenn sogar einem Jesuiten, der bis vor wenigen Jahren selbst ein Vorkämpfer im Streit wider Protestantismus und freie Wissenschaft gewesen ist, wie der bekannte Graf Hoensbroech, plötzlich graute vor dem rapiden Verlauf der Dinge, so daß er nicht bloß für seine Person mit Jesuitismus und Ultramontanismus zu brechen sich entschloß, sondern auch den Zeitgenossen wo möglich noch die Augen zu öffnen versucht, ehe es zu spät ist. In seiner neuesten Schrift: „Moderner Jesuitismus“ gibt er uns aus dem Kulturprogramm, wie es sein früherer Ordens-

genosse von Hammerstein entworfen hat, unter anderem folgende Stelle zur Erwägung anheim:

„**Das gesamte** Schulwesen des Staates, nicht bloß die Volksschule, auf welche er ja eigentlich kein Recht hat (nach der Ansicht der Klerikalen; in Wahrheit hat er das Recht des Schöpfers auf sein Geschöpf), sondern auch seine Gymnasien, seine Universitäten, seine Kadettenanstalten zc. unterstehen bis zu einem gewissen Grade der Kirche, und zwar direkt in religiöser und sittlicher Hinsicht, indirekt in weltlicher, soweit eben die Beziehung auf Religion und Sittlichkeit in Frage kommt." Damit nicht genug, fordert die Kirche daneben auch noch das Recht, Schulen aller Art zu gründen und unabhängig von jeder staatlichen Einmischung oder Oberaufsicht zu leiten. Katholische Eltern dürfen ihre Kinder nicht in Schulen schicken, deren oberste Beaufsichtigung und Leitung einer nichtkatholischen Regierung zusteht, es sei denn, daß im einzelnen Falle eine genügende Erkundigung außer Zweifel stellt, es sei „für Glauben und Unschuld keine erhebliche Gefahr". Dasselbe gilt natürlich auch für höhere Schulen und Universitäten. Wenn eine Lehre auftaucht, deren Irrigkeit sich nicht sofort nachweisen läßt, die aber verdächtig ist, dem Glauben zu widerstreiten, so kann die Kirche ihren Vortrag in Wort und Schrift verbieten, und alle Professoren und Schriftsteller, „welche durch die Taufe in den Unterthanenverband der Kirche aufgenommen sind", haben Folge zu leisten. Denn Jesus hat zu seinen Jüngern gesagt: Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker! Und alle Welt ist damit verpflichtet, in der Kirche die oberste Lehrerin auf allen Gebieten anzuerkennen. „Die Staats- und Schulidee, wie sie vom modernen Staate aufgefaßt und gehandhabt wird, verdient die Prädikate Ungerecht, Unchristlich, Immoralisch, Unehrenhaft." „Man möchte über das Portal jeder nicht wahrhaft kirchlichen Schule als Kainsmal die Inschrift von Dantes Hölle setzen:

,Durch mich geht's ein zur Stadt der Qualerkor'nen,
Durch mich geht's ein zum ew'gen Weheschlund;
Durch mich geht's ein zum Volke der Verlor'nen:
Haß gegen Gott war meines Daseins Grund!'"

Der Protest, welchen gemeinsam mit dem Exjesuiten auch der Führer des „Evangelischen Bundes", der protestantische Theologe W. Beyschlag, im „Deutschen Wochenblatt" (1893, Nr. 44, S. 517—519) gegen derartige Ansprüche erhoben hat, ist begreiflich. Vor allem aber hat man Ursache zur Freude und Zustimmung darüber, daß die angeführte protestantische Kundgebung sich gelegentlich auch gegen die „unglaubliche Verblendung" derjenigen richtet, welche den jesuitischen Ansprüchen mit den Abschlagszahlungen eines Zedlitzschen Schulgesetzentwurfes entgegen kommen zu sollen glaubten. Damit sind aber in erster Linie gewisse protestantische Kreise hochkonservativen Charakters getroffen. Man begreift darum, wie bei der Beratung über das Jesuitengesetz die eine Hälfte dieser Gesellschaft im Reichstage lieber durch Abwesenheit glänzen, als gegen den Antrag des Zentrums stimmen mochte. Die Betreffenden sagten sich wohl mit Recht, daß sie in Theorie und Praxis, namentlich aber bezüglich der letzten Ziele ihrer

ganzen Politik mit dem Jesuitismus viel mehr Verwandtschaft fühlen müßten, als mit den Vertretern des modernen Staats- und Kulturlebens. Für sie wie für die klerikal-jesuitische Partei handelt es sich schließlich um nichts weniger oder mehr als um vollständige Entmündigung oder Entmannung des Volksgeistes, eine Zurückschraubung seiner kraftvollsten und blühendsten Entwicklung auf ein Stadium, das für die katholische Fraktion um 600, für die protestantisch-kirchliche um 300 Jahre rückwärts liegt. Wer nun aber darüber im klaren ist, daß jede Zurückschraubung überhaupt nur vermöge eines gewaltsamen Eingriffes in das gesunde Triebleben des Volksgeistes möglich ist und daher unter allen Umständen nur Bruch und Ruin, Zerknickung und Zerstörung bedeutet, dem wird es auch nicht darauf ankommen, ob auf diese oder jene Zeitlänge zurückgeschraubt werden soll. Dadurch allein unterscheiden sich ja die beiden Angriffsunternehmungen, welchen das Palladium unserer geistigen Errungenschaften heute ausgesetzt ist. Dort wird alles Heil von Wiederherstellung der scholastischen Weltanschauung, hier von der Neubelebung der Theologie der Bekenntnisse des sechzehnten Jahrhunderts erwartet. Im übrigen sind die Motive des Sturmlaufens die gleichen, wie auch das Ziel, Verdrängung der wissenschaftlich und ästhetisch fundamentirten Kultur durch eine klerikal beaufsichtigte, theologisch gebundene Theorie und Praxis, das gleiche ist. Nur ist es prinzipwidriger und darum schimpflicher und empörender, wenn uns von protestantischer Seite und unter der Fahne der Reformation Ansinnen gestellt werden, welche jede Reformation im Prinzip unmöglich gemacht hätten und das auf dieser Seite gleichzeitig beliebte Frontmachen gegen ultramontane und jesuitische Forderungen als eitle Windmacherei erscheinen lassen. Der Dogmatismus hier und der Dogmatismus dort stehen nicht bloß dem wissenschaftlichen, sondern auch dem religiösen Geist und Verständnisse unserer Zeit gleich fremd und unverständlich gegenüber. Unsere wahrhaften und heiligsten Ideale liegen gleichmäßig darüber hinaus.

Zum Zeugen dafür, daß auch religiös gestimmte, ja in entschieden positiv christlichem Sinn empfindende und handelnde Geister nicht anders denken, rufen wir unter zahllosen Kundgebungen, welche in dieser Richtung gehen, als eine der letzten und neuesten die im vergangenen Jahr (1893) unter dem Pseudonym „Sorgenvoll Wohlgemut“ in Bonn erschienene Broschüre: „Quousque tandem“ an. „Wer kennt diese Bekenntnisschriften, wer liest, wer studirt sie? Thatsache ist es, daß sie abgrundweit von dem geistigen Leben der Gegenwart entfernt liegen und das selbst da, wo man eindringlich und ernst fragt: Was muß ich thun, daß ich selig werde? Ist es eigentlich eine unbegreifliche Verständnislosigkeit für die Gegenwart oder ist es eine beklagenswerte Ratlosigkeit der Not der Zeit gegenüber, daß man bei jenen Bekenntnissen sein Heil sucht?“ „Will man denn die aus dem Geistesleben unserer Tage hervorquellenden Zweifel heben durch Vermaledeiung aller freien Forschung?“ „Will man das herabgesunkene Ansehen der heiligen Schrift dadurch lediglich heben, daß man das sechzehnte Jahrhundert wider das neunzehnte in die Schranken ruft?“ „Es ist doch noch sehr die Frage, ob durch Fesselung des Geisteslebens von heute in die Erkenntnisschranken, bis

zu denen man vor 300 Jahren vorgedrungen, die nie wertlos werdenden Güter der Reformatoren zu bewahren sind für die, welchen der Protestantismus die Freiheit des Christenmenschen garantiren soll! Fraglos aber ist, daß das Ansehen der evangelischen Kirche dem römischen steifen Koloß gegenüber darin zum großen Teil beruht, daß sie ihren Gliedern erlaubt, sich mit der Kulturentwicklung als freie, selbstverantwortliche Menschen auseinanderzusetzen". (S. 65 f.)

Die auch in diesem Gutachten eines frommen und bibelgläubigen Mannes gesetzte Möglichkeit, daß die Kirche sich in ein bildungsfeindliches Institut verwandeln und zuletzt den geschlossenen Widerstand aller lebenskräftigen und zukunftsvollen Elemente der Gesellschaft herausfordern werde, hat schon Schleiermacher ins Auge gefaßt in einem seiner bekanntesten Worte, das als Motto für die gesamte Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts dienen kann. Er sieht darin die Kirche an den Scheideweg gestellt, da sie sich zu entschließen hat, ob wirklich die Bildung mit der Irreligiosität und die Religion mit der Unkultur davongehen soll. Das große Fahrwasser unserer Kirchlichkeit hat in der That eine solche Richtung bereits eingeschlagen. Zwar am Rande seiner Gewässer kann man zuweilen eine Bewegung beobachten, die in der gerade entgegengesetzten Richtung sich zu bewegen scheint wie die breite Mitte, und auf dem weiten See gibt es Unterströmungen, welche nicht dahin streben, wo der Wind die sich auf der Oberfläche kräuselnden Wellen hintreibt. Man darf diese Realitäten nicht ignoriren oder unterschätzen, wenn man gerecht sein und die immerhin noch recht beträchtliche wohlthätige Bedeutung zum eigenen Schaden verkennen will, welche dem kirchlichen Faktor im Gesamtleben unseres Volkes zukommt. Wer aber zunächst achtet auf das, was in die Erscheinung tritt, auf die rohen und wüsten Hetzereien, welche fast jahraus jahrein gegen einzelne Vertreter der Natur- und der Geisteswissenschaften, vor allem auf wissenschaftlich frei arbeitende Theologen veranstaltet werden, wer den entschlossenen Kampf, den die blanke Unwissenheit gegen die höheren Bildungsanstalten und Lehrinstitute eröffnet hat, wer den Bann, welchen der Klerikalismus auf unsere großen Geister, auf die Denker und Dichter der Nation geschleudert hat, die Geflissentlichkeit, womit jene als Schriftsteller wie als Menschen in den Kot gezogen werden sollen, beobachtet, der kann allerdings gelegentlich einmal in Versuchung sein, recht pessimistisch über den Wert der heutigen Kirchlichkeit zu denken, der kann die Frage sich vorlegen, ob wir nicht ohne sie ebenso gut oder besser, menschenwürdiger leben würden, und dies um so mehr, als wir von den Besten unter den theologischen Führern des Jahrhunderts, Richard Rothe voran, Reich Gottes und Kirche unterscheiden, ja auch ein Christentum ohne Kirche, Geistlichkeit und Kultus denkbar erachten gelernt haben.

Wie sehr derartige Betrachtungen im Zuge der Zeit gelegen sind, wie gewaltsam sie sich dem aufmerksamen Beobachter aufdrängen, hat in dem oben schon genannten Werke über die Geschichte der Religionsphilosophie auch O. Pfleiderer gefühlt. Auch er führt das Schicksalswort aus Schleiermachers Munde an und macht die Möglichkeit einer gesunden stetigen Fortentwicklung

davon abhängig, ob wir uns eine Fähigkeit bewahren, die uns früher ausgezeichnet hat und von Carlyle, dem großen Kenner deutscher Geistesschätze, dahin formulirt worden ist: „Ehrfurcht zu versöhnen mit Klarheit, zu beugen und zu bekämpfen, was falsch ist, und doch zu glauben und zu verehren, was wahr ist.“ Dazu bemerkt Pfleiderer: „Es ist eine alte Lehre der Geschichte, daß die Kultur eines Volkes nur so lange gesichert ist, als die Gesinnung seiner großen Mehrheit von gemeinsamen sittlichen Ideen beherrscht wird, und daß diese nur Bestand haben, wenn sie in einer allgemeinen religiösen Weltanschauung ihren Grund und Rückhalt finden. Hinwiederum ist aber auch das nicht minder gewiß, daß eine religiöse Weltanschauung nicht auf die Dauer sich zu behaupten vermag, wenn sie zu fest verwachsen ist mit Vorstellungen einer alten Ueberlieferung, über die eine spätere Bildung hinausgewachsen ist. Darum ist es von größter Wichtigkeit, daß der sittlich religiöse Kern des Christentums aus den Schalen seiner veralteten dogmatischen und legendarischen Ueberlieferungen herausgeschält und seine bleibende Wahrheit von der vergänglichen Form unabhängig gemacht werde“ (S. X).

Man sollte denken, in letzterer Richtung allein müsse die Aufgabe jeder ehrbaren Theologie, insonderheit jeder ihres Ursprungs eingedenk bleibenden protestantischen Theologie gelegen sein. Statt dessen sehen wir die gegenwärtig in der überwiegenden Mehrzahl der deutschen Konsistorien und Synoden herrschende, absolut rückläufige Strömung sich erschöpfen in Repristirationen und Restaurationen der tollsten Art, als ob es jetzt nur darauf ankäme, aus alten Katechismen und Bekenntnisbüchern, aus alten Agenden und Kirchenordnungen, aus alten Erbauungs- und Gesangbüchern eine Art von Barrikade aufzubauen, davon man annimmt, sie werde nicht bloß von beamteten Zionswächtern gegen den Ansturm der auflösenden Mächte zu verteidigen sein, sondern auch als wirksamstes Schutzmittel für alle bestehenden Autoritäten und Besitztitel sich bewähren. Eine der unbegreiflichsten Illusionen der Zeit, diese papierene Burg! Der Protestantismus, der aufgeht in Kirchentümlei, ist nur noch ein verkümmerter Protestantismus, und eine protestantische Kirche, die mit den kulturfeindlichen Bestrebungen des Ultramontanismus wetteifert, ist nur noch ein verzerrtes Miniaturbild der römischen. Was der Protestantismus geworden ist, das verdankt er wahrlich nicht seiner kirchenbildenden Schöpferkraft. Diese konnte es vielmehr niemals aufnehmen mit dem sicheren Instinkt, welchen auf diesem Gebiete der Katholizismus bewährt hat. Was der Protestantismus in der Weltgeschichte bedeutet, das wäre er nimmermehr ohne den Bund mit der Wahrheit und mit der Freiheit geworden. Wann und wo immer er diese Wahlverwandtschaft verleugnet, übt er nicht bloß Verrat an dem Kulturerbe der modernen Welt, sondern auch am eigenen religiösen Prinzip; er wirkt nicht bloß mörderisch überhaupt, sondern speziell selbstmörderisch.

Das aber ist in der That das Bild, welches sich demjenigen entrollt, der nur auf die weithin sichtbaren kirchlichen Zeichen der Zeit achtet, nur die lautesten Kampfesrufe vernimmt, zumal in der Landeskirche des größten deutschen Staates, welcher so gern als der Hort des Protestantismus gepriesen wird. Wessen Er-

innerungen weiter zurückgehen und etwa das letzte Vierteljahrhundert umfassen, der kennt die wenig schamhafte Art und Weise, womit ein ebenso kurzsichtiger wie gewaltthätiger Klerikalismus selbst das glorreiche Bild der Jahre des nationalen Aufschwungs verunziert und an seinem Teile verpfuscht, vielen Tausenden, die neben den Machtfragen auch noch für Wahrheitsfragen Sinn bewahrt hatten, die Freude daran so viel wie möglich verdorben hat. Die Vorhand dabei hatte, wie billig, der welfisch-lutherische Obscurantismus, dessen traurige Ruhmestitel die Glaubensgerichte bilden, an welche die Namen Portig, Höpfner, Klapp, Beesenmayer, Becker, Stephan, Bahnsen, Lüpke erinnern. Aber dicht daneben steht die spezifisch preußische und womöglich noch stattlichere Reihe Hanne, Lisco, Sydow, Hoßbach, Schramm, Werner, Hasenclever, Kühl, Lau, Dieckmann und Lühr, beziehungsweise auch H. Ziegler. Lauter Fälle von Gewissensuntersuchungen, Maßregelungen und Nichtbestätigungen, deren Gesamtwirkung wenigstens zu dem Urteil berechtigt, daß vor dem Druck, welchen eine, lange Zeit über mit fast unumschränkter Machtfülle ausgestattet gewesene Partei ausübte, die lautesten Wünsche der Gemeinden und die sonnenklarsten Forderungen des wissenschaftlichen Gewissens nicht aufkommen konnten. Fürst Bismarck hat einmal zum großen Aerger der damaligen Berliner Hofprediger das Wort fallen lassen, er habe wenig Lust, neben dem katholischen Zentrum auch noch ein protestantisches vor sich zur Entfaltung kommen zu sehen. Thatsächlich hatte er mit einem solchen zu rechnen, und die überhastete Art, womit sein eigenes Regiment infolge des panischen Schreckens, welchen die Attentate zweier Missethäter hervorgebracht hatten, seit 1878 den Rückzug auf mehr als einem Punkte der inneren Politik angetreten hat, war schwerlich bloß eigenster Entschluß oder etwa in den Konsequenzen einer neuen Handelspolitik gelegen. Doch wir kehren zu den Jahren 1892—94 zurück und zu dem die norddeutschen Kirchenhallen unter entsprechender, aus Württemberg und Baden ertönender, Begleitung füllenden, wenig anmutenden Konzert, dessen Leitmotiv in dem Ruf: „Wider die Irrlehre“ bestand. Abermals wie in den Tagen der Lisco-Sydow-Prozesse waren es einzelne, auf diesem Gebiete wohl eingeübte Oberregisseure, nur nicht mehr gerade die hochmächtigsten, welche den ganzen Spektakel wüstester Agitation und demagogischer Verhetzung in Scene gesetzt hatten, weil sie wieder einmal die Zeit darnach angethan erachteten, um ihren Weizen zur Blüte zu bringen. In der Form, welche dem Streit von dieser Seite her gegeben wurde, handelte es sich im Grunde nur darum, ob der Kern der Religion im Phantasiebedürfnisse oder in der inneren Erfahrung der sittlichen Persönlichkeit liege. Wir lassen die in Kürze nicht wohl darstellbaren Kampfobjekte liegen, wie sie liegen. Der Kampf selbst ist durch einen oberhirtlichen Erlaß der Behörde und Berufung eines „Gegenprofessors“ an die theologische Fakultät in Berlin zunächst erledigt. Sachlich ist dabei nichts von der Stelle gebracht und gefördert, aber doch zunächst eine gewisse Pause geschaffen worden.

Zum Erschrecken klar ist aber, während der Kampf noch tobte, und auch nachgehends, der durchschnittliche Bildungsgrad eines leider recht erheblichen

Teiles der Geistlichkeit, beziehungsweise der geradezu bildungsfeindliche Standpunkt geworden, welchen sie einnehmen. Der seit dem berührten Systemwechsel von 1878 in der Geistlichkeit Norddeutschlands vielfach herrschend gewordene Geist ist schon oft als „Feldwebelstheologie" bezeichnet worden. Wo dieser Geist unumschränkt waltet, da erscheint der Geistliche als eine Art Unteroffizier, welcher die Gemeindeglieder nach Anleitung seiner Vorgesetzten, die hier Superintendent, Generalsuperintendent und so weiter heißen, zu drillen und zu maßregeln hat. Die Thatsache, daß der bekannte, jetzt in Berlin wirkende Oberstlieutenant Ch. M. von Egidy nach Veröffentlichung seiner Schrift: „Ernste Gedanken" sofort seine Entlassung aus dem sächsischen Militärdienst erhalten hat, stimmte das Organ Stöckers, die „Deutsche Evangelische Kirchenzeitung" recht trübe. „Die Armee disziplinirt ihren Oberstlieutenant, die Kirche disziplinirt weder in Sachsen noch in Preußen irgend eines ihrer Glieder," namentlich auch keinen Professor. Letzteres ist der Refrain aller dieser Lamentationen. So schwer es ihr auch gemacht wird, hier und da gelingt es doch einer dogmatisch gerade und frei oder wenigstens geschichtlich unbefangen verfahrenden Theologie, einen oder mehrere ihrer Vertreter durchzusetzen. Lediglich mit Anhängern einer unbelehrbaren Reaktionstheologie, ausschließlich mit Advokaten der Tradition sind wohl nur zwei oder drei evangelisch-protestantische Fakultäten Deutschlands bedient. Es ist auf den einer wissenschaftlichen Kontrolle am leichtesten zugänglichen Gebieten der Theologie mit einer so zähen, von seiten der rein weltlichen Bildung nicht immer recht gekannten und gewürdigten Schaffenskraft und mit so reichem Erfolg gearbeitet worden, daß kaum einer der jüngeren Fachgenossen, wenn er in die Lage kam, sich mit solchen Dingen etwas vertrauter machen zu müssen, ganz auf dem alten Fleck verharren konnte, so daß es eine allgemeine und kaum zu widerlegende Rede geworden ist, ein Professor der protestantischen Theologie von ganz unzweifelhafter, nirgends durchlöcherter oder angefressener Orthodoxie werde heutzutage vergebens gesucht. „Einen Theologen von größerem Namen, der ganz und nur nach Inhalt und Form das, was man Repristinationstheologie nennt, treibt, kennen wir nicht" — so lesen wir in der 1893 erschienenen zweiten Auflage von R. Kübels Buch „über den Unterschied zwischen der positiven und der liberalen Richtung in der modernen Theologie" (S. 4 f.). Und doch steht der, welcher so schreibt, selbst fast auf dem rechtesten Flügel dieser „modernen Theologie" und will allen liberalen Geistlichen, die für ihre von der Kirchenlehre abweichenden Ansichten „das Vortragsrecht im Amt der Kirche in Anspruch nehmen", ohne weiteres den Stuhl vor die Thür setzen. Kennt er wirklich keine gänzlich hartgesottenen Sünder „von größerem Namen", so gibt es ihrer doch unzählige von kleinerem und ganz kleinem Namen. Aber „die Masse thut's". Man lese nur die Verhandlungen, wie sie jahraus jahrein auf nicht gar wenigen jener Pfarrsynoden und Pastorenkonferenzen, auf welchen der Landpfarrer einen guten Teil seiner geistigen Ausstattung zu empfangen pflegt, wie sie beispielsweise auf der letzten Augustkonferenz zu Berlin geführt wurden, und man wird fast betäubt dastehen unter diesen, gewöhnlich ohne Aufhalt und Wider-

stand zu finden, sich ergießenden Sturzwellen von blindem Fanatismus, von krassester Unwissenheit und von ungezügelter Wut gegen die Professoren und Fakultäten. Man höre, was auf der genannten Konferenz Pastor Gensichen und mit ihm die ganze Schar der Konferenzmitglieder zu klagen und zu fordern hat! Auf den Gymnasien sei dem Religionsunterricht mehr Zeit einzuräumen, überhaupt die gebührende zentrale Stellung zu verschaffen und die Schüler in seelsorgerliche Behandlung zu nehmen. Von den Universitäten sind „die negative Bibelkritik“ (das heißt im Munde dieser Herren alle wirkliche Kritik) und „die Irrlehre der Ritschlschen Schule“ (die ihrerseits doch noch den „liberalen Theologen“ teilweise feindlich gegenübersteht) fernzuhalten; die Kandidaten der Theologie sollen „von der Kirche unter ihre Flügel genommen“ (das heißt noch ganz anders als bisher auf das mot d'ordre eingeübt) werden; „liberale Privatpatrone“, das heißt solche, die nur freier zum Bekenntnis der Kirche stehende Kandidaten berufen, sollen als „pflichtvergessen“ ihres Patronatsrechtes beraubt, Kandidaten, welche derartige Erklärungen über ihren freieren Bekenntnisstand geben, sollen womöglich schon von der Ordination, jedenfalls von der Mitarbeit in der Kirche ausgeschlossen werden; ebenso müssen „ungläubige Professoren“ von den Prüfungskommissionen ferngehalten, vor allem muß der Kirche auf Besetzung der Fakultäten der gebührende entscheidende Einfluß eingeräumt werden; „gegen die Verführung, Beunruhigung und Verwirrung der Gemeinde durch die Irrlehre der modernen Schule ist ein Kampf bis aufs Blut und Leben“ zu führen; und „auch davor sollen wir nicht zurückschrecken, die Vertreter dieser Schule aus der amtlichen Mitarbeit an der Kirche herauszudrängen.“ Eine vorzügliche Gelegenheit, dieses Eliminationsprogramm praktisch zu machen, werden die Verhandlungen der nächsten Generalsynode über den Gebrauch des apostolischen Glaubensbekenntnisses in der Liturgie, bei Taufe und Konfirmation bieten. Man hofft vor allem eine persönlich bindende agendarische Bekenntnisformel einführen zu können, durch welche die liberalen Theologen, die sich gewissenshalber einer solchen nicht unterwerfen können, endgiltig und auf Einem Haufen aus der Kirche herausgeworfen werden sollen. Auch hier wie anderwärts laufen alle klerikalen Forderungen auf ein vom Staat unabhängiges Kirchenregiment nach dem Muster des katholischen hinaus. „Statt der juristisch geleiteten Behörde müssen wir bischöflich geartete Persönlichkeiten an der Spitze des Kirchenregiments haben, und den juristischen Mitgliedern des Kirchenregiments müßte die Verpflichtung auf das Bekenntnis der Kirche auferlegt werden.“ So erscheint denn schließlich mit dem protestantischen Zentrum auch der protestantische Papst auf der Bildfläche, welcher mit seinem älteren Stiefbruder in Rom wenigstens im Sturmlauf wider alles, was uns modernen Menschen wertvoll und heilig ist, brüderlich zusammenwirken und wetteifern wird.

Damit niemand das letztere etwa für eine inhaltslose Phrase halte, zeichnen wir zum Schlusse noch das Bild dieser angestrebten bischöflichen Herrlichkeit nach dem Leben. Abermals seien die Farben dazu der unmittelbaren Gegenwart entliehen! In der letzten Charwoche wurde die evangelische Christenheit der

Provinz Hessen mit einem langen Fastenhirtenbrief ihrer drei Generalsuperintendenten überrascht, welcher in einer bisher in der evangelischen Kirche unerhörten Weise direkt gegen zwei angesehene Lehrer der evangelischen Landesuniversität in Marburg vorgeht, beziehungsweise die den Superintendenten unterstellte Geistlichkeit vor der von dort aus verbreiteten Irrlehre warnt und allen Kandidaten der Theologie, welche sich als davon angesteckt erweisen sollten, Ausschluß aus der kirchenamtlichen Thätigkeit in sichere Aussicht stellt. „Zur rechten Prüfung des persönlichen Glaubenslebens“ wird für die Zukunft den von der Universität so unzureichend ausgerüstet kommenden Kandidaten „eine eingehendere Erprobung“ in Aussicht gestellt, welche jedenfalls über die Grenzen einer einstündigen Unterredung hinausgehen solle.

Man muß, um dieses förmliche Ketzergericht, das drei künftige Oberbischöfe ohne jede Namhaftmachung einer rechtlichen Zuständigkeit ausüben, dieses Interdikt, mit welchem sie die Vorlesungen zweier vom Kaiser berufenen Universitätslehrer belegen, diese Bedrohung und Beirrung der studirenden Jugend, die doch zunächst auf Bildung einer ehrlichen und gediegenen Ueberzeugung gewiesen, nicht aber angeleitet werden sollte, ihren künftigen Generalsuperintendenten möglichst nach dem Munde zu reden — man muß, um dies alles recht würdigen zu können, wissen, daß die zwei angegriffenen Lehrer nichts weniger als „liberale“ Theologen sind, daß vielmehr eine ausgesprochene Antipathie gegen den theologischen Liberalismus von jeher zu ihrem persönlichen Signalement mehr oder weniger gehört hat, daß sie daher auch zu ihren jetzigen Stellungen in den Zeiten des entschiedensten Einlenkens der Regierung in die konservativen Geleise gelangt sind, der eine durch den Minister von Puttkamer, der andere durch dessen Nachfolger von Goßler. Aber zur Diskreditirung der beiden ehrenwerten und anerkannten Gelehrten in den Augen der Oberhirten genügte, daß sie in dem Streit über das Apostolikum diesem Bekenntnisse den Preis des klarsten und bündigsten Ausdruckes christlicher Heilserfahrung, den Wert eines sicheren Gradmessers der religiösen Reife eines künftigen Dieners der Kirche keineswegs zuzuerkennen vermochten, daher auch vor seiner juristischen Geltendmachung als Eintrittsmarke in das kirchliche Amt redlich und dringend warnten. War doch der eine von ihnen vertrauensselig genug gewesen, gerade in der Broschüre, die ihm jene kirchliche Zensur eingetragen hatte, anstatt der Verpflichtung auf eine rechtlich bindende Bekenntnisformel lieber das Ergebnis eines seelsorgerlichen Gespräches, zu welchem der Superintendent oder Generalsuperintendent die Aspiranten des Kirchendienstes heranzuziehen habe, zur Grundlage der Anstellungsfähigkeit zu machen. Darauf ist ihm dann freilich mit dem Fastenbrief jener Kasseler Oberhirten, den man mit Recht als ein Produkt „wundersamer theologischer Beschränktheit“ bezeichnet hat, in unmißverständlicher Weise gedient worden. Sie wollen allerdings die empfohlene Praxis üben, und zwar nach der Uhr. Unter einer Stunde soll kein Kandidat im Glaubensexamen durchkommen. Die sich aber hartnäckig auf die Theologie des betreffenden Professors steifen werden, die sollen erfahren: „Die Welt steht ihnen dafür offen, nicht aber das Amt unserer

Kirche. In ihr ist für solche Experimente kein Raum, und ihre festen Ordnungen verschließen ihnen die Thür."

Wie man sich dagegen die korrekte Stellung der protestantischen Geistlichkeit ihren Oberseelsorgern und Oberhirten gegenüber denkt, dafür steht uns ein Beleg von in der That beleidigender Deutlichkeit zu Gebote in dem, was am 15. November 1892 in der Provinz Preußen geschehen ist. Nach einem in dieser Provinz kirchenordnungsmäßig bestehenden, von dem letztverstorbenen Generalsuperintendenten auch in Ostpreußen eingeführten Brauche haben die Geistlichen bei jeder Einführung eines neuen Superintendenten demselben Treue und Gehorsam zu geloben. Solches geschah an dem bezeichneten Tag in einer Weise, daß nicht etwa bloß die „Protestantische Kirchenzeitung", sondern auch viele konservativ gerichtete Zeitschriften, wie die „Deutsch-evangelischen Blätter" und „Die christliche Welt" ihr äußerstes Befremden darüber nicht verhehlen konnten. Wir heben aus der Ansprache des die Kreissynodalgeistlichkeit vertretenden Pfarrers an den neu ernannten Superintendenten nur folgende Sätze zur Charakterisirung des Ganzen hervor: „Wie die Israeliten einst ihrem neugesalbten Könige, so rufen wir Ihnen, unserem neugeweihten Bischof, heute ein herzliches Glückzu dem neuen Oberhirten zu." „Wir geloben, ihm jederzeit als unserem Vorgesetzten die schuldige Ehrfurcht und den schuldigen Gehorsam um Gottes und des Gewissens willen zu leisten; besonders geloben wir ihm noch das, was unsere evangelische Kirche in dieser ernsten Zeit am nötigsten braucht, die Einigkeit ihrer Diener." „Besonders wenn er uns im Kampfe für die Heiligtümer der Kirche die Glaubensfahne vorträgt, wollen wir ihm einmütig wie ein Mann folgen" (ein verständlicher Wink in den Zeiten des Kampfes „wider die Irrlehre"). „Sie aber, verehrter Oberhirte, bitten wir, nicht zu vergessen, daß wir, Ihre Amtsgenossen, keine Heiligen, sondern arme Sünder sind, die des Ruhmes ermangeln, den sie vor Gott und Menschen haben sollen" (Sei uns armen Sündern gnädig).

Ist das wirklich deutsche, ist es protestantische Sprache? Wo sind wir doch hingekommen mit der berühmten „Freiheit eines Christenmenschen"? Wie herrlich weit haben wir es gebracht mit unserer oft gerühmten Sorge, daß dem Volke die Religion erhalten werde! So weit, daß wenigstens für resolute Geister, die rasch die Dinge auf ihren praktischen Spitzen erfassen und vorschnell darnach urteilen, nichts näher liegt als das heute so oft gehörte Urteil: protestantisch sein oder katholisch sein gilt genau gleichviel; wer überhaupt noch mehr als eine konventionelle Kirchlichkeit übt, der steht außerhalb der Bildungssphäre und unter dem Niveau echt menschlichen Daseins. Hat doch Professor Herrmann selbst in seiner Verteidigung das Wort gesprochen: „Wenn mir die Generalsuperintendenten Bauernknaben in die Vorlesung schicken könnten, so würde ich vielleicht so verfahren können, wie sie es zu wünschen scheinen, daß ich einfach die kirchliche Lehrüberlieferung mitteilte." Gleichzeitig veröffentlicht Professor Beyschlag aus dem an ihn gerichteten Brief eines Geistlichen die Stelle: „Wenn es so weiter geht, so werden wir bald nur noch schwarz angestrichene Bauernjungen

zu Kandidaten haben." Damit ist ganz richtig die Gefahr eines neuen Paganismus gekennzeichnet, der wir entgegentreiben. Die Religion ist aber doch für Bürger und Bauer, für Soldat und Arbeiter gleichmäßig da; die Theologie dagegen erhebt den Anspruch, eine Wissenschaft zu sein. Darum darf sie ebensowenig zur Bauerntheologie werden wie zur Feldwebelstheologie. Sie dazu zu machen, das ist das erste und mit größter Aussicht auf Erfolg ins Auge gefaßte Ziel einer systematisch betriebenen Volksverhetzung, einer Art von moderner Pataria, welche ihre Freunde und Förderer in allen Schichten der Gesellschaft, den höheren wie den niederen hat. Sie wird protestantischerseits so wenig wie katholischerseits mit ihren dreisten Attentaten vor den übrigen Fakultäten und vor der allgemeinen, bürgerlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Kultur der Zeit Halt machen. Vielmehr nicht eher wird sie sich befriedigt erklären, als bis sie das ganze geistige Thun und Treiben der Nation in rückläufige Bewegung versetzt, ihm ein pfäffisches Gewand angezwängt hat. Das Merkwürdigste und Bedrohlichste bei dem allem aber ist, daß man an leitender Stelle wie in Häusern und in Hütten vielfach von eben diesen Bestrebungen, die nur zur Barbarei führen können, vielmehr gegenteils den Schutz vor der Barbarei erwartet, daß man sich in weitesten Kreisen der Illusion hingibt, der gesellschaftliche Abgrund, der sich vor uns aufgethan hat, sei mit Bekenntnis- und Gesangbüchern auszufüllen, zumal wenn jene dem sechzehnten und diese dem siebenzehnten Jahrhundert angehören und auf einer von der heutigen durch die weitesten Klüfte geschiedenen Schicht von Welterkenntnis und Geschmacksbildung liegen. In der That ist der Aberglaube an die Heilkraft dieser Arznei so verbreitet und sitzt so fest in den Köpfen, daß, zur Zeit wenigstens, mit Gründen nicht dagegen aufzukommen ist. Wo die Besitzenden einmal in Angst um ihre Würden und Titel, um ihren baren und liegenden Besitz geraten, sich in jenes Netz kläglichster Selbsttäuschungen eingesponnen haben, wo ihnen die Betäubungs- und Beruhigungsmittel der neuesten Wunderkurmethode einmal unentbehrlich, wo die Narkose zur Lebensbedingung geworden ist, ohne die man vor lauter Sorgen und Aengsten nicht mehr schlafen zu können meint, da mag der nüchtern die Symptome der bösen Krankheit beobachtende und beurteilende Arzt allerdings zu dem Urteil gelangen: Vorerst hoffnungslos!

Ob überhaupt hoffnungslos? Wer will es sagen? Es gibt vorurteilslose, freigesinnte Beobachter der Zeit, welche offen von einem Todeskampf der ganzen Theologie, soweit sie sich nicht der „Bauern- und Feldwebeltheologie" anbequemen will, reden. Es gibt große Gelehrte, welche deutlich durchblicken lassen, daß wir mit unaufhaltsamen Riesenschritten überhaupt der Barbarei entgegengehen. Anstatt sich in Wahrscheinlichkeitsrechnungen bezüglich der Zukunft einzulassen, dürfte die Rettung vielmehr darin liegen, daß sich diejenigen Kreise, in welchen die Gefahr, womit ihre geistigen Besitztümer bedroht sind, noch höher veranschlagt wird als die Sorge um den materiellen Besitzstand, endlich einmal zur Selbsthilfe entschließen, zur That aufraffen und überall, wo man über einen geordneten Haushalt von Bildungs- und Erziehungsmitteln verfügt, aus dem Hause eine der gesamten Angriffskolonne unzugängliche Burg machen. Gehandelt muß werden, die

sträfliche Sorglosigkeit muß verschwinden, der Ernst der Lage nicht bloß zeitweilig und unsicher, sondern dauernd und fest ins Auge gefaßt werden. Die Zukunft der Religion selbst macht uns nicht bange. Nur das ist die Frage, ob diese nur zeitweise im Gesamtleben der Völker zurücktretende Macht wieder als eine freundliche und segensvolle empfunden werden, oder ob, weil sie sich alles Zusammenhangs mit dem geistigen Fortschritt der modernen Welt entschlagen wird, von ihr das: „Wehe, wenn sie losgelassen!" gelten soll. Wäre letzteres uns beschieden, dann ließe sich die Situation dessen, der vom Ende des Jahrhunderts auf den Anfang hinschaut, anstatt mit den zu Beginn unserer Betrachtungen citirten Worten Schillers viel treffender vielmehr mit jener elegischen Stelle aus einer seiner bekanntesten Schöpfungen, dem eben schon gestreiften Lied von der Glocke, bezeichnen: „Einen Blick nach dem Grabe seiner Habe sendet noch der Mensch zurück." Für jetzt aber gilt die Losung: Alle Mann an Bord! Rette jeder, was zu retten ist!



Erinnerungsblätter[1)]

von

Johanna Kinkel.

Es war am 2. Juli, als ich an meinem Schreibtische saß, um eine mir befreundete Engländerin, die sich damals im südlichen Frankreich aufhielt, um eine Gefälligkeit zu bitten. Seit mein Mann bei dem republikanischen Heere in Baden stand, hatte jene Freundin unsere Korrespondenz vermittelt. Auf dem sehr bedeutenden Umwege kamen unsere Briefe zwar sehr spät an, aber sicher. Um vor jeder Untreue der Postbehörde unser Briefgeheimnis zu bewahren, wurden die Briefe aus dem südlichen Frankreich nicht einmal direkt an mich adressirt, sondern gingen nochmals durch die Hände einer andern englischen Familie, die in Bonn wohnte, und wurden durch diese mir persönlich ausgehändigt.

Hoch mußte ich es meinem geliebten, gütigen Manne anrechnen, daß er zwischen allen Stürmen und Beschwerden des Krieges jede freie Minute im Felde

[1)] Das Manuskript dieser Erinnerungsblätter ist von Frau Johanna Kinkel Ende 1849 niedergeschrieben worden. Die sofortige Veröffentlichung wurde durch die Ungunst der Zeiten verhindert. Als dann im folgenden Jahre Gottfried Kinkel aus dem Gefängnis befreit wurde und seine Gattin zu ihm nach England eilte, ließ sie das Manuskript, dessen Beschlagnahme sie befürchten mußte, bei einem befreundeten Arzte zurück. Unter den von ihm hinterlassenen Papieren hat es der Unterzeichnete aufgefunden. Die Veröffentlichung erfolgt unverändert, nur mit Weglassung einiger unwesentlicher Stellen.
Ernst Schierenberg, Wiesbaden.

benützte, um mir Nachricht zu geben. Ich redigirte damals auf einige Wochen provisorisch die durch seine Flucht verwaiste „Neue Bonner Zeitung“ und mußte somit jeden Morgen von neuem die Seelenfolter ertragen, in den oberländischen Blättern die Schilderungen von den grausamen Mißhandlungen zu lesen, welche das preußische Heer an wehrlosen Gefangenen verübte. Wenn meine Phantasie mir den Geliebten in der Ferne tot, verwundet oder von den Händen roher Sieger entwürdigt darstellte und ich zuckend vor Schmerz beide Hände vor meine brennenden Augen preßte, dann riß ein Blatt von seiner teuren Hand mich wieder aus meiner Versunkenheit empor und gab mir Kraft, mein schweres Amt fortzuführen.

Es kam die Kunde von dem grausen Kampfe in Durlach, wo die Republikaner, die sich bis zuletzt auf einem Turme verteidigt hatten, von den wütenden Soldaten endlich herabgestürzt wurden. Nach der Stellung, die mir Kinkel in seinem letzten Briefe als die der Willichschen Freischar, bei der er stand, bezeichnet hatte, mußte er mit bei Durlach gefochten haben. Ein dunkler Glaube übermannte mich, er sei tot. Mehrere Briefe, die mir von ihm zukamen, waren alle vor dem Durlacher Kampfe geschrieben. Mit fieberhafter Spannung harrte ich der Lücke im Briefwechsel, die nach meiner Berechnung an einem bestimmten Tage eintreffen würde. Es kam noch ein Brief, ebenfalls von früherem Datum. Die Engländerin, die ihn brachte, gab mir zu verstehen, daß sie Gewissensskrupel habe, indem sie die Hand dazu biete, die Korrespondenz eines „Rebellen“ zu befördern. Sie fragte, ob ich sie versichern könne, daß Kinkels Briefe an mich sich bloß auf unsere Kinder und unser häusliches Leben bezögen; denn wenn sie fürchten müsse, daß wir ein revolutionäres Einverständnis unterhielten, so möchte sie lieber den Brief gar nicht abgeben. Die Dame ist eine überaus gutmütige Seele, die wirklich mitleidig und gerührt unser großes Unglück empfand; aber sie steht auf dem allereingeschränktesten Standpunkte biblischer Frömmigkeit, und dieser identifizirt sonderbarerweise das Wesen der Privilegien mit dem Wesen des Christentums. Ich sagte ihr aufrichtig, daß meines Mannes und meine Anschauungen so in einander verwachsen seien, daß er unmöglich in einem vertraulichen Briefe vor mir seine Seele ausgießen könne, ohne dasjenige zu berühren, was uns beiden die höchste und heiligste Idee sei. Ich sprach es mit Begeisterung aus, wie ich in meinem Mann den reinsten und edelsten Charakter verehrte, der mir je im Leben begegnet sei, und wie der Glaube an ihn zugleich in mir habe die Ueberzeugung reifen lassen, daß nie ein braverer Mann für eine bessere Sache gestorben sei. Sie erwiderte, daß Kinkel auch ihr immer den Eindruck eines guten und gescheiten Mannes gemacht habe, daß sie aber seinen jetzigen Irrtum seinem zu großen Vertrauen auf die eigene Weisheit und seinem sich Abwenden vom christlichen Glauben zuschreibe; denn Gott habe die Könige eingesetzt, und jeder Republikaner kämpfe also frevelhaft gegen die göttliche Einrichtung. „Mistreß!“ antwortete ich, „in England ist allerdings der liebe Gott konstitutionell, aber in Rußland ist er Absolutist und in Amerika ist er ein Republikaner!“

Wir überzeugten einander nicht, aber wir schieden wenigstens, wie es unter wohlwollenden und gebildeten Menschen sich von selbst versteht, mit herzlicher Freundlichkeit von einander. Indes blieb die Sorge, daß durch einen Skrupel dieser Dame mir vielleicht der letzte Brief, der letzte Sehnsuchtshauch des Geliebten vor seinem frühen Tode auf fernem fremdem Boden konnte vorenthalten werden. Schon war der 2. Juli da; es konnte längst auch auf dem Umwege eine Botschaft von seinem Leben mich erreicht haben, wenn er verschont geblieben war. Ich ergriff die Feder und wendete mich an die englische Dame im südlichen Frankreich, eine groß und frei denkende Frau. Ich sagte ihr, daß ich alle Hoffnung aufgegeben hätte, Kinkel noch unter den Lebenden zu finden, daß ich ihr deshalb dreifache Sorgfalt anempfehle, wenn sein letzter Brief an mich durch ihre Hände gehen sollte.

Diese Dame hatte mir beim Abschiede warnend die Geschichte eines ihrer Vorfahren erzählt. Er war ein sehr kriegerisch gesinnter Graf und stand in den Kriegen gegen den Prätendenten auf Seite des letzteren. An einem Morgen erscheinen seine Genossen zu Pferde vor seinem Landsitz und kündigen ihm an, daß sie einen kühnen Handstreich vorhaben, der, wenn der Ueberfall gelang, leicht dem Prätendenten den Weg zur Krone bahnen konnte. Der Graf, der sich eben zum Frühstück hingesetzt hatte, springt auf, ruft nach seinen Reitstiefeln und ist augenblicklich entschlossen, sich mit in das Wagnis zu stürzen. Im selben Augenblick, wo die Reitstiefel vor ihn hingestellt werden, bringt ein Diener den Theekessel herein. Die Gräfin, die ihren Mann leidenschaftlich liebt und vergebens ihn abzuhalten gestrebt hatte, ergreift in der Verzweiflung den Kessel und gießt heimlich den siedend heißen Thee in den rechten Stiefel ihres Gemahls. Derselbe fährt mit dem Fuß hinein, das Leder zieht sich eng zusammen, und furchtbar verbrannt, kann er vor Schmerzen den Fuß nicht mehr zurückziehen. Fluchend und kreischend muß er zu Hause bleiben. Am Abend bringt ein Flüchtling die Nachricht, daß das kühne Unternehmen mißglückt sei. Alle die Freunde, die noch am Morgen in seiner Halle waren, um ihn mit zur Heldenthat zu rufen, sie lagen alle, alle tot auf dem blutigen Schlachtfelde.

Wie oft gedachte ich dieser Geschichte, wenn mir der Abend vor Augen stand, wo er von mir schied, um nicht wiederzukehren! Jetzt fühlte ich den unerträglichen, eiskalten Gedanken mich durchschauern: Deine Seele ist nun einsam auf Erden!

Da trat mein Vater herein und sagte: „Es sind schlimme Nachrichten da! Fasse Dich, so gut Du kannst!“ — Ich verstand, er hätte die Worte hinzugesetzt: „Kinkel ist gefallen!“

Ich wiederholte thränenlos: „Also ist es wahr, er ist gefallen!“

„Nein,“ sagte der Vater, „nicht gefallen, sondern gefangen!“

Voll Entsetzen sprang ich empor: „O wehe, wehe! Gefangen? Von den Preußen? Gräßlich!“ — Im Augenblick standen mir alle die Scenen wieder vor der Erinnerung, die ich gelesen. Rascher Tod auf dem Schlachtfelde schien mir ein Segen im Vergleich zu dem Lose, das den Gefangenen nun erwartete.

Doch im Augenblicke, wo wir sprechen, dachte ich, ist er mutmaßlich längst erschossen. — „Wer hat die Nachricht gebracht?"

„Ein Augenzeuge hat es an einen hiesigen Bekannten in derselben Minute geschrieben, als Kinkel in Karlsruhe eingebracht wurde."

„Schafft mir den Brief! rasch! ich bitte!"

Es war mir unmöglich, ferner irgend eine Aeußerung zu machen, bis ich selbst gelesen, wie es stand. Die Hausgenossen kamen einer nach dem andern herauf und sagten: „Wir wußten es schon vorgestern, aber wir scheuten uns, es Ihnen zu sagen!" — Thörichte Schonung, wo ein Tag, eine Stunde so kostbar ist. Vielleicht hätte ich ihn noch sehen, noch Abschied von ihm nehmen können, und sie schonen mich, bis es zu spät ist!

Seltsamer Zufall! Schon seit Donnerstag war hier in Bonn das Gerücht von Kinkels Gefangennahme allenthalben verbreitet. Man erzählte sie mit allen Umständen, wie sie sich erst vierundzwanzig Stunden später ein paar Tagereisen weit wirklich ereignete.

Der Brief aus Karlsruhe wurde mir gebracht. Der Mann, der ihn geschrieben hatte, war aus Bonn und kannte Kinkel persönlich. Eine Täuschung konnte also nicht obwalten. Er berichtete zugleich: Kinkel habe eine Säbelwunde am Kopf.

„Er ist verwundet!" rief ich. — „Dann ist es möglich, daß er noch lebt. Man erschießt keine Verwundete. Ich will augenblicklich hin!"

Eiligst nahm ich meinen Hut, um mir einen Paß zu besorgen. Das wenige Silberwerk, das ich besaß, nahm ich zusammen, um mir Reisegeld darauf zu borgen.

Dieser rasche Entschluß erregte einen allgemeinen Schrecken im Hause. Mein Vater, ein sehr gütiger Mann, aber vorsichtig bis zur Aengstlichkeit in seinen Schritten, sah die Reise einer Dame in ein im Kriegszustand befindliches Land für einen tollen, exaltirten Streich an. Meine Mutter begegnete mir laut weinend auf der Treppe und rief: „Willst Du auch Dich ins Unglück stürzen und uns alle mit verderben? Denke doch an Deine armen Kinder!"

„Was kann ich besser für meine Kinder thun," antwortete ich, „als indem ich ihnen den Vater zu erhalten suche! Wer weiß, ob es mir nicht gelingt, diejenigen zu rühren, in deren Hände sein Schicksal zunächst gelegt ist! Kann ich nur einen Aufschub zuwege bringen, so ist schon viel gewonnen. Also haltet mich nicht!"

Als mein Vater sah, daß ich unter jeder Bedingung entschlossen war zu reisen, streckte er mir selbst das benötigte Geld vor, machte mir aber dabei zur Bedingung, noch jemand zu meinem Schutz mitzunehmen. Dies fand ich selbst für notwendig; denn welcher entsetzlichen Scene konnte ich entgegensehen, der meine Kraft unterlag. Ein braver Bürger aus unserer Nachbarschaft, Herr Brandscheidt, entschloß sich auf meine Bitte, mich zu begleiten. Meinen Kinderchen, die sich jammernd an mich klammerten und infolge jenes Ausrufs ihrer Großmutter sich einbildeten, sie würden mich niemals wiedersehen, gab ich die Hand darauf, daß ich ganz gewiß bald zurückkommen würde.

Am ersten Abend konnte ich nur bis Koblenz kommen. Die Fahrten auf Dampfbooten sowohl wie auf Eisenbahnen waren durch die unaufhörlichen Truppenbeförderungen nach dem Oberland sehr unregelmäßig geworden. Die lange schlaflose Nacht war im Verhältnis der düsteren Erwartung der letzten Wochen nicht so furchtbar, wie man voraussetzen durfte. Der langen, unerträglichen Gewitterschwüle war der Sturm gefolgt, und der befreit die Seele. Ich war ja auf dem Wege zu ihm, ich war mindestens thätig für ihn, und darin liegt für eine kräftige Natur schon ein leiser Trost. Ich hatte mir vorher gelobt, mich nicht durch jedes mögliche Gerücht von seinem Tode niederschmettern zu lassen, da ich zu oft erfahren, wie leichtsinnig Zeitungen Todesnachrichten bringen und widerrufen. „Ehe dreimal die Nachricht bestätigt ist, soll sie mein Gemüt nicht bewegen!" sagte ich zu mir selbst, ehe ich ein Zeitungsblatt in die Hand nahm. Das letzte Studium, das ich in der Musik vorgenommen hatte, war zufällig die Comala von Niels Gade gewesen. Tief hatten sich mir die Trauermelodien eingeprägt, die den Tod der Geliebten Fingals beklagen, die nur aus Liebeswahn stirbt, weil eine düstere Ahnung sie über das Schicksal des Gatten täuscht. Lebend kehrt er heim und ihn, den Sieger, trifft der Schmerz um ihren Tod. — Immer verfolgte mich der Sang des Trostes mit seinen balsamsüßen Heilklängen: „Klage nicht! Warum die Thränen? Noch lebt Fingal, der Held!" — Ich glaubte den befreundeten Tönen und gab mich ihrem Zauber hin, als ob es gute Geister wären, die mit sanfter Hand meine heiße Stirn berührten.

Es war der Tag Peter und Pauli gewesen, an dem Kinkel verwundet und gefangen worden. An diesem Tage feierten wir ehedem das Stiftungsfest eines rheinischen Poetenvereins, zu dem von nah und fern unsere dichterischen Freunde eintrafen. Welcher Kontrast! Sonst und Jetzt!

Im Schlosse Clemensruhe bei Bonn, wo wir während unserer ersten Ehejahre wohnten, wurden diesem Feste zu Ehren zwei Zimmer mit Blumen geschmückt, deren eines an die Galerie des inneren Hofes stieß, während das andere, durch eine weite Flügelthür mit diesem zu einem Raum verbunden, die freie Aussicht über den Schloßgarten nach dem fernen Siebengebirge gewährte. Der ätherblaue Hintergrund hob sich reizvoll gegen die dunkelgrünen Laubgewinde ab, die in Form eines gotischen Bogens die innere Thüröffnung bekleideten. Im Halbkreis saßen Männer und Frauen, die sinnenden Häupter mit Kränzen von Ephen und Rosen geschmückt und bildeten das Gericht über die jüngsten Werke des heiteren Bundes, die hier zum erstenmal zum Vortrag kommen sollten. Dieses Fest war von einem wahrhaft griechischen Hauch verklärt. Eine edlere, geistigere Stimmung im geselligen Genuß konnte nicht gefunden werden. Welche Erscheinungen zierten diesen Kreis! Genie, Feinheit und Grazie, Schönheit und Liebenswürdigkeit — jede holde menschliche Eigenschaft war dort einmal in ihrer höchsten Steigerung vertreten.

Hier saß Carl Simrock, der Mann, der mit nie ermüdender Kraft den Hort uralter Schätze deutschen Heldensanges noch einmal aus den Fluten der Vergangenheit ans helle Sonnenlicht unserer Tage förderte. Vor seinem ernsten

Auge, vor den schweigsamen Lippen zitterte jeder junge Dichter, der, seine Schrift entfaltend, vortrat. Mit welcher Spannung horchten alle auf Simrocks Urteil; seine Anerkennung rief im Auge des Betroffenen einen Sonnenglanz hervor, als ob er nun Brief und Siegel für sein Talent empfangen habe. Und spät abends, wenn der Wettstreit beendet, wie verwandelten sich die strengen Züge des Richters unter dem Kranz dunkelroter Rosen, wenn der Becher kreiste und die Witze sprühten! So muß Anakreon beim Zechen um sich her geschaut haben, alles zur wonnigsten Heiterkeit mit sich fortreißend!

Hier entzückte uns Emanuel Geibel durch sein wundervolles Talent des Improvisirens, welches an Glanz der Bilder, an Schönheit der Verse kaum seinen gefeilteren Liedern etwas nachgab.

Wie ein Meteor schritt in düsterer Glut Ernst Ackermann mit seinem lavasprühenden Geist durch unsere Reihen. Zu schrankenlos, um ein Gebilde reiner Schönheit zu schaffen, zu krankhaft empfindend, um das Ungeheure zu erreichen, nach dem sein Wesen hindrängte, tobte er gleichsam dem geistigen Selbstmord entgegen. Bei dem letzten Stiftungsfeste, das wir feierten, stand schon auf der Stätte, wo er vor einem Jahr noch in wildester Jugendentzückung geschwärmt, ein unberührter Pokal, seinen Manen geweiht! Neben ihm kontrastirte der kluge, das Maß nie vergessende Willibald Beyschlag, dessen reizende Märchen wie ein Strauß blauer Glockenblumen, aus denen die Perlen des frühen Morgentaus schimmern, uns anlächeln. So überwiegend war jedoch seine kritische Natur, daß er die eigene poetische Begabung verleugnete und ihre Blüten selbstschmähend zu Boden warf, um nur doppelt scharf das Fremde beurteilen zu können.

Alexander Kaufmann, dessen reiche Phantasie Lieder in allen Farben wie ein Blütenregen im Lenz unerschöpflich ergoß, gehörte auch unserem Bunde an.

Wie könnte ich bei allen Namen verweilen, an deren jeden sich Erinnerungen der anmutigsten Stunden knüpfen, die unser Haus genoß, indem sie unserem Kreise die feinste Blüte ihres Talents darbrachten! — Einen sehr bedeutenden Anteil an dem Glanz unseres Festes hatten auch die weiblichen Gäste. Emilie v. Binzer, die Novellenschriftstellerin, deren ästhetisches Urteil von hohem Wert war, ehrte uns durch ihre Gegenwart. Maria, die anmutreiche, deren dunkles Auge wie eine tiefe Sternennacht leuchtet, deren nie vom Hauch einer niedrigen Empfindung gestreifte Seele nur befähigt ist, das Schöne widerzuspiegeln. Meta, die von fast überirdischer Schönheit strahlende, deren zart besaitetes Herz schon damals den Liebespfeil barg, der es allzu früh gebrochen ins Grab senkte. Mathilde, die stillsinnende, deren denkende Stirn die Muse mit sanftem Kuß geweiht. Ach, und unsre treffliche Freundin Auguste, die charakterstarke, über deren klaren Geist kein bunter Schein je Macht gewann, die immer Getreue. — Sie schimmerten wie milde Sterne im Kranze unserer Gäste.

So stand die rosengeschmückte Festhalle jetzt wieder vor meinen Augen: ich sah ihn, den ich, die Liebende, für den Herrlichsten von allen erachtete, wie damals inmitten des epheuumrankten Bogens hoch emporgerichtet auf der Rednerbühne stehen; ich vernahm den tiefen, vollen Ton seiner Stimme; ein Harmonien-

strom, brausten die mächtigen Strophen zu meinem Ohr; der Abendschein verklärte sein mildes, gedankenvolles Antlitz, das er liebend mir zuwendete, indes sein schwarzes Auge zu fragen schien: „Hat mein Lied Dein Herz getroffen?"

Und an diesem Jahrestag, der so oft sein Haupt von Lorbeerzweigen, die verehrender Freunde Hand ihm geflochten, beschattet, um dieselbe Stunde vielleicht, sank er mit blutender Stirn zu Boden, fern von allen, die so heiß ihn liebten! Welche rauhe Hand mag ihn emporgerissen haben! Welche Halbbarbaren eines geisterstarrten Erdstrichs mögen stumpfen Sinnes, oder voll grollenden Hasses den Kämpfer für Licht, Freiheit und Menschenwürde in Fesseln geschlagen haben!

Und dennoch, was man auch Erniedrigendes an ihm verübt haben mag, eine höhere Glorie umgibt heute dieses blutende Haupt, als jene Blütenkränze ästhetischen Taumellebens ihm spendeten. Mag der Jüngling im Kultus dichterischer Schönheit geschwelgt haben, der Mann zerriß, wie Rinaldo, die Rosengewinde und ergriff das Schwert für die herbe, strenge Göttin der Wahrheit. Ehre seinem Entschluß! Mag mein Herz brechen, aber nie wird es ihn tadeln.

Eine andere Erinnerung ward in mir lebendig, als ich am andern Morgen das Boot in Koblenz bestieg. Hier hatten wir uns vor sechs Jahren auf der Brautreise eingeschifft, um unseren Freund Ferdinand Freiligrath zu besuchen. Eben waren Friedr. v. Sallets Gedichte neu erschienen. Kinkel hatte sie mit auf die Reise genommen und zeigte mir die Romanze von einem deutschen Weibe, zu welcher der Verfasser die Worte „nicht erfunden" angemerkt hat. Die Romanze erzählt, wie am Tage, wo das Volk die Schranken verhaßter Tyrannei bricht, ein Mann zögert, von dem geliebten Weibe zu scheiden. Die Genossen werfen ihm, auf den sie so fest gezählt hatten, düstere Blicke zu und wenden sich, zu gehen. Da braust der Spuk der Revolution von der Straße her und dringt in die schwüle Stube. Die Frau steht auf, und, die Hand auf seinem Arme, spricht sie zum Manne: „Jetzt geh!" Der Dichter schließt mit den Worten:

„Und wer dies Lied gesungen,
Hat auch ein junges Weib, —
Wenn ihm der Ruf erklungen,
Wird sie nicht sagen: ‚Bleib!'"

Kinkel stellte mich, die vor wenig Tagen ihm Vermählte, auf die Probe, indem er sagte: „Nicht wahr, Johanna, auch Du würdest nicht sagen: Bleib!"

Ich gestehe, daß ich damals, wenn ich streng mein Inneres sichtete, nicht die Aufopferungsfähigkeit darin fand, die ich im Lauf der Zeiten gelernt habe. Ich half mir mit den alltäglichen Sophismen, die jeder vorschiebt, dem eine Pflicht allzu hart erscheint. Als ob der Schlachtruf schon erklungen, so bemühte ich mich eifrigst, meinem Manne auszureden, daß auch er in die Reihen der Bewaffneten einzutreten habe. Ich brachte all die schönen Gemeinplätze nach der

gebräuchlichen Ordnung vor: daß die Arme eines jeden Schiffsknechts gut genug seien, die Muskete zu tragen: aber daß die Gebildeten nur mit dem Geiste zu wirken hätten, und daß die Talente so lange wie möglich ihr wertvolles Leben dem Vaterlande erhalten müßten u. s. w. u. s. w.

Wir lachten nachher selbst über die Ernsthaftigkeit dieser Disputation im tiefsten Frieden, und nichtsdestoweniger kehrte überall das Gespenst einer künftigen Revolution wieder, das unser frisches Liebesglück zu zerreißen drohte. Auf den Burgruinen, die wir besuchten, trat uns aus der zerklüfteten Vergangenheit die Prophezeiung einer neuen Zukunft entgegen, wo man Kasernen und Grenzfestungen für ebenso überflüssig halten würde wie jene Raubnester, die sich ehemals für den Schutz der bürgerlichen Ordnung ausgaben. Am düstersten bedräuete die schwarze Wolke unsere Seele, als wir den Stolzenfels besuchten und mit Wehmut die dort vereinigten Naturschönheiten und Kunstschätze anschauten.

„Alle diese Götterpracht," sprach Kinkel, „wird einst im Zorn der Erde gleich gemacht werden. Vielleicht erleben wir es noch; die folgende Generation sicher!"

Noch weiß ich den Platz vor den Zinnen am Rheine, wo er trauernden Tones diese Worte sprach, seine Stirn der sinkenden Sonne zugewendet. Wir sind nicht solche, die über den Untergang verschwenderischer Pracht triumphiren. Unser Sinn ist dem Schönen zugewendet, und wohl erkennen wir den poetischen Zauber, der in dieser Märchenpracht der Königshalle weht. Aber während die meisten unseresgleichen sich über den Häuptern des Volks ihre ästhetischen Semiramisgärten zu erbauen streben und Frevel über Frevel schreien, wenn eine schwielige Faust ihre Kamelien ausraufen und Roggen an die Stelle pflanzen möchte, erkennen wir, wenn auch mit leiser Trauer, doch ohne Sträuben die Berechtigung der Notwendigkeit gegenüber unserer dichterischen Sehnsucht an. Wohl mögen wir unseren Lebensgarten mit Aloeblüten schmücken, so lange uns der Arme den Kohl seiner Felder ins Haus bringt. Aber wären es statt seiner Kinder die unseren, welche hungerten, wie schnell würden auch wir die ästhetischen Blumen ausraufen und Kartoffeln pflanzen.

Trotz dem düstern Hintergrunde einer künftigen sozialen Umwälzung führten wir eine idealisch glückliche Ehe. An äußeren Stürmen fehlte es nicht. Krankheit, Verfolgung, Not und Entbehrung klopften auch an die Pforte unseres Hauses. Aber die Liebe war der Ariadnefaden, der uns immer wieder zum Lichte führte, und nie verband Mann und Weib ein Gefühl, das in höherem Sinne den Namen Liebe verdiente. Unbedingtes Vertrauen, gegenseitige Anerkennung, vollkommenes geistiges Verständnis und zu allem diesem der Zauber einer ewig bräutlichen Sehnsucht, welche jahrelanges Zusammenleben nie verblassen ließ.

Da kam der Februar 1848. Noch ehe die Kunde von den entscheidenden Schlägen in Paris eingetroffen war, befand sich Kinkel in der höchsten Aufregung. Ein Ausspruch, den er beim Schluß seiner kunsthistorischen Vorlesungen in Köln, in Bezug auf die nächste Zukunft, den Abschiedsworten anknüpfte, mit denen er von seinem Auditorium schied, enthielt eine Prophezeiung, die sich binnen wenigen Wochen schon in ganz Deutschland erfüllte.

Am folgenden Sonntag war es, als Venedey's Schwester mir die erste Nachricht von der jungen französischen Republik brachte. Zuerst erglühte mein Herz bei dem Gedanken, daß nun auch unser erstarrtes Vaterland neues Leben gewinnen werde, wie der aufgärende Wein, wenn die Traube wieder blüht. Mein zweites Gefühl war ein furchtbar krampfhafter Schmerz, den jene vergessenen Verse Sallets erweckten:

„Wenn ihm der Ruf erklungen,
Sie wird nicht sagen: Bleib!“

Sie standen mir plötzlich wie ein mahnender Ruf vor der Seele, und es ward mir klar, daß von dieser Stunde an das friedliche Glück unseres Hauses von dem Weltenblitz mit zerschmettert sei.

Das folgende Revolutionsjahr riß uns mit in seinen wildesten Strudel dahin. Durch alle Wogen der Zeit hindurch blieben sich unsere Seelen immer die treuesten Genossen. Die hohe Begeisterung, mit der wir nur das Große und Schöne in diesem Sturm empfanden, der, ein reiner, erfrischender Gotteshauch, über die vermodernde Welt dahin fuhr, entschädigte uns für alle Nadelstiche, mit denen die unvermeidliche Anfeindung der Gemeinheit uns verfolgte.

Kinkel hatte eine Agitation von außerordentlich milder Farbe begonnen. Durch mutwilliges Verkennen und Verdrehen seiner Absichten trieb ihn die Opposition Schritt vor Schritt weiter vorwärts auf den Gipfel der Partei, und es bewährte sich an ihm sein eigenes Wort, das er schon vor manchem Jahr in seinem Gedicht: „Der Welt Trotz!“ aus kühner Brust heraussang:

— — — — Es will den Stahl die Welt;
Sie selbst muß uns zum Kampf die Schneide wetzen,
Und unfreiwillig wird der Mann ein Held.

So stand er vor mir am Abend des 10. Mai 1849, verfinstert, schwer die Thräne bekämpfend, die seine männliche Fassung bekämpfen wollte. Und wieder, zum drittenmale, jetzt für immer über mein Schicksal entscheidend, traf (diesmal aus seinem Munde) das Lied des toten Sallet an mein schauderndes Herz:

„Der dieses Lied gesungen,
Hat auch ein junges Weib; —
Wenn ihm der Ruf erklungen,
Sie wird nicht sagen: ‚Bleib!‘“

Furchtbare Macht, die auf die Lippe des Sängers gelegt ist! Diese Worte, die aus dem Grabe eines der edelsten Freiheitskämpfer drangen, sie schieden zwingend die warme Liebesumarmung zweier Menschen, die, sich umklammernd, wähnten, sie könnten nicht ohne einander leben.

„Halte mich nicht, Du Starke! Meine Ehre fordert, daß ich gehe!“ So sprach er festen Tones, und ein kurzes Gespräch, worin er mir den Stand der Dinge offenbarte, bewies mir, daß er das Rechte ergriffen. Kein würdiger Grund trat vor meinen forschenden Geist, der mir einen Notanker geliehen hätte, ihn an das Heimatufer zu fesseln. In seiner ganzen ungeheuren Größe stand

das Opfer vor mir, das die Freiheit des Vaterlandes von mir forderte; aber auch der Opfermut erfüllte mich. „Muß er scheiden," dachte ich, „so mag er mindestens mit Freudigkeit scheiden; sein Weib soll ihm nicht den Wermutbecher, sondern in ihrem Abschiedsworte den stärkenden Wein kredenzen." Und so habe ich gethan.

Er trat an die Bettchen unserer vier Kinder, die schon alle schlummernd lagen, ahnungslos, welch gräßliches Schicksal sich ihnen jetzt bereitete. Als er auf die reinen Stirnen seiner holden Englein den letzten Vaterkuß drückte, durchschütterte es meine Seele wie ein Angstschrei: „Gott, wie ist es möglich, daß ein Vater solche Kinder verlassen kann!" Doch der Stimme des Muttergefühls antwortete sogleich mein helleres Bewußtsein: „Darum, weil sein großes Herz alle Kinder liebt wie seine eigenen, darum geht er für die Armut, für die ganze Menschheit in den Tod!"

Seit jener Stunde hatte ich tausendmal den Schmerz um seinen Tod überstanden; und doch war dies Herz noch nicht erstarrt; es hatte noch Kraft, Schmerzen, unendliche, zu erdulden, und sie sollten ihm nicht erspart bleiben.

Auf dem Boot, das mich und meinen Reisegefährten nach Mannheim trug, wurde gegen alle Erwartung ein Regiment Soldaten eingeschifft. Die Regierung hatte mit der Dampfboot-Gesellschaft die Uebereinkunft getroffen, daß während des badischen Feldzugs die Kölnischen Boote die Truppensendungen und die Düsseldorfer ausschließlich den Passagiertransport übernehmen sollten. Trotzdem war man so eilig, immer neue Streitkräfte zu den schon zehnfach überlegenen zu gesellen, daß man heute auch ohne weiteres ein Düsseldorfer Boot in Beschlag nahm.

Außer mir waren auch zwei Badenser Damen in der großen Kajüte, welche es nicht lassen konnten, sich mit den anwesenden Offizieren in politischen Disput einzulassen. Die Damen, welche zwar während der Unruhen geflüchtet waren und jetzt, nach wiederhergestellter Ordnung, heimkehrten, hatten nichtsdestoweniger sehr revolutionäre Gesinnungen. Die eine, sehr fein gebildet, ärgerte die Offiziere durch den graziösen, treffenden Spott, auf den man mit plumpen Waffen so schwer erwidern kann, besonders wenn er aus den Lippen einer jugendlich anmutigen Frau kommt. Die andere, von etwas derberem, aber nicht minder hellem Verstande, deren Ausfälle auf die Preußen zuweilen durch die naiven Zwischenreden ihres vierzehnjährigen Töchterchens komisch verstärkt wurden, hätte mich durch ihren Witz entzückt, wenn ich etwas fähiger gewesen wäre, mich über meine Sorgen zu erheben.

Die Offiziere griffen die Pfälzer und Badenser beständig ob ihrer Feigheit an und versicherten, der Feind habe nirgends standgehalten. Wo nur die Preußen sich hätten blicken lassen, da seien sie sogleich mit kriechender Unterthänigkeit von den Behörden empfangen worden. Die ältere Badenserin lachte über diese Rodomontade und fand es ganz natürlich, daß ein erobertes Land einen zehnfach stärkeren Feind nicht durch nutzlosen Widerstand noch mehr erbittere.

Endlich waren wir in Mannheim und der unheimlichen Reisegesellschaft los. Schon unterwegs hatte der Kondukteur die Gefälligkeit gehabt, in den bedeutenderen Städten sich nach Neuigkeiten von meinem Manne zu erkundigen und die frischen Zeitungen für mich holen zu lassen. So viel hatte ich wenigstens erfahren, daß er noch lebe, daß seine Wunde nicht gefährlich sei und daß er auf dem Karlsruher Rathausturme gefangen sitze. Die letzte Notiz war mir sehr wichtig, da sie mir viele Nachforschungen ersparte.

Am andern Morgen auf der Eisenbahn trafen wir abermals mit preußischem Militär zusammen, das vor Rastatt rücken sollte. Einige vornehme Mannheimer Philister, welche aus Neugier zu dem Bombardement von Rastatt als zu einer Art Komödie „hinaufmachten“, wie sie sich ausdrückten, bemühten sich, die Loyalität ihrer Gesinnungen vor den anwesenden Offizieren auf das eifrigste an den Tag zu legen. Nie war ich Zeuge einer ekelhafteren Kriecherei vor der Gewalt, nie hörte ich monströsere Verleumdungen gegen die Besiegten.

Das Gespräch zweier Damen neben mir, von dem einzelne Bruchstücke mir vernehmlich wurden, verriet mir, daß eine derselben einen Schwager bei den Freischaren hatte. Allzu voreilig schloß ich deshalb, eine Gesinnungsgenossin zu finden, und redete sie an. Bald überzeugte ich mich, daß auch in ihrer Familie der Riß politischer Meinungsverschiedenheit klaffte, wie fast in allen Häusern, die man jetzt betritt. Sie und ihr Mann gehörten der Fürstenpartei an; ihre Geschwister und deren nächste Angehörige waren großenteils Republikaner. Dieser Umstand aber machte, daß ihre Ansichten außerordentlich gemildert wurden; der persönliche Anteil, die gemütlichen Beziehungen stumpfen Blutsverwandten gegenüber die schroffsten Ecken ab, ehe sie zum unvermeidlichen Zusammenstoß kommen.

Diese Dame schien überhaupt wenig befähigt, sich auf dem Wege des Gedankens eine selbständige Weltanschauung zu verschaffen. Die Stellung ihres Mannes war an die bestehende Regierung geknüpft; ihr Aussehen (sie hatte den Blick und die Fülle des vergnügtesten Phlegma) zeigte, daß sie Not und Sorge nur von ferne mochte erblickt haben. Ruhe und Ordnung waren ihr: die Ruhe auf dem Sofa neben der Klingel zur Bedientenstube und die Ordnung des Leinwandschranks. Diese sah sie in den letzten tollen Tagen gefährdet und darum verdammte ein dunkles Gefühl in ihr die Umsturzpartei, zu der ihre jüngeren, lebhafteren Verwandten hielten. Diese letzteren aber waren ihrem Herzen viel zu teuer, als daß sie über ihre Vertilgung mit Feuer und Schwert hätte frohlocken können. Wie harmlos und zutraulich ihre Natur war, bewies eine Geschichte, die sie mir, einer ihr völlig Fremden, sofort ins Ohr flüsterte, welche, wenn sie damals herauskam, die gute Frau leicht hätte dem Standrecht überliefern können. Sie erzählte wie folgt:

„In den letzten Tagen der Freischarenwirtschaft hatte sich auch ein Trupp Republikaner nach unserem Ort gezogen und wir hatten das ganze Haus voll von ihnen. Ehe sie abzogen, wollten sie noch eben tüchtig zu Mittag speisen,

da heißt es auf einmal: ‚Die Preußen kommen!‘ Meine Freischärler lassen alle ihre Suppe stehen und flüchten oben zum Thor hinaus, indessen unten schon die Preußen einmarschiren. Ich denk', unsere Einquartierung ist all' fort, und will eben den Leuten schellen, daß sie den Tisch schnell abräumen, da kommt noch ein verspäteter Freischärler die Treppe herunter, ein blutjunger Mensch von kaum zwanzig Jahren. Ich schrei': ‚Großer Gott, eilen Sie, daß Sie fortkommen, die Preußen sind da!‘ Er schreit: ‚Beste Madame, retten Sie mich! Verbergen Sie mich! Sonst bin ich verloren. Die Preußen werden mich erschießen!‘ Ich antwortete: ‚Nein, Sie müssen fort! Ich kann Sie nicht retten. Ich bitte Sie um Gottes willen, gehen Sie aus meinem Haus und stürzen uns nicht alle mit ins Unglück!‘ — Er: ‚Ich bin das Kind reicher Eltern, die gern Tausende hergeben würden, um mich zu retten. Um Gottes Barmherzigkeit willen, verstecken Sie mich!‘ Ich: ‚Und wenn Sie mein Bruder wären, ich darf Sie nicht verstecken; es steht schwere Strafe darauf. Gehen Sie mit Gott!‘

„Wie der junge Mensch sieht, daß ich meine Leute holen will, da wirft er sich an der Thür vor mir auf die Kniee, zieht seinen Dolch und sagt: ‚Wenn Sie mich nicht retten können, dann will ich mich lieber hier vor Ihren Augen erstechen, ehe ich den Preußen in die Hände falle!‘ Wie ich das aber sehe, schrei' ich: ‚Nein, ich kann kein Blut sehen! Dann gehen Sie lieber mit in den Keller; geschwind, geschwind, kommen Sie!‘ Ich rasch, ehe es ein Mensch sieht, mit dem Freischärler in den Keller und zeige ihm dort eine dunkle Ecke hinter den Fässern. Dann ruf' ich einen treuen Knecht und lasse ihn schwören, daß er niemand etwas offenbaren wolle. Der rückte nun noch ein leeres Faß vor und trug während der folgenden Tage heimlich das Essen und Trinken herunter. Ich sagte außer meinem Manne keinem Menschen etwas von dem Geheimnis, nicht einmal meiner Köchin! Die weiß noch heute kein Wort davon. Den Preußen, die nun als Einquartierung bei uns lagen, warteten wir auf wie den Prinzen und gaben ihnen Wein die Fülle, damit sie nur nicht auf den Gedanken verfielen, unsern Keller einmal zu durchstöbern.

„Nach drei Tagen war unsere Einquartierung sämtlich einmal ausgegangen; da wagte ich mich mit meinem Mann herunter, um unsern Schützling einmal an die frische Luft zu holen. Der arme Mensch sah aus wie der Tod und konnte kaum mehr stehen. Da kam uns zum Glück ein guter Einfall. Wir zogen unsern besten Freund, einen Regimentsarzt, ins Vertrauen. Der war uns in der Dunkelheit behilflich, unsern Freischärler in ein von ihm beaufsichtigtes Lazaret zu schaffen. Dort mußte er sich so lange todkrank stellen, bis wir Kleider, Paß und alles Nötige für ihn beigeschafft hatten, um ihn zu seinen Eltern heimzuschicken!“

Ich fragte die gesprächige Dame, ob sie in Karlsruhe bekannt sei; sie verwies mich an ihre Begleiterin. Aus dieser brachte ich auf Umwegen den Namen des Gefangenenaufsehers im Rathausturm heraus; auch dessen Familienumstände erforschte ich, um einen Leitfaden zu haben, der mir den Zutritt zu seiner Frau und Töchtern verschaffte, ohne gleich meinen Namen zu nennen. Ich hörte, daß die Frau des Gefangenenaufsehers Stecher eine herzensgute Frau und daß

ihre Töchter liebenswürdige, gebildete junge Mädchen seien; daß man alle Gefangenen, die der Pflege dieser Familie anvertraut seien, als für ihr leibliches Wohl hinreichend geborgen betrachten könne; daß Herr Stecher selbst bei aller Strenge, die sein trauriger Beruf mit sich führe, dennoch im Rufe stehe, gern jede Milde an seinen Gefangenen auszuüben, die sich irgend mit seiner Pflicht vertrüge.

Endlich faßte ich den Mut, Kinkels Namen zu nennen, um zu fragen, ob man nichts Neues von ihm gehört hätte. „Ach, das ist der preußische Professor!" riefen beide Damen, „ja, der ist gestern morgen im Rindsheimer Walde erschossen worden!"

Treu meinem Vorsatz, bei dem Gerücht kalt zu bleiben und nichts zu glauben, das nicht dreifach bestätigt sei, äußerte ich Zweifel an der Wahrheit dieser Nachricht, worauf die Damen wiederholten: „Sie können es ganz gewiß glauben; es war des Morgens um elf Uhr, als er herausgeführt wurde!"

Ich fühlte, daß es nicht wahr sein konnte. Mein Innerstes blieb unerschüttert. Eine starke Sehnsucht voll warmer Lebenshoffnung zog mich vorwärts zu ihm, der gewiß noch lebte, der liebend meiner gedachte.

Wir waren in Karlsruhe. Am Thore lasen wir die Proklamationen, welche jedem Fremden den Aufenthalt möglichst erschwerten. Im Vertrauen auf unsere Pässe wagten wir uns in die Stadt, aber anstatt, wie die Paßvorschrift besagte, zuerst uns auf dem Paßbureau zu melden, bestand ich darauf, vor allem den Rathausturm aufzusuchen und mich dort zu überzeugen, daß Kinkel noch lebe.

Am Gitter stand eine Schildwache; die fragte ich mit dem lustigsten Tone nach der Frau Gefangenenwärterin Stecher, und als ich einmal den Weg wußte, ging ich an allen übrigen Militärpersonen, die Hof und Gänge besetzt hielten, ganz unbefangen vorbei, als ob ich ins Gebäude gehörte. Zweimal noch wurde ich angehalten und gefragt, was ich wolle; da ich aber immer mit lachendem Munde und den rheinischen Dialekt nachmachend zuversichtlich und kurz erwiderte: „Als 'nauf zur Frau Stecher!" so ließ man mich passiren.

An der Wand der untern Treppe war eine starke Blutspur. Waren Schwerverwundete diesen Schmerzenspfad geführt worden? Waren gewaltsame Befreiungsversuche an dieser Pforte zurückgeschlagen worden?

Wenige Stufen höher lag die Thür zur Wohnung des Gefangenenaufsehers. Welch eine Verwandlung der Scene überraschte hier das Auge! Eine kleine Reihe freundlicher Zimmer, in denen Blumen, Gemälde, Stickereien und ein Pianoforte sogleich die anmutige Spur weiblichen Waltens verrieten.

Die Frau Stecher fand ich in der Küche inmitten ihrer Mägde vor einem hellflammenden Herde, in kolossalen Töpfen die Gefangenenkost bereitend. Ein prüfender Blick auf die tüchtige Hausfrau zeigte mir in allen ihren Zügen den Ausdruck der Barmherzigkeit als den vorstechendsten. Ich hatte mich in meinem guten Glauben nicht geirrt. Aus dem Munde der Frau erhielt ich die

Versicherung, daß der preußische Professor (mit diesem Namen wurde Kinkel ausschließlich bezeichnet) sich ganz wohl befände, daß sie ihm noch eben erst seinen Kaffee heraufgeschickt habe und daß ihm überhaupt an körperlicher Pflege gar nichts abgehe. Die gute Frau hatte ihm sogar von ihrem eigenen Familientisch Speise geschickt, weil ihr die gewöhnliche Gefangenenkost für „so einen Mann“ nicht gut genug schien, und die Töchter hatten sich seiner im Felde etwas verwüsteten Toilette angenommen und für die nötigsten Reparaturen mit rührender Gefälligkeit gesorgt. Als die Hausgenossenschaft hörte, daß ich die Frau des preußischen Professors sei, kamen Töchter und Dienstmädchen aus allen Ecken herbei und ergossen ihre Herzen im Lob desselben. Die Freundlichkeit und Zufriedenheit Kinkels, sein Anstand und sein ganzes Wesen wurden von allen Lippen gepriesen. Ja, die Frau Stecher sagte scherzend: „Ich wollt', er käme bald fort, denn alle meine Mädchen verlieben sich sonst in Ihren Mann.“ Dann fügte sie ernsthaft hinzu: „Wir haben aber auch noch nie so einen Gefangenen hier auf dem Turme gehabt. Gott, was ist das ein braver Herr!“

Wie alle gutmütigen Menschen aus denjenigen Schichten, in welchen man die Launen der oberen Regionen nicht kennt (die Launen jener irdischen Götter, die den natürlichen Menschen abschütteln zu müssen glauben, um sich selbst Halbgott zu empfinden), so meinte auch die Familie Stecher, meine Angst um Kinkels Leben sei eine ganz unbegründete Träumerei. „Wo denken Sie hin, beste Frau?“ sagte man mir. „Wie sollte man sich denn an diesem Manne vergreifen? Seien Sie ganz ruhig, es geschieht ihm nichts!“ Eine Bitte, mir nur die Thür seines Kerkers zu zeigen, wurde als eine schwere Pflichtverletzung verweigert; nicht einmal wollte man mich wissen lassen, ob er oben oder unten im Turme gefangen sitze. Man warnte mich sogar, anhaltend von außen nach den Gitterfenstern zu schauen, da dies verpönt sei und eine Verhaftung zur Folge haben könne. Ich erfuhr noch, daß die Offiziere meinem Manne anständig begegneten und daß ihm erlaubt sei, sich aus eigenen Mitteln mehr Bequemlichkeit zu verschaffen; daß er aber einstweilen gar keine Mittel habe, da ihm bei der Gefangennahme seine goldene Uhr und alles, was er von Wert bei sich gehabt, abgenommen worden sei. Wenn wir von jeder andern Einwirkung auf das Lebensglück des Geliebten ausgeschlossen sind, so ist uns Frauen schon ein kleiner Trost, mindestens für sein leibliches Wohl thätig sein zu können. Ich sorgte nun zuerst, daß mit der Nachricht, daß seine treue Frau ihm nahe sei, zugleich ein Becher edlen Weines ihn grüße, und überlegte mir allerlei, womit ich ihn erfreuen könne.

Draußen am Gitter hatte Herr Brandscheid, mein Begleiter, einer der treuesten Anhänger Kinkels, mit Schmerzen auf meine Ankunft geharrt. „Gott sei gelobt!“ rief er, als er meiner ansichtig wurde, „Sie lachen mich an. Also lebt er!“

Nun durften wir unsere Anmeldung auf dem Paßbureau nicht länger verschieben, stiegen also die Treppe im Vordergebäude des Rathauses hinan, wo alle Gänge und Thüren, die zu den Amtsstuben führten, mit Wartenden umlagert waren. Einige hatten schon, wie wir hörten, mehrere Stunden vergebens

geharrt, bis ihre Angelegenheiten an die Reihe kommen sollten. Zuweilen versuchte irgend einer, dem die Geduld ausgegangen war, an die Thüre der Amtsstube zu klopfen oder gar dieselbe leise zu öffnen. Dann zischte ihm von innen ein Polizist mit finsterer Miene zu und winkte einem der Harrenden herein; dann gab es Debatten, wer früher dagewesen sei, oder wer zunächst an der Thür gestanden habe, die dann der Diener der Obrigkeit einfach damit beseitigte, daß er sich denjenigen Petenten auswählte, der am bourgeois-mäßigsten aussah.

Vor dieser Amtsstube hätte ein Genremaler die schönsten Studien machen können. Da saßen bejahrte Frauen, erschlafft vom stundenlangen Warten, einige wie verzweifelt die nassen Augen zum Himmel richtend. Ach, über dieser fernen blauen Unendlichkeit wurde es ja nicht entschieden, um deswillen sie gekommen waren. Längst hatte ja der lebensmüde Gott droben seine Macht der wohl löblichen Obrigkeit, seiner Statthalterschaft auf Erden, abgetreten, und der Herr Amtmann war jetzt das unerbittliche Schicksal, das sie zu fragen kamen, ob ihre Jungen mit nach Hause dürften oder einstweilen im Kerker zu verbleiben hätten.

Junge Leute, denen man auf den ersten Blick ansah, daß sie mit dabei gewesen waren, erschienen unter dem Schutz irgend eines gutmütigen Philisters, der ihnen durch seine Bürgschaft die Aufenthaltskarte auswirken sollte.

Düstere, bärtige Demokratengesichter starrten mit verbissenem Grimm nach der Thür, hinter welcher niemand auf ihre Ungeduld Rücksicht nahm.

Jetzt trat ein kecker Landmann mitten in den Kreis und machte sich in einer lauten Anrede an die Versammlung Luft: „Da habe wir's! Die ganze saubre Wirtschaft ischt wieder eingezoge, grad wie sonscht beim Großherzog. Ja, bei der provisorische Regierung da ging man überall frei aus und ein, und keiner bekümmerte sich drum, was unsereins in Karlsruh zu thun hatte. Nun sind die Herre wieder da und müsse halt alles wisse und in alles die Nase stecke, wie vorher. Und wir stehe hier wieder vor der Thür und müsse unsre Arbeit versäume und müsse halt stundenlang warte, bis es den Herre da drin gefällig ischt! Alles wieder, wie es auch beim Großherzog war!“

Diese Scene belehrte auch uns, daß wir uns mit Geduld zu rüsten hätten. Ich verabredete mit Herrn Brandscheidt, er möge unsere Pässe zu sich nehmen und hier vor der Thür Posto fassen; ich wollte unterdes einen Versuch machen, auf der Kommandantur die Erlaubnis zu einem Besuch bei meinem Manne zu erwirken.

Schon auf der Reise hatte ich in Gedanken immer vor den Generalen gestanden, deren Spruch über Leben und Tod entschied. Die Phantasie führte mich fort, ich hörte mich flehen, überreden, tausend Gründe für Begnadigung, wenigstens für Aufschub seines Todesurteils vorbringen, und oft erwachte ich wie aus einem Traume, wenn ich mich wieder am Fenster der Kajüte fand und die Wellen, eine wie die andere, schäumend an mir vorüberstürzten. Jetzt war keiner der Hauptmachthaber in Karlsruhe anwesend; den Obersten von Brandenstein nannte man mir als den Stadtkommandanten, und da ich diesem, wenigstens

für den nächsten Augenblick, großen Einfluß auf Kinkels Behandlung zutraute, so suchte ich vor allem mit ihm eine Unterredung zu gewinnen.

Mir schien überhaupt die individuelle Stimmung einer jeden Militärperson, die ich zu Kinkels Gunsten lenken könnte, als ein Rettungsanker, denn, man sage und schreibe, was man will, wir Laien werden nie glauben, daß das Standrecht ein wirklich begründetes Recht sei; sondern wir sehen darin nichts als einen willkürlichen Akt des Zorns. Wer den Haß des Siegers erweckt, wer ihm mißfällt, den schafft er sich damit rasch aus den Augen. Interessirt ihn die Persönlichkeit des Gefangenen, fühlt er eine Regung des Mitleids oder gar des Wohlgefallens und der Achtung für ihn, so wird er sich erst besinnen, ehe er jene allzu rasche Justiz an ihm ausübt, und ein Aufschub des Standrechts (so glaubte man damals noch) ist schon der Ableiter, der den tödlichen Blitz zu Boden schlägt.

Wenn ich auch auf Kinkels eigenes Auftreten die meiste Hoffnung gebaut hatte, so galt es doch, manches Vorurteil unwirksam zu machen, das die Beschuldigungen seiner Gegner gegen ihn erweckt haben konnten. Leider bewiesen mir bald die Antworten, die man mir gab, daß alles, worin ich die triftigsten Gründe sah, Kinkels Leben zu schonen, in den Augen seiner Gegner gerade der Sporn war, der sie antrieb, ihn zu töten.

Mein Plan ging dahin, den Kommandanten, in dessen Gewalt sich Kinkel jetzt befand, so viel für ihn zu interessiren, daß er das gerichtliche Verfahren in die Länge zöge, wozu ja Kinkels Verwundung den besten Vorwand bot. War erst eine Frist gewonnen, so konnten seine Freunde diese zu einem Bittschriftensturm benützen; auch war kein Zweifel, daß die deutsche Presse nicht zurückbleiben würde, der öffentlichen Meinung ihre Organe zu leihen. Was glaubt und hofft die Liebe nicht? Alles, und wie unmöglich erscheint es ihrem Auge, daß man den hassen, verderben könne, den sie vergöttert.

Herr von Brandenstein schnitt meine ersten schüchternen Worte mit der kurzen Bemerkung durch, daß er ohne allen Einfluß auf Kinkels Schicksal sei, und daß er nur zu sorgen habe, daß der Gefangene nicht entkomme. Mit Hoffnungen mich täuschen, könne er nicht, denn Kinkels Verbrechen sei so einfach und klar erwiesen, daß er nicht begreife, welchen Grund man auffinden könne, ihn zu schonen. Er habe als Preuße gegen preußisches Militär gekämpft, sei mit den Waffen in der Hand gefangen worden und habe im ersten Verhör ohne allen Rückhalt gestanden, daß er habe helfen wollen, die deutsche Republik aufzurichten. Er fügte unter anderem die übliche Behauptung hinzu, daß die Rebellen Räuber und Mörder seien und daß jeder, der sich in die Reihen dieser Verworfenen gestellt habe, aus demselben Gesichtspunkte betrachtet werden müsse. Trotz der Herbigkeit seiner Abfertigung schimmerte plötzlich etwas wie ein menschliches Herz durch, als ihm die Aeußerung entfuhr: „Wir alle haben uns erstaunt, daß ein Mann von der hohen Bildung und dem Anstand Ihres Gemahls sich in die gemeine Freischärlertracht hat stecken können und unter dem Kommando solcher Kerle dienen.“

Nun faßte ich Mut und erinnerte ihn daran, wie er die Insurgenten noch eben als feige Räuber geschmäht habe, die überall vor dem siegreichen Heere geflohen wären und nur die Kassen mitgenommen hätten. Sei die Flucht ohne Kampf damals in der Pfalz als eine Schmach auf die Insurgenten gewälzt worden, die ihm als echtem Soldaten nur Verachtung habe erwecken können, so müßte er ja demzufolge hier den Mut eines friedlichen Gelehrten, der früher nie eine Waffe in der Hand gehabt, hoch ehren, der in der leichten Bluse sich ihrem mächtigen Heere gegenüberstellte. Wenn es wahr ist, daß jene um eigener Interessen willen das wehrlose Volk in den Kampf trieben, sich für ihre Person bereicherten und dann in Sicherheit brachten, warum soll dann gerade derjenige so schwer gestraft werden, der sein eigenes Glück, Familie, Wohlstand, alles aufopferte und mit seinem Leben selbst für seine Ueberzeugung einstand?

Herr von Brandenstein bekannte hierauf in seinem raschen Eifer, daß das ja eben der ärgerliche Haken sei, daß es ihnen so selten gelingen wolle, einen von jenen Volksverführern zu fangen, und daß, wenn sie einen hätten, er sich gewöhnlich so geschickt herauszureden wüßte, daß man ihn wieder loszulassen genötigt sei. Dabei erkannte er aber nochmals an, daß Kinkel durch die vollkommene Offenheit und Würde, mit der er sich zu allen seinen Prinzipien bekannte, die Achtung seiner Verhörrichter gewonnen habe. „Aber eben wegen dieses unverhohlenen Bekenntnisses,“ sagte er, „ist uns jede Möglichkeit abgeschnitten, sein Leben zu retten.“

Als ich die Mutmaßung erwähnte, daß man auf seine Talente Rücksicht nehmen werde, mit denen er dem Vaterlande noch in so manchen Fächern nützlich werden könne, meinte Herr von Brandenstein, daß man im Gegenteil wohl denken werde, daß das ganze Unglück eben daher rühre, daß so viele talentvolle Menschen auf Seiten der demokratischen Partei ständen.

Also seine Ueberzeugungstreue, seine aufopfernde Begeisterung, sein Genius schärften das Verdammungsurteil über ihn! Was blieb da zu sagen übrig?

Meine Bitte, Kinkel sprechen zu dürfen, wollte Herr v. Brandenstein nicht auf eigene Verantwortung erfüllen. Er versprach aber, im Hauptquartier beim kommandirenden General die Erlaubnis für mich auszuwirken.

Unten im Hausflur hatte mich, ehe ich vorgelassen wurde, einer der Adjutanten bemerkt. Ich mag sehr bleich und verwirrt ausgesehen haben; auch waren meine Kräfte so gesunken, daß ich mich, um nicht zu wanken, fest an eine Säule stützte. Eine Menge von Gendarmen, Soldaten und Thürstehern, vermischt mit Petenten aller Stände, drängte sich ab und zu. Häufig fragte man mich nach meinem Namen und Anliegen; ich vermied so gut wie möglich alle Erörterungen durch die kurze Antwort: „Ich bin schon angemeldet.“ Jener Adjutant nun trat beim Hinausgehen auf mich zu und sagte mir: „Sobald die Antwort aus dem Hauptquartier eintrifft, werde ich Sie sogleich selbst zu Ihrem Herrn Gemahl begleiten. Kommen Sie um vier Uhr wieder auf diese Stelle!“

Auf das Rathaus zurückgekehrt, fand ich Herrn Brandscheidt noch immer vor der Amtsstube wartend und die Gruppe der übrigen Harrenden ziemlich

verringert. Indes eine gute Weile konnte es immer noch werden, bis wir vorkamen. Es war mein Glück, daß ich Herrn Brandscheidt abermals allein zurückließ und in unsern Gasthof ging, um mich ein wenig zu sammeln; denn kaum hatte ich ein wenig Nahrung zu mir genommen, so kam Herr Brandscheidt mit einer neuen Hiobspost zurück.

Der Amtmann hatte, als er meinen Namen auf dem Paß gewahrte, alsbald erschreckt ausgerufen: „Was! Die Frau vom preußischen Professor? Nein, die bekommt keine Aufenthaltskarte. Wir haben des Unglücks genug hier und wollen uns nicht noch mehr auf den Hals laden. Sagen Sie ihr, sie solle so schnell wie möglich machen, daß sie fortkäme!"

Einen Augenblick war ich ratlos. Daß man einen von den reaktionärsten Behörden in ganz Deutschland ausgestellten Paß, der mich als vollkommen unverdächtig legitimirte, nicht respektiren würde, hatte ich nicht erwartet. So nahe vor der Stunde, in der ich Kinkel wiederzusehen hoffte, sollte ich auf eine so widerrechtliche und willkürliche Weise entfernt werden, damit das Bewußtsein meiner Anwesenheit nicht die Nerven des Herrn Oberamtmanns empfindlich berühre, — es war unmöglich, sich darein zu ergeben. Ich kannte keine Seele in Karlsruhe, aber der Kondukteur des Bootes hatte mir für den Notfall ein paar Zeilen an einen ihm befreundeten Kaufmann mitgegeben. Von diesen machte ich jetzt Gebrauch.

Dieser Herr war sogleich bereit, sich meiner anzunehmen, und erklärte mir das Benehmen des Oberamtmanns, den er persönlich recht wohl kannte, aus folgenden Ursachen: Die badischen Beamten hätten durch die rasch aufeinander folgenden Regierungswechsel völlig den Kopf verloren und wüßten gar nicht mehr, welche Partei sie ergreifen sollten, um sich vor Mißgriffen und Absetzung zu schützen. Der hiesige Oberamtmann sei wirklich ein außerordentlich weichherziger Mann; aber stärker als sein Mitleid sei doch seine Angst vor dem preußischen Kommandanten, mit dem er um alles in der Welt nicht in Konflikt geraten möchte.

„Also, er fürchtet Gemütsbewegungen und thut den Preußen nichts entgegen," sagte ich, „gut, nun werde ich ihn schon zu stimmen wissen."

Auf meine Bitte ging der Kaufmann sogleich mit zur Amtsstube, in die er als guter Bekannter des Amtmanns unangemeldet eintrat. Dieser empfing ihn mit Kordialität, wie sich Männer zu begrüßen pflegen, die sich allabendlich beim Schoppen oder Kartenspiel treffen. Mich hatte der Amtmann am Morgen nicht gesehen; jetzt galt es also, jede Thräne, jeden Laut zu bezwingen, der ihn in seiner Scheu vor Jammerscenen bestärkt hätte. Ich gab mir, so übel es ging, den Anschein heiterer Gemütsruhe und redete ihn in freundlich verbindlichem Tone an:

„Aber, Herr Amtmann, das ist doch gewiß nicht Ihr Ernst, daß Sie mich ausweisen wollen. Mein Paß ist ja in der besten Ordnung; in ein paar Tagen sind meine Geschäfte hier beendet und ich reise von selber ab."

„Es ist die Frau Professor Kinkel, die ich Ihnen hiermit vorstelle," sagte der Kaufmann.

Ehe der überraschte Amtmann zu Wort kam, fuhr ich fort: „Ich kann nicht einmal jetzt abreisen, wenn ich auch gern wollte. Ich habe auf der Kommandantur die Weisung erhalten, die Antwort auf ein Gesuch abzuwarten, welches Herr von Brandenstein an den kommandirenden General meinetwegen geschickt hat. Dort befiehlt man mir also, zu bleiben, bis die von mir erbetene Erlaubnis eingetroffen sei, und Sie befehlen mir, abzureisen. Wem soll ich nun gehorchen?“

Dem Kommandanten wäre gewiß kein größerer Gefallen geschehen, als wenn der Amtmann mich ausgewiesen hätte und er so mich und mein Gesuch losgeworden wäre. Nach meiner Darstellung aber klang es fast, als ob den Preußen an meinem Dableiben besonders viel gelegen sei. Da ich mit Aufrichtigkeit bekräftigen durfte, daß ich vom Adjutanten des Herrn v. Brandenstein um vier Uhr nochmals auf die Kommandantur beschieden war, so sträubte sich dem Herrn Amtmann fast das Haar, wenn er überlegte, wie nahe er daran gewesen war, durch meine Ausweisung sich mißliebig zu machen. Ich erhielt nach einigen Ausreden, in welchen er das Mißverständnis auf Herrn Brandscheidt zu wälzen suchte, mit großer Höflichkeit eine Aufenthaltskarte und empfahl mich.

(Fortsetzung folgt.)



Das Lebensrätsel.

Von

W. Preyer.

Ein Student, der über alles die Wahrheit liebte, wollte seine ganze Zeit und Kraft der Erforschung des Lebens widmen. Schon als Knabe fand er an der lebenden Natur das größte Gefallen. Er konnte auf seinen einsamen Wanderungen stundenlang mit den Moosen, den Feldblumen und Bäumen sich beschäftigen; das Heer der Käfer und Schmetterlinge fesselte seine Aufmerksamkeit, er sammelte sie mit Eifer, verglich die ähnlichen Formen miteinander und suchte nach ihren Verschiedenheiten. Die Verschiedenheiten der Tiere aber reizten ihn, Aehnlichkeiten aufzufinden. Der Besuch des zoologischen Gartens und Museums, sowie jeder durch seinen Wohnort ziehenden Menagerie gewährte ihm eine besondere Freude. Es war, als wenn die Tiere zu ihm eine stumme Sprache redeten. Er konnte sich von den Gedanken, die sie in ihm wachriefen, nicht befreien und grübelte über ihre Bewegungen und Gestaltänderungen, ohne befriedigende Antworten auf seine vielen Fragen zu finden.

Eines Tages aber hörte er aus einem unversehrten Ei ein Piepen heraustönen. Es war die Stimme des Hühnchens unmittelbar vor dem Ausschlüpfen. Und als er dieses selbst beobachtete und sich vergegenwärtigte, daß aus dem

Eiweiß mit dem gelben Dotter in drei Wochen ein ganzer Vogel geworden war, der sich bewegte, da sagte er sich, das Lebensrätsel müsse in der Verwandlung der Form, in der Entwicklung, in der Bildung der Gestalt verborgen liegen. Und er wurde Zoologe. Der Neigung des Knaben nachgebend, studirte er die Formen und den Formenwechsel der Tiere wissenschaftlich; die Zergliederungskunst lernte er bei den angesehensten Anatomen seiner Zeit und beobachtete mit den besten Vergrößerungsgläsern die Formelemente, die Zellen und Gewebe, aus denen der Organismus sich aufbaut. Als er aber solche Kenntnis erworben hatte, fühlte er seinen unersättlichen Wissensdurst nicht weniger als vorher. Denn er wurde gewahr, daß mit der Morphologie, mit der Beobachtung der Formen und ihrer Aufeinanderfolge in der Entwicklung, nichts erkannt war in Betreff der Ursache dieser Verwandlungen. Kein Leben ohne Formenwechsel! Aber die Ermittlung der Metamorphosen gibt dem Forscher nicht den Schlüssel zum Thor, das in das Lebensgeheimnis führt.

Die organischen Gebilde bestehen alle so gut wie die Krystalle und die Felsen aus Stoffen. Leben ist Stoffwechsel! Die Entwicklung des Keimes wird erst durch den Wandel der Stoffe möglich. Auf diese kommt es also an. Diese muß man untersuchen. Die Wissenschaft von den Stoffen ist die Chemie. Der junge Lebenserforscher wurde daher Chemiker. Er lernte in den Laboratorien und Hörsälen der berühmtesten Meister, wie die Körper aus Stoffen zusammengesetzt sind und wie sie zusammengesetzt werden, und achtete besonders auf die Eigentümlichkeiten der Urstoffe in den lebenden Wesen. Er beschäftigte sich jahrelang gründlich mit deren Verbindungen, und es war ihm zu seiner Freude vergönnt, Neues zu finden, wodurch das Verständnis der chemischen Vorgänge im lebenden Organismus gefördert wurde. Als er aber eines Tages seine Arbeiten sichtete und Umschau hielt, gewann er die Einsicht, daß durch noch so umfassende Untersuchungen der fertigen chemischen Verbindungen im Stoffwechsel der das Lebensmysterium einhüllende dichte Schleier kaum gelüftet werde, da die Stoffe in den Tieren und Pflanzen Verbindungen immer derselben wenigen organischen Elemente liefern, die auch sonst am häufigsten vorkommen und in den verschiedensten lebenden Wesen massenhaft identische chemische Verbindungen entstehen. Um zu begreifen, wie ungleiche Formen aus gleichen Stoffen sich bilden, reicht die Chemie nicht aus, welche sich grundsätzlich mit erblichen Eigenschaften der Stoffe nicht befaßt. Da handelt es sich um richtende Kräfte, welche die Teilchen zwingen, sich so und nicht anders zu ordnen. Leben ist Kraftwechsel! Die Kräfte müssen also untersucht werden. Die Wissenschaft von den Kräften aber ist die Physik. Der inzwischen herangereifte Biologe wurde deshalb Physiker. Er hörte die Vorlesungen der ersten Lehrer des Faches und übte sich im Experimentiren und im Beobachten elektrischer und magnetischer Erscheinungen. Mechanik und Wärmelehre, Akustik und Optik studirte er eifrig. Es freute ihn, den lebenden Organismus wie eine Maschine arbeiten zu sehen und vieles nach Maß, Zahl und Gewicht im Lebensprozeß bestimmt zu finden. Auch hier hatte er das Wonnegefühl, neue Thatsachen und Gesetzmäßigkeiten zu entdecken.

Aber die Kenntnis des Wirkens der physikalischen Kräfte im einzelnen brachte bei dem Versuche, in das Dunkel des Lebensgeheimnisses einzudringen, kein neues Licht, weil gerade die charakteristischen Eigenschaften des Lebendigen, besonders die Bewegungen der kleinsten Teile bei der Entwicklung, von den Physikern nicht beachtet werden. Es zeigte sich auch bei näherer Prüfung, daß die letzteren unter einander nicht einig sind über fundamentale Punkte der Molekularphysik und denselben Worten verschiedene Bedeutungen beilegen.

Daher mußten zunächst die allgemeinen Begriffe, welche der Lehre von den Bewegungen kleinster Teile zu Grunde liegen, namentlich die der Materie, der Kraft, der Energie, der Trägheit, des Atoms und Moleküls, scharf begrenzt werden. Die Wissenschaft von den allgemeinen Begriffen ist die Philosophie. Ihr wandte sich jetzt der nach einem unerschütterlich festen Boden verlangende Erforscher der lebenden Natur mit Begeisterung zu. Er studirte rastlos die Werke der größten Philosophen aller Zeiten, nach allgemeingiltigen Begriffen und Axiomen suchend. Aber hierbei verlor er mehrmals den Weg, der allein an die Pforte des Tempels der Wahrheit führt, die Erfahrung, aus den Augen, und merkte, wie verkehrt es war, mit dem Ende anfangen zu wollen. Die Philosophie kann nicht fertige Begriffe zur Lebenserforschung liefern, sondern entnimmt dieser ihr Material. Nicht metaphysische Spekulationen, sondern einfache Erfahrungsthatsachen bezeichnen das Morgenrot neuer Erkenntnis. Den Sonnenaufgang der wahren Lebenslehre vermag nur in freier Natur zu sehen, wer mit ungetrübtem Blick sie auf sich einwirken läßt. Indessen den Weg dahin kann die Philosophie, und besonders ihre Geschichte, zeigen. Der unermüdliche Beobachter und Denker war bei dem Studium der letzteren auf diesen Weg gelangt. Er geriet in ein ihm fremdes Gebiet, die Psychologie, und wurde von dieser mit unwiderstehlicher Macht angezogen. Zwar fand er nirgends den Gegenstand derselben, die Seele, definirt. Aber zweifellos war ihm, daß die den höheren Tieren und dem Menschen eigenen seelischen Eigenschaften weder von der Chemie, noch von der Physik aus begriffen werden können, und von diesen beiden herrschenden Wissenschaften ebenso wie von der immer mehr aufblühenden Morphologie thatsächlich ignorirt werden. Die Seele ist freilich, was sie auch sein mag, keine Form, kein Stoff, keine physikalische Kraft. Ist sie die höchste Blüte oder die tiefste Wurzel des Lebens? Gleichviel, sie kommt nur in der Krone der Schöpfung, im Menschen, zur vollen Entfaltung, aber sie fehlt deshalb anderen Körpern nicht. Hier war also endlich ein neuer Angriffspunkt zur Lösung des Lebensrätsels gewonnen. Die Lehre von den Stoffen, die Lehre von den Bewegungen, die Lehre von den Formen — sie befassen sich grundsätzlich nur mit chemischen, physikalischen, morphologischen Eigenschaften der Dinge, die Psychologie aber grundsätzlich mit den seelischen. Sie bedarf jener Lehren, um die materiellen, physischen, formalen Bedingungen aller Seelenthätigkeit zu finden. Daher kamen die sämtlichen vorangegangenen mühevollen Studien dem jetzt nach dem Sitze der Seele unablässig Suchenden zu gut. Er verglich das seelenlose Ei mit dem darin sich entwickelnden Tiere, das an Instinkten reich in die Welt tritt. Er verfolgte viele Jahre hin-

durch mit wachsendem Interesse das Werden des Geistigen im Menschenkinde von der Geburt an, und beobachtete, wie es von Tag zu Tag feiner mit seinen fünf Sinnen empfindet, wie sein Wille durch seine Bewegungen sich stärkt im Kampfe mit dem Wollen anderer und mit dem Widerstande der Dinge, und wie sein Denken sich ausbildet während es sprechen lernt. Was ist es denn, was alle diese Wunder immer aufs neue seit Jahrmillionden ermöglicht? Diese höchsten Bethätigungen des Lebens sind nicht weniger als die niederen Vorgänge der Atmung und Ernährung, der Wärmebildung und Saftströmung an die sichtbaren, greifbaren, zerlegbaren organischen Gebilde solidarisch geknüpft, welche nur in lebenden Körpern entstehen. Also zurück zu diesen Formen und den Zellen und Geweben, welche sie aufbauen!

Mit Staunen erkannte der fleißige Biologe, daß jene körperliche Grundlage alles seelischen Geschehens keine andere als die der von ihm in jungen Jahren zu Anfang seiner Laufbahn betrachteten, vielgestaltigen Formenentwicklung ist, nämlich der Inhalt der lebenden Zelle, welchen man Protoplasma nennt. Und wie eine Offenbarung erschien ihm die Erkenntnis, daß alles, was die Chemie zur Aufhellung der Lebensvorgänge beitrug, und alles, was aus der physikalischen Untersuchung der Sinneswerkzeuge, der Nerven, der Muskeln und anderer Teile des Organismus hervorgegangen war und das Verständnis einzelner Lebensprozesse förderte, immer nur auf das lebendige Protoplasma in den winzigen Zellen und Fasern zurückführte.

Nichts anderes als einzig und allein das Protoplasma lebt. In ihm geschehen die Veränderungen der Stoffe, die Verwandlungen der Kräfte, die Entwicklungen der Formen, die Entfaltungen der Seele. Also der Ort, wo die Lösung des Lebensrätsels allein gefunden werden kann, ist zugleich Sitz der Seele.

Alle Mysterien des Lebens und Sterbens, die wunderbaren Wechselprozesse der Arbeit und Ruhe, der Leidenschaft und Abspannung, der Entwicklung und Rückbildung, der Stoffaufnahme und -Abgabe, mit einem Worte, die Gesamtheit aller der Erscheinungen, welche man Leben nennt, auch die Geburt und der Tod, steht und fällt mit dem Protoplasma.

Also muß dieses erforscht werden. Aber es verwandelt sich unter unseren Augen, ehe wir es recht gewahr werden, und zersetzt sich, um sich gleichzeitig wieder neu zu bilden. Die größte Ausdauer, die vorzüglichsten Mikroskope, ganz neue Instrumente, scharfe Sinneswerkzeuge, besondere Kunstgriffe sind erforderlich, um nur die Haupteigenschaften des wandelbaren Protoplasma in den Pflanzen, in den Tieren und in den Zwischenwesen, die man Protisten nennt, zu finden: eine Mikrochemie und Mikrophysik. Lange wird es dauern, ehe die veränderliche Struktur des Protoplasma so weit erkannt ist, daß man die durch dieselbe bedingten Abänderungen der gewöhnlichen chemischen Prozesse, namentlich der Verbrennungsvorgänge in ihm erklären und aus den wenigen Zeichen seines Empfindungsvermögens in fortschreitender Entwicklung die höchsten seelischen Thätigkeiten herleiten kann. Denn diese treten nur da auf, wo die größte Masse lebendigen

Protoplasmas mit der größten Oberfläche und in feinsten Fasern vorhanden ist, nämlich im menschlichen Gehirn.

Aber es ist schon viel erreicht durch die Lokalisirung des Lebensproblems, zu der die Vereinigung morphologischer, und zwar entwicklungsgeschichtlicher Beobachtungen mit chemischen und physikalischen Versuchen an lebenden Körpern und mit psychologischen, besonders psychogenetischen Untersuchungen geführt hat. Eine Vereinfachung liegt jedenfalls darin, daß man nun mit voller Sicherheit weiß, wo das Lebensgeheimnis verborgen liegt, wie wenig in den kleinen, die Grenze der Sichtbarkeit erreichenden Maschen des Protoplasmanetzwerks die Gesetze der gewöhnlichen Massenwirkung gelten können, und wie sehr die Art der Kräfteverwandlung ebenda von der in großen Maschinen wegen der Kleinheit der arbeitenden Teile abweichen muß.

Wer diesen fundamental wichtigen Unterschied nicht beachtet, wer meint, man wisse schon längst, daß alles Leben auf Protoplasmaveränderungen beruht, und hofft, der Ueberlieferung treu, es nur mittelst der bisherigen chemischen und physikalischen Untersuchung ergründen zu können, der kommt nicht weit. Damit wird weder das Leben noch das Sterben, weder die Entwicklung noch die Seele erklärt. Diese Thatsachen erfordern Umgestaltungen der Grundbegriffe. Welche? Das zeigt deutlich das wechselvolle, allein Leben bestimmende Dasein des Protoplasma.



Ungedrucktes aus dem Nachlasse von David Friedrich Strauß.

II.

Gedanken über Schillers Wallenstein.

1. Die Grundidee.

Will man die Idee des „Wallenstein“ im Stücke selbst mit den eigenen Worten des Dichters angegeben lesen, so muß man im ersten Aufzug von Wallensteins Tod den fünften Auftritt nachschlagen, wo der schwedische Oberst zu Wallenstein sagt, sein hochseliger König habe immer groß von Sr. Gnaden Verstand und Feldherrngaben gedacht,

> Und stets der Herrschverständigste, beliebt' ihm
> Zu sagen, sollte Herrscher sein und König.

Worauf Wallenstein erwidert:

> Er durft' es sagen.

Aber nicht jeder Fürst darf es sagen. In Gustav Adolf war das äußere Geburtsrecht und das innere auf Fähigkeit beruhende Anrecht auf die Krone

beisammen. So konnte in keinem seiner Diener die Kollision entstehen, den innern Herrscherberuf, den er etwa in sich fühlen mochte, dem äußern Herrscherrecht des Königs entgegenstellen zu wollen.

Anders bei Ferdinand II. Er ist äußerlich legitimer Herrscher, ohne innerlich durch seine Geistesgaben dazu legitimirt zu sein. Besonders in der damaligen stürmisch bewegten Zeit reicht seine Fähigkeit nicht aus. Sein Diener Wallenstein darf sich diesen innern Herrscherberuf zuschreiben, der seinem Herrn, bei allem äußern historischen Rechte, abgeht. Auch hat er durch sein Heer die Macht in Händen.

Dieses Verhältnisses sind sich beide Teile bewußt.

Wallenstein seiner Stärke. Daß er könnte, wenn er wollte. Daß er auch dürfte, meint er, wenn man die Sache vom richtigen Standpunkt über den alltäglichen Vorurteilen betrachte. Daher hochfliegende Gedanken, Anschläge, Pläne (Wallensteins Tod, I. Aufzug, 4. Auftritt).

Ferdinand kennt seine Schwäche und das ehrgeizige Kraftgefühl seines Feldherrn. Daher Mißtrauen, Vorsatz, diesem die Macht nur so lange zu lassen, als die äußerste Not es erfordere.

Hinwiederum ist dem Diener das Mißtrauen und der üble Wille seines Herrn wohl bekannt. Er hat davon eine ihm unvergeßliche Erfahrung gemacht. Mißbraucht er sein Amt zum Nachteil des Kaisers, so mißbraucht er wenigstens kein Vertrauen. (Ebendaselbst 7. Auftritt.) Gleichwohl nimmt Wallenstein die Sache nicht leicht. Weder über die äußeren Schwierigkeiten, noch über das moralisch Bedenkliche seiner Anschläge verblendet er sich.

In ersterer Hinsicht weiß er gar wohl, was es heißt, die sicher thronende Macht erschüttern zu wollen, die durch Verjährung geheiligt, durch Gewohnheit befestigt, mit dem kindlichen Glauben der Völker verwachsen ist (Wallensteins Tod I, 4).

Und wenn er sich, was das Moralische betrifft, auch einmal die Miene gibt, diese Macht der Gewohnheit über die Massen als etwas Gemeines zu verachten (ebendaselbst), so sagt er sich doch in anderen Augenblicken, daß mit der Treue, der Heiligkeit von Vertrag und Dienstpflicht eine erhaltende, sittliche Weltmacht nicht ungestraft verletzt wird (I, 6).

Daher Wallensteins schwankende Haltung. Er ist kein Richard III., der aus sich selbst heraus in der kürzesten, geraden Linie über alles Dazwischenstehende hinweg seinem Ziele zuschreitet. Auch kein Macbeth, der dem von außen erhaltenen Anstoße, wenn auch mit innerem Schauder, entschlossen folgt. Sondern er thut alle seine Schritte so, daß sie zugleich nicht gethan sein sollen. Indem er nichts Schriftliches von sich gibt, soll es zuletzt auf ihn ankommen, ob er sich zu den Zettelungen seiner Werkzeuge bekennen will oder nicht (Die Piccolomini II, 5. Wallensteins Tod I, 3).

Aber so läßt die Wirklichkeit nicht mit sich spielen. Sie nimmt den Vermessenen beim Worte. Die von ihm in übermütigem Kitzel aufgestörten Verhältnisse treten ihm drohend gegenüber. Er ist verdächtig geworden. Man kann

Zeugen gegen ihn aufstellen. Was er aus Ehrgeiz zu thun sich nicht entschließen konnte, muß er nun zu seiner Selbsterhaltung unternehmen (Wallensteins Tod I, 4. 7).

Doch, wo bleiben denn die Sterne? Lesen wir denn nicht im Prologe, daß die größere Hälfte von des Helden Schuld ihnen zugewälzt werden solle?

Das astrologische Motiv war dem Dichter des Wallenstein durch die Geschichte dargeboten. Anfangs stieß es ihn als abergläubische Fratze zurück. Er wollte demselben in der Bearbeitung möglichst aus dem Wege gehen. Goethe mußte es ihm erst in günstigerem Lichte zeigen, ehe er sich entschloß, es ernsthaft anzufassen (Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, 4. und 11. Dezember 1798).

Aber Goethe wollte das astrologische Wesen nicht zum Tragischen gerechnet, sondern als Bestandteil der Masse des historisch, politisch, barbarisch Temporären betrachtet wissen, und Schiller suchte nun, indem er die Mischung von politischer Berechnung mit astrologischem Wahne zum stehenden Charakterzug seines Helden machte, aus einem Anstoß für den Verstand noch einen Gewinn für die Phantasie zu ziehen (Briefwechsel 5. und 7. Dezember 1798).

Aus dieser Mischung im Gemüte des Helden, seinem halb skeptischen, halb träumerischen Wesen, gehen nun allerdings seine Handlungen hervor, aber niemals aus einer in den Sternen gelesenen Anweisung.

Wenn er auf Terzky's und Illo's Drängen anfangs mit Hindeutung auf dieselben sagt: Die Zeit ist noch nicht da! so steckt sich seine innere Unentschlossenheit, wie Illo richtig durchschaut, ebenso nur hinter die ungünstige Konstellation (Piccolomini II, 6), wie er später, als diese günstig ist, sich doch nicht durch sie, sondern erst durch die Nachricht von Sesina's Verhaftung und die Vorstellungen der Gräfin Terzky zum Handeln bestimmen läßt (Wallensteins Tod I).

Ebenso ist es bei dem Traum, durch den er sich der Treue Octavio's versichert glaubt (Wallensteins Tod II, 3), nur die Vermessenheit, mit welcher er von dem Schicksal nach eigenem Belieben ein Zeichen fordert, die sich durch den ganz entgegengesetzten Erfolg bestraft.

Wenn es also im Prolog heißt, Wallensteins Charakterbild, das in der Geschichte, durch die Gunst und den Haß der Parteien verwirrt, schwanke, solle die Kunst dem Herzen der Zuschauer menschlich näher bringen; sei doch überhaupt ihr Amt, alles Aeußerste in die Grenzen der Natur zurückzuführen, indem sie den Menschen in des Lebens Drang betrachte und die größere Hälfte seiner Schuld den unglückseligen Gestirnen zuwälze: in diesem Zusammenhange sind die Gestirne nur der poetische Ausdruck für den Drang des Lebens und der Verhältnisse, und sie wollen nichts anderes bedeuten, als was hernach derselbe Prolog mit Bezug auf das einleitende Vorspiel so ausdrückt:

Sein Lager nur erkläret sein Verbrechen;

oder gegen den Schluß des letzten Stücks (Wallensteins Tod IV, 2) Gordon mit den Worten:

Zum Fallstrick ward ihm seine Größ' und Macht,
Und diese dunkel schwankende Gewalt.

Und wenn Gordon fortfährt:

Denn um sich greift der Mensch, nicht darf man ihn
Der eig'nen Mäßigung vertraun. Ihn hält
In Schranken nur das deutliche Gesetz
Und der Gebräuche tiefgetret'ne Spur.
Doch unnatürlich war und neuer Art
Die Kriegsgewalt in dieses Mannes Händen:
Dem Kaiser selber stellten sie ihn gleich:
Der stolze Geist verlernte sich zu beugen.
O Schad' um solchen Mann! Denn keiner möchte
Da feste stehen, mein' ich, wo er fiel.

— in diesen Worten nimmt der ehrliche Gordon ganz die Stellung des griechischen Chors, mit dem ihn schon Körner verglichen hat (Schillers Briefwechsel mit Körner IV, S. 140). Stünde dieser Spruch wie eine Chorstrophe am Schlusse der Tragödie, so hätte es Hegeln nicht einfallen können, in diesem Schlusse eine leere Verneinung, den entsetzlichen Sieg des Todes über das Leben zu sehen (Werke XVII, S. 413); doch auch so hätte er den Spruch nicht übersehen sollen, denn er enthält die Moral des Stückes. Freilich enthält das Stück noch unendlich viel mehr als nur diese Moral, wie ein gutes Musikstück noch unendlich viel mehr als sein Thema enthält; darum bleibt aber doch dieses das Thema und jenes die Moral.

2. Die Charaktere.

Man hat gesagt, der Schillersche Wallenstein sei kein tragischer Held, weil er zu wenig handle. Der Dichter selbst hat ihn einen retardirenden Charakter genannt, der nur durch die Umstände vorwärts und der Katastrophe zugedrängt werde. Aber eben davon versprach er sich Erhöhung des tragischen Eindrucks (Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, 2. Oktober 1797). Hätte er sich hierin getäuscht?

Der retardirendste Charakter, der sich in einer Tragödie denken läßt, ist unstreitig Hamlet. Er geht ja gerade am Nichthandelnwollen zu Grunde. Und doch ist er ein tragischer Charakter, wie es wenige gibt.

Den Wallenstein als Charakter können wir eine Mischung von Macbeth und Hamlet nennen. Er ist herrschsüchtig wie jener und skrupulös wie dieser. In ersterer Eigenschaft hat er Einleitungen gemacht, denen er vermöge der letzteren keine Folge geben will. Er hat A gesagt und weigert sich, B zu sagen.

Indem er zuletzt wider seinen Willen zum Vollzug des Verbrechens und ins Verderben gestoßen wird, bekommt sein Untergang etwas von dem tragischen Schicksal der Griechen; aber indem es lediglich die Folgen seines eigenen früheren Thuns sind, die ihn vorwärts drängen, indem er nur nicht umhin kann, das halb schon Gethane vollends ganz zu thun, so ist jener Fatalismus bloßer Schein, und sein Untergang in durchaus modernem Sinne das Ergebnis seines eigenen Charakters im Zusammenstoße mit den Verhältnissen der Wirklichkeit.

Zu Anfang seiner Arbeit hatte Schiller das Bedenken, ob nicht die eigenen

Fehler seines Helden zu viel, das eigentliche Schicksal zu wenig zum Unglück desselben beitrage? (Briefwechsel mit Goethe, 28. November 1796.)

Er beruhigte sich später in dem Verhältnis, als jene retardirende Stellung seines Helden sich ausbildete. Denn nun sind es ebensowohl die Tugenden als die Fehler desselben, an denen er zu Grunde geht; oder vielmehr eben jene Verstandesfehler, die ihn ins Verderben stürzen, seine zögernde Bedenklichkeit, sein argloses Vertrauen sind ebenso viele Herzenstugenden, die ihn uns werter machen. Wäre er rücksichtsloser und mißtrauischer, mithin gemütlich schlechter gewesen, können wir denken, so möchte es ihm eher gelungen sein.

Der reichste Charakter eines Stücks ist darum noch nicht ein tragischer; aber Wallenstein ist neben dem, daß er dieses ist, auch jenes, und er ist dieses dadurch, daß er jenes ist. Die Eigenschaften, die sonst unter einzelne Personen in der Art verteilt sind, daß jeder nur eine derselben als Grundeigenschaft zukommt, sind in ihm als die Seiten einer großartigen Natur vereinigt.

Er ist ehrgeizig und herrschsüchtig wie seine Schwägerin Terzky; zugleich aber sprechen Gewissen und Pietät so vernehmlich in ihm wie in Max Piccolomini. Er ist schlau und berechnend wie Octavio; zugleich aber gibt er sich diesem mit einer Arglosigkeit, mit einer gemütlichen Ueberstürzung hin, wie nur immer seine Tochter sich in die Arme des Geliebten wirft.

Eben dadurch aber ist ihm die Terzky in jener Scene (Wallensteins Tod I, 7) überlegen, daß seine Hälfte ihr Ganzes, d. h. aber zugleich, daß sie das ganz ist, was er nur halb sein will.

Vor keiner Konsequenz seines Thuns zurückzuschaudern, hat sie dem Schwager zugemutet: aber sie leistet es nun auch selbst, als dessen Thun am Ende zum Unglück ausschlägt; wo sie uns überdies noch dadurch mit sich aussöhnt, daß sie das Gemüt, das sie in den Weltverhältnissen verleugnet, in dem persönlichen Verhältnis zu Wallenstein aufs schönste bewährt. Sie ist keine Lady Macbeth.

Wie sie, wenigstens im Handeln, ganz Verstand und rücksichtsloser Ehrgeiz, so ist ihre Schwester, die Herzogin, ganz Gemüt, Duldung und Rücksicht; zum stillen Glücke der Häuslichkeit gestimmt, voll Pietät gegen das Kaiserhaus, fühlt sie sich durch ihres Gemahls schwindelhafte Pläne unglücklich und bricht, als der Abfall sich enthüllt, zusammen.

Dasselbe, was der Gräfin, gibt auch dem Octavio Piccolomini einen Vorteil über Wallenstein: daß er eine zwar ärmere, darum aber auch straffere Natur ist. Während der eine sich lange besinnt, ob es angehe, um eines Fürstenhutes willen Verräter an dem Kaiser zu werden, ist der andere längst unbedenklich, um des Kaisers und der Aussicht auf eine kaiserliche Belohnung willen, zum Verräter an dem Freunde geworden.

Doch auch was beiden gemein ist, der Ehrgeiz, die Klugheit und Verschlagenheit, ist bei dem einen im großen, bei dem andern im kleinen Stil: jener ist ein Held, dieser ein Intrigant. Das Feststehen in seiner Unterthanen- und Dienstpflicht, in Verbindung mit der Liebe zu seinem Sohne, ist es gleichwohl, was auch diesem Charakter unsere Teilnahme erhält.

In Buttler ist der Kommandeur, der von der Pike auf gedient hat, der tüchtige, harte, beschränkte, hitzige Ehrenmann, vortrefflich gezeichnet. Die Scenen, in welchen er eine Hauptrolle spielt, sind fast lauter Meisterstücke. So seine Umstimmung durch Octavio; seine verhängnisvolle, tückische Dazwischenkunft in der Scene mit den Pappenheimern; seine furchtbare Wortkargheit, da Wallenstein, nachdem er Octavio's Verrat erfahren, sich in tiefem Schmerz vertrauend auf seine Schulter lehnt.

Aber in Wallensteins Verhältnis zu Buttler waltet eine gerechte Nemesis. Um den Mann von soldatischer Pflichttreue, aber reizbarem Ehrgefühl vom Kaiser loszureißen und zum gefügigen Werkzeuge seiner Pläne zu machen, hat ihm Wallenstein unter dem Schein, seine Bitte um Erhebung in den Adelstand befürworten zu wollen, durch einen Uriasbrief nach Wien eine verächtliche Abweisung zuwege gebracht; durch die Enthüllung dieser Arglist macht ihn hinwiederum Octavio zum unerbittlichen Mordwerkzeuge gegen Wallenstein.

Wir gehen an dem Reste des langen Personenverzeichnisses der drei verbundenen Stücke mit der allgemeinen Bemerkung vorüber, daß es hier Schillern wie sonst nirgends gelungen ist, selbst die untergeordnetsten Figuren durch individuelle Züge zu lebendigen Persönlichkeiten zu machen; nur über zwei Charaktere erwartet man wohl noch ein besonderes Wort.

Die Figuren von Max und Thekla bildete Schiller gewissermaßen seinem eigenen Herzen zur Befriedigung. Nach Goethes Beispiel hatte er sich vorgenommen, sich im Wallenstein einmal ganz gegenständlich zu halten, Personen und Verhältnisse mit kühler, künstlerischer Ruhe zu behandeln und sich nicht, wie sonst, von seiner eigenen Empfindung fortreißen zu lassen. Das hatte er treulich gehalten bei allen übrigen Personen des Stücks: dafür glaubte er sich bei jenem Pärchen etwas zu gute thun zu dürfen. Alle Herzensteilnahme, die er bei den übrigen nicht hatte unterbringen können, wandte er jetzt diesen beiden zu. Was sie so an Seele gewannen, mußten sie freilich an Bestimmtheit der Gestalt verlieren. Max und Thekla erinnern uns wenig an den dreißigjährigen Krieg.

Darum wollen wir sie aber nicht aus dem Gedichte wegwünschen. In dieser verwilderten und verdorbenen Lagerwelt, diesem Gedränge von Eigensucht und Unlauterkeit, wo jeder den andern nur zu benutzen und zu betrügen strebt, nirgends Wahrheit und Menschlichkeit, überall nur Larven zu finden sind, — hier uns ein Paar unverdorbener, lauterer Menschennaturen vorzuführen, in das Intriguenstück als Kontrast eine Idylle einzuflechten, war ein höchst glücklicher Gedanke. Und wie nun das durch die Unreinen heraufbeschworene Verhängnis die Reinen mit ergreift, die Idylle von dem tragischen Wirbel verschlungen wird, das bringt eine Wirkung hervor, die uns manches Wort überhören läßt, das uns in Maxens Munde zu empfindsam oder in Thekla's zu hochtrabend erscheinen möchte.

3. Die Gliederung des Gedichts.

Von dem Bestreben geleitet, sich diesmal recht sächlich zu halten, in seiner Dichtung ein beseeltes Abbild wirklicher Verhältnisse und Charaktere, nicht

bloß eigene Empfindungen und Ideen zu geben, suchte Schiller aus der Zeit, in welcher sie spielt, so viel wie möglich an einzelnen Zügen, Umständen und Figuren in dieselbe aufzunehmen, seinem Drama eine breite epische Grundlage zu geben.

Um desto gewisser auf dem Boden der Wirklichkeit zu bleiben, wollte er dem Vers, der ihn leicht ins Bodenlose, Lyrisch-rhetorische führen konnte, entsagen und arbeitete daher den Wallenstein von Anfang in Prosa aus.

Allein bei dieser Behandlungsart schwoll ihm der Stoff ins Ungeheure an, und die Aussicht verschwand, denselben dramatisch zu bewältigen.

Einige Sophokleische Tragödien, die er um diese Zeit las, zeigten ihm, wie geschickt die Griechen an den Stoffen zu ihren Dichtungen das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden gewußt haben.

Indem er ihrem Vorbilde sich zu nähern suchte, ward er sich aber auch der Unerläßlichkeit des Verses für ein Drama, das wirklich ein Gedicht sein sollte, bewußt.

Sich kürzer zu fassen half ihm jedoch dieser so wenig, daß er vielmehr die Rede im Jambus breiter als vorher in Prosa dahinfließen sah. Da ließ Goethe den Wink fallen, er werde wohl aus seinem Stoffe statt eines Dramas einen Dramen-Cyklus machen müssen.

Bald war Schiller entschlossen, zwei Dramen und ein Vorspiel daraus zu gestalten.

Das Vorspiel, eine Lagerscene, war anfangs ganz kurz und unselbständig, wie später etwa das zur Jungfrau von Orleans, angelegt.

Erst Goethes Wunsch, für die Eröffnung des neu hergerichteten Schauspielhauses in Weimar, da eins der größern Wallensteinischen Stücke bis dahin nicht mehr fertig werden konnte, wenigstens dieses Vorspiel zu bekommen, veranlaßte Schiller, es zum Behufe selbständiger Aufführbarkeit zu erweitern.

Aus dem gleichen Anlasse wurde auch der Prolog gedichtet.

Wallensteins Lager stellt eigentlich einen Zustand, keine Handlung dar, und ist insofern, streng genommen, nicht dramatisch.

Aber mit großem Geschick hat der Dichter durch die Agitation für Wallensteins Verharren im Kommando eine, wenn auch nur oberflächliche, dramatische Strömung hineingebracht, noch mehr durch den bunten Wechsel sich drängender Gestalten den Zuschauer über den Mangel an Handlung getäuscht.

Während das kleine Stück seinen Zweck, auf dem Boden von Wallensteins Wirken uns heimisch zu machen, vollkommen erreicht, wirkt es zugleich im reinsten Sinne poetisch, indem es an dem rohen Soldatenwesen das Edlere hervorkehrt, das Gemeine aber komisch verflüchtigt.

Für seinen Kapuziner schickte Goethe dem Freunde einen Band des Pater Abraham a Sta Clara; und die Art, wie Schiller in wenigen Tagen aus dem geringhaltigen Erze dieses platten Gesellen das Gold seiner Kapuzinerpredigt herauszuschmelzen wußte, gibt uns den höchsten Begriff von seinem poetischen Vermögen.

Das erste der beiden größeren Stücke erhielt seinen Namen von den beiden Männern, Vater und Sohn, die ihre entgegengesetzte Stellung zu Wallenstein in Kollision bringt; aber es umfaßte anfangs auch noch einen Teil dessen, was jetzt dem abschließenden Stücke zugeteilt ist.

Als Schiller das Manuskript der Piccolomini an Iffland, zur Aufführung in Berlin, schickte, enthielten diese noch die Scene im astrologischen Turm, die Nachricht von Sesina's Verhaftung und Wallensteins großen Monolog, was wir jetzt im ersten Aufzuge von Wallensteins Tod lesen; und zwar bildeten jene Stücke den vierten Akt der Piccolomini (Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, 4. Dezember 1798).

Auch Hegel, wenn er als den Inhalt der einen Wallensteinischen Tragödie das notgedrungene Ergreifen des Entschlusses, als Inhalt der anderen das Zerschellen dieses Entschlusses an dem Widerstande der Wirklichkeit bezeichnet (Werke XVII, S. 413), scheint diese Abteilung im Sinne zu haben; denn der Entschluß erfolgt erst am Ende des ersten Akts von Wallensteins Tod nach der jetzigen. So abgeteilt, daß mit dem „Frohlocke nicht u. s. w." das mittlere Stück schloß, habe auch ich, wenn mich die Erinnerung nicht täuscht, vor siebenundzwanzig Jahren in Berlin den Wallenstein aufführen sehen; vielleicht war dies noch eine Ueberlieferung von Ifflands Zeiten her.

Daß in der jetzigen Einteilung die Piccolomini keinen befriedigenden Schluß haben, liegt vor Augen. Da indes doch in der Regel außer dem Lager nur Wallensteins Tod aufgeführt zu werden pflegt, so gewinnt dieser freilich eine glänzende Eröffnung und ist mehr ein Ganzes für sich in seiner jetzigen Gestalt.

Aber es ist schade, daß nicht auch die Piccolomini öfters auf der Bühne erscheinen, wäre es auch nur um des Banketts willen im vierten Akt, ein Bild, das von Mark und Leben strotzt und einem das Herz im Leib erquickt.

Gleichwohl ist der höhere, besonders dramatische Wert des abschließenden Stückes nicht zu verkennen. Wenn man in den Piccolomini beschaut und Anteil nimmt, urteilte Goethe, so wird man hier unwiderstehlich fortgerissen (Briefwechsel, 13. März 1799).

Es müßten zu viele Scenen genannt werden, wenn man alle namhaft machen wollte, in denen ein Höchstes von dramatischer Wirkung geleistet ist.

Der Eintritt des tragischen Schicksalswechsels insbesondere, und wie sich der Ring des Verderbens stets enger und enger um den Helden schließt, während dieser zugleich immer größer, immer freier erscheint, je enger er umgarnt ist — eine Tragödie, in welcher dies ergreifender dargestellt wäre, ist mir weder aus alter noch aus neuer Zeit bekannt.

Auch Schiller selbst hat die Höhe, auf der er in seinem Wallenstein stand, in keinem seiner folgenden Dramen wieder erreichen können.



Deutsch-amerikanische Freundschaft.

Ein Brief von Poultney Bigelow[1]) an den Herausgeber der Deutschen Revue.[2])

Chelsea, Ende Februar.

Geehrter Herr!

Folgende interessante Geschichte erzählt man sich aus der Zeit, als die öffentliche Meinung in Amerika betreffs Samoa aufgeregt war und der amerikanische Marineminister (Staatssekretär der Admiralität) sich bereits Offiziere aussuchte, um dieselben eventuell in jenen Gewässern zur Verwendung zu bringen. Schließlich warf er die Liste hin mit der Bemerkung: „Wozu sollen wir uns denn mit Deutschland in einen Streit einlassen, sind doch in unserer Flotte so viele Deutsche!" Und so ist es von Maine bis nach Kalifornien und vom Golf von Mexiko bis zum Nordpol; ganz Nordamerika ist von deutscher Kultur, deutscher Anschauungsweise und deutschem Blute durchdrungen. Kein Dorf der Vereinigten Staaten ist so klein, daß nicht darin ein kleiner, deutscher Klub sei, wo Bier und Musik die Abkömmlinge des gemeinsamen Vaterlandes vereinigen. Dem Amerikaner würde es gleichgiltig sein, wenn morgen unsere Häfen den Irländern, Russen, Spaniern, ja selbst den gutmütigen Italienern geschlossen würden, aber jede gesetzliche Verordnung, welche unsere Beziehungen mit Deutschland beeinträchtigte, würde von seiten jedes Angloamerikaners eine starke Opposition finden. Nach

[1]) Die folgenden kurzen Notizen betreffs des Lebensganges des Verfassers des obigen Artikels dürften von allgemeinerem Interesse sein:

Poultney Bigelow ist in New-York geboren. Seine Vorfahren wanderten im Jahre 1630 aus England aus, weil sie dort ihres Glaubens wegen verfolgt wurden. Seine Familie ist sowohl väterlicher als mütterlicher Seite rein englischer Abstammung. Im Jahre 1870 ließ sich sein Vater John Bigelow, der viele Jahre amerikanischer Gesandter am französischen Hofe gewesen war, in Berlin mit seiner Familie nieder, um seinen sechs Kindern eine gründliche deutsche Erziehung zu teil werden zu lassen, und verblieb dort bis zum Jahre 1873. Poultney Bigelow fand in der Familie des Professors Schillbach in Potsdam Aufnahme und bereitete sich für die amerikanische Universität (Yale in Connecticut) vor. Während seines Aufenthaltes in Potsdam machte er zuerst die Bekanntschaft des gegenwärtigen Kaisers, indem er häufig als Spielkamerad des jungen Prinzen in das neue Palais eingeladen wurde. Im Jahre 1873 bezog er die Universität, mußte aber im Jahre 1875 seiner schwächlichen Gesundheit halber seine Studien unterbrechen. Er machte alsdann in einem Segelschiff eine Reise um die Welt; auf derselben besuchte er die Küste von Neu-Guinea und litt an der ungastlichen Küste Japans Schiffbruch. Sodann unternahm er in das Innere von Japan eine Tour; auf einer Exkursion nach China drang er bis zur langen Mauer vor. Alsdann kehrte er über den stillen Ozean und Kalifornien nach New-York zurück. Nach Vollendung seiner Universitätsstudien im Jahre 1879 widmete er sich juristischen Studien und literarischen Arbeiten. Infolge seiner schwächlichen Gesundheit sieht er sich seit einiger Zeit veranlaßt, viel auf Reisen in einem Segelboot zuzubringen, in welchem er nachts schläft und während des Tages weiterfährt. Auf einer seiner Fahrten besuchte er die Inseln Westindiens, von denen er zwei der interessantesten umschiffte.

[2]) Aus dem Englischen übersetzt von Heinrich Ehrenthal.

unserem Mutterlande England ist es Deutschland, welches als Repräsentant eines gesunden politischen und sozialen Lebens gilt: hierbei muß man unter Deutschland auch die Holländer, Skandinavier und alle Völker germanischer Abstammung verstehen. Die Mitglieder dieser großen Familie vereinigen sich leicht, wenn sie sich auf dem neutralen Boden der Vereinigten Staaten treffen, wo jeder nach seinem wahren Werte, seiner Intelligenz und Energie taxirt wird und je nach seinen Fähigkeiten entweder emporkommt oder zu Grunde geht. Selbstthätigkeit und Thatkraft werden von dem Amerikaner verlangt, und wer diese besitzt, wird als ein echter Bürger der großen amerikanischen Republik betrachtet. Der Irländer verbleibt Ire und vor allem Katholik und verändert sich nirgends; der Franzose und der Spanier verheiraten sich mit Indianern und Schwarzen und zeigen geringe Widerstandskraft im Kampfe gegen das Deutschtum. Die Franzosen in Kanada und Louisiana, die Spanier in Mexiko und Kalifornien beweisen dies hinlänglich. Die italienische Auswanderung ist noch zu frischen Datums, um ein sicheres Urteil über dieselbe fällen zu können; aber so viel es augenblicklich scheint, sind die Italiener zu sehr von der Geistlichkeit abhängig, um mehr als die Franzosen und Spanier leisten zu können. Die romanischen Rassen in Amerika und ebenso die Irländer ziehen in kein neues Gebiet, wenn nicht ihr Geistlicher mit ihnen geht und die Expedition organisirt; den Deutschen dagegen trifft man in Gemeinschaft mit dem Skandinavier und Engländer, wie er, trotz Indianer und wilder Tiere, das Land urbar macht und der Kultur neue Stätten eröffnet unter Heilighaltung seines Familienlebens und Hochhaltung seines moralischen Charakters.

Die Freundschaft Deutschlands und Amerikas begann mit der Anerkennung der Vereinigten Staaten durch Friedrich den Großen und wird heutzutage durch die Haltung Wilhelms II. der Weltausstellung in Chicago gegenüber gekennzeichnet. Russische Zeitungen und russisch-politische Agenten in der englischen Presse suchen gelegentlich darauf hinzuweisen, daß zwischen Rußland und Amerika starke Sympathien beständen; als einzigen Beweis für diese Hypothese läßt sich aber nur anführen, daß während des Bürgerkrieges zwischen den Nord- und Südstaaten Rußland seinen traditionellen Haß gegen England bekundete, indem es eine Flottenparade seiner Kriegsschiffe in den amerikanischen Gewässern veranstaltete. Die amerikanische Presse kam damals zu dem voreiligen Schlusse, daß dies ein Beweis sei, daß Rußland sich von den Geboten der Humanität leiten ließe; aber spätere Ereignisse in Rußland haben diese Annahme keineswegs bekräftigt, sondern vollständig bewiesen, daß sie irrig gewesen sei.

Im Jahre 1776 führte England mit den amerikanischen Kolonieen Krieg, als sich dieselben weigerten, die auf nicht gesetzmäßige Weise auferlegten Eingangszölle zu bezahlen. In diesem Kriege standen viele tausend Soldaten deutscher Herkunft im Dienste Englands, indem damals die Fürsten der kleinen deutschen Staaten ihre eigenen Landeskinder für Geld ans Ausland verkauften. Der Soldatenhandel zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten dauerte bis 1783, und da die Engländer geschlagen wurden und die meisten deutschen

Soldaten in Amerika blieben und sich dort niederließen, so müssen wir annehmen, daß selbst unter diesen Verhältnissen die meisten Kolonisten gegen die Ansiedlung der Deutschen nichts einzuwenden hatten. Ich erinnere mich, einen Brief Benjamin Franklins gelesen zu haben, in welchem er empfiehlt, jedem deutschen Soldaten, der in englischen Diensten gestanden habe, Ländereien zu geben, wenn er sich in Amerika niederlassen wolle. Jeder Schulknabe weiß, daß Friedrich der Große über den Soldatenhandel, den geldsüchtige deutsche Fürsten trieben, sehr ungehalten war und daß er selbst jede Gelegenheit ergriff, um seine darauf bezüglichen Ansichten seinen Unterthanen kund zu geben. Er war es, welcher zuerst die amerikanische Unabhängigkeit anerkannte und mit uns nach dem Kriege einen Handels- und Freundschaftsvertrag schloß. Es freut mich, konstatiren zu müssen, daß seit der Zeit bis zum heutigen Tage niemals gegen die Grundbestimmungen desselben gehandelt worden ist. Die Amerikaner wissen es wohl zu würdigen, daß, als im Jahre 1861 der Krieg gegen die Sklaverei von den Nordstaaten unternommen wurde, die Regierungstruppen sich mit deutschen Freiwilligen füllten, und daß die damalige preußische Regierung eine strenge Neutralität beobachtete, während England und Frankreich die Südstaaten begünstigten. Daraus darf man jedoch nicht folgern, daß das französische und das englische Volk zu Gunsten der Beibehaltung der Sklaverei gewesen wären, sondern nur, daß die damaligen Regierungen dachten, die meisten politischen Vorteile zu erlangen, wenn der Bund der Vereinigten Staaten Nordamerikas zerfiele. Seit der Zeit haben die Deutschen bei allen militärischen und bürgerlichen nationalen Festlichkeiten eine hervorragende Rolle gespielt. So sei hier insbesondere eines Falles gedacht: Es war im Jahre 1889, als in New-York eine große Revue der Freiwilligen stattfand. Dieselben waren vierzigtausend Mann stark aus allen Teilen der Vereinigten Staaten gekommen, selbst aus den entferntesten, wie Texas und Kalifornien. Bei dieser Revue waren, wie allgemein zugegeben wurde, die deutschen Freiwilligen der Hauptglanzpunkt der Festlichkeit, während die Irländer, die sonst immer in politischer Beziehung das größte Aufsehen zu erregen versuchen, ganz unbeachtet blieben.

Amerika ist Deutschland zu großem Dank verpflichtet und zwar sowohl dafür, daß die amerikanischen Studenten an den deutschen Universitäten eine so freundliche Aufnahme finden, als auch, daß den zahlreichen Besuchern deutscher Städte reichliche Gelegenheit geboten wird, sich in den Sprachen, Wissenschaften und der Musik zu vervollkommnen und an den Segnungen einer alten Kultur inmitten eines gebildeten Volkes teilzunehmen. An der amerikanischen Universität Yale, die ungefähr zweihundert Jahre alt ist und fast zweihundert Studenten hat, fand ich zu meinem Erstaunen, als ich mich immatrikuliren ließ, daß mit kaum einer Ausnahme jeder Professor entweder in Deutschland seinen Studien obgelegen hatte oder längere Zeit zu seiner weiteren Ausbildung dort zugebracht hatte. Ein Professor hatte die griechische Grammatik von Curtius übersetzt; ein anderer, welcher auch eine Zeit lang Privatlehrer des verstorbenen Kaisers Friedrich gewesen war, hatte, so viel ich mich erinnere, die lateinische Grammatik von Zumpt übersetzt; ein anderer ein deutsches Homerlexikon: kurz, das ganze wissen-

schaftliche Leben basirte auf deutscher Forschung. Meine klassischen Autoren waren zum größten Teil mit Anmerkungen von deutschen Gelehrten versehen; der Musikdirektor der Universität war ein Deutscher, und in der That, wenn ich gewollt hätte, hätte ich meine ganze Korrespondenz mit der Fakultät in deutscher Sprache führen können. Was man von Yale sagen kann, kann man auch in gewisser Beziehung von jeder andern höheren Schule im Lande sagen. Dies ist auch der Grund, daß der Amerikaner im allgemeinen eine gründlichere Erziehung innerhalb einer bestimmten Zeit erhält als der Engländer.

In dem großen amerikanischen vierjährigen Bürgerkriege, der mit jener charakteristischen Zähigkeit ausgefochten wurde, mit welcher freie Männer kämpfen, wenn einmal ihr Blut im Kampfe über ein Prinzip in Wallung geraten ist, verdankten die Armeen der Nordstaaten zu einem großen Teile ihren Erfolg den geistig und körperlich wohlgeschulten deutschen Kombattanten, die außerdem voll Ueberzeugung gegen die Sklaverei kämpften. Unsere Schuld ist in dieser Beziehung Deutschland gegenüber groß und keine diplomatischen Einmischungen können daran etwas ändern. Mag Rußland uns auch noch so laut seiner Freundschaft versichern, jeder Amerikaner weiß, daß Rußland für ihn ein feindliches Land ist und daß, wenn er es dort wagt, Notizen zu machen oder eine Skizze, sei es auch nur von einer Dorfpumpe oder einem Düngerhaufen, aufzunehmen, er sich der Gefahr aussetzt, sofort arretirt oder des Landes verwiesen zu werden. Daß ich nicht übertreibe, wird durch die Behandlung, welcher mehrere meiner Landsleute während der letzten Monate ausgesetzt waren, bewiesen — eine Behandlung, die in vollem Gegensatz zu der steht, die wir in Deutschland erfahren, wo es kaum eine kleine Stadt gibt, in welcher nicht ein oder mehrere Amerikaner sind, die sich dort ihrer Studien halber aufhalten. Unsere Zeitungen weisen so gern auf den militärischen Despotismus, der in Deutschland vorherrscht, hin; ich habe aber noch keinen Amerikaner, der sich in Deutschland aufgehalten hat, getroffen, der nicht zugegeben hätte, daß von einem Ende Deutschlands bis zum andern die persönliche Freiheit, so weit sie mit der Haltung eines großen Heeres vereinbar ist, vollständig gesichert ist. Wenn in Frankreich Reisende sich nur auf irgend eine Weise auffällig machen, so setzen sie sich der Gefahr aus, als Spione verhaftet zu werden; man beschuldigt sie, sie seien Prussiens; denn in Frankreich ist jeder Prussien, der nicht ein Franzose ist. Einer meiner Freunde wurde vergangenen Sommer viermal innerhalb zweier Tage arretirt, als er den großen französischen Manövern beiwohnte. Er wurde jedesmal beschuldigt, ein Prussien zu sein, obgleich er französisch sehr schlecht sprach und ein unverkennbarer Schotte war, der zu seinem Vergnügen reiste. Der militärische Despotismus Frankreichs ist möglicherweise größer, als der Deutschlands; aber weil Frankreich den Namen einer Republik führt, während Deutschland seine monarchischen Traditionen bewahrt, so ist es natürlich, daß Republikaner in anderen Teilen der Welt zu dem Schlusse kommen, daß in dem einen Lande mehr Freiheit ist, als in dem andern. Sollte dieser Artikel je unter die Augen eines Amerikaners kommen, so hoffe ich, daß meine Landsleute mir auf Grund meiner langen persönlichen Erfahrung Glauben

schenken werden, wenn ich behaupte, daß der Fremde in Deutschland reisen kann, wie er nur will, zu Fuß, zu Pferde, auf einem Zweirad oder noch besser in einem Boote, und wenn er sich nur anständig beträgt und nicht andere Leute beschimpft oder mißhandelt, gar keinen Paß vorzuzeigen hat und gar nicht erfährt, daß es eine Geheimpolizei gibt.

Gewisse deutsche Parteien ermutigen ihre Zeitungen, nur zu drucken, was die amerikanischen Verhältnisse in einem nachteiligen Lichte erscheinen läßt, weil sie darüber unwillig sind, daß jedes Jahr so viele Leute auswandern und weil durch diese Auswanderung tüchtige und billige Arbeitskräfte der Landwirtschaft, namentlich in den östlichen Teilen Preußens, entzogen werden. — Beständig begegne ich in Deutschland den widersinnigsten Angaben über das Gesellschaftsleben in Amerika; wenn diese Angaben richtig wären, so wäre der sittliche Standpunkt einer amerikanischen Familie der denkbar niedrigste. Amerikanische Frauen werden beständig als sehr emanzipirt in ihrem gesellschaftlichen Benehmen hingestellt. Thatsache ist aber, daß nirgend in der Welt eine Frau einen so hohen Wert auf ihren Ruf und ihre Tugend legt, als in Amerika, wenigstens in den Kreisen der Gesellschaft, in denen ich gewohnt bin zu verkehren. Es würde zu weit führen, zu untersuchen, ob die amerikanische Frau freier ist, weil sie charaktervoller ist, oder ob sie charakterfester ist, weil sie während wenigstens zweihundertundfünfzig Jahren größere Freiheit hatte. Thatsache ist, daß in dem amerikanischen gesellschaftlichen Leben junge Leute und junge Mädchen mit einander verkehren, ohne daß irgend etwas Unpassendes stattfindet. Wenn sie sich verheiraten, so kennen sie sich; denn die Wahl wird nicht von Vater oder Mutter getroffen, sondern von denen, die dabei am meisten interessirt sind. Selbstverständlich kann man das vorher Gesagte nicht generalisiren, und es bezieht sich nur auf die beste Gesellschaft Amerikas, zunächst auf die Leute, deren Vorfahren religiöser Verfolgung wegen zur Zeit Cromwells aus England flohen und die seitdem immer für die gute gesellschaftliche Sitte maßgebend waren. Seitdem die Kosten für die Ueberfahrt nach Amerika so gering geworden sind, sind freilich viele Leute aus den untersten Klassen eingewandert, und so haben wir auch jetzt zum erstenmale in Amerika etwas, das dem europäischen Proletariat entspricht.

Es ist von der größten Bedeutung, die Freundschaft zwischen zwei großen Nationen zu pflegen; denn es können in der Jetztzeit Ereignisse eintreten, an die wir früher nie hätten denken können.

Amerika, getrennt von Europa durch den großen, gefahrvollen und oft stürmischen Ozean, scheint weit von Europa entfernt; jedoch wenn man nach den Handelsbeziehungen, der großen Menge von Briefen, Zeitungen und Büchern, die Tag und Nacht den Ozean überschreiten, urteilt, so kann man wohl sagen, daß, wenn es sich um große, europäische Fragen handelt, Amerika mit dem deutschen Vaterlande mitfühlt, als ob es Schlesien oder Westfalen wäre. Es ist unbedingt notwendig, diese freundschaftlichen Gesinnungen zu ermutigen.

Genehmigen Sie &c.

Poultney Bigelow.



Erinnerungen von meiner Reise um die Welt 1887/88.

Von
Prinz Bernhard von Sachsen-Weimar.

Der Zweck meiner Reise galt dem Vergnügen; ich wollte meinen Gesichtskreis erweitern, mich an den Naturschönheiten unbekannter Länder erfreuen, deshalb möchte ich, ehe ich mich daran mache, dies und jenes aus meinen Erinnerungen zu erzählen, vorausschicken, daß es keineswegs in meiner Absicht liegt, Mitteilungen von wissenschaftlichem Wert oder künstlerischem, beziehungsweise kulturhistorischem Interesse zu geben, sondern nur à bâtons rompus von den Erlebnissen und Eindrücken während meiner neunmonatlichen Fahrt in ganz einfacher, anspruchsloser Weise, ungezwungen, frisch und frei zu erzählen. Ja, frisch und frei! — Ich entlehne diese beiden Worte der Devise der deutschen Turner, ist und bleibt doch für mich — ich mache kein Hehl daraus — die Handhabung der Feder Gymnastik. Ich schrieb einst einer Dame einen selbstgemachten Knittelvers in ihr Stammbuch, der begann: „Weiß mit dem Pferd Bescheid, nicht mit der Feder“ und so weiter. Das möchte ich auch hier betonen und darum meine Leser um Nachsicht bitten: ich bin Reiter, kein Schriftsteller. Jede andere Reisebeschreibung, deren es so zahlreiche und vortreffliche gibt, ja selbst jedes Konversationslexikon, bringen von jedem der Orte, die ich berührt und die ich nenne, seitenlange eingehende Beschreibungen — darum erlasse man mir solche. Auch entnehme ich meine Schilderungen keinem pünktlich geführten Tagebuche, sondern kurzen Kalendernotizen, vor allem aber den in die Heimat gesendeten Briefen und einem guten Gedächtnis. Möge niemand der hie und da etwas burschikose, manchmal vielleicht etwas sehr natürliche und offene Ton unangenehm berühren. Mein Motto sei:

„Wie gefunden und empfunden
Unumwunden euch erzählt!“

Hamburg — Lissabon.

Am 21. November 1887 traf ich in Hamburg im Hotel „Streitt“ ein und mit meinem zukünftigen Reisebegleiter, dem Baron Richard von Fuchs-Nordhoff, zusammen. Zu unserer projektirten Weltreise bedurften wir, wie mir von Tropen- und Weltreisenden hoch und teuer versichert worden war, verschiedener Artikel und Ausrüstungsgegenstände, die bei einem Outfitter Namens Beinhauer daselbst zu haben waren. Unter diese Gegenstände gehörten unter anderem eine geschwärzte Brille, das Auge gegen das Blenden der See zu schützen, ein weltbekanntes Instrument, sowie Tammar indien gegen die wegen Mangels an Bewegung und durch die Einwirkung der Seeluft gestörte Thätigkeit des Magens, ein weißer Korkhelm gegen die Tropensonne, Gamaschen, in Tabaksaft getränkt, zum Schutze gegen Schlangenbisse (!!!), ein Thermometer zum Messen der Temperatur in Fiebergegenden, ein Moskitonetz zum Schutze gegen die lästigen Moskitos und

zum Schluß ein großer Blechkoffer, der Seeluft respektive Seewasser nicht durchläßt. Von all den vielen Sachen habe ich nur des Moskitonetzes und des Blechkoffers ernstlich bedurft; denn nie blendete mich die See so, daß es mir unangenehm gewesen wäre, noch fühlte ich belästigenden Einfluß der Seeluft auf meinen Magen. Noch weniger bedurfte ich jemals des Thermometers, da ich niemals Fieber gehabt, noch der Gamaschen, da ich nie eine Schlange gesehen. Und vollends der Korkhelm! Dieser rollte nach einmaligem Gebrauch bei einem Spazierritt in Bombay verächtlich in die Ecke, da er mir viel zu unbequem war, nie gut saß und mich vollständig am Sehen verhinderte, weil sein Schirm so weit über die Augen herabreichte, daß ich, um sehen zu zu können, die fatale Halsgymnastik des „Kopf rückwärts beugt", wie es der Militär nennt, machen mußte. Von da an trug ich während meines Aufenthaltes in den Tropen nur meinen ganz gewöhnlichen europäischen Zivilhut und habe nie gescheut, mich der Sonne auszusetzen. Durchaus notwendig aber fand ich das Moskitonetz und für Europäer unentbehrlich.

Auf dem Bureau der Hamburg-Brasilianischen Dampfschiffahrtsgesellschaft hatten wir erfahren, daß die Abfahrt des „Desterro" nach Lissabon am 24. November stattfinden sollte, doch konnten wir wegen Mangels an Wasser in der Elbe nicht vor Sonntag den 27. November früh fort. Und mich drängte es sofort in die weite, weite Welt, heraus aus dem abscheulichsten aller Klimas: Regen und Nordostwind! Endlich am Sonntag früh 10 Uhr konnten wir den Anker lichten. Ich nahm Abschied von Deutschland auf ein Jahr. Ich konnte mich trotz aller Lebensfreude, trotz der Aussicht auf all das Schöne, Großartige und Angenehme, das mir auf meiner Reise um begegnen sollte, trauriger Gedanken und trüber Ahnungen, die sich nachher im vollsten Maße bewahrheitet haben, nicht erwehren. Was würde während meiner Abwesenheit in Deutschland sich ereignen: Kaiser Wilhelm I. hochbetagt, Kronprinz Friedrich an einem schweren, qualvollen Leiden unheilbar erkrankt, in der politischen Sphäre Gewitterschwüle eines bevorstehenden Feldzuges, wie damals allgemein angenommen wurde. Würde ich meine Familie vollzählig und gesund wiederfinden?! Solche und ähnliche Gedanken und schwermütige Vorstellungen beschäftigten mich, als der „Desterro" sich anließ, zu manövriren, und bald darauf ging es an Altona vorbei. Adieu! adieu! lebt wohl! lebt wohl!

Schnell traten wir in die Nordsee ein, die ziemlich bewegt war. Ich fand es ein herrliches Gefühl, wenn das Schiff augenblicklich ganz hochgehoben wurde um sofort ebenso tief wieder zu sinken. Meist stand ich ganz hinten auf dem Schiff über der Schraube und freute mich des erhabenen Anblicks, den die erregte See bot. Unterwegs begegneten uns viele Dampfer und Segelschiffe, auch passirten wir das Wrack eines gestrandeten amerikanischen Schiffes. Am zweiten Tag nach unserer Abfahrt von Hamburg, es war Dienstag den 29. November, kamen wir an der nordfranzösischen Küste, der Bretagne vorbei. Man sah ganz deutlich die Leuchttürme von Quessant, und Mittwoch den 30. November früh befanden wir uns ganz nahe von Dover. Donnerstag den 1. Dezember fuhren

wir in spanischem Bereiche und passirten mittags das Cap Finisterre. Als ich gerade im Anblick des Caps versunken stand, das Fernglas am Auge, schlug plötzlich eine tückische Spritzwelle über die Balustrade des Schiffes, warf mich auf den Rücken aufs Deck und überschwemmte mich über und über: ich erhob mich eifrig, die geschädigte Stelle reibend, spuckend, schluckend und triefend. Ich war durch und durch naß und mußte mich ganz umziehen. Es dauerte endlos lange, bis mein Mantel wieder dienstfähig war, da das Seewasser so klebrich ist und schlecht trocknet. Bald aber wurde es wärmer, so daß ich den Wintermantel entbehren konnte. Der Golf von Biscaya war auffallend ruhig: ich wurde durch keine hinterlistige Welle mehr gefährdet. Uebrigens soll nach Aussage erfahrener Seeleute solche Spiegelglätte dieses Meerbusens eine große Seltenheit sein.

In unserem Kapitän fand ich den Typus eines Seemannes, ein richtiger alter Seebär, gerade bis an die Grenze höflich, aber bieder, offen, ehrlich und sehr bestimmt in seinem Auftreten; dabei rührte mich seine Anhänglichkeit an Frau und Kinder und sein, trotz der Härte und Strenge des Handwerks, wirklich kindliches Gemüt. Aehnlich so die Offiziere des Schiffes, höfliche, aber ungezwungene und natürliche Leute, wackere, brave Männer. Passagiere hatten wir nur wenige an Bord, unter anderen einen Schweden Namens Schneider, der mit uns bis Lissabon fuhr, um dort ein vom Schiffe „Sultan“ angeranntes und gesunkenes Schiff „Ville de Victoria“ zu heben, respektive zu bergen, ferner zwei portugiesische Jungen, die in Wiesbaden auf der Schule gewesen waren und nun nach der Heimat zurückfuhren, sowie einen jungen Brasilianer, der in Geschäften in Deutschland gewesen und jetzt auf die Plantagen seines Vaters zurückkehrte. Damen befanden sich gar keine an Bord; deshalb hatten wir so viel Platz, daß jeder Passagier eine Kabine für sich erhielt. Die Tage vergehen durch die Regelmäßigkeit der Einteilung sehr rasch, und man gewöhnt sich ungemein schnell an das Schiffsleben. Die Hauptbeschäftigung besteht im Einnehmen der Mahlzeiten: um 7 Uhr früh Thee, um 9 Uhr Thee, Eier, warmes Fleisch, um 12 Uhr Luncheon, um 5 Uhr Diner und um 8 Uhr Thee. Die Verpflegung war gut. Ich habe großes Interesse an Tieren; das war sehr bald an Bord des Schiffes bekannt geworden und wurde mir daher mitgeteilt, daß eines der mitgebrachten Schweine erkrankt sei. Ich fand das arme Tier mit traurigem Auge auf einer Strohmatratze liegend, mit einer dicken Decke zugedeckt, schwer schnaufend und mit den Hinterläufen scharrend; der armen Kreatur war nicht zu helfen, sie ging bald ein und wurde über Bord geworfen. Bei diesem Zwischenfall machte ich übrigens die Bemerkung, daß alle an Bord befindlichen Schweine einen Ring durch die Nase zu tragen haben, um keinen Schaden anrichten zu können.

In der Nacht vom 2. zum 3. Dezember kamen wir gegen 1 Uhr in Lissabon an, nach siebentägiger Fahrt. Wir blieben die Nacht an Bord; am Samstag den 3. Dezember früh 9 Uhr holte mich der deutsche Konsul in einer prächtig geschmückten königlichen Gondel ab. Lissabon ist äußerst malerisch gelegen: die Stadt lehnt terrassenartig an einem Höhenrücken; ihr Inneres ist sehr hügelig

und in den Straßen gehen Tramways mit 3—4 derben Mauleseln bespannt Galopp bergauf und bergab. Mein erster Besuch galt dem deutschen Gesandten, dem seitdem verstorbenen Baron von Schmidthals, dessen Gemahlin eine sehr schöne, vornehme und angenehme Erscheinung, eine geborene Gräfin Bentinck ist. Wir hatten im „Braganzahotel“ Wohnung genommen, einem sehr gut gelegenen und geführten eleganten Hause. Ich genoß bei offenem Balkonfenster und Frühjahrsluft — nach unserem Maßstab — das herrliche Bild, das sich mir bot: unter mir hingebreitet lag die Stadt, von vielfachem Grün durchwirkt, darüber hinaus der Hafen, die See mit ihren zahllosen großen und kleinen Schiffen, darunter auch einige Kriegsschiffe, vor allem aber unser ehrlicher „Desterro“, welcher übrigens später untergegangen ist.

Am Sonntag den 4. Dezember, vormittags 11 Uhr, holte uns ein deutscher Kapitän Hoffmann mit einer Dampfbarkasse ab; er war von dem schwedischen Herrn geschickt, der mit uns nach Lissabon gekommen war. Wir sollten uns die Bergungsarbeiten ansehen, und begaben uns in der Dampfbarkasse zu den Bergern (das heißt zu den Dampfschiffen, die mit dem Heben gesunkener Schiffe, respektive deren Ladung beschäftigt sind) „Berthilde“ und „Wilhelm“, die im Tejo gegenüber Belem stationirten, um die im Dezember des vorhergegangenen Jahres (1886) von einem englischen Kriegsschiff „Sultan“ in den Grund gebohrte „Ville de Victoria“ zu heben. Ein großer Teil der Ladung war schon geborgen, während man hoffte, die Hebung des Schiffes selbst im Januar zu ermöglichen; sie ward mit Hilfe von großen Luftballons, die unterseeisch voll Luft gepumpt und von Tauchern befestigt werden, bewerkstelligt. Tags zuvor war einer dieser Taucher verunglückt und umgekommen, er mußte sich irgendwo festgefangen und versucht haben, sich loszumachen, hatte aber anscheinend aus Versehen den Strick durchschnitten, der ihn wieder ans Tageslicht befördern sollte; denn als man diesen aufzog und aufrollte, fand er sich durchschnitten. Der Körper blieb auf dem Meeresgrunde liegen und wurde später aufgefunden. Der schwedische Herr Schneider, der die Bergungsarbeiten unternommen und leitete, bot mir auf einem der Schiffe ein sehr gemütliches Frühstück an. Am Nachmittag desselben Tages stand uns ein anderes Schauspiel bevor, denn schon nach dem Verlassen des „Desterro“ auf dem Wege vom Hafen nach dem Braganzahotel hatte mein nach Schauspielen suchendes Auge auf Plakaten etwas entdeckt, was, wie ich mir aus dem mir zu Gebote stehenden Lateinisch, Italienisch und Französisch zusammenkombinirte, in portugiesischer Sprache die Anzeige eines nächster Tage stattfindenden Stiergefechtes war. So begaben wir uns denn um halb zwei Uhr nach der großen in Stein gebauten Arena. Schon auf dem Wege dahin war reges Treiben auf den Straßen zu sehen, die ein buntes Bild boten; zahllose Fußgänger beiderlei Geschlechts drängten sich durch die meist gut bespannten Equipagen und die von vier bis fünf Mauleseln gezogenen überfüllten Tramwaggons. Aufdringliche und wildschreiende Verkäufer von Programmen und Billetten haranguirten uns fortgesetzt. Wir erhielten an der Kasse nach langem Warten, das unendliche Geduld heischte, noch eine gute Loge und traten in ein wohl-

gefülltes Haus. Fast alle Plätze waren besetzt. Das Publikum wartete gespannt auf den Beginn des Schauspiels; das allerorts bekannte und übliche laute Aufstampfen des Stiefelabsatzes auf den Fußboden, das Klopfen mit Stöcken und Schirmen, lautes Rufen — alle diese Symptome wachsender Ungeduld, wurden hörbar. Endlich gab eine schmetternde Fanfare das Zeichen zum Beginnen. Es öffnete sich ein in das Innere der Arena führendes doppelflügeliges Thor, aus dem der Aufzug des ganzen zum Stiergefecht gehörigen Apparates in den üblichen Kostümen erfolgte: zunächst die den Stier zum Kampf engagirenden und reizenden Piccadores, dann viele andere und zuletzt zwei Herren in Frack und weißer Krawatte. Diese letzteren waren, wie ich mir erzählen ließ, keine professionellen Stierfechter, sondern Amateurs.

Die Teilnehmer am Stiergefecht gruppirten sich in der Arena. Mit lautem Gebrüll stürzte darauf in mächtigen Sätzen, wild mit dem Schweif schlagend, der Stier aus einem dunklen Raum, nachdem ihm noch von links und rechts durch Leute, die mit langen Lanzen bewaffnet waren, einige Lanzenstiche, um ihn zum Kampfe zu ermutigen, hinterrücks beigebracht worden waren. Der Stier, der goldene Kugeln an den Hörnern hatte, um ihn minder gefährlich zu machen, stürzte sich sofort auf den nächsten der Piccadores, der ihm ein rotes Tuch vorhielt, dann aber gewandt über die anderthalb Meter hohe Barrière voltigirte, gegen welche der Stier in seiner blinden Wut mit aller Gewalt anrannte, so daß es aussah, als würde er köpflings über dieselbe hinwegfallen. Es kam nun darauf an, daß ihm die Herren zu Pferde kleine Lanzen, mit bunten Bändern geziert, in den Nacken stießen, so daß sie darin hängen blieben. Das gelang auch bald; binnen kurzer Zeit hatte der Stier drei bis vier solcher Lanzen in seinem Fleisch. Im übrigen war die Sache ziemlich pointelos, denn der Stier darf in Portugal, anders wie in Spanien, nicht getötet werden. Es soll für Mensch wie Tier keine weitere Gefahr vorhanden sein. Das Amüsanteste au fond war das Verschwinden des Stieres von der Bildfläche; zu diesem Zweck wurden ungefähr zehn gewöhnliche Ochsen, mit Glocken versehen, vermittelst langer Lanzen in die Arena getrieben. Der Geselligkeitstrieb ließ sich den Stier unter die Kameraden mengen, welche sodann wieder herausdirigirt wurden, dem blutenden Stier heimläutend.

Selbstverständlich hatte ich mein Eintreffen in Lissabon Seiner Majestät dem König Louis von Portugal durch Baron von Schmidthals melden und um Empfang bitten lassen, infolge dessen war ich für Montag den 5. Dezember um halb zehn Uhr früh zum Empfang nach Adjuta, dem königlichen Schlosse, nebst meinem Begleiter und Herrn von Schmidthals befohlen worden. Der König empfing mich sehr herzlich und verwandtschaftlich, sprach nur deutsch mit mir und stellte mich der Königin Maria Pia vor, welche französisch mit mir sprach.

Als ich wieder in Lissabon eingetroffen war, besah ich mir die Bibliothek, die Malerakademie, einige Malerateliers und eine musterhafte Strafanstalt, welche wohl zu den vollkommensten ihrer Art gezählt werden dürfte. Ferner sah ich das Kloster und Kirche von Belem. Belem ist ein wunderbarer Dom, erbaut

von dankbaren Entdeckern fremder Lande. Daselbst befindet sich auch eine kleine Befestigung mit wunderschönem Turm, dicht am Meer gelegen. Zum Schluß besuchte ich eine äußerst zahlreiche Sammlung von etwa 5—600 Jahre alten Staatskarossen, ungefähr 50 an der Zahl. Dienstag den 6. Dezember hatten mir Herr von Schmidthals und seine Frau in ihrem sehr schönen Palais ein Diner mit dem diplomatischen Corps und den Damen desselben gegeben. Zugegen waren der englische Minister Mr. Glynn Petre, den ich von Stuttgart kannte, der niederländische Gesandte Mynheer Ruysenaeres, der Vertreter der französischen Republik Mr. Billot, der belgische Gesandte Baron Fallon, der österreichische Legationsrat von Rosty und der deutsche Legationssekretär von Gärtner. Der König und die Königin hatten mich auffordern lassen, die Hofloge der Oper San Carlos zu benützen, und hörte ich im Beisein Ihrer Majestäten die Oper „Joconda“. Während der Pausen wurden mir unter anderen der Conde das Alvaços, Grand maître des cérémonies, le Comte de San Miguel, Grandofficier de la maison Royale vorgestellt. Uebrigens wurde die Oper italienisch gesungen. Mittwoch den 7. Dezember hatten ich und mein Begleiter eine Einladung zur königlichen Tafel nach Adjuta für halb sieben Uhr abends erhalten, was in der Gesellschaft von Lissabon einiges Erstaunen erregte, da der Hof eben nur ganz ausnahmsweise jemand zu sehen pflegt. Nicht einmal Herr von Schmidthals, der mich doch vorgestellt hatte, war zur Tafel befohlen worden. Adjuta liegt in den Bergen, eine halbe Stunde von Lissabon. Ich führte die ungemein vornehm aussehende Königin Maria Pia, die Schwester des Re Umberto, zur Tafel. Die Anzahl der an der Tafel Beteiligten war sehr gering; nach Tisch wurden die Umgebungen entlassen und zeigten mir Ihre Majestäten ihre Privatgemächer, die sehr wohnlich, aber einfach waren. Zwei japanische Hündchen, die der Königin aus Japan mitgebracht worden, wurden mir auch vorgeführt, dann brachte mich der König in seine Zimmer, wo sich mehrere Jagdtrophäen und verschiedene Jagdgewehre befanden. Er überreichte mir hier ein rotes Kästchen, in dem sich der Christusorden befand. Auch gaben mir der König sowie die Königin sehr gute, große Bilder von sich und baten mich um das meinige. Um neun Uhr wurde das Zeichen zum Aufbruch gegeben, und zog ich mich dann bald zurück. Donnerstag den 8. Dezember, vormittags, machte ich in Begleitung des sehr gefälligen Sekretärs der deutschen Botschaft, Herrn von Gärtner, einen Ausflug per Bahn nach Cintra, einem wunderschön in den Bergen gelegenen Landaufenthalt der vornehmen Welt Lissabons; auch der Hof besitzt eine Sommerresidenz daselbst. Ein von Don Fernando auf hohem Felsen erbautes Schloß im maurischen Stile in wunderbarer Lage und mit herrlichem Fernblick auf das Meer, Penna benannt, ist hochinteressant. Ueberall in den Gärten wachsen hohe Palmen, stolze Bäume, Korkeichen und so weiter. Große Büsche von blühenden Kamelien, roten und weißen, machten einen zauberhaften Eindruck auf mich. Ich glaubte mich in einen der feenhaften paradiesischen Gärten aus „Tausend und eine Nacht“ versetzt, so reizvoll und wunderbar gelegen war das Schloß in seiner Umgebung von Grün allerlei

Art mit den herrlichsten Blüten, Wasserfällen, Grotten und so weiter! Leider steht dieses ideal gelegene und umgebene Schloß mit dem schönsten Blick auf die See leer, infolge von Erbschaftsstreitigkeiten. Wir nahmen in einem freundlich gelegenen Gasthäuschen des Ortes Cintra das Frühstück ein und besichtigten dann das Landpalais und den Park eines reich gewordenen englischen Schneiders Cook, der es durch kolossale Schenkungen für Arme Londons zum Vizegraf gebracht hat. Das Palais ist mit vielem Prunk gebaut, der Park voll Palmen, exotischen Gewächsen, blühenden Kameliensträuchern, Orangebäumen mit Früchten, Grotten, Seen, Wasserfällen; die Pflanzenwelt wuchert wild und grün durcheinander. Auch das königliche Landschloß besahen wir, einen großen Kasten, der sehr primitiv eingerichtet ist. Mittags um 3 Uhr fuhren wir per Bahn nach Lissabon zurück; die Gegend, die wir durchfuhren, war öde, leer und sehr steinig, durch riesige Aquädukte unterbrochen. In Lissabon angekommen erledigte ich einige gesellschaftliche Verpflichtungen und begab mich abends, vom niederländischen Gesandten Ruysenaeres eingeladen, in dessen Loge im Theater St. Carlos, wo „Dinorah“ auf Italienisch gegeben ward. Die Vorstellung begann halb neun und endigte nach zwölf Uhr. Freitag den 9. Dezember wurden Abschiedsbesuche gemacht; abends sieben Uhr erfolgte die Abfahrt nach Sevilla.

Sevilla.

Wer jemals in Portugal respektive Spanien gereist ist, weiß, was es heißt, von abends sieben Uhr bis zum andern Abend halb neun Uhr — in meinem Fall von Freitag den 9. bis Samstag den 10. Dezember — auf der Bahn zuzubringen. Dieses endlose Gebummel, ewige Anhalten und sinnlose Zeitvertrödeln ist das Abspannendste, was ich kenne. In Sevilla stiegen wir in der Dependance des „Hotel de Madrid“ ab und säuberten uns von der beschwerlichen und langweiligen Fahrt. Sonntag den 11. Dezember besah ich mir das Alcasar, den Winteraufenthalt der Königin Isabella, ganz in maurischem Stil, sehr der „Wilhelma“ in Cannstatt bei Stuttgart ähnelnd, mit viel Stukk, Marmorsälen, Höfen, entzückenden Terrassen und Palmengärten, ferner die Kathedrale mit dem Grabe des Columbus, die Kirche Caridad mit dem Grabe des Don Juan Tenorio, — welcher Name dem Helden der bekannten spanischen Dichtung gegeben ward — das Haus des Pilatus, dem Original in Jerusalem genau nachgebildet, und die Artilleriekaserne, an der wir zufällig auf dem Wege nach der Tabaksmanufaktur vorbeikamen. Eine Abteilung Feldartillerie saß gerade auf und rückte aus, sämtliche Geschütze waren mit sechs Maultieren bespannt, welche dort kräftig und in jeglicher Farbe gedeihen: braun, schwarz, fuchsig und taubenweiß. Die Offiziere waren meist auf Schimmeln beritten, kurzen, gedrungenen Pferden, auf riesige Kandaren gezäumt. Das zur Hand des Fahrers gehende Maultier hatte kein Gebiß im Maule, sondern nur einen Kappzaum auf der Nase.

Wir besuchten nun die Tabaksmanufaktur, die nicht weniger als 6000 Frauen und Mädchen beschäftigt. Es befanden sich allein in einem in Kreuzform gebauten Saale 4000 weibliche Wesen, von denen manche kleine Kinder, teils

sogar in der Wiege bei sich hatten. Man macht sich keinen Begriff, welche bildschöne Erscheinungen man in der allereinfachsten Kleidung hier zu sehen bekommt, und wenn auch diese schönen Töchter Evas sich eines liebenswürdigen Charakters erfreuen mögen, so soll es doch bisweilen vorkommen, daß sie streiken, weshalb am Eingang der Fabrik eine starke militärische Wache aufgestellt ist, um Carmen und ihre Genossinnen zur Ruhe und Ordnung zu zwingen. Sodann besichtigten wir die Akademie in der unter anderem nicht weniger als vierundzwanzig Murillos sich befinden, auch das Haus, in welchem der Meister gestorben ist. Das Haus Nr. 15, das einen Weltruf hat als dasjenige des „Figaro", wird ebenfalls gezeigt. Eine ganz besondere Eigentümlichkeit besitzen die Häuser Sevillas dadurch, daß sie meist durch schön gearbeitete Gitterthore abgeschlossen sind; durch dieses blickt man in einen kleinen Hof, der mit Verzierungen, kleinen Fontänen aus weißem Marmor, vielen Blumen und allerlei Grün auf das geschmackvollste geschmückt ist. Die Beleuchtung dieser Höfe des Abends geschieht durch bunte Ampeln, welche dem Ganzen einen märchenhaften Anschein geben. Am Nachmittage dieses Sonntags sollten wir nun ein echt spanisches Stiergefecht zu sehen bekommen, allerdings etwas weit Anregenderes und Fesselnderes als in Lissabon. War auch schon der Zuschauerraum weit ansprechender durch die große Anzahl auffallend schöner Damen, deren Wesen zu beobachten das Interesse fesselte, und deren Erscheinung Bewunderung forderte, so bot auch das Stiergefecht an und für sich ein aufregendes Schauspiel; vier Stiere hinter einander wurden unter wirklicher und sichtbarer Lebensgefahr der Torreadores mit außerordentlicher Gewandtheit getötet. Freilich kann ich wohl sagen, das, was ich sah, ist kein Schauspiel für schwache Wesen; der Anblick der Pferde zum Beispiel, denen der wütende Stier die Bäuche aufgeschlitzt hatte, so daß die Eingeweide herausquollen, und schließlich der Anblick des schwerverwundeten Stieres im Todeskampf bis zum Verenden ist nichts für zartbesaitete Gemüter. Das Publikum, und ganz besonders der weibliche Teil desselben, war fabelhaft erregt, geizte nicht mit Beifallsrufen und Unzufriedenheitsäußerungen, mit letzteren zum Beispiel nicht, wenn der vielfach verwundete Stier in seiner Wut und Kampfeslust nachließ und Angst zeigte; dann ertönten alsbald Rufe wie: „alte Kuh", „feige Kuh" und dergleichen mehr. Es war jedesmal ein Höllenlärm in dem ganzen Raum, wenn der getötete Stier aus der Arena von bunt beschirrten, schellenbehangenen Mauleseln geschleppt wurde.

Auch nach beendigtem Schauspiel entfaltete sich ein buntes Bild und Treiben in einem Corso, auf der nach der Arena durch Parkanlagen führenden Straße, auf welcher alles fuhr, ritt oder ging, die Gesichter noch von dem vorangegangenen Schauspiel erregt. Ich sah da prächtige Equipagen, meist mit Schimmeln bespannt, die Dienerschaft in stilvollen barocken Kostümen, mit gepuderten Haaren oder Allongeperücken. Ganz auffallend waren wiederum die vielen meist klassisch schönen Damengesichter, die man zu sehen bekam: große, schwarze, blitzende Augen, blauschwarze Haare, die Passion im Gesicht und Aristokratie auf der Stirne geschrieben. Das gewöhnlichste spanische Mädchen,

wie es da mehr schwebte als ging, graziös statt des Sonnenschirmes den Fächer hantirend, bewegte sich mit der Vornehmheit, dem Chic und der Grazie einer Wiener Comtesse. Merklich erregte ich durch meine helle Gesichtsfarbe, hellen Augen, blondes Haar und hellen Schnurrbart die Aufmerksamkeit der Damenwelt und fiel auf — hoffentlich nicht unangenehm.

Da der Abend in den Theatern nichts Besonderes bot als Schauspiele und Operetten von nur lokalem Interesse, so ließen wir uns eine Vorstellung von tanzenden Zigeunerinnen arrangiren, allerdings sehr sehenswert. Montag den 12. Dezember früh verließen wir Sevilla per Bahn, und war die Fahrt durch Spanien landschaftlich recht interessant; links und rechts der Bahn zogen sich überall Hecken aus Stechpalmen und großen Katteen hin; hinter ihnen sah man riesige Herden schwarzer Schweine und Esel. Letzteres Tier spielt überhaupt in Spanien eine Hauptrolle, es verrät Intelligenz und Selbständigkeit. In den Städten wie auf den Landstraßen begegnet man ganzen Karawanen von zehn bis fünfzehn Stück der langohrigen Rasse, schwer belastet mit Obst, Gemüse, Zwiebeln, Kohlen. Der Haupteſel, mit einer Schelle versehen, geht voraus, die anderen folgen frei, einer hinter dem andern. Der eine die Kolonne begleitende Treiber kümmert sich absolut nicht um das einzelne Langohr, und wenn eine solche Karawane aus irgend welchem Grunde längeren Halt gemacht und den Weitermarsch beginnt, so erklingt die Schelle des Haupteſels, und alles setzt sich wieder in Bewegung. Die Tiere sind übrigens ganz wunderbar geschoren; es sind ihnen ganze Muster und Buchstaben in das Fell der Croupe eingeschnitten, desgleichen sind die Haare des Schweifes staffelartig verschnitten, manchmal sogar die Ohren dergestalt, daß, wie beim Luchse, eine zipfelartige Haarquaste das Grautier ziert.

(Fortsetzung folgt.)



Hannele*

besprochen von

Gustav Freytag.

Ein armes Mädchen in schlesischem Gebirgsdorfe wird nach dem Tode ihrer Mutter durch die Mißhandlungen des rohen Stiefvaters zur Verzweiflung getrieben und sucht, während wilder Schneesturm tobt, den Tod in einer offenen Stelle des gefrorenen Teiches. Sie wird herausgezogen und von dem Dorflehrer in das Armenhaus getragen; der gute Lehrer, eine Diakonissin, der Arzt

---

* Hannele, Traumdichtung in zwei Teilen von Gerhart Hauptmann. Berlin, S. Fischers Verlag. 1894. Groß Quart.

sind liebevoll um die Halbtote bemüht, aber das gebrochene Leben ist nicht zu erhalten, sie stirbt.

Auf dieser Grundlage führte der Dichter Träume eines frommen, vierzehnjährigen Kindes aus dem Volke vor und in ihnen die volksmäßigen Vorstellungen über Tod und jenes Leben, indem er Phantasiegebilde der fiebernden Kranken sichtbar um ihr Sterbelager aufsteigen und mit ihr verkehren ließ.

Die Idee der „Traumdichtungen" stammt aus England, wo seit Boz die Einwirkung phantastischer Gebilde auf Gewissen und Thun einzelner Menschen gern zu poetischen Wirkungen benützt wurde. Auch die dramatische Form dafür ist wohl dort erfunden, doch dem Schreiber dieser Zeilen blieb unbekannt, ob derlei Dichtungen auf einer englischen Bühne Erfolg gehabt haben.

Die naheliegenden Bedenken gegen eine scenische Vorführung solcher seelischen Prozesse haben den Verfasser des „Hannele" nicht behindert. Mit großer Bühnenkenntnis hat er etwas geschaffen, was nur ein echter Dichter, vielleicht nur einer aus dem Regierungsbezirke des Berggeistes Rübezahl ersinnen konnte. Zuerst stellte er dem Traumleben der Kranken den gebotenen Gegensatz, die gemeine, harte Wirklichkeit des Daseins gegenüber, Kampf mit der Not des Lebens, die Schwäche und den sittlichen Verderb, indem er das Lumpengesindel des Armenhauses in seiner Gemeinheit, Mauserei und mit untilgbaren Resten von Gutherzigkeit abschilderte.

Erst auf solcher Grundlage wirkt die Poesie des idealen Inhalts, welchen frommer Glaube dem Kinde des Volkes zuteilt, verständlich und ergreifend.

Auch die Visionen des Hannele auf ihrem Lager sind zu allmälichem Eintreten motivirt, durch die Reden mit der Diakonissin Martha und kleine Sinnestäuschungen bis zum Aufsteigen der entsetzlichen Gestalt des Stiefvaters, der die tröstende der Mutter folgt, welche wieder die Ankunft der Himmlischen und das Erscheinen des furchtbaren Todesengels vorbereitet. Ueberall ist eine sichere Technik zu rühmen, welche die Effekte in verschiedenfarbiger, magischer Beleuchtung fast raffinirt zu geben weiß.

In fortwährender Steigerung folgt die Darstellung der wechselnden Gemütsbewegungen und Einbildungen: Hanneles Schauder vor dem Todesengel, dazwischen die Märchengestalt des buckeligen Dorfschneiders, welcher der Prinzessin Hannele ehrfurchtsvoll ein Prachtgewand — ihr Sterbekleid — und gläserne Pantoffeln überreicht; dann die Bewältigung des Todesgrauens durch die verklärte Gestalt der Diakonissin. Deutlich sieht die Kranke von da ab den Verlauf ihrer Bestattung. Die Gestalt des lieben Lehrers Gottwald erscheint mit der ganzen Schule, Sterbelieder zu singen, die Dorfleute bringen zum festlichen Begräbnisse ein, Engel bringen einen silbernen Sarg und legen Hannele hinein. Noch einmal steigt der böse Stiefvater auf, ihm gegenüber wandelt sich Gottwald in das Bild eines pilgernden Fremden, der allmälich Züge und Hoheit des Erlösers erhält, der unbußfertige Stiefvater wird verworfen, er verzweifelt und stürzt zum Selbstmorde ab; die himmlischen Heerscharen füllen die Bühne, der Erlöser weiht den Eingang Hanneles zum Himmel. Unter dem Gesang der Engel wird sie über

die Wolken erhoben. — Da enden die Gesichte, im Armenhause stehen der Arzt und die Diakonissin vor dem Lager: tot! —

Wer die Dichtung auf unseren Theatern schaut zwischen Vergoldung und Farbenglanz des festlichen Raumes, dem wird vieles herzrührend, manches abstoßend, das Ganze fremdartig, vielleicht ungehörig erscheinen, er wird sich den starken Wirkungen nicht entziehen können und nicht ohne Widerspruch hingeben: wer die dramatisirte Idylle aber liest, der kann an einer eigenartigen Dichterarbeit bewundern, wie wahr, wie genau und mit welch innigem Behagen die geheimsten Empfindungen einer Menschenseele dargestellt sind.

Schon die Sprache zeigt es. Die Reden der Landleute laufen in dem Dialekt der schlesischen Gebirgsseite, der gerade so weit wiedergegeben ist, wie das Drama ihn verträgt; wo aber der Ausdruck sich höher hebt, da erhält die Sprache auch in der Prosa eine eigentümliche Färbung, wie sie seit zweihundert Jahren mit Jakob Böhme und den Pietisten in das Volk gekommen ist, zuweilen einen bildlichen Ausdruck, der nicht in Büchern steht, aber im Volke noch heute lebt. Hannele sagt zu der Gestalt der Mutter: „In deinem Gaumen wachsen Maiglöckchen. Deine Stimme tönt [wie die Glocken im Frühling].“ Der Fremde verkündet: „Die Seligkeit ist eine wunderschöne Stadt, wo Friede und Freude kein Ende mehr hat.“ Die Schlüsselblume ist wirklich ein goldener Schlüssel zum Himmel, mit dem Hannele von der Mutter beschenkt wird; die Engel sind idealisirte Schulkinder und singen der Sterbenden das Kinderlied: „Schlaf, Kindchen, feste, es kommen neue Gäste; die Gäste die jetzt kommen sein, das sind die lieben Engelein.“ Ebenso wahr ist die erhebende Bedeutung dargestellt, welche ein vornehmes Begräbnis für alle Beteiligten hat. Auch der Tod, als stummer Bote gefaßt, entspricht altheimischen Anschauungen, erst im späten Mittelalter wurde er, eher von Gebildeten als von dem Volke, fleischlos gedacht und gezeichnet. Ganz volksmäßig ist auch das Verhältnis der liebenden Seele zu dem Erlöser, so sehr, daß wahrscheinlich gerade hier die Wahrheit der Poesie moderner Frauenempfindung während der scenischen Darstellung unheimlich wird. Für Hannele ist ihr gütiger Lehrer Gottwald die Verkörperung alles Schönen und Edlen. An ihm haftet Sehnsucht und geheimer Wunsch, im Fiebertraum empfindet sie sich ihm vermählt. An anderer Stelle, wo er ihr als Gottwald erscheint, sieht sie, wie er ihr einen Strauß Glockenblumen bringt, an ihrem Lager niederkniet und bitterlich weint, daß er von ihr scheiden muß. Und weiter verklärt sich das Bild des geliebten Lehrers bis zu dem eines himmlischen Richters über den bösen Stiefvater, ja bis zu ihrem Heiland und Erlöser. Es ist kaum möglich, das Entzücken und die Ekstase der liebenden Seele ergreifender darzustellen, als hier geschieht, wenn Hannele den Hohen erkennt, wenn sie aus dem Sarge emporgehoben und von ihm geweiht wird. Gerade dieser Zug, das Verhältnis der liebenden Jungfrau zum Bräutigam Christus, ist uralt und deutsch. Er klingt bereits aus den Gedichten der sächsischen Nonne Hroswith im zehnten Jahrhundert; zur Zeit der Minnesänger ist die Schilderung des Brautlagers einer Gottgeweihten im Himmel für uns von sehr befremdlicher Ausführlichkeit, sogar

in den Liedern der Pietisten vom Anfang des vorigen Jahrhunderts; die Spuren davon sind noch heut in alten Liedern zu finden, welche das Volk singt. Nur vorsichtig und leise hat der Dichter an diese Träume der Entsagenden gerührt.

Wenn unser Landvolk sich die Seligkeit des ewigen Lebens denkt, so ist gutes Behagen an irdischen Dingen, Essen und Trinken keinesfalls ausgeschlossen, und wenn volksmäßige Poesie die Freuden des Jenseits zu schildern versucht, so liegt ihr vor allem nahe, die Pracht des Himmels zu rühmen: Goldglanz und leuchtende Farben, die Anmut der Landschaft, schöne Blumen und Bäume, dazu Liedergesang und Musik der Engel und Heiligen. Solche Malerei ist wie damals, wo der Kesselflicker Bunyan die „Wallfahrt des Pilgrims" dichtete, auch heut noch bei uns den kleinen Leuten nach dem Herzen. Eine solche landschaftliche Schilderung erscheint im vorliegenden Gedicht an ausgezeichneter Stelle. Vor dem Schluß, da, wo der Fremde das selige Hannele den Engeln zum Geleit in den Himmel übergibt, war eine zusammenhängende Rede des Heilandes nötig, als die letzte Erhebung und Beruhigung im Gegensatz zu der vorausgegangenen wogenden Bewegung. Unleugbar ist diese Stelle eine Schwierigkeit der Dichtung. Sie durfte nicht fehlen, und sie mußte in gehobener Sprache innerhalb der volksmäßigen Anschauungen verlaufen. Doch blieb in der Schilderung himmlischer Freuden etwas modern Gebildetes, was erkältet, und bei der Aufführung wäre eine Kürzung wünschenswert.

Auf der Bühne werden dem Schauenden vielleicht auch die Dekorationseffekte der wechselnden Beleuchtung zu viel, die körperlichen und seelischen Windungen der Kranken zu peinlich. Noch anderes kann den Eindruck der Aufführung stören. Die Erscheinungen, welche vor dem Zuschauer sprechen und handeln, haben nicht ganz die wirkliche Art der dargestellten Charaktere zu zeigen, welche aus früheren Scenen des Stückes oder sonst woher dem Hörer bekannt sind, sondern vielmehr nur die Art, in welcher die Träumende sich dieselben einbildet. Sobald aber der Schauspieler leibhaftig auf Auge und Ohr wirkt, vergessen die Zuschauer, daß der als Darsteller der Erscheinung nur gibt, was Hannele von ihm empfindet, und daß in dieser Scene der Charakter nur Reflex aus der Seele einer Dritten ist. Nur in der Einbildung der Kranken bekennt Lehrer Gottwald seine zärtliche Neigung zu Hannele, nur in ihrer Vision stellt er sich als „Fremder", in volkstümlicher Weise als Erlöser dar; deshalb stimmt das Gebahren in solchen Scenen nicht ganz zu dem, was die Hörer von dem Charakter nach früherem erwarten, und dies mag zum Widerspruch reizen.

Die Deutschen haben den Dichter seit den letzten Jahren als ein fruchtbares Talent kennen gelernt, welches lehrhaft und mit hohem Ernst, aber mit unfertiger Kenntnis des Lebens soziale Leiden in Dramen behandelte, die er, mit den Zuständen der bürgerlichen Gesellschaft höchlich unzufrieden, in schrillen Mißtönen ausklingen ließ. Diesmal erscheint derselbe weit anders. Auch hier ist der Stoff düster, aber durch ein warmes, sonniges Gemüt verschönt.

Unter den Neueren, welche durch die Konflikte des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft in ihrem Schaffen übermächtig beeinflußt werden, haben

Sudermann, der Ostpreuße, und Hauptmann, der Schlesier, die größten Erfolge aufzuweisen. Soweit man die Natur eines Dichters aus seinen Werken beurteilen kann, besitzt Hauptmann die größere Beweglichkeit und wohl auch die größere Freiheit, sich als Schaffender weiter zu bilden. Mit einer seltenen Unbefangenheit brachte er, was ihn gerade bewegte: es schien ihn wenig zu kümmern, was die Schauenden und die Kritik dazu sagen würden. Mehrere seiner Stücke endigen ohne rechten Schluß der Handlung, mit einem Fragezeichen, wie es die großen sozialen Fragen in der Wirklichkeit uns allen stellen. In einem seiner letzten, „Der Biberpelz", schildert er mit düsterm Behagen eine Waschfrau, eine kluge Spitzbübin, welche überlegen ihre Umgebung beherrscht und den einfältigen Amtsvorsteher, einen adeligen Streber, durch den Schein großer Redlichkeit zu täuschen weiß. Am Schluß wird von dem Tropf die schlechte Person als Musterbild einer tüchtigen Frau gerühmt. Aber dem satirischen Einfall in breitem Vortrag fehlt zwar nicht der Humor, jedoch die Heiterkeit eines befriedigenden Endes.

In seiner Zeichnung der Charaktere aus dem Volke hat er eine sichere Hand und wundervolle Energie; er versteht den Dialekt vortrefflich zu gebrauchen, und auch das Wesen der Schlesier, ihre treuherzige Tus'ligkeit und die Spuren guter Laune, selbst in verkümmerten Gestalten. Nicht ebenso sicher ist die Zeichnung solcher Persönlichkeiten, welche die Lichtseiten seiner Handlung vertreten; sie geraten ihm leicht zu mager; hier störte ihn der Eifer, zu belehren und einer schnöden Wirklichkeit seine Ideale vorzustellen.

Auch sein Geschick, einzelne Scenen wirksam zum Höhenpunkt und Abschluß zu bringen, ist ungewöhnlich groß, aber der Aufbau der Handlung ist noch unfertig. Und der Fortschritt, welchen wir ihm wünschen, ist die Bildung einer dramatischen Idee mit ausgeführter Handlung bis zu einem Schluß, der, tragisch oder heiter, das Herz nicht zusammenschnürt, sondern stärker schlagen macht. Durch sein letztes Werk hat er die Deutschen gezwungen, die Blicke auf ihn zu richten, und er hat uns berechtigt, Gutes von ihm zu hoffen.

Und darin liegt für uns Wert und Bedeutung der Dichtung — sie darf uns wert sein, denn sie zeigt einen deutschen Dichter in der Erhebung der vorliegenden aus einem Stoffgebiet, welches seiner Seele zu viel Zorn und Bekehrungseifer zuteilte, um die Freudigkeit schöner Gestaltung zu gestatten. Wie seine Kraft sich weiter entwickeln wird, vermag jetzt niemand zu sagen. Unterdes haben wir die Freude, daß dies Werk wirkliche Poesie enthält, die aus den Seelen schlesischer Gebirgsleute geholt wurde.

Um aber auch am Schluß dem lange verhaltenen Eifer der Kritik Ausdruck zu geben, so soll dem Buch der vorliegenden Dichtung doch ein Fragezeichen aufgesetzt werden, wenn es auch nicht so groß ist wie die, welche der Dichter an den Schluß seiner Dramen zu stellen liebt. Wozu ist für den Druck des kleinen „Hannele" die ungefüge Quartform gewählt worden? Est modus in rebus, das heißt: jedes Buch hat sein schickliches Format. Nächstens werden wir lyrische Gedichte in Folio lesen müssen. Waren die beigegebenen Illustrationen Ursache der ungefügen Größe? Die vorwurfsvolle Frage geht zunächst an den Verleger.

Trägt dieser Herr die Schuld, so soll er in stiller Reue, wie der Schlesier Holtei sagt, sein Brot mit seinen Thränen befeuchten und nicht murren. Aber leider steht zu besorgen, daß der Verleger die Schuld dem Dichter zuschieben wird, und dieser wieder angeborener Sorglosigkeit oder gar seiner alten Neigung, die gemeine Wirklichkeit in gute Poesie zu mischen.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Geschichte.

Skeptische Betrachtung der Geschichte.

„L'histoire n'est qu'une fable convenue" wird man täglich versucht auszurufen, wenn man die Thatsachen, die man selbst erlebt und in nächster Nähe mit angesehen hat, mit den darüber verbreiteten Berichten vergleicht.

Wir haben dem Vorgang ganz nahe gestanden, ihn in seinem Verlauf vollständig gesehen und wir wohnen dann einem darüber angestellten Zeugenverhör bei. Kaum einer sagt, was er wirklich gesehen: die meisten vermischen das wirklich Gesehene mit ihren Vermutungen über den Hergang und Erklärungen desselben, und schließlich stimmen kaum zwei Zeugen völlig überein.

Die Berichte der Zeitungen, die eine ernste Miene der Untrüglichkeit annehmen, enthalten die lächerlichsten Unrichtigkeiten — sie werden aber nach 30 Jahren Quelle für den Geschichtsschreiber. Und auch in den sogenannten wohlunterrichteten Kreisen hören wir alle Tage über Dinge, die uns genau bekannt sind, die allerlächerlichsten, unrichtigsten Erzählungen. Die Regierungen halten sich Gesandte und andere Berichterstatter, welche zum Teil günstig gestellt sind, um die Wahrheit zu erfahren — und wenn wir diese Berichte lesen, so erstaunen wir häufig über deren abenteuerliche Unrichtigkeit in den Punkten, wo wir sie kontrolliren können.

Sollte man nicht ganz an der geschichtlichen Wahrheit verzweifeln?

Die Zahl derer, die eine Thatsache selbst sehen und erleben **können**, ist natürlich beschränkt. Unter dieser Zahl sind nun wieder verhältnismäßig wenig Menschen, die genau und richtig sehen und beobachten. In den meisten spiegeln sich die Außendinge vermöge eines Mangels ihrer Organisation nicht rein und scharf ab oder ihre Auffassung ist durch vorgefaßte Meinungen getrübt. Unter jenen wenigen sind diejenigen in noch geringerer Zahl, die das Gesehene genau und richtig im Gedächtnis behalten. Unter der kleinen Minderzahl, die das Faktum richtig im Gedächtnis bewahren, sind einige, die sich nicht darüber äußern, einige, die ein Interesse haben, nicht die Wahrheit darüber zu berichten. Von den übrigen sind nur wenige streng gewissenhaft in ihrem Bericht, und von den Gewissenhaften sind nur wenige im stande, das, was sie im Gedächtnis haben, richtig wiederzugeben.

Es ist ein reiner Glücksfall, wenn ein Bericht über ein Ereignis von einem aus dieser letzten Kategorie ausgeht. Und dann ist es wieder ein reiner Glücksfall, wenn dieser Bericht direkt an den Geschichtsschreiber kommt und wenn der Geschichtsschreiber selbst ihn richtig wiedergibt.

In der Regel kommt an den Geschichtsschreiber alles erst durch die zweite, dritte, vierte Hand, das heißt, die Gefahren, denen die geschichtliche Wahrheit im besten Fall, das heißt in der Hand der ursprünglichen Zeugen der Thatsache, ausgesetzt ist, hat sie in doppeltem, dreifachem, vierfachem Maße zu durchlaufen gehabt, ehe sie der Regel nach beim Geschichtsschreiber angelangt. Der Weg der Wahrheit zum Geschichtsschreiber ist in der Regel weit und auf jedem Schritte hat sie mit der überlegenen Chance der Unwahrheit zu kämpfen.

Vermindert sind diese Chancen in der That in einer Zeit ausgebreiteter Schriftlichkeit. Die Thatsache, die einmal die Form der litera scripta gewonnen hat, ist auf dem Weg zum Geschichtsschreiber geringeren Gefahren preisgegeben; aber zwischen der Thatsache und der litera scripta bleibt für die Wahrheit ein gefahrvoller Weg.

Wer die Welt etwas kennt, muß die psychologischen Porträts, die uns die Geschichtsschreiber geben, alles das, was sie uns von den Motiven der Handelnden sagen, mit dem größten Mißtrauen aufnehmen.

Wer kann einem andern Menschen in die Seele schauen? Höchstens kennen sich, die mit einander zusammenleben und täglich verkehren — und doch machen wir so oft die Erfahrung, daß unsere Motive von denen, die uns am nächsten stehen, ganz falsch beurteilt werden.

Ein und dieselben Handlungen können aus den verschiedensten Motiven entspringen, und der Historiker, der ohne ganz besonders gute Quellen über die Beweggründe der Handelnden mehr als eine Vermutung aufstellt, wird zum Romanschriftsteller. Man sagt nun freilich, der Versuch, die Dinge in ihrem Zusammenhang zu begreifen, sei ein unabweisliches Bedürfnis; es sei folglich unvermeidlich, die zerstreuten Bruchstücke sicher beglaubigter Thatsachen durch Vermutungen zu ergänzen, wie man eine zerbrochene alte Statue ergänzt.

Es mag sein! Nur täusche man sich und andere nicht darüber, daß man dann eben nicht die echte alte Statue, sondern ein Flickwerk hat. Und wenn von der alten Bildsäule nur noch die Nase übrig ist, so verzichte man lieber auf die Ergänzung.

Ernst Freiherr von Stockmar.[1]



Literarische Berichte.

Schillers Briefe. Kritische Gesamtausgabe herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. 1892—1894.

Das große Unternehmen einer kritischen Gesamtausgabe der Schillerschen Briefe ist nunmehr bis nahezu zum Abschlusse des vierten Bandes und somit etwa zur Hälfte seines Umfanges gediehen, so daß sich ein objektives Urteil über seine literarische wie seine nationale Bedeutung gewinnen läßt. Nach beiden Richtungen hin kann sein Wert kaum hoch genug angeschlagen werden. Schiller ist inniger als irgend ein anderer unserer großen Dichter mit dem Fühlen und Denken unseres Volkes verbunden, und keiner gewährt uns so wie er in den an seine Angehörigen, seine Freunde und Bekannten gerichteten Mitteilungen einen Einblick in sein eigenes Inneres. Sittlicher Ernst und ein unverwandt dem Idealen zugewendetes künstlerisches Streben gehen Hand in Hand wie bei dem landflüchtig durch Deutschland herumirrenden Jünglinge, so bei dem zur Lebensfestigkeit herangereiften Manne. Als letzteren gewahren wir ihn in den den Spätherbst des Jahres 1794 und die erste Hälfte von 1795 umfassenden Beiträgen des vierten Bandes, der uns als künstlerische Beigaben das Bild des Dichters nach dem Gemälde von Ludovika Simanowitz und das von Johann Friedrich Cotta nach dem Porträt in dem „Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta" bringt. Die Beziehungen zu Dresden sind noch ziemlich lebhaft, ein Besuch in Weimar (September 1894) hat das Band mit Goethe gefestigt, die „Horen" werden vorbereitet und treten (mit Januar 1795) ins Leben. Es ist im hohen Grade interessant, zu sehen, mit welchem Eifer und mit welcher Gewissenhaftigkeit Schiller seinen journalistischen Pflichten nachkam, wie er für sein Organ warb, wie er die Beiträge sichtete, wie er sich um alles und jedes, und nicht zuletzt um das äußere Gewand der Zeitschrift kümmerte. Wenn irgend etwas, so gibt uns der Briefwechsel gerade während des genannten Zeitabschnittes Aufschluß über sein ganzes Sein und Wesen. Eine aufrichtige, lautere, im edelsten Menschentum wurzelnde Natur, die in ihrer Hingabe an alles Gute und Schöne verehrungswürdig sein würde, auch wenn sie nicht mit der Persönlichkeit des großen Dichters verknüpft wäre, wirkt mit ihrem ganzen Zauber auf uns ein, wenn wir die Reihenfolge der Briefe durchfliegen, und je mehr wir uns

[1] † am 6. Mai 1886 zu Berlin.

in ihren Inhalt vertiefen, desto anziehender und fesselnder gestaltet das sich uns darbietende Bild. Wie in Goethe so treten uns in Schiller die Anforderungen, die wir an unsere nationale Bildung stellen, in plastischer Verkörperung entgegen, bei Schiller noch erhöht durch die philosophische Durchbildung, die seiner ganzen geistigen Thätigkeit ein Zielbewußtsein gibt, wie wir es außer bei ihm vielleicht nur noch bei Lessing gewahren. Wie der Briefwechsel dieses geistigen Kämpfers und der Goethes, werden auch die Schillerbriefe, die wir nunmehr vollzählig und gleich den beiden vorigen in einer allen kritischen Erfordernissen entsprechenden Ausgabe erhalten, zu den literarischen Schätzen zählen, die den Grundstock und den Stolz der Büchersammlung eines jeden deutschen Haushaltes bilden sollten. -h-

A. Biese. Die Philosophie des Metaphorischen. In Grundlinien dargestellt (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 229 S.).

Wenn es eine Hauptaufgabe der Philosophie ist, aus der Zerstreuung der Erscheinungen allgemeine Thatsachen herauszusehen und durch ihre Entwicklung die erste Ansicht der Dinge zu vertiefen, so ist das vorliegende Werk Bieses als ein erfreuliches und verdienstliches zu begrüßen. Die Bildlichkeit der Rede- und auch der Denkweise macht sich zu oft in Leben und Arbeit bemerklich, als daß sie nicht unsere Aufmerksamkeit erregen und uns zur Beschäftigung reizen müßte. Aber gewöhnlich bleibt diese Beschäftigung eine gelegentliche und oberflächliche, die Sache wird nicht in ihre Ausdehnung verfolgt und noch weniger auf ihren tieferen Grund untersucht. Dies aber ist es, was Biese unternimmt. Indem er das Problem als Ganzes erfaßt, enthüllt sich ihm die bildliche Redeweise als der natürliche und notwendige Ausdruck unserer geistigen Organisation, nur mittelst ihrer läßt sich ein seelisches Verhältnis zur umgebenden Wirklichkeit gewinnen. Wir können die Welt nicht anders verstehen, als von uns selbst aus, nicht anders uns nahe bringen, als durch eine Umsetzung in das, was uns den Kern unseres eigenen Daseins bedeutet. Ueberall drängt es uns, sowohl das Aeußere durch das im Innenleben Erfahrene zugänglich zu machen, als das Innere in dem Aeußeren zur Gestaltung zu bringen. In solchem Zusammenhang gewürdigt hört das Bild auf, ein bloßer Schmuck, eine nachträgliche Zuthat zu sein, es tritt in den Mittelpunkt der seelischen und geschichtlichen Entwicklung, es wird ein unentbehrlicher Bestandteil der geistigen Arbeit. Damit aber erhält bei dieser Arbeit eine Hauptrolle die Phantasie, sie muß nicht nur ab und zu helfen, sondern ihr befreiendes, belebendes, aufbauendes Wirken muß alles Schaffen durchdringen, in Wahrheit ist sie die gestaltende Seele aller großen Leistung. Das ist eine Wendung, die mannigfache Gedanken anregt und zu den tiefsten Problemen der Weltanschauung und Lebensgestaltung führt. Aber nicht die abstrakte Form der Probleme ist es, welche Biese in den Vordergrund stellt, er bringt uns vielmehr die Sache nahe, indem er das Metaphorische durch die Hauptgebiete des Lebens und der Arbeit verfolgt, überall ein mächtiges, ja leitendes Wirken der Phantasie aufweist und uns so eine eigentümliche Durchsicht durch das Ganze des menschlichen Daseins eröffnet. Durch eine Fülle geschickt gewählter Beispiele weiß er den Gegenstand anschaulich zu machen und dabei Wesentliches und Unwesentliches deutlich gegen einander abzustufen. Er beginnt mit dem Bildlichen in der kindlichen Phantasie, der Sprache, dem Mythos, wendet sich dann zur Religion, verweilt länger bei der Kunst, wo wiederum die Poesie naturgemäß den Vorrang hat, und gibt die reichste und am meisten systematische Darlegung auf dem Gebiet der Philosophie. Hier wird aus dem leitenden Gesichtspunkt die Gesamtbewegung der Jahrtausende in ihren Hauptzügen verfolgt und so eine Geschichte der Philosophie geboten, welche die Psychologie der philosophischen Arbeit weit mehr hervortreten läßt, als sonst zu geschehen pflegt. — Möge das Buch mit seiner warmen und frischen Darstellung, seiner Fülle von anregenden Gedanken, seiner engen Verbindung von künstlerischem und philosophischem Interesse in weiten Kreisen freundlich aufgenommen werden. n.

Helmuth von Moltkes Briefe an seine Braut und Frau und an andere Anverwandte. Zwei Bände. Deutsche Verlags-Anstalt. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, 1894.

Es dürfte wenige Bücher geben, die an fesselndem Reize diesen beiden Bänden gleichkämen. Moltke, das gewaltige strategische Genie, den deutschen „Schlachtendenker", kennt die ganze Welt; als geistvollen Schriftsteller und feinen Stilisten haben den großen Mann wenigstens die deutschen Bücherfreunde kennen gelernt; allein nie war es bisher verstattet, einen Blick in die Tiefe seines Gemütes, in sein warm empfindendes Menschenherz zu werfen. Wohin wir in der langen Reihenfolge der Briefe den Blick fallen lassen, überall tritt uns das letztere entgegen. Mag der Briefschreiber sich an seine Braut und nachmalige Frau, seine „liebe, gute Marie", oder an irgend einen seiner Verwandten wenden, immer steht uns die einfache, schlichte, gerade Menschennatur gegenüber, die Sinn für alles hat, Teil an allem nimmt, was Zeit und Leben mit ihren Wechselfällen bieten. In dem großen Mann enthüllt sich uns in seltener Weise der große, bei aller Größe aber in menschlich-liebenswürdiger Weise uns nahe tretende Mensch. Moltke war seiner Frau schon vor seiner Verheiratung durch verwandtschaftliche Bande nahegerückt; sie war die aus-

erster Ehe hervorgegangene Tochter des in zweiter Ehe mit Moltkes Schwester Auguste vermählten ehemaligen westindischen Plantagenbesitzers Johs. Heyliger Burt. Der Unterschied der Jahre war bei dem Paare ein beträchtlicher; als sie sich im Jahre 1841 verlobten, stand er im zweiundvierzigsten Lebensjahre, während sie gerade das fünfzehnte zurückgelegt hatte. Und doch dürfte nicht oft einer Ehe ein reineres und ungetrübteres Glück beschieden gewesen sein. Der Ton des letzten Briefes ist der gleich herzliche wie der des ersten, ja es gewährt ein eigentümliches Vergnügen, zu beobachten, wie bei dem intimen Gedankenaustausch die Beziehungen des Paares sich immer mehr festigen, immer näher aneinanderrücken. Es ist selbstverständlich, daß, wenn ein Mann wie Moltke sich in ungezwungenem Geplauder mit seiner Gattin und seinen nächsten Angehörigen ergeht, manches interessante Streiflicht auf die Zeitereignisse fallen muß. So ist es in der That. Die aufregenden Jahre 1848 und 1849, der Aufenthalt in Italien, Spanien und England, wohin sich Moltke anläßlich der Vermählung des preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm mit der Prinzeß Royal Viktoria begeben hatte, sowie die Kriegsjahre 1864, 1866, 1870 und 1871 bieten Stoff zu einer ganzen Reihe im höchsten Grade fesselnder Zeit- und Kulturbilder, und dennoch berührt uns in den Briefen nichts so sehr wie die rein menschliche Seite ihres Urhebers. Kaum ohne Rührung ist es zu lesen, wenn Moltke erst seiner Braut und später seiner Frau auseinandersetzt, wie eine unter Entbehrung und Unterdrückung verlebte Jugend seinem äußern Wesen den Stempel des Verschlossenen und Zurückhaltenden aufgedrückt, wie die Not und nicht der eigene Trieb ihn zu dem „großen Schweiger" gemacht. Und in wie herzlicher und gemütvoller Weise steht diesem „Schweiger" das Wort zur Verfügung, welch ein liebenswürdiger Plauderer wird er, wenn er zur Feder greift, um sich mit seinen Lieben und Getreuen zu unterhalten. Es ist schade, daß seinen Briefen nicht auch die seiner Frau beigefügt werden konnten; der vollständige Briefwechsel würde in dem Gedankenaustausch zwischen Braut und Bräutigam ein Liebesidyll ergeben, wie es zarter und inniger keine Dichterhand hätte schaffen können. h.

Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Grimm. Mit Illustrationen von P. Grot Johann und R. Leinweber. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Etwas spät ist es dem deutschen Volke eingefallen, zweien seiner getreuesten und besten Angehörigen, den großen Forschern Jakob und Wilhelm Grimm, in ihrer Vaterstadt Hanau ein Denkmal zu setzen. Wie es aber bei derartigen Denkmalssetzungen, und auch den verspäteten, zu gehen pflegt, so wieder einmal hier. Geld ist gesammelt, Pläne sind entworfen, Preise sind ausgeteilt worden, aber mit den Erzbildern hat es noch gute Weile, und wenn gleich seit der denkwürdigen, dem Andenken der großen Toten gewidmeten Centennarfeier Jahr um Jahr vergangen ist, so scheint auch die nächste Zeit noch nichts zu ihrer Verwirklichung thun zu wollen. Um so anerkennender ist es zu begrüßen, daß inzwischen ein deutscher Verlag auf eigene Hand ein Grimm-Denkmal geschaffen, und zwar ein Denkmal, das uns in mancher Hinsicht schöner und würdiger bedünken will, als die konventionellen Figuren aus Erz oder Stein, eine ihrem Namen in jeder Weise entsprechende Prachtausgabe der Grimmschen „Märchen". Ueber diese Märchen an sich etwas zu sagen, würde nutz- und zwecklos sein: sie gehören zu den Schätzen, die unser Volk mit Fug und Recht als sein unantastbares Eigentum betrachten darf. Aber diese Schätze, so verbreitet sie waren, hatten es bisher nicht zu einem Gewande bringen können, wie es sich für den von ihnen zu beanspruchenden Ehrenplatz in jedem deutschen Haushalte gebührt. Die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart hat nun ein derartiges Gewand in der vorliegenden Ausgabe geschaffen. Paul Grot Johann und Robert Leinweber haben dazu den künstlerischen Schmuck geliefert. Leider sollte es dem zuerst genannten Künstler nicht mehr beschieden sein, die Vollendung des Werkes zu erleben, er wurde mitten in dem Schaffen an dem, was er selbst als die Hauptarbeit seines Lebens bezeichnet hat, von dem unerbittlichen Tode abgerufen, allein einer kongenialen Künstlernatur die Beendigung des von ihm Begonnenen überlassend. Beide Künstler haben in vollständig einheitlichem Geiste gearbeitet, so daß, wenn die Namenszeichnung nicht wäre, es schwer halten würde, ihren beiderseitigen Anteil an dem gemeinsamen Werke herauszufinden. Ueberall bestrebt, die Phantasiethätigkeit des Lesers anzuregen, nicht aber ihr vorzugreifen und sie dadurch zu hemmen, haben sie sich von dem Geiste des ihnen zugewiesenen Stoffes leiten lassen und einen Bilderschmuck entstehen lassen, der, ganz und gar von der überlieferten Märchenstimmung durchdrungen, überall ein national-deutsches Gepräge atmet. Diesem Schmucke entspricht die ganze Ausstattung des Buches, der Druck, das Papier und nicht am wenigsten die Einbanddecke, die mit Recht ein kleines Kunstwerk für sich genannt werden kann. h.

Verantwortlicher Redakteur: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Edle, geist- und gehaltvolle Lektüre! 

Ein halbes Jahrhundert.

Erinnerungen und Aufzeichnungen.

Von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Mit dem Porträt des Verfassers.

3. Auflage. 3 Bände. Preis fein geb. ℳ 18. —

Diese Denkwürdigkeiten gehören zu den reichhaltigsten, künstlerisch geordneten und abgerundeten, lehrreichsten und anregendsten, die unsere Literatur besitzt.

Kölnische Zeitung.

Ein Werk, welches durch Fülle der Gedanken, Adel der Empfindungen und Klassizität der Sprache bei jedem Gebildeten den nachhaltigsten Eindruck hervorrufen muß.

Prager Abendblatt.

Geschichte der Normannen in Sicilien.

Von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

2 Bände. Preis fein geb. ℳ 12. —

Der als Dichter und Kunstkenner rühmlichst bekannte Verfasser, dem wir so manche schöne literarische Gabe verdanken, bethätigt sich in diesem Werk auch als anziehender, geistreicher Historiker.

Literarischer Merkur.

Auch Einer.

Eine Reisebekanntschaft von

Friedrich Th. Vischer.

Mit Lichtdruck nach Prof. Donndorfs Büste.

6. Aufl. 2 Bände. Preis fein geb. ℳ 11. —; in Liebhaberband ℳ 13. —

Eines der eigenartigsten Bücher, die in deutscher Sprache geschrieben sind; in seinem Durcheinander von Erzählung und Tagebuch unendlich kunst- und formvoll.

Leipziger Zeitung.

Pandora.

Vermischte Schriften

von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Preis fein geb. ℳ 7. —

Geistvolle, anregende Ausblicke auf die Gebiete der Weltliteratur, der Kulturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde bilden den fesselnden Inhalt dieser vielseitigen vermischten Schriften. In gewinnendster Unmittelbarkeit tritt der liebenswürdige Verfasser vor uns, welche Saite er auch anschlägt, immer erfreut sie durch gehaltvollen, harmonischen Klang.

Gedichte

von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Inhalt:

I. Aus allen Zonen. — II. Liebesgedichte und Lieder. — III. Romanzen und Balladen. — IV. Vermischte Gedichte.

6. vermehrte Aufl. Preis fein geb. ℳ 6. —

Diese Gedichte gehören in jeder Beziehung zu den sinnigsten und schönsten, welche die moderne deutsche Literatur hervorgebracht hat.

Prager Abendblatt.

Lyrische Gänge

von

Friedrich Th. Vischer.

2. vermehrte Auflage. Preis fein geb. ℳ 7.50.

Hier mischt eine schelmische Hand Scherz und Ernst bunt durcheinander, hier tönt der herbe Spott über die Hohlheit moderner Gebräuche und Anschauungen neben den Worten der Verehrung, der Bewunderung für das Große, Ewige in der Welt.

Kölnische Zeitung.

Die Sebalds.

Roman aus der Gegenwart von **Wilhelm Jordan.**

Zweite, durchgesehene Auflage (4. und 5. Tausend). 2 Bände.

Preis fein gebunden ℳ 12. —

Das Buch bietet ein liebliches Bild, so sonnig, durchgeistigt und rein, wie wenige Romane der letzten Jahre. Ein Werk, das man einmal gern und nicht mit Unlust auch zweimal liest.

Kölnische Zeitung.

Ein wohlgegliederter, inhaltreicher Roman, der ein lebensvolles, weit ausblickendes Bild der Gegenwart entrollt.

Tägliche Rundschau.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.



Neunzehnter Jahrgang
Preis vierteljährlich 6 Mark
HARVARD COLLEGE
MAY 10 1894
LIBRARY
Deutsche Revue
über das
gesamte nationale Leben der Gegenwart
Herausgegeben
von
Richard Fleischer
1894. Mai
Vierteljährlich erscheinen drei Hefte
Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
VI·ET·ARTE

Inhalts-Verzeichnis.

Mai 1894.



Crispi bei Bismarck.

Aus dem Reisetagebuch eines Vertrauten des italienischen Ministerpräsidenten.

(Fortsetzung.)

Die Fürstin spricht von ihrem Aufenthalt in Frankfurt in den Jahren 1852 bis 1858. In dieser Periode entwickelt Herr von Bismarck alle Hilfsmittel seines Geistes, offenbart Ansichten von einer gleichermaßen überraschenden Richtigkeit und Bestimmtheit, leitet seinen Minister und diktirt gewissermaßen die allgemeine Politik seines Landes zu dem Zwecke, sein Land wieder zu heben, die Mißerfolge und die Demütigungen wieder gut zu machen, die der Revolution von 1848 und dem Vertrage von Olmütz nachfolgten. Frau von Bismarck befand sich in Frankfurt wohl und gefiel sich daselbst, und es war für sie ein aufrichtiger Schmerz, diese Stadt verlassen zu müssen. Frankfurt bot alle Annehmlichkeiten des diplomatischen Lebens, ohne die Traurigkeit des Exils, zu welchem dieses Leben die Diplomaten verurteilt.

Als Braten trägt man einen prächtigen Hirschziemer auf.

„Gehörte das Tier zu Ihrem Wildstand, Durchlaucht?"

„Nein," sagte der Fürst, „ich schieße nicht gern mein Wild ..."

Man spricht von der Küche.

Warum auch nicht?! Wenn man auch nicht so weit geht wie Doktor Johnson, zu sagen, das Diner sei von allen Verrichtungen des Tages die wichtigste, so hat die Küche doch jedenfalls ihre Wichtigkeit im Leben, da von ihr die Gesundheit großenteils abhängt. Lady Bloomfield hat erzählt, daß Prinz Albert und Herzog von Wellington in Windsor eines Abends auf der großen Terrasse in lebhafter Unterhaltung hin und her gingen. Man wollte sie in ihrem Alleinsein nicht stören, da man glaubte, sie sprächen von Kriegen und hoher Politik. Der Herzog sprach von der Küche: „it might have been a French cook instead of the hero of Waterloo."

„Die französische Küche ist im allgemeinen ausgezeichnet," sagt der Fürst. „Aber die französischen Köche verstehen nicht die großen Stücke, besonders das

große Wildpret herzurichten. Dazu bedarf es einer besonderen Kunst, die sie nicht besitzen. Uebrigens darf man, wenn man das Wildpret gut genießen will, nicht ungeduldig sein, und die Franzosen sind es. Man muß zu warten verstehen; das frische Wildpret hat nie seinen ganzen Wohlgeschmack ... es muß gebeizt werden und abliegen ... Das Stück, das Sie versuchen werden, hat vierzehn Tage gelegen: es wird zart und wohlschmeckend sein. Die französischen Köche glauben, es genüge, das Fleisch zu klopfen, was dasselbe mürbe macht, aber seine Güte nicht erhöht."

Nach einer Pause fügt er hinzu: „Das ist vielleicht eine Sache des nationalen Charakters: die Franzosen klopfen gern ..."

Wir haben vielleicht unrecht, diese Worte des Fürsten festzuhalten. Es gibt in der gesprochenen Sprache Wirkungen, die weniger auf den Ausdrücken als auf dem Ton, der sie begleitet, oder auf der Geberde beruhen, welche ihnen Nachdruck gibt.

Man kann es nicht oft genug wiederholen: der Fürst ist ein unvergleichlicher Plauderer. Wenn die Pointe nicht in den Worten liegt, so liegt sie im Tone. Diesen muß man hören oder gehört haben. Was er sagt, ist voll Schattirungen, Färbungen, Anspielungen, Nebenbedeutungen, Feinheiten, welche nichts widerzugeben vermag. Die Stimme, die Geberde, die wohlberechneten Pausen, alles wirkt mit, um dem Gedanken und dem Ausdrucke Relief zu geben. Bald schlägt er einen heiteren Ton an, bald wird er ernst oder thut wenigstens so.

Der Fürst liebt es, Doktor Schweninger „aufzuziehen".

„In den Aerzten steckt immer etwas vom Priester ... so thun sie gerne, was sie den anderen zu thun verbieten."

Die süße Speise ist von einer Maraschinocrême begleitet.

„Der Maraschino ist ein italienischer Liqueur, nicht wahr?" fragt der Fürst. „Woraus macht man ihn?"

Wir antworten, der Maraschino werde aus einer Gattung wilder Kirschen gemacht, die namentlich in Dalmatien wächst und die man in der dortigen Sprache Marasca nennt. Der beste Maraschino kommt denn auch aus Zara. Aber es gibt in Toskana eine Kirschenart desselben Namens, obgleich sie nicht ganz das Aroma der kleinen dalmatinischen Kirsche hat: ciliegia amarasca.

Diese leichte Probe von Gelehrsamkeit scheint dem Fürsten nicht zu mißfallen, dessen wißbegieriger und alles durchdringender Geist an Allem Interesse hat.

Während man von Italien mit dem Grafen Herbert spricht, der unser Land sehr gut kennt, zieht das Lachen der Tischnachbarn des Fürsten, der den Minister zu seiner Rechten und den Grafen de Launay zu seiner Linken hat, die Aufmerksamkeit nach seiner Seite.

Seine Durchlaucht erzählt soeben die Geschichte eines seiner alten Kollegen im preußischen Kabinet, welcher zu gleicher Zeit die Oberaufsicht über die Waldungen und diejenige über die königlichen Meiereien hatte.

„Die Verwaltung der Waldungen war ewig im Prozeß mit derjenigen der Meiereien. Der Minister unterzeichnete für und gegen jede Verwaltung, abwechslungsweise und alles ohne zu lesen ..."

Pause.

„Uebrigens, auch wenn er gelesen hätte, so hätte das nichts geändert."

Man steht von Tisch auf und wünscht sich gegenseitig „Mahlzeit".

Während der Kaffee und die Liqueurs herumgereicht werden, bietet Graf Herbert Cigarren an und der Fürst nimmt eine seiner Pfeifen; man ist bereits so sehr gewohnt, ihn mit der Pfeife abgebildet zu sehen, daß dieselbe das unzertrennliche Kennzeichen seiner Person geworden zu sein scheint.

In einem der Salons hat der Fürst zwischen einem Tisch und der Wand seinen Lieblingsplatz. An der Wand, mit der Hand erreichbar, ist ein Gestell aufgehängt, auf welchem sich vier Pfeifen, zwei lange und zwei mittelgroße, befinden. Das ist alles, was Doktor Schweninger dem Fürsten nach Tisch zu rauchen gestattet, wenn Seine Durchlaucht sich wohl befindet. Auf einem Diwan ausgestreckt, braucht der Fürst nur die Hand auszustrecken, um die vier Pfeifen zur Verfügung zu haben; auf dem Tische liegt ein Pfeifenstopfer und einige seiner großen, gewohnten Bleistifte, deren Gebrauch er vom Fürsten Gortschakoff gelernt hat; er bedient sich derselben, um Bemerkungen nieder zu schreiben und manchmal auch um den Tabak zusammen zu drücken.

Bei irgend einem Anlaß beginnt der Fürst: „Ich verdanke dem Zufall meine Gewohnheiten ..." Aber leider wird er unterbrochen.

Seine Durchlaucht hat sich an seinen gewöhnlichen Platz gesetzt: der Minister hat neben ihm Platz genommen. Man kann nicht umhin, an das, was sich von Gedanken im mächtigen Gehirn dieser beiden Männer gerührt hat, sowie an die Seltsamkeit der menschlichen Geschicke zu denken, welche in einer familienhaften Vertraulichkeit den sizilainischen Revolutionär von 1848 auf 1849 und den ungestümen konservativen preußischen Abgeordneten dieser selben Jahre, den Vertreter Preußens am Frankfurter Bundestag von 1852 bis 1859 und denjenigen vereinigen, der in derselben Zeit, verurteilt und verbannt, in Paris und London mit Mazzini konspirirte.

Man könnte noch andere Vergleiche machen, noch andere Gegensätze hervorheben.

Es wird ein Telegramm gebracht; der Fürst schreibt die Antwort, ohne sich zu erheben, indem er sich nur halb gegen den Tisch dreht.

Der Fürst spricht von seinem Aufenthalt in St. Petersburg. Er kam in diese Hauptstadt als preußischer Gesandter im Anfang des Monats Mai 1859. Aus Petersburg richtet er wenige Tage nach seiner Ankunft (12. Mai) an Herrn von Schleinitz die berühmte vertrauliche Depesche, in der er von seiner diplomatischen Thätigkeit während seines Aufenthaltes in Frankfurt Bericht erstattet und in großen Linien die Politik bezeichnet, die er später selbst zu leiten berufen sein sollte. Er empfiehlt dem Minister, seinem Chef, mit dem Bund zu brechen und zu den gründlichen Mitteln des Eisens und Feuers zu greifen — ferro et igne.

Der Fürst hat Sympathien für Rußland, das ergibt sich deutlich aus der Art, wie er von diesem Lande spricht. Er fühlt den ganzen Wert der Freundschaft Rußlands für Deutschland. Der Hof von St. Petersburg war 1859,

was die Diplomaten einen Familienhof nennen. Alexander II., seit drei Jahren Kaiser, war der Sohn einer preußischen Prinzessin, der Prinzessin Charlotte, Schwester Friedrich Wilhelms IV. und des Prinzen von Preußen, der im Begriffe stand, der König Wilhelm zu werden. Der preußische Gesandte war beim Hofe sehr beliebt. Die Kaiserin-Mutter, eine Frau von liebenswürdigem Charakter, bezeigte ihm eine fast mütterliche Freundlichkeit. Bismarck unterhielt sich mit ihr, wie wenn er sie seit ihrer Kindheit gekannt hätte. Der Kaiser war sehr herzlich mit ihm. Bismarck besaß außerdem in Petersburg einen Freund in der Person des Fürsten Alexander Michaelowitsch Gortschakoff. Es gab keine schwierigen Geschäfte und alles ging nach Wunsch. Leider wurde Bismarck noch im Sommer des Jahres 1859 krank. Die Krankheit, zugleich rheumatisch, gastrisch und nervös, artete in eine Leberentzündung aus und wurde lebensgefährlich. Endlich genesen, schrieb er an Frau von Arnim, seine Schwester: „Man hat mir den Leib mit unzähligen Schröpfköpfen, groß wie Untertassen, mit Senf- und Zugpflastern von unsinniger Größe bedeckt.“ Schließlich triumphirte er über die Krankheit, dank vor allem ... einem edlen Madeirawein, der ihm in mäßigen Dosen gegeben wurde. Aber die Genesung war langwierig. Am Ende des Monats September, als er schon vierzehn Tage in Baden-Baden zugebracht hatte, war der Rekonvaleszent noch schwach, matt und reizbar: sein linkes Bein machte ihm immer noch Schmerzen und schwoll an, wenn er ging. Es war einen Augenblick die Rede davon gewesen, ihm dasselbe abzunehmen! Nie hat sich der Fürst ganz von dieser Krankheit erholt. Das Jahr darauf, als Frau von Bismarck und seine Kinder bei ihm eingetroffen waren, kam an diese die Reihe, krank zu werden: alle litten mehr oder weniger unter dem Klima. Während des Winters 1861 bis 1862 gab es keinen einzigen Tag, an dem alle Hausinsassen sich wohl befunden hätten. Der Arzt kam nicht mehr aus dem Hause.

„Ich hatte mich,“ sagt der Fürst, „einem Arzt anvertraut, den mir J. K. H. die Großfürstin von ... empfohlen hatte. Seitdem habe ich erfahren, daß er auf der Universität faul und unwissend gewesen war. So war er auch geblieben. Er leitete in St. Petersburg ein Kinderspital und hatte sich einen gewissen Ruf erworben ... Ja, er tötete gewiß seine dreitausend Patienten im Jahr.“

Der Fürst fährt fort:

„Er richtete mir das Bein zu Grunde ... heute noch spüre ich Folgen seiner Kur. Ich kann nicht lange stehen bleiben, ohne darunter zu leiden ... Doch kann ich reiten und will diese Bewegung nicht entbehren, die ich immer sehr geliebt habe ... es kommt wohl vor, daß ich drei bis vier Stunden im Sattel bleibe. Ich kann auch ohne Anstrengung gehen, aber wenn ich mir keine Bewegung mache, so kann ich nicht lange die vertikale Haltung beibehalten: ich muß meine Beine ausstrecken ...“

Der Fürst weiß, als Philosoph, die guten Seiten bei unangenehmen Dingen heraus zu finden. Seine Schwäche erlaubt ihm nicht, Zeremonien, Empfängen und so weiter beizuwohnen, bei welchen die Etikette das Stehen erheischt.

„Ihre Majestäten der König und die Königin,“ sagt der Fürst, „haben mich auch ein für allemal gnädigst der Pflicht entbunden, bei Festen, Bällen und so weiter, wo sie Cercle halten, zu erscheinen. Der Oberhofmarschall versäumt es trotzdem nie, mir regelmäßig seine Einladungen zu schicken, mit der üblichen Formel: ‚Auf Befehl Ihrer Majestäten des Königs und der Königin.‘ Ich meinerseits habe gedruckte Formulare, um auf die höflichste Weise von der Welt die Einladungen, welche ich erhalte, abzulehnen. Ich habe nichts zu thun, als den leeren Raum auszufüllen und das Datum hinzu zu fügen. Ich bereichere auf diese Weise die Mappen des Oberhofmarschalls.“

Der Fürst spricht von den Schwierigkeiten seiner Anfangszeit als Minister.

„Früher,“ sagt er, „mußte ich im preußischen Kabinet, obgleich Präsident des Ministerrats, peinliche und schwierige Kämpfe bestehen. Bei uns in Preußen ist jeder Minister Herr in seinem Departement. Das Kabinet gleicht einem Bundesstaat, dessen Mitglieder durch ein sehr lockeres Band verbunden sind ... „Wir hielten bis zu vier oder fünf Sitzungen in der Woche, und manchmal erforderten die Diskussionen zwei Sitzungen im Tage. Nun hatte ich nur eine Stimme und konnte im offenen Kampfe nicht Herr der Situation werden. So blieb mir nichts anderes übrig, als die Meinung des Königs einzuholen, eine Meinung, welche bei uns Befehl ist, dem gegenüber jeder Widerstand aufhört. Ich muß sagen, daß trotz des Druckes, den man oft und oftmals auf Seine Majestät auszuüben suchte, der König mir niemals seine Zustimmung versagt hat ... vor der Stimme Seiner Majestät beugte man sich ... Aber der Kampf begann dann auf einem andern Gebiete ... Heute brauche ich das nicht mehr. Man weiß, daß ich die Stimme des Königs bekäme, wenn ich sie einholen würde. Man gibt mir also a priori recht, und wir halten fast keine Kabinetssitzungen mehr.“

„Aus ähnlichem Grund,“ wird bemerkt, „hielt Napoleon I. niemals einen Kriegsrat ab.“

Der Fürst verweilt mit einigem Behagen beim Gespräch über die Kriege von 1866 und 1870—1871.

Vom Krieg 1870 sagt er: „Diesen habe ich nicht gewollt. Wir waren darauf vorbereitet, weil unser Heer vortrefflich war und wir den Krieg als unvermeidlich voraussahen ... aber ich habe nicht zum Krieg herausgefordert. Wir hatten keinen Grund, ihn zum Ausbruch zu bringen.“

Und es bedarf in der That großer Voreingenommenheit, großer Unkenntnis der Dinge, großer Neigung, die landläufigen Ideen zu den seinigen zu machen, um auf dem Gegenteil zu bestehen. Die öffentliche Meinung in Frankreich ist zu dem Glauben verleitet worden, die preußische Regierung habe seit fünfzig Jahren an den Krieg gedacht. Dies ist nicht der Fall. An einen Eroberungskrieg? Die Geschichte beweist deutlich genug, daß das deutsche Volk seine Grenzen nicht überschreitet; seine Zerstückelung gestattete ihm keine Offensivaktion. An einen Rachekrieg? In den Jahren 1814—1815 gehörten die Preußen zu den Siegern, und Waterloo hatte Jena ausgelöscht. Die Wahrheit ist, daß weder unter dem ehr-

lichen und weisen Friedrich Wilhelm III. noch unter dem mystischen und unentschlossenen Friedrich Wilhelm IV. die preußische Monarchie kriegerische Pläne nährte. Die Demütigung von Olmütz beweist es! Die preußische Monarchie unterwarf sich derselben, ohne daß der militärische Geist des Landes dadurch aufgeregt worden wäre. Die beiden Vorgänger Wilhelms I. huldigten dem militärischen Geiste nur so weit, als die Ueberlieferungen ihres Hauses es ihnen zur Pflicht machten und als nötig war, um unter den Großmächten eine gute Figur zu machen und auf den Paradeplätzen seine Kunst zu zeigen. Man sagte vielleicht in Berlin nicht, wie Großfürst Konstantin Paulowitsch in Warschau, daß „der Krieg die Soldaten verderbe“. Aber das preußische Heer war gewiß nicht mehr auf der Höhe seiner Vergangenheit, als der Prinzregent (Wilhelm I.) und die Generale von Moltke und von Roon es unternahmen, dasselbe mit einer in der Geschichte vielleicht beispiellosen Energie, Intelligenz und Raschheit zu reorganisiren.

„Was den Krieg von 1866 betrifft,“ fährt Seine Durchlaucht fort, „so war derselbe notwendig ... Die Stellung Preußens im Deutschen Bunde war eine so fehlerhafte, daß es darunter zu leiden hatte. Aber ich hatte Mühe, den Krieg vorzubereiten, den König, den Hof und die konservative Partei dazu zu bebestimmen ...“

Wir wissen es in der That in Italien durch die Berichte des General Govone: die mittleren Schichten der Bevölkerung in Preußen, wie die höheren Klassen, waren gegen den Krieg oder wenigstens nicht für denselben.

„... Später, nach Sadowa, hatte ich mit der Militärpartei zu kämpfen, welche den Sieg mißbrauchen wollte. Ich wollte Oesterreich nicht demütigen: ich wußte, daß wir dasselbe noch brauchen könnten; ich rechnete darauf, daß es unser Verbündeter werden würde ... Die Militärpartei würde, wenn ich ihrem Verlangen nachgegeben hätte, das Bündnis unmöglich gemacht haben, das ich später zwischen den Zentralmächten herzustellen gedachte.“

Die preußische Politik im Jahre 1866 ist vielleicht mit der Vorbereitung des Kriegs und mit seinen Resultaten der höchste diplomatische Triumph des Fürsten. Unmittelbar nach dem Siege schloß er Verträge mit den kleinen Mächten von Süddeutschland; er isolirte Oesterreich diplomatisch. Isolirt mußte dasselbe zu Preußen stehen, sein Bündnis nachsuchen oder dasselbe freudig annehmen ...

„Man hat gesagt,“ fährt der Fürst fort, „der Krieg von 1866 sei ein Bruderkrieg gewesen ... Das ist wahr, und wenn es ein Mittel gegeben hätte, ihn zu vermeiden, so würde ich zu demselben gegriffen haben. Aber es gab keines: ich habe mich davon überzeugen müssen ... Der Krieg allein konnte in Deutschland das Werk der Verträge von 1815 zerstören, die deutsche Frage lösen, den gordischen Knoten zerhauen, in den wir seit Jahrhunderten verwickelt waren. Der Krieg war notwendig.“

Er spielt auf die überwundenen Schwierigkeiten, sowie auf die Gefahr an, welcher er sich aussetzte, denn im Fall eines Mißerfolges kompromittirte er für

immer seinen Namen und den schon erworbenen Ruhm. Wenn der Krieg von 1866 für Preußen unglücklich ausgefallen wäre, so ist es klar, daß Bismarck der Sündenbock für alle Fehler gewesen wäre, der Verbrecher, den man angeschuldigt hätte, durch seine Leichtfertigkeit das Land seinem Untergange zugeführt zu haben; alle Huldigungen, die er beim Triumphzuge der Truppen empfing, würden, wie er sagte, „wenn die Dinge einen andern Verlauf genommen hätten, sich in das Gegenteil von Huldigungen verwandelt haben.“ Auf dem Schlachtfeld von Sadowa sagte ein alter General zu ihm: „He, meine Grenadiere haben Ihnen nicht schlecht geholfen! ... Man wird Ihnen Triumphbögen errichten! ... Aber wären wir geschlagen worden, so hätten unsere alten Weiber Ihnen bei der Rückkehr ihre Besen auf dem Rücken zerschlagen.“

Der Fürst hatte sehr wohl gewußt, was ihm im äußersten Falle zu thun übrig geblieben wäre. Es ist gesagt worden, er würde im Fall einer Niederlage sich selbst das Leben genommen haben. Wir glauben dies nicht. Der Fürst ist ein zu guter Christ ... aber er hätte den Tod auf dem Schlachtfeld gesucht. Am 30. Juni 1866, als er im Begriffe war, Berlin zu verlassen, sagte er zu einem fremden Botschafter:

„Ich werde über Wien oder München zurückkehren ... wenn nicht, so habe ich mit der letzten Schwadron einen Angriff gewagt — mit derjenigen, die nicht wiederkehrt.“

Man spricht wieder vom französischen Kriege.

„Die Franzosen hassen mich, weil sie geschlagen worden sind. Sie haben unrecht ... es war ihre Schuld. Diesen Krieg habe ich weder gewollt noch gesucht. Sie haben uns zu demselben herausgefordert ... Sie haben uns zum äußersten getrieben ... Sie hatten schon eine diplomatische Genugthuung durch den Verzicht des Prinzen von Hohenzollern ... Das hat ihnen nicht genügt ... Sie hätten Preußen gerne gedemütigt ... Wahrhaftig, wir wollten den Krieg nicht, aber wir waren darauf vorbereitet, ihn zu führen ... Seit Sadowa grollten sie uns, ... So brachten sie es dahin, daß die Gefühle ganz Deutschlands vom Norden bis zum Süden, vom Osten bis zum Westen sich gegen sie empörten. Sie glaubten, der Süden werde mit ihnen sein, wie er im Jahre 1866 mit Oesterreich gewesen war.... es war reine Verblendung.“

Nach jedem der beiden Feldzüge von 1866 und 1870—1871 wurde der Fürst ernstlich krank.

„Dafür,“ sagte er, „habe ich mich niemals besser befunden als während des französischen Kriegs. Es kam vor, daß ich unter freiem Himmel schlafen mußte, in einer Ackerfurche ausgestreckt, mit einem Ordonnanzmantel zugedeckt und daß ich nichts zu essen hatte als Schwarzbrot und ein Stück Speck, von dem das Fett mir in die Hand floß ... Trotzdem befand ich mich wunderbar. Ich begoß Brot und Käse mit einem halben großen Glase Cognac und schlief wie ein Sack ... Die Müdigkeit kam erst unter den Mauern von Paris über mich bei den Unterhandlungen ...“

Das Gespräch nimmt eine neue Richtung. Man spricht von einem von

uns, den der Minister zu loben die Güte hat. Der Betreffende sucht die Unterhaltung abzulenken und sagt scherzend zu Crispi:

„Eure Excellenz machen mich erröten ... Ist dies einem Diplomaten erlaubt, Durchlaucht?“

Der Fürst thut einen langen Zug aus seiner Pfeife und antwortet:

„Ein Diplomat muß die Fähigkeit zu erröten bewahren ...“

Wir erzählen dem Fürsten die Unterhaltung, die wir im Waggon mit dem Minister über die „Lüge in der Politik“ gehabt haben.

„Herr Crispi,“ sagen wir, „läßt die Lüge durchaus nicht und in keinem Falle zu ...“

Der Minister nimmt das Wort, um zu sagen, daß nach seiner Ansicht die Lüge, auch ganz abgesehen von der abstrakten Moral, an sich selbst meistens eine Ungeschicklichkeit und Plumpheit sei.

Man wartet darauf, was der Fürst sagen werde: er scheint nachzudenken. Graf Herbert mischt sich ein.

„Entschuldigen Sie, Exzellenz, in gewissen Fällen wäre man doch sehr in Verlegenheit ... Sie haben manchmal mit Leuten zu thun, die Sie mit einer Unverfrorenheit, mit einer Indiskretion fragen! ... die Sie an die Mauer drücken ... Was soll man da thun?“

„Der Frage ausweichen ...“

„Das heißt seine Verlegenheit verraten.“

„Schweigen ...“

„Das heißt manchmal zugestehen! ...“

Der Fürst dreht sich halb herum:

„Ich lüge nicht gerne; die Lüge ist mir verhaßt, aber ich gestehe, daß ich manchmal in meinem politischen Leben dazu greifen mußte ... Ich sah mich dazu gezwungen, und ich war stets gegen diejenigen erzürnt, die mich zu lügen zwangen. Das ärgert mich ...“

In der That weiß man, daß der Fürst bei den Geschäften eine manchmal schonungslose Offenheit zu bethätigen gewohnt war, welche die Leute verwirrte und aus der Fassung brachte und ihn den einen extravagant, den anderen närrisch, allen unbegreiflich erscheinen ließ. Cavour sagte: „Ich kenne die Kunst, die Diplomaten zu täuschen: ich sage die Wahrheit und bin sicher, daß sie mir nicht glauben.“

Dieses Gespräch erinnert uns an ein anderes zwischen Bismarck — damals Graf von Bismarck — und dem Grafen Karolyi, Botschafter Oesterreichs vor dem Beginn des Kriegs von 1866. Der Botschafter wollte im Namen seiner Regierung durchaus, daß der preußische Ministerpräsident ihm kategorisch erkläre, ob er, ja oder nein, den Friedensvertrag von Gastein zerreißen wolle.

„Nein,“ antwortete Bismarck, „ich habe diese Absicht nicht ... Aber wenn ich sie hätte, würde ich Ihnen dann anders antworten?“

Wir erinnern uns auch an die Theorie eines großen Philosophen, welcher lehrte, man sei die Wahrheit nur demjenigen schuldig, der das Recht habe, sie

kennen zu lernen, und an Humboldt, der zu Varnhagen sagte: „Die Wahrheit muß nur denjenigen gesagt werden, welche uns eine tiefe Achtung einflößen, eine solche, wie Sie mir einflößen." Gewiß, wenn wir das, was wir eben gehört haben, mit diesen Theorien vergleichen, so sind die Staatsmänner aufrichtiger als die Philosophen.

Man bringt Erfrischungen: Eis, Bier ... Die Unterhaltung wird unterbrochen.

Wir sprechen mit der Umgebung des Fürsten von Herrn von Keudell, dem Exbotschafter Deutschlands in Rom, der kürzlich zurückgerufen worden war.

„Er ist sehr reich, Großgrundbesitzer in Polen ... er wird ins Parlament eintreten ..."

Wir erzählen, wie Herr von Keudell in Rom so bekannt, so geschätzt und bis zu einem gewissen Grade populär war. Er fehlte bei keiner militärischen Revue. Man bewunderte seine glänzende weiße Kürassieruniform sehr, von welcher sich in den letzten Jahren das Großkreuz des königlichen Sankt Mauritius- und Lazarusordens abhob.

Herr von Keudell ist ein ausgezeichneter Musiker. Einer von uns erzählt, daß er eines Abends im Palais Caffarelli vor Wagner und Liszt spielte und sie in Staunen versetzte.

„Unser neuer Botschafter in Rom, Graf von Solms-Sonnenwalde, ist auch ein guter Musiker. Er ist außerdem Maler und soll ausgezeichnete Bildnisse machen."

Jemand sagt zur Fürstin:

„Euer Durchlaucht übt gewiß einen großen Einfluß auf den Fürsten aus."

„Das ist nicht ganz richtig ... Mein Mann ist nicht leicht zu lenken ... er hat Ihnen übrigens erklärt, daß ich mich durchaus nicht in die Politik einmische."

In der That hat der Kanzler beim Frühstück gesagt, die Fürstin halte sich ganz und gar von den Geschäften fern. Diese interessiren sie nur, soweit sie den Fürsten im guten oder schlimmen Sinn berühren, und sie hat ihn zum Beispiel niemals im Reichstag sprechen hören, sie ist sogar niemals in den Sitzungssaal getreten. Die Fürstin bestätigte diese Thatsache und fügte bei:

„Es würde mir zu schmerzlich sein, meinen Mann im Kampfe mit Gegnern zu sehen, die ihm nur übel wollen."

„Aber wenigstens im Privatleben, Fürstin, leiten und regieren Sie den Kanzler."

„Nein, nicht einmal da, das dürfen Sie glauben. Mein Mann, ich wiederhole es Ihnen, läßt sich weder regieren noch dirigiren. Sehen Sie, da war neulich Prinz Wilhelm hier. Seine königliche Hoheit sollte noch am selben Abend ziemlich spät nach Berlin abreisen und forderte meinen Mann auf, sich zu seiner gewöhnlichen Stunde zurück zu ziehen. Ich verband meine Bitten mit der Aufforderung des Prinzen, aber alles nützte nichts. Mein Mann wollte bis zur Stunde der Abreise auf bleiben ... Am andern Tag war er leidend."

Der Kanzler hört lächelnd zu. Die Fürstin ist zu bescheiden: ihr Mann hat von ihr nach dreißigjähriger Ehe gesagt und wir können uns kein größeres Lob denken: „Sie ahnen nicht, was diese Frau aus mir gemacht hat."

Vielleicht liegt in den letzten Worten der Fürstin eine diskrete Mahnung und eine verhüllte Bitte, die Abendunterhaltung nicht zu sehr auszudehnen, um den Fürsten nicht zu ermüden. Die Fürstin beruhigt sich aber sehr rasch wieder, als sie erfährt, daß auch Crispi die Gewohnheit hat, sich frühzeitig zurückzuziehen.

„Ihr Chef ist in der That ein ausgezeichneter und sehr liebenswürdiger Mann. Mein Mann hat das vollste Vertrauen zu seinem Charakter, seiner Intelligenz und seiner Energie."

Man hört den Fürsten Herrn von Pourtalès fragen:

„In welchem Grade sind Sie mit der Gräfin von Pourtalès, die im Jahre ..." Der Rest des Satzes sowie die Antwort wurden durch andere Stimmen übertönt. Der Fürst sagt dann wieder:

„Eine sehr hübsche und sehr liebenswürdige Frau."

Der Minister möchte sich zurückziehen.

„Nein," sagt der Fürst, „ziehen Sie sich noch nicht zurück, oder wenn Sie es thun, bleiben Sie wenigstens noch den morgigen Tag bei uns."

Der Minister beharrt aber: der Fürst soll ihm zu liebe nichts an seinen Gewohnheiten ändern.

Was die Verlängerung seines Aufenthaltes betrifft, so ist dies eine Unmöglichkeit; er muß sogar so rasch als möglich nach Italien zurückkehren.

„Ich möchte Sie zurückhalten," sagt der Fürst, „aber ich begreife Ihre Gründe."

Der Fürst raucht noch, aber er ist bei seiner vierten Pfeife und aus Folgsamkeit gegen die Vorschriften des Arztes muß er es dabei bewenden lassen.

Jemand fragt, ob Seine Durchlaucht keine Cigarren mehr rauche.

„Nein, Schweninger verbietet mir's ... Früher rauchte ich viel. Im Jahre 1847, als ich von Paris zurückkam, zündete ich meine Cigarre um fünf Uhr morgens an und ließ sie nicht ausgehen bis zehn Uhr abends, so daß eine Cigarre der andern ohne Unterbrechung folgte ... Auf solche Weise regt man sein Nervensystem auf ... das sind Anleihen, die man auf die Gesundheit der Zukunft macht ... das ist, wie wenn man nach sechzehnstündiger Arbeit eine Flasche Champagner trinkt, um sich in den Stand zu setzen, fortzufahren ..."

„Die Cigarre," fährt der Fürst fort, „war für mich eine Notwendigkeit geworden ... Ich war so sehr daran gewöhnt, daß sie für mich zum Beispiel beim Reiten ein Element des Gleichgewichts war ... Ich erinnere mich, daß bei einer Jagdpartie mein Pferd stürzte ... Ich war von den onderen Jägern entfernt ... man fand mich mehrere Stunden nachher bewußtlos, aber die ausgegangene Cigarre noch im Munde zwischen den Zähnen ..."

Es wird spät; nach einigen Worten über die Route der Rückkehr gaben der Minister und der Graf de Launay das Zeichen, sich zurückzuziehen. Der Fürst

und die Fürstin sagen Crispi noch, wie viel Vergnügen ihnen sein Besuch gemacht hat.

„Und wie wohl mir derselbe moralisch und physisch gethan hat, denn ich fühle mich entschieden besser, und dies verdanke ich Ihnen.“

Die Durchlauchten und der Minister ziehen sich zurück. Graf Herbert, Graf von Pourtalès, Doktor Schweninger und Doktor Rottenburg bleiben, um zu kneipen.

„Sie wissen, was das ist?“

„Gewiß: plaudern, rauchen und trinken ... manchmal auch singen.“

„Nun, da bleiben Sie bei uns ...“

„Leider unmöglich: es sind noch Depeschen zu chiffriren, Koffer zu packen ...“

Graf Herbert, unermüdlich, wie es sein Vater war, ist im stande, nach einer Kneiperei sich wieder an seinen Arbeitstisch zu setzen, den Kopf so frei und klar, als ob nichts geschehen wäre, und die Nacht bei der Arbeit zuzubringen.

Dritter Oktober. — Es ist noch sehr früh, noch herrscht tiefe Dunkelheit und schon sind Telegramme zum Dechiffriren auf unsere Tische niedergelegt. Mit dem Morgengrauen wird es im Hause lebhaft. Kurzer Spaziergang in dem ganz feuchten und erschauernden Park.

Bei der Rückkehr meldet uns ein Diener, das erste Frühstück werde gemeinschaftlich im Speisesaal eingenommen werden.

Wir empfangen in unseren Zimmern den Besuch des Grafen und des Doktors, welche unseren letzten Zurüstungen zur Abreise beiwohnen. Wir haben nach dem Befinden der Hauswirte gefragt: der Fürst und die Fürstin sind wohl.

„Man möchte Sie für einen Südländer halten,“ sagt man zum Doktor Schweninger.

„Ich habe auch lateinisches Blut in den Adern: meine Großmutter, die Gräfin ... war Italienerin.“

Er hat gestern hundertundzwanzig Briefe empfangen, mit Bemerkungen versehen und nach Berlin zurückgeschickt. Seine Mitarbeiter werden den Korrespondenten nach seinen Instruktionen antworten. Wenn er in Berlin ist, so geht er des Abends seine Korrespondenz durch und schreibt seine Bemerkungen nieder, seine Assistenten und Sekretäre arbeiten in der Nacht, und am folgenden Morgen unterzeichnet er die abzuschickende Korrespondenz.

Er lobt seine Assistenten: auch sie reisen viel. Einer von ihnen befindet sich augenblicklich in Italien.

Im Salon vereinigt man sich.

Der Fürst und die Fürstin lassen sich's durchaus nicht nehmen, ihren Gast bis zur Bahn zu begleiten.

Alles, was man nur zu einer ersten Mahlzeit wünschen mag, ist auf dem Tische. Man frühstückt ziemlich schweigsam. Der Fürst wechselt einige Worte mit seinen Nachbarn, dem Minister und dem Botschafter: aber ein Schleier von Trauer liegt auf allen.

Doktor Schweninger sucht die Gemüter zu erheitern. Er trällert in den Ohren seines Nachbarn die ersten Noten eines Studentenliedes: „Muß i denn,

muß i denn zum Städtele 'naus …" Man spricht von deutschen Volksliedern, und unsere Gastfreunde sind einigermaßen erstaunt, daß Italiener schwäbische und thüringische Lieder kennen, wie wenn sie ihr Studentenkommersbuch in der Tasche hätten. Man würde noch gern von dem schönen und guten deutschen Universitätsleben sprechen, aber die Augenblicke sind gezählt.

Der Minister dankt dem Fürsten für seine herzliche Gastfreundschaft; der Fürst seinerseits dankt dem Minister für seinen angenehmen Besuch — in warmen und gerührten Worten.

Man geht zu Fuß nach dem Bahnhofe, der Minister gibt der Fürstin, die sich einfach einen Shawl um den Kopf geworfen hat, den Arm … Das Wetter ist feucht und nebelig. Man hält beim Waggon des Ministers, in dem die Diener das Gepäck unterbringen.

Der Fürst und der Minister wechseln noch einige letzte Worte, welche einen Teil ihrer Unterredungen zusammenfassen.

„Ich werde," antwortet der Fürst auf eine Frage, „unterschreiben, was Sie unterschreiben."

Auf eine andere Frage:

„Wir werden für Sie sein, was Sie für England sind."

Auf eine dritte Frage:

„Die Freunde unserer Feinde sind unsere Feinde; die Freunde unserer Freunde sind unsere Freunde."

Die am Morgen angekommenen Blätter bringen Telegramme, welchen zufolge die ganze französische Presse glaubt, der Minister sei nach Friedrichsruh gekommen, um die vatikanische Frage zu entscheiden.

„Die vatikanische Frage!" sagt der Fürst lachend. „Vielleicht die einzige Frage, über welche wir kein Wort verloren haben. Sie bleiben sich immer gleich: ils vont chercher midi à quatorze heures (sie suchen immer das Unmögliche)."

Bei einer andern Frage hat sich der Fürst hinter seinem Souverän verschanzt.

„Ich werde mit dem Kaiser darüber sprechen müssen."

„In Geschäften," antwortet der Minister, „sind doch Sie der Kaiser."

Der Fürst hat nur gelegentlich vom Papst gesprochen, anläßlich der deutsch-spanischen Streitfrage, die seinem Schiedsrichterspruch unterworfen wurde. Er hat bei dieser Gelegenheit gesagt:

„Ich habe ihm mit der Karolinenfrage geschmeichelt …"

Ein ferner Pfiff kündigt den Hamburger Zug an.

„Wir sind in allem einig," sagt noch der Fürst.

Und er fügt hinzu, indem er dem Minister die Hand drückt:

„Wir können zufrieden sein; wir haben Europa einen Dienst erwiesen."

Man sagt sich Lebewohl. Jeder drückt dem Fürsten die Hand und küßt sie der Fürstin. Ihre Durchlauchten zeigen sich herzlich bewegt.

„Auf Wiedersehen das nächste Jahr!"

„Hoffentlich!"

Der Minister lädt den Fürsten ein, nach Italien zu kommen.

„Ich könnte Ihnen in meiner Villa zu Neapel keine so großartige Gastfreundschaft bieten wie diejenige, die wir soeben in Friedrichsruh genossen, aber sie wird nicht minder herzlich sein ... Kommen Sie, uns zu besuchen ..."

„Wer weiß!" sagt der Fürst.

Der Zug kommt an, mit Passagieren überfüllt. Viele steigen aus, da sie nur bis Friedrichsruh gefahren waren in der Hoffnung, Crispi und den Fürsten zu sehen.

Der Minister, der allein noch nicht eingestiegen war, küßt der Fürstin die Hand, drückt die des Fürsten und steigt in den Waggon, in den Graf de Launay vor ihm eingestiegen war. Der Waggon wird an den Zug angehängt.

Im Augenblick der Abfahrt stehen der Minister und sein Gefolge mit entblößtem Haupte an den Fenstern.

„Auf Wiedersehen!" sagt noch der Fürst, indem er noch ein letztesmal Crispis Hand drückt. „Im nächsten Jahr! In Friedrichsruh ..."

Es ist trübes, regnerisches Wetter.

De Launay begleitet den Minister bis Hannover, von wo er nach Berlin zurückkehren wird.

Die Reise vollzieht sich ohne besondere Zwischenfälle. Der Minister ist sichtlich befriedigt.

Unterhaltung mit Graf de Launay. Der Hof von Berlin, oder besser gesagt, die konservative Partei, welche am preußischen Hofe und in den hohen Kreisen herrschte, war Italien in den Anfängen seiner Einigung nicht günstig gesinnt. Die liberalen Ideen fanden wenig Sympathie bei den Staatsmännern, welche die Geschäfte an den Ufern der Spree leiteten. Sie klagten Italien an, sich revolutionärer Mittel zu bedienen, betrachteten die Stellung Oesterreichs in Italien als ein Unterpfand der Sicherheit für den deutschen Bund und sahen nicht, was Bismarck schon seit mehreren Jahren sah, daß die Größe Preußens, die Einigung Deutschlands, sogar die Freundschaft Preußens mit Oesterreich den freiwilligen oder unfreiwilligen Austritt dieses letzteren aus dem Bunde verlangte. Das war die Partei, gegen welche Bismarck so sehr kämpfen mußte, als es sich darum handelte, den Krieg von 1866 vorzubereiten. Im Jahr 1861 hat Preußen allerdings auf das Drängen der kaiserlichen Regierung von Frankreich die italienische Regierung anerkannt, aber sie machte bei diesem diplomatischen Akte so viele Einschränkungen und Vorbehalte, daß man wohl sah, sie gehorche mehr einer Notwendigkeit der Lage als einer Neigung für Italien. Die wirkliche Annäherung Italiens und Preußens fand erst gegen 1866 statt.

Rückblick auf die Geschichte. Parallelismus der politischen Geschicke Piemonts und Preußens, der Häuser von Savoyen und Hohenzollern, die beide zum Wahlspruch haben könnten: Vom Fels zum Meer.

Viktor Amadäus II. von Savoyen war einer der ersten Souveräne, welche Friedrich I. (Friedrich III. als Kurfürst von Brandenburg) in der Eigenschaft eines Königs von Preußen anerkannten. Dafür war der Sohn Friedrichs,

Friedrich Wilhelm I, einer der ersten, die Viktor Amadäus in der Eigenschaft eines Königs von Sizilien anerkannten, welchen Titel er durch den Vertrag von Utrecht erhalten und welchen er 1720 für den eines Königs von Sardinien umtauschen mußte. Viktor Amadäus schrieb am 25. Juli 1716 an seinen Gesandten in Paris, wo eben der preußische Minister Baron Knyphausen angekommen war: „Wir wünschen, daß Sie es versuchen, mit dem Minister von Preußen Freundschaft zu schließen, sein Vertrauen zu erwerben und in Zukunft festzuhalten. Unsere Minister haben immer dasjenige der Minister des verstorbenen Königs besessen, und es bestanden unter ihnen stets gute Beziehungen, wie auch sehr herzliche zwischen uns und ihm bestanden haben. Sie werden unsere ganze Zufriedenheit verdienen, wenn Sie ähnliche Beziehungen zwischen uns und dem König, seinem Herrn, fördern könnten.“ Der König von Preußen ließ zur Antwort ausdrücken, die Gefühle der Achtung und Freude, mit welchen er die seinem Minister gemachten Eröffnungen erfahren hatte, die er in einer Weise erwidern werde, welche zeigen würde, wie glücklich er sich schätze, mit Seiner sizilianischen Majestät einen wirklich guten Verkehr aufrecht erhalten zu können, so wie er nur den beiden Höfen und dem allgemeinen Wohle nützlich sein könnte ...

Der Fürst hatte einen Korb mit Lebensmitteln für die Reise in unserem Waggon unterbringen lassen. Wir steigen jedoch in Hannover aus, um am Bahnhof das Frühstück zu nehmen, welches telegraphisch von Friedrichsruh aus bestellt worden war.

Bei unserer Ankunft in Hannover wird dem Minister eine angenehme Ueberraschung zu Teil. Im Augenblick, da der Zug hält, öffnet ein Herr die Thüre.

Es ist Herr von Bennigsen, der Führer der nationalliberalen Partei, eine alte Bekanntschaft Crispis. 1877 war er derjenige, welcher die Mitglieder des Reichstages veranlaßt hatte, dem italienischen Staatsmann zu Ehren ein parlamentarisches Festessen zu geben.

Da der Fürst ihm telegraphirt hatte, um ihn vom Eintreffen Crispis zu unterrichten, beeilte er sich, zu erscheinen, um ihn zu begrüßen.

Der Minister stellt uns vor und sagt:

„Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wer Herr von Bennigsen ist: einer der hervorragendsten Urheber der Einigung Deutschlands, einer der aufrichtigsten deutschen Liberalen, einer der besten Freunde und Mitarbeiter des Fürsten von Bismarck und der erste Redner des Reichstags.“

Er lädt Herrn von Bennigsen ein, mit uns zu frühstücken.

Das Mahl findet in einem reservirten Saale der Bahnhofrestauration statt. Die Unterhaltung ist lebhaft, leider jedoch durch die Tyrannei des Fahrplans abgekürzt. Im letzten Augenblick ein doppelter Trinkspruch:

„Auf den ersten Minister Seiner Majestät des Königs von Italien!“

„Auf den Freund und Mitarbeiter des Fürsten von Bismarck!“

Wir nehmen von Herrn von Bennigsen Abschied.

Schweigsames Reisen. Der Minister in Nachdenken versunken. Arbeit und Lesen der Blätter, die natürlich mit Bemerkungen über das Ereignis des Tages angefüllt sind.

Ankunft in Frankfurt bei Anbruch der Nacht.

Einige Augenblicke, nachdem sich der Minister im Hotel installirt hat, läßt sich jemand melden, von dem ein Diener die Karte hereinbringt. Er nennt sich „Korrespondent und Redakteur deutscher Blätter". Der Minister will mit niemand unhöflich sein in einem Land, wo man ihn mit so großen Rücksichten aufgenommen, und empfängt ihn eine Minute lang eben in dem Zimmer, wo man den Tisch für das Essen deckt, das heißt mitten unter hin und her gehenden Dienern.

Einige gewöhnliche Redensarten ohne Bedeutung, wie man sie gegenüber jemand braucht, der uns unbequem ist, um ihn auf höfliche Weise los zu werden, genügen diesem Herrn, einen Artikel zu veröffentlichen, der die Meinung erwecken könnte, er sei zum Bewahrer der Staatsgeheimnisse aufgestellt worden. Dieser Artikel, von dem wir erst in Rom Kenntnis erlangen, muß in förmlicher Weise dementirt werden. Es ist nichts in demselben wahr als die Thatsache, daß der Mann einen Augenblick die Ehre hatte, mit Crispi zu sprechen.

Wer hat doch den Reporter definirt als homo perfidus atque periculosus?

Essen und Abend ohne Zwischenfälle.

Dienstag 4. Oktober. — Der Minister feiert heute seinen achtundsechzigsten Geburtstag. Er führt auch den Namen des Heiligen, den die Kirche heute feiert, so daß heute ein doppelter Festtag für ihn ist.

In früher Morgenstunde kommen zwei persönliche Telegramme für Seine Excellenz an. Das eine von Friedrichsruh, das andere von Berlin. Das erste ist vom Fürsten und der Fürstin, das zweite vom Grafen von Bismarck; in den liebenswürdigsten Ausdrücken schicken sie dem Minister ihre Glückwünsche.

Abreise bei strömendem Regen, der den ganzen Tag nicht mehr aufhören wird.

Diese Reisetage sind interessant in ihrer Einförmigkeit. Man bleibt im Salon beisammen. Die Arbeit wechselt mit Lesen und Unterhaltung, an der der Minister oft teilnimmt und die er manchmal leitet. Die Mahlzeiten unterbrechen die Länge der Stunden.

Nach dem Diner, gegen achteinhalb Uhr, zieht sich der Minister zurück und der Salon verwandelt sich in ein Schlafzimmer.

Im Laufe des Abends zeigt sich an einem der Waggonräder ein Schaden, der uns für den Rest der Reise ein wenig beruhigendes Schwanken und Schaukeln verursacht. An jedem Haltort untersucht das Zugspersonal den Zustand der Räder, denn man fürchtet, der Waggon könne die Fahrt nicht fortsetzen.

Gegen acht Uhr früh Aufenthalt in Monza. Der Minister ist schon lange aufgestanden. Er befindet sich wunderbar wohl und empfindet nicht die geringste Müdigkeit von der Reise.

Durch ein Mißverständnis ist kein Hofwagen am Bahnhof. Seine Excellenz steigt in den ersten besten Wagen und begibt sich in die königliche Villa.

Der Rest des Tages wird in Mailand verbracht, wo der Minister im Familienkreise den Geburtstag seiner reizenden Tochter feiert. Am selben Abend noch Abfahrt nach Rom.

Zweite Reise nach Friedrichsruh.

16. August 1888. — Es ist nichts mit der Abfahrt. Im letzten Augenblick wird die Reise verschoben, man weiß nicht auf wann. Das Gerücht verbreitet sich, daß ein Telegramm aus Massaua mit ernsten Nachrichten angekommen sei. Das ist durchaus falsch; es ist wirklich ein Telegramm angekommen, aber es enthält nur einige neue Einzelheiten über die Affaire Saganeiti.

Einige sagen, der Minister sei nicht ganz wohl, aber sein Aussehen dementirt diese Vermutung.

Wie ich erfahre, wünscht der Minister Seine Majestät den König zu sehen, welcher sich gegenwärtig in den Bergen von Valdieri auf der Gemsen- und Steinbockjagd befindet, wo es ihm nicht leicht ist, einen Ort zur Zusammenkunft zu bestimmen.

17. August. — Ein Telegramm des ersten Feldadjutanten Seiner Majestät unterrichtet den Minister, daß der König ihn im Lager St. Anna von Valdieri empfangen wolle.

General Terzaghi wird sich, um ihn zu erwarten, morgen um fünf Uhr nachmittags in Borgo San Dalmasso einfinden und ihn zu den königlichen Zelten begleiten.

Sehr viel Leute auf dem Bahnhof. Ebensowenig als im vorigen Jahre ahnt man das wahre Reiseziel Seiner Excellenz. Eine sehr bekannte Dame der römischen Aristokratie, Gräfin von ..... geht im letzten Augenblick durch die Menge und steigt in den Zug.

18. August. — An der Riviera de Levante ist das Wetter am Morgen regnerisch und das Meer bewegt. Später heitert sich der Himmel auf.

Der Minister steigt in Genua aus, um am Buffet zu frühstücken. Der Präfekt und andere sind erschienen, um ihn zu begrüßen, und plaudern mit ihm.

Die Gräfin von ..... läßt dem Minister ein Billet übergeben: sie verlangt eine kurze Unterredung, indem sie sich, um ihn nicht zu derangiren, bereit erklärt, in seinen Waggon zu kommen. Der Minister läßt antworten, eine Dame dürfe sich nicht derangiren, er werde daher die Ehre haben, die Gräfin in ihrem Coupé zu besuchen.

Sampierdarena. Wir denken an jene merkwürdige Begegnung zurück, die hier vor einigen Monaten zwischen König Humbert und Friedrich III., der seit einigen Stunden Kaiser war, stattgefunden hatte. Wir sehen im Geiste jenen traurigen, grauen und regnerischen Tag wieder, der den Eindruck machte, als ob der Himmel Trauer angelegt hätte; damals tröstete man sich allerdings über den Regen mit dem Gedanken, daß derselbe den Staub niederschlage, der die Kehle des erhabenen Kranken hätte reizen können. Wir sehen wieder, wie der kaiserliche Zug mit den schweren Waggons herannaht, wie der König und sein Gefolge demselben entgegen gehen und dann die blasse, aber noch schöne und imponirende Figur Friedrichs erscheint, in kleiner Uniform, aufrecht in seinem Militärmantel, während der Bart und der Uniformkragen den Verband, der ihm

den Hals umschloß, und die furchtbare Wunde des Einschnittes verdeckten. In der Erinnerung an jene unvergeßlichen Augenblicke taucht natürlich die Gestalt des Helden von Weißenburg, vom Geisberg, von Wörth und von Reichshofen, die sich uns am tiefsten eingeprägt hat, in der größten Klarheit auf. Man wußte, daß seine Tage gezählt waren, er stieg nur auf den Thron, um auf demselben zu sterben. Er wußte es ohne Zweifel selbst, und trotz dieser düsteren Voraussicht, trotz seiner moralischen und physischen Leiden lächelte er dem Könige, seinem Freunde, zu, grüßte er militärisch diejenigen, welche zugelassen worden waren, ihm ihre Huldigungen darzubringen, und schrieb er für einen jeden einige liebenswürdige Worte auf Täfelchen, die man als kostbare Reliquien aufbewahrt ... Wir sehen wieder die beiden Herrscher, die sich bei der Abreise umarmen, und die Kaiserin Viktoria in ihren Trauerkleidern, die noch unter der Thüre des kaiserlichen Waggons mit dem König zu sprechen fortfährt, während hinter einem der aufgezogenen Fenster stehend, der Kaiser noch mit der Hand grüßte und am Nachbarfenster sich das feine und eckige Profil Sir Morell Mackenzies abzeichnete ...

Ach! Die traurigen Ahnungen von damals haben sich erfüllt, der Kaiser hat hundert Tage regiert und ist hingeschieden. Eine andere Regierung hat begonnen ...

An einer der folgenden Stationen steigt der Minister wieder in seinen Wagen. Steht es im Zusammenhang mit dem, was zwischen ihm und der schönen Reisenden gesprochen wurde? Wir wissen es nicht; aber das Gespräch fällt jetzt auf das Palais, das Crispi dem italienischen Parlament zur Verfügung stellen möchte — ein Palais, wo die beiden Kammern ihren Sitz haben könnten, was in vielen Fällen die parlamentarischen Arbeiten vereinfachen würde. Welches ist das beste Gebäude von Rom? Der Minister scheint sich für Magnanapoli entscheiden zu wollen.

(Schluß folgt.)



Ebenbürtig.

Eine Erzählung aus der Gegenwart.

Von

Margareta von Poschinger.

In dem Schlafwagen des Zuges, welcher abends den Anhalter Bahnhof in der Richtung nach Hof und Nürnberg verläßt, hatte kurz vor Weihnachten ein eleganter junger Mann Platz genommen. Er war von großer Statur, hatte dunkles Haar, edle Züge, einen kräftig entwickelten Schnurrbart und eine gesunde Gesichtsfarbe. Auch wenn sein in Uniform erschienener Bursche es nicht ver-

raten hätte, so hätte man schon aus der strammen Haltung und der Bewegung in dem augenscheinlich ungewohnten Zivil ersehen müssen, daß man es mit einem Offizier zu thun hatte, der den Urlaub benützte, um die Seinigen zu besuchen. Vor dem Wagen stand eine weibliche Begleiterin von seltener Schönheit und ausgesuchter Eleganz, die das Coupé nicht mit betrat, aber begierig die letzte Minute zu benützen schien, um den Abreisenden mit ihrer zarten Fürsorge zu bedenken.

„Hast Du jetzt alles, Eckbrecht? Ist das Kopfkissen, das ich Dir gebracht, schon im Wagen? Und hier, zum Abschied, nimm noch diese Rose! Noch ist sie in voller Pracht; aber schon in einer Stunde wird sie welken und Dir ein Bild geben von Deiner Charlotte, die ohne Dich, fern von Dir, auch absterben wird, bis Du, mein Teuerster, sie wieder durch Deine Gegenwart ins Leben zurückrufst.“

Er stieg noch einmal aus dem Wagen, um die letzten Minuten noch zu einem trauten Geflüster und letzten Händedrucke zu benützen.

„ . . . Und daß Du mir sogleich schreibst, sobald Du Deine Angriffskolonnen hast vorrücken lassen, und zwar alles, hörst Du! Doch hoffentlich nur Gutes! Und wenn Du wiederkehrst, telegraphirst Du mir Deine Ankunft, damit ich Dich an dieser Stelle wieder erwarten kann.“

Weiß Gott, in wie viel tausend Fragen sich die Zärtlichkeit der Dame noch erschöpft haben würde, hätte nicht der Schaffner mit rauher Stimme und mit dem gebieterischen „Bitte, einsteigen, meine Herrschaften! Der Zug geht diesen Moment ab!“ der Abschiedsscene ein Ende bereitet.

Ein letztes „Lebe wohl! Glückliche Reise!“ und der Zug setzte sich in Bewegung, mit ihm ein zierliches Spitzentaschentuch, mit dem die Zurückgebliebene unaufhörlich winkte, so lange der sich aus dem Fenster beugende Teure noch irgendwie in Sicht war.

Das Paar, das jetzt jede Minute mit fliegender Hast weiter trennte, war zu schön, als daß nicht die Perrongäste es betrachtet und sich ihre Gedanken darüber gemacht hätten. Geschwister, so räsonnirten dieselben, können es nicht sein, dafür war der Abschied zu zärtlich; Eheleute noch weniger, wie hätte sonst der obligate Abschiedskuß fehlen können! Also ein Liebespaar? Wohl gar aus der ersten Gesellschaft?

Gewiß! Warum soll ich's nicht gleich verraten, zumal es die Helden unserer Geschichte sind, die näher kennen zu lernen der Leser gewiß ein Recht hat.

Eckbrecht, Graf zu Ortenstein war der zweitgeborene Sohn eines bayerischen Standesherrn, der sich seinerseits vor etwa dreißig Jahren mit einer der reichsten schlesischen Erbtöchter, einer geborenen Gräfin Waldheim, verheiratet hatte. Die Ehe war keine besonders glückliche gewesen, indessen war sie von vier Kindern gesegnet, die nach dem Ableben des Grafen mit ihrer Mutter auf dem Familienstammschloß Holzing zwischen Augsburg und Donauwörth wohnten, welches Eckbrecht eben zum Zielpunkte seiner Reise gemacht hatte.

Eckbrecht war ursprünglich für den Zivildienst bestimmt. Deshalb bezog er

nach Absolvirung der Pagerie in München die dortige Hochschule, die er in einem späteren Semester mit Berlin vertauschte. Ausgerüstet mit den besten Empfehlungen und einem ausgiebigen Wechsel kam er dort alsbald in die Kreise der jüngeren Offizierswelt, welche den süddeutschen Landsmann bald völlig gefangen nahm und unschwer überzeugte, daß er für nichts weniger passe als für den gelehrten Beruf. An ihrer Seite sei sein Platz; je schneller er das corpus juris mit dem Pallasch vertausche, um so besser sei es. Eckbrecht ließ sich das nicht zu oft sagen; seine Liebe zur Wissenschaft war ohnedem nicht groß, und dank seiner Vorbildung und Protektion wurde es ihm ein Leichtes, in Jahr und Tag als wohlbestallter Lieutenant bei den Gardekürassieren einzutreten. — Eckbrechts Mutter war über diese Entwicklung nicht sonderlich erfreut; sie hätte ihn lieber später in die bayerische diplomatische Carrière eintreten sehen, vor allem aber zunächst noch näher der Familie gewünscht, während er jetzt in Berlin mit einem Schlage ihrem mütterlichen Einflusse fast ganz entrückt war. So ganz unrecht hatte das sorgsame Mutterherz wohl nicht. Eckbrecht wurde in Berlin bald in den Strudel des Lebens gezogen; im Winter verging fast kein Abend, an dem er nicht mehrfache Einladungen gehabt hatte; dazu kamen die Liebesmähler in den Kasernen, das Spielen in den Klubs, die Festlichkeiten bei Hof, die Soupers mit der Halbwelt, der Rennsport, der Tattersall: überall war er zur Stelle, stets die gleiche Heiterkeit und Lebenslust zur Schau tragend, — ein wahres Bild der Kraft und stets unternehmungslustiger Jugend.

So waren mehrere Jahre verflossen, ohne daß irgend etwas Entscheidendes in seinem Leben vorgekommen wäre, bis Amor eines Tages fand, daß es Zeit sei, gegen ihn einen seiner Pfeile zu richten und ihn mitten ins Herz zu verwunden. Es war auf dem Opernhausball; die Menge hatte sich bereits verlaufen, der Hof sich längst zurückgezogen, als Eckbrecht von einem Kameraden plötzlich auf eine dicht neben ihnen stehende reizende Frauengestalt aufmerksam gemacht wurde.

„Sieh hier! Charlotte Weißenfels vom Schauspielhaus, eine Flamme von mir. Gern möchte ich sie ansprechen. Willst Du mir etwas als Elefant dienen? Zum Lohne will ich Dich vorstellen, paßt es?"

Eckbrecht ging auf den Handel, bei dem er nur gewinnen konnte, bereitwillig ein, und er hatte es nicht zu bereuen, denn der Kamerad war bald durch eine andere Schöne abgezogen. So kam es, daß Eckbrecht einen großen Teil des Abends in Gesellschaft der gefeierten Künstlerin allein verbringen konnte.

Welch' mächtigen Eindruck Charlotte auf ihren galanten Ritter ausübte, ist schwer zu beschreiben. Es war eine Leidenschaft, die sofort den ganzen Mann entflammte und die wie ein Blitz einschlug. Ein Wunder war es wahrlich nicht, denn Charlotte hatte es verstanden, unter den Hunderten gefeierter Ballschönheiten noch hervorzutreten; man konnte sich keine geschmackvollere und reichere Gesellschaftstoilette denken, keine edlere, vollendetere Gestalt, kein Antlitz von größerem Liebreiz und klassischeren Zügen. Und dazu noch jener Geist und jener undefinirbare Zauber, wie er nun einmal nur von einer Schauspielerin oder sonstigen

Künstlerin ausgeht. Charlotte Weißenfels gehörte erst seit einigen Monaten dem königlichen Schauspielhause als erste jugendliche Liebhaberin an; aber trotz dieser kurzen Zeit hatte sie es verstanden, sich eine förmliche Gemeinde zu bilden, die auf sie schwur und sie bei jeder neuen Rolle mit Huldigungen aller Art überschüttete. Ihr Ruf war unantastbar und es verlautete, sie habe nur um deswillen die Dresdener Hofbühne verlassen, um den Nachstellungen eines sich in den höchsten Kreisen bewegenden Lebemannes gegenüber ein für allemal eine Schranke zu errichten.

In den folgenden Tagen stand Eckbrecht noch ganz unter dem Einflusse der neuen Bekanntschaft; gern hätte er derselben alsbald seine Aufwartung gemacht, aber er zögerte und hatte außerdem den Kopf voll anderer Gedanken: dagegen verging kein Tag, an dem er nicht den Theaterzettel des Schauspielhauses verfolgte, und als derselbe ihm endlich das Auftreten Charlottens verkündete, bestellte er einen Korb mit prachtvollen Marschall Niel-Rosen, die sie ihm jüngst als ihre Lieblingsblume verraten hatte, und ließ ihn in der Garderobe der Künstlerin abgeben zugleich mit seiner Visitenkarte, worauf er nur die Worte setzte: „Legt diese Blumen und sich selbst zu Ihren Füßen".

Eckbrecht selbst ging in die Prosceniumsloge und suchte von dort zu erforschen, ob Charlotte den Spender der Aufmerksamkeit wohl eines Blickes würdigen möchte. Man gab ein französisches Konversationsstück, und die Rolle ließ es zu, daß Charlotte im letzten Akte, wo sie im Ballkleide erschien, ihre Brust mit Blumen schmückte. Wie schlug Eckbrecht das Herz, als er die von ihm ausgesuchten Rosen zu dieser Ausschmückung verwendet sah. Ein weiteres Zeichen, wie dieselbe seine Aufmerksamkeit entgegennahm, vermochte er aber nicht zu entdecken; nur schien es ihm, als ob beim letzten Hervorrufe ihre von frohem Lächeln begleitete Dankesverbeugung die Prosceniumsloge besonders berücksichtige, worin im Grunde nichts Auffälliges lag, da doch gerade von dieser Seite aus ein lebhafter und nachhaltiger Applaus ausgegangen war.

Am folgenden Tage faßte sich Eckbrecht ein Herz und ließ sich in der Nachmittagstunde bei Charlotten melden; sein Besuch schien nicht unerwartet. Charlotte bewohnte im Westen Berlins in einem Villengebäude die erste Etage, die aber in ihrer Ausstattung alles eher verriet als die Wohnung einer sogenannten Theaterprinzessin. Nichts von Flitterzeug, den obligaten Kränzen, lauschigen Ecken — alles machte einen soliden und vornehmen Eindruck und paßte ganz zu der Herrin, die ihren Gast in einem enganliegenden schwarzseidenen Kleide empfing, das ihr einen einfachen, aber aristokratischen Charakter zu verleihen schien. Nichts Kompliziertes, nichts Gemachtes lag in ihrem Wesen, alles atmete natürliche Frische, Geist und würdevolle Zurückhaltung. Das Gespräch hatte bald die oberflächlichen Anknüpfungspunkte verlassen und eröffnete Eckbrecht einen Blick in das tägliche Leben und Treiben seines schönen vis-à-vis. Für Zerstreuungen schien da wenig Platz zu sein, die Kunst und ihr Beruf füllten ihr ganzes Dasein aus. Ihr Sinn war merkwürdigerweise auf das Häusliche, auf das Innere gerichtet; das Auftreten auf der Bühne schien ihr nicht einmal die

Hauptsache. Viel wichtiger deuchte es ihr, die Charaktere, wie sie uns die Dichter hingestellt, zu ergründen, und darin lag vielleicht der Schlüssel zu dem beispiellosen Eindruck, welchen Charlotte auf den Zuhörer hervorzubringen vermochte. Jede ihrer Rollen, die kleinste nicht ausgenommen, hatte sie zu einem Kunstwerk herauszuarbeiten verstanden. Es war eine wahre Priesterin der Kunst.

Bei diesem ersten Besuche blieb es nicht. Eckbrecht fühlte sich mit immer stärkeren Banden zu dem seltenen Mädchen hingezogen; es verging kein Spieltag, an dem er nicht in die Prosceniumsloge sie zu sehen gekommen war; sie war bald sein erster und letzter Gedanke. Der Dienst fing ihm an, ein lästiger Ballast zu werden; sein ganzes Sinnen und Trachten ging schließlich nur darauf hinaus, um Charlotten zu sein und unter dem Duft ihrer Atmosphäre zu weilen. Schon fingen die Kameraden an, ihn mit seiner neuen „Eroberung“ zu necken; die Salons, in denen er früher ein täglicher Gast gewesen war, existirten für ihn nicht mehr, dagegen füllte sich seine Bibliothek mit allerlei ernsten Büchern; zu Dichtungen, die er früher kaum dem Namen nach gekannt, wurden Kommentare angeschafft — alles um dem geistigen Fluge Charlottens doch um etwas besser folgen zu können und nicht gar so ungebildet zu erscheinen, wie er sich ihr gegenüber jedesmal vorkam.

Kein Zweifel, daß Charlotte die Liebesbewerbung ihres Ritters mit gefälligem Auge beobachtete. Von ihren früheren Engagements war ihr der Ruf so ausgesprochener Sprödigkeit vorausgegangen, daß Eckbrecht buchstäblich der erste Mann war, der sich in Berlin ihr zu nähern gewagt hatte. Seine schöne, jugendliche Gestalt, sein chevaleresker Sinn und die Stetigkeit seiner Hingebung konnten schließlich des Eindruckes nicht verfehlen.

Ueber ihre Herkunft vermochte aber Eckbrecht nichts herauszubekommen. Zweimal hatte er es versucht, ihren Familienverbindungen nachzuforschen, beidemale erhielt er eine ausweichende Antwort. Sie stamme aus einer kleinen Stadt in Oesterreichisch-Schlesien, die Mutter sei bei ihrer Geburt gestorben, der Vater, stets auf Reisen, habe sie in frühester Jugend seinem Freunde, einem Notar in Gotha, anvertraut, der dann ihre Erziehung geleitet, und als er Talent für das Schauspiel entdeckte, sie in dem benachbarten Meiningen zur Bühne habe ausbilden lassen. Mehr war nicht herauszubringen, und Eckbrecht hütete sich fortan, einen Schleier heben zu wollen, der mit so bestimmter Absicht vor seine Augen gezogen war. Was lag ihm auch an ihrer Herkunft? Und wenn sie von Bettlern stammte, so mußte sie die Seine werden, darüber war er sich bald klar, sein für immer, sein rechtmäßig angetrautes Weib. Ueber die Vorurteile der Welt wollte er sich schon hinwegsetzen, wenn er nur erst ihrer Liebe und ihres Entschlusses versichert war, ihr Leben fortan mit ihm zu teilen. Eigentümlich war, daß er all seinen Mut zusammennehmen mußte, um mit Charlotte gerade über diesen Punkt in das Reine zu kommen. Eine Standesgenossin um ihre Hand zu bitten, wäre ihm eine federleichte Sache gewesen; Charlotten gegenüber fühlte er aber immer eine gewisse heilige Scheu, er fühlte ihre geistige Ueberlegenheit, ihre Herrschaft über ihn beruhte bei all ihrer verführerischen Schön-

heit nicht auf den Sinnen, sondern auf dem Geistigen. Als er ihr eines Abends nach der Aufführung von Kabale und Liebe seine Pläne gestand und um ihre Hand bat, fiel Charlotte ihm um den Hals, und die einzigen Worte, die sie zuerst zu stammeln vermochte, lauteten: „Solch' ein Glück! Geliebter! Nein, solch' ein Glück; es ist zu groß, daß ich es fassen kann. Wenn ich mir nur den Neid der Götter nicht zuziehe!"

„So schweig denn lieber," versetzte Eckbrecht, indem er sie küssend in die Arme schloß, „ich will Dir den Mund schon verschließen, damit die da oben nicht eifersüchtig werden."

So ganz ungetrübt blieb ohnedem das Glück nicht; zwar war Eckbrecht als Besitzer des von seinem Vater ererbten Allodialvermögens sein freier, unabhängiger Herr, indessen lebte doch ein so ausgeprägter Familiensinn in ihm, daß er nie daran gedacht hätte, eine eheliche Verbindung heimlich und ohne die Einwilligung seiner Mutter einzugehen. Diese letztere zu erreichen war seine nächste Sorge und der Zweck der Reise, die wir ihn am Anhalter Bahnhofe antreten sahen. —

Am andern Nachmittag um fünf Uhr traf Eckbrecht in Donauwörth ein: noch eine halbe Stunde, und er war auf der dem Stammschlosse zunächst gelegenen Station Holzing angekommen, wo er von einem jungen Mädchen, das die kleidsame Tracht der Damen des adeligen Stiftes in München trug, seiner gleichfalls eben „auf Ferien" befindlichen jüngsten Schwester Marie, erwartet wurde. Es war ein entzückendes Kind von fünfzehn Jahren, das ihn stürmisch umarmte und auf der kurzen Fahrt ins Schloß schon mit all den Leiden und Freuden bekannt machte, die sie im adeligen Institut durchgemacht hatte. Oben an der Treppe des Schlosses harrten seiner die übrigen Bewohner desselben, seine Mutter, der älteste Bruder, der Majoratsherr, welcher seit Jahren mit einer Dame von altem Geschlechte — sagen wir es ohne weiteres — eine Konvenienzheirat eingegangen war, die ältere Schwester Magdalena und Maries neue Erzieherin, Miß Hudson. Da die Essenzeit nahe bevorstand, so war die erste Begrüßung nur eine kurze; Eckbrecht hatte vollauf zu thun, den Staub von den Füßen zu schütteln und sich für das Diner umzukleiden, das ohnedem die ganze Familie wieder vereinigen sollte. Er eilte in sein eine Treppe höher gelegenes altes Wohnzimmer mit dem Versprechen, in spätestens zehn Minuten, nachdem er sich etwas umgekleidet hätte, im Speisesaale zu erscheinen.

Eckbrecht hatte bisher den Seinigen brieflich auch nicht mit einem Worte eine Andeutung von seiner Bekanntschaft mit Charlotte und von seinen sich daran knüpfenden Absichten gemacht; indessen hatte seine Mutter durch ihre in Berlin lebenden Freunde wenigstens davon schon eine Kunde erhalten, daß Eckbrecht in neuerer Zeit selbst in den Salons seiner aus Schlesien stammenden Verwandten sich kaum mehr sehen ließ, und daß man in den Kreisen seiner Kameraden von einem Verhältnis desselben mit einer Schauspielerin spreche, das ihn ganz zu absorbiren scheine. Diese geringen Andeutungen hatten genügt, die Gräfin etwas besorgt zu machen, und sie hatte sich vorgenommen, Eckbrecht während der Weih-

nachtszeit einmal gründlich zu warnen und ihm vorzustellen, wie es jetzt Zeit sei, sich aus Netzen zurückzuziehen, die es nach ihrer Annahme — denn an etwas Schlimmeres dachte sie noch nicht — nur auf sein Portemonnaie abgesehen hätten.

Der Umstand, daß beide Teile ihre Hintergedanken hatten, deren Aussprache sie für einen günstigeren Zeitpunkt sich vorbehielten, lag wie ein Alp auf Eckbrechts Eintritt in das Vaterhaus. Beim Eintritt in den großen Speisesaal beschlich ihn denn auch eine früher nie empfundene Stimmung. Der weite, wenig comfortable Raum machte auf ihn einen eisigen Eindruck. Von den Wänden lächelten ihn nicht freundliche Stillleben, anmutige Frucht- und Tierstücke an, wie er sie in den Berliner Speisezimmern gewohnt war. Statt dessen stand er unter dem Drucke finsterer Ahnenbilder; gerade ihm gegenüber hing das Bild seines Vaters in der kleidsamen Tracht der Georgiritter, der das strenge Auge gerade auf ihn gerichtet hatte, welches zu sagen schien: „Vergiß nie, daß Du Graf Ortenstein bist, ein Sprosse jenes Geschlechts, in dem der Buchstabe eines eisernen Hausgesetzes die Sprößlinge gezwungen hat, stets nach oben zu streben und den Glanz ihres Hauses zu mehren."

Die Tischgesellschaft war äußerlich heiter, und doch fehlte die rechte Stimmung. Schwesterchen Marie fragte, als ein Engel durch das Zimmer flog: „Und bringst Du denn gar keine Neuigkeiten aus Berlin mit? Hat sich von unseren dortigen Cousinen nicht eine verlobt? Kein Duell, gar nichts Romantisches?"

„Und Du selbst?" fuhr die Gräfin fort, „gibt es denn keine Berlinerin, die es fertig gebracht hätte, Dich zu erobern?"

„O ja," erwiderte Eckbrecht, „es gibt eine ganze Zahl, die auf meine Güter spekulirt. Erst dieser Tage noch begegnete ich einer spekulativen Mutter, die mich für ihre Tochter mit der Aussicht ködern wollte, mich später durch ihre mannigfachen hohen Beziehungen in die Diplomatie des Reiches zu bringen. Das fehlte gerade noch — ein Diplomat, ich, der ich mich selbst nicht belügen kann, geschweige denn andere. Ich bin ein Naturkind und liebe die Freiheit!"

„Naturkind!" rief die ältere Schwester Magdalena, „Du bist ja der reine Idealist geworden; eine solche Gelegenheit würde ich doch benützen, um einmal Gesandter zu werden."

„Ja," warf Eckbrecht ein, „um wirklich einmal in Japan oder China abzusterben, dem Vaterland entfremdet, die Güter zerrüttet, und an allen Enden bestohlen — das ist doch das Los der meisten, die ihr Leben im Auslande zubringen müssen. Ich habe über alles im Leben meine eigenen Ansichten, vor allem über die Ehe."

„Nun, ereifere Dich nicht," sagte die Gräfin, „wir haben Dir ja weder einen diplomatischen Posten noch eine Frau proponirt. Du bist doch kaum siebenundzwanzig Jahre alt; mit etwas mehr Erfahrung wirst Du vielleicht anders denken," womit das Gespräch sich anderen Gegenständen zuwandte.

Beiden Teilen erschien es geratener, den ersten Abend des Zusammenseins nicht durch ernste Erörterungen zu verdüstern. Als aber am folgenden Tage nach dem Diner sich die Gräfin in ihr Arbeitszimmer zurückgezogen hatte, da

glaubte Eckbrecht den richtigen Moment gekommen, um seine Mutter auf das Kommende vorzubereiten.

Die Gräfin Ortenstein, die sich jetzt ihrem Schreibtisch näherte, um einen flüchtigen Blick auf die Abendpost zu werfen, war eine Dame, die sich auf das Geschäftliche sehr wohl verstand; hatte sie doch nach dem Tode ihres Gatten den gesamten Besitz, soweit er nicht bereits infolge des Majorats auf den ältesten Sohn übergegangen war, in eigene Verwaltung genommen. Sie selbst besaß in Schlesien vier freie Erbgüter, die sie nach ihrem Tode ihrem Lieblingssohne Eckbrecht zugedacht hatte. Er war ihr größter Stolz; seine schöne Erscheinung, sein gewinnendes Wesen und sein weicher Sinn hatten das Mutterherz gänzlich gefangen genommen. Er war ihr gegenüber stets die Rücksicht und die Aufmerksamkeit selbst, während Franz, der erstgeborene Sohn, schon frühzeitig und namentlich seit seiner reichen Verheiratung einen gewissen Unabhängigkeitssinn zur Schau getragen hatte, der ab und zu fast einen verletzenden Charakter anzunehmen drohte. Das Zimmer der Gräfin atmete im Gegensatz zu dem Speisesaal einen größeren Comfort; alles war reich, gediegen, echt. Dem Schreibtisch gegenüber stand eine kostbare, mit Elfenbein eingelegte Bouleuhr, die Wände waren mit alten seidenen Stoffen bedeckt und darauf hingen auserlesene Meisterwerke der französischen Schule, ansprechende Landschaften, außerdem zwei beherrschende Porträts. Das eine stellte einen Ahnherrn der Grafen Ortenstein dar, welcher unter Kaiser Karl V. gefochten und für seine Verdienste um den Thron mit der Grafenwürde ausgezeichnet worden war; das andere war ihr Großvater, Graf Waldheim, der im siebenjährigen Kriege unter Friedrich dem Großen den Glanz und Reichtum seines uralten Geschlechtes begründet hatte. In beiden Linien war, so weit Menschengedenken reichte, keine Mesalliance vorgekommen.

Während die Gräfin mit den auf dem Schreibtisch zerstreuten Papieren sich zu schaffen machte, trat Eckbrecht ein. Er setzte sich auf die Chaiselongue seiner Mutter gegenüber und begann nach einigem Zögern ohne weitere Vorbereitung:

„Liebe Mama, ich habe etwas auf dem Herzen, was ich Dir nicht länger vorenthalten kann noch will. Du wirst es wohl ahnen, was mich in Berlin so lange von euch zurückgehalten hat. Was soll ich Dich lange mit Zweideutigkeiten martern. Ich liebe, liebe ein Wesen mit jener Allgewalt der Leidenschaft, die kein Hindernis kennt, das mich noch in meinen Entschließungen irre machen könnte. Freilich stammt meine Angebetete nicht aus unserer Sphäre; sie ist aber geadelt durch die Kunst, die Lauterkeit ihres Charakters und die Hoheit ihrer Gesinnung. Sie ist überhaupt ein Mädchen, so vollkommen, wie ich es nie gekannt, ja nicht für möglich erachtet hätte, und ich kam hierher, um Deine Zustimmung mir zu erflehen, sie als meine Gattin heimführen zu dürfen."

Während Eckbrecht mit tief gerötetem Antlitz sprach, ließ er kein Auge von den sich verfinsternden Gesichtszügen seiner Mutter, als wollte er, noch bevor sie gesprochen, das Urteil lesen, das ihre Lippen demnächst verkündigen würden.

„Also das muß auch noch über mich kommen am Abend meines Lebens,"

hub sie an, indem sie nach seinen beiden Händen griff, als wollte sie den Sohn fester an sich ziehen, „ich ahnte es schon längst, daß es etwas Ungewöhnliches sein müsse, was Dich so lange von Holzing fernhalten, Dir die Deinen fast vergessen machen konnte. Ich wußte, daß schwere Herzenskämpfe Dich von dem Mutterherzen zurückhielten. Ich beklage diesen Unglücksfall, ich beweine ihn, ich werde diejenige sein, die Dich tröstet — eine Mesalliance darf aber, so lange ich lebe und das Oberhaupt der Familie vorstelle, niemals geschehen. Habe Kraft, Eckbrecht! Sei ein Mann; blick auf die Ahnen, die ihr vorwurfsvolles Auge auf Dich heften; sei wieder Du selbst, sei der würdige Sprosse der Ortenstein. Den harten, dornenvollen Weg, den die Pflicht Dir jetzt vorzeichnet, auch ich habe ihn dereinst gehen müssen. Oder glaubst Du, daß ich, die Gräfin Waldheim, ein blühendes, von allen angebetetes Mädchen, einem fünfzigjährigen Ortenstein aus Liebe die Hand gereicht habe? Als siebenzehnjähriges Mädchen habe ich in Breslau mit aller Leidenschaft einen Künstler geliebt und habe ihm entsagt; es war auch kein Unwürdiger, kein dahergelaufener Musikant, nein, Szerny war es, der einzige, unsterbliche Schüler Beethovens. Als ich dann mit dreiunddreißig Jahren Witwe wurde, traten nicht minder schwere Versuchungen an mich heran; aber jeder unerlaubte Gedanke mußte vor meinem Stolze, vor meinem Pflichtgefühl unterliegen. Noblesse oblige! Ich trug eine Märtyrerkrone — nicht meinethalben — nein, für euch Kinder und für diejenigen, von denen ich dies Schloß ererbt. Du wirst Deiner Mutter nicht unwert sein können. Teures Kind, brich Deiner alten Mutter nicht das Herz, verkümmere ihr nicht die letzten Tage! Dein Bruder Franz hat keine Erben; auf Deinem Kopfe ruht unser unbefleckter Name, um den uns Fürsten beneiden. Auf Deine Schultern fällt einmal der ganze gebundene und freie Besitz; im Falle einer Ehe mit einer Unebenbürtigen würden die Millionen mühsam vereinten Besitzes an eine uns fremde, ja feindselig gegenüberstehende Linie übergehen. Ich müßte Dich, ja schon der Gedanke macht mich wahnsinnig, enterben und würde lieber mein letztes Allodialgut — Du weißt doch, Du sollst sie dereinst alle erben — meinen Töchtern verschreiben, als gestatten, daß Du darauf mit einer Schauspielerin — nicht wahr, das ist sie doch — ein entehrtes Dasein führst!"

In diesem Augenblicke trat die ältere Schwester Magdalena, die schon den Schluß des erhitzten Zwiegesprächs unter der Thüre belauscht hatte, näher.

„Sie wird vielleicht," bemerkte schnippisch das ältliche, abgezehrte Mädchen, „mit Dir ebenso Komödie spielen als auf der Bühne."

„Schweig!" unterbrach sie Eckbrecht, „sie hat erst vor sechs Monaten in Dresden einen sächsischen Grafen Velberg ausgeschlagen, den Du mit Handkuß genommen hättest. Es steht Dir überhaupt nicht zu, Dich in diese Angelegenheit zu mischen."

„Wohl habe auch ich mitzusprechen und werde mir den Mund nicht verstopfen lassen. Du schneidest ja mir und Marie jede Zukunft ab. Welcher Edelmann heiratet denn die Schwester eines Mannes, der sich mit Komödiantenblut gemischt hat?"

Während Eckbrecht, außer sich vor Entrüstung, dem Naseweis die Antwort nicht schuldig blieb, traten auch Franz, seine Frau, Marie und die Engländerin in das Zimmer, so daß die Versammlung jetzt ganz den Charakter eines Familienrats annahm.

„Es handelt sich“ — so fiel Magdalena sogleich ein — „um Eckbrechts Verheiratung mit einer Schauspielerin. Begeht er diese unglaubliche Thorheit, so existirt er für mich nicht mehr. Ich bin dann um einen Bruder ärmer. Was meinst Du, Franz, zu dieser Geschichte?“

„Ein Mensch,“ entgegnete dieser, „der einer solchen unüberlegten Handlung, nennen wir es doch gleich beim rechten Namen, einer solchen Dummheit und Rücksichtslosigkeit fähig ist, gehört unter Kuratel gestellt.“

Wie ein ins Herz Getroffener fuhr Eckbrecht jetzt auf, mit geballter Faust den Bruder von Kopf bis zu den Füßen messend: „Ich verbitte mir derartige Beleidigungen. Wärst Du nicht mein Bruder, so würde ich eine andere Form der Zurechtweisung wählen!“

Die Gräfin, außer sich vor Schrecken, erhob sich jetzt schnell von ihrem Schreibtisch, trat zwischen die erhitzten Brüder und sagte mit dem ihr sonst eigenen besänftigenden Tone: „Laßt jetzt Eckbrecht! Ich beklage auf das tiefste meinen armen Sohn; ich würdige die Bitterkeit seiner Lage; ich bedaure auch das Mädchen, das sich in ihrer Neigung so hoch vergriffen hat. So lange ich lebe, wird aber die Heirat von mir nicht sanktionirt, und ich bin fest davon überzeugt, daß mein Sohn mir dereinst meine Willensfestigkeit danken wird.“

Damit verließ sie mit gravitätischem Schritt das Gemach, nachdem ihr vorher noch jedes der Kinder die Wange geküßt hatte. Auch Eckbrecht hatte sich kurz empfohlen, so daß nur noch die Geschwister und Miß Hudson zurückblieben.

Marie blickte ihrem jüngsten Bruder mitleidsvoll nach: „Es ist recht unrecht, Franz, daß Du so schroff gegen Eckbrecht aufgetreten bist. Du treibst ihn mit Deiner Haltung ja gerade in die Arme der Künstlerin. Eckbrecht ist ein Mann, dem alle Frauen zu Füßen liegen. Warum sollte das Mädchen ihn nicht wirklich lieben? An eine Unwerte hat er sein Herz ganz sicher nicht verschenkt. Dafür kenne ich meinen Bruder!“

„Das sind also,“ erwiderte Franz, mit der Hand auf Miß Hudson weisend, „die Früchte Deiner englischen Erziehung! Du bist also auch schon vom Liberalismus angesteckt?“

„Shameful!“ erklang eine Stimme im Hintergrund. „Kommen Sie, Mary, mit mir auf Ihr Zimmer,“ setzte Miß Hudson hinzu, „es ist Zeit, zur Ruhe zu gehen. Good evening!“ Und ein verletztes, steifes Kompliment Franz und Magdalena machend, verließ sie das Zimmer. Damit löste sich überhaupt die Gesellschaft auf.

Aeußerlich wurde es im Schlosse bald ruhig; in den Gemütern seiner Bewohner hatte aber seit dem Tode des alten Grafen kein solcher Sturm getobt als an diesem Abend. Es war seit der aufgeregten Scene bereits eine halbe Stunde verflossen und Eckbrecht war eben beim Ordnen alter Familienpapiere

begriffen, als es plötzlich an seine Thür klopfte. Marie war es, die leisen Trittes herangeschlichen war, um ihren Bruder nach all dem Vorgefallenen noch etwas zu trösten. Sie fiel ihm, das Auge voll Thränen, um den Hals, und sein schwarzes, welliges Haar streichelnd, sagte sie: „Wenn Dich alles verläßt, geliebter Bruder, ich werde stets zu Dir halten. Prüfe Dich aber, ehe Du mit den anderen, die Du jetzt kennen gelernt hast, auf immer brichst. Du kannst Dir doch alles noch überlegen. Wenn sie Dich wirklich liebt, so wird sie Dir doch das Opfer kurzer Fristgewährung nicht versagen."

Eckbrecht hielt seine Schwester für zu unerfahren, um sich mit ihr ganz aussprechen zu können; er fühlte aber, daß ihr kindlicher Geist nicht so ganz unrecht hatte.

„Glaub mir, Marie, sie ist eurer nicht unwürdig; im übrigen laß mich nur sorgen; es wird nichts übereilt. Jetzt aber gehe schlafen, morgen wollen wir uns wieder sprechen. Gut Nacht!" und damit drängte er sie sanft zur Thüre hinaus, noch auf der Schwelle sie auf die Stirne küssend und ihr wehmütig nachblickend, bis ihr Schatten auf dem langen Korridor verschwand.

Seine weiteren Entschlüsse waren jetzt rasch gefaßt. Der Mutter stolzer Sinn war ihm zu bekannt, als daß er hoffen durfte, durch fernere Ueberredung auf denselben einwirken zu können. Hier war nichts mehr zu suchen, nichts mehr zu hoffen. Bei dem aufgeregten Wesen seines Bruders konnte außerdem seine längere Anwesenheit nur dazu beitragen, die Kluft, die ihn jetzt schon von den Seinen trennte, noch zu vertiefen. Das Beste war, noch heute zu packen und morgen mit dem um halb sieben Uhr abfahrenden Berliner Schnellzug die ihm ohnehin fremd gewordene Heimat zu verlassen — nichts zurücklassend als ein paar Zeilen an seine Mutter, worin er sie bat, die abschiedslose Reise mit seiner trostlosen Stimmung zu entschuldigen. „Vertraue im übrigen," so schloß er die Zeilen, „auf den gesunden Sinn Deines Sohnes, der die Berliner Devise ‚Ruhig Blut' zu oft gehört und anderen empfohlen hat, um sich selbst über dieselbe hinwegzusetzen."

Eckbrecht kam in der Mitternachtsstunde in Berlin an; er hatte sich wohl gehütet, Charlotten die Ankunftsstunde zu telegraphiren. Schlimme Nachrichten kommen noch immer zu früh. Als dieselbe am kommenden Tage bei der Rückkehr von der Probe gemeldet bekam, daß der „Herr Lieutenant" schon seit einer halben Stunde sie erwarte, eilte sie, im Hut, den Schirm in der einen, eine Rolle in der andern Hand haltend, in den Salon.

Eckbrechts verstörtes Gesicht ließ sie bald ahnen, daß sich die auf die Reise gestützten Erwartungen nicht erfüllt hatten; nur schrittweise, mit tiefster innerer Erregung kämpfend und die erlebten häßlichen Details möglichst verschleiernd, setzte er Charlotte von der Sachlage in Kenntnis.

„Jetzt weißt Du alles, und jetzt ist es an Dir, zu beweisen, daß Deine Liebe zu mir auch vor den schwersten Kämpfen nicht zurückschreckt. Meine Vermögensverhältnisse sind derart, daß ich mit meiner Familie vollständig brechen kann und noch immer ein Auskommen habe, das uns beiden eine freie, sorgenlose

Zukunft gewährt. Wir verlassen beide den Dienst, heiraten und schlagen unsere Zelte da auf, wo der Himmel unserer Liebe lächelt, in Italien, das wir beide noch nicht kennen, und dessen Studium uns Jahre beschäftigen wird. Für das weitere wird der liebe Herrgott schon sorgen."

„Gemach, Geliebter!" wandte Charlotte ein, „Du weißt, daß ich Dir, nur Dir angehöre, bis mich der kühle Rasen deckt. Aber nie werde ich zugeben, daß Du meinethalben mit Deiner Mutter, dem Teuersten, was ein Kind besitzt, brichst. Erhoffe alles von der Zeit! Inzwischen prüfe Dich, prüfe vor allem auch mich. Unsere Ehe würde jetzt nur mit den schwersten Opfern geschlossen werden können, die den Keim zur Reue in sich schlössen. Ein Mutterherz, das ich in meiner Jugend leider so sehr entbehrte, möchte ich von meinem geliebten Manne nicht trennen. So ein egoistisches Vorgehen von meiner Seite könnte uns keinen Segen eintragen. Das weißt Du doch, daß die Kunst, wiewohl sie mir doch das Elternhaus ersetzen muß, mich nicht zurückhält, Dir zu folgen. Denke und handle groß, Eckbrecht. Unser Glück soll auf Edelmut basirt sein. Wir wollen die Deinen durch unsere Haltung zwingen, uns schließlich ihre Zustimmung zu geben. In der Zwischenzeit wollen wir die alten Freunde bleiben; ich werde Dein Stolz, Du wirst die Stütze sein, auf der ich stets neue künstlerische Schaffenskraft erlange, die Leiter, auf der ich zu immer größerem Ruhme emporsteige. Was ist im Leben für zwei Menschen von unserer Jugend ein Jahr des Abwartens?"

Was war gegen eine solche Beredsamkeit aus so schönem Munde einzuwenden? Maries Kindermund hatte im Grunde dieselbe Weisheit verkündet. Ja, gewiß war es das Richtige, keinen unüberlegten Schritt zu begehen, und die Zeit wirken zu lassen. Das Unerträgliche war Eckbrecht nur unter den gegenwärtigen Verhältnissen der gemeinsame längere Aufenthalt in Berlin. Charlotte hatte gut predigen: „Heiße Liebe stillt heiße Triebe." — Und dann die Gefahr, durch sein vieles Gesehenwerden um die Künstlerin gerade ihren Ruf zu gefährden, dem bösen Klatsch Thür und Thor zu öffnen und schließlich unfreiwillig gerade denen, welche die Ehe zu hintertreiben hofften, Wasser auf die Mühle zu gießen. Viel besser schon eine kurze Zeit der Trennung, die gleichzeitig die Feuerprobe für ihre wahre und unabänderliche Liebe geben würde. Wie ein Blitz durchfuhr ihn die Erinnerung an ein Zirkular des Kriegsministers, das vor wenigen Wochen in den Regimentern die Runde gemacht hatte, worin jüngeren Offizieren unter günstigen Bedingungen und mit dem Rechte des späteren Rücktritts in die Armee der Eintritt in die kaiserliche Schutztruppe in Ostafrika angeboten wurde. — In der That, das war eine Gelegenheit wie keine zweite, die Hand, die ihm ein gütiges Geschick entgegenstreckte und die er nur zu ergreifen brauchte, um nebenbei noch für seinen jugendlichen Thatendrang und seine glühende Reiselust eine Befriedigung zu erlangen.

Noch am selben Tage sprach Eckbrecht im Kriegsministerium vor, setzte dann noch alle Hebel im Militärkabinet in Bewegung und hatte die Genugthuung, schon nach Verlauf von einigen Wochen die Bestallung als Offizier der Schutztruppe

in Händen zu haben, zugleich mit der Weisung, mit dem nächsten Postdampfer ab Neapel nach dem Sitze unseres Gouverneurs in Ostafrika sich einzuschiffen.

Eckbrecht hatte Charlotten sein Vorhaben bis zum letzten Tage verschwiegen. Was sollte er ihr die letzten Stunden unnütz verdunkeln, zumal sein Entschluß doch ein unabänderlicher war. Als er ihr am Tage vor der Abreise die traurige Botschaft überbrachte, war sie mehr als niedergeschmettert. Minutenlang versagte ihr die Sprache; erst allmälich löste sich ihr Schmerz in eine Flut von Thränen auf. Daß Eckbrecht eine so schwerwiegende Entschließung — im Grunde doch ihrethalben — ohne ihre Einwilligung, ja auch nur ohne eine Andeutung gefaßt hatte, konnte sie ihm nicht verzeihen. Alle Trostgründe Eckbrechts, in Jahr und Tag sei er wieder zurück, das Argument, sie selbst trage ja die Schuld der Trennung, da sie seinem Wunsche nach einer sofortigen ehelichen Verbindung hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt habe, nichts wollte verfangen. „Alles gut," sagte sie, „aber daß Du Dich überhaupt auf so lange von mir zu trennen vermöchtest — das habe ich nicht für möglich gehalten. Ich selbst hätte mir alles auferlegen können, nur ein Opfer hätte meine Liebe zu Dir nicht bringen können, das der Trennung. Ja, wenn Du eine andere Garnison im Lande aufgesucht hättest, schon das wäre ein Schlag gewesen, aber Meere zwischen uns, ich darf gar nicht daran denken."

Am folgenden Abende benützte Eckbrecht zur Reise über München, Verona, Neapel genau denselben Zug, der ihn vor sechs Wochen in seine Heimat entführt hatte. Wieder folgte ihm der Bursche, der in zwei riesige Koffer die ganze militärische Ausrüstung gepackt hatte. Wiederum folgte eine durch ihre Schönheit die Augen aller auf sich ziehende Frauengestalt, ganz in Schwarz gehüllt, in der einen Hand, die sie diesesmal in den Arm ihres Zukünftigen gelegt hatte, ein Bouquet mit Marschall Niel-Rosen, in der rechten ein kostbares Spitzentaschentuch, mit dem sie von Zeit zu Zeit die von den Wangen gleitenden Thränen trocknete. Der Schmerz hatte sie beide stumm gemacht; es war, als ob sie zu einem Begräbnis gingen.

„Ist heute nicht Freitag? — Auch das befestigt meine furchtbare Ahnung, daß ich Dich nie wieder sehe. O, bleib hier, Eckbrecht, um meiner, um unserer Liebe willen! Meine Ahnungen haben mich noch nie betrogen. Gib mich nicht der Verzweiflung und Dich nicht dem Untergange preis!"

Eckbrecht hatte gut trösten — ein Jahr sei bald um; wenn man einen guten Schutzengel habe, so sei man in Afrika ebenso geborgen wie im Herzen von Europa; passe es ihm nicht, so hindere ihn nichts, den Dienst schon früher zu verlassen. Möglicherweise treffe ihn nichts als der Garnisonsdienst in der Residenz des Gouverneurs, das Drillen der Schwarzen und ein paar gefahrlose Expeditionen. Wißmann und Peters hätten Jahre in Afrika zugebracht, und unter welchen erschwerenden Bedingungen, und seien sie nicht immer glücklich zurückgekehrt, bedeckt mit Ruhm, der auch ihm dort winken könne. „Reise doch mit, wenn Du Dich nicht trennen kannst. Hole mich in drei Tagen in Neapel ein. Oder noch besser: folge mir später, sobald die dort Regierenden über mich bestimmt haben werden.

Verbleib ich an der Küste, so magst Du mein Los teilen, und dann soll uns nichts mehr von einander trennen.

Dieser Funke hatte gezündet; das Auge Charlottens klärte sich; ein Strahl der Freude belebte ihr edles Antlitz und unter heißen Küssen und hoffnungsvollen, in wenigen Minuten weit ausgesponnenen Plänen trennten sich die Liebenden. Sechs Wochen später betrat Eckbrecht den dunklen Erdteil.

Werfen wir, ehe wir ihm dorthin weiter folgen, einen Blick auf das Stammschloß Holzing, dessen Bewohner die fluchtartige Abreise des jungen Grafen in Angst und Verwirrung versetzt hatte. Allen anderen voraus machte sich die Gräfin die schwersten Vorwürfe, nicht darüber, daß sie die Heirat nicht zugegeben hatte, darin stand ihr Entschluß noch felsenfest, sondern daß sie ihre ablehnende Haltung nicht in eine mildere, versöhnlichere Form gekleidet hatte. Denn die Gräfin war, bei allen ihren angestammten Vorurteilen, keine grausame, unnachgiebige Frau, keine harte Mutter. Der Himmel weiß, zu welchen Opfern dieselbe im stande gewesen wäre, wenn sie gewußt, geahnt hätte, daß nicht bloß das Glück, vielmehr auch die Existenz ihres Sohnes auf dem Spiele stehe. Ihr Kummer stieg bis zur hellen Verzweiflung, als Eckbrecht ihr — eine Stunde vor der Abfahrt von Neapel — die kurze und weiter nicht motivirte telegraphische Mitteilung zugehen ließ, er habe sich entschlossen, auf ein Jahr in Ostafrika Dienste zu nehmen; er habe den Seinen den Schmerz der Trennung ersparen wollen; er hoffe bald gute Nachrichten senden zu können. Briefe träfen ihn am Sitze des Gouverneurs in Dar-es-Salaam. Wie angewurzelt, starr vor Schrecken stand die Gräfin bei dieser Botschaft da. Also so weit hatte sie es mit ihrem Ahnenstolze gebracht! Ihren Eckbrecht, auf den sie alle ihre Hoffnungen gesetzt hatte, hatte sie in das Land der Barbaren getrieben; so sehr hatte sie mit ihrem Hochmut die Bande, die ihn an seine Familie knüpften, gelockert, daß er, ohne ein Wort zu sagen, in einen entlegenen Erdteil abreisen mochte, ohne der eigenen Mutter ein Lebewohl zu sagen.

Zum erstenmal stiegen jetzt in dem zarten Mutterherzen Zweifel darüber auf, ob sie auch wirklich recht gehandelt, ob sie nicht besser gethan hätte, Eckbrechts Neigung erst zu prüfen, ob sie wirklich von jener Stärke sei, die alle Barrièren überschreitet, die vor nichts zurückschreckt, nicht einmal vor dem Tode. In schlaflosen Nächten quälte sie sich umsonst nach einem vernünftigen Auswege ab. In ihrer Not und Bedrängnis wandte sie sich endlich an ihren Beichtvater, den Kaplan des Schlosses, einen frommen und ehrlichen Mann, dem nur zu wünschen gewesen wäre, daß er die Welt ebenso gekannt hätte, wie er die Pflichten eines kleinen Ortsgeistlichen treu erfüllte.

„Die Sache dünkt mir höchst einfach,“ sagte derselbe. „Ich würde an der Stelle der gnädigsten Gräfin in aller Heimlichkeit über die Schauspielerin Erkundigungen einziehen. Fallen dieselben nach Wunsch aus, dann geben Sie in Gottes Namen ihre Einwilligung. Entpuppt sie sich dabei als ein unmoralisches Wesen, nun, dann öffnen Sie ihm die Augen, dann wird er schon von selbst ablassen.“

Zu Anfang sträubte sich die Gräfin mächtig gegen diese Zumutung, und sie trennte sich von ihrem geistlichen Berater mit den Worten: „Ich verkenne Ihre guten Absichten nicht, Hochwürden; aber Sie sprechen da doch, verzeihen Sie mir den Ausdruck, wie der Blinde von der Farbe." Als aber der geistliche Herr auf seinen ursprünglichen Rat bei jedem der Besuche immer wieder zurückkam und dabei mit scharfem Nachdruck betonte, wie er bei seiner Kenntnis der Charaktereigenschaften des jungen Grafen im Falle starren Festhaltens an der eingenommenen ablehnenden Haltung nur mit der größten Besorgnis in die Zukunft blicken könne, da ergriff die Gräfin eine sich immer mehr steigernde Beunruhigung. Allmälich höhlte der Tropfen den Stein, und schließlich trug die Mutterliebe doch den Sieg über das Standesvorurteil davon.

Ihren ältesten Sohn von der eingetretenen Sinnesänderung zu verständigen, wagte die Gräfin aber noch nicht; darum beschloß sie, die Ausführung ihres Planes ganz allein in die Hand zu nehmen. Sie selbst wollte, ohne den Ihrigen den Zweck ihrer Reise zu verraten, nach Berlin aufbrechen, und die Erkundigungen über Charlotte Weißenfels einziehen. Nicht genug, sie mußte sie spielen gesehen, womöglich in irgend einer Form kennen gelernt haben, um sich ein ganzes Bild von dem Mädchen zu machen, das ihrem Eckbrecht den Kopf so sehr verdreht hatte. Die Hauptsache war und blieb aber, eine vollständige heimliche Ueberwachung der Künstlerin in Scene zu setzen, die sich auf alles zu erstrecken hätte: ihren persönlichen und brieflichen Verkehr, ihre ganze Haltung und alles, was geeignet ist, den Ruf eines Menschen zu begründen. Mit größter Energie ging die resolute Frau auf diesen Plan ein, den man einen raffinirten nennen möchte, wäre er nicht von so guten Absichten eingegeben gewesen. —

Acht Tage später finden wir die Gräfin bereits in Berlin unter angenommenem Namen, nur von ihrer Kammerjungfer begleitet, im Hotel Bellevue absteigend. Um Charlotte persönlich kennen zu lernen, hatte sie sich folgenden Plan ausgedacht. Sie wollte sich als eine Dame aus der Provinz vorstellen, deren Tochter eine unbesiegbare Leidenschaft zur Kunst ergriffen habe, und die keinen heißeren Wunsch kenne als den, von Charlotten, der großen Schauspielerin, den letzten Schliff ihrer Ausbildung zu erlangen. Pochenden Herzens und von innerer Scham verzehrt, sich zu einer solchen Verstellung herablassen zu müssen, machte sich die Gräfin auf den Weg zu Charlottens Wohnung.

Das gnädige Fräulein sei nicht zu Hause, bemerkte die Kammerjungfer; die Dame sei bereits vor zwei Stunden zur Probe gefahren, müsse aber jeden Augenblick zurückkehren. Ob die gnädige Frau eintreten und einige Minuten verziehen wolle, oder ob etwas zu bestellen sei?

Im ersten Augenblick malte sich auf dem Gesichte der Gräfin das Gefühl der Enttäuschung darüber, den lang erwarteten Moment, Charlotten gegenüber zu stehen, noch einmal hinausgeschoben zu sehen; doch plötzlich durchzuckte ihr Gehirn ein dämonischer Gedanke, und die Thüre hinter sich schließend, trat sie ein.

„Können Sie, liebes Kind, mir ein paar Augenblicke schenken, bis ihr gnädiges Fräulein zurückkommt?"

„Gerne, gnädige Frau, wenn Sie bis dahin mit mir vorlieb nehmen wollen," und damit führte Emilie die Gräfin in den Salon. Nachdem die letztere den im solidesten Stile gehaltenen, geschmackvollen Raum eine Minute auf sich hatte wirken lassen, warf sie nach allen Seiten einen ängstlichen Blick und fuhr sodann ohne weitere Einleitung, nur um ja keine Minute zu verlieren, fort: „Liebes Kind, der Himmel selbst hat Sie mir geschickt. Ich bin" — und dabei blickte sie noch einmal ängstlich um sich und ihre Stimme nahm einen ganz leisen Charakter an — „die Mutter des Grafen Ortenstein, die tief Beklagenswerte, welche durch die Flucht ihres geliebten Kindes bis zu Tode erschüttert ist. Ich bin, einer Verzweifelnden gleich, nach Berlin geeilt, um mein Kind zu retten, um es wieder zu gewinnen. Sie müssen mir dazu helfen, ich will Ihnen ewig dankbar sein und Sie glänzend belohnen. Die Augenblicke sind kostbar, in jedem Moment kann ihre Dame kommen, darum will ich ohne Umschweife Ihnen sagen, was ich von Ihnen verlange.

„Ich habe meinem Sohne die Hand Ihrer Dame abgeschlagen, weil ich in seiner Vermählung mit einer Schauspielerin ein Unglück für ihn sah, das ich ihm ersparen wollte. Aber ich ahnte nicht, daß diese Leidenschaft eine so berghohe sei, hoffte, die Zeit werde auch diese Wunde heilen, mein Sohn würde, nachdem er den Willen der Seinen vernommen, seiner Familie das Opfer der Entsagung bringen. Ich habe mich getäuscht. Jetzt, da das Unglück mich milde gestimmt hat, kommt das Mutterherz über die Standesvorurteile zum Siege. Mein Sohn soll sie heiraten, wenn sie seiner würdig ist, wenn nicht, wird er, dafür bürgt mir sein anständiger Sinn, sie vergessen.

„An Ihnen, liebes Kind, ist es, jetzt zu helfen. Niemand in der Welt ist wie Sie berufen und befähigt, die Fackel in das Leben dieses Mädchens zu halten und Licht zu geben, wen wir vor uns haben: ein aus Lüge und Schein zusammengesetztes glänzendes Irrlicht — oder eine Würdige.

„Ich weiß, liebes Kind, was ich von Ihnen verlange, ich sehe, Ihr Gefühl widerstrebt der Ihnen zugedachten Rolle; aber Sie dürfen sich derselben nicht entziehen. Sie stellen sich in den Dienst einer guten Sache. Der edle Zweck, eine ganze Familie aus Not und Pein zu befreien und am Ende noch zwei Liebende zu vereinen, heiligt das Mittel. Und dann soll es Ihr Schaden nicht sein. Hier," und dabei öffnete die Gräfin das in den Händen gehaltene Portefeuille, „sind tausend Mark, die ich Ihnen schon heute zurücklasse. Wenn Sie Ihre Aufgabe erfüllt haben, verdreifache ich Ihnen diese Summe. Für Ihr ganzes Leben übernehme ich auf einem meiner Güter die Sorge."

Emilie war ein anständiges Mädchen, das sich im Grunde zu einem Verrate ihrer Herrin niemals herbeigelassen hätte, aber hier lag ja die Sache anscheinend anders; in immer neuen Wendungen, mit Aufwand ihrer ganzen Beredsamkeit und unter Häufung immer neuer Versprechungen wußte die Gräfin dem armen Geschöpfe den Kopf ganz zu verdrehen und schließlich seine Zustimmung zu der ihm zugedachten häßlichen Rolle zu erlangen. „Ich verlasse Dich jetzt, liebes Kind," sagte die Gräfin, „komm bei der ersten freien Stunde

zu mir in das Hotel, wo ich Dir die näheren Instruktionen geben werde, und bis dahin, hörst Du?" — und indem die Gräfin den Zeigefinger der linken Hand auf den geschlossenen Mund legte, eilte sie der Thüre zu, als fürchtete sie jetzt sogar eine Begegnung mit Charlotten. Denn eine innere Stimme sagte ihr, daß sie zur Erreichung eines an sich erlaubten, sagen wir selbst ganz guten Zieles sich soeben eines Mittels bedient hatte, das vor dem Forum anständiger Gesinnung die Stichprobe nicht bestehen konnte. Die Gräfin fühlte, daß, nachdem sie Charlottens Dienerin mit Gold bestochen und einen Spionirdienst um deren Herrin organisirt hatte, sie derselben nicht mehr ohne Erröten vor die Augen treten könne. Mit einemmale schwand selbst der Wunsch, sie auf der Bühne zu sehen. Der Drang, nach Hause zurückzukehren, überwog jetzt alles andere. Nach einer einzigen Besprechung mit Emilie, der sie im Hotel noch haarscharf aufgetragen hatte, was ihr nach Holzing zu berichten sei, erfolgte die Rückreise.

Was in den nächsten vierzehn Tagen Emilie pflichtschuldigst zu melden wußte, war nicht von Tragweite. Die Lücke, die seit der Abreise des jungen Grafen in Charlottens Verkehr entstanden war, sei nicht ausgefüllt; kein Herr, der nur irgend den Anspruch auf einen Verehrer machen könne, habe sich blicken lassen. Die Abgeschlossenheit, in der sich die Herrin ehedem gefallen, habe eher noch zugenommen. Der Weg zur Probe oder zur Vorstellung mache oft ihren einzigen Ausgang aus. Von ihren Kollegen und Kolleginnen lasse sich niemals jemand sehen. Das Fräulein sei in einer düsteren Stimmung, die ihr, der Berichterstatterin, oft fast einen bedenklichen Charakter anzunehmen scheine. Zuweilen überrasche sie dieselbe bei einem gedankenlosen Hinbrüten, das einer melancholischen Anwandlung zu entspringen scheine. Ein fröhliches Lächeln habe sie schon längst nicht auf ihren Lippen mehr wahrgenommen. An den jungen Grafen schreibe sie fast täglich äußerlich inhaltsschwere Briefe; sie, Emilie, hätte wohl Gelegenheit gehabt, den einen oder andern ihr zur Bestellung anvertrauten der Gräfin zu übersenden; sie erinnere aber an die ausdrückliche Anweisung der Gräfin, *diese* Briefe, deren Inhalt dieselbe erraten könnte, nicht zum Gegenstande ihrer Beschlagnahme zu machen. Von dem Grafen seien, unterwegs geschrieben, mehrere Briefe eingelaufen, auf die sie (Emilie), der Verabredung gemäß, auch keinen Wert gelegt habe. Da sie nun aber einmal versprochen, alles zu verraten, was irgend zu Schlüssen Anlaß geben könne, so glaube sie *einen* Punkt nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen. So lange sie in Stellung bei dem gnädigen Fräulein sich befunden, sei pünktlich wie eine Uhr an jedem ersten des Monats der Geldbriefträger mit derselben großen Summe von zweitausend Mark erschienen. Mitunter habe ihre Dame den Postbeamten selbst empfangen, es sei aber doch auch schon vorgekommen, daß diese noch nicht angekleidet gewesen, und in diesem Falle habe sie dem Boten das Geld abgenommen, den Coupon abgerissen und sodann die Quittung ausgeantwortet. Sie habe der Neugierde, den Namen des hochherzigen Absenders dieses fürstlichen Monatsgeldes zu erfahren, nicht widerstehen können. Er heiße „Notar Klinger in Gotha". Heute am 1. März sei wieder dieselbe Summe eingegangen, und unter den Briefen, die ihr das gnädige Fräulein im

Laufe des Tages zur Bestellung gegeben, habe sie auch einen an diese Adresse lautenden gefunden. Sie könne sich des Gefühls nicht erwehren, daß dieser Brief mit einem Schlage die Situation aufkläre, deshalb schicke sie ihn der Gräfin ein, der letzteren die Verantwortung für ihre schwere Pflichtvergessenheit gegenüber ihrer Gebieterin überlassend.

Emilie hatte sich, indem sie so handelte und argumentirte, als ein wertvolles Instrument zur Intrigue und auch als eine scharfsinnige Beobachterin entpuppt. Denn als die Gräfin den unterschlagenen Brief mit zitternder Hand erbrach, fand sie folgenden kurzen, aber unermeßlich wichtigen Inhalt:

„Berlin, 1. März 1893.

„Lieber, väterlicher Freund!

„Haben Sie tausend Dank für die in Ihrem Briefe ausgedrückte herzliche Teilnahme. Wie sehr ich noch des Trostes bedürftig bin — Sie ahnen es nicht. Ich habe den Intendanten gebeten, mir während der Osterferien einen kurzen Urlaub nach Gotha zu bewilligen, um mir bei Ihnen, augenblicklich meiner einzigen Stütze, Rat und neuen Lebensmut zu holen. Ich bestätige gleichmäßig den Empfang der zweitausend Mark. Sie wissen, wie ich schon bisher über diese Zuwendung dachte. Jetzt, wo nach Arrangirung meiner Garderobe die gewaltigen Ausgaben für neue Kostüme seltener werden und meine reich bemessene Gage alle Ansprüche deckt, wird mir die Wohlthat wirklich zur Last. Schreiben Sie also dem Erzherzog, ohne denselben zu verletzen, ich dankte vorläufig für die Beweise seiner Fürsorge. In der Hoffnung, Ihnen bald die Hand zu drücken,

Ihre dankbare Lotte."

„Also doch!" rief die Gräfin, nachdem sie das zierliche, duftende Billet überflogen, „so hätten wir denn das feine Püppchen entlarvt. Ahnte ich doch, daß all diese vielgerühmte Anständigkeit nur äußerlich, nur gemacht sei. Dank dir, o Gott, daß du mich diesen Sieg noch erleben läßt, die Befreiung meines Sohnes aus den Banden eines routinirten Frauenzimmers. O, daß ich ihn bald wieder an das Mutterherz drücken könnte!"

Um diesen Gefühlsausbruch der Gräfin ganz verstehen zu können, muß man wissen, daß dieselbe in der Zwischenzeit auch in Brünn und Dresden, den früheren Engagementsorten Charlottens, die eingehendsten Erkundigungen über dieselbe hatte einziehen lassen. Dieselben hatten ergeben, daß die angehende Künstlerin zwar in Brünn ganz zurückgezogen und solide gelebt habe, daß aber in Dresden doch ein kleiner Sagenkreis sich um dieselbe gebildet hatte. Ein zwar schon bejahrter österreichischer Erzherzog sei mehrfach in ihrem Hause gesehen worden; die Summen, die ihre Wohnung, ihre Toiletten und ihr durchweg gediegenes Auftreten verschlungen, hätten von ihrer Anfangsgage unmöglich bestritten werden können. Kein Zweifel also, daß der hohe Besuch sich für die Anfängerin interessirte, und daß er mit ihr ein Verhältnis hatte. Um sich über die Dichter zu unterhalten, kommt ein alter Erzherzog nicht zu einer blühend jungen und schönen Schauspielerin. Der Schluß schien also nur zu gerechtfertigt.

Er war es gewiß nicht, aber die bösen Zungen hatten gesprochen, und

hier lag jetzt ein vernichtendes Beweisstück vor. Der Erzherzog zahlte also noch fortwährend für Charlotte, hielt sie noch jetzt aus, nehmen wir an, aus bloßer Dankbarkeit und Generosität; vielleicht war sie aber noch immer seine Geliebte; und diese Scheinheilige konnte die Stirn haben, ihre Netze nach ihrem Sohne, nach dem letzten Stamme der Ortenstein auszustrecken! Es war zum Himmel schreiend, zu kühn. Aber jetzt wollte sie das Kartenhaus dieser feinen Komödiantin hinwegblasen, daß die Blätter in alle Windrichtungen zerstäubten.

Die Gräfin hatte sich in eine sittliche Entrüstung hineingeredet, die sie ganz blind und jeder Ueberlegung unfähig machte. Ohne sich nur eine Viertelstunde zu besinnen, setzte sie sich an den Schreibtisch und schrieb ihrem Sohne alles, unter Beifügung der Originalbelege aus Dresden und Berlin. „Da hast Du das erdrückende Material. Ein Ortenstein heiratet nicht die Maitresse eines andern. Dir bleibt jetzt keine Wahl. Darum breche dort Deinen Aufenthalt ab und eile zu Deiner Mutter, der Du es ewig danken magst, Dich von einer unverbesserlichen Thorheit zurückgehalten zu haben."

Nachdem sie den Brief zur Post befördert, fiel ihr ein, daß derselbe den Adressaten bestenfalls in Monatsfrist erreichen werde. Deshalb ließ sie demselben sofort noch ein Telegramm folgen:

„Unternimm nichts mit Charlotte, bevor wichtigen Brief, der unterwegs, gelesen."

Eckbrecht war nach seiner Landung in Ostafrika zuerst sechs Wochen in Dar-es-Salaam zur Schulung der Schutztruppe zurückbehalten worden; sodann folgte eine erste Expedition in das Innere, die ihn ungefähr acht Wochen von der Küste fern hielt. Als er dorthin zurückkam, fand er Telegramm und Brief seiner Mutter vor. Von der Stimmung, in welche ihn das mütterliche Schreiben versetzte, geben am besten die beiden Briefe Zeugnis, die er darauf an die Gräfin und Charlotte richtete. Der erstere lautete:

„Geliebte Mutter!

„Aus dem Innern zurückgekehrt, finde ich erst heute Deine unglückseligen Zeilen vor. Das hiesige Leben ist Arbeit, Entbehrung, Kampf. Um es zu ertragen, reicht auf die Dauer das Pflichtgefühl und die Vaterlandsliebe nicht aus, man braucht noch einen Hoffnungsstrahl, einen glänzenden Lichtblick. Den Turm, von dessen geistiger Höhe sich meine paradiesischen Felder erspähen ließen, Du hast ihn mir eingerissen. In völlige Finsternis siehst Du mich jetzt gehüllt. Wie die Schwarzen klebe ich auf der Erdenrinde, ohne Kompaß, ohne Steuer, den Glauben an die Menschheit im Ozean versenkt. Daß mir die eigene Mutter ihn rauben mußte, verbittert noch den Wermutstropfen, den ich gekostet. Schon zu Hause bei euch habe ich wahrnehmen müssen, daß wir, wiewohl dieselbe Sprache sprechend, uns nicht mehr verstanden. Nimm an, Du hättest Deinen Sohn jetzt vollständig verloren. Und noch einen Rat fürs Leben, den letzten vielleicht, den ich Dir gebe: Zerstöre nie die Ideale eines Menschen, brich ihm nie mit rauher Hand in seine Luftschlösser ein. Des Unvollkommenen wird er sich noch früh genug von selbst bewußt. Kennst Du das Gedicht von dem

Stamme derer, die nur einmal lieben und dann sterben? Adieu, Mutter, grüße die gute Marie und die Geschwister mit den strengen Grundsätzen.

Dein Eckbrecht."

Auch der zweite Brief, an Charlotte gerichtet, ist durch eine freundliche Schicksalshand erhalten worden. Er lautet:

„Liebe Charlotte!

„Es lebte einmal ein Liebling der Götter; nachdem sie ihm sein Leben nach allen Richtungen hin harmonisch gestaltet hatten, gaben sie ihm schließlich einen kostbaren Becher; der war sein Stolz, sein Ein und Alles. Eines Tages nun klopfte an seine Thür ein in Schwarz gekleidetes Weib. ‚Weißt Du auch', zischelte es ihm ins Ohr, ‚schon die Geschichte Deines Kleinods? Er war früher in den Händen eines alten Wüstlings, der ihn bei allen seinen Orgien kredenzte und dann schließlich in die Ecke warf. Sieh ihn Dir nur genau an, und Du wirst die Sprünge sehen, die nur die Kunst verkleistert hat.' Als der Jüngling dies vernahm, schleuderte er den Becher, schäumend vor Wut, in die Winde, entäußerte sich des Restes seiner Habe und zog in die Welt als Bettler. — Du kennst diesen Bettler; er weilt augenblicklich hier, um in den nächsten Tagen eine Expedition zu begleiten, welcher die Aufgabe gestellt ist, einen beutegierigen Stamm im Süden des Kilimandscharo zu züchtigen. Verfolge nicht erst begierig die Zeitungsnachrichten über jene Expedition. Ich sage es Dir voraus: das erste Gefecht wird ihn unter den Gefallenen zählen. O Lotte, warum hast Du mir das angethan! Leb wohl — wenn Du es vermagst. Leb wohl!

Eckbrecht."

Burke sagt an einer Stelle sehr wahr, daß es schwer ist, verliebt und zugleich vernünftig zu sein. Gewiß war Eckbrechts Entschluß der Gipfel der Thorheit. Er hätte doch nachforschen müssen, ob die gegen Charlotte vorgebrachten Beschuldigungen auf festem Grunde basirten, er hätte ihr das von der Mutter eingeschickte verleumderische Belastungsmaterial zur Beantwortung und Rechtfertigung einschicken sollen. Drängte denn die Zeit so sehr, da er doch bestenfalls erst in Jahresfrist nach Hause zurückkehren wollte? Aber was sollten alle diese vernünftigen Betrachtungen? Die mit so viel Sicherheit lancirten Verleumdungen hatten ihn dermaßen erschüttert, daß er schließlich kopflos zu handeln begann.

Man kann sich denken, welchen Sturm die beiden Briefe in Berlin und Holzing entfesselten. Als Eckbrechts Zeilen auf dem dortigen Schlosse ankamen, war die Familie bei Tische versammelt. Die Gräfin, die das lange Ausbleiben der Antwort bereits sehr nervös gemacht hatte, erwartete einen resignirten Brief ihres Sohnes; statt dessen kamen Zeilen voll Verzweiflung, stillen Vorwürfen und düsteren Andeutungen. Zum erstenmal stiegen in ihr Zweifel darüber auf, ob sie wie eine Mutter gehandelt habe; immer mächtiger wuchsen die Gewissensbisse über ihr schroffes und hinterlistiges Auftreten, und zu alledem gesellte sich eine unaufhörlich an ihr Ohr tönende Stimme: „Wie, wenn das Mädchen seine Unschuld zu beweisen vermöchte?"

Die Anwesenden verließen den Tisch, als wenn sie von einem Henkersmahl gekommen wären. Die Gräfin telegraphirte in ihrer Herzensangst hinter dem Rücken ihrer Kinder an ihren Sohn nach dem Muster jener Plakate, die man in Berlin an den Anschlagsäulen findet: „Kehre zurück, mein Sohn, alles sei Dir verziehen. Wir wollen Deinem Glücke nicht mehr im Wege sein.“ Nach einer halben Stunde setzte sie sich an den Schreibtisch, das Auswärtige Amt in Berlin bestürmend, ihr jede Nachricht über das Ergehen ihres Sohnes sofort zu übermitteln. Es bemächtigte sich ihrer eine fieberhafte Unruhe. Die Zeitungen, welche die Telegramme und Nachrichten aus Ostafrika enthielten, mußten jeden Tag mit einem reitenden Boten von der Bahn abgeholt werden; der Telegraph spielte nach Afrika, als ob es sich um eine Entfernung bis zum nächsten Städtchen handelte; auf ihrem Schreibtische lagen Berge unbeantworteter Geschäftsbriefe. Wer einen Bescheid und etwas in Bezug auf die Verwaltung des Gutes haben wollte, konnte wochenlang warten. Stundenlang schloß sich die Gräfin mit ihrem Curatgeistlichen ein, um von dem heiligen Manne, dessen Ratschläge sie doch so genau erfüllt hatte, neue Fingerzeige und Trost in ihren Leiden zu erhalten.

Als eines Tages sich die Hausgenossen zum Thee in dem uns bekannten Speisesaale versammelten, war der mit dem Allianzwappen der Waldheim und der Ortenstein reich geschnitzte Ehrenstuhl der Schloßherrin noch unbesetzt. Man wartete von Minute zu Minute. Endlich erbot sich Graf Franz, nach der Mutter ins Arbeitszimmer zu sehen. Wer beschreibt sein Entsetzen beim Eintritt: sie saß leblos auf ihrem Lehnstuhl; das Gesicht war kreidebleich, die Augen blickten starr ins Weite, der Mund war geöffnet, die Unterlippe hing verzerrt herab, der Körper war nach vorn auf eine Karte von Ostafrika gebeugt, die ihren Schreibtisch bedeckte. Augenscheinlich hatte sie auf der Karte nach den letzten Depeschen die Expedition verfolgt, die ihr Sohn augenblicklich mitmachte. Ein Schlaganfall hatte ihrem Leben ein jähes Ende bereitet.

Der Mutter hatte ein gütiges Geschick es erspart, die Botschaft vom Tode ihres Sohnes zu erleben; dahingegen schien es, als sollte Charlotte den Becher des Schmerzes bis zum Grunde leeren. Der oben mitgeteilte Brief wurde ihr übergeben, als sie sich eben in das Schauspiel begeben wollte, um Goethes „Klärchen“ zu spielen. Als sie den Inhalt verschlungen, tanzten alle Buchstaben vor ihren Augen. War es Wahrheit oder nur eine Sinnestäuschung, was sie da gelesen? Eckbrecht hatte über sie den Stab gebrochen, sie verlassen, er wollte ihrethalben den Tod aufsuchen? Sie, die Eckbrecht ihre erste Liebe nennen durfte, die auch nicht mit einem Gedanken ihm die Treue gebrochen hatte, sie sah sich von ihm verachtet, im Verdachte einer betrügerischen Buhlerin! Und dabei nichts Greifbares in der Hand, um den Schurkenstreich zu pariren. Kein Vorwurf, dem gegenüber sie sich hätte rechtfertigen können, kein Verleumder, den sie hätte bei den Händen fassen können; alles dunkel, ungreifbar, in ein tiefes Geheimnis gehüllt. Unfähig, heute ein Wort auf der Bühne zu sagen, schickte sie ihre neue Kammerjungfer — Emilie hatte bereits vor Wochen vorgezogen, den unter ihren Füßen brennenden Boden zu verlassen — nach dem Schauspiel=

hause, um sich für den Abend wegen Krankheit zu entschuldigen. In der nächsten Stunde erschien bereits der Theaterarzt, der umsonst nach dem Grunde der Erregung forschte, unter der die Künstlerin litt. Morgen wollte er wiederkommen. „Was es auch sei, das Sie so sehr bewegt, lassen Sie sich nicht niederwerfen. Kopf hoch; denken Sie an die Kunst, an Ihren hohen Beruf, an ihre Pflicht!"

Er hatte gut reden. —

Der nächste Tag fand sie in einem hitzigen Fieber. Tag und Nacht phantasirte sie. Als der Arzt eine Erholung konstatiren konnte, verlangte er einen schlennigen Luftwechsel und längere völlige Enthaltung von ihrer Berufsarbeit, sonst könne er für nichts garantiren. Die erste Station wurde Baden-Baden. Als Charlotte, der man in Berlin sorgfältigerweise jede Zeitung fern gehalten hatte, im dortigen Kurhause das nächste beste Berliner Blatt zur Hand nahm, sprang ihr ein in fetten Typen gedrucktes Telegramm aus Ostafrika in die Augen, welche den Tod des zweiten Offiziers der Kilimandscharo-Expedition, Grafen Ortenstein meldete. In einem siegreichen Gefechte der Deutschen war er der einzige Gefallene. Wie ein Held hatte er den Sturm auf das verschanzte Lager der Maffitis geleitet und sich an die Spitze der stürmenden Kolonne gestellt. Zwei giftige Pfeile hatten ihn zu Boden gestreckt. Von der ganzen Kolonne war nur einer leicht verwundet.

Bei der Lektüre dieser Hiobsbotschaft verließen Charlotte die Sinne. Die Kurgäste eilten rasch zu Hilfe; aber keiner ahnte wohl den Sturm, den das krampfhaft in ihren Händen gehaltene Zeitungsblatt in diesem ohnedem schon totkranken Herzen entfesselt hatte. — Die Blätter brachten in der nächsten Zeit sehr auseinandergehende Notizen über das Befinden von Charlotte Weißenfels. Bald hieß es, ein neuer schwerer Rückfall habe den Liebling des Berliner Schauspielhauses gezwungen, in einer Nervenheilanstalt Zuflucht zu nehmen; eine andre Korrespondenz wußte aus „guter Quelle" zu berichten, daß sich die Künstlerin im verflossenen Winter lediglich überangestrengt habe und daß ihrem Wiederauftritte im Herbste mit aller Sicherheit entgegen gesehen werden könne. Aber der Herbst kam, ohne das Versprechen zu halten; wohl aber verbreitete sich bald unter Charlottens Verehrern die betrübende Kunde, daß sie sich „aus Gesundheitsrücksichten" gezwungen gesehen habe, um die Entlassung aus dem Verbande des Königlichen Schauspielhauses zu bitten, und daß diesem Ersuchen, obwohl ungern, habe entsprochen werden müssen. Die Aerzte — so hieß es — hätten der leidenden Künstlerin geraten, den ganzen Winter an einem stillgelegenen Orte der Riviera, in Grace zuzubringen.

Monate waren vergangen, das unter so bedauernswerten Umständen erfolgte Scheiden Charlottens von der Bühne war im Sturme der Tagesereignisse bereits längst vergessen, als ihr Name plötzlich wieder in den Mittelpunkt des Tagesgesprächs gelangte. Unter der Spitzmarke „Ein interessanter Erbschaftsstreit" wußten die Zeitungen Nachstehendes zu erzählen: Charlotte Weißenfels, bis vor kurzem die erste Liebhaberin am Berliner Schauspielhause, ist in einen Rechtsstreit verwickelt, der die Gründe ihres unerwarteten Entschlusses, sich von der

Bühne zurückzuziehen, mit einemmale in einer seltsamen Weise beleuchtet. Man erinnert sich der fast gleichzeitigen Nachricht von dem Heldentode eines ehemaligen Berliner Gardeoffiziers von bekannter Familie, des Grafen Ortenstein, in einem Gefechte in Ostafrika. Derselbe Graf Ortenstein hatte in seinem kurz vor der Abreise nach Afrika errichteten Testament seine damalige Braut Charlotte Weißenfels als Erbin seines gesamten Vermögens bezeichnet. War dieses schon damals ein namhaftes, so hat es in der Zwischenzeit noch eine bedeutende Vermehrung infolge des Umstandes erfahren, daß seine Mutter, eine Dame von schlesischer Abkunft, welche wenige Tage vor ihrem Sohne starb, denselben zum Haupterben ihres freien Vermögens gemacht hatte. Von seiten der gräflichen Familie wird der Versuch gemacht, die Giltigkeit der testamentarischen Zuwendung zu bestreiten.

Die Zeitungsnachricht entsprach im allgemeinen den thatsächlichen Vorgängen; die gräfliche Familie klammerte sich an den Umstand, daß eine Verlobung Eckbrechts mit Charlotten der Familie nicht bekannt geworden sei; jedenfalls habe derselbe — nach Empfang gewisser Aufklärungen über deren Vorleben — den Gedanken an eine eheliche Verbindung mit derselben nachträglich vollständig aufgegeben.

Charlotte hatte, bevor sie ihre Reise nach Italien antrat, die ganze Angelegenheit, die ihr Interesse nach keiner Seite hin erweckte, mit Generalvollmacht ihrem väterlichen Freunde, dem Notar Klinger in Gotha, übergeben, und dieser war nicht der Mann, der unter so nichtigen, ja ehrabschneidenden Vorwänden die Rechte seines Mündels preisgeben wollte. Im Laufe des Prozesses war derselbe genötigt, die Legitimation seiner Klientin zur Prozeßführung beizubringen. Es geschah dies in einem zu Gerichtshänden übergebenen Aktenstücke, worin unter Beibringung unanfechtbarer Kirchen- und standesamtlicher Papiere ausgeführt war, Charlotte sei das einzige Kind aus der Ehe zur linken Hand zwischen einem in Wien lebenden österreichischen Erzherzog und der ehemaligen sächsischen Hofdame Charlotte von Arnstadt. Da dieselbe bei der Geburt ihres Töchterchens gestorben war — die Trauung war in aller Heimlichkeit am Sterbebett erfolgt — so hatte der Erzherzog, ein reiselustiger Herr, Charlotten dem Notar Klinger in Gotha, welcher ein Jugendfreund von ihm war und seine in dem Herzogtum belegenen Güter verwaltete, zur Erziehung anvertraut. Er hatte gleichzeitig bestimmt, daß das Mädchen über ihre Familienverhältnisse erst in Kenntnis gesetzt würde, wenn sie von ihm in die Welt, d. h. in die ihr zustehenden Gesellschaftskreise eingeführt werden würde. Charlotte hielt sich bis dahin für ein unlegitimes Kind des Erzherzogs und verschwieg diese ihr unwürdig erscheinende Herkunft ihrem Verlobten. Das Verhältnis Charlottens bei dem Notar Klinger war ursprünglich nicht als ein dauerndes gedacht. Da sich aber das Kind in der Familie des Notars wohl befand, so lag ein Grund zu anderen Dispositionen nicht vor. Klinger wurde gleichzeitig als Vormund des Mädchens bestellt, das in Gotha bis zu ihrem siebenzehnten Lebensjahre in aller Zurückgezogenheit lebte. Schon bald hatte sich, vielleicht infolge des

häufigen Besuchs der Meininger Musterbühne, bei Charlotten eine unbegrenzte Leidenschaft zum Theater entwickelt. Der Vormund hatte lange abgeredet, diesem Drange nachzugeben. Schließlich setzte sie aber doch durch, daß sie unter dem nom de guerre Charlotte Weißenfels die Bretterwelt betreten durfte.

Der verhängnisvolle Brief derselben, worin sie auf die künftigen Erziehungs- resp. Unterhaltsbeiträge des Erzherzogs verzichtete, stand jetzt mit einem Schlage in einem völlig veränderten Lichte da. Als Charlotte später die Nachricht erhielt, daß ihr Vertreter den gegen die gräfliche Familie angestrengten Prozeß in erster Instanz gewonnen habe, widerstrebte es ihr, sich auf Kosten derselben zu bereichern; und vorbehaltslos verzichtete sie auf den ganzen ihr zugesprochenen Erbteil zu Gunsten Maries, der Lieblingsschwester ihres unglücklichen Verlobten.

Als die Kunde von der Großmut der Prozeßgegnerin in Schloß Holzing eintraf, waren die Familienmitglieder, alle in tiefster Trauer, eben auf der das malerische Lechthal beherrschenden Veranda vereinigt. Die tragischen Ereignisse der letzten Monate und speziell der Fall Charlotte wurde nach allen Richtungen mit Lebhaftigkeit durchgesprochen.

„Sagte ich nicht," bemerkte Comtesse Marie, „daß Eckbrecht keiner Unwürdigen habe sein Herz schenken können? Nun habt Ihr den Beweis."

„Recht hat sie," erwiderte Comtesse Magdalena. „Ja, wenn man nur das alles hätte vorher wissen können. Im Grunde war sie ja Vollblut, fast ebenbürtig."



Wissenschaft und Autorität.

Von

Joseph Langen in Bonn.

Revolution," ruft Jules Simon aus, „dein wahrer Name ist Wissenschaft!" Er meint damit die Umwälzung, die von Zeit zu Zeit auf allen Gebieten sich vollzieht.

Auch in diesem Sinne ließe sich die Richtigkeit des Satzes wohl bestreiten, es sei denn, daß man unter Revolution die berechtigte Aenderung, den naturgemäßen Fortschritt verstände. Die Wissenschaft freilich ist es, auf welcher die gesamte Entwicklung der Menschheit beruht, die religiös-sittliche, die geistige, die soziale. Und ohne gewaltsame Erschütterungen hat niemals eine höhere Kulturstufe die niedere zu verdrängen vermocht. Jedes Absterben ist mit Schmerz verbunden, und aus Schmerz ringt sich das junge Leben empor. Aber mit der Unerbittlichkeit des Naturgesetzes macht sich dieser Entfaltungsprozeß geltend,

und es wäre ebenso feige als thöricht, ihm Halt zu gebieten, weil er nicht ohne schmerzliche Nebenwirkungen sich vollzieht. Die Wissenschaft verdammen, weil sie in Uebergangsperioden Leiden schafft, werden nur die, welche infolge ihres Unverstandes von diesen Leiden am wenigsten empfinden. Die Sehenden bleiben sich selbst in augenblicklicher Niederlage stets der kommenden Früchte bewußt, welche das im Dunkel der Erde ersterbende Samenkorn erzeugt. „Das Licht, welches anderen leuchtet, verzehrt sich selbst."

Daß auch die Gegenwart eine solche Uebergangsperiode darstellt mit Gegensätzen und Widersprüchen, mit Disharmonien und Kämpfen, mit Mißverständnissen und Irrungen, ist eine so allgemein erkannte Thatsache, daß es fast trivial erscheinen würde, sie des näheren zu schildern. Es fehlt darum auch heutzutage nicht an Stimmen, welche die Wissenschaft in ihrer modernen Gestalt für alles Elend der Gegenwart wie für die Gefahren der Zukunft verantwortlich machen. Und andererseits weisen die, welche im Umsturz alles Bestehenden das Heil der Menschheit erblicken, mit Siegesmiene auf sie hin als die höchste Autorität, deren Sprüche zu vollstrecken sie sich den Anschein geben. Es dürfte sich deshalb der Mühe lohnen, diese Furcht und diese Hoffnung auf ihre Berechtigung zu prüfen; zu fragen, ob es an der Zeit sei, mit Gewaltmitteln der Wissenschaft Stillstand zu gebieten, oder ob nicht gerade an ihr, ihrer ungestörten Weiterbildung und ungehinderten Verbreitung ihre kräftigste Stütze findet die „heil'ge Ordnung, die segensreiche Himmelstochter, die das Gleiche frei und leicht und freudig bindet ... und das teuerste der Bande wob, den Trieb zum Vaterlande."

„Die Wissenschaft muß umkehren", so lautete schon vorlängst der seltsame Ruf eines übrigens geistreichen Mannes. Er war so viel wert wie die theologische Parole des Kardinals Manning: „Das Dogma muß die Geschichte besiegen." Als ob sich ein geistiger Sieg nach Belieben befehlen, die Wissenschaft wie eine Truppe sich kommandiren ließe. Die Wahrheit, ohne welche es nach einem treffenden Worte Friedrichs des Großen keine Wissenschaft gibt, ist sehr eigensinniger Natur. Wenn alle Mächte der Welt zu dem Dekret sich verbänden, zweimal zwei müsse fünf sein, so würden sie dadurch nichts erreichen als die Bloßstellung ihrer selbst. Mit diesem „muß" haben große Gewalten oft genug schon ihre Ohnmacht offenbart gegenüber der Macht der Wahrheit, welche schon von den Alten als die höchste im Himmel und auf Erden gepriesen ward. Was konnte der erzwungene Widerruf eines Galilei nützen, was der grausige Tod so vieler anderen, welche nur das Verbrechen begingen, Ideen und Erkenntnisse zu verteidigen, die erst später zum Gemeingut der Menschen wurden? Die tiefsten Wunden, welche die „Autorität" erlitten, hat sie sich mit ihrem eigenen zweischneidigen Schwerte, mit jenem verhängnisvollen „muß" versetzt. „Es muß," schreibt der große Bischof **Ambrosius** von Mailand, „die Vernunft die Gewalt besiegen (Decet ut ratio vincat potestatem).

Weise Fürsten, die nicht eine Tyrannenlaune an die Stelle heiliger und ewiger Wahrheit zu setzen sich anmaßten, haben denn auch niemals in der Wissenschaft ihre Feindin gesehen. **Friedrich der Große** nennt sie seine letzte Leiden-

schaft. Und nach der ersten Teilung Polens schrieb er: „Es war billig, daß ein Land, das den Kopernikus hervorgebracht hat, nicht länger in jeder Art von Barbarei schmachtete, worein mächtige Tyrannen es gestürzt hatten. Die Tyrannei ging so weit, daß die Großen, um ihre Capricen desto besser ausüben zu können, alle Schulen zerstört hatten, weil sie glaubten, ein unwissendes Volk würde leichter zu unterdrücken sein als ein gebildetes. Man kann die polnischen Provinzen mit keinem europäischen Staate, sondern nur mit Kanada in Vergleich setzen, folglich wird es Arbeit und Zeit kosten, ehe man ihnen geben kann, was ihre schlechte Regierung so viele Jahrhunderte hindurch vernachlässigt hat."

Wenn sich die Höfe sogar zu Zeiten mit Wissenschaften und Künsten schmückten, so war dies freilich mehr ein Spiel und eine Unterhaltung, welche Gelehrte und Künstler Fürsten und Fürstinnen darboten je nach Wunsch und Belohnung. Diese Art wissenschaftlicher Leistung, wie sie besonders in Italien seit dem Herannahen der altrömischen Kaiserzeit in vornehmen Häusern, wie dem des Lucius Lucullus, und wieder im 15. Jahrhundert an geistlichen und weltlichen Höfen, selbst bei reichen Familien, wie den Visconti in Mailand, Este in Ferrara, Medici in Florenz, in üppigster Blüte stand, ziehen wir nicht in Betracht. Wir reden von dem ernsten Betrieb wissenschaftlicher Forschung, von der Pflege allgemeiner Bildung, aus welcher die Wohlfahrt eines Volkes entspringt.

Auch die persönliche Neigung mancher Fürsten zu streng gelehrten Arbeiten ist für die Blüte der Wissenschaften, für die Höhe der Kultur in einem Lande nicht entscheidend. Nicht mit Unrecht bemerkt Herder, gelehrte Fürsten seien oft unpraktische, schlechte Regenten, wie Christine von Schweden, Alfons X. von Kastilien, der altdeutsche Kaiser Friedrich III. Wenn aber unter einer schlechten Regentschaft alle Interessen eines Landes leiden, kann sie nach dem wissenschaftlichen Leben nicht förderlich sein. Dazu gesellen sich dann mitunter noch die schädlichen Wirkungen persönlicher Eifersucht und Eitelkeit. Wir erinnern an das Beispiel des Kaisers Tiberius, der, selbst für die Wissenschaft sich interessirend, jede ihm mißliebige Aeußerung zu bestrafen im stande war und, wie seine ganze Umgebung, so auch die Gelehrten in Rom in stetem Schrecken erhielt. Wir erinnern an Hadrian, der in krankhaftem Ehrgeiz selbst in allen Fächern als der erste gelten wollte und dadurch in der wissenschaftlichen Welt eine Gesinnung erzeugte, wie der Grammatiker Favorin sie sarkastisch genug ausgesprochen haben soll, da er sich gegen den Vorwurf verteidigte, dem Kaiser wider besseres Wissen in der Disputation nachgegeben zu haben: Der ist der Gelehrteste, der über dreißig Legionen verfügt.

Insoweit hat also d'Alembert, der Freund Friedrichs des Großen, recht, wenn er sagt: „Die Philosophie flieht den Hof", indem er darauf hinweist, daß des Aristoteles Hofleben mit Mißvergnügen über Alexander den Großen geendet und Plato sich Vorwürfe gemacht, daß er noch im Alter dem Eigensinn des jungen Tyrannen Dionysius sich preisgegeben habe. Auch wird man seine Behauptung schwerlich bestreiten können: „Großes sagen, Großes denken, und Großes thun

lernt man in dem Antichambre nicht." Und selbst zu der ernsten, fast asketischen Mahnung erhebt sich der Encyklopädist: „Freiheit, Wahrheit und Armut — denn wer die letzte scheut, ist noch sehr fern von den beiden ersten — diese drei Worte sollten die Gelehrten beständig vor Augen haben." In demselben Geiste, stark übertreibend, schreibt über die wissenschaftlichen Zustände in Frankreich unter Ludwig XIV. Buckle: „Jeder Gelehrte wurde ein Vasall der französischen Krone." „Um die Gunst des Königs zu gewinnen, opferten sie den Geist der Unabhängigkeit . . . sie gaben die Erbschaft ihres Genius fort, sie verkauften ihre Erstgeburt für ein Linsengericht."

Um die Wissenschaft ist es am besten bestellt, wenn die Inhaber der Autorität, ihren Wert und ihre Bedeutung erkennend, sie nicht aus persönlicher Liebhaberei betreiben, sondern sie pflegen im Interesse ihres Volkes, ja in kosmopolitischem Ausblick im Interesse der Menschheit überhaupt, und wenn die Fürsten in diesem Sinne eine gründliche, allseitige Bildung zur festen Tradition ihres Hauses machen. Und da leuchten schon aus alter Zeit glänzende Vorbilder weiser Herrscher uns entgegen. Bekannt ist die Aeußerung des macedonischen Königs Philipp in einem Briefe an Aristoteles, die Götter hätten ihm einen Sohn geschenkt, aber nicht sowohl hiefür danke er ihnen, als daß sie ihm dies Geschenk zur Zeit des Aristoteles gewährt. Selbst die Thatsache, daß Regenten ihre Söhne in die öffentlichen Schulen schickten, wird schon im Altertum überliefert. Als Harun al Raschid, der mächtigste der Kalifen, von Malek, dem ersten Lehrer seines Volkes, Unterricht für seine Söhne im Palast begehrte, erhielt er die stolze Antwort: Der Wissenschaft muß gedient werden, man darf sie nicht zwingen, anderen zu dienen. Und die Prinzen mußten sich unter die Kinder des Volkes setzen zu den Füßen Maleks in der Moschee. Und um eines uns weit näher liegenden Beispiels zu gedenken, so gab der sächsische Kurfürst Johann der Beständige seinen Hofleuten, welche gegen die sorgfältige Ausbildung seiner Söhne Einsprache erhoben, zur Antwort: „Reiten und Jagen lernt man wohl von selbst, darum können dies auch meine Stallknechte, aber ein Land gut zu regieren, dazu brauche ich und meine Söhne gute Bücher und den Rat gelehrter Männer." Treffend und fein bemerkt Erasmus, daß die Erblichkeit der Fürstenwürde die Verpflichtung zu vollkommenerer Erziehung mit sich bringe, indem nur durch eine solche die Vorteile des Wahlrechts ersetzt werden könnten.

Wenn aber eine tüchtige und allseitige Bildung zur Führung einer guten Regentschaft überhaupt unerläßlich ist, so ist sie dies naturgemäß am meisten zur richtigen Behandlung der wissenschaftlichen Interessen eines Landes. Ohne selbst ein Gelehrter zu sein, wird der Inhaber der Autorität wissen, wozu die Gelehrsamkeit dient, wie sehr der Staat und das Volk zu ihrer Wohlfahrt der Wissenschaft bedürfen. Dann werden auch von selbst die Mittel ergriffen werden, sie zunächst den Umständen und Zeitbedürfnissen entsprechend zu fördern. Denn bei gesunden öffentlichen Zuständen wird stets auch die Pflege des wissenschaftlichen Lebens vorerst dem praktischen Bedürfnis begegnen. In der Zeit als die römische Republik sich gegen das Vordringen der höhern griechischen Bildung nicht mehr

zu wehren vermochte, konnten doch nur solche Wissenschaften gedeihen, welche zu der gesamten Anschauungsweise und Richtung der römischen Bürger in Beziehung standen: didaktische Poesie und praktische Philosophie, Geschichte und politische Redekunst, Medizin und Landwirtschaft, Kriegskunst und Jurisprudenz. Und um geographisch auf demselben Gebiete zu bleiben, so verdankt das Wiederaufleben der römischen Rechtswissenschaft im Mittelalter zum Teil seinen Ursprung den Kämpfen zwischen Papsttum und Kaisertum, indem man die Rechte des Kaisers den päpstlichen Ansprüchen gegenüber mit römischen Gesetzen und Einrichtungen zu begründen unternahm. So geschah es bereits unter Heinrich IV., dann mehr noch von Barbarossa und Friedrich II. Das Papsttum dagegen warf sich mit Macht und allen Mitteln auf die Ausbildung des kanonischen Rechtes, um seine Ansprüche auf Weltherrschaft sicher zu stellen, während die harmloseren, den Welthändeln fremden philosophischen und theologischen Studien in Rom selbst niemals einen sehr ergiebigen Boden fanden. Der letzte Deutsche auf dem päpstlichen Stuhle, Hadrian VI., konnte während seines kurzen Pontifikates den ehemaligen Professor der Theologie nicht verleugnen; aber eine wie klägliche Rolle hat er dafür auch in dem ihn verhöhnenden Rom gespielt! Wir dürfen auch nicht, wenn wir von den wissenschaftlichen Verdiensten des Papsttums reden, an Männer denken wie Nikolaus V., den Begründer der vatikanischen Bibliothek, und Leo X., den kunstsinnigen, üppigen Mediceer. Denn was sie, selbst Humanisten, im Zeitalter des Humanismus für die Wissenschaft thaten, das haben sie nicht als Oberhäupter der Kirche, sondern als Fürsten von Rom gethan. Auch diese in der Geschichte der Wissenschaften so glänzenden Bestrebungen entsprachen also wieder den Verhältnissen des Staatswesens, dem sie angehörten, nicht der Kirche, zu der sie sich fremd, teils sogar feindlich verhielten, aber der römischen Luft und dem römischen Boden, getragen von dem begeisterten Eifer römischer Fürsten. Kirchlichen Ursprungs waren höchstens die Geldmittel, über welche zu Zwecken des zum Teil heidnischen Humanismus verfügt wurde, und so spiegelte sich in dieser widerspruchsvollen Verbindung nur wieder die unnatürliche Ehe ab zwischen der römischen Mitra und dem römischen Fürstenhut.

Vorzüglich aber mußten die religiösen und kirchlichen Verhältnisse für die Pflege der Wissenschaften durch die staatlichen Autoritäten bestimmend werden. Die christliche Bildung neben der antiken zu ermöglichen, stiftete der erste christliche Kaiser eine Schule zu Konstantinopel, das Auditorium genannt, und sein Neffe Julian, der dem Zuge der Zeit entgegen die verblühte heidnische Kultur von neuem zu beleben trachtete, sorgte dafür wieder durch Schulen und Bibliotheken seiner Tendenz. Die Reformation des 16. Jahrhunderts rief analoge Erscheinungen in Deutschland und den Nachbarländern hervor. Hatte der Kurfürst Friedrich von Sachsen die Universität Wittenberg unter dem Beirate des Erasmus und Reuchlin gegründet, so war damit das Auftreten Luthers gerade an dieser Universität bereits vorbereitet, und die späteren Gründungen von Marburg und Dillingen bezeichnen den Höhepunkt der Kämpfe. Als Christian III. die Reformation in Dänemark durchzuführen sich entschloß, war nach der Gefangennehmung

und Absetzung der katholischen Bischöfe sein erstes, daß er Bugenhagen aus Deutschland berief, die Universität Kopenhagen in lutherischem Geiste zu gestalten.

Eine spezielle, wieder durch die besonderen Umstände bedingte, sehr lohnende Aufgabe hatte die Staatsautorität zu lösen, welche ihr Volk aus dem Zustande ganzer oder halber Barbarei in den der Kultur und Bildung hinüber zu führen beflissen war, wie es unter Karl dem Großen bei den Franken und Sachsen und ungefähr ein Jahrhundert später unter Alfred dem Großen in England geschah. Da gilt es für den Herrscher, selbst noch in höherem Alter mit dem Beispiel des Lernens voranzugehen, allenthalben Schulen zu gründen, Lehrer herbeizuziehen und erst den Boden zu ebnen, auf welchem spätere Geschlechter den Bau gründlicher und umfassender Wissenschaft aufzuführen fähig sind. Gleichsam auf der Mittelstufe befand sich Peter der Große, der sich selbst in der Schiffsbaukunst, der Medizin und den Naturwissenschaften unterrichten ließ. Er berief Gelehrte und Techniker aus England, Holland und Deutschland in seinen Dienst, und stiftete nach dem Muster der Pariser Akademie, deren Mitglied er war, die von Petersburg. Nach der Besiegung Schwedens äußerte er in einer Rede, zuerst sei Griechenland der Sitz der Wissenschaft gewesen, von dort habe sie sich nach Italien und dann durch ganz Europa verbreitet; jetzt sei die Reihe an Rußland gekommen, wenn man seinen Absichten und Bestrebungen folge. „Ich hege die Hoffnung, so schloß er, daß wir durch Fleiß und dauerhaften Ruhm einst noch die gesittetsten Völker beschämen werden.“

Selten haben in alter Zeit Fürsten sich zu dem idealen Standpunkt erhoben, ohne bestimmte Tendenz die Wissenschaften im weitesten Umfange zu fördern lediglich um ihrer selbst willen. Vor allem tritt uns da vor Augen als die gewaltigste Gestalt Alexander der Große, das größte Herrschergenie, an der Seite seines Lehrers, des größten Gelehrten der alten Welt, Aristoteles. Es wird wohl nur eine Sage sein, daß er alle Provinzialbeamten angewiesen habe, Aristoteles bei seinen Sammlungen zu naturwissenschaftlichen Zwecken zu unterstützen. Desgleichen, daß er, von Gelehrten und Technikern begleitet, seinen Kriegszügen zugleich den Charakter wissenschaftlicher Expeditionen verliehen habe. Aber seine Unterwerfung des Orients war die Durchdringung desselben mit griechischer Sprache und Literatur. So wurde Alexandrien zum Zentrum der Wissenschaft, wo dann Ptolemäus Philadelphus die weltberühmte Bibliothek anlegte, und daneben das Museum, eine Akademie der Wissenschaften in Permanenz, indem er in seinem Palais eine bestimmte Zahl von Gelehrten auf Staatskosten unterhielt. An den Königen von Pergamus fanden die Ptolemäer eifrige Nachahmer, deren erfolgreiche Thätigkeit auf dem Gebiete der Kultur erst in der Gegenwart durch das wissenschaftliche Interesse unserer eigenen Regierung in ihrem ganzen Umfange uns nahe gerückt wurde.

Ich weiß nicht, ob man eine rein ideale, tendenzlose Pflege der Wissenschaft anderen Fürstengeschlechtern älterer Zeit in höherem Maße nachrühmen darf als den Kalifen von Bagdad. Unter den Abassiden wurden die Araber das gebildetste Volk der Welt. Schon Al Mansur, der Erbauer jener Stadt, zog alle

Fächer in den Bereich seines Interesses und seiner Unterstützung. Besonderen Eifer legte er für Mathematik und Astronomie an den Tag. Aber er begann auch schon, die griechischen Werke über Medizin, Naturwissenschaft und Philosophie ins Arabische übersetzen zu lassen. Namentlich verdient die Unbefangenheit anerkannt zu werden, mit welcher er, das Haupt des Islam, auch die Dienste christlicher Gelehrten nicht verschmähte. Nie und nirgends standen die Vertreter der Wissenschaft in so hohem Ansehen wie in dem Reiche der Kalifen. Neben ihnen verdienen noch die Kaiser von Byzanz, namentlich aus der Dynastie der Komnenen erwähnt zu werden, welche die Ueberlieferung des griechischen Altertums fortpflanzten, während im Abendlande auf diesem Gebiet jahrhundertelang völlige Finsternis herrschte. Nur darin standen die Byzantiner hinter den Arabern zurück, daß ihr wissenschaftliches Leben durchaus einseitig war, der Vorläufer des Humanismus in Italien und Deutschland, den naturwissenschaftlichen Fächern völlig verschlossen.

Im Abendlande, wo man das Mittelalter hindurch aus den bereits erwähnten Gründen nur juristische, und kirchlicherseits philosophische und theologische Studien betrieb, waren die Fürsten um die Pflege der Wissenschaft als solcher wenig bemüht. Nach Karl dem Großen und seinem Enkel Karl dem Kahlen zeigten noch Otto der Große und dessen Bruder, der Erzbischof Bruno von Köln, einigen Eifer, dann sein phantastischer Enkel Otto III. mit seinem Lehrer Gerbert, dem nachmaligen Papst Silvester II., den aber die Römer zum Dank dafür und der päpstlichen Würde zum Trotz als Zauberer verschrieen. Erst der Hohenstaufe Friedrich II. tritt den großen Kalifen in wissenschaftlicher Hinsicht würdig gegenüber, freilich auch als gelehriger Schüler. Arabische Gelehrte zog er an seinen Hof. Mathematik und Naturwissenschaften betrieb er selbst mit Vorliebe und suchte durch deren Verbreitung bildend und aufklärend im Abendland zu wirken. Die alten Universitäten von Salerno und Bologna reformirte er, eine neue gründete er in Neapel. In der späteren Zeit des Mittelalters fand er Nachfolger, welche sein wissenschaftliches Streben, wenn auch nicht seine sonstige Gesinnung teilten. So Karl IV., der 1348 in Prag die erste deutsche Universität stiftete, an welche er Petrarca und Boccaccio zu berufen beabsichtigte, und der wegen seiner eigenen naturwissenschaftlichen Beschäftigung wieder in den Ruf der Zauberei geriet. Dann Friedrich III., der, in kirchlich-politischer Hinsicht das gerade Gegenteil von dem Hohenstaufen Friedrich, Humanisten wie Aeneas Silvius als seine Ratgeber und Günstlinge behandelte und, obwohl sonst ein unfähiger Herrscher, durch Stiftung von Schulen und Universitäten sich Verdienste erwarb.

Auch in Frankreich begannen mit dem Anbrechen der neuen Zeit die Könige es als ihre Pflicht zu betrachten, in den wissenschaftlichen Wetteifer der europäischen Staaten einzutreten. Nachdem Karl V. vorgearbeitet, verdiente sich Franz I. bereits den Namen eines Vaters der Wissenschaften, und Ludwig XIV. faßte seinen Beruf, ein Förderer des wissenschaftlichen Lebens zu sein, so kosmopolitisch auf, daß er selbst auswärtigen Gelehrten in Italien, Deutschland, den Nieder-

landen mit fürstlichen Unterstützungen zu Hilfe kam. Auch an die zunächst für die Naturwissenschaften gegründete Pariser Akademie berief er Ausländer, wie den Italiener Cassini, den Holländer Huygens, den Dänen Römer. Naturforscher und Geographen sandte er auf Staatskosten zu wissenschaftlichen Reisen aus, und 1663 stiftete er die Akademie der Inschriften, welche für die Geschichtforschung das wurde, was die Akademie der Wissenschaften für die Realien war. Ludwig XIV., von Friedrich II. deshalb der Große genannt, kam damals niemand unter den Regenten in der thatkräftigen Förderung der Wissenschaften gleich. Er überholte darin auch weit selbst den ungefähr ein halbes Jahrhundert vor ihm blühenden deutschen Kaiser Rudolf II., den Gönner Tycho Brahes und Keplers.

Nachdem in England besonders Elisabeth und Jakob I. thätig gewesen, nahm dort die Hannoversche Dynastie gleich mit Georg I. die Förderung der Wissenschaften energisch in die Hand. In Dänemark begünstigte besonders Friedrich V. die Naturwissenschaften, rief viele auswärtige Gelehrte in sein Land und rüstete eine große wissenschaftliche Expedition in den Orient aus. Gleichzeitig waren Maria Theresias Söhne Joseph II. in Oesterreich und Leopold II. in Toskana thätig in Gründung von Bibliotheken, naturwissenschaftlichen Sammlungen, klinischen Anstalten, in Verbreitung von Bildung und Aufklärung aller Art. Selbst das wissenschaftlich so unfruchtbare Spanien blieb damals hinter dem allgemeinen geistigen Aufschwung Europas nicht zurück. Gleich nach seiner Thronbesteigung beschränkte Karl III. die Inquisition, befreite die Buchdrucker und deren Gehilfen vom Militärdienst, reformirte die gänzlich abgelebten Universitäten, gründete Schulen aller Gattungen und besoldete die Gelehrten. Im Jahre 1771 stellte seine Regierung den Grundsatz auf, daß von allen Zweigen der politischen Thätigkeit die Sorge für die Erziehung der wichtigste sei. Um von Preußen zuletzt zu reden, genügt es, Friedrich den Großen zu nennen, den Wiederhersteller der Berliner Akademie.

Was also in alter Zeit nur vereinzelt vorkam, eine Pflege der Wissenschaft um ihrer selbst willen ohne besondere Tendenz und darum auch ohne Beschränkung auf einzelne Zweige derselben, das gilt heutzutage in allen Kulturstaaten als selbstverständlich. Es ist ein edler Wetteifer entbrannt unter den Völkern, in wissenschaftlichem Leben und Streben sich zu überbieten; Presse und Literatur bilden das große Olympia der modernen Zeit, wo in Können und Wissen alle Nationen mit einander um die Palme ringen. Den Vertretern der deutschen Wissenschaft aber wird in vielen Fächern willig und neidlos von den Gelehrten fremder Nationalität der Preis zuerkannt, während auf keinem Gebiete der Forschung Deutschland zurückgeblieben ist. Die Erreichung dieses Zieles wird nur ermöglicht durch die Vereinigung vieler und sehr verschiedenartiger Kräfte. Durch die Gewährung bedeutender Mittel, durch Aemter und Ehren, durch Schutz und thatkräftige Unterstützung bietet die staatliche Autorität die Grundlage dar, auf welcher die geistige Arbeit mit solchen Erfolgen sich vollzieht.

Angesichts der Früchte, welche unter der Aegide fürstlicher Macht in neuerer Zeit auf wissenschaftlichem Gebiete gezeitigt wurden, und angesichts des hohen

Interesses, welches die monarchischen Regierungen für wissenschaftliches Leben bekunden, erscheint die Frage müßig und nur von theoretischem Werte, ob die monarchische oder die republikanische Staatsverfassung für die Wissenschaft ersprießlicher sei. Herder hat die Behauptung gewagt, in Republiken geschehe mehr für die Erziehung als in Monarchien, in kleineren Staaten mehr als in größeren, und in despotisch regierten Ländern nichts. „Die kühnsten, göttlichsten Gedanken des menschlichen Geistes, schreibt er, sind in Freistaaten empfangen, die schönsten Entwürfe und Werke in Freistaaten vollendet worden. Auch in mittleren und neuen Zeiten ist die beste Geschichte, die beste Philosophie der Menschlichkeit und Staatskunst immer republikanisch. Die Monarchie bringt sie unter Gesetze und bewahret sie auf." Man hat zur Begründung solcher Behauptungen auf Beispiele aus der Geschichte verwiesen, namentlich auf die hohe Blüte der Wissenschaft und Kunst in den griechischen Republiken. Allein es bleibt doch sehr fraglich, wie viel von dieser einzigartigen Erscheinung auf die republikanische Staatsform als ihre Ursache zurückzuführen ist. Und andere haben dem gegenüber hervorgehoben, in den griechischen Republiken seien ausgezeichnete Männer häufig verfolgt worden. Dem Sokrates habe die Republik den Giftbecher gereicht; Plato und Aristoteles habe sie ins Ausland getrieben; selbst Perikles, der so begeisterte Förderer von Kunst und Wissenschaft, habe seinen Lehrer und Freund Anaxagoras der Verfolgungssucht des Pöbels preisgeben müssen, weil er die Sonne für eine feurige Masse und den Mond für bewohnt erklärte. Wir fügen noch bei, daß damals das republikanische Athen beschloß, alle, welche die Landesreligion verleugneten und über göttliche Dinge philosophirten, sollten gerichtlich verfolgt werden. Der hohen wissenschaftlichen Blüte der meisten griechischen Freistaaten kann man außerdem das der Wissenschaft prinzipiell feindliche Verhalten der römischen Republik gegenüberstellen. Bekannt ist, wie noch Cato griechische Philosophen von Rom entfernen ließ. Weit charakteristischer aber erscheint es, daß auch er den Sokrates einen Sittenverderber, Religionsfrevler und Revolutionär nannte und dessen Hinrichtung vollkommen billigte. Als man den Ausspruch vernahm, es sei rühmlicher, die Grenzen der römischen Gelehrsamkeit als die des römischen Gebietes zu erweitern, war es in der Idee bereits um die römische Republik geschehen. Und was hätte erst der echte römische Republikaner dazu gesagt, daß Augustus an Tiberius schrieb: „Sei glücklich mit deinen Unternehmungen für mich wie für die Musen"?

Der Beweis, daß die Wissenschaften in Freistaaten mehr gefördert werden als in Monarchien, dürfte also aus der Geschichte nicht zu führen sein. Auch die Gegenwart liefert ihn nicht. Mag die kleine schweizerische Republik noch so viel Eifer auf die Erziehung und Schulbildung des Volkes verwenden, in den höheren Sphären der eigentlichen Wissenschaft lebt die Schweiz hauptsächlich von deutschen, nebenbei von französischen Elementen. Und was Frankreich betrifft, so wird dort seit dem Sturze des Kaiserreichs so wenig ein Aufschwung der wissenschaftlichen Forschung oder des guten Geschmackes wahrgenommen, als die wissenschaftliche Blüte in dem Zeitalter Ludwigs XIV. während der französischen

Revolution ihren ungestörten Fortgang nehmen konnte. Die amerikanischen Freistaaten aber, im Norden im großartigsten Stile dem Handel und der Industrie gewidmet, im Süden beständigen Revolutionen ausgesetzt, entbehren zu sehr der ruhigen Sammlung und der idealen Interessen, um mit Europa auf dem rein wissenschaftlichen Felde erfolgreich konkurriren zu können. Wenn auch in den Vereinigten Staaten die allgemeine Bildung mehr verbreitet ist als in manchen, vielleicht allen Ländern der alten Welt, so fehlt es, abgesehen von der Rechtswissenschaft und anderen noch mehr den Lebensbedürfnissen dienenden Fächern für die rein theoretischen Disziplinen in auffallendem Maße an gelehrten Kräften. „Ich denke," sagt Tocqueville in seinem Buche über die Demokratie Amerikas, „es gibt kein Land in der Welt, in welchem es so wenig Ignoranten und weniger Gelehrte gibt als in Amerika." Umgekehrt aber kann Buckle, der seine schärfsten Angriffe gegen den „bevormundenden Geist" des Staates richtet und die Behauptung wagt, die Regierungen würden zu Reformen und Fortschritten immer nur von den Denkern und der öffentlichen Meinung gezwungen, nicht umhin zu gestehen, daß Deutschland seit der Mitte des 18. Jahrhunderts mehr tiefe Denker hervorgebracht habe als alle anderen Länder zusammen. Und doch ist es gerade unser Vaterland, dessen Regierungen er vorwirft, am meisten jenen ihm so verhaßten bevormundenden, alles regelnden Geist walten zu lassen.

Zieht man endlich das Wesen der verschiedenen Verfassungsformen in Betracht, so dürfte sich daraus noch weniger etwas zu Gunsten der Republiken ergeben. Die Unsicherheit des Zustandes, das größere politische Interesse, die geringere Autorität und Macht der Staatsobrigkeit, alles dies erscheint nicht geeignet, die Gemütsbeschaffenheit zu erzeugen oder zu erhalten, welche zu dauerndem und intensivem Studium nicht entbehrt werden kann. Im weitesten Sinne ist das Wort wahr: Inter arma silent musae. Vor allem bedarf der Geist zu wissenschaftlicher Beschäftigung der Freiheit, aber auch der Freiheit von Sorgen und Interessen anderer Art. Und was die Freiheit der Bewegung betrifft, so kann dieselbe in einer Republik durch Erwägungen politischen oder kirchlichen Inhaltes ebenso gehemmt werden wie in der strengsten Monarchie. Welche Schicksale die bedeutendsten Denker in den griechischen Freistaaten erlitten, wurde bereits erwähnt. Und um eines späteren Beispiels zu gedenken, so weiß die Kirchengeschichte von der Schreckensherrschaft zu erzählen, welche die kleine Genfer Republik unter Calvin erlebte. Wir führen dies nicht an, um das lange grausige Register von gewaltthätigen Unterdrückungen der Denk- und Redefreiheit in Vergessenheit zu bringen oder zu beschönigen, die sich Fürsten geistlichen wie weltlichen Standes in Kirche und Staat zu Schulden kommen ließen, sondern nur, um daran zu erinnern, daß auch eine republikanische Verfassung vor Gewissenszwang und Geistesknechtung nicht zu schützen vermag. Wenn mitunter durch Abschaffung der Monarchie, wie in England durch Oliver Cromwell, eine Befreiung auf dem Gebiete des Geistes sich vollzieht, so schlägt, wie gerade in diesem Falle, fast regelmäßig die scheinbar freie Regierung um in die vollständigste Diktatur. Nicht der Volkswille war es, der damals in England die geistige Befreiung bewirkte,

sondern der Einzelwille des Diktators, der den König hinrichten ließ und das Parlament sich unterwarf. Und solchen Thatsachen könnte man außerdem die Wahrnehmung gegenüberstellen, daß wieder Fürsten es waren, welche das Prinzip der Denk- und Gewissensfreiheit zuerst zur Geltung brachten. Als Stephan Bathori, seit 1574 König von Polen, von den Jesuiten katholisch gemacht und sonst in deren Sinne regierend, angegangen wurde, in seinem Reiche die Ketzer zu verfolgen, erwiderte er, drei Dinge habe sich Gott vorbehalten: aus nichts etwas zu machen, Zukünftiges vorherzusagen und die Gewissen zu beherrschen. Lange noch dauerte es, und Ströme von Blut hat es gekostet, bis dieses Prinzip, von uns für so selbstverständlich gehalten, im Staatsleben Anerkennung fand. Aber wiederum war es ein Fürst, Preußens König Friedrich der Große, der es zuerst mit nachhaltigem Erfolg zur Geltung brachte.

Wahr ist nur dies, daß unter der Herrschaft von Despoten, seien sie nun fürstlichen Blutes, oder seien sie als Demagogen aus dem Volke hervorgegangen, die Wissenschaft nicht zu gedeihen vermag. Da können sich höchstens Zustände entwickeln, wie sie im Altertum in Indien und Aegypten, in Peru und Mexiko und in neuerer Zeit noch einigermaßen in Rußland existiren, die nämlich, daß die Bevölkerung in zwei Menschenklassen zerfällt, in die gebildete, herrschende und die stumpfsinnige, unterdrückte. Da kommt es denn selbst unter dem Mißbrauch der Religion zu vorgeblich heiligen Gesetzen, wie dem in Indien: „Wenn ein Sudra (also ein Tagelöhner oder Handwerker) aus Lernbegierde ein heiliges Buch vorlesen hört, soll ihm siedendes Oel ins Ohr gegossen, und wenn er es auswendig lernt, soll er getötet werden." Den Despoten fehlt es an dem nötigen Interesse für das Gedeihen des Volkes, wie für die ideale Entwicklung der Menschheit überhaupt. Und außerdem unterdrücken sie prinzipiell, was für die Wissenschaft die Lebensluft ist, die Freiheit.

Denn vier Elemente sind es, deren auch sie zum Leben bedarf: Talent, Fleiß, Freiheit und Geld. Das Talent ist Gottes Gabe, welches durch den Fleiß der Gelehrte selbst zu befruchten hat; aber Freiheit und Mittel muß ihm der Staat vergönnen, auf dessen Boden er thätig ist. Eine starke und weise Regierung, eine mächtige und angesehene Dynastie, unter deren Schutz Handel und Gewerbe ruhig und in Frieden gedeihen, werden darum auch für Wissenschaft und Kunst stets die wirksamsten und eifrigsten Patrone sein. An Freiheit wird die weise Einsicht der leitenden Staatsmänner es nicht fehlen lassen, da es sich nur um die Freiheit handelt, nach den göttlich gegebenen Gesetzen des menschlichen Denkens zu forschen und zu lehren. Und daß die Mittel, deren die wissenschaftliche Forschung nach modernem Stile allerdings in weit höherem Maße bedarf als in alter Zeit, auch nicht fehlen, erfordert schon der unerläßliche Wetteifer, in dem heutzutage kein Staat hinter dem andern in der Förderung gelehrter Zwecke zurückbleiben darf.

Nichts könnte der Wissenschaft bedrohlicher sein als Pöbelherrschaft oder gar Anarchie. Sie selbst ist ihrer Natur nach aristokratisch, allem Gemeinen abhold, das Ideale und Höchste erstrebend, auch wenn kein unmittelbarer Nutzen

sich ergibt; die Wahrheit um ihrer selbst willen liebend, sogar für den Fall, daß ihre Erkenntnis persönlichen Schaden im Gefolge hat. „Ich hätte nicht geglaubt,“ schreibt Kepler, „daß in eben dem Grade, in welchem die Verfolgung steigt, die Freudigkeit zunimmt. Hierdurch wird es begreiflich, daß es leicht ist, für die Wahrheit zu sterben.“ Solche Gedanken versteht der Pöbel nicht. Er fordert, was ihm augenblicklich zur Befriedigung seiner Begierde dient. Das Heiligtum der Wahrheit, ohne welche echte Wissenschaft nicht denkbar ist, wird nur von denen betreten, deren geistige Weihe der verständnislosen Menge als Dünkel oder als Narrheit erscheint.

Und wie könnte die Wissenschaft erst auf dem Boden der Anarchie gedeihen, die mit ruchloser Hand dem Wahn der Zerstörung sich überläßt? Die Wissenschaft ist entgegengesetzter, schöpferischer Natur; und wo sie zerstört, will sie nur ergründen und das Wahre aufbauen an der Stelle des Falschen. Selbst ein Schwärmer für die wissenschaftliche Blüte in den Republiken wie Herder muß eingestehen: „Wo keine Regierung ist, findet auch keine Wissenschaft statt.“ Und in seiner von der Berliner Akademie der Wissenschaften gekrönten Preisschrift von 1779 ruft er aus: „Wer gibt uns ein Olympia und seine Spiele und seine Siege und das dabei versammelte Griechenland, und sein Interesse, seinen Ruhm und seine Sprache wieder? Selbst ein plumpes Theben wird alsdann einen Pindar nicht versagen.“ „Der Berg Athos hat jetzt Mönche genug, aber keine Redner, Dichter und Philosophen: die schönsten Trümmer aller Provinzen erwecken keinen Künstler im Sinne der Alten. Die Luft, das Klima, die Bildung, der Charakter der Griechen ist derselbe, aber Verfassung, Regierung fehlt ihnen [1779!] ohne die sie nie sein können, was sie gewesen. Der Geist ist weg, der ihre Talente und Glieder belebte.“ Und wiederum: „Seine Akademie hieß Ruhm, Griechenland, Freiheit. So sang der Dichter, so sprach der Redner, so schrieb der Geschichtschreiber und Weise. Sie waren Griechen, sie waren Bürger, sie spotteten der Satrapen, verachteten die Barbaren, glaubten durch ihre Wissenschaft und deren Ausübung sich immer zum Besten des Staates wirksam.“ Also — darin pflichten wir Herder bei — ein geordnetes Gemeinwesen, ein Vaterland, ein die große Zahl der Familien und Gaue umschlingendes gemeinsames Band erscheint zum wissenschaftlichen Leben unentbehrlich. Denn wie wahr es auch sein mag, daß die Einsamkeit die Mutter aller großen Gedanken ist, vereinsamt und vereinzelt würde selbst der genialste und glücklichste Forscher keine Wirkung erzielen. Auch die einsamen Studirstuben müssen mit einander in geistiger Verbindung stehen; ohne gegenseitige Anregung und Unterstützung, ohne beständiges Darbieten und Aufnehmen, selbst ohne Reibung und Kampf würde auch auf dem Gebiete der Wissenschaft kein Leben entstehen, und als die Grundlage solcher lebendigen und Leben erzeugenden Wechselwirkung wird notwendig ein geordnetes Staatswesen erfordert mit seinen Hilfsmitteln, seinem Schutze.

„Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei“ gilt heutzutage als das Grundgesetz des Geisteslebens in allen Kulturstaaten. Der päpstliche Syllabus von 1864 verdammt diese Freiheit in den schärfsten Ausdrücken als einen verderb-

lichen Wahn. Die Möglichkeit eines Ausgleiches scheint hier ausgeschlossen. Denn was immer den Lehraussprüchen des unfehlbaren Papstes zuwider ist, und würde es von der ganzen gebildeten Menschheit anerkannt, gilt vor dem vatikanischen Forum als fluchwürdige Ketzerei. Daß aber gerade die geistig entwickeltsten Völker jemals auf diesen Standpunkt herabsteigen werden, läßt sich nicht erwarten. Gleichwohl liegt auch in jener Verdammung ein Kern von Wahrheit verborgen, und wenn wir noch in der Periode der Hegelschen Systematisirung lebten, könnte man geneigt sein, aus dem erwähnten Widerspruch die Synthese zu konstruiren. „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei“ kann unmöglich in einem geordneten Staatswesen in dem Sinne verstanden werden, daß es jedem gestattet sei, öffentlich zu sagen oder zu schreiben, was ihm beliebe. Es wäre nur ein Spiel mit Worten, wenn man nach Art der bekannten These: „Die Vernunft irrt nie“, die absolute Freiheit der Wissenschaft verteidigen wollte, weil die echte Wissenschaft mit der Erkenntnis der Wahrheit identisch sei. Und selbst dann dürfte es noch höchst bedenklich erscheinen, ihr in unbeschränkter Weise die Predigt auf offenem Markte vor den Ohren der Menge zu gestatten. Hat doch schon Lessing es als ein Verbrechen an der Menschheit bezeichnet, wollte man ihr mehr von der Wahrheit mitteilen, als sie vertragen könne. Die Unwahrheit verbreiten kann niemals erlaubt sein. Aber wie man Unmündige oder Kranke schonend zu behandeln hat, so verlangt der geistige und moralische Zustand der zum großen Teil unmündigen und kranken Menschheit, welcher auch die Wissenschaft nicht zu schaden, sondern zu nützen bestimmt ist, eine vornehme, zarte Zurückhaltung, wie sie dem aristokratischen Wesen der Wissenschaft entspricht.

Andererseits haben ihre Vertreter die ernste, mitunter gefahrvolle Pflicht, nicht bei dem Herkömmlichen, dem Ueberlieferten zu verharren, sondern zu bewirken, was Jules Simon als Revolution bezeichnet hat. Denn Stillstand ist die Vernichtung alles Lebens, und der Stillstand der wissenschaftlichen Forschung wäre Rückfall in die Barbarei. Der Wissenschaft Halt gebieten, sie bei den Lehren eines Mannes oder einer Zeit festbinden wollen, hieße sie vernichten. Die Wahrheit ist kein Ding, welches in eine Kiste eingepackt oder in einer Bibliothek verschlossen als toter Schatz der Menschheit übergeben worden wäre. Sie gleicht einem mehr und mehr sich enthüllenden Lichte, dessen voller, ungetrübter Glanz sterblichen Augen nimmer erreichbar wird. Neues entdecken, weiter streben, Altes überwinden und Abgestorbenes begraben wird darum stets die erhabenste und lohnendste Aufgabe ihrer Diener und Verkündiger sein; aber deshalb auch die gefährlichste und dornenreichste, weil sie zum Kampfe und zum Widerspruche mit der Beschränktheit und der Geistesträgheit der Menge zwingt.

Und hier wird denn die Frage schwierig oder vielmehr grundsätzlich gar nicht lösbar, wie in derartigen Kämpfen die „Autorität“ sich verhalten soll. Zunächst hat sie die Pflicht und das Streben, die bestehenden Zustände zu erhalten und zu schützen. Jede Autorität ist ihrer Natur nach konservativ. Uebereilte Aenderung, Umsturz und Zerstörung muß sie abwehren wie Verderben und Untergang. Andererseits darf sie sich nicht verhehlen, daß Leben Bewegung ist. Will

sie nicht die Hüterin eines Kirchhofs werden, so hat sie jeden berechtigten Fortschritt willkommen zu heißen und den Impulsen der weiter strebenden Wissenschaft sich dienstbar zu machen. Wie schon Aristoteles die gemischte Staatsform für die beste erklärte, so muß auch der Geist der Autorität dem Verbessern sich ebenso zugänglich erweisen wie dem Erhalten. Wo hier die Grenze zu ziehen ist, wird in jedem Falle mit Selbstlosigkeit und Weisheit zu entscheiden sein. Für Streitigkeiten und Kämpfe zwischen Wissenschaft und Autorität öffnet sich dabei natürlich ein weites Feld. Wahre Wissenschaft, die nicht verwegen oder sprungweise nach Neuem hascht, und richtig angewandte Autorität, welche eine harmonische Entwicklung nicht hemmt, verfolgen dasselbe Ziel. Aber es können auch im Namen der Wissenschaft Forderungen erhoben werden, welche die Autorität im Interesse des Bestehenden ablehnen zu müssen glaubt. Und wiederum kann kraft vermeintlich göttlichen Rechtes die Autorität Befehle erteilen, welche eine weiterblickende Wissenschaft nicht zu befolgen vermag. Da entstehen denn die peinlichen Gewissenskonflikte zwischen Einsicht und Gehorsam, zwischen Ueberzeugung und Unterwerfung, Kämpfe, die manchen bedeutenden Geist gebrochen, und in alter Zeit Ströme von Blut gekostet haben. Aber selbst diese tragischen Konflikte sind fruchtbar geworden. Geläutert von allen Schlacken des Irrtums und der Uebertreibung ging aus ihnen das Neue hervor, das überall nur unter Wehen geboren wird. Auch sie also beruhen in letzter Linie auf göttlicher Ordnung. Wie es Hemmungen im Gehirne gibt, die dessen Bewegungen in Schranken halten, so hat eine weise Vorsehung es auch geordnet, daß in dem großen Organismus der Menschheit es an treibenden und hemmenden Elementen niemals fehlen wird. Die treibenden sind stets größeren oder geringeren Gefahren ausgesetzt: sie opfern Sicherheit und Glück, oft die Ruhe und den Frieden ihrer Seele. Die hemmenden, welche die Autoritäten oder deren Gefolgschaft bilden, unterliegen leicht der Versuchung zu Eigennutz und Heuchelei. Nur die richtige Mischung beider Elemente, die Beschränkung der einen durch die anderen vermag vor den ihnen anhaftenden Einseitigkeiten und Fehlern zu schützen.

Was aber am unbedingtesten von allen gefordert werden muß, die auf dem geistigen Gebiete zum Heile des Vaterlandes, zum Wohle der Menschheit thätig sind, das ist die reine Wahrheitsliebe, die edle Unabhängigkeit von allen niederen Interessen, die geistig königliche Würde, die den Menschen den Beifall der Menge verachten lehrt.

„O, der ist noch nicht König, der der Welt
Gefallen muß! Nur der ist's, der bei seinem Thun
Nach keines Menschen Beifall braucht zu fragen."

(Schiller.)



Erinnerungen aus dem Leben von Hans Viktor von Unruh.

Herausgegeben von

Heinrich von Poschinger.

(Fortsetzung.)

Der Abzug der Truppen aus Berlin.

Bekanntlich bekamen die an keinem Punkt der Stadt besiegten, aber sehr ermüdeten, mangelhaft verpflegten Truppen vom 19. März 1848 früh den Befehl, Berlin zu räumen. Wer diese entscheidende Maßregel angeordnet hat, darüber ist später viel gestritten worden, ohne die Wahrheit ans Licht zu bringen.[1]) Es scheint vielmehr, daß dieselbe absichtlich verdunkelt worden ist. So viel steht nach meiner Ueberzeugung fest, daß die Generale, welche die Truppen führten, sicher nicht ohne ausdrücklichen Befehl die Stadt verlassen haben. Es ist auch nicht anzunehmen, daß diese Anordnung ohne Zustimmung des Königs erfolgt ist. Wäre dies der Fall gewesen, so würde derjenige, von dem der Befehl ausging, gewiß später zur Verantwortung gezogen worden sein. Der Befehl muß auch unzweifelhaft von oben herunter erteilt worden sein, weil sonst nicht sämtliche Truppenführer gleichzeitig gehorcht haben würden. Die Truppen waren in keiner Weise demoralisirt, die Disziplin vollkommen erhalten. Nirgends war der Gehorsam verweigert, kein einziger Soldat war zu den Verteidigern der Barrikaden übergegangen. Wie ich aus dem Munde mehrerer Offiziere weiß und ja auch allgemein bekannt ist, hatte die Räumung Berlins in der ganzen Armee, besonders der Garnison Berlins, große Unzufriedenheit, ja höchste Entrüstung erregt.

Wie es am 19. März gegen Morgen in den Straßen Berlins aussah, hat mir auf meinen Wunsch der Buchdrucker Behrend geschildert. Er war Mitglied der Nationalversammlung und ein sehr radikaler, aber ehrlicher, wahrheitsliebender Mann, der den ganzen Nachmittag am 18. und die Nacht zum 19. März auf der Barrikade mitgekämpft hatte. Nachdem ich mit Behrend bekannt geworden war, hat er mir auf meine Frage, ob die Truppen an irgend einem Punkt der Stadt geschlagen oder doch zurückgedrängt worden sind, geantwortet: „Nein, wo die Truppen wirklich angegriffen haben, gelang der Angriff.“ Behrend sagte mir ferner, daß er und andere Führer von Barrikadenkämpfen in jener Nacht vollkommen überzeugt gewesen sind, am andern Vormittag würden sie sämtlich als Gefangene in der Festung Spandau sitzen, weil es nirgends gelungen war, gegen die Truppen vorzudringen. Er, Behrend, sei am frühen Morgen des 19. ganz erstaunt gewesen, als eine Deputation des Magistrats, der Bürgermeister (oder Oberbürgermeister) an der Spitze, in den Straßen und an den Barrikaden erschien und dort proklamirte, daß den Truppen der Befehl zugegangen sei, Berlin

[1]) Von dieser vielumstrittenen Frage ist in meinem Werke „Fürst Bismarck und die Parlamentarier“ mehrfach die Rede.

zu räumen. Zuerst sei diese Nachricht etwas ungläubig aufgenommen worden, bis der Augenschein dieselbe bestätigte. Diese Mitteilungen liefen augenscheinlich gegen die Neigung von Behrend, aber er war ein zu offener, männlicher Charakter, um die Wahrheit zu verleugnen. Ebenso wenig hat er seine Gesinnung gewechselt, vielmehr wurde er später von Hinkeldey verfolgt und bei den kleinsten Ruhestörungen, von denen Behrend gar nichts wußte, jedesmal verhaftet, einige Tage im Gefängnis festgehalten und dann wieder freigelassen, bis er endlich nach Amerika auswanderte. An der Richtigkeit der Behrendschen Mitteilungen ist daher nicht zu zweifeln.

Aus jenen Märztagen ist noch eine höchst charakteristische Unbedachtsamkeit anzuführen. Bei dem Abmarsch der Truppen hatte man ein Bataillon Infanterie heimlich im Schloß zurückbehalten und in den obersten Räumen des Schlosses verborgen! Kein Soldat durfte sich in den unteren Räumen oder gar im Schloßhofe sehen lassen. Die Bürgerwache besetzte die Wachen im Schloß und stellte die Wachtposten auch auf den Korridoren auf. Bald fiel es auf, daß in der königlichen Küche sehr große Quantitäten gewöhnlicher Lebensmittel zubereitet und nebst Brotmassen nach den oberen Etagen geschafft wurden. Endlich wurde das Kommando der Bürgerwehr offiziell ersucht, das Bataillon in der nächsten Nacht aus Berlin heraus zu eskortiren und Ruhestörungen zu verhüten. Ein mir gut bekannter Kaufmann Herz hat als berittener Bürgerwehrmann zur Eskorte gehört und mir damals erzählt, daß die Infanterieoffiziere außer sich über einen solchen Abzug aus Berlin gewesen seien, sich aber gegen die begleitende Bürgerwehr durchaus angemessen benommen und auf höhnende Zurufe Vorübergehender nicht geachtet hätten. In der That, man kann sich kaum etwas Kränkenderes für eine ehrliebende Truppe denken, als bei Nacht und Nebel aus der Stadt eskortirt zu werden.

Meine Parteistellung in der National-Versammlung. Rodbertus.

In den Skizzen habe ich ganz kurz angeführt, daß ich zu den Abgeordneten gehört habe, welche aus dem linken Zentrum in das Zentrum übertraten, ferner daß Rodbertus, zum Unterrichtsminister ernannt,[1] sehr bald wieder aus dem Ministerium ausgetreten ist und dadurch die Majorität viel unsicherer gemacht hat, als sie vorher unter dem Ministerium Camphausen war.[2] Jetzt nach fast einem Menschenalter fallen die Gründe fort, welche mich bei Abfassung der Skizzen veranlaßten, mich nur so knapp zu äußern.

Rodbertus spielte im linken Zentrum eine größere Rolle, als ihm nach meiner

[1] Rodbertus, Hauptvertreter des wissenschaftlichen konservativen Sozialismus, wurde 1848 in die Nationalversammlung gewählt, wurde im Ministerium Auerswald-Hansemann Kultusminister, legte aber sein Portefeuille schon nach 14 Tagen nieder.

[2] Ludolf Camphausen wurde am 29. März 1848 nach dem Rücktritt des Grafen Arnim Boitzenburg mit der Bildung eines neuen Ministeriums betraut, worin er den Vorsitz übernahm. Bereits am 20. Juni 1848 nahm er nach der mißliebigen Aufnahme, die der von Hansemann ausgearbeitete Verfassungsgesetzentwurf gefunden hatte, seine Entlassung.

Meinung zukam. Ich konnte in ihm keinen gesunden politischen Kern entdecken, wohl aber Kenntnisse und Begabung, aber auch ein gewisses Maß von Eitelkeit. In den Fraktionssitzungen ging er oft im Zimmer umher, nahm nur oberflächlich teil an der Diskussion und that dann schließlich in vornehmer Art seinen Ausspruch, dem die Fraktion meistens zustimmte. Er dominirte sogar über Männer wie Schultze-Delitzsch und Kirchmann. Eines Abends rügte er, daß ich in der sogenannten Konstablerfrage[1]) im Plenum anders gestimmt hatte als er. Die Mehrheit der Fraktion trat ihm bei. Ich konnte und wollte nicht unter dem Kommando von Rodbertus stehen. Mir blieb daher nichts übrig, als aus dem linken Zentrum auszutreten, obgleich ich in keiner Weise meine Gesinnung geändert hatte. Da ich bereits gelernt hatte, daß man als Wilder, d. h. keiner Fraktion Angehöriger, fast jeden Einfluß verliert, so schloß ich mich dem Zentrum an, zu dem Koch, Parisius, Brandenburg (nicht der spätere Abgeordnete), Seydel, nachher Oberbürgermeister von Berlin, 2c. gehörten. Hier zählte ich zum linken Pol, während ich im linken Zentrum zum rechten gerechnet wurde. Dieser Wechsel ist nicht ohne Einfluß auf meine spätere Wahl zum Vize- und dann zum ersten Präsidenten der Versammlung und somit auf den Verlauf der Novemberkrisis geblieben.

Rodbertus brannte offenbar darauf, Minister zu werden. Daß er dann einige Tage nach seiner Ernennung wieder zurücktrat, bevor er seinen Einfluß im Ministerium und in der Versammlung hatte erproben können, blieb zunächst ein Rätsel. Nach späteren Mitteilungen halte ich es für wahrscheinlich, daß sein Entschluß auf einem politischen Rechenfehler beruhte. Es trat damals der Gegensatz zwischen der Frankfurter und der Berliner Versammlung grell hervor. Rodbertus soll angenommen haben, daß Frankfurt über Berlin, besonders in der deutschen Frage, siegen werde; er wollte sich an der preußischen Opposition gegen Frankfurt nicht beteiligen und sich für Deutschland aufsparen. Bei seinem Austritt versprach er, das Ministerium kräftig zu unterstützen, er hat aber später gethan, was in seinen Kräften stand, um dem Ministerium zu schaden. Mit der Auflösung der preußischen Nationalversammlung war seine politische Rolle ausgespielt. Es ist daher ziemlich gleichgiltig, daß er immer demokratischer und radikaler wurde, später dem Sozialismus sich näherte, dann Bismarck vergötterte und einfach zur Reaktion übertrat; wiederum ein Rechenfehler: denn mit Bismarck siegte nicht die Reaktion, sondern — Bismarck, d. h. seine spezifische Politik. Nicht gleichgiltig aber war Rodbertus' Verhalten in der preußischen Nationalversammlung. Ein Ausgleichsministerium, wie der General von Pfuel beabsichtigte, war weder ohne noch mit Rodbertus zu bilden. In der Opposition hatte er zu großen Anhang und im Ministerium hätte kein tüchtiger Mann, der nicht nach Rodbertus' zweifelhafter Pfeife tanzen wollte, aushalten können. Er,

---

[1]) Es handelte sich um den von dem Abgeordneten Rodbertus gestellten Antrag, das Staatsministerium um sofortige Vorlegung eines Gesetzes über die Schutzmannschaften zu ersuchen. Rodbertus stimmte bei der namentlichen Abstimmung mit Ja und Unruh mit Nein. Vergl. die Verhandlungen der preußischen Nationalversammlung Band I, S. 673 und 684.

Jacobi und Waldeck, dieser freilich in ganz anderem Sinne, gehörten zu denjenigen Mitgliedern der Versammlung, welche ein befriedigendes Endresultat der Verhandlungen unmöglich machten, selbst wenn die Regierung die Hand zu einem Ausgleich hätte bieten wollen. Das lag aber auch gar nicht im Plane der stark gewordenen Reaktionspartei, welche ohne Zweifel den gewaltsamen Bruch im Auge hatte.

Was ich 1848 unter Demokratie verstand.

Noch habe ich zu erwähnen, daß ich in den Skizzen das Wort „demokratisch“ in dem Sinne von volkstümlich gebraucht habe, wie es damals üblich war. Unter dem demokratisch-konstitutionellen System, von dem ich auf Seite 30 spreche, habe ich das auf dem allgemeinen, gleichen Wahlrecht beruhende verstanden, das durch das Gesetz vom 6. April 1848 von dem zweiten vereinigten Landtag eingeführt wurde. Ich werde später noch Gelegenheit haben, mich über das allgemeine, gleiche Wahlrecht auszusprechen. Was man heute unter Demokratie versteht und wohl schon damals, jedoch nur von einzelnen verstanden wurde, ist nicht die Mitwirkung, die Teilnahme des ganzen Volkes, namentlich bei den Wahlen, sondern die Herrschaft der unteren Schicht. Ich bin stets entschiedener Gegner dieser Herrschaft gewesen. Daraus ergibt sich, in welchem Sinne ich damals zu den Demokraten gezählt werden konnte.

Gespräch mit dem Kriegsminister General von Pfuel und Major Fischer.

In den Skizzen habe ich eines Gesprächs mit einem sehr tüchtigen Generalstabsoffizier aus dem Kriegsministerium, Major Fischer, erwähnt, aus welchem hervorging, daß das Ministerium Pfuel[1]) an eine Ergänzung aus der Versammlung dachte. Ich erklärte eine solche Ergänzung für unthunlich, hielt aber damals noch die Bildung eines neuen Ministeriums im wesentlichen aus der Kammer für möglich. Absichtlich nicht angeführt habe ich in den Skizzen, daß ich später zu einem Privatgespräch mit dem General von Pfuel aufgefordert wurde und mich unverhohlen dahin äußerte, es sei zu spät, ein Majoritätsministerium zu bilden; die Spaltung der Nationalversammlung und der einzelnen Parteien habe rapide Fortschritte gemacht, der Einfluß einzelner Mitglieder, die zur Bildung eines auf die Dauer berechneten Ministeriums absolut unbrauchbar erschienen, sei sehr gewachsen. Gleichzeitig habe die Reaktion mit der Hofpartei an der Spitze seit dem Waffenstillstand von Malmö[2]) an Macht gewonnen und werde ein Vermittlungsministerium aus der Versammlung

[1]) Ernst von Pfuel, preußischer General, erhielt im September 1848 nach Entlassung des Ministeriums Auerswald den Auftrag, ein neues Ministerium zu bilden, worin er (21. Sept.) selbst zum Kriegsminister und Präsidenten ernannt wurde. Bereits Ende Oktober 1848 reichte er seine Entlassung ein. Gestorben 3. Dezember 1866.

[2]) 26. August 1848 Abschluß eines Waffenstillstandes daselbst zwischen Dänemark und Preußen.

schwerlich dulden oder lahmlegen. Die Schlüsse hieraus zu ziehen, überließ ich dem Ministerpräsidenten General von Pfuel.

Meine Beziehungen zu diesem Ministerium rührten davon her, daß durch meinen Vorschlag der in den Skizzen erwähnte Steinsche Antrag[1]) glücklich beseitigt worden war. Der hohe Offizier aus dem Kriegsministerium, mit dem ich darüber verhandelte, den ich aber in den Skizzen nicht nannte, war der General von Brandt.[2])

Mit dem Waffenstillstand von Malmö war in der That der Wendepunkt eingetreten. Es wurde eine starke Armee in der Umgegend Berlins zusammengezogen. Gestützt auf diese, reifte der Entschluß zu einem gewaltsamen Bruch. Das Ministerium Pfuel wollte einen solchen entschieden nicht, aber die Reaktion arbeitete darauf hin und der König schwankte nur noch kurze Zeit. Die Katastrophe näherte sich. Uebrigens war schon unter dem Ministerium Hansemann die Zusammenziehung von Truppen bei Berlin beschlossen worden, wie der Minister Gierke vertraulich mitteilte.

Herannahen der Krisis.

Die Meinung, daß die Krisis vor der Thür sei und daß die Nationalversammlung unterliegen werde, war damals keineswegs allgemein. Sprach man darüber mit Mitgliedern der Linken und der darin enthaltenen äußersten Linken, so saßen dieselben auf hohem Pferde. Sie fürchteten die Reaktion nicht und zweifelten nicht daran, daß bei einem Kampf mit derselben „das Volk“ siegen werde. Daß ich schon Anfang Oktober anderer Ansicht war, ergibt sich aus folgendem Vorgange. Der erste Präsident der Nationalversammlung, Grabow, hatte zu jener Zeit den Abgeordneten Kaplan von Berg in einer Sitzung zur Ordnung gerufen. Berg appellirte, was damals zulässig war, an die Entscheidung der Versammlung und das Votum derselben fiel mit wenigen Stimmen Majorität gegen den Präsidenten aus, der hierauf sofort das Präsidium niederlegte und an den zweiten Vizepräsidenten abgab.[3]) Ich war damals erster Vizepräsident, aber gerade nicht anwesend im Hause. Als ich in den Saal eintrat, herrschte ein ungeheurer Lärm, die Präsidentenglocke läutete ununterbrochen, aber vergebens. Von mehreren Seiten rief man mir zu, ich solle den Vorsitz über-

---

[1]) Der Steinsche Antrag ging dahin, der Kriegsminister möge in einem Erlasse an die Armee sich dahin aussprechen, daß die Offiziere allen reaktionären Bestrebungen fern bleiben, nicht nur Konflikte jeglicher Art mit dem Zivil vermeiden, sondern durch Annäherung an diese Bürger und Vereinigung mit denselben zeigen möchten, daß sie mit Aufrichtigkeit und mit Hingebung an der Verwirklichung eines konstitutionellen Rechtszustandes mitwirken wollen.

[2]) Heinrich von Brandt, preußischer General und Militärschriftsteller. Eine beachtenswerte Quelle für die damalige Zeitgeschichte sind die von seinem Sohne herausgegebenen Memoiren „Aus dem Leben des Generals A. H. v. Brandt.“ Es wird davon noch weiter unten die Rede sein.

[3]) Vergl. über diesen Vorgang in der Sitzung vom 26. Oktober 1848 die Verhandlungen der preußischen Nationalversammlung, Band III, S. 202 ff.

nehmen; ich informirte mich aber zuvörderst über den Hergang und die Veranlassung zu der herrschenden Aufregung, darauf nahm ich den Präsidentenstuhl ein; es gelang mir, die Ruhe wieder herzustellen und die Sitzung zu Ende zu führen. Inzwischen war ein Schreiben von Grabow eingegangen, worin er einen längeren Urlaub nachsuchte, also thatsächlich aus der Versammlung austrat. Durch Erkundigungen bei mehreren Abgeordneten aus den verschiedenen Fraktionen hatte ich mich überzeugt, daß fast niemand den Rücktritt des Präsidenten wünschte oder beabsichtigt hatte. Bei der unerwarteten Abstimmung hatten sich die Fraktionen gespalten und wild durcheinander gestimmt, ohne sich die Folgen der Abstimmung klar zu machen. Wen ich auch sprach, jeder war damit einverstanden, daß ich den Versuch machen sollte, die Sache rückgängig zu machen und Grabow zum Bleiben zu bewegen.

Ich ging daher unmittelbar nach der Sitzung zu Grabow, teilte ihm meine Beobachtungen mit und versicherte, daß die Versammlung bei der notwendig gewordenen Präsidentenwahl ihn einstimmig oder beinahe einstimmig wieder wählen, ihm also volle Genugthuung geben werde. Alles vergeblich. Grabow blieb unerschütterlich bei seinem Entschluß, auszutreten, und meinte, ich würde jedenfalls statt seiner zum ersten Präsidenten gewählt werden. Darauf erwiderte ich, daß ich eine solche Wahl in keiner Weise wünschte. Sehr ärgerlich über Grabows Rücktritt setzte ich hinzu, ich glaubte nicht, daß der Streit mit Berg die eigentliche Veranlassung dazu sei, vielmehr nur ein plausibler Vorwand; er wisse so gut wie ich, daß die entscheidende Krisis herannahe und daß die Versammlung im Kampfe mit der Reaktion jedenfalls unterliegen werde, daß es möglicherweise zu einem ganz erheblichen, heftigen Ringen kommen könne, dessen Folgen sich gar nicht übersehen ließen. Deshalb gehe er ab. Grabow sah mich sehr verwundert an und äußerte dann, er wolle mir offen gestehen, daß ihm der politische Mut und die Kraft fehle, eine solche Katastrophe als verantwortlicher Präsident der Versammlung durchzumachen. Erstaunt sei er aber darüber, daß ich eine solche Ansicht von der nächsten Zukunft habe und die Sache der Versammlung für verloren ansähe. Nun setzte ich Grabow auseinander, daß die Versammlung bei ihrem Zusammentritt sehr mächtig, nach und nach immer machtloser geworden sei; daß die Bevölkerung nicht mehr hinter ihr stehe, sich vielmehr nach Ruhe, Arbeit und Verdienst sehne, daß die Versammlung in sich zerrissen, zum Teil mit unfruchtbaren, aufregenden Verhandlungen Zeit und Sympathie verloren habe, während die Reaktion geschickt und konsequent vorgegangen sei und jetzt die Macht in der Hand habe.

Grabow blieb fest bei seiner Weigerung und kam wieder darauf zurück, daß ich zum ersten Präsidenten gewählt werden würde,[1]) worauf ich ihm antwortete, daß ich am liebsten seinem Beispiele folgen und abgehen würde, daß ich es aber für pflichtwidrig halte, jetzt bei Eintritt der Gefahr davon zu laufen. Wir

[1]) In der Sitzung vom 28. Oktober 1848 wurde demnächst v. Unruh in der That zum ersten Präsidenten gewählt mit 177 von 348 Stimmen. (Verhandlungen der preußischen Nationalversammlung, Band III, S. 241.)

müßten wie der Soldat im Felde auf dem Posten ausharren, auf den unsere Wähler uns gestellt, und nur der Gewalt weichen. Aus diesen Gründen hielte ich es auch nicht für zulässig, die Wahl zum ersten Präsidenten, wenn dieselbe auf mich fiele, abzulehnen, so gern ich es auch möchte. Die Verantwortung sei eine fast erdrückende, aber gerade deshalb dürfe man sich ihr in solcher Zeit nicht entziehen, vielmehr die erlangten Rechte und Zusicherungen mit allen Kräften verteidigen, zugleich aber einen blutigen Zusammenstoß vermeiden, der nur schaden, gar nichts helfen könne.

Fünfzehn Jahre später in der Konfliktszeit 1863/65 habe ich einmal Grabow an jenes Gespräch erinnert. Es schien ihm peinlich zu sein; er meinte, ganz so sei es wohl nicht gewesen, indessen widersprach er in den Hauptpunkten nicht. Ich habe mir damals keine schriftliche Notiz gemacht, kann aber versichern, daß ich jenes Gespräch nicht dem Wortlaut, aber dem Inhalt nach richtig wiedergegeben habe. Die Sache war für mich zu wichtig, um sich nicht tief in mein Gedächtnis einzuprägen.

Verhütung bewaffneten Widerstands.

Die Ereignisse im Oktober und November 1848 sind bekannt und in meinen „Skizzen“ kurz geschildert. Auf Seite 124 bis 127 ist nachgewiesen, daß und weshalb die Mehrheit der Nationalversammlung den Kampf mit den in Berlin einrückenden Truppen zu verhüten suchte. Dahin zu wirken hielt ich, wie schon erwähnt, für eine Hauptaufgabe des ersten Präsidenten. Es kam nur darauf an, zu diesem Zwecke wirksame Mittel anzuwenden, welche in den Skizzen damals absichtlich nicht erwähnt worden sind. Einiges will ich hier nachholen.

Als das Ministerium Brandenburg eingetreten war[1]) und die militärische Besetzung Berlins unmittelbar bevorstand, veranlaßte ich den Kommandeur der Bürgerwehr, Major a. D. Rimpeler, mich zu besuchen, und bat ihn, mir ohne Rückhalt offen zu sagen, ob die Bürgerwehr Neigung oder gar den Willen habe, mit den Waffen Widerstand zu leisten, ferner ob er einen Erfolg für möglich halte. Rimpeler erklärte sich bereit, mir als ehrlicher Mann und früherer Soldat Auskunft zu geben. Diese lautete dahin: wenn beim Einrücken der Truppen Alarm geschlagen werde, so würde schwerlich mehr als die Hälfte der Bürgerwehr auf den Sammelplätzen sich einstellen. Sollte vielleicht schon Gewehr- oder Artilleriefeuer an irgend einem Punkt der Stadt zu hören sein, so würde gewiß nicht ein Viertel der Bürgerwehr erscheinen. Dazu käme, daß die Gewehre derselben ganz verschiedenes Kaliber hätten, die Versorgung mit Munition also sehr schwierig sei. An Artillerie fehle es der Bürgerwehr gänzlich, ebenso an brauchbaren Generalstabsoffizieren und Adjutanten. Daraus, meinte Rimpeler,

[1]) Friedrich Wilhelm, Graf von Brandenburg, Sohn des Königs Friedrich Wilhelm II., trat am 8. November 1848 an die Spitze des neugebildeten Ministeriums Brandenburg-Manteuffel und unterzeichnete die königlichen Befehle, durch welche die Nationalversammlung erst nach Brandenburg verlegt, dann aufgelöst und die Verfassung vom 5. Dezember 1848 oktroyirt wurde.

werde ich entnehmen, daß auf die Bürgerwehr in einem Kampf mit den Truppen gar nicht zu rechnen, um so weniger, als unter den Bürgerwehroffizieren, namentlich den Hauptleuten und Majoren, die Reaktion stark vertreten sei.

Diese Mitteilungen enthielten nichts Neues für mich, waren mir aber als offizielle Auskunft des Kommandeurs der Bürgerwehr sehr wichtig. Ich ging nun in eine Fraktionsversammlung der Linken und erklärte, es komme jetzt darauf an, einen schwerwiegenden Entschluß zu fassen, ob Widerstand mit den Waffen zu leisten sei oder nicht.

Geheimnisse zwischen den einzelnen Fraktionen dürften in solchem Augenblick nicht herrschen; ich bäte also die Herren, mir ganz offen mitzuteilen, ob und welche Organisationen in den Klubs und sonstigen Kreisen beständen, namentlich in Bezug auf bewaffneten Widerstand, ferner ob und welche Verbindungen mit den um Berlin stehenden Truppen angeknüpft worden seien, ob etwa auf einen Uebergang einzelner Truppenteile bei entstehendem Kampfe gerechnet werde. — Die spärlichen Antworten lauteten so nichtssagend, daß es scheinen konnte, die Herren wollten mit der Sprache nicht heraus. Ich suchte sie deshalb zu reizen, indem ich erwähnte, mehrere Mitglieder der Linken hätten so oft auf die Vorgänge in und um Paris in den Jahren 1789 bis 1793 hingewiesen, namentlich darauf, daß dort die vor den Thoren der Stadt lagernde Armee binnen wenigen Wochen durch Pariser Agenten demoralisirt und zur Verwendung gegen Paris unbrauchbar gemacht worden sei. Ich möchte jetzt wissen, welche Hilfsmittel die Linke zum bewaffneten Widerstand besäße, um darnach handeln zu können. Nun wurde man mitteilsam und es ergab sich evident, daß eine eigentlich wirksame Organisation der unteren Bevölkerungsschicht gar nicht existirte. Man hatte in Klubs und sonstigen Versammlungen durch einzelne Redner auf- und zuweilen abgewiegelt, auch zu dem Zweck Versammlungen berufen, aber es fehlte offenbar an festen Einteilungen, an Führern mit bestimmten Wirkungskreisen, ebenso an Waffen- und Munitionsdepots. Der unruhige Teil der Bevölkerung Berlins war eine bunte, ungeordnete Masse ohne irgend einen Ansatz zu einem Revolutionsheer. Verbindungen mit den Truppen bestanden absolut nicht, es war keinerlei Versuch dazu gemacht worden. Ein Abgeordneter hatte einmal einen beurlaubten Unteroffizier gesprochen, der sich unzufrieden äußerte, er kannte aber weder den Namen des Mannes noch den Truppenteil, zu dem er gehörte, noch den Standort. Das war alles. Sozialdemokraten existirten damals noch nicht. — Nun wußte ich genug, um der Linken erklären zu können, daß ich schon seit ziemlich langer Zeit entschlossen sei, bewaffneten Widerstand zu verhüten, so weit mein Einfluß reiche. Jetzt, nachdem ich mich über die Mittel zum Widerstand informirt habe, sei ich in meinem Entschluß nur noch bestärkt worden. Ganz abgesehen von den gesetzlichen Bestimmungen und den Bedenken jedes gewissenhaften Mannes hielt ich einen blutigen Zusammenstoß für einen politischen Fehler, der keine Aussicht auf Erfolg habe, sondern der Reaktion zu gute komme. Ich werde demgemäß handeln und hoffe, die Herren von der Linken würden mich unterstützen.

„Ganz Schlesien steht in Flammen, wenn man es wagt, die Nationalversammlung anzutasten," rief der Abgeordnete Elsner von Breslau aus. „Beruhigen Sie sich" — erwiderte ich — „mit ein paar Bataillonen Märkern, Pommern oder Ostpreußen beruhigt man ganz Schlesien von Oderberg bis Krossen. Ich kenne die Schlesier, unter denen ich achtzehn Jahre gelebt, von ihren guten und schlimmen Seiten."

Bekanntlich wurde den einrückenden Truppen gar kein Widerstand geleistet. Der wiederholten gewaltsamen Auflösungen der Sitzungen der Nationalversammlung müde, wurde endlich beschlossen, nur bei einem unerwarteten, sehr wichtigen Ereignis wieder zusammen zu kommen und zwar im Schützenhause, das die Schützengilde zur Verfügung gestellt hatte. Als nun unerwartet der Belagerungszustand proklamirt wurde, obgleich sich nirgends Widerstand zeigte, begab ich mich zunächst nach meiner Wohnung unter den Linden, wo man mir sagte, es seien mehrere Abgeordnete dort gewesen, welche mich dringend ersuchen ließen, sofort nach dem Schützenhause zu kommen.[1]) Ich fuhr mit einer Droschke dorthin, stieß aber schon im Anfange der Linienstraße, an deren Ende das Schützenhaus liegt, auf Massen Bewaffneter. Weiterhin war die Straße mit denselben ganz angefüllt. Ich konnte nur dadurch durchdringen, daß ich mich zu erkennen gab. Im Schützenhause angekommen, fand ich im Erdgeschoß das große Vestibül ganz voll gut bewaffneter Leute, die großenteils den Handwerker-, Maschinenbauer- und Künstlercompagnien der Bürgerwehr, d. h. dem entschlossensten Teile derselben angehörten. Mehrere Abgeordnete warteten auf mich und forderten mich auf, die Versammlung oben im Saale zu eröffnen. Ich that dies aber nicht, sondern fragte laut die umstehenden Bewaffneten, wer hier kommandire. Keine Antwort. Auf meine sehr laut wiederholte Frage und die Bemerkung, eine so große Zahl Bewaffneter müsse doch einen Befehlshaber und Offiziere haben, trat endlich ein Offizier der Bürgerwehr hervor, gab sich als Hauptmann zu erkennen und meinte, wenn kein höherer Offizier hier sei, so sehe er sich als den Befehlshaber an. Nun verlangte ich Auskunft, was die Bürgerwehr hier wolle. Die Antwort lautete: „Jede Störung der Sitzung durch Waffengewalt verhindern." Ich erwiderte, die Nationalversammlung habe keinen bewaffneten Schutz verlangt, im Gegenteil ausdrücklich abgelehnt. Die Bürgerwehr habe sich daher sofort zu entfernen und auch die Straße zu räumen. Darüber gaben mehrere Bewaffnete sehr laut ihre Entrüstung zu erkennen und weigerten sich, meiner Anordnung Folge zu leisten. Ich erklärte nun laut, daß ich die Sitzung nicht eher eröffnen werde, bis Haus und Straße völlig geräumt seien, weil ich den Kampf mit den Truppen für unnütz, ja für schädlich hielte und deshalb vermeiden wolle. Abermals Widerspruch und lautes Murren. Ich fügte hinzu, damit niemand glauben könne, daß ich lediglich meinem Kopf allein folge, so würde ich den ersten Vizepräsidenten Phillips herunter rufen lassen und an ihn das Präsidium abtreten,

[1]) Vergl. über diesen Vorgang, welcher sich in der Nacht vom 12. zum 13. November 1848 abspielte, v. Unruh, „Skizzen aus Preußens neuester Geschichte," S. 126.

wenn er mit mir nicht einverstanden sei. Phillips kam, und ich teilte ihm möglichst laut mit, was vorgefallen, mit dem Ersuchen, den Vorsitz zu übernehmen, wenn er mit meinen Anordnungen nicht einverstanden sei. Philipps trat mir sofort bei, aber das Murren dauerte fort und man machte keine Anstalten, das Haus zu räumen. Jetzt ließ ich auch den zweiten Vizepräsidenten Waldeck rufen und sprach mich gegen ihn wie gegen Philipps laut aus. Waldeck schien verlegen zu sein, was sonst seine Art nicht war. Ich glaube nicht, daß er im Herzen mit Philipps und mir einverstanden war, aber er blieb bei allem Radikalismus ein Mann des Gesetzes und scheute jede Handlung, die er nach dem Wortlaut der Gesetze nicht für zulässig erachten konnte. Dieser charakteristische Zug ist auch bei mehreren anderen Gelegenheiten hervorgetreten. Nach kurzem Besinnen trat auch er mir bei. Auf Grund dieser Einstimmigkeit des Präsidiums verbat ich sehr laut jeden Widerspruch und befahl den Bewaffneten nunmehr, Haus und Straße sofort zu räumen. Man gehorchte. Ich wollte aber Gewißheit haben und wendete mich deshalb an ein Mitglied der alleräußersten Linken, Buchdrucker Brill, mit der Bitte, sich davon zu überzeugen, daß die Straße wirklich geräumt sei, und mir oben im Saal Anzeige zu machen. Dann erst werde ich die Sitzung eröffnen. Brill, ein ganz radikaler, dabei kluger, zuverlässiger Mensch, erklärte sich dazu bereit. Ich ließ mich auch oben durch das Andringen vieler Abgeordneten nicht irre machen, sondern wartete mit der Eröffnung, bis Brill meldete, die Straße sei leer. Etwa eine halbe Stunde später ertönten auf der Straße Trommeln. Von beiden Seiten rückte Infanterie an. Ohne die Entfernung der Bürgerwehr wäre es unfehlbar zum Kampf gekommen. Uebrigens kann aus dem Umstande, daß die wenigen Maßregeln zur Verhütung eines Straßenkampfes vollständig ausreichten, mit Sicherheit geschlossen werden, daß eine Neigung oder gar ein Entschluß zum Widerstand, überhaupt eine revolutionäre Stimmung in der Bevölkerung gar nicht vorhanden war; sonst würden jene Abmachungen gewiß fruchtlos gewesen sein.

Als die Bürgerwehr aufgelöst und die Ablieferung der Waffen angeordnet wurde, ersuchte ich mehrere Abgeordnete, namentlich den Rechtsanwalt Moritz, sich in die Bürgerwehrversammlungen, insbesondere in die der Künstler, Handwerker und Maschinenbauer zu begeben und dieselben in meinem Namen zur widerstandslosen Ablieferung der Waffen aufzufordern mit dem Bemerken, die Reaktionspartei wünsche dringend einen blutigen Zusammenstoß als Vorwand zur Aufhebung aller erteilten Rechte und Versprechungen und zur Rückkehr zum Absolutismus. Es kamen keine gewaltsamen Widersetzlichkeiten vor. Bezeichnend ist es, daß mir einige Jahre später zwei Generale gesagt haben, sie wüßten sehr gut, daß ich im November 1848 den Kampf in Berlin zu verhüten gesucht habe, und seien mir dankbar dafür. Das Militär würde unfehlbar seine Schuldigkeit gethan haben, aber es sei eine der schwersten Pflichten des Soldaten, seine Landsleute mit den Waffen zu bekämpfen. Dagegen hat kein höherer Zivilbeamter sich über mein damaliges Verhalten anerkennend geäußert, viele aber haben die Hand dazu geboten, mich zu chikaniren und womöglich zu ruiniren. Von den höheren

Offizieren, mit denen ich beim Bau und Betriebe von Eisenbahnen und Gasanstalten geschäftlich in Berührung kam, bin ich stets mit Anstand und sogar mit Rücksicht behandelt worden, selbst in der schlimmsten Reaktionsperiode 1850—52.

(Fortsetzung folgt.)



Auch eine Erinnerung an Lothar Bucher.

Von

Karl Blind.

Der Zufall läßt mich in der „Deutschen Revue“ vom November 1893, in welcher eine Abhandlung von mir steht, den Hinweis des Herrn Heinrich von Poschinger auf eine Schrift Buchers sehen, worin über den Cobden-Klub und mich Angaben enthalten sind, die mich zu einer Erklärung zwingen.

Buchers Schrift erschien 1881 in den „Grenzboten“ ohne Namensnennung. Sie war bloß mit einem Kleeblatt gezeichnet. Mir waren darin, gleich im Eingange, nicht weniger als fünf, von falschen Behauptungen wimmelnde Seiten gewidmet. Aus mancherlei inneren Gründen vermutete ich Buchers Verfasserschaft, kämpfte aber stets gegen den Verdacht an. Denn obwohl dieser ehemalige Verbannte seinen Grundsätzen abgesagt hatte, wurde es mir schwer, zu glauben, daß eine solche Darstellung von ihm ausgehen könne.

Ich bin mit Bucher ein einziges Mal zusammengetroffen und zwar im Hause eines anderen, ebenfalls verbannten Mitgliedes der preußischen Nationalversammlung von 1849. Der Letztere sagte einmal zu mir ganz cynisch offen: „Zeigen Sie mir, daß Ihre Partei Aussicht auf Sieg hat und ich durch sie eine Stellung erlangen kann, und ich werde zu Ihnen übertreten.“ Ich erwiderte: „Unsere Partei kämpft für das, was sie für gut und recht erachtet. Den Sieg kann niemand versprechen. Um eine Zusicherung von Stellung und Amt handelt es sich bei uns nimmermehr.“

Bald darauf traten sowohl Bucher, als auch dieser Abgeordnete in den preußischen Staatsdienst ein.

Wenn ich mich nun heute gegen das wende, was Bucher in seiner Schrift über den Cobden-Klub gegen mich schrieb, so wird niemand behaupten können, daß ich dies gegen einen Verstorbenen thue, der sich nicht zu verteidigen vermöge. Nachdem der erste Teil jener Schrift erschienen war, erließ ich nämlich sofort am 10. September 1881 in der „Vossischen Zeitung“ eine geharnischte Erklärung gegen den namenlosen Verfasser, auf welche dieser zu antworten nicht wagte, weil er eben die von mir ins Feld geführten Thatsachen nicht bestreiten konnte.

Der mit dem Kleeblatt Zeichnende hatte behauptet, ich habe mir „das Diplom als Ehrenmitglied des Cobden-Klubs rechtschaffen verdient, indem ich in deutschen Blättern die Tugend Gladstones gepriesen, und mir besonders in der ‚Vossischen Zeitung‘ als fleißiger Mitarbeiter allerlei Verdienste um die Sache der englischen Freihändler erworben; doch habe ich es für gut gehalten, bei diesen Bemühungen anonym zu bleiben, scheine aber die Zeit für gekommen zu halten, mich in der ‚Vossischen Zeitung‘ mit meinem Namen zu präsentiren.“

Darauf erwiderte ich in demselben Blatte, daß ich nie der politische Mitarbeiter der „Vossischen Zeitung“ gewesen, was jeder sogar aus der mehrmals erfolgten Namensunterschrift an den betreffenden Londoner ⨯ Briefen habe ersehen können. Biscamp hieß jener Berichterstatter. Mit Ausnahme einer freien Zuschrift gegen die Judenhetze, die dem als Semitenfeind sich kundgebenden Verfasser der Abhandlung in den „Grenzboten“ nicht gefallen haben mag, sind in der That von mir nur Beiträge über Sagenkunde, Geschichte und dergleichen zur Sonntagsbeilage der „Vossischen Zeitung“ geliefert worden; alle mit meinem Namen gezeichnet.

Daß ich in deutschen Blättern „die Tugend Gladstones“ gepriesen, war eine so kraß den Thatsachen widersprechende Angabe, wie ich sie Bucher nicht zugetraut hätte. Gerade das Gegenteil war nämlich offenkundig der Fall. In der „Neuen Freien Presse“, in der Berliner „Gegenwart“ und anderen Blättern, wie auch in England, hatte ich nämlich seit vielen Jahren gegen Gladstone wegen seiner Feindschaft gegen Deutschland in der schleswig-holsteinischen Frage, wegen seiner Haltung in den orientalischen Angelegenheiten, wegen seiner verwerflichen Förderung der amerikanischen Sklavenhalter-Empörung, wegen der durch ihn veranlaßten Entfernung Garibaldis aus England und wegen seiner ritualistisch römelnden, theologischen Verbohrtheit unzählige Male mit meiner Namensunterschrift die stärksten Angriffe gerichtet.

Weiter bezeichnete mich der damals namenlose Verfasser als einen „Vertrauten der italienischen Irredentisten“ und suchte den Gedanken zu erwecken, als stimme ich ihren Absichten auf Triest und Süd-Tirol bei! Nebenbei führte er, um, ganz irriger Weise, die preußische Fortschrittspartei für meine Gesinnungen verantwortlich zu machen, aus einer Flugschrift von mir („Antwortschreiben an Mazzini“, 1861) einige Stellen an. Nun enthielt aber gerade diese Flugschrift die entschiedensten Aeußerungen gegen die Irredentisten, welche, so sagte ich, „Deutschland seines Hafens am adriatischen Meere berauben wollen.“ Es war in der Flugschrift weiter gesagt: „Unsere Bestrebungen gehen auf nichts anderes, als die Gründung eines einigen und freien Deutschlands in seinen Bundesgrenzen — von den Ebenen Schleswigs bis zu unseren Alpen und zur Adria, von den Ardennen bis zur Memel und March. Aber an diesen Grenzen, die in der That die unseren sind, werden wir am Tage der Völkererhebung gute Wache halten.“

Diese Schrift lag Buchern vor, und im Angesichte derselben schrieb er von

mir als dem „Vertrauten der Irredentisten!“ Hundert-, nein, tausendmal habe ich seit 1848 unser Recht auf Triest und Süd-Tirol öffentlich betont. Ja, aus meinem eigenen Munde kennt Bucher meine Ansicht; denn auch darauf kam ich, da er einst ebenfalls mit Mazzini befreundet war, bei jener Unterredung mit ihm zu sprechen. Und trotzdem dichtete er mir, als namenloser Verfasser, gerade das Gegenteil meiner Gesinnung an!

Es muß mir gestattet sein, nachzuweisen, daß und wie ich ihm damals in der „Vossischen Zeitung“, auf die er sich bezogen hatte, entgegentrat. In meiner Erklärung sagte ich unter anderem: „Hier muß ich die Redaktion der ‚Grenzboten‘, deren Ansichten den meinigen ja sonst schroff entgegengesetzt sein mögen, die ich aber nicht für mitschuldig an einer bewußten Unterdrückung und Verdrehung der Wahrheit halten kann, schon bitten, ihrem Mitarbeiter künftig auf die Finger zu sehen.“ Und weiter: „Ich sollte denken, diese meine Ansichten seien in Deutschland ziemlich bekannt. Der Redaktion der ‚Grenzboten‘ kann ich daher nur mein Mitleid aussprechen, daß sie sich durch einen so lächerlich unwissenden Mitarbeiter mißleiten ließ. Oder handelt es sich vielleicht um eine absichtliche Unwahrheit, um eine Fälschung?“

Dies sagte ich in der „Vossischen Zeitung“ von 1881. Bucher hat aus guten Gründen darauf geschwiegen.

Jetzt finde ich zu meinem Erstaunen, daß Herr von Poschinger diese selbe Abhandlung Buchers als eine bedeutende Leistung hervorhebt und die Bemerkung daran knüpft: „Besonderes Interesse beansprucht jener Teil der Schrift, welcher untersucht, welche Gründe wohl die ausländischen Mitglieder des Cobden-Klubs bestimmt haben mögen, sich durch ihre Dienste in Beförderung der Zwecke desselben auszuzeichnen.“

Sollte damit irgendwie angedeutet werden, daß ich je den geringsten Vorteil aus der Ehrenmitgliedschaft gehabt hätte, so könnte ich dies nur mit einem Worte bezeichnen, das ich hier gern unausgesprochen lasse. Wie ich damals in der „Vossischen Zeitung“ bereits feststellte, ist meine Ernennung zum Ehrenmitglied des Cobden-Klubs ohne irgend welches Zuthun von meiner Seite erfolgt — ganz so, wie ich in England und Schottland zum Ehrenmitglied von Arbeiter-, Schriftsteller- und anderen Vereinen und Klubs erwählt worden bin. Und daß ich nicht für die Grundsätze der alten „Manchester-Schule“ schwärme, weiß wohl auch jeder, der überhaupt etwas von mir weiß. Andererseits ist es vollkommen wahr, daß ich in der Wiederherstellung mittelalterlicher Schlagbäume nicht das Ideal des Völkerverkehrs erblicke.

Wenn ich vollends von dem damals namenlosen Verfasser beschuldigt wurde, daß ich im Namen der „zwölf ministeriellen Kollegen“, die mit mir „im Cobden-Klub sitzen“, Englands auswärtige Politik gegen Frankreich mache und überdies die Politik Deutschlands mittelst fein berechneter Ansprachen an die Berliner Fortschrittspartei zu machen gesucht habe, so war das zwar sehr schmeichelhaft, aber doch eine allzu große Ehre. Die angebliche Aeußerung eines Diplomaten über die deutschen Mitglieder des Cobden-Klubs: „Ei, das wäre ja ein Ministerium

Gladstone fix und fertig", bedarf, nach allem Obigen, keiner besonderen Beantwortung. Ich wenigstens habe nie auf ein Amt spekulirt.

In welchem Stil Bucher damals unter dem Kleeblattzeichen schrieb, davon nur eine kleine Probe. Von gemäßigt liberalen deutschen Politikern sprach er als von den „Herrschaften". Für Garibaldi hatte er die Bezeichnung: „Der rote General von der Ziegeninsel".

Ich hatte wirklich Zweifel gehegt, ob Bucher der Urheber einer solchen Schrift sein könne. Jetzt wissen wir also, daß er es war. Nur hoffen kann ich daher, daß Herr Ritter von Poschinger von dem heutigen Nachweise gebührende öffentliche Kenntnis nehmen wird. Ueber das Grab hinaus dürfen doch die falschen Behauptungen eines Mannes, der bei Lebzeiten nicht zu antworten wagte, keine fortdauernde Wirkung üben.

London, im November 1893.

Der verehrlichen Redaktion der „Deutschen Revue" danke ich, daß sie mir Gelegenheit gegeben hat, vorstehendem Aufsatze des Herrn Karl Blind einige Worte beizufügen.

Lothar Bucher hat mir ausdrücklich erlaubt, ihn als Verfasser der im Jahre 1881 anonym erschienenen Schrift „Der Cobden-Klub" zu bezeichnen, und zwar war ich ermächtigt, noch zu seinen Lebzeiten das Visir des bis dahin unbekannten Verfassers der Schrift zu lüften, so daß ihm der Mut, für seine Behauptungen eventuell einzutreten, nicht abgesprochen werden kann.

Bei meiner Ansicht, daß die Schrift noch heute zur Lektüre zu empfehlen sei, bleibe ich stehen. Sie schlug in das Freihandelslager ein wie eine Bombe und veranlaßte alsbald den deutschen Botschafter in Rom, Herrn v. Keudell und den englischen Botschafter in Berlin, Lord Ampthill, ihren Austritt aus dem Klub zu erklären.

Herrn Karl Blind aber kann ich nur raten, bevor er mir in der Presse Belehrungen erteilt, sich wenigstens in der einschlägigen Literatur genauer umzusehen. Er würde beim Studium derselben gefunden haben, daß nicht ich im Novemberheft der „Deutschen Revue" zuerst L. Bucher als den Verfasser des Cobden-Klubs bezeichnet habe. Schon im vorigen Mai, also sechs Monate vorher war diese Broschüre in die „Kleinen Schriften politischen Inhalts" von L. Bucher (Verlag von Karl Krabbe in Stuttgart) aufgenommen worden, und der Herausgeber dieses Sammelwerkes war kein anderer als Bruno Bucher, der Bruder des so früh Dahingegangenen.

Berlin, 10. April 1894. H. v. Poschinger.



Erinnerungsblätter

von

Johanna Kinkel.

(Fortsetzung.)

Es war indessen dem über und über beschäftigten Kommandanten zu umständlich gewesen, mein Gesuch um eine Unterredung mit Kinkel ins Hauptquartier zu senden; als ich mich um vier Uhr am bestimmten Orte einfand, sagte der Adjutant: „Ich will die Sache einfach auf meine Verantwortung nehmen und Sie zu Ihrem Manne führen. Ich warne Sie aber vorher, daß Sie sich keine Mitteilung politischer Art erlauben; daß Sie ihm keine Papiere, überhaupt nichts heimlich zustellen, weil sonst sogleich gegen Sie eingeschritten werden müßte.“

Ich versprach alles, und einen Augenblick meines tiefen Unglücks vergessend, war ich wie trunken vor Entzücken, daß ich ihn sehen, seine geliebte Stimme hören sollte.

Sein Gefängnis war hoch oben im Turm; ich merkte mir die Nummer 25, vor der wir stille standen. Die Riegel der ersten Pforte wichen, die Zelle rechts zeigte man mir als die seine. Ich mußte draußen warten, bis der mich begleitende Offizier nochmals Kinkel gegenüber die Warnung wiederholt hatte, nichts zu besprechen, das gegen die Regel des Gefängnisses verstieße.

Endlich, endlich schlossen wir uns wieder in die Arme mit einer inbrünstigen Seligkeit, wie die goldensten Tage unserer Ehe uns nie ein heiligeres Liebesgefühl kennen lehrten.

Ach, nur eine Viertelstunde war uns gegönnt; sie rauschte vorüber, ehe wir nur ein Sandkörnchen von der erdrückenden Herzenslast abwälzen konnten. An geordnete Mitteilungen war nicht zu denken; nur in flüchtigen Umrissen konnte Gottfried mir die Scene bei seiner Gefangennahme schildern. Eine Kugel hatte die rechte Seite seines Hauptes dicht über der Schläfe gestreift. Betäubt sank er, ward von seinem Nebenmanne aus dem Gefecht nach einem einsam gelegenen Hause geführt und dort notdürftig mit seinem Schnupftuch verbunden. Sobald er seine volle Besinnung wiederfand, nahm er die Muskete, um zum Schlachtfeld zurückzukehren. Unterdes war die Stelle, die er unlängst verlassen hatte, von den Preußen genommen und, aus einem Kornfeld (oder aus einem Gebüsch) hervortretend, sah er sich plötzlich von etwa zwanzig Feinden umringt. Er wurde augenblicklich entwaffnet, und ein Teil der Soldaten wollte sogleich Standrecht an ihm ausüben. Das verhinderte der hinzutretende General Brunn, der ein kurzes Verhör mit ihm anstellte. Am andern Morgen ward nochmal von der blutgierigen Partei sein Tod gefordert; aber es bewährte sich wieder Kinkels alte Behauptung: „Haben sie mich erst zu Wort kommen lassen, so töten sie mich nicht!“

General Brunn setzte es durch, daß Kinkel nach Karlsruhe abgeliefert wurde.

Zur Ergänzung dieser Mitteilung hörte ich einige Monate später aus dem Munde eines Soldaten, der ein Augenzeuge jener Auftritte war, daß mehrere Rheinländer aus Kinkels Wahlkreis unter den Truppen waren, die ihn gefangen nehmen mußten; daß die, welche ihn kannten, ihn gern hätten entwischen lassen, und daß einige sogar seinem Unfalle bittere Thränen weihten. Leider war der Unteroffizier, ein Stockpreuße, zugegen, welcher sich vor allem die goldene Uhr des Gefangenen aneignete und durch seine brutalen Aeußerungen das Mitleid der menschlicheren Soldaten einschüchterte, indes er die Wut seiner Gesinnungsgenossen steigerte.

Kinkel hatte mir oft bei früheren Lebensgefahren ausgesprochen, daß er sich für ein gefeites Haupt halte und daß er nicht eher sterben werde, bis er sein Prinzip auf die Bahn des Sieges geführt habe. Derselbe zuversichtliche Glaube leuchtete auch jetzt aus seinem Auge, welches unter dem blutgetränkten Tuche, das seine Stirn verhüllte, ebenso klar und ruhig hervorblickte, wie es einst unter dem Kranz von Lorbeern mit Rosen durchflochten in den Festkreis schaute. Das war der Blick eines Siegers, nicht eines Besiegten. Ach, er schien noch so fest an den Sieg seiner Waffenbrüder zu glauben, als hörte er ihre Fanfaren schon an der Eisenpforte seines Turmes hell erdröhnen und ihm Befreiung und neue Kampfeslust entgegen bringen.

Einmal nur verdunkelte sich sein Auge und seine heißen Thränen strömten über meine Wangen; aber rasch ermannte er sich wieder, und der Augenblick unseres Scheidens ward mutig und mit hellem Blick von uns beiden überstanden.

Von allen Lebensstunden — und wir waren reich an Seligkeiten — ist keine, die diese Minuten im Kerker an Hochgefühl überbietet. Nie in seinen Glückestagen, wenn er in schimmernden Sälen durch den Zauber seiner Rede eine ganze Versammlung beherrschte, erschien er mir so herrlich wie in dieser ärmlichen Tracht und der öden Umgebung. Diese graue Zelle umschloß mir einen Himmel voll Liebe und heiligen Opfermutes. Gesegnet bleibe ewig ihre Schwelle, und möge des Dichters Geist, der mit hohen Gedanken diese Räume weihte, tröstend jedes folgenden Bewohners arme, müde Stirn umwehen!

Der Trost, den dieser Besuch in meine Seele goß, half mir über eine lange Reihe von schweren Tagen hinweg, die nun folgten. Die Ungewißheit hätte mich verzehrt, wenn nicht die Stimme des Geliebten wie ein Friedensklang in meinem Innersten immer noch nachhallte.

Die drohende Gefahr mahnte indes, nicht dem Gefühl zu vertrauen, sondern auch zu handeln. Die Aeußerungen des Adjutanten verrieten mir zwar, daß Kinkel sich schon einen Pfad zum Herzen seiner Richter gebahnt hatte. Aber daß die bösen Leidenschaften, mit welchen viele Offiziere die Herzen ihrer Soldaten vergiftet hatten, sich jetzt nicht mehr durch vermittelnde Worte bannen ließen, war ebenso klar.

Der Adjutant sagte mir unter anderem: „Sie sollten nur in unsere Spitäler kommen und die Tausende sehen, die dort mit zerschossenen Gliedern liegen. Diese Leute schreien nach Rache!"

Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich also endlich aus authentischer Quelle, daß dem preußischen Heer wirklich von den Freischaren bedeutende Verluste zugefügt worden waren. Die damaligen Zeitungen gestanden selten einen Toten und höchstens vier Verwundete zu. Auf meinem einsamen Stübchen beschäftigte mich zuvörderst die Abfassung einer Petition, von der ich mir mindestens Aufschub versprach. Unterdes hoffte ich, was sich auch wirklich erfüllte, daß gewichtigere Stimmen in Deutschland erwachen würden, um Kinkels Haupt den Todesgöttern zu entreißen.

Der nächste, der über Tod und Leben entschied, war der Prinz von Preußen. Ihn durch eine Bitte zu rühren, war ein Unternehmen, dem ich mich durchaus nicht gewachsen glaubte. Aber ein Zufall hatte mich vor Jahren einmal in die Nähe seiner Gemahlin geführt; es war eine Zusammenkunft, die heitere Eindrücke in der Erinnerung der Fürstin auffrischen konnte, und so schien es mir möglich, daß eine Anwandlung von freundlicher Laune auch jetzt meiner Bitte günstig werde.

Ein Offizier, den ich nach den Formalitäten gefragt hatte, die ich beobachten müsse, wenn man an ein Mitglied des königlichen Hauses schriebe, hatte mir eingeschärft, als Anrede „Allerdurchlauchtigste, Allergroßmächtigste Prinzessin“ zu setzen. Dieser Titel kam mir aber so geschmacklos vor, daß ich fürchtete, mich vor einer Dame lächerlich zu machen, die auf dem klassischen Boden von Weimar, inmittelst aller Musenlieblinge, ihre Jugend zugebracht hatte. Eine Feder, die je einen reinen Vers hinschrieb, müßte ja vor einer solchen Zopf-Anrede fahnenflüchtig werden. Ich versuchte es mit der einfachen: „Königliche Hoheit!“ Aber als ich die Feder rasch ansetzte, schrak ich vor einer gespenstischen Mahnung einen Augenblick zurück und zögerte schaudernd. Mir war, als führe etwas Scharfes und Eiskaltes, wie die Schneide eines Beils über meinen gebeugten Nacken. Was war ich im Begriff zu thun? Die Republik konnte noch siegen, und dieser Brief von meiner Hand verdammte mich in den Augen der Terroristen. Der Mann mit dem Tigerblick stand wieder vor mir, der vor einem Jahre eine furchtbare Drohung gegen alle aussprach, die vor der letzten Konsequenz zurückbebten. Damals entsetzte ich mich vor der Gemeinschaft solcher Genossen und ahnte nicht, wie bald unsere Gegner uns ihnen in die Arme treiben würden. Sollte ich mich dem Fatum unterwerfen? Oder sollte ich eine irdische Macht anrufen? ... Die Antwort war rasch gefunden. Erhalte ich diesen Mann, so mag mein Haupt immerhin dran gewagt werden. Aber wichtiger war es, in meiner Bittschrift jedes Wort zu vermeiden, das wie eine Verleugnung seiner Grundsätze konnte gedeutet werden; und das war nicht so leicht; denn wer keine Reue heucheln will, mit welcher Stirn soll der Schonung fordern? Man sagt mit Unrecht: „Die Frau darf alles thun, um ihren Mann zu retten.“ Auch was sie auf eigene Gefahr thut, wird früh oder spät einmal angerechnet.

Ich glaube, ohne Trotz, wie ohne den Schein einer Apostasie bloß an das Herz appellirt zu haben, indem ich an jene friedlichen Tage anknüpfte, wo noch heitere Lieder statt des Schlachtendonners an das Ohr der Fürstin klangen:

„Ew. Königliche Hoheit!

„Es sind etwa zehn Jahre, daß dem Maler Begas der ehrenvolle Auftrag wurde, die Züge Ew. Königlichen Hoheit im Bilde zu verewigen. Um dem Blick den heitersten Ausdruck zu geben, sollte Poesie und Musik die Seele des Urbildes berühren. Eine damals harmlose junge Künstlerin wurde ausersehen, mit fröhlichen Liedern ihrer Erfindung Ew. Königlichen Hoheit die Langeweile von ein paar Stunden zu verscheuchen. Es ist ein Nichts, was eine arme Bürgerin einer hohen Fürstin bieten kann, die oft alles mit einer einzigen Silbe ihr zu nehmen oder zu geben vermag. Und dennoch auf dieses Nichts hin, um dieses armen längst vergessenen Lächelns willen, das sie ins Auge der Fürstin zauberte, wagt es jene Künstlerin jetzt, diese um eine Gunst zu bitten, die für sie die ganze Welt in sich schließt.

„Ich flehe um das Leben meines Mannes, des Vaters meiner vier Kinder. Es steht in den Händen des Prinzen von Preußen, und eine Fürbitte Ew. Königlichen Hoheit kann sein Schicksal noch wenden, wenn sie vor dem Spruch des Kriegsgerichts eintrifft.

„Ich weiß, daß sein Leben verwirkt ist, denn er wurde auf dem Schlachtfelde kämpfend verwundet und mit den Waffen in der Hand gefangen genommen. Nur eine Umwandlung der Strafe kann durch die Fürbitte Ew. Königlichen Hoheit bewirkt werden. Schon ein bloßer Aufschub des Todesurteils reicht hin, ihn zu retten, denn wenn der Sturm der politischen Leidenschaften sich beruhigt hat, so ist es unmöglich, daß man diesen Mann verdammen wird.

„Gottfried Kinkel war vor dem Jahre 1848 ein friedlicher Gelehrter, dabei Dichter und Idealist. Wie mit einer religiösen Begeisterung erfaßte ihn die neue Zeit, und der Glaube an ein Heil der Menschheit, das nur in der Verwirklichung von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gefunden werden könne, trieb ihn endlich zu den letzten Konsequenzen. Unedel hat er nie gehandelt: er beteiligte sich bei keiner geheimen Verschwörung, er entzündete nie den Haß der Menge gegen Personen, sein Kampf galt nur einem System, und während andere das Volk mißbrauchten und sich dann feig erretteten, ging er für seine Ueberzeugung offen und ehrlich in den Tod.

„Aber sein Weib, seine Kinder, seine Freunde und Schüler, ich darf wohl sagen: Tausende, die ihn in Deutschland lieben und verehren (und darunter darf man selbst viele seiner politischen Gegner zählen), können sich nicht mit dem Gedanken trösten, daß seine Partei ihn nach seinem frühen Tode als Märtyrer heilig sprechen wird. Mag immerhin seine politische Laufbahn vernichtet sein, mögen selbst seine blühendsten Mannesjahre einsamer Kerkerluft geopfert werden, — bleibt uns nur sein geliebtes Leben, bleibt nur sein spätes Alter seinen geliebten Kindern erhalten, so wird die Fürbitte Ew. Königlichen Hoheit von unzähligen guten Menschen mit Dankesthränen gesegnet werden.

„Ew. Königlichen Hoheit schneller Vermittlung mit banger Hoffnung entgegen sehend, zeichnet ehrfurchtsvoll

gez.: Johanna Kinkel, vormals Fr. Mathieux."

Aber wie, wenn die Schrift nicht in ihre Hände kam, oder in einem zerstreuten Augenblick flüchtig gelesen und vergessen aus der Hand gelegt würde? Es mußte ein Mensch gewonnen werden, der sie selbst in die Hand der Prinzessin ablieferte und der noch mit einem herzeindringlichen Worte zur Eile mahnte.

Es fehlte mir nicht an Befreundeten in Berlin, die dieses Amt mit warmem Herzen für mich unternommen hätten. Unter allen aber, deren Bilder ich an meiner Seele vorüberführte, schimmerte wie ein holder Stern eine liebe Gestalt hervor, die sich mit großen, träumerischen Augen, mit hoher weißer Stirn wie rettungverkündend zu mir hinzuneigen schien. Ich gedachte des sanften, schwermutvollen Lauts ihrer süßen Stimme, die (so wie der Duft die Rosenknospe verrät) Zeugnis einer Blumenseele gibt, die im Schatten Edens erblühte. Die Bitte dieser Jungfrau, deren Geist vom Hauch des Genius verklärt ist und deren Gemüt die reinste Kindesunschuld bewahrte, sie muß unwiderstehlich sein. Selbst größeren Eifer und Ausdauer, mit einem solchen Gesuch durchzudringen, traute ich ihr zu, die fast noch Kind zu nennen, als anderen, die vielleicht eine reifere Einsicht, eine erprobtere Beredsamkeit besaßen. Diese hatten schon selbst ungeheure Schicksale durchlebt, oder die politische Idee fand in ihnen so ernste, strenge Vertreter, daß ihnen vor dem weltenzerschmetternden Prinzip ein Einzelschicksal in den Schatten trat. Hingegen diesem Kinde war hier zum erstenmale eine große Sorge auf das leichte Herz gewälzt. Das Ungeheure, das Nachtgraue, das wie ein schwarzer Schatten sich auf das idyllische Gefilde ihres stillen, heitern Lebens senkte, mußte ungeahnte Kräfte aus ihrer Brust heraufbeschwören und einen Blitzstrahl auf ihre Lippen legen. Ihr sandte ich meine Bittschrift zur Besorgung und goß in einem Begleitschreiben mein armes, überlastetes Herz in ihre reine, milde Seele aus.

Hatte ich nun der zauberhaften Liebenswürdigkeit meiner jungen Freundin die Rolle zugeteilt, die Herzen der Mächtigen leise zu umstricken und für meine Sache zu stimmen, so wendete ich mich jetzt an den Verstand eines alten und sehr besonnenen Freundes, der im Ministerium etwas galt, damit er mit Klugheitsgründen den Regungen des Mitleids nachhelfen möge. Seine Fürbitte mußte doppelt wirksam in die Wagschale fallen, denn er war Kinkels politischer Gegner. Dieser Mann, verschrieen als schwarzer Reaktionär, traf nichtsdestoweniger in den sozialen Fragen mit Kinkel häufig zusammen, weil er neben seiner aristokratischen Orthodoxie, in der er einmal großgezogen und festgewachsen war, dennoch ein menschliches und gütiges Herz für die Armut bewahrte. Als die beiden Männer nach der Kammerauflösung in Berlin von einander schieden, sagte unser Royalist treuherzig zu Kinkel: „Nun, mein werter Herr Kollege, wenn's jetzt losgeht und Ihre Partei sollte siegen, so sorgen Sie freundlich, daß ich meinen Kopf behalte; siegen wir, so werde ich Ihnen denselben Dienst leisten.“ Darauf schüttelten sie sich lachend die Hände, nicht ahnend, wie bald das Scherzwort wahr werden sollte.

Nachdem ich noch einmal am andern Tage von einem Polizisten zur Abreise aufgefordert war, sandte ich meine Briefe ab, ging noch einmal an die Pforte des Turms und gab der Gefangenwärterin einen symbolischen Strauß aus zwei Jelänger=Jelieber und vier Rosenknospen, den sie meinem Manne zum Abschiedsgruß bringen sollte. Am andern Morgen bestieg ich den Mannheimer Zug, um zu meinen verwaisten Kindern zurückzukehren. Da ereignete sich eine Scene, deren Humor selbst auf mich, trotz meines tiefen Leids, erheiternd wirkte.

Ein dicker, so recht behäbiger Herr saß in unserem Coupé, der, als ein Gendarm ihn nach seinem Passe fragte, fast höhnisch zuversichtlich antwortete: „Ich werde doch keinen Paß brauchen; ich bin ja der und der von der Kreisregierung!" Der Gendarm erwiderte: „Das können wir halt nit wissen, ob Sie von der Kreisregierung sind. Können Sie sich denn nit legitimiren?" „I freilich," entgegnete der dicke Herr, „mich kennt hier jedermann; schicken Sie nur nach der Kommandantur; an die hatte ich Aufträge von der Mannheimer Kreisregierung." Der Gendarm zuckte mit den Schultern und schwieg einen Augenblick. Ich dachte bei mir: „Sollte denn ein Polizist so wenig Scharfblick haben, um seine Vorgesetzten nicht zu kennen? Dieser echt bureaukratischen Physiognomie sieht ja jeder auf der Stelle an, daß der zu den weißen und nicht zu den schwarzen Schafen gehört." Aber der Gendarm war durchtriebener als ich. Just, ehe der Zug abging, kam er mit einem Kollegen an den Wagenschlag und sagte: „Hören Sie, mein Herr, es thut mir sehr leid, aber Sie müssen halt aussteigen. Wir haben strenge, gemessene Befehle, niemand, wer es auch sei, ohne Paß durchzulassen. Gehen Sie halt wieder in die Stadt und suchen sich zu legitimiren." Trotz aller Remonstrationen mußte der ehrbare Bureaukrat aussteigen. Als er zornglühend nach dem Wartesaale ging, lachten die beiden Gendarmen ins Fäustchen und wandten sich zu den Passagieren mit den Worten: „Es ischt ihm gut. Was braucht er ohne Paß zu fahren? Er ischt vom Amt und kann's wissen. Es schad't ihm nit, daß er emal sieht, wie mir hier die Leut' plagen müssen." In diesem Augenblick ging es Pi ... Puppuppuppup ... und die Lokomotive brauste davon.

Der heitere Eindruck machte sogleich wieder tiefer Schwermut Platz. Der geliebte Turm hob sich hoch über den Gipfeln der dunklen Bäume, hell von der Morgensonne beleuchtet, empor. Tausend Küsse sandte ich zu den „fernentwichenen lichten Finsternissen" hinüber. Ich gedachte der süßen Kinder, denen ich den Vater nicht mit heimbrachte, und ein Lied stieg mir auf, in das ich die schweren Seufzer meiner Brust aushauchte und sie in Melodien kleidete:

Was schaut ihr Kindlein traurig zu mir auf
Und fragt, warum der Mutter Thränen rollen?
Hemmt nicht mit süßem Schmeicheln ihren Lauf,
Der aus der Seele quillt, der schmerzensvollen.

Der Vater, den wir lieben treu und rein,
Er weilt gefangen auf dem hohen Turme
Und lauscht durch sein vergittert Fensterlein
Dem fernen Schlachtendonner und dem Sturme.

Er kämpfte für die deutsche Republik,
Prophetisch sah sein Aug' die Zukunft tagen,
Zur Freiheit hingewandt den kühnen Blick,
Nicht mocht' er nach der Zahl der Feinde fragen.

Es färbt' sein edles Blut den Boden rot,
Er sank, doch hielt die Hand noch die Muskete,
O, darum nur verschont' ihn früher Tod,
Daß er des Kerkers öden Raum betrete.

Ihr stolzen Sieger, ehrt den tapfern Feind,
Der bis zum Tod getreu blieb seiner Fahne;
Deß Lippen nie mit falschem Hauch verneint,
Was still sein Herz beschloß im heil'gen Wahne.

Doch wir verhüllen wehmutsvoll das Haupt
Und beugen uns dem dunklen Schicksalsspruche.
Noch grünt die Hoffnung! Weh, wenn sie entlaubt,
Dann wird die Welt, das Leben uns zum Fluche.

Die ersten Wochen nach meiner Rückkehr in die Heimat waren ziemlich tröstlich. Ich erfuhr von Deputationen und Petitionen, von unzähligen Stimmen in der Presse, von der Teilnahme fast aller Parteien, die sich für Kinkels Leben verwendet hatten, und damals glaubte man noch, die öffentliche Meinung werde auch von den Mächtigen als eine ihnen entgegenstehende, der Rücksicht werte Macht geachtet. Die demokratisch gesinnten Personen, die mich besuchten, waren alle ganz fest überzeugt, daß an eine Hinrichtung gar nicht mehr zu denken sei. Sie beurteilten die Stimmung der Sieger nach ihrem eigenen Gefühl. Aber nach und nach fanden sich die Leute von der Gegenpartei ein, und diese kannten die Gefahr, in der Kinkel schwebte. Am erschreckendsten war mir das Benehmen eines befreundeten Geistlichen, welcher an einem Nachmittage, als ich, in heitere, hoffnungsreiche Träume versenkt, mit meinen Kindern in der Gartenlaube saß, mich mit dem Tone eines Galgenpredigers, der einen Delinquenten zum Tode zu führen kommt, unvermutet begrüßte.

Er kam aus Karlsruhe, wohin er von seinem Wohnorte aus gereist war, um meinen Mann noch einmal zu sehen. Ich wunderte mich sehr, als ich hörte, daß er, ohne mich zu besuchen, auf der Hinreise in Bonn sich aufgehalten hatte; es wäre doch so natürlich gewesen, vor allem mich und die Kinder vorher zu besuchen, um dem Gefangenen mindestens Botschaft von seiner Familie zu bringen; doch dachte ich damals noch nichts Arges über diese auffallende Unterlassung, da der Freund sich stets sehr herzlich mir gegenüber betrug und nie von mir Abschied nahm, ohne zu sagen: „Der Herr segne Sie! Der Herr behüte Sie!“

Aus seinen Mitteilungen durchschaute ich indes bald, daß er fest an die baldige Hinrichtung Kinkels glaubte, und daß er einen Versuch gemacht hatte, ihn noch rasch zum Pietismus zu bekehren. Er hatte sich zu dem Ende vorher schon mit einem andern Pfarrer in Verbindung gesetzt und mit diesem gemeinschaftlich das Gewissen meines Mannes vom orthodoxen Standpunkte aus bestürmt. Er stellte die Sache so dar, als ob Kinkel geistlichen Trost gewünscht

habe, und mit großer Zerknirschung sich die Bibelsprüche habe von ihm vorsagen lassen, die er zu seiner Erbauung auf der Reise für ihn aufgeschrieben hatte. Mir schien das eher eine Selbsttäuschung zu sein, wenn ich an die ungeheure Verschiedenheit der Verstandesgaben wie der Bildungsstufen dachte, welche zwischen beiden Männern obwaltet. Ich bedauerte im innersten Herzen meinen armen Mann, wenn ich an die moralische Tortur dachte, die ihm diese Zusammenkunft mußte angethan haben, und fand diese Ansicht bestätigt, als ich den Brief las, den man mir von ihm mitbrachte, und worin sein peinliches Gefühl zwar fein und schonend, aber hinreichend verständlich ausgedrückt war.

Im höchsten Grade auffallend war mir die Leichtigkeit, womit dieser Herr Zutritt zu Kinkel erhalten hatte, im Verhältnis zu den Schwierigkeiten, die man mir gemacht hatte. Die Frau, die doch seinem Herzen am nächsten stand, verdankte es nur der Barmherzigkeit eines jüngeren Offiziers, daß sie in fremder Gegenwart eine kurze Weile mit ihrem Manne reden durfte! Dem Herrn Pastor aber hatte man den Gefangenen durch ein paar Gendarmen expreß in ein anderes Lokal holen lassen und ihn dort stundenlang mit ihm allein gelassen. Mir stand das Schicksal Schubarts vor der Seele, dessen Geist im Kerker durch das furchtbare Gift des Pietismus langsam gemordet wurde, und fast schon erschien mir der Tod minder schaurig. Ich erinnerte mich, wie Kinkel ehemals, wenn uns dieser Freund besucht hatte, stets vermied, mit ihm auf religiöse Gespräche zu kommen, und wie verstimmt er war, wenn das unvermeidliche Thema dennoch berührt worden. Damals waren wir mindestens in unseren vier Pfählen beisammen, und die gemütlichen Beziehungen eines nahen freundschaftlichen Verhältnisses glichen die schroffe Kluft aus, die zwischen unseren Richtungen lag. Jetzt war Kinkel wehrlos den Zudringlichkeiten preisgegeben, mit der der geistliche Hochmut eines beschränkten Kopfes sich in das Heiligtum einer fremden Seele einzudrängen pflegt.

Waren auch die Kerkermauern nicht im stande, Kinkels hellen Geist so zu verdunkeln, daß er dem Pietisten auch nur einen Fuß breit Terrain eingeräumt hätte, so lag die andere Gefahr nah', daß er die Geduld verlor und durch eine grobe Abfertigung die Partei beleidigte, die stets eine so ungeheure Macht in absoluten Staaten besitzt. Die Schwarzröcke, die sich jetzt um ihn sammelten, erschienen mir wie die nächtlichen Raben, die sein nahes Verderben verkündeten.

Nach und nach wurden nun auch die Antworten bekannt, welche die hohen und höchsten Personen den Bittstellern gegeben hatten, die um sein Leben flehten. Die Worte waren so diplomatisch gestellt, daß kein bestimmtes Versprechen, ebenso wenig ein direktes Abweisen darin lag. Der Sinn sämtlicher Erwiderungen ließ sich kurz so zusammen fassen: „Wir möchten sehr gern begnadigen, aber leider können wir in diese Sache nicht mehr eingreifen, weil alle Verantwortung dem General von der Gröben schon übertragen ist. Dennoch wollen wir uns dafür verwenden.“

Wenn ein absoluter Herrscher sagt: „Ich möchte gern, aber ich kann nicht!“ so weiß man, was das heißt.

Meine Hoffnung sank tief und tiefer.

Mir war, als fühlte ich mich in den Fluten versinken, und haschte nach jedem dünnen Weidenzweig, der sich vom Ufer herüberbog und mir in der Hand zerbrach. Oft dachte ich, es ist alles vergebens, und doch trieb es mich immer von neuem, mein Heil durch Bitten zu versuchen.

Man sagte mir, von der Gröben sei ein Mann, der Phantasie besitze und dessen Herz nicht unzugänglich sei. Schon viele hatten sich bei ihm für Kinkel verwendet, und es erschien mir wie ein Frevel, daß ich allein stumm dem Manne gegenüber bleiben sollte, in dessen Hände nun die Entscheidung gelegt war. Ich schrieb ihm:

„Neben den menschenfreundlich Gesinnten, die den Charakter und die That Kinkels ohne Vorurteil betrachten, sind in der jüngsten Zeit auch andere aufgetreten, die in öffentlichen Blättern stürmisch seinen Tod verlangen.

„Sie, sein Richter über Tod und Leben, erscheinen mir wie jener Held der nordischen Sage, zu dessen Füßen der Feind schlummert, während über seinem Haupte die Geister des Lichts und der Nacht abwechselnd von Rache und Verzeihen flüstern. Welche Stimme wird die letzte sein, die Ihre Seele faßt?

„Mein Urteil werden Sie der Parteilichkeit beschuldigen, wenn ich in banger Angst Ihnen zurufe: ‚Schneiden Sie nicht vor der Zeit den Lebensfaden eines Mannes ab, dessen Herz liebevoll und gütig, dessen Geist befähigt ist, Großes und Schönes zum Segen vieler zu erschaffen.‘

„Von Ihrem Standpunkte sehen Sie in ihm nur einen Schuldigen, im besten Falle einen Verblendeten, dessen Verirrung manchen andern ins Verderben riß. Ich darf Ihnen nicht den Parteistandpunkt entgegen halten, der in der Selbstaufopferung Kinkels für ihn einen Ruhm sieht. Nur daran sei mir vergönnt zu mahnen, wie die Gegenwart, von großen Schmerzen und Leiden heftig bewegt, auch das hellste Auge umdunkelt und kein Sterblicher mit unumstößlicher Gewißheit sagen kann: ‚Das Prinzip, für das ich kämpfe, ist das allein ewig göttliche.‘

„Kinkel hat mit prophetischem Auge eine ferne Zukunft der Menschheit schon nah' zu sehen geglaubt. War dies ein Wahn, so ist früher Tod eine zu schwere Vergeltung dem Manne, der, auf welchen Wegen er auch wandelte, nur das Gute gewollt hat. Nicht der Haß gegen die Großen trieb ihn, nein, nur die Liebe zu den Armen. Die hohen Personen, bei denen ich Fürbitte wegen Umwandlung der Todesstrafe einlegen ließ, haben mich an Sie verwiesen. Mündlich haben sich der König wie auch die Prinzessin von Preußen der Erfüllung meines Wunsches günstig ausgesprochen.

„Man sagt, der künftige Herrscher dürfe nicht seinen Glanz umdunkeln, indem er mit Bluturteilen zu schaffen habe. Wird Ihnen der milde Schimmer Ihres adeligen Namens minder lieb sein? Wird das deutsche Volk sein Grauen vor einer verhüllten Macht ablenken lassen, indem man ihm sagt: ‚Jener ist das Schwert und dieser nur der Arm, der es lenkte?‘“

Einige Andeutungen über Kinkels frühere Verhältnisse, von denen ich voraussetzte, daß sie von der Gröben zur Milde gegen ihn stimmen möchten,

fügte ich hinzu, und bemühte mich so viel wie möglich, den Punkt zu erfassen, wo ich ihn für zugänglich hielt, freilich nur so weit, als sich dies ohne Verleugnung meiner Aufrichtigkeit thun ließ.

In diesen Tagen langte der Brief eines in Karlsruhe stehenden Landwehrmannes an seine in Bonn wohnhafte Mutter an. Dieser berichtete, daß er mit vielen Kameraden auf der Straße gestanden hatte, als man Kinkel ins Verhör führte. Während der Gefangene vorüberschritt, trat ein Offizier zu den Landwehrmännern und sagte: „Seht, da geht der Mensch, welcher schuld ist, daß ihr alle von Haus und Hof wegmußtet!" Die Männer sahen schweigend vor sich hin, denn sie kannten Kinkel, und hatten sich längst selber ein Urteil über die Ursache des Feldzuges gebildet. Der Brief schilderte zugleich das ärmliche Aeußere Kinkels, den man in einer zerlumpten Bluse, ohne Hut mit verbundenem Kopf über die Straße geführt hatte. Mich erstaunte dieser letzte Umstand nicht wenig; denn ich hatte längst anständige bürgerliche Kleidung nach Karlsruhe gesandt, weil man mich darauf aufmerksam gemacht hatte, daß von der äußeren Erscheinung des Gefangenen vorurteilsvollen Richtern gegenüber viel abhinge. Hatte man ihm seinen Koffer vorenthalten? Wollte man absichtlich gegen ihn einnehmen, indem man ihn wild und unsauber darstellte? Tausend Sorgen kreuzten sich in meinem Kopfe Tag und Nacht. Hatte ich eben wieder eine Reihe von Briefen an einflußreiche Personen geschrieben und Kinkels Charakter in eine richtige Beleuchtung gestellt, so war ich für eine Weile beruhigt, und ich meinte, es sei ganz unmöglich, daß man sich an seinem Leben vergreifen könne, sobald man aus der sichersten Quelle wisse, wie gut und edel er sei, und daß er wirklich nur für Humanität und nicht für Anarchie gekämpft hatte. Dann erfuhr ich wieder mit Entsetzen, wie die Kreuzzeitung, dies schauerliche Organ der modernen heiligen Inquisition, täglich den Haß gegen ihn aufstachelte; wie sie ihre Berichte aus Baden mit den Worten anfing: „Kinkel ist noch immer nicht erschossen!" Meine Freunde in Berlin ließen mich wissen, daß sie nicht genug Beredsamkeit aufbieten könnten, um die Uriasbriefe unwirksam zu machen derer, die ihn höchsten Orts anschwärzten. War die Sache nur halb wahr, daß die Kreuzzeitung das Lieblingsblatt des Hofes sei, dann mußte auch dies ewige heisere, durstige Geschrei nach dem Blute ihres Opfers endlich wirken. Und diese Stimmen schlugen fast ausschließlich an das Ohr der Offiziere, die seine Richter waren, und keine Zunge in dem Lande, wo er ein Fremder war, sprach für ihn und bahnte sich den Weg zu den verhärteten Herzen! Wie bitter empfand ich meine Armut jetzt. Ich glaubte, wenn ich nur in seiner Nähe leben, alle Stimmungen belauschen, eines jeden Mächtigen Sinn erforschen könne, ich würde im stande sein, manche Gefahr von ihm abzuwenden.

Endlich litt es mich nicht mehr daheim. Rastatt war gefallen. Jeden Tag konnten die Kriegsgerichte beginnen. Allen Vorstellungen zum Trotz reiste ich zum zweitenmal nach Karlsruhe.

(Fortsetzung folgt.)

Alte und neue Heilkunde.

Von
Prof. Dr. Theodor Puschmann.

Die Krankheiten sind so alt wie das Menschengeschlecht. Die schöne Sage von dem goldenen Zeitalter, in welchem es kein Elend und keinen Jammer, weder Krankheit noch Tod gab, gehört der Dichtkunst an. Menschliche Knochenteile der prähistorischen Periode ließen die Merkmale pathologischer Prozesse deutlich erkennen und lieferten damit den Beweis, daß Leiden und Krankheiten vor vielen Jahrtausenden ebenso wie heute den menschlichen Körper ergriffen und zerstört haben.

In den ältesten schriftlichen Ueberlieferungen, die auf uns gekommen sind, ist bereits von schweren Seuchen und Landplagen die Rede, welche die Menschen heimsuchten. Man betrachtete sie als Strafen beleidigter Gottheiten und suchte den Zorn derselben durch Gebete und Opfer zu sühnen. Priester und Zauberer übernahmen es, den Verkehr mit den überirdischen Gewalten zu vermitteln, und erweckten dadurch den Glauben, daß sie mit übernatürlichen Fähigkeiten und Kenntnissen ausgestattet seien.

Die Macht der den Kranken suggerirten Vorstellungen in Verbindung mit der Anwendung einzelner Heilkräuter, welche der Zufall entdeckt und die Erfahrung bestätigt hatte, erzielte bisweilen Erfolge, die von der Phantasie des Volkes ausgemalt und vergrößert und von der Legende aufbewahrt und verbreitet wurden. Handelte es sich dabei um Krankheitsvorgänge, welche innerhalb eines bestimmten Zeitraums von selbst ablaufen, so konnte der günstige Ausgang derselben den Priester-Aerzten zugeschrieben werden, während für chronisches Siechtum oder den Tod der höhere Wille der Gottheit angeklagt wurde. So ging aus der Mystik die Behandlung der inneren Krankheiten hervor.

Anders verhielt es sich mit der Chirurgie. Im Kampfe mit Feinden und wilden Tieren, auf der Jagd und unter den mannigfachen Gefahren, die das Leben der Naturvölker täglich bedrohen, mag es häufig zu Verwundungen und Verletzungen gekommen sein, gegen welche eine manuelle Hilfe gesucht wurde. Mitleidige Freunde und Kampfesgenossen, treue Diener und wohlthätige Frauen waren bemüht, die Blutungen zu stillen und die Schmerzen durch kühlende Kräuter zu lindern. Seneca schildert die Heilkunst jener Zeit kurz und treffend mit den Worten: „Medicina quondam paucarum fuit scientia herbarum, quibus sisteretur fluens sanguis, vulnera coirent". Die Chirurgie entwickelte sich also lediglich durch die Erfahrung.

Dieser verschiedenartige Ursprung der beiden Zweige der praktischen Heilkunde, der inneren Medizin und der Chirurgie, erklärt es, daß die Trennung derselben schon in sehr früher Zeit hervortritt. Von den Homerischen Helden Machaon und Podalirios, den Söhnen des griechischen Heilgottes Asklepios,



machte sich der erstere als Chirurg bekannt, während sich der letztere als Arzt für innere Krankheiten auszeichnete.

In der von dem Dichter Arktinos herrührenden Aethiopis, welche nicht lange nach der Ilias verfaßt wurde, wird ebenfalls darauf hingewiesen und dabei der inneren Medizin der Vorzug eingeräumt. Es heißt dort:

„Denn (Asklepios) selber verlieh Heilmittel den Söhnen
Beiden, jedoch ruhmwürdiger macht er den einen von beiden:
Jenem gewährt er die leichtere Hand, aus dem Fleisch die Geschosse
Auszuziehn und zu schneiden und jegliche Wunde zu heilen,
Diesem dafür legt alle Genauigkeit er in die Seele,
Unsichtbares zu sehen und Unheilbares zu heilen.“

Im Verlauf der Zeit sammelte sich eine Summe von Beobachtungen und Erfahrungen auf den beiden Gebieten der Heilkunst an, welche als wertvolle Errungenschaft den Nachkommen übergeben wurde. Später wurden sie niedergeschrieben, und es entstand allmälich eine medizinische Literatur. Der Kreis des Wissens erweiterte sich, und es bildeten sich feste Regeln für die Ausübung der ärztlichen Kunst.

Die Aufgabe derselben bestand in früheren Zeiten, wenn nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise darin, die Krankheiten zu heilen und die körperlichen Leiden zu beseitigen. Die therapeutischen Ziele beherrschten die Medizin; ihnen gegenüber trat die Erforschung ihrer theoretischen Grundlagen zurück.

Gleichwohl besaßen die Aerzte des Altertums bereits bemerkenswerte Kenntnisse in der Anatomie und Physiologie, in der Pathologie und Diagnostik der Erkrankungen.

Wenn selbst ein so schwieriger Gegenstand wie der Verlauf der Gehirnnerven bearbeitet wurde, so darf man von ihren wissenschaftlichen Ansprüchen nicht gering denken. Ihre Physiologie war allerdings im wesentlichen nichts anderes als ein lockeres Gewebe von gewagten Spekulationen und unbegründeten Hypothesen; aber es zeigten sich schon die ersten Versuche, vermittelst des Experiments die Lösung der Fragen anzustreben.

Doch ihre größten Triumphe feierten sie in der Beobachtung der Krankheitserscheinungen. Die Krankheitsbilder, welche von den Hippokratikern, von Aretäos und anderen Aerzten des Altertums gezeichnet worden sind, haben bleibenden Wert, obwohl sie sich mit den heutigen Krankheitsbegriffen nur zu einem geringen Teile decken.

Die Alten hafteten an der äußeren Erscheinung; aber sie vermochten nur selten das Wesen der Krankheit selbst zu erfassen. Sie beschränkten sich darauf, die Symptome festzustellen und zu bekämpfen, weil sie das ihnen zu Grunde liegende Uebel nicht erkannten. Es fehlte ihnen die Einsicht in die anatomischen Veränderungen der Krankheit und das Bewußtsein der genetischen Beziehungen zwischen ihnen und den äußeren Merkmalen, durch die sich das Leiden kundgibt.

Sie unterschieden die Krankheiten nach ihrem allgemeinen Charakter in Reizungszustände, Erschlaffungsformen, Entzündungen, Lähmungen, fieberhafte

Leiden und andere mehr. In manchen Fällen bildete eine besonders in die Augen fallende Krankheitserscheinung den Grundton, welcher dem Ganzen die Stimmung verlieh. So bezeichnete man mit dem Namen Phrenitis einen Symptomenkomplex, der sich hauptsächlich durch Fieber und geistige Aufregung, durch Halluzinationen und Delirien kennzeichnete, während gleichzeitig Schmerzen des Kopfes und Nackens, das Gefühl der Schwere in denselben, bisweilen auch Erbrechen, Durchfälle oder Krämpfe vorhanden waren. Dieser Zustand entspricht keiner einzigen Krankheit, die im nosologischen Schematismus der heutigen Wissenschaft eine Stelle behauptet. Die verschiedenen Teilerscheinungen desselben können beim Delirium acutum, bei Encephalitis, Meningitis, bei Geistesstörungen, beim Typhus, Typhoid und anderen Krankheiten vorkommen, sind aber keiner von ihnen eigentümlich.

Unter der Pest verstand man jede mit Fieber verbundene, rasch verlaufende Krankheit, welche in kurzer Zeit eine große Verbreitung erlangte und viele Menschen dahinraffte. Sie war also das, was man jetzt eine heftige Epidemie, eine tödliche Seuche nennt. Die Schriftsteller sind im Unrecht, wenn sie, durch die Gleichartigkeit des Ausdruckes verleitet, den damaligen Pestbegriff ohne weiteres mit der Bubonenpest identifiziren. Aehnlich steht es mit dem Aussatz, unter dessen Flagge früher eine Menge verschiedenartiger Hautleiden, Scabies, luetische Ablagerungen und anderes mehr, segelte. Die Krankheitsbegriffe wechseln im Verlaufe der Zeit ebenso wie ihre Bezeichnungen.

Als es der fortschreitenden Erkenntnis gelang, Licht in diese Verhältnisse zu bringen, da tauchten neue Krankheiten auf, für die erst die Namen ersonnen werden mußten. Der Pestbegriff löste sich auf in die verschiedenen Typhusformen, die Diphtherie, die Influenza, die Blattern, den Scharlach und andere epidemische Krankheiten, während die Bezeichnung Pest fortan auf eine durch entzündliche Anschwellungen der Lymphdrüsen und die Schwere und Heftigkeit des Auftretens charakterisirte Krankheit beschränkt wurde. Ebenso verschwand der Aussatz, welcher durch Jahrhunderte die Welt mit Schrecken erfüllt hatte, aus den der Kultur erschlossenen Ländern Europas fast gänzlich. An seine Stelle trat neben dem Heere von Hautleiden, welche die geläuterte Diagnostik von einander zu unterscheiden lernte, eine andere schwere Krankheit, deren Eigenart den Aerzten des Altertums und des Mittelalters entgangen war.

Wenn die mächtigen Umwälzungen, welche sich in den pathologischen Anschauungen vollzogen, keine oder nur geringe Veränderungen auf dem therapeutischen Gebiete zur Folge hatten, so lag dies wohl hauptsächlich daran, daß die Grundsätze der ärztlichen Behandlung, welche man aus dem Altertum übernommen hatte, so vortrefflich waren, daß sie einer Berichtigung oder Verbesserung vorläufig nicht bedurften.

Darnach wurde der Arzt als der Handlanger der Natur betrachtet, der das im Menschen liegende Heilbestreben derselben fördern oder nachahmen soll. Es wurde ihm gelehrt, zunächst, wenn möglich, die Ursachen des Leidens zu beseitigen, dabei die persönlichen Verhältnisse des Patienten zu berücksichtigen und überhaupt

mehr den Kranken als die Krankheit ins Auge zu fassen. Die individualisirende Behandlung, welche, das kritiklose Befolgen der vorgeschriebenen Schablone verschmähend, für jeden Fall die zweckmäßigen Anordnungen trifft: das war das Geheimnis der großen Aerzte aller Zeiten.

In einer naturgemäßen Lebensweise, in Bädern, Abreibungen, Leibesübungen und einer gesunden Nahrung sah man das beste Mittel, Krankheiten zu verhüten und die Gesundheit, wenn sie verloren gegangen war, wieder herzustellen. In der speziellen Therapie offenbarte sich eine auf reiche Erfahrung gegründete Kenntnis der günstigen Wirkungen der angewendeten Medikamente und ärztlichen Eingriffe.

So wurden bei der Schwindsucht eine kräftige Ernährung, Milchdiät, längere Seereisen und der Aufenthalt in Aegypten, bei rheumatischen Beschwerden der Gebrauch der Thermen empfohlen. Auch die Behandlungsmethoden der Fettleibigkeit, welche vor wenigen Jahren Mode wurden, sind in ihren wesentlichen Grundzügen bereits in den Schriften der Alten angedeutet.

Fast noch deutlicher tritt der Widerspruch zwischen der hohen Entwicklung, welche die Kunst, zu heilen, erlangt hatte, und den unrichtigen und rohen Vorstellungen der wissenschaftlichen Theorien in der Chirurgie hervor. Man heilte Knochenfrakturen, unternahm Amputationen und Knochenresektionen, beseitigte Aneurysmen auf operativem Wege und führte plastische Operationen aus, ohne daß man wußte, welche Organe dabei in Mitleidenschaft gezogen wurden, und wie sich die Regeneration der Gewebe nach der Operation vollzieht.

Wagte man sich ja sogar an die operative Behandlung des grauen Stars, obwohl man keine Ahnung davon hatte, daß derselbe in einer krankhaften Trübung der Linse besteht, durch welche der Durchtritt der Lichtstrahlen verhindert wird. Man glaubte, mit der in das Auge eingeführten Starnadel ein Häutchen zu zerstören, welches, wie man irrtümlich annahm, das Sehloch versperrte; aber in Wirklichkeit wurde die Linse zerstückelt, deren Fragmente später im Glaskörper allmälich zur Resorption gelangten.

Es gelang also früher, die Mittel und Wege aufzufinden, welche zur Heilung von Krankheiten führen, als deren Ursachen und Wesen zu ergründen. Die Kunst ging in der Medizin ebenso wie auf anderen Gebieten des geistigen Lebens der Wissenschaft voraus.

Als mit der Entdeckung des Blutkreislaufs im siebenzehnten Jahrhundert eine Periode fruchtbringender Forschungen in der Physiologie eröffnet wurde, welche durch den Aufschwung, den Physik und Chemie erlebten, begünstigt und gefördert wurden, da schien es einen Augenblick, als ob auch die tiefe Kluft zwischen Theorie und Praxis überbrückt werden sollte.

In der Infusion der Arzneien hoffte man ein Heilverfahren gefunden zu haben, welches die bisherigen an Wirksamkeit überträfe, und in der Transfusion gesunden Blutes in einen kranken, geschwächten Körper bot sich die Möglichkeit, ihm gleichsam einen Strom frischen Lebens zuzuführen. Gleichzeitig wurde der Arzneischatz durch eine Menge von chemischen Medikamenten bereichert, während

die überseeischen Länder mehrere bis dahin unbekannte Heilstoffe aus dem Pflanzenreiche lieferten.

Aber die zu hoch gesteckten Erwartungen wurden nicht erfüllt, wenigstens nicht in ihrem vollen Umfange.

Das achtzehnte Jahrhundert sah zahlreiche Fortschritte in der Bearbeitung der wissenschaftlichen Medizin. Die Einführung der mikroskopischen Untersuchung hatte einen Einblick in den feineren Bau des menschlichen Körpers gewährt und versprach Aufschlüsse über die durch die Krankheit erzeugten Veränderungen im Organismus. Die Entdeckung des Sauerstoffs warf ein klärendes Licht auf die sogenannte Lebensluft, von der schon Galen mit ahnungsvollem Verständnis behauptet hatte, daß sie sowohl bei der Atmung als bei der Verbrennung wirksam zu sein scheine.

Die pathologisch-anatomischen Beobachtungen, welche an der Leiche bis dahin gemacht worden waren, wurden von Morgagni zusammengefaßt und zum erstenmale in systematischer Uebersicht vorgetragen. Damit wurde den Aerzten eigentlich erst gezeigt, welche Bedeutung die pathologische Anatomie für das Studium der Krankheit besitzt. Sie erfuhren, daß die Sektionsergebnisse nicht dazu dienen sollen, eine unnütze Kuriositätenhascherei zu befriedigen, sondern die am Krankenbett gestellte Diagnose zu bestätigen oder zu berichtigen. Freilich hielten manche auch dies für überflüssig, weil das Geschehene dadurch nicht geändert und der Tote nicht wieder ins Leben zurückgerufen werden könne; sie vergaßen, daß die Erfahrungen der Vergangenheit eine Lehre für die Zukunft sind.

Es vergingen daher noch mehrere Dezennien, bis die pathologische Anatomie in den Kreisen der Aerzte jene Beachtung fand, die sie verdient. Erst die französische Schule, welche sich auf Bichats Anregung in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts entwickelte, begann die pathologisch-anatomischen Untersuchungen für die Klinik zu verwerten und die Beobachtungen am Leichnam mit den Krankheitserscheinungen zu vergleichen.

Hand in Hand damit ging die Vervollkommnung der Diagnostik, welche durch die Erfindung und Verbesserung physikalischer Hilfsmittel zu einer von den subjektiven Wahrnehmungen des Kranken möglichst unabhängigen Kunst gestaltet wurde. In demselben Jahre (1761), wie Morgagnis fundamentales Werk über den Sitz und die Ursachen der Krankheiten, erschien in Wien eine kleine Schrift, in welcher auseinandergesetzt wurde, wie man aus dem Tone, welchen die Brustwand beim Anklopfen hören läßt, die physikalische Beschaffenheit der in der Brusthöhle befindlichen Organe feststellen und daraus einzelne krankhafte Veränderungen derselben erkennen kann.

Der Erfinder dieser neuen Untersuchungsmethode war Leopold Auenbrugger, damals Arzt an einem Wiener Hospital. Sein Werk blieb länger als ein Menschenalter unbeachtet und verdankte es erst dem großen französischen Kliniker Corvisart, dem Leibarzte Napoleons I., welcher in der Form von Zusätzen, Ergänzungen und Berichtigungen dazu eine wissenschaftliche Begründung der Perkussion herausgab, daß es den Aerzten allgemein bekannt wurde.

Wesentlich erhöht wurde der Wert dieser Erfindung durch ihre Verbindung mit der Auskultation, welche zwar schon von den Aerzten des Altertums beschrieben, jedoch nur wenig geübt und erst seit Laennec in die Zahl der regelmäßigen diagnostischen Untersuchungsmethoden aufgenommen wurde. Heute gehören Plessimeter und Stethoskop zu dem täglichen Rüstzeug der Aerzte, und der jetzigen Generation derselben fällt es schwer, sich in eine Zeit hineinzudenken, in welcher man Perkussion und Auskultation entbehrte.

Was die Pariser ärztlichen Forscher begonnen hatten, das setzte die von Skoda und Rokitansky ins Leben gerufene Wiener medizinische Schule mit Erfolg fort. Der erstere unterzog die Resultate der physikalischen Diagnostik einer strengen sachlichen Kritik, kontrollirte und vervollständigte die Thatsachen durch eigene Beobachtungen und Versuche und suchte sie nach den Gesetzen der Physik und Physiologie zu erklären.

Neben ihm und mit ihm vereint schuf Rokitansky die Grundlagen der pathologischen Anatomie, indem er das große Leichenmaterial des Wiener allgemeinen Krankenhauses für seine Untersuchungen verwendete. Er fand, daß sich nach einzelnen Symptomengruppen, wie sie ihm in den Krankengeschichten mitgeteilt wurden, bestimmte anatomische Veränderungen an der Leiche zeigen, und kam dadurch zu der Meinung, daß in den letzteren das eigentliche Wesen der Krankheit zu suchen sei. Sein Bestreben war daher darauf gerichtet, die anatomischen Formeln für die symptomatologischen Krankheitsbilder zu entdecken, eine Aufgabe, die in Frankreich und England bereits versucht und in einzelnen Fällen mit Glück gelöst worden war.

Rokitansky fragte aber nicht bloß nach dem Was, sondern auch nach dem Wie und Warum der pathologischen Vorgänge. Er beschränkte sich nicht darauf, die den Krankheitserscheinungen entsprechenden anatomischen Veränderungen festzustellen, sondern trachtete auch, ihre gegenseitigen Beziehungen zu erforschen und zu erklären. Er wollte, wie Wunderlich sagt, die pathologische Anatomie zu einer anatomischen Pathologie machen.

Hervorragende Forscher, unter denen seit der Mitte unseres Jahrhunderts die Deutschen die erste Stelle einnahmen, beteiligten sich an diesem Unternehmen. Es gelang ihnen allmälich, eine Anzahl natürlicher Typen der anatomischen Veränderungen aufzufinden, welche fast sämtliche Krankheiten umfaßten und damit für die Mehrzahl der Fälle den symptomatologischen Krankheitsbegriff durch den anatomischen zu ersetzen.

Zahlreiche Arbeiten behandelten die Entwicklung der verschiedenen Krankheitsprozesse an ihrem anatomischen Substrat und wiesen auf deren nosologische Bedeutung hin. Man studirte die feineren Vorgänge, welche sich dabei im Organismus abspielen, und Virchow verfolgte dieselben bis zu den letzten histologischen Formelementen, den Zellen.

Die weitere Ausgestaltung der Cellularpathologie, die Begründung oder Berichtigung ihrer Theorien beschäftigte die Forscher während der folgenden Jahre. Dabei wurde eine neue Wissenschaft, die pathologische Histologie, geschaffen. Indem

dann das Experiment zur Feststellung und Erklärung der pathologisch-anatomischen Thatsachen herangezogen wurde, entstand die Funktionenlehre, die Physiologie des kranken Körpers, während die chemische Untersuchung seiner anomalen Produkte zur Entstehung der pathologischen Chemie führte.

Die Lehre von der Krankheit wurde nach allen Richtungen erweitert und vertieft. Aber man täuschte sich, wenn man annahm, daß man mit der Erforschung des Wesens und Sitzes der Krankheiten auch deren Ursachen gefunden habe. Man kannte nur das Klavier, aber nicht immer den Klavierspieler. Gerade für das rätselvolle Gebiet der Infektionskrankheiten fehlte das vermittelnde Glied zwischen den äußeren Entstehungsursachen und den anatomischen Veränderungen.

Da tauchte die alte Hypothese vom Contagium animatum wieder auf. Schon der römische Schriftsteller Terentius Varro (De re rustica I. c. 12) gab derselben Ausdruck, wenn er schreibt: „Si qua erunt loca palustria, crescunt animalia quaedam minuta quae non possunt oculi consequi. et per aëra intus in corpus. per os et nares perveniunt atque efficiunt difficiles morbos.“ Seit der Verwendung des Mikroskops zu wissenschaftlichen Untersuchungen wurden Beobachtungen von „Würmern“ bekannt, die man im Blut, Eiter, der Milch und faulendem Fleisch bemerkt zu haben glaubte. Der holländische Forscher Leuwenhoek beschrieb „Infusorien“, die er im Darmkanal verschiedener Tiere, und Bakterien, welche er zwischen den Zähnen der menschlichen Mundhöhle gefunden hatte, und sagte, daß die letzteren in runder, fadenartiger und schraubenförmiger Gestalt vorkommen und sich bewegen.

Die Ansicht, daß diese kleinen Tierchen Krankheiten verursachen, fand im achtzehnten Jahrhundert Verbreitung und wurde von Männern, wie Linné und Plenciez, verteidigt. Beweisen ließ sie sich bei der Unvollkommenheit der optischen Instrumente, die man damals gebrauchte, und dem gänzlichen Mangel der erforderlichen Untersuchungsmethoden natürlich nicht. Deshalb erklärte sich die große Mehrzahl der Aerzte dagegen, um so mehr, als damit ziemlich rohe Vorstellungen über die Art, wie die Krankheit erzeugt oder übertragen wird, verbunden wurden.

Aber die Frage der Existenz der kleinen Lebewesen und ihrer Beziehungen zur Aetiologie der Krankheiten blieb fortan auf der Tagesordnung und wurde durch vereinzelte Entdeckungen, wie diejenigen von Donné (1837), welcher im Eiter mancher Geschwüre, beim Krebs und in verschiedenen krankhaften Sekreten niedere Organismen beobachtet hatte, sowie durch den von Latour und Schwann gelieferten Nachweis, daß auch bei der Gärung des Bieres und Weines derartige Gebilde beteiligt sind, immer wieder in Erinnerung gebracht. Dazu kam die von Bassi festgestellte Thatsache, daß die Muscardine, eine Krankheit der Seidenraupen, durch einen Pilz hervorgerufen wird, und die Erkenntnis der parasitären Natur des Favus, Herpes tonsurans, Soor und der Pityriasis versicolor. Henle sprach darauf hin die Vermutung aus, daß auch dem Typhus, Scharlach und den Pocken niedere Organismen zu Grunde liegen, und F. Cohn unternahm eine systematische Klassifikation der Bakterien, welche durch Klebs,

Ray-Lankester, Jos. Lister und Th. Billroth einige Berichtigungen und Ergänzungen erfuhr.

Mit der Auffindung der Spirillen des Rückfallstyphus, welche Obermeier 1873 im Blute der Kranken sah, und dem von R. Koch erbrachten und durch Pasteurs Untersuchungen bestätigten experimentellen Beweis, daß die beim Milzbrande beobachteten Bazillen die Ursache dieser Krankheit sind, erhielt die Lehre vom Contagium animatum einen sicheren wissenschaftlichen Boden.

Auch bei der Pyämie, dem Puerperalfieber beim Erysipel, bei der Osteomyelitis und der Endocarditis ulcerosa wurden Bakterien aufgefunden; aber es ließ sich nicht nachweisen, ob und in welchem Zusammenhange sie mit diesen Leiden standen. Erst den bahnbrechenden Arbeiten von Rob. Koch war es zu verdanken, daß die morphologische Unterscheidung der pathogenen Lebewesen ermöglicht und ihre Existenzbedingungen und Thätigkeit studirt und zum Teil festgestellt werden konnten.

Bei der Lepra, den Pocken, dem Scharlach, Rotz, der Aktinomykose, bei Malaria, beim Tetanus, der Hundswut, bei der epidemischen Pneumonie und Cerebrospinalmeningitis, Influenza, Keuchhusten, eiteriger Blenorrhöa, bei verschiedenen Eiterungs- und septischen Prozessen, beim Typhus, Typhoid, der asiatischen Cholera, der Diphtherie, Tuberkulose und anderen Leiden wurden im Blute oder in einzelnen Sekreten und Geweben Mikroorganismen beobachtet. Von einem Teile derselben konnte festgestellt werden, daß sie in jedem Falle von Erkrankung vorhanden waren; sie durften daher, wenn nicht als Erzeuger, so doch als stete Begleiter der Krankheit betrachtet werden. Von einem andern Teile wurde durch den Versuch am Tiere nachgewiesen, daß durch ihre Uebertragung die Krankheit in einem gesunden Körper hervorgerufen wird.

Inzwischen drängte eine Reihe von Thatsachen, welche sich aus der klinischen Wahrnehmung sowohl wie aus dem pathologischen Experiment ergaben, zu der Vermutung, daß die krankmachende Wirkung nicht von den Bakterien selbst, sondern von deren Stoffwechselprodukten ausgeht. Die letzteren, welche man in einzelnen Fällen zu isoliren vermochte, wie zum Beispiel bei der Diphtherie, sind Abkömmlinge von Eiweißkörpern und scheinen in mancher Hinsicht dem Leichengift zu gleichen. Die Bedingungen, unter denen die Mikroben giftige Stoffe hervorbringen, sind noch nicht bekannt. Die Lösung dieser und anderer Fragen muß von der Forscherthätigkeit der kommenden Zeit erwartet werden.

Wie verhielt sich nun die Heilkunst zu diesen Umgestaltungen der medizinischen Wissenschaft? In welcher Weise wurde sie davon beeinflußt, und welche Erfolge erziele sie während der letzten hundert Jahre?

Wenn man früher in der mehr oder weniger gekünstelten Konstruktion eines medizinischen Systems, welches alle Rätsel des physiologischen und pathologischen Geschehens lösen sollte, das höchste Ziel der theoretischen Forschung erblickte, so wurden damit die Aufgaben der ärztlichen Praxis sehr vereinfacht, da sie sich im wesentlichen darauf beschränkten, den vermeintlichen Krankheitscharakter zu bekämpfen. So mußten M. Stoll und Joh. Kämpf, welche die Entstehung vieler,

namentlich epidemischer Krankheiten von Störungen der Verdauung und Unterleibsstockungen ableiteten, ihr Heil hauptsächlich in Brechmitteln, Abführungen und Klistieren suchen.

Die Erregungstheoretiker, die unter John Browns Führung eine Zeit lang das medizinische Denken beherrschten, suchten alle Leiden aus dem Ueberfluß oder Mangel der im Körper vorhandenen Erregbarkeit zu erklären und durch Mittel, welche dieselbe steigern oder herabsetzen, zu beseitigen. Sie machten davon einen übertriebenen Gebrauch, und ihre Gegner behaupteten später, daß ihre Therapie mehr Menschenleben gekostet habe als die blutigen Kriege der französischen Republik und des ersten Kaisertums. Ein österreichischer Feldarzt berichtet, daß unter den Händen eines einzigen Arztes, der nach Browns Grundsätzen kurirte, binnen einundzwanzig Tagen von sechshundert Kranken zweihundert starben und zwar meistens infolge fortgesetzten Branntweingenusses. Dazu kam noch ein Vampyrismus, der sich durch oft wiederholte und reichliche Blutentziehungen äußerte und nicht so sehr die Krankheit als den Kranken vernichtete.

Es war begreiflich, daß sich dieser schädlichen Vielgeschäftigkeit der Aerzte gegenüber eine Reaktion geltend machte. Sie kam zunächst in der Homöopathie zum Ausdruck, welche es den Aerzten wieder zum Bewußtsein brachte, daß eine große Anzahl von Krankheiten von selbst heilen, ohne daß ihr Eingreifen notwendig erscheint.

Die Anhänger der Homöopathie zogen diese Lehre allerdings nicht aus ihren Erfolgen, sondern schrieben die letzteren ihren mit Zauberkräften ausgestatteten Arzneien zu. Ihr Lehrgebäude baute sich auf dem lockeren Flugsande haltloser Spekulationen auf und wurde daher von der wissenschaftlichen Kritik bald darnieder geworfen; aber ihre Krankenbehandlung gab, wenn auch unbewußt, die Anregung zu einer Einschränkung und Vereinfachung der Verordnung von Arzneien.

Nur von kurzer Dauer waren die Hoffnungen, welche auf die Heilwirkungen des Sauerstoffs und der tierischen Elektrizität gesetzt wurden, die man kurz vor Schluß des vorigen Jahrhunderts entdeckte. Ebenso wenig vermochten die wunderbaren Erscheinungen des Mesmerismus, welche um jene Zeit zuerst beobachtet wurden und in der Hauptsache wohl mit denen des Hypnotismus identisch sein mochten, einen ständigen Platz in der Therapie zu behaupten.

Als später die Physiologie und die pathologische Anatomie in den Mittelpunkt der wissenschaftlichen Interessen traten und durch eine Reihe rasch aufeinander folgender Entdeckungen eine nahezu völlige Neugestaltung erfuhren, da hatte man weder Zeit noch Lust, sich mit therapeutischen Untersuchungen zu beschäftigen. Zudem waren die Erfahrungen, welche man darin machte, nur geeignet, einen Skeptizismus zu erzeugen und zu nähren, welcher manchmal zum Nihilismus führte, der für den Arzt zwar bequem, aber niederdrückend und für den Kranken trostlos war.

Das leuchtende Beispiel großer Heilkünstler, die wie Schönlein, Oppolzer und andere für ihren Beruf geboren waren, überwand auch diese Phase der

ärztlichen Anschauungen und bewirkte, daß die Bedürfnisse des nach Trost und Hilfe lechzenden Kranken wieder mehr beachtet wurden.

Man studirte die Wirkungen, welche die verschiedenen Arzneistoffe auf den gesunden und kranken Organismus ausüben, und stellte zu diesem Zweck Versuche an Tieren und Menschen an, wie dies schon im achtzehnten Jahrhundert, freilich ohne bemerkenswerten Erfolg, unternommen worden war. Die Arzneimittellehre verwandelte sich dadurch aus einer pharmazeutischen Warenkunde in eine Experimentalwissenschaft, in die Pharmakodynamik.

Die Summe der Arzneimittel wurde erheblich vermehrt, als es gelang, die wirksamen Stoffe mancher Pflanzenteile rein darzustellen. Außer dem Morphium, Strychnin, Chinin, Atropin wurden das Cocain, Apomorphin, Pilocarpin und viele andere Alkaloide dem Arzneischatz einverleibt. In neuester Zeit lieferte außerdem die Chemie eine Anzahl wertvoller Medikamente, wie das Antipyrin, Antifebrin, Chloralhydrat, Sulfonal und andere mehr, welche das Fieber herabzusetzen, Schmerzen zu lindern und Schlaf zu erzeugen vermögen und durch diese Eigenschaften der leidenden Menschheit zum Segen geworden sind.

Auch die Art, in welcher die Arzneistoffe dem kranken Körper zugeführt werden, erfuhr einige Verbesserungen. Noch wichtiger war es, daß die Indikationen, bei denen sie angewendet werden, festgestellt und der Wert verschiedener ärztlicher Verordnungen, wie der Blutentziehungen, der Bekämpfung des Fiebers und Aehnliches mehr einer kritischen Erörterung unterzogen wurde.

Als die Bakterienlehre zur Herrschaft gelangte, mußte sich das Streben der Aerzte natürlich darauf richten, die kleinen Lebewesen, welche als Krankheitserreger angesehen wurden, zu töten oder wenigstens unschädlich zu machen.

Dieses Ziel wurde zunächst nur in der äußeren Medizin, der Chirurgie, erreicht. Angeregt durch Lemaires Untersuchungen über den Einfluß der Karbolsäure auf die Prozesse der Gärung, Zersetzung und Fäulnis, entwarf der englische Chirurg Josef Lister die Grundsätze der antiseptischen Wundbehandlung, durch welche die Pyämie und Septicämie, sowie überhaupt die bösartigen, das Leben bedrohenden Eiterungen verhütet und die Heilung der Verletzungen in einer ungeahnten Weise erleichtert wurde.

In der inneren Heilkunde stellten sich der Therapie viele und große Schwierigkeiten entgegen. Es war nicht möglich, Mittel aufzufinden, welche in einer bestimmten Dosis zwar die Bakterien zerstören, aber dem Körper keinen Schaden bringen. Ferner schien es, als ob die Mikroorganismen den äußeren Angriffen gegenüber zuweilen ein anderes Verhalten zeigen, wenn sie sich im Körper befinden, als außerhalb desselben. Auch durften Schlüsse und Folgerungen, zu denen die Versuche an Tieren aufforderten, nicht ohne weiteres auf den Menschen übertragen werden.

Man stellte sich vor, daß sich während der Krankheit im Körper ein Kampf zwischen Bakterien und gewissen Zellen (weißen Blutkörpern) entwickelt, von dessen Ausgang der günstige oder ungünstige Verlauf des Leidens abhänge: eine Theorie, die hauptsächlich von Metschnikoff vertreten wurde.

Darnach mußte die Aufgabe der ärztlichen Behandlung darin bestehen, die Zellen zu stärken, damit sie die Bakterien zu besiegen, zu „fressen“ im stande sind. Sie ließ sich vorläufig nur dadurch erfüllen, daß der allgemeine Kräftezustand des Kranken gehoben wurde; denn Mittel, welche speziell auf die Zellen wirken, sind nicht bekannt. Die Begründung einer Cellulartherapie, die der Cellularpathologie an die Seite treten darf, ist eine Forderung, die, wenn überhaupt, doch erst in einer fernen Zukunft erfüllt werden kann.

In den letzten Jahren machte man die Erfahrung, daß die Phagocytosentheorie, wie die Hypothese der Vernichtung der Bakterien durch die Zellen genannt wurde, eine allgemeine Anwendung nicht gestattet. Man sah, daß das zellenfreie Blutserum von Tieren, welche aus verschiedenen Gründen für eine bestimmte Krankheit nicht empfänglich sind, die Eigenschaft besitzt, die dieselbe erzeugenden Mikroorganismen und deren Produkte zu vernichten oder in ihrer Entwicklung zu hemmen, und wurde dadurch zu einem neuen Heilverfahren geführt, an welches sich große Hoffnungen knüpfen.

Das Mittel, welches den Ausbruch von Krankheiten verhütet oder deren Erscheinungen mildert, besteht in der Injektion des Blutserums von Tieren, die von Natur aus oder auf künstlichem Wege dagegen immun gemacht worden sind. Die künstliche Immunität wird auf verschiedene Arten hervorgerufen, zum Beispiel wenn dem Organismus der Krankheitsstoff, der nach klug durchdachten Methoden gezüchtet wird, in allmälich steigender Gabe beständig zugeführt wird, so daß er sich daran gewöhnen kann, ähnlich wie an den Genuß anderer Gifte. Ist dies erreicht, so wird das Blutserum der immun gemachten Tiere zu Schutzimpfungen sowohl wie zu therapeutischen Zwecken verwendet. Die Erfolge, welche damit beim Milzbrande, der Hundswut, dem Tetanus, namentlich aber bei der Diphtherie errungen wurden, verdienen volle Beachtung und gewähren die Aussicht auf eine befriedigende Bekämpfung der ansteckenden Krankheiten.

Auch auf den übrigen Gebieten der praktischen Heilkunde haben sich in unserem Jahrhundert mächtige Umwälzungen vollzogen.

Die operative Chirurgie erreichte einen hohen Grad der Vollendung. Die Erfindung und Verbesserung der Instrumente und Apparate begünstigte diese Entwicklung. Verbände aus geeignetem Material, wie der Gipsverband, der aus dem Orient stammte und durch die von Mathysen angegebenen Gipsbinden eine bequeme Verwendbarkeit erhielt, erleichterten die Heilung der Knochenbrüche und Verrenkungen. Die Gelenkresektionen, mit denen am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts die ersten glücklichen Versuche gemacht wurden, erweiterten das ärztliche Können.

Die plastischen Operationen, welche schon dem Altertum bekannt waren, dann in Vergessenheit gerieten, im sechzehnten Jahrhundert wieder geübt, bald nachher abermals aufgegeben und 1742 von der medizinischen Fakultät zu Paris als unwissenschaftlich verdammt wurden, bis sie am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts von Indien aus wieder nach Europa gelangten, bildeten eine der glänzendsten Errungenschaften der chirurgischen Heilkunst.

Sie feierte unvergängliche Triumphe und durfte sich sogar an die inneren Organe, an die Nieren, Leber, Lungen und das Gehirn wagen. Um so mehr Anerkennung verdient es, wenn sich trotzdem der Gedanke Bahn brach, daß die Aufgabe der Chirurgie nicht so sehr darin liege, Körperteile zu entfernen, als zu erhalten, und der konservative Charakter derselben zur leitenden Tendenz erhoben wurde.

Die Ausführung großer, schmerzvoller und gefährlicher Operationen wurde hauptsächlich ermöglicht durch die anästhesirenden Inhalationen, welche dem Kranken Schmerzlosigkeit und Schlaf geben, durch die Verhütung starker Blutungen, wie dies durch das von Esmarch erfundene Verfahren bewirkt wird und vor allem durch die antiseptische Wundbehandlung, welche die Gefahren der Nachkrankheiten beseitigt und den Chirurgen mit Mut und Selbstvertrauen ausrüstet, weil er weiß, daß der Erfolg seiner Kunst nicht mehr wie früher von unberechenbaren Zufälligkeiten abhängig ist. Sie hat sich im Verlauf der letzten Jahre aus einer antiseptischen in eine aseptische umgewandelt, da man erkannte, daß es klüger ist, dafür zu sorgen, daß überhaupt keine Krankheitserreger entstehen, als sie nachher zu bekämpfen und zu vernichten. Manche Krankheiten, welche die Hospitäler einst zu gefürchteten Brutstätten bösartiger Seuchen machten, sind seit der Anwendung des antiseptischen und aseptischen Verfahrens nahezu gänzlich verschwunden.

Auch in der Geburtshilfe und Gynäkologie traten die Vorteile desselben zu Tage. Während man dem Puerperalfieber früher wehrlos gegenüber stand, vermag man es jetzt zu verhüten und betrachtet es in den meisten Fällen als die Folge einer sträflichen Nachlässigkeit. Der unglückliche Semmelweiß, welcher zuerst mit Reinlichkeitsvorschriften und Desinfektionsmitteln dagegen zu Felde zog, vermochte es nicht durchzusetzen, daß er von seinen Kollegen in diesen Bestrebungen, die er als eine heilige Mission betrachtete, hinreichend unterstützt wurde, und nahm sich dies so zu Herzen, daß er als Geisteskranker im Irrenhause endete. Die Nachwelt hat ihm Recht gegeben, und viele Tausende von Frauen verdanken es seiner Anregung, daß sie nach der Entbindung nicht zu Grunde gingen, sondern ihrer Familie erhalten blieben.

Außerordentliche Fortschritte machte die Augenheilkunde. Durch die Erfindung des Augenspiegels, welche, wenn auch vorbereitet durch die Untersuchungen über den leuchtenden Augenhintergrund gewisser Tiere und andere Beobachtungen, doch in der Hauptsache das Verdienst von Helmholtz ist, gewann man ein diagnostisches Hilfsmittel, welches die schwierigsten Fragen der Pathologie des Sehorgans zur Lösung brachte. Damit konnte man nicht nur den Zustand der brechenden Medien und die anatomischen Veränderungen der Netzhaut erforschen und das Wesen mancher Krankheiten erkennen, die sich bisher dem Verständnis vollständig verschlossen hatten, wie die Amaurosis, der sogenannte schwarze Star, den man deshalb in scherzhafter Weise als ein Leiden definirt hatte, bei welchem „weder der Kranke noch der Arzt etwas sieht“: man erhielt auch Einsicht in die Beziehungen einzelner Augenleiden zu gewissen Allgemeinerkrankungen

des Körpers, zum Beispiel zum Morbus Brightii, Diabetes mellitus und andere mehr.

Erleichtert wurde die diagnostische Untersuchung ebensowohl wie die operative Therapie des Auges, als man die pupillenerweiternden Eigenschaften einiger Arzneistoffe, zum Beispiel des Atropins kennen lernte und davon Gebrauch machte. Gleichzeitig wurden die Operationsmethoden verbessert und vereinfacht und ihr Erfolg durch die Feststellung ihrer theoretischen Voraussetzungen so viel als möglich gesichert.

Andere Spezialitäten der Heilkunde, wie die Ohrenheilkunde, Zahnheilkunde, Laryngologie, Dermatologie und Neurologie erfuhren zum erstenmale eine wissenschaftliche Bearbeitung. Die Erfindung des Kehlkopfspiegels und der übrigen für die Beleuchtung innerer Organe ersonnenen Apparate brachte der Diagnostik wie der Therapie, namentlich dem operativen Teile derselben, vielen Nutzen. Den Nervenleiden erwuchs durch die Verwendung der Elektrizität eine neue Heilmethode, die Elektrotherapie, und überall zeigte sich das Bestreben, die Heilkunst mit der Wissenschaft vom kranken Menschen im Einklang zu erhalten.

Nicht immer wurde dasselbe mit Erfolg gekrönt. Im Altertum war die Kunst der Wissenschaft vorausgeeilt; in der Neuzeit war es umgekehrt, und es schien bisweilen, als ob die Wissenschaft sich nicht verpflichtet fühle, die Forderungen der Heilkunst zu berücksichtigen. Erst in den letzten Jahrzehnten ist die Harmonie zwischen beiden hergestellt worden und hat Ergebnisse erzielt, welche für den Arzt wie für den Patienten gleich erfreulich sind.

Der auf den geläuterten Anschauungen über die Ursachen und das Wesen der Krankheiten gegründeten Gesundheitspflege ist es gelungen, Seuchen zu verhüten und einzelne Leiden in bestimmte Grenzen zurückzudrängen. Der Skorbut, welcher einst zu den am meisten verbreiteten Krankheiten gehörte, kommt in Europa fast nicht mehr vor. Der Aussatz wurde auf wenige, von der Kultur abseits gelegene Bezirke beschränkt, die Malaria aus Gegenden, in denen sie früher heimisch war, vertrieben und die Pest von unserm Weltteil fern gehalten. Städte, die einst als Seuchenherde typhöser Leiden berüchtigt waren, genießen jetzt den Ruf hoher Salubrität. Die Pocken verloren ihre Ausbreitung und Heftigkeit, und die im Gefolge chirurgischer Verletzungen einherschreitenden Eiterungskrankheiten wurden zu einer Seltenheit.

Berechtigen diese Erfolge nicht zu der Hoffnung, daß in einer absehbaren Zukunft die Zahl der Krankheiten noch weiter vermindert und das Auftreten von Seuchen überhaupt verhindert werden kann? Sollte es nicht leicht möglich sein, die durch verdorbene Nahrung hervorgerufenen Intoxikationen aus der Welt zu schaffen, wie die Kriebelkrankheit, welche durch den Genuß von Brot, dessen Mehl durch Mutterkorn verunreinigt ist, erzeugt wird, oder die Pellagra, die von verdorbenem oder unreifem Mais herrührt? Wie viel könnte durch erhöhte Vorsicht und Reinlichkeit in Bezug auf die Leiden geschehen, welche von Tieren auf Menschen übertragen werden oder durch Parasiten entstehen?

Das umfangreiche Gebiet der Volkskrankheiten könnte erheblich eingeengt

werden, wenn die ganze Bevölkerung von dem Bewußtsein durchdrungen wäre, daß nicht bloß der Arzt, sondern jeder Mensch berufen ist, an ihrer Beseitigung mitzuarbeiten. Die Nahrung, Kleidung, Wohnung, zahllose Verhältnisse des privaten und öffentlichen Lebens stehen in nahen Beziehungen zur Entstehung von Krankheiten und bedürfen einer beständigen und sorgsamen Ueberwachung, damit sie nicht schädlich wirken.

Der Staat widmet diesen Dingen erst seit kurzer Zeit seine Aufmerksamkeit, aber leider — außer in England — nicht in einer ausreichenden Weise. Während für die Verteidigung des Landes gegen äußere Feinde, für die Sicherheit im Innern, das Verkehrswesen und andere Dinge nach Kräften gesorgt wird, gibt es fast nirgends eine Sanitätsverwaltung, deren Organe mit der exekutiven Gewalt ausgestattet sind, die sie zur Erfüllung ihrer Aufgaben bedürfen und dafür eine Besoldung empfangen, welche sie unabhängig von der Gunst des Publikums stellt. Kein Volk würde die Summen bereuen, welche für diese Zwecke verausgabt werden; denn die Vorteile, welche daraus für das körperliche und geistige Wohlbefinden desselben erwachsen, würden sich bald geltend machen und auf volkswirtschaftlichem Gebiete eine ziffermäßige Bestätigung erhalten. Hoffentlich ist der Tag nicht fern, an welchem diese Ideen verwirklicht werden und die Gesundheitspflege die ihr gebührende Stellung im öffentlichen Leben erhält! — Dann wird sich das prophetische Wort des englischen Staatsmannes Gladstone erfüllen: „Die Aerzte sollen die Führer der Völker sein!“



Erinnerungen von meiner Reise um die Welt 1887/88.

Von

Prinz Bernhard von Sachsen-Weimar.

(Fortsetzung.

Cadiz.

Am Montag den 12. Dezember, gegen 9 Uhr abends, langten wir in Cadiz an, eine interessante Stadt, nur durch einen dünnen Landstrich mit dem Festlande verbunden, sonst allseitig vom Meere umgeben. Cadiz besitzt blendend weiße Häuser, enge Straßen. Das beste Hotel, Hotel de Paris — sehr mäßigen und zweifelhaften Ranges — beherbergte außer uns ausschließlich minderwertiges Publikum: Franzosen und Belgier, mit, wie es schien, recht gewöhnlichen Frauen; der Rest waren unelegante Spanier. Aeußerst schwierig und umständlich erschien uns das Weiterkommen von hier, da der Passagierverkehr zwischen Cadiz und Gibraltar sehr gering ist. Kein Mensch wußte Bescheid, selbst auf den Bureaux konnte man nicht genau erfahren, wann das nächste Schiff komme oder gehe; es sollen

wöchentlich zwei Schiffe gehen, dies ist aber nur ganz unregelmäßig der Fall. Nach endlosem Herumgelaufe und Informiren stellten wir fest, daß am andern Tage, Mitwoch den 14. Dezember, früh 7 Uhr, ein spanisches Schiff nach Algesyras gehe und von dort dreimal täglich Verbindung mit Gibraltar (ganz nahe von Algesyras) stattfinde. Das Wetter war angenehm warm; die Temperatur ist überhaupt eine so südliche, daß die freien Plätze der Stadt allerorts mit Palmen bepflanzt sind. Abends um 10 Uhr begaben wir uns an Bord des spanischen Schiffes „Garcia Vinuesa", das den andern Morgen früh abfahren sollte.

Algesyras — Gibraltar.

Nachdem wir die Nacht an Bord der „Garcia Vinuesa" zugebracht, setzte sich dieselbe am Morgen des Mittwoch (14. Dezember) um 7 Uhr in Bewegung. Schiff, Kapitän, Mannschaft wie Verpflegung machten einen unsoliden und schmutzigen, wenig Vertrauen erweckenden Eindruck. Das kleine Schiff ging langsam und „rollte" bei der recht bewegten See ganz gehörig. Dies und ein penetranter, warmer Fett- und Oelgeruch erforderten ausgesprochene Seefestigkeit (die ich im höchsten Grade besaß), sollte man nicht öftere und innige Opfer Neptunen darbringen, wie ich vielfach Gelegenheit hatte, an minder Begünstigten wahrzunehmen. Fast während der ganzen Fahrt hatten wir die spanische Küste in Sicht und gegen drei Uhr des Nachmittags erblickten wir die steilen Felsen Gibraltars, welche sorgfältig umgangen wurden, um uns gegenüber in Algesyras auf spanischem Gebiet zu landen. Ich hatte von Deutschland aus Empfehlungen an den deutschen Konsul in Gibraltar, Herrn Schott, der mir als ein guter Sportsman, Jagd- und Rennstallbesitzer bezeichnet worden war. Ich hatte denselben von meinem Eintreffen auf Gibraltar benachrichtigen lassen und wiegte mich in der Hoffnung, durch ihn einen in sportlicher Beziehung hübschen Aufenthalt in Gibraltar zu verleben und einige Fuchsjagden mitzumachen. Dem sollte aber nicht so sein. Um 3 Uhr hatten wir Algesyras erreicht; mich erwartete eine Dampfbarkasse mit der deutschen Flagge, in der sich der Bruder des deutschen Konsuls, welcher selbst österreichisch-ungarischer Konsul in Gibraltar ist, Herr Horatio Schott, befand. Dieser empfing mich auf das freundlichste und stellte mir seine Dienste auf das gefälligste zur Verfügung, brachte mir aber die traurige Nachricht, daß sein Bruder in einem Rennen gestürzt sei und an Gehirnerschütterung darniederläge. Unter diesen Umständen schien mir überhaupt ein unnützer und zeitraubender Aufenthalt in Gibraltar nicht geboten. Ich hatte darum kaum die Barkasse bei ziemlich hoher See, was deshalb nicht ganz ohne Schwierigkeit war, betreten, als ich mich bei dem Schiffspersonal erkundigte, wann und wohin die um uns vor Anker liegenden großen Passagierdampfer führen. Wir steuerten deshalb zunächst nicht ans Land, sondern ich begnügte mich mit dem schönen Panorama des Hafens, der sich in weiter Bucht, rings von Bergen umgeben, am Fuße der englischen Stadt zeigt. Wir begaben uns direkt auf einen der reisefertig vor Anker liegenden Dampfer, den „Maréchal Canrobert"

der Compagnie Transatlantique, erfuhren aber an Bord, daß er leider nur bis Oran fahre. Ich sehe ein englisches Schiff, welches nach Algier fährt und eben die Anker lichtet; wir wenden uns dorthin, vielleicht ist es möglich, noch zurecht zu kommen. Heizer und Steuermann thun ihr Möglichstes; pfeilschnell durchschneiden wir die Wellen, die uns den weißen Gischt ins Gesicht spritzen, wir lassen die Signalpfeife ertönen, ein Mann steht vorn und winkt mit der Flagge. Doch inzwischen hat der große Steamer seine Manöver schon begonnen, er dreht und wendet sich in weitem Bogen dem Ausgang des Hafens zu: wir schneiden ihm den Weg ab: umsonst, — in dem Moment, in dem wir hofften, unsere Absicht mitteilen zu können, setzt er mit vollem Dampf ein — unmöglich den mit fünfzehn Meilen Geschwindigkeit Laufenden einzuholen.

Wir fuhren nun resignirt an Gibraltar an, welches, terrassenförmig aufgebaut, architektonisch weiter nichts Sehenswertes als die allerdings sehr schöne Kathedrale bietet. Wir waren im „Hotel Royal“ abgestiegen, und da ich sehr ungern länger als unbedingt nötig in Gibraltar bleiben wollte, entschloß ich mich dennoch, das Schiff der Compagnie Transatlantique „Maréchal Carobert“ bis Oran zu benützen und von da bis Algier mit der Bahn zu fahren. Gesagt, gethan, am Abend desselben Tages, nach gemütlichem Diner im Hotel schifften wir uns mit unseren zwanzig Colli wieder ein, um in der Nacht zwölf Uhr die Fahrt über Malaga, Nemours nach Oran anzutreten. Der „Maréchal Canrobert“ ist übrigens dasselbe Schiff, welches 1892 von einem manöverirenden französischen Kriegsschiff im Hafen von Marseille in den Grund gebohrt wurde, somit das zweite von den Schiffen, die ich auf meiner Reise benützt, das untergegangen ist.

Malaga, Nemours, Algier.

Am Donnerstag den 15. Dezember früh brachte uns der „Maréchal Canrobert“ nach Malaga. Unser Schiff ist ein schöner, großer und reinlicher Steamer, die Bemannung, namentlich Kapitän wie Offiziere (meist französische Reserveoffiziere), äußerst höfliche Leute, die Verpflegung ist reichlich und gut. In Malaga machte unser Schiff Aufenthalt bis um fünf Uhr nachmittags, um Ladung zu löschen, respektive aufzunehmen. Wir gingen an Land, aber außer einer sehr schönen Kathedrale und der schönen Lage — Malaga liegt in einer von hohen Bergen umgebenen Bucht und ist terrassenförmig aufgebaut — war nichts besonders Sehenswertes zu bemerken. Unsere Fahrt wurde um fünf Uhr nachmittags fortgesetzt, und landeten wir am Morgen des 16. Dezember (Freitag) in Nemours. Ein frischer Wind weht und fröhlich scheint die Sonne. Zum erstenmal befand ich mich außer Europa und in Afrika, von Schwarzen umgeben. Nemours ist eine kleine Kolonie, kaum fünfzig Häuser stark, von französischen Truppen besetzt, und besitzt eine sehr primitive Kirche. Von der Einwohnerschaft bemerkte ich ein paar Rothosen, Kabylen, zerlumpte, halbnackte Buben und Mädchen, die sich um ihnen zugeworfene Kupferstücke im Schmutze balgten, Esel und jämmerlich zerschundene, spindeldürre, matt und lebensmüde dahinwankende Pferde. Wir gingen etwas landeinwärts und betraten eine leidliche Straße, die

sich zwischen Oelbäumen und Weinkulturen durchzog, hinter denen sich Abhänge hoher Berge zeigten, die mit niederem Palmengebüsch, Hecken von Kaktus und dem unvermeidlichen, häßlichen, nichtsdestoweniger praktischen Eukalyptus bewachsen waren. Unser Weg führte uns nach einem hohen Leuchtturm, der von einem eisgrauen, alten, gemütlichen französischen Troupier und seiner Familie bewohnt ist und gute Orientirung über die Lage des Landes bietet. Wir verließen um zwei Uhr nachmittags Nemours und dampften dann gegen Oran zu, wo wir am andern Morgen (Samstag den 17. Dezember) früh ankamen. Von einem maultierbespannten Wagen sahen wir im Galopp das wenige, was zu sehen war — eigentlich nichts — und traten um zwei Uhr nachmittags die Bahnfahrt nach Algier an. Diese Fahrt werde ich in meinem Leben nicht vergessen: wir hatten siebenzehn Stunden in einem Eisenbahnzuge zuzubringen, der sich mehr mit Pfeifen und Anhalten als mit Vorwärtskommen beschäftigte; es war geradezu entsetzlich. Erst spät am Abend des Sonntags (18. Dezember) langten wir in Algier an, fuhren bei mehreren Hotels vor, die sämtlich überfüllt waren, und konnten uns erst gegen Mitternacht im Hotel de l'Oasis installiren. Am andern Morgen bot sich mir ein herrlicher Blick auf den Hafen; unser Hotel liegt an dem Hauptquai. Algier hat für mich etwas apart Reizvolles. Der französische Teil der Stadt erinnert in Luxus und Eleganz der Erscheinung (namentlich der Damenwelt) an Teile von Paris. Ganz getrennt davon ist die arabische Stadt und uroriginell in ihren kreuz und quer, bergauf und bergab gehenden Gäßchen, die meist unheimlich dunkel und so schmal sind, daß man sich fast von einem Haus zum andern über die Straße hinüber die Hand reichen kann. Den Fremden werden meist als arabische Häuser Cafés, Spelunken und so weiter gezeigt, die an Meßvorstellungen erinnern und hauptsächlich für schaulustige Reisende eingerichtet sind. Allerdings erhielt ich Zutritt in ein Haus von echt arabischer Bauart und Einrichtung, das von einer bildschönen Araberin, die sich vollständig von den Sitten und Gebräuchen ihres Landes und ihrer Landsleute emanzipirt hatte und mit ihrer Mutter lebte, bewohnt wurde. Das Haus war wunderhübsch eingerichtet, eben ganz im arabischen Stil. Im Lichthof, den jedes arabische Haus besitzt, saßen ein paar Pfauen, die mir Fatma — so hieß die schöne Araberin — als besondere Sehenswürdigkeit zeigte; sie sprach übrigens ziemlich geläufig französisch, war groß, sehr schlank, hatte tiefschwarze Haare, große, dunkle Augen, bronzefarbenen Teint, klassisch schöne Züge und ungemein graziöse Bewegung. Mutter und Tochter verkauften nebenbei arabische Stoffe und wurden mir so schöne gezeigt, daß ich mir für mehrere hundert Franken davon kaufte, welche noch heute meine Wohnung zieren. Im übrigen mag Algier für längeren Aufenthalt ganz angenehm und gesund sein, bietet aber sonst den Weltreisenden nicht allzu viel Interessantes. Darum hatten wir auch vor, die nächstgünstige Gelegenheit zur Reise zu benützen. Ich besuchte den Jardin d'essai, einen sehr großen, parkartigen botanischen Garten mit vielen Palmen, in dem man herumfahren kann und der als Rendezvousplatz der eleganten Welt gilt. Ein fesselndes Bild bot eine auf einem größeren Platze lagernde Karawane, aus dem Innern Arabiens

gekommen, um Handelsartikel aufzunehmen. Etwa fünfzig Kamele lagen dösend und wiederkäuend, zum Teil schwer beladen auf dem Boden. Auffallend ist die Bespannungsweise der großen Lastwagen mit manchmal bis zu elf Pferden oder Maultieren, und zwar sind dann zweimal drei Tiere neben einander, die übrigen einzeln vor einander gespannt.

Colle, Bougis, Philippeville, Bone, la Gulette, Tunis.

Um die öde Bahnfahrt zu vermeiden, wählten wir den Seeweg nach Tunis und fuhren mit einem Dampfer der Compagnie Transatlantique, der Algier Mittwoch den 21. Dezember, mittags zwölf Uhr, verließ. Ich hatte dem sonst vortrefflichen Schiff den Spitznamen „Küstenlungerer" gegeben, da es an all den größeren Häfen der arabischen Küste anlegte und nur bis Bone ging; von dort mußten wir ein anderes Schiff nehmen, welches uns nach Tunis, respektive dem Hafen von Tunis, la Gulette, bringen sollte. Die „Bastia" legte unter anderen Orten in Colle, Bougis, Philippeville an, blieb dort halbe, respektive ganze Tage ladenshalber liegen. Ueberall trafen wir französische Besatzung, Turkos, schmutzige Araber, dazwischen Europäer mit weiblichen Wesen mauvais genre's und, was Vierfüßler betrifft, das dort allgemein gebräuchliche, dumm schreiende Kamel. Sonst sieht eine Stadt so aus wie die andere: von der Natur durch starke Einbuchtung selbst geschaffene Häfen, vogelnestartige, am Gebirge klebende Häuserreihen, dazwischen Kaktushecken, Stechpalmen, etwas ursprüngliche Befestigungen mit nicht sehr imposanten Geschützen, eigentlich bloß pro forma, Leuchttürme auf hohen Felsen. In einem dieser Häfen, in Bougis, wäre ich um ein Haar um einen meiner größten und inhaltsreichsten Koffer gekommen. Es war frühmorgens und wir waren gerade vor Anker gegangen. Während ich mich ankleidete, besah ich mir mit dem Glase Hafen und Stadt und entdeckte dabei zufällig auf einem kleinen Schiffchen, das von Schwarzen gerudert ward, auf anderen Gepäckstücken liegend, meinen Koffer, der infolge seiner Zeichnung weithin sichtlich und deutlich zu erkennen war. Ich schlug sofort Lärm und erreichte, daß besagtes Boot zurücksignalisirt und der fragliche Koffer wieder an Bord gebracht wurde; richtig, es war der meinige. Ich hatte stark einen Bediensteten des Schiffs in Verdacht, daß er derartiges schwunghaft betrieb; es ist ja fast unmöglich, so abhanden gekommene Gepäckstücke jemals wieder zurück zu erhalten. Der Verlust desselben, wenigstens des Inhalts, wäre für mich auf der Reise sehr schmerzlich gewesen. Am Mittag des Samstags den 24. Dezember kamen wir endlich in Bone an und fanden dort im Hafen vor Anker liegend ein Schiff der Compagnie Transatlantique „Ville de Bone", welches bald darauf die Fahrt nach la Gulette antrat. Die See fing an sehr unruhig zu werden und steigerte sich in der darauffolgenden Nacht, dem heiligen Abend, bis zum größten Orkan. Sämtliche Passagiere waren krank, nur mein Begleiter und ich nicht. Abends bei Tisch erschien zitternd und blaß außer uns beiden nur der Schiffsarzt. Das Schiff schwankte dermaßen, daß ein Serviren, Sitzen und Essen fast unmöglich war, und trotz der sogenannten Violons ergossen Rotweinflaschen ihren bläulichen Inhalt lustig

in Suppe und Schoß. Ich nahm die Sache von der humoristischen Seite, nicht so der Schiffsarzt: wütend und würgend suchte er das Weite. Als nach Tisch mein Begleiter und ich, die Arme in die Lehnen unserer Stühle verschlungen, um uns festzuhalten, während dieses fürchterlichen Orkans uns über den Weihnachtsabend und die Heimat unterhielten, wurde durch eine vehemente Bewegung des Schiffes mein Stuhl vom Fußboden (die Stühle sind festgeschraubt) losgerissen und mit mir bis ans Ende des Speisesalons geschleudert. Das Schlimmste aber war die Nacht; bis ich in mein Bett gelangte, wurde ich dreimal so hingeworfen, daß ich glaubte, mir sämtliche Knochen im Leibe gebrochen zu haben; endlich im Bette liegend, war an Ruhe gar nicht zu denken. Man hatte nur zu thun, um nicht einfach aus dem Bett ausgeleert zu werden: ich hatte, um dies zu vermeiden, eine Präservativlage eingenommen, indem ich mich mit Ellenbogen, Knieen und Rückenverlängerung in den Rahmen des Bettes stemmte. Im ganzen Schiffsraum, wie in der Kajüte selbst war ein betäubender Lärm. Alles in letzterer, was nicht niet- und nagelfest war, flog umher: Stiefel, Hut, Reisetasche, Wasserglas, Zahnbürste, Seifenbüchse und andere nützliche Geschirre führten einen wahren Hexensabbath auf. Nach derartig verbrachter Nacht landeten wir am andern Morgen den 26. Dezember in la Golette, nahmen dort die Bahn und fuhren nach Tunis, wo uns der Generalkonsul Geheimerat von Eckhardt auf das liebenswürdigste empfing.

Tunis.

In Tunis stiegen wir im „Grand Hotel“ ab, und fand ich da, wie überall in der Welt, deutsche Kellner, so zum Beispiel war unser Zimmerkellner, ein übrigens ziemlich dämliger Blondin, ein Nürnberger. So hörte ich auch, daß sich in Tunis viel deutsche Geschäftsleute, namentlich Württemberger und Badenser, aufhielten, welche eines guten Rufes und der Sympathie der Araber genössen, mehr wie die Italiener, die der Araber aber immer noch den Franzosen vorzieht, die er haßt. Von der Frau eines Deutschen erhielt ich eine Bittschrift mit der Anrede: „Euere Alles beglückende Majestät“ um meine Vermittlung zur Freilassung ihres Mannes, der auf der württembergischen Festung Hohenasperg unschuldig in Haft gehalten würde.

Herr von Knapp, der deutsche Konsulatssekretär, ein geborener Kölner, mit dem ich eine große Anzahl gemeinsamer Bekannter in Köln und Bonn hatte, war außerordentlich gut orientirt in Tunis und uns sehr gefällig während unseres Aufenthaltes. Montag den 26. Dezember verwendete ich in Begleitung des Geheimerats von Eckhardt, dessen Schatz an Kenntnissen und Wissenschaft uns sehr zu Nutzen kam, zur Besichtigung des alten Karthago, und gelang es mir, in zwölf Stunden einen vollkommenen Ueberblick über die versunkene karthagische und römische Stadt bei einem ausnahmsweise schönen und herrlichen Tage zu gewinnen. Das ehemalige Karthago war ein London der alten Welt, es hatte einen Längendurchmesser von acht Kilometern und seine Mauern führen mehrere deutsche Meilen lang über Hügel und Thal. Wir besichtigten die riesigen Zisternen,

die zur Aufnahme des Regenwassers, infolge des Mangels an Süßwasser, bestimmt sind, sodann das Kloster Sankt Louis mit einer hochinteressanten Sammlung ausgegrabener und aufgefundener Altertümer, ferner den berühmten Kriegshafen, der jetzt aus der Ferne nach heutigen Begriffen einem bescheidenen Schwanenteich ähnlich sieht, und hatten um die Mittagszeit einen schönen Rundblick vom Leuchtturm Sidi ben Said. Nicht minder großartig, aber durch eigenartigen, melancholischen Reiz war das Panorama bei Sonnenuntergang vom Hügel der Nekropolis, wo Tausende von Gräbern ihres Schliemanns harren. Fern, hinten im Schleier des Nebels verschwindend, zeigte man mir den Ort, wo Utika gelegen und Cato der Jüngere sich den Tod gegeben. Wir traten nach Untergang der Sonne die Rückfahrt an. Es fing an, empfindlich kalt zu werden. Des öfteren hatte ich große Scharen von Flamingos gesehen, die sich, aus der Ferne gesehen, wenn sie ruhen, rötlich schimmernd vom Sande abheben.

Den Abend brachte ich in der Familie des Herrn von Eckhardt zu, der drei sehr liebenswürdige und außergewöhnlich talentvolle Töchter hat; es wurde gesungen, Violine und Klavier gespielt. Tags darauf, Dienstag den 27. Dezember, erfreute ich mich in dem rein arabischen Teil der Stadt des bunten, regen und uroriginellen Straßenlebens, ging in die Bazars, Zouks genannt, wo ich bei den Gebrüdern Ali und Mohamed Barbouchy nach längerem Feilschen und Handeln viele und schöne Moscheestoffe kaufte; ich bezahlte sie schließlich mit einem Drittel des ursprünglich geforderten Preises, doch muß ich hinzufügen, daß ich das Handeln nicht selbst besorgt habe, es thaten mir die treuherzig- und schwermütig dareinblickenden Araber leid. In meiner Begleitung auf Schritt und Tritt befand sich der mir beigegebene Cavaß (jannisaire) des deutschen Konsulats, zugleich Dragoman, Allella ben Mustapha; er trug eine lichtblaue arabische Uniform mit vielen Medaillen, und obgleich Araber, war er Christ; ein bildschöner Kerl von brauner Gesichtsfarbe, mit Hakennase, blitzenden Augen und ungeheurem schwarzem Schnurrbart. Er verstand es überall, sich Respekt zu verschaffen und hatte seinen Landsleuten gegenüber ein herrisches und brutales Wesen. Am Abend sah ich allerhand Schaustellungen und originelle Tänze, die durch einen Mohren arrangirt wurden, der in Deutschland gewesen, deutsch sprach und mit einer Frau aus Trier verheiratet war; unter anderem wurde uns der vielleicht schwierig zu erlernende, jedoch äußerst geschmacklose und geradezu Ekel erregende „danse du ventre", eine Spezialität der Araberinnen, gezeigt. Mittwoch den 28. Dezember machte ich meinen Besuch beim französischen Ministerresidenten Massicault, der dazu seinen ganzen Hofstaat um sich versammelte und mit diesem auch meinen Besuch im Hotel erwiderte. Am Abend dieses Tages hatte ich den Geheimerat von Eckhardt und den österreichisch-ungarischen Generalkonsul Ritter von Soretić, einen sehr liebenswürdigen Herrn und angenehmen Gesellschafter, zu Tisch ins Hotel gebeten. Später hörte ich in der italienischen Oper die „Traviata". Am Freitag den 30. Dezember hatte Herr von Eckhardt mir zu Ehren einen großen Rout arrangirt, der schon in der Zusammenstellung der Geladenen sehr unterhaltend und interessant war. Samstag

den 31. Dezember sollte mein Empfang beim Bey stattfinden; ich hatte dazu die Uniform der Bonner Königshusaren mit dem roten Galabeinkleid angelegt. Um neun ein Viertel früh holte mich der „Général de Division et prémier intreprète d. S. A. le Bey“, Namens Valensi, in einer Galakutsche, die mit zwei prächtig beschirrten Maultieren bespannt war, ab, voraus eine Ehreneskorte zu Pferd. Bei meiner Ankunft am Palais Dar el Bei trat die Ehrenwache heraus und verführte einen geradezu betäubenden Lärm durch Trommeln und Hörnersignale, das nur durch wüstes Geschrei, respektive Kommandorufe unterbrochen wurde. Nachdem ich viele Korridore, Vorhallen, Treppen und Säle überwunden hatte, die reich mit orientalischem Luxus ausgestattet waren, gelangte ich endlich in den Audienzsaal und stand plötzlich vor einem kleinen, dicken Herrn mit grauem Haar und Bart, ein rotes Fez auf dem Kopf, vor dem Bey, der von einer Suite von circa dreißig Generalen, Ministern und so weiter umgeben war. Der Dolmetscher, General Valensi, raunte dem Bey, der schwerhörig, etwas ins Ohr, worauf dieser das Großkreuz eines Ordens ergriff, welches ihm von einem Minister dargeboten wurde, steckte mir den Orden (es war der Iftikhar) in die Schnur meines Attilas und zog liebenswürdig und freundlich den Grand Cordon mir über beide Ohren, worunter meine Frisur freilich etwas litt. So; nun durfte ich mich zurückziehen und unter eben solchem Höllenlärm, wie bei dem ich gekommen, fuhr ich auch wieder fort. Uebrigens kostete mich dieser Empfang manchen Louis, denn jede Dienstleistung muß mit Gold bezahlt werden. Der Kutscher, die Lakaien, Portiers und so weiter, alle halten die Hand hin. General Valensi sagte mir, auf den Iftikhar weisend: „Portez-le avec joie et bonheur, Monseigneur!“ Des Nachmittags machte ich Tajeb Bey, dem jüngsten Bruder des Bey, meinen Besuch. Derselbe bewohnt in Marsa ein kleines, hübsches Landhaus mit schönem Garten. Die Konversation erfolgte durch den Dragoman, und wurde uns der übliche Mokka, sowie Süßigkeiten und Cigarretten gereicht. Am Abend (Sylvester) war ich zum Ministerresidenten Massicault zu Tisch geladen; ich traf da viele französische Generale, Türken und vornehme Araber, auch den Prinzen Tajeb. Ich hörte mit einem Ohre bei Tisch sehr unerquickliche Dinge reden, Sozialdemokratie und Religion betreffend, beide Sprecher überboten sich in ihren Ansichten. Mir zu Ehren hatte Tajeb Bey ein echt arabisches Gericht, Kouß-Kouß, in das Menu der Madame Massicault einschieben lassen, eine Speise, die Prinzessin Fatma eigenhändig mit ihren Damen zubereitet hatte, der Hauptbestandteil ist Reis. Prinz Tajeb sprach, mit einem großen Löffel bewaffnet, der Schüssel am herzhaftesten zu. Als wir uns vom Tisch erhoben hatten, um den Kaffee und den dazu gehörigen „Chasse“ in einer Galerie einzunehmen, in der übrigens recht gute Bilder neuerer Meister hingen, ertönten plötzlich Klänge einer Musikbande, es waren Dilettanten, die sich drei Stückchen eingeübt hatten, um dem Minister à l'honneur des Sylvesterabends ein Ständchen zu bringen. Als drittes und letztes Stück spielten sie natürlich die Marseillaise. Den Rest des Abends verbrachte ich in der Familie des Geheimerats von Eckhardt und blieb bis weit über Mitternacht. Mein Aufenthalt in Tunis näherte sich nun leider seinem

Ende. Der 1. Januar verging schnell unter Abschiedsbesuchen, Briefschreiben, Einpacken, und am Abend um sechs Uhr fuhren wir per Bahn nach la Gulette, wo wir um acht Uhr anlangten und uns samt unserem Gepäck mit einem kleinen Boot zum „Sankt Augustin“ der Compagnie Transatlantique rudern ließen, der uns nach Malta bringen sollte. Diese Fahrt zum Schiff in der Dunkelheit war übrigens recht ungemütlich, es schaukelte dermaßen, daß ich alle Augenblicke erwartete, umzuschlagen oder mindestens einen meiner Koffer zu verlieren, doch ging es noch gut und wir kamen ganz heil an Bord des „Sankt Augustin“ an.



Die Philosophie vom Wahlzensus.

Von

R. v. Gneist.

Es gibt wenig Gegenstände, welche mit solcher Gewißheit auf einen vielseitigen Widerspruch zu rechnen haben, als Erörterungen über einen Wahlzensus. Der individualistische Charakter unserer Nation legt gerade bei dieser Frage einen hohen Wert darauf, seine eigene Meinung zu behaupten. In dem Verhältnis von Staat und Gesellschaft liegen aber besondere Gründe, infolge deren auch andere Nationen im gegenwärtigen Jahrhundert eine unendliche Mannigfaltigkeit von Ideen über die gerechte und rationelle Gestaltung eines Wahlzensus darbieten.

Wenn gesetzliche Aenderungen in dem Wahlzensus eintreten, ist zwar oft durch Wahlenthaltung oder sonst mit dem Ausdruck ernster Ueberzeugung von einem heiligen, unentziehbaren Recht der Teilnahme am Staat die Rede gewesen. Aber sonderlich beständig haben sich diese Ueberzeugungen nicht erwiesen. Wie leichten Herzens man sich nur zu oft seine Meinung über diese schwerwiegende Frage des Volkslebens bildet, ergibt sich schon daraus, daß man bis zur Mitte unseres Jahrhunderts kein Bedürfnis empfunden hat, die notdürftigsten statistischen Grundlagen herbeizuschaffen für eine Frage, über die man doch ohne eine ungefähre Uebersicht über die wirkliche Gliederung des Volkslebens sich kein abschließendes Urteil bilden kann.

Es wird daher auch mir wohl gestattet sein, die herrschenden Ideen vom Zensus nach ihrer äußeren Erscheinung zu prüfen.

Wenn ich mir aus vielleicht hundert Verhandlungen in Gemeindevertretungen und Landtagen, in deren Kommissionen und Fraktionen, und namentlich auch in vielen auswärtigen Diskussionen der Art einen Gesamteindruck bewahrt habe, so ist es der, daß diese politischen Vorstellungen in höchstem Maße aus der gesell-

schaftlichen Stellung der Einzelperson erwachsen. Der Privatmann, welcher sich seine Ideen vom Zensus macht, denkt zuerst daran, sich selbst eine Stelle zu sichern. Daß er einen Beruf zur Teilnahme am Staat hat, folgt ja schon daraus, daß er ein Interesse dafür hat. Demnächst denkt der Zensuspolitiker an die Berechtigung der ihm zunächst stehenden gesellschaftlichen Klassen und geht darin schrittweise weiter, so weit ihm noch eine gewisse Kenntnis und ein Interesse für die ferner stehenden Kreise innewohnt. Je weiter aber die außen stehenden Klassen von seinen Lebenserfahrungen abstehen, desto summarischer werden sie in den Zensustheorien behandelt. Die Weise der politischen Streitigkeiten kehrt übrigens auch hier wieder: die Gewohnheit, den Splitter im Auge des Nächsten zu sehen, nicht aber den Balken im eigenen. Je aufmerksamer man aber den heute ventilirten Fragen über den Zensus in den verschiedenen europäischen Staaten folgt, um so mehr wird man darauf verzichten, der öffentlichen Meinung Strafpredigten zu halten, vielmehr anerkennen, daß sich gesellschaftliche Strömungen in dieser Frage mit elementarer Gewalt überall geltend machen und ihre endliche Lösung erst finden, wenn in dem sozialen Interessenstreit schließlich die in der Nation lebenden Rechtsideen durchbrechen.

Wir können bei staatswissenschaftlichen Fragen in Deutschland einigermaßen darauf vertrauen, daß die Wissenschaft der öffentlichen Meinung einige Schritte vorauszugehen pflegt. Ehe man daher ein abschließendes Urteil über das mir zunächst liegende preußische Wahlgesetz vom 30. Mai 1849 abgibt, wird es sich empfehlen, einen Rückblick auf die wissenschaftlichen Erörterungen über einen Wahlzensus zu werfen.

Ein Bild von den herrschenden Ideen zu geben ist aber nur in sehr unvollkommener Weise möglich. Die politische Literatur der einzelnen Jahrzehnte ist kaum zu übersehen, und noch weniger läßt sich annähernd bestimmen, bis zu welchem Maße die Meinungen des einen oder andern Autors in weiteren Kreisen Fuß gefaßt haben. Man kann für diese Frage nur einzelne Stichproben geben.

In Deutschland wurde das achtzehnte Jahrhundert noch von den Ideen des sogenannten Naturrechts beherrscht. Die gesellschaftlichen Verhältnisse in Land und Stadt beruhten auf der alten Gliederung der Stände nach Grundbesitz, und die feste Ortsansässigkeit der Bevölkerung sah im ganzen das gewohnte Leben des Bauerndorfs wie der Städte als selbstverständliche Verhältnisse an. Nur die höher gebildeten Klassen beschäftigten sich nach dem Vorbild Montesquieus mit Betrachtungen über die Zweckmäßigkeit oder Weisheit eines Wahlzensus. Da die Unterlagen des Staats als gegebene Verhältnisse hingenommen wurden so konnte sich das Naturrecht damit begnügen, das Wesen des Staats und seiner Einrichtungen lediglich aus der sittlich-vernünftigen Natur des Menschen abzuleiten und mit Zugrundelegung der aristotelischen Begriffe sich in Betrachtungen über die Vorzüge und Mängel der Monarchie, Aristokratie und Demokratie zu ergehen.

Die französische Revolution hatte zwar in ihrem wechselvollen Verlauf gezeigt, daß der Staat und seine Einrichtungen nicht bloß auf der sittlich-

vernünftigen Natur des Menschen beruhen, sondern daß in seiner persönlichen Grundlage, dem „Volk“, noch andere, gewaltige, zeitweise unheimliche Mächte walten. Der preußische Staat indessen war durch eine energische Reformthätigkeit vor dem Ausbruch einer leidenschaftlichen Umwälzung bewahrt worden. Noch dem Freiherrn vom Stein, ebenso wie dem Kanzler Hardenberg galt für die Teilnahme am Staat die Gliederung des Volkes in Ritterschaft, Städte und Bauern als selbstverständlich, ohne daß jedoch die beiden großen Staatsmänner zu ausführbaren Vorschlägen über die Gliederung einer allgemeinen Landesvertretung gelangt wären.

Bis weit in das neunzehnte Jahrhundert hinein dauert daher die alte Weise der Betrachtung über einen Wahlzensus fort. Ich möchte als Stichprobe den Artikel Rottecks in seinem Staatslexikon vom Zensus (1836) hervorheben. Es ist darin der Eindruck der französischen Julirevolution schon erkennbar. Vorwiegend bleibt jedoch der Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit, der Rücksicht auf die Intelligenz der Wähler und der Gewählten, einer Berücksichtigung der verschiedenen Interessen und so weiter. Die Vorschläge sind im ganzen gemäßigte. Insbesondere wird auch für die Kommunalverfassungen die Berechtigung eines mäßigen Zensus anerkannt, und der historisch gebildete Jurist ist auch noch darin erkennbar, daß er eine gewisse Wechselwirkung zwischen den Leistungen der Besitzklassen für das Gemeinwesen und den politischen Vorrechten und Rechten anerkennt.

Bald folgten nun aber die gewaltigen sozialen Bewegungen Frankreichs und ihre Explosion in der Februarrevolution 1848. Sie übten unvermeidlich eine Kontagion aus auf die sehr gespannten politischen Stimmungen Deutschlands und insbesondere auf Elemente der in der Entwicklung begriffenen industriellen Gesellschaft. Die grellen Uebergänge in den Verfassungen Frankreichs nötigten nun auch die deutsche Wissenschaft zu der Einsicht, daß in den Unterlagen des Staats ein selbständiger Organismus lebt, der aus dem Wesen von Besitz und Arbeit, von geistigen und materiellen Gütern hervorgeht.

Es ist wohl begreiflich, daß sich in der vielgestaltigen, nach Landschaften, nach Land und Stadt verschiedenartigen Gliederung unserer Besitz- und Erwerbsverhältnisse, in der immer noch sehr starke Elemente der alten ständischen Ordnung in dem ländlichen und oft auch kleinstädtischen Leben des Ostens fortdauern, sich keine einheitliche Vorstellung über einen angemessenen Wahlzensus bilden konnte. Im Sturm und Drang des Jahres 1848 war man zu einem allgemeinen gleichen Stimmrecht gelangt. Aber nach kurzer Zeit trat in Preußen eine starke Umgestaltung des allgemeinen gleichen Stimmrechts ein, und in den deutschen Einzelstaaten wie in den Gemeindeverfassungen dauerte eine große Mannigfaltigkeit der Zensusnormen fort.

Die Empfänglichkeit unserer Nation für die Erfahrungen anderer Völker und die löbliche Neigung, die politischen Erfahrungen anerkannter Kulturvölker nutzbar für uns zu machen, hatten Jahrzehnte hindurch französische und belgische Muster als vorzugsweise maßgebend angesehen, besonders auch in den westlichen Teilen Deutschlands, in denen die industrielle Gesellschaft rascher vorgeschritten

war. Jahrzehnte hindurch hatte man französische Theorien schlechthin als „konstitutionelle“ Verfassungsgrundsätze behandelt.

Allein die Zuverlässigkeit auch dieses Leitsterns war jetzt zweifelhaft geworden.

Die Februarrevolution hatte einer plutokratischen Verfassung ein jähes Ende bereitet, welche in der Charte von 1814 dahin fundirt war, daß die 80000 Höchstbesteuerten Vertreter der Gesamtnation sein sollten und etwa 8000 noch höher Besteuerte als Eligibles zur Auswahl übrig blieben. Die Julirevolution hatte diese Alleinherrschaft des großen Besitzes nur wenig ermäßigt, aber doch den Eindruck hinterlassen, daß diese konstitutionelle Musterverfassung, die man in Deutschland ein Menschenalter hindurch bewundert hatte, in eine systematische Korruption geraten war. Der Umschlag in ein allgemeines gleiches Stimmrecht war hier unvermeidlich geworden, die schweren Erfahrungen der Schreckensherrschaft bewogen aber die Nation zu einer schnellen Einkehr in die napoleonische Diktatur mit einer Scheinvertretung der Gesellschaft. Erst mit dem Sturz des zweiten Kaiserreichs war die französische Gesellschaft auf Selbsthilfe verwiesen, die unter heftigen Parteischwankungen doch zu wesentlichen Selbstbeschränkungen sich verstand, namentlich zur Beibehaltung des Zweikammersystems, des Conseil d'état, der napoleonischen Gerichts- und Verwaltungsordnung. Das sanguinische Temperament der Nation bleibt jedoch auch in den Ideen vom Wahlzensus erkennbar, die namentlich in dem sogenannten Listenskrutinium auf eine rücksichtslose Geltendmachung der zeitigen Majoritäten hinauslaufen und die innere Beruhigung der Gesellschaft in ihren wirtschaftlichen und kirchlichen Gegensätzen in weite Aussicht stellen. Man kann der Nation nicht den Vorwurf machen, daß sie in ihren schweren Verfassungskämpfen nichts gelernt und nichts vergessen habe, aber für die Gestaltung eines rationellen Zensus ist weder im älteren noch im neuen Frankreich für uns ein sicheres Muster zu entnehmen.

Nachdem dieser Leitstern der öffentlichen Meinung seine Zuverlässigkeit verloren hatte, hätte vielleicht ein englisches Vorbild an seine Stelle treten können. Allein die Grundlagen der englischen Parlamentsverfassung beruhten auf einer so insularen Entwicklung, daß sie für die ständischen Anschauungen Deutschlands von jeher etwas Fremdartiges an sich hatten, und überdies befand sich die Zensusgesetzgebung Englands im letzten Menschenalter so sehr im Fluß, daß man von deutscher Seite aus kaum im stande war, ihren Verlauf zu übersehen und eine sichere Stellung dazu zu nehmen.

Auch die deutsche Wissenschaft konnte mit ihren gewissenhaftesten Bemühungen in diesen Uebergangszuständen nicht wohl zu einem abschließenden Resultat gelangen. Als Stichprobe möchte ich hervorheben die ausführliche Abhandlung eines unserer vielseitigst gebildeten, politisch erfahrenen Autors Robert von Mohl, der in einem zuerst 1852 geschriebenen, später überarbeiteten Briefe seine Ansichten über einen rationellen Zensus ausführlich darlegt und mit den Ideen von Lord Brougham, Stahl und anderen hervorragenden Politikern vergleicht. (R. von Mohl, Staatsrecht, Völkerrecht, Band I., S. 408—58.) Er vermißt in

dem bisherigen System, am meisten in dem allgemeinen gleichen Stimmrecht, jeden „organischen Zusammenhang". Die Vertretung der Gesellschaft soll eine „verhältnismäßige" sein. Jeder gesellschaftliche Kreis soll in festem Stimmverhältnisse bedacht werden. Es soll eine dreifache Repräsentation der Sonderinteressen, der gemeinschaftlichen Interessen und der allgemeinen Interessen stattfinden, und diese dreifache Schichtung soll dann auch das Zweikammersystem ersetzen, von dem Mohl nicht allzu viel hält. In der Einzelgruppirung kommt dann wieder eine Scheidung von Großgrundbesitz, bäuerlichem Besitz, Kleinbesitz, Gewerbe und Handel und Lohnarbeit zum Vorschein. Im geistigen Leben: eine Vertretung der Kirche, der höheren gelehrten Berufe, womöglich auch des Staatsdienstes. Dann wieder eine Vertretung der Kommunalverbände als solcher mit einer Scheidung von Stadt und Land und so weiter. Wer denn nun aber bestimmen sollte, mit welchem Stimmverhältnis diese verschiedenen Gruppirungen nach ihrer Bedeutung für das Ganze beteiligt werden sollten, darüber wird uns keine Auskunft gegeben, und dieser Zustand dauert im ganzen bis heute fort. Denn weder von den gelehrten noch von den ungelehrten Politikern vermögen wir bis heute in Erfahrung zu bringen, wer die Stimmverteilung vornehmen soll.

Mohl selbst hat wiederholt ausgesprochen, daß eine genauere Kenntnis des inneren Baues der englischen Verfassung für die Entwicklung unserer Staatswissenschaft von hohem Werte gewesen sein würde. Inzwischen ist nach dieser Richtung hin mancher Fortschritt geschehen: aber ein wunderbares Geschick bringt uns diese Verhältnisse erst näher, seitdem die bewährten Grundlagen der englischen Parlamentsverfassung durch die Umbildung der modernen Gesellschaft tief erschüttert und verwirrt sind und die englischen Philosopheme über einen Wahlzensus zu unserer Aufklärung wenig beitragen können.

Gerade in dem Musterlande des Parlamentswesens und der Selbstverwaltung ist die Monarchie seit länger als hundert Jahren in eine passive Stellung für die Regelung der inneren Verhältnisse zurückgetreten. Gerade hier hat sich daher ein Zersetzungsprozeß mit der Umwandlung der Gesellschaft am gründlichsten vollzogen. Nachdem seit 1832 die sogenannten middle classes das Uebergewicht über die alte regierende Klasse gewonnen haben, sind die uns bekannten Ideen der Bourgeoisie stetig in dem inneren Bau des Staates zur Geltung gekommen. Da es ihr unbequem ist, hat sie alle Pflichten der Unterthanen zum persönlichen Dienst des Gemeinwesens beseitigt. Da es ihr bequem ist zum Zweck der Steuererhebung, hat sie fingirte Steuerzahlungen an die Stelle der wirklichen treten lassen. Die Weiterentwicklung konnte daher von unten herauf nur zu einem allgemeinen gleichen Stimmrecht, zum Ballot und zu einer gründlichen Zerschlagung der festen Wahlkreise führen, auf denen die Parlamentsverfassung beruht. Naturgemäß folgte wie auf dem Kontinent die Zersetzung der großen Parlamentsparteien in sechs, sieben benannte Fraktionen, die selbst wieder die Elemente von ebenso vielen Unterfraktionen in sich enthalten, entsprechend den bunt zusammengewürfelten Interessengruppen, aus denen sie bei der letzten Wahl hervorgegangen sind. Da aber die Traditionen der alten Parlamentsverfassung

noch fortleben, so dauert auch der Glaube fort, daß man das alte Wahlsystem der regierenden Klasse getrost auf die neuen Unterlagen anwenden könne, woraus dann eine mechanische Demokratisirung und Bureaukratisirung des alten Selfgovernment hervorgeht, die in der Metropolis ein wahres Ungeheuer einer Kommunalverfassung zu stande bringt.

Bei den zahllosen Diskussionen über einen Zensus wiederholt sich auch in England die oben angedeutete Erscheinung, daß der einzelne immer an seine persönlichen Interessen denkt, ohne Rücksicht auf die ihm ferner liegenden gesellschaftlichen Kreise, die zu übersehen und denen gerecht zu werden er nicht im stande ist.

Die Beschlüsse der darüber beratenden Versammlungen lassen sich daher auch in England im voraus berechnen. Große Versammlungen auf breiter Grundlage gelangen stets zur Forderung des allgemeinen, gleichen Stimmrechts. Da in der Regel nur erwachsene Männer an solchen Versammlungen teilnehmen, so ist die Beschränkung auf Männer selbstverständlich. Hätten Frauen an den Beratungen teilgenommen, so wären die Beschließungen anders ausgefallen. Beraten verschiedene Schichten der Gesellschaft über die Frage, so zeigen sich zuerst eine Reihe Minoritäten, die, wenn sie hartnäckig auf ihrem Recht bestehen, mit einer mühsam gewonnenen Majorität und einer vergewaltigten Minorität enden. Sind sie zu Ausgleichungen bereit, so kommt auch hier am leichtesten ein Friedensschluß auf ein allgemeines, gleiches Stimmrecht heraus. Wo eine Mehrheit kleiner Steuerzahler und wirtschaftlich abhängiger Männer die Versammlung bildet, ist selbstverständlich die geheime Abstimmung die einzig zulässige. Feststehend ist nur die Negative, daß wohl kein Mitstimmender sich selbst ein Wahlrecht versagen wird, daß niemand ohne Not sich mit einem schwächeren Wahlrecht zufrieden stellt, und daß schließlich jede Gemeinde- und Parlamentswahlversammlung in ihren Beschlüssen ungefähr auf das System hinauskommt, aus welchem sie selbst hervorgegangen ist.

In dieser Lage hat sich in England eine wahre Flut von widersprechenden Vorschlägen über die rationelle Gestalt eines Zensus ergossen. Man kann die Gelenkbänder der Verfassung nicht gründlicher zerreißen als der Jahrzehnte hindurch erörterte Vorschlag von Hare und der damit verwandten Systeme, die das ganze Land als einen Wahlkreis behandeln und jeder Gruppe von zehntausend oder wieviel Wählern, die sich zusammenthun, überlassen wollen, sich einen Abgeordneten zu wählen. Man kann der geistigen Bildung der Nation keine kläglichere Stellung anweisen, als wenn man mit Stuart Mill den studirten Personen etwa zwei oder drei Stimmen beilegen will. Die Idee des Frauenstimmrechts hatte im Unterhaus schon eine sehr ansehnliche Minorität gewonnen, nur getraute man sich noch nicht an die verheirateten Frauen heran, sondern wollte nur Witwen und ältere Jungfrauen mitstimmen lassen. Das Oberhaus verleugnete den alten Ruhm politischer Bildung in dem Maße, daß es sich zum eifrigen Fürsprecher der sogenannten Minoritätsvertretungen machte. Glücklicherweise verlief dieser Ideenreichtum bisher mehr in akademischen Erörterungen,

und wenn ein Anlauf zu einer Verwirklichung genommen war, wird er als mißratener Versuch bald wieder aufgegeben und vergessen. Die Lage des Landes kann leicht als eine verzweifelte erscheinen, wenn nicht die soziale Zersetzung ihre Heilmittel in sich trüge, worauf unten zurückzukommen ist.

Wir werden, nachdem unsere alten Vorbilder nicht mehr ausreichen, nun wohl genötigt sein, die Lösung sozialer Rätsel mehr in unserem eigenen Volksleben zu suchen. Leicht ist freilich der Pionierdienst der Wissenschaft in diesen Fragen nicht, in welchen niemand sich dem Einfluß der sozialen Anschauungen entziehen kann, in denen er aufgewachsen ist. Indessen bieten die gesellschaftlichen Kämpfe der Gegenwart bei allen Kulturvölkern die mannigfaltigste Anregung zu Beobachtungen, die man sicherer von außen her bei anderen Nationen macht als aus dem Leben der eigenen Nation heraus. Aber auch die Geschichte unseres eigenen Vaterlandes bietet ein überreiches Material zur Ermittlung der wirklich vorhandenen nationalen Rechtsideen vom Zensus, die sich in der Vergangenheit objektiver darstellen als unter dem Streit der Gegenwart. Vielleicht gelingt es unserer Staatswissenschaft, durch sozial-historische Rückblicke einen Teil der Stellung wieder zu gewinnen, die sie sogar in der Sturm- und Drangperiode von 1848 immer noch bewahrt hatte.

Wir sind seit jener Zeit vier Jahrzehnte weiter gekommen in dem Verständnis für den „Bau und die Zusammensetzung der Gesellschaft", und Deutschland kann sich darin wohl mit jeder Nation in den gründlichsten Untersuchungen messen. Allein auch in Deutschland kehrt die ewige Erfahrung wieder, daß über den neuen Wahrheiten alte Wahrheiten zeitweise vergessen werden. Neben der neuen Wissenschaft, die sich mit einem unschönen Wort als „Soziologie" getauft hat, neben den erfreulichsten Fortschritten in der Erkenntnis der Volks- und Staatswirtschaft sind wir in einiger Gefahr, aus den Augen zu verlieren die sittlichen und die rechtlichen Grundlagen des Staats, die sich doch in der Geschichte immer wieder gebieterisch geltend machen über alle Interessen hinaus.

Die Rätsel der europäischen Staatenentwicklung im neunzehnten Jahrhundert nötigen uns immer wieder zur Rückkehr in die elementaren Eigenschaften der menschlichen Natur, für die Aristoteles das Schlagwort ζῶον πολιτικόν ausgeprägt hat. Er meint damit die Doppelnatur des Menschen als animalischen Wesens und als sittlich-vernünftigen Wesens, aus denen in der That die organischen Bildungen hervorgehen, die wir heute als Staat, Kirche und Gesellschaft bezeichnen. Wir wollen uns dabei auf die allereinfachsten Elemente beschränken und nur beiläufig einige Parömien einschalten, in welchen Wurzeln gewohnheitsrechtlicher Normen zu liegen scheinen.

I. Die animalische Natur, das ζῶον im Menschen, begründet eine Verschiedenheit der angeborenen Eigenschaften nach Rasse, Geschlecht und Alter (die Gesellschaft im weiteren Sinne), insbesondere aber die Verschiedenheiten nach dem Besitz und Erwerb der äußeren Güter (die Gesellschaft im engeren Sinne). Durch unzählige, stetig wachsende Bedürfnisse ist der Mensch auf den Genuß der Güter der Natur verwiesen, und das Bewußtsein dieser naturgemäßen

Bestimmung bildet den durchgreifenden Rechtsgrund des Eigentums. Zu diesem Genuß gehören aber die Dienste der Mitmenschen, ohne die der isolirte Mensch über die Kulturstufe eines Lappländers sich wenig erheben würde. Der stetige Austausch zwischen Gütern und Diensten führt aber unabänderlich zu einer Abhängigkeit der Nichtbesitzenden von den Besitzenden. Diese Abhängigkeit begründet schon in jeder lebenden Generation feste Schichtungen der Gesellschaft. Sie setzt sich fort durch die Familien und gestaltet sich damit zu thatsächlich nahezu erblichen Klassen. Der ursprünglich einfache Grundbesitz differenzürt sich später in einen Grundbesitz, Kapitalbesitz und Industriebesitz, neben denen dann die geistige Arbeit mit ihren besonderen Lebensbedingungen und -Ansprüchen sich geltend macht. Jede Besitzweise begründet ihre eigentümliche Art der Abhängigkeit, die wieder in einem großen, mittleren und Kleinbesitz sich verschieden gestaltet und mit zahlreichen Zwischenstufen, Unterabteilungen und Verbindungen das Leben eines Volks durchzieht. Der natürliche Zug des Menschen geht auf Gleichheit, mindestens auf die Freiheit des Aufsteigens in die besseren Klassen. Jedes Streben nach dieser höheren Stellung verwirklicht sich aber nur dadurch, daß andere von ihr abhängig werden.

(„Es gibt kein Messer, was schärfer schürt,
Als wenn ein Bauer ein Edelmann wird.“)

Es entwickelt sich daraus ein stetiger Widerstreit der Interessen, in welchem der besser situirte Stand dahin strebt, seine Stellung zu befestigen und gegen das Eindringen neuer Elemente abzuschließen, während der abhängige Stand dahin strebt, jene Abhängigkeit zu mildern, womöglich aufzuheben. Durch den Einfluß der stärkeren Klassen auf die Staatsgewalt, ihre Regierung und Gesetzgebung gestalten sich jene Bestrebungen der Abschließung zu rechtlichen Schranken des Aufsteigens der schwächeren Klassen und tragen damit das Element der Unfreiheit in die Idee des Staates hinein, die sich nach der Kulturstufe der Völker zur Sklaverei, zum Helotentum, zur Hörigkeit, Leibeigenschaft, Erbunterthänigkeit gestaltet, in der heutigen Gesellschaft als „Proletariat“ nach einer Gleichheit in Gütern und Rechten strebt.[1])

So entsteht aus der Natur des ζῷον der gewaltige Organismus der Gesellschaft, den die heutige Generation sehr viel klarer erkennt als die vorige.

Der menschlichen Natur des ζῷον steht nun aber unabänderlich gegenüber als angeborene Eigenschaft das versöhnende Element seiner sittlichen Natur, und zwar

II. das Gottesbewußtsein des Menschen, das schon die antike Welt

---

[1]) Eine mustergiltige Entwicklung des „Begriffs der Gesellschaft“ gibt Lorenz Stein als Einleitung zur Geschichte der sozialen Bewegung Frankreichs (Oktober 1849), also unter dem Eindruck der Februarrevolution in Frankreich geschrieben. Man wolle die noch sehr unbestimmten Ideen vom Zenius in den hochberühmten Schriften von Dahlmann, Bluntschli und anderen mit dieser Steinschen Ausführung vergleichen, um sich zu überzeugen, welchen entscheidenden Einfluß die Fortschritte der Gesellschaftswissenschaft auf die heutigen Anschauungen geübt haben.

anerkennt: „Es mag eher eine Stadt ohne ein Haus als ein Staat bestehen ohne den Glauben an die Götter; denn dieser ist das allgemeine Bindemittel für die Gemeinschaft und die Stütze aller Gesetzgebung" (Aristoteles). Das religiöse Element ist in der antiken Welt nur nicht stark und nicht nachhaltig genug, um die Selbstsucht der bürgerlichen Gesellschaft zu überwinden. Zur nachhaltigen Geltung kommt dies Bewußtsein erst in der Lehre: „Liebe Gott den Herrn über alles in der Welt und deinen Nächsten als dich selbst" („deinen Nächsten" im Paulinischen Sinne). Vergeblich versucht eine verbrecherische oder verstockte Willensrichtung dieses Bewußtsein zu verleugnen: das Gewissen bricht durch und mit elementarer Gewalt beherrscht es den Menschen in seiner Gatten- und Elternliebe. Es erweitert sich aber zum größeren Familienband, begründet die Vorstufe unseres Staatslebens in der Herrschaft des patriarchalischen Stammeshauptes und lebt auch in den festen Ansiedelungen noch fort als ein lebendiger Verband der Geschlechter (gentes).

Schon hier drängt sich unwillkürlich das Wort des Dichters auf:

„So lange, bis den Lauf der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sich das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe."

Angeboren ist damit dem Menschen das Bewußtsein, daß er kraft eines höheren Willens, der über ihm waltet, bestimmt ist nicht nur zur Förderung *seines* Wohles, sondern zum Wohle seiner Mitmenschen, und daß dem stetigen Impulse seiner Interessen eine ebenso stetige *Pflicht* des Menschen gegen den Menschen gegenübersteht. Dies Bewußtsein bethätigt sich in der gemeinsamen Gottesverehrung, die charakteristisch den arischen Völkern, besonders den Römern und Germanen sich als stetige Begleiterin der Familie, der gens, des Stammes, des Staates zeigt. Es bewährt sich dies Bewußtsein aber weiter darin, daß die Einkehr zu der sittlichen Pflicht in einem begeisterten Augenblicke oder unter dem Eindrucke einer schweren Prüfung nicht genügt, sondern daß sie zur *dauernden Gewöhnung* werden muß durch gemeinsame Institutionen der Lehre, der Erziehung, der Seelsorge, der Wohlthätigkeit, und daß diese eine dauernde Ausstattung bedingen, für welche die germanischen Völker nach ihrem Uebergang zum Christentum in dem freudigen Gefühl einer erkannten Wahrheit eine nahezu verschwenderische Freigebigkeit zeigen. So entsteht die Kirche des Mittelalters.

III. Aus der Wurzel des sittlichen Bewußtseins erwächst in der Gesellschaft das *Rechtsbewußtsein*, welches als angeborene Eigenschaft darin erkennbar wird, daß es Jahrhunderte hindurch als Gewohnheitsrecht besteht, das heißt aus einer spontanen Thätigkeit der Gesellschaft hervorgeht, zu der erst verhältnismäßig spät eine staatliche Gesetzgebung ergänzend hinzutritt. Es ist das Verhältnis der Vergeltung zwischen Gütern und Diensten in dem wirtschaftlichen, der Vergeltung von Liebe und Haß in dem sittlichen Leben, das nach außen reflektirt, wo das Handeln des Menschen in den Rechtskreis seiner außen-

stehenden Mitmenschen eingreift. In den bäuerlichen Parömien: „Wie du mir, so ich dir“ oder „Was du nicht willst, das man dir thu', das füg' auch keinem andern zu“, ist der Ausgang des Rechtsbewußtseins aus dem Sittengesetz erkennbar geblieben. Es erscheint zunächst als Rache, als Komposition, als ausgleichende Versöhnung, ohne wesentliche Unterscheidung eines Zivil- und eines strafrechtlichen Unrechts. Aber der dauernde Zug der Gesellschaft geht auf eine friedliche Beilegung und auf eine verhältnismäßige Abstufung der strafrechtlichen Genugthuung. So entsteht eine gewohnheitsrechtliche Jurisdiktion mit gewohnheitsmäßig geregelten Klagweisen unter Leitung einer selbstgewählten Gerichtsobrigkeit, an deren Stelle später das Königtum mit seinen Beamten tritt. Wie auf der Grundlage der karolingischen Monarchie die kirchlichen Institutionen in fester Verbindung in die Gesellschaft hineinwachsen, so verwachsen die staatlichen Institutionen des Waffenschutzes, des Gerichts und der Friedensbewahrung mit den besitzenden Klassen der Gesellschaft zu dem feudalen Staat des Mittelalters. Auch in seinem Thun nach außen ist es ein angeborenes Bewußtsein, welches dem Menschen sagt, daß in seinem genossenschaftlichen Leben es der Gewöhnung durch dauernde Einrichtungen bedarf, um das rechtliche Verhalten aller gegen alle zu sichern, daß die bürgerliche Freiheit des einzelnen nicht ohne eine Selbstbeschränkung gewonnen werden kann, mit welcher die Freiheit der anderen besteht.

Wohl tausendfältig hat die Wissenschaft den Satz wiederholt, daß unser Staatswesen ein Organismus sei. Gewiß richtig. Aber wollen wir uns nicht entschließen, weiter zu sagen: im Staat lebt ein dreifacher Organismus?

1) der Organismus der Gesellschaft,
2) der Organismus der Kirche,
3) der Organismus des Staats.

Das Wesen der menschlichen Entwicklung wird zu finden sein in der stetigen Wechselwirkung dieser drei Organismen unter sich. Kirche und Staat stehen unter dem stetigen Einfluß der gesellschaftlichen Unterlagen. Aber diese Unterlagen finden sich dann wieder unter einem bestimmenden Einfluß der Institutionen und Gewöhnungen der Kirche und des Staats. Diese gegenseitigen Einwirkungen durchdringen das Leben der Völker in unabsehbaren Kombinationen, die uns von Jahrhundert zu Jahrhundert wechselnde Physiognomien zeigen. Wer eine sozialhistorische Entwicklung nach diesen Gesichtspunkten versucht, wird zunächst nur erste Umrisse liefern können, und auf mehr kann auch diese Darstellung nicht Anspruch machen. Aber jeder ernste Versuch in dieser Richtung kann uns einen Schritt weiter bringen.

Die Ueberflutung des Staatsbaues durch die gesellschaftlichen Interessenkämpfe vollzieht sich heute unter dem neuen Zeichen der Dampfkraft, der Elektrizität, der flugartigen Geschwindigkeit aller Kommunikationen und damit einer unabsehbaren Vermehrung der materiellen Güter. In dieser Lage zeigt uns äußerst lebendig die nordamerikanische Union den Verlauf des Ansturms der sozialen Sonderinteressen gegen den Staatsbau, schärfer und drastischer als unser gemäßigteres deutsches Tempo. Jene Verhältnisse liegen

uns indessen zu fern und sind zu schwer übersichtlich, um sonderlichen Einfluß auf unsere öffentliche Meinung zu üben.

Aber dem individualistischen Zuge unserer Nation entspricht es, wenn wir, von dem Leben des einzelnen ausgehend, daran erinnern, wie unser ganzes Leben auf einem stetigen Ausgleich unserer gesellschaftlichen Interessen mit unseren sittlichen und bürgerlichen Pflichten beruht, wie sich dieser Widerstreit in jeder kleineren und größeren Gemeinschaft der Volksgenossen wiederholt und in dem Gesamtbau des Staates unendlich vervielfältigt.

Die religiöse Erziehung und Gewöhnung, die Gewöhnung an ein rechtliches Handeln, vor allem die Selbstübung obrigkeitlicher Pflichten, macht es uns selbstverständlich, im Einzelfall das Gleichgewicht zwischen unseren berechtigten Interessen und den Pflichten des Sitten- und Rechtsgebots innezuhalten. Wir nennen diese Gewöhnung den Charakter des Menschen. Ebenso verhält es sich mit dem Charakter der Nation. Er beruht auf dem gewohnheitsmäßigen Einfluß, den Kirche und Staat durch ihre dauernden Einrichtungen auf die Begehrlichkeit der Gesellschaft gewonnen haben. Und wie in den besser gearteten Naturen nach den Versuchungen und Verirrungen des gesellschaftlichen Lebens das Bewußtsein der Pflicht und des höheren Berufes zurückkehrt, so entsteht in dem Leben der Nation ein Gefühl der Leere, des Mißmuts, der Inhaltlosigkeit ihres Lebens nach jeder Ueberströmung des Staats durch die Gesellschaft mit ihren selbstsüchtigen, hartherzigen Sonderinteressen und Gelüsten, und auch die Nationen kehren dann aus dem Kultus des Unsittlichen, des Unschönen und aus der Philosophie des Pessimismus zu ihrem Grundcharakter zurück.

Wenn eine Durchmusterung eines tausendjährigen Entwicklungsganges unserer Nation ungefähr diesem Gedankengang entsprechen sollte, so können wir hoffen, daß auch die heutige Generation zu der Ueberzeugung zurückkehren wird, daß aller Wandel und alle Verirrungen der Gesellschaft vorübergehend, die sittlichen und rechtlichen Charakterzüge der Nation aber das Dauernde in der Flucht der Erscheinungen sind und bleiben.



Ungedruckte Briefe von Ferdinand Gregorovius.

I.

Mitgeteilt von

Friedrich Althaus.

Es war im Sommer 1853 als ich in Rom mit Gregorovius bekannt wurde. Den Wunsch, ihn kennen zu lernen, hatten mir seine in der Beilage der Allgemeinen Zeitung veröffentlichten Reisebilder aus Korsika erweckt, die ich während der Winter- und Frühlingsmonate jenes Jahres in Nizza mit immer

steigendem Interesse für den Gegenstand und Sympathie für die Persönlichkeit des mir bis dahin unbekannten Autors gelesen hatte. Als ich bald darauf nach Rom kam und hörte, Gregorovius sei dort, versäumte ich daher nicht, ihn aufzusuchen. Mein Besuch führte zunächst zu einem lebhaften Verkehr mit ihm in der Ewigen Stadt, dann zu einem herrlichen gemeinsamen Wandermonat an den Golfen von Neapel und Salerno, in dessen Verlauf wir einander näher traten, als bei Reisebekanntschaften gewöhnlich der Fall zu sein pflegt. Unsere Wanderungen schlossen mit einem wochenlangen Aufenthalt in Capri, und an der Marina dieser schönen Insel nahmen wir zu Ende Juli 1853 Abschied — er, um noch eine Zeit lang in Capri zu verweilen und dann nach Sizilien zu fahren; ich, um nach Norden zurückzukehren. Ich hatte jene Uebersiedlung nach Amerika im Sinne, auf welche die ersten der hier mitgeteilten Briefe Bezug nehmen, ließ mich aber schließlich in England nieder und empfing dort das Schreiben des Freundes, welches den Grund legte zu einem Briefwechsel, der von nun an ohne Unterbrechung fortdauerte bis zu seinem Tode. Wie ich kaum zu sagen brauche, waren Gregorovius' Briefe mir vor vielen anderen wert. Ich besaß in ihnen nicht nur das redende Denkmal einer seltenen Freundschaft: sie boten auch eben so seltene Einblicke in das innerste Wesen und den ganzen Lebensgang des mir immer teurer gewordenen Freundes.

Mehrfache Indiskretionen, welche im Lauf der siebenziger Jahre durch die Veröffentlichung vertrauter Briefwechsel in Deutschland begangen wurden, bewogen Gregorovius, in Bezug auf das mögliche Schicksal seiner eigenen, sehr umfangreichen Korrespondenzen, Vorsichtsmaßregeln zu treffen, indem er seine Korrespondenten zur Rückgabe oder Vernichtung seiner Briefe aufforderte. Mir nahm er das Versprechen ab, dafür zu sorgen, daß die mehr als dreißig Jahre umfassende Sammlung seiner Briefe an mich weder nach seinem noch nach meinem Tode veröffentlicht werde. Eine solche Veröffentlichung wird daher nicht stattfinden, so lebhaft ich diesen Beschluß aus manchen Gründen bedaure. Zur Mitteilung der wenigen Briefe, welche auf den Wunsch des Redakteurs dieser Zeitschrift hier erscheinen, halte ich mich dagegen berechtigt. Keiner derselben verrät ein Geheimnis von Thatsachen oder Gefühlen; keiner enthält Bemerkungen, die nach irgend einer Seite kränken oder schmerzlich berühren könnten. Ich teile diese ausgewählten Briefe mit, weil sie sowohl auf die Anfänge der in Gregorovius' „Römischen Tagebüchern" beleuchteten als auf spätere Epochen seines Lebens ein vermehrtes Licht werfen, und auch weil ich denke, daß es den zahlreichen Verehrern des dahingeschiedenen Geschichtsschreibers und Dichters willkommen sein muß, sein Charakterbild, wenn auch in noch so geringem Umfange, vervollständigt zu sehen durch die Züge des liebenswürdigen und geistvollen Korrespondenten.

1.

Roma, 8. Januar 1854.

An Dr. Friedrich Althaus in Europa-Amerika.

Mein lieber Freund! Es ist vielleicht ominös, daß der erste Brief, den ich in diesem Jahre an eine Menschenseele schreibe, wahrscheinlich nach Amerika

gehen wird. Ich wünsche fast, er möchte Sie wohlbehalten bei den Ihrigen daheim antreffen.

Ich habe Ihre Zeilen in Neapel richtig erhalten und hätte von dort aus gleich geantwortet, wußte aber Ihre Adresse in Rom nicht; darauf brachte mich Sizilien von allem Schreiben ab und das übrige that die große menschliche Schwäche, Nachlässigkeit genannt. Es gibt keinen bequemeren Korrespondenten als mich; vielleicht macht es dies, daß ich ohnehin so viel Papier vollschreibe. Ich fürchte nicht, daß Sie mir gram sind. Viel und mit herzlicher Freude habe ich an Sie zurückgedacht, die prächtige Wanderung von Bajä, Ischia, Amalfi mir oft vergegenwärtigt. Auch Sie denken gewiß, wo Sie auch sein mögen, mit reinem Vergnügen an diese stillen Glückseligkeiten, schöne Erscheinungen, wo einem einmal zu Mute ist, als hätte die Sonne die verdammte Seele beschienen. Ich will Ihnen nun von meinen odysseischen Dingen berichten. Einen runden Monat blieb ich auf Capri und erkenne nun, daß es doch eine Thorheit war, auf dem rauhen Felsen so lange zu sitzen. Ischia ist wohnlicher und es war mir damals noch nicht das Prinzip so recht klar geworden, daß der Mensch das Heitere dem Grandiosen vorziehen solle. Die Neigung zu dem letzteren ist in fast allen meinen Sachen, ein Spuk, der ausgetrieben werden muß. Ich habe viel Lehrgeld zu zahlen, noch auf der Wanderschaft — ich glaube, ich schleppe die Lehrjahre bis in mein methusalemisches Alter, wenn ich eines haben sollte. Zurückgekehrt also nach Neapel, setzte ich mich auf das sizilische Schiff und erreichte Palermo am 1. September. Ich habe einen köstlichen Monat in Sizilien verreist, ja ich möchte fast sagen, auf dem Maultier zugebracht. Es ist ein großes Ding, Sizilien gesehen zu haben. Es thut mehr, als bloß Italien vervollständigen; es gibt die ganze große Anschauung griechischer Kultur. Ich will nicht sagen, wie wohl mir war, in hellenischer Luft zu atmen, noch darf ich nur andeuten, was Girgenti und Syrakus unauslöschlich dem Gemüte eindrückten. Recht kam ich zu positivem Verständnis des dorischen Wesens; auch ist das Erdreich dort, Berg und Meer, so recht dorisch und großstilisirt wie unser Freund Aeschylus, der doch schon durch Pästum uns deutlicher aufgeschlossen ward. Ich hoffe, etwas aus Sizilien herauszubringen, mir und wenigen Freunden zum Frommen; Kulturfragmente dürften sich zusammenstellen lassen. Könnte ich Ihnen nur eine jener wundersamen Anschauungen mitgeben, die man bei nächtlichem Ritte über die Aschenwüsten des Aetna hat, oder auf dem Gipfel! Dies sind zusammen infernalische und divine Existenzen, worin man sich dort befindet, und man hat den Tartarus und den sonnigen Aether zusammen. Das Leben ist schön wie die Welt; aber könnte man nur gleich die Gipfel haben, ohne das fatale Klettern! So in allem, und so dachte ich auch unserer wieder, wie wir nach dem sauren Schweiß von Scarigatojo[1]) plötzlich Sorrent und den Golf vor uns sahen und zu einem und demselben Gedanken veranlaßt wurden. Doch ich meine, jede ernst durchgefochtene Mühe setzt immer zu Ende ein Resultat ab.

[1]) Beim Uebersteigen des Monte Sant' Angelo von Amalfi aus. F. A.

Eines fühle ich, diese Sonne zieht den Nebel aus dem Hirn; es ist recht das Land der Selbsterkenntnis. Von allem Uebermut, der noch in dem „Korsika" steckt, glaube ich radikal geheilt zu sein. Ganz still muß man anfangen, sich im Kleinen zu freuen.

Ich lebte noch zwanzig verlorene Tage in Genzano, wo wir nichts thaten als Albernheiten und die Wildnis durchstreifen. Seit November bin ich in Rom, sehe mit anderen Augen und höre mit anderen Ohren. Das römische Bürgerrecht hoffe ich zu verdienen. Ich habe Anfälle von Melancholie gehabt, seitdem ich erst begriff, was Menschen vollenden konnten. Dieser Vatikan ängstigt die Vorstellung. Faßt man alle diese stillen Werke zusammen, welche so viele Jahrhunderte, so ungeheure Weltbewegungen und Revolutionen geschaffen haben, wie sie nun klar und ruhig und anspruchslos da sind, so fühlt man sich recht in seinem atomistischen Nichts. Ich hoffe nun darüber weg zu sein und glaube diesem allgewaltigen Andrang der Menschenkultur auf das Gemüt stille halten zu können und zu ordnen, was darunter für mich ist. Warum sind Sie nun nicht in Rom diesen Winter? Wir hätten einander wieder unterstützen können. Ich bedaure es sehr. Ich bin möglichst allein — dann und wann zu Abend bei Baurat Demmler,[1]) dessen Sie sich jetzt erinnern, stehend auf dem Balkon in Salerno und rufend: Aqua fresco! (sic!) Ich habe diesen Menschen herzlich gern, er ist eine Natur und echt deutscher Kern. Auch gibt er mir Einblicke in Architektur und nebenbei kleines Theater mecklenburgischen Regenten- und Hoflebens, was sehr ergötzlich ist. Nichts ist höher zu schätzen in unserem verzwickten Leben als schlichte Naturen; es ist wie ein Trunk Wasser in der staubigten Hitze. Ich lebe viel innerlich mit einem kranken, frommen Russen, einem aus der Barbarei gekommenen edlen Naturkinde, und beobachte die Wirkung der Kunst auf eine Seele, deren inneres Leben niemals erschlossen war. Es ist ganz rührend und merkwürdig.

Nun von meinem Korsika! Dieses erste italienische, noch etwas herbichte Südfrüchtchen ist noch nicht aufgetragen, sondern hält Cotta noch an sich; doch wird es wohl nächstens sein Schicksal herausfordern. Es sollte mir manches weg, hätte ich es jetzt unter Händen. Wenn es die Winde auch zu Ihnen bringen, sehen Sie nur zu, was in Amerika damit zu machen ist — interessant möchte der Stoff wohl sein, und wenn Sie es in die lingua anglo-americana einschmuggeln könnten, so wäre das recht prächtig, vorausgesetzt, daß der Autor seine Million Pfund dabei hätte. Man wird ja durch amerikanische Geschäfte reich; also thun Sie doch das Nötige zu diesen glänzenden Umständen, die meiner warten. Dagegen ruhen meine „Eumeniden" — ich finde, es ist ein unorganischer Punkt in dem Stoffe, der sich nicht überwinden läßt, und deshalb will das Ding immer in das Unbändige umschlagen. Ich werde wohl bald Lust zu den poetischen Fresken Amor und Psyche verspüren, aber Gott weiß, ob ich noch

[1]) Derselbe, der später als sozialdemokratischer Abgeordneter im Deutschen Reichstage bekannt wurde. Er begleitete uns auf der Fahrt nach Pästum. F. A.

etwas Poetisches zu stande bringe; ich habe zu viel Respekt vor dem Vollendeten und möchte nicht gerne Mittelmäßigkeiten vermehren. Ich habe mich wieder in die Arbeit genommen und mich selber ganz windelweich gemacht. Doch sono tempi passati e sofferti.

Nun, da ich von mir selber Rechenschaft abgelegt habe, zu Ihnen, zu Ihren Schicksalen! Teurer Freund, sind Sie nun wirklich in Amerika, Sie mit warmer menschlicher Seele in dem kühlen oder lauwarmen Philisterium Amerika? — ja selbst die Freiheit erscheint mir dort wie ein langer Quäker in einem langen Schlafrocke. Ist es wahr, daß Sie drüben sind, so will ich nichts gesagt haben; ich wünschte Ihnen dann von Herzen alles Gediegene, Wirkliche, Lebensthätige, was jenes Land mit sich führt. Grüßen Sie dann unbekannterweise Schurz von mir; von ihm sprachen wir noch gestern bei Demmler, und es macht Freude, sich einen ganzen, gesunden Menschen vorzustellen in diesem Lazaret unserer Zeit. Wir gehen im Vaterlande ernsten Dingen entgegen — möchten sich dann auch Männer finden. Hier, bis nach Sizilien hinunter, wartet alles; wir werden das rote Meer haben und eine grenzenlose Konfusion, das scheint mir allein klar. Schreiben Sie mir von Ihrem Leben, dortigen Zuständen und allem, worin Sie sich befinden mögen. Ich bin hier auf einer Oase der Kultur, höre nichts, als daß hinten weit in der Türkei die Völker auf einander schlagen, sehe das verrottete Papsttum und doch kein Ende dieses Mittelalters; nur fühlt sich die Luft schwer an und daß es Sirocco in der Welt ist. Ich lebe hier so lange ich muß und darf, und will mich bemühen, ruhig zu sein.

Ich schicke diesen Brief in Ihre Heimat; von da aus mag er Sie aufsuchen. Meine Adresse ist sicher unter der des Consul di Prussia Marstaller al Corso. Schreiben Sie, sobald Sie können. Herzlich reiche ich Ihnen die Hand; ich wünsche, daß unser Begegnen nicht das von Passagieren auf der Reise gewesen sei, sondern daß wir nicht aufhören, gegenseitig an unseren Schicksalen teilzunehmen und durch ein gutes Wort zu guter Zeit uns menschlich weiter zu bringen. Leben Sie herzlich wohl.

Ihr Freund

F. Gregorovius.

Hier ist der Sohn des Prinzen von Preußen, dermaleinstiger König. Alle Kardinäle sind entzückt über ihn; als der Papst ihn entlassen hatte, legte er sich ins Fenster und rief ihm nach: che caro giovane!

2.

Roma, 21. April 1854.

Lieber Freund! Richtig ist Dein Brief an mich durch Marstaller angelangt und hat mir eine gar große Freude gemacht; denn weil ich im Glauben war, daß Du bereits am Mississippi oder Ohio hinterwälderteſt, zweifelte ich, daß mein Brief Dich noch in Europa antreffen würde und hoffte nicht so frühe Nachricht von Dir zu erhalten. Nun, sei den Göttern gedankt, daß Du wohl und in England bist, in ernster Thätigkeit auf einem fremden und doch heimischen

Boden und in solcher praktischen Beschäftigung, welche Dich mit großer Schnelligkeit in den Geist der englischen Nation einweihen wird. Du weißt, daß es mir nie in den Kopf wollte, Dich in Amerika zu sehen, auf einer tabula rasa, wenigstens für uns europäische Kulturmenschen, die wir einmal in unserer Geschichte, in unseren Leiden und Freuden und vor allen Dingen in unserem Idealismus stecken. Was Du mir von Deinen Anschauungen über London und jenes allumfassende Leben dort mitgeteilt hast, hat mich sehr zum Nachdenken angeregt und mir augenblicks den Sinn erweitert. Ich betrachte London und Rom als zwei Weltpole, Kulturrepubliken, die sich ergänzen: indem jenes den ganzen Horizont der Gegenwart umspannt, umfaßt dieses den ganzen Kreis der Vergangenheit, und wie London das Zentrum der industriellen Menschheit ist, ist Rom der Mittelpunkt der idealen und die wahrhafte Republik der Geister, die dafür sorgen, daß nicht das ewige Feuer der Vesta in der Welt ausgeht. In gleich großem Sinne läßt sich also hier wie dort leben, und wer, wie Du, beides kann, hat die zwei Hälften des Lebens beisammen. Auch ich möchte wohl in euer Kaleidoskop dort einen Blick werfen, und dieses große Triebrad möchte ich arbeiten sehen, welches unsere heutige Kultur in Bewegung setzt. Es muß gar belebend und stärkend sein und würde mich gleichsam erneuern und in meinem gefährlichen Hange zu dem was über der Zeit ist etwas erschüttern. Denn in Wahrheit — ein ganz zeitloses Dasein in den Ideen führt man hier, und selbst das Geräusch der kriegerischen Welt[1]) schallt hier nur schwach herüber und verliert sich endlich klanglos in den Sälen des Vatikan. Brutus schläft übrigens und wird noch lange schlafen. Die Demokratie ist hier wie bei uns in ihrer pessimistischen Hoffnung betrogen: sie meinte Oesterreich und Preußen mit Rußland vereint zu sehen und dann eine Völkerbewegung zu erwarten. Aber diese Leute (zu denen auch unser guter Aqua Fresco gehört) haben ebenso wenig aus der Geschichte gelernt als die Aristokraten der Restauration. Sie sind gerade so bornirt und blind wie ihre Gegner. Sie sehen nicht, daß die Weltgeschichte ihre eigenen Gesetze hat, unter denen obenan steht, daß eine mißglückte Revolution niemals durch dasselbe Geschlecht und Mittel erneuert werden kann. Wir sind in ein Stadium gekommen, wo die Dinge sich wieder auf staatspolitischem Wege umgestalten wollen, und die Zeit gibt den Beweis, daß, weil das Volk sich überall unfähig gezeigt hat, der Staat noch eine ungeheure Macht ist und die, welche gegenwärtig allein herrscht. Ein einziger Blick auf Frankreich muß das lehren. Ich habe einen Ekel vor den Zuständen in Frankreich. Kann es einen größeren Widerspruch geben als den, Frankreich unter der Willkür eines Despoten an der Spitze einer Bewegung zu sehen, welche im Namen der Zivilisation und Völkerbefreiung ausgeführt werden soll? Der Krieg kann in Frankreich schwerlich national sein; er ist ein schlaues Manöver des Louis Napoleon, und dies wie die Allianz mit England macht ihm alle Ehre. Aber England ist noch weit schlauer, es benützt diese vortrefflichen Chancen meisterhaft und gebraucht Louis

[1]) Der damals im Fortgang begriffene Krimkrieg. F. A.

Napoleon und die Franzosen zu seinen Staatszwecken wie ein Mittel, das nachher weggeworfen wird. Es ist eine babylonische Verwirrung der Politik und wir werden im Laufe der Zeit die absonderlichsten Dinge erleben, wenn es an die Löwenteilung der türkischen Beute kommt.

Ich bedaure die Emigration in ihren guten Teilen. Sie ist für lange aus der Geschichte herausgesetzt, aber ihr Dasein überhaupt ist notwendig als Ferment und Sauerteig. Von Herzen hörte ich viel in Preußen; las aber sein Buch „Vom andern Ufer" nicht; es soll sehr bedeutend sein. Kinkel dachte ich bereits definitiv angestellt. Es zeugt doch von einer seltenen Kraft, daß er nach seinen Erlebnissen sich wieder so sicher in die Wissenschaft hat finden können und sein Schicksal aushält. Schreibe mir doch den Titel von Deines Bruders Buche, daß ich es mir kann kommen lassen, denn ich will es durchaus lesen und kränke mich, es nicht gethan zu haben während Deiner hiesigen Anwesenheit. Wie oft habe ich es nicht bedauert, Dich hier zu missen, und wie hätten wir den Winter angenehm hingebracht und uns gegenseitig ergänzt und unterstützt! Denn in gar zu großer Einsamkeit befinde ich mich und merke mit Pein, daß sie beschränkt und unproduktiv macht. Nach Rom wäre mir wahrlich irgend eine Wildnis zu wünschen; denn indem hier der Verstand vollauf zu thun hat, das schon Fertige und Gegebene aufzufassen, speichert er dies fort und fort auf, und wie auf einen leidenden Teil des Organismus wirft sich alle Geisteskraft allein in diese Richtung. Es wird so das Gleichmaß zwischen Verstand und Phantasie völlig aufgehoben; diese schweigt am Ende, weil sie nicht über das hinaus kann, was ihr vor Augen steht und über alle Einbildung doch weit erhaben ist. Und so wird auch hier das Gesetz der Natur wahr, daß man hungern muß, um zu produciren — ich meine wie die Bibel: Die da arm sind an Geiste, sind Gottes Kinder und haben die Inspiration.

Ich möchte nach Venedig übersiedeln, aber meine Finanzen sind durch den Krieg in ebenso große Frage gestellt wie die türkischen. Denn der Buchhandel wird allsofort in Stocken geraten und man wird sich in sein eigenes Pult hineinschreiben wie in einen Sarg. Ich habe eben eine kleine Arbeit, so einen englischen Essay, wenn auch nicht mit englischer Gediegenheit vollendet, „Papstgräber in Rom" genannt, ein kleines, interessantes Studium von vielseitigen Beziehungen auf Geschichte und Kunst. Zum Winter will ich meine kleinen Aufsätze (ein Genre, das ich sehr liebe) alle zu einem Bande „Studien" zusammenstellen, vorher aber noch eine kleine „Physiognomik der römischen Kaiserporträts" versuchen.

Mein Korsika ist nun endlich heraus. Ganz unverantwortlich hat Cotta an ihm gehandelt und sich in sein eigenes Fleisch geschnitten. Wäre es vor sechs Monaten erschienen, so würde es in eine dumpfe Zeit gefallen sein und hätte sich wie eine erzene Schlachttrompete können hören lassen. Nun kann's lange trompeten, das Kalbfell und die Kanonen von Napier [1]) machen es mausetot.

[1]) Sir Charles Napier, Oberbefehlshaber der englischen Flotte in der Ostsee während des Krimkrieges. F. A.

Indessen ist es doch da und kann aus dem Register der Lebendigen nicht mehr gestrichen werden. Ich hoffe, es wird auf das Gemüt der Jugend guten Eindruck machen. Als eine Art von korsischem Plutarch habe ich es mir gedacht. Wenn Du schon in seinen Besitz gekommen bist, so wünsche ich, es möchte das Wohlgefallen das Mißfallen überwiegen. Ich bin sehr neugierig, Dich darüber zu vernehmen. Mir werden die meiste Freude machen die Vocerati und die Geschichte der Korsen; ich meine, den Engländern müßte es eine interessante Lektüre sein, schon um Paolis willen, der bei ihnen im Exil starb, und weil sie selbst meist ihre Hand so auf Korsika hielten, wie auf Napoleon. Wenn Du Dich der Sache annähmest, wäre es ein Großes und ein Denkmal zwischen uns beiden, das mir viel Freude machen sollte.

Rom war in der Osterzeit voll vom blonden Albion. Von Deutschen ist einpassirt Titus Ulrich, Dir wohl aus Berlin bekannt, der mir eben seinen Besuch ankündigte. Hoffentlich wird er kein Berliner von Profession sein. Ich habe hier einmal einen Thee gegeben nebst Orvieto, um mich bei Demmlers zu revanchiren. Ich habe bei diesen Leuten manchen Abend zugebracht: sie sind gute Menschen, aber doch aus Mecklenburg. Sie gehen nach der Schweiz zurück. Ich hoffe, im Juni nach Genzano zu gehen und mit den Mädchen aus der mir bekannten Familie das Leben angenehm zu verscherzen und dann vielleicht auch jene Kultur-Naturnovelle zu schreiben, von der ich Dir vor Sorrento auf der Höhe erzählte. O glückliche Wandertage! Sie werden uns zeitlebens eine gute Erinnerung bleiben, und wer weiß, ob uns Schicksals Leid und Lust nicht noch einmal zwischen Himmel und Erde zusammenführt! Stellen wir alles der Natur anheim. Ich bin ein Fatalist, doch nicht im Sinne der Türken; ich glaube, daß ein Mensch von innen lebt und stirbt, glücklich und elend ist, je nachdem die Atome sich zu seinem Wesen zusammengefügt haben.

Kennst Du den Orientalisten Dr. Goldstücker, Königsberger, der in London lebt, ein ungeheurer Indianer von eminenter Wissenschaft? Ich mache Dich auf ihn aufmerksam und bitte, ihn zu grüßen.

Nun will ich den Brief auf die Post bringen. Ich erwarte bald einen von Dir und mit dem lebhaftesten Interesse werde ich alle Deine Schicksale verfolgen. Möchten sie herzerfreulich sein! und auch nicht ohne Füllhorn äußerer Gaben — denn ein allseitiges Wohlsein ist uns Menschen ja zu wünschen, so ein Tischchendeckdich für Seele und Leib. Wenn ich die Villa Mellini auf dem Monte Mario gewinne, besuche ich Dich in London und beziehen wir ein Hotel in Oxford-Street. Stia forte! Gruß und Handschlag von Deinem beständigen Freunde

F. Gregorovius.

3.

Rom, 24. Juni 1862.
Via Gregoriano 13.

Lieber Freund! Nach viel zu langer Zeit habe ich endlich wieder Nachricht von Euch erhalten. Dein Brief hat mich sehr erfreut; ich sehe daraus, daß es Dir fortdauernd wohl ergeht, wenn auch bisweilen die Naturgesetze hie und da

eine Ebbe eintreten lassen. Bei Deiner rüstigen Kraft, welcher ein liebevolles Familienleben täglich frische Lebensquellen zuführt, kann es nicht anders sein, als daß Deine Verhältnisse crescendo vorwärts gehen.

Es sind nun neun Jahre, seit wir uns hier in Rom kennen lernten. Dieser schnell verflossene Zeitraum umschließt die wichtigsten Krisen in unserem Lebensgange; bei Dir haben sie auch praktische und glückliche Resultate herbeigeführt, bei mir sind sie nur innerlicher Natur, doch nicht minder segensreich. Eine sogenannte bürgerliche Existenz wird mir, als etwas meinem Wesen wenigstens nicht Notwendiges, niemals mehr werden; und schon der bloße Gedanke an den täglichen Beruf eines Amtes macht mir Widerwillen. Meine äußere Lage ist im ganzen befriedigend. Das jetzige preußische Kultusministerium hat mir die Subvention zur Fortsetzung der Geschichte der Stadt Rom weiter bewilligt, und kaum ist daran zu zweifeln, daß es auch nach Ablauf der neuen zwei Jahre wieder geschehen wird. Ist die Summe auch nicht groß, so fördert sie mich dennoch sehr.

Der vierte Band der Geschichte der Stadt ist in der Presse und wird im September ausgegeben. Dies Werk hat bisher weder im Vaterlande noch im Auslande die ihm gebührende öffentliche Anerkennung gefunden. Dies erklärt sich aus meiner isolirten Lage in der Fremde, ohne alle diejenige amtliche Position, die, bei uns Deutschen, wissenschaftlichen Arbeiten erst den Erfolg sichert; ferner aus dem Mangel an Freunden, die solche Dinge in die Hand nehmen, wie aus meiner eigenen Zurückhaltung von jedem Manöver der Art. Es gibt in Deutschland literarische Journale, welche noch nie meinen Namen ausgesprochen haben, mag von mir erscheinen was da wolle. Oft sind die Gründe dafür ganz komisch und nur durch den Irrenarzt zu erklären. Wenn man in Rom lebt, so kommt man über die Eitelkeit hoch hinweg und sieht auf diese vaterländischen Misèren mit Geringschätzung nieder: sie haben indes gewisse praktische Folgen, weil sie den Gang der Bücher aufhalten, was mir empfindlich ist, da ich von ihnen lebe. Cotta ist gleichwohl mit dem Verkauf der Geschichte von Rom zufrieden und ermutigt mich sehr. Trotzdem daß dies Werk kaum eine nennenswerte Besprechung erfahren hat, sind doch bereits über 600 Exemplare abgesetzt worden. In fünf Jahren wird es sich vielleicht ausverkauft haben.

Nun, teurer Freund, darf ich kaum noch mich darüber aussprechen, daß eine Reise nach England mir jetzt nicht leicht möglich ist. Sie würde zu kostspielig für mich sein, und mir wohl viel Freude und Belebung gewähren, aber mich auch gar sehr anstrengen. Meine Arbeiten haben mein Nervensystem sehr mitgenommen; ich muß irgendwo einen ruhigen Ort suchen, der mir Erholung gibt. Es ist mein Plan, um die Mitte des Juli in das Engadin zu gehen und dort die Bäder von St. Moritz zu gebrauchen. Weiter als bis Stuttgart und München würde ich meine Reise nicht ausdehnen. Ich verzichte ungern auf die Freude, Dich wieder zu sehen und die Deinigen persönlich kennen zu lernen.

Der Winter war gut und schön, auch durch manche treffliche Menschen belebt. Ich habe einen beständigen kleinen Gesellschaftskreis, der manche an-

genehme Stunde darbietet; das Auf- und Abfluten des Menschenschwarms im römischen Winter hat aber viel Beunruhigendes und ich kann mich nicht mehr dieser Fatalität entziehen.

Hier in Rom ist man am fünften Akt des Dramas vom Dominium Temporale. Die Kirche hat ihr letztes Mittel ausgegeben, die 28 Luftballons sind gen Himmel geschickt.[1]) Die Klerisei hat ihr Verdikt ausgesprochen, alle Brücken sind abgebrochen für die Diplomatie, und so wird es darauf ankommen, ob man zur Gewalt schreiten darf oder nicht. Die Zivilgewalt des Papstes ist indes unhaltbar, und dies Priesterreich im Prinzip schon wirklich tot. Nur der gerichtliche Akt der Ausstellung des Totenscheins macht noch Schwierigkeit. Die elenden Zustände hier könnten sich vielleicht noch zwei Jahre hinschleppen. Wenn die italienische Regierung die Kraft besitzt, Garibaldi und Mazzini nur auszubeuten, ohne sie sich über den Kopf wachsen zu lassen, so kann man das Beste hoffen. Unleugbare große Fortschritte sind geschehen. Auch scheint Organisirung der Nationalarmee Fortgang zu haben.

Das Papier ist zu Ende. Herzlichen Gruß an Frau und Kinder. Es gehe euch zum Schönsten! Schreibe bald wieder.

Dein

F. Gregorovius.

4.

Rom, 18. Dezember 1870.

„Lieber Freund! Ich habe mich sehr gefreut, von Dir und den Deinigen, welche ich herzlich zu grüßen bitte, wieder Nachricht zu erhalten, und zwar gute. Da sich dies schrecklich große Jahr zu Ende neigt, will ich Dir noch schreiben und euch allen die Fülle des Glücks wünschen. Unser Vaterland steigt vor uns zu neuer Größe auf. Was im Jahre 1848 angebahnt wurde, verwirklicht sich heute. Die Einheit ist gewonnen und ihre Formel wieder das Reich. So viel ich in Deutschland die Stimmung heraushöre, erweckt die Renovatio Imperii keinen Enthusiasmus. Sie ist mit zu viel Gedanken an Feudalität, Priesterherrschaft und auch an Cäsarismus verknüpft. Doch die Formel war historisch notwendig, denn Jahrhunderte haben sie national gemacht, und sicher ist der Kaiser in allen Schichten des Volkes verständlicher, als es der Begriff des Königs der Deutschen sein könnte. Die republikanischen Bestrebungen haben überall in Europa eine Depression erfahren; ihre Niederlage erscheint mir als die logische Folge des herrschenden Nationalitätsprinzips, welches die Einheit realisirt und diese nur in der Monarchie finden kann. Der Fall Roms hat die italienische Monarchie gerettet und gesichert; Spanien hat sich einen neuen König geholt und Frankreich wird wohl am Ende seiner Uebergangsrepublik zu den Orleans zurückgreifen. Dies ist die Signatur der Zeit, und man muß sich damit abfinden, welcher Art sonst auch Neigung und Maxime des einzelnen sei. Ich bin ans Ende meiner Arbeit gelangt, welche ich am 19. Januar abzuschließen hoffe, wo ich ein halbes

[1]) Hinweis auf die zu Pfingsten 1862 stattgehabte Kanonisation der 28 japanesischen Märtyrer. F. A.

Jahrhundert von mühevollem Leben werde erreicht haben. Wenn ich nun diese elf Jahrhunderte der Geschichte der Menschheit [1]) überblicke, welche ich in meinem Werk zusammengefaßt habe, so erscheint mir die Bewegung des Menschengeistes innerhalb dieser langen Periode wahrhaft schneckenhaft, und das Resultat, die Summe von Freiheit, Wissen und Licht eine Erbärmlichkeit. Dies sind die philosophischen Bekenntnisse, die ich am Schlusse achtzehnjähriger Mühen niederlege.

Der Winter ist hier öde, die Zustände sind aufregend oder widerwärtig. Die Italiener haben sich nun thatsächlich in den Besitz von Rom gesetzt, aber den moralischen Besitz noch nicht vollzogen. Sie sind vielleicht zu klein für eine große Situation. Sie haben den Papst augenblicklich verschüttet; er ist jetzt ein Mythus im Vatikan. Werden sie ihn los werden und werden sie die innere moralische Erneuerung in sich finden, ohne welche sie nie aus dem Zustande bloß gewaltsamer Thatsachen herauskommen können? Ich sehe hier nirgend den Schwung der Ueberzeugung von einem modernen Glauben an ein modernes Ideal — nichts als Indifferentismus und sittliche Verkommenheit.

Mein Bruder ist bei der Nordarmee. Er überstand glücklich die blutige Schlacht von Amiens, außer daß er durch ein Sprengstück am Fuß eine Kontusion erhielt. Der Gedanke an ihn liegt schwer auf mir — überhaupt lastet der endlose Krieg als ein Bleigewicht wohl auf uns allen. Die Familientrauer in Deutschland ist allgemein, und wer hätte auch das Mitgefühl für die namenlosen Leiden Frankreichs eingebüßt? Nach allen Schilderungen ist das Verderben dort schrecklich. Mein Bruder ist ganz dadurch verdüstert.

* * *

Alles Gute Dir, Frau und Kindern!

In Treue

F. G.

5.

München, 2. November 1872.

Lieber Freund — Wenigstens mit einigen Worten wünsche ich Dir Nachricht von mir zu geben, damit ich sodann gleiche über Dich und die Deinigen empfange, die Ihr hoffentlich eines glücklichen Zustandes froh seid.

In Folge der heftigen Erkältung, die ich mir im vorigen Winter zugezogen hatte, verbrachte ich sehr üble Monate in Rom bis zum Anfang des Juli. Die Aerzte schickten mich in die Salzbäder von Traunstein, einem kleinen, reizend gelegenen Ort im bayrischen Hochlande, eine Eisenbahnstunde von Salzburg entfernt. Ich verlebte dort in angenehmer Gesellschaft fast neun Wochen, worauf ich nach München ging. Die Bäder haben zwar die positiven Uebel, woran ich litt, aufgehoben, aber sie haben dafür andere erzeugt, die nicht minder peinigend sind. Mein Gesundheitszustand ist tief erschüttert; aber dies ist kein Wunder, da jetzt erst die enorme Konsumption von Kräften bei meiner siebenzehn Jahre

---

[1]) Die „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" vom fünften bis zum sechzehnten Jahrhundert. F. A.

langen Arbeit an der Geschichte der Stadt Rom als naturgemäße Ermüdung zu Tage tritt. Aufrichtig gesagt, bin ich zufrieden, daß ich meine Lebensaufgabe vollendet habe und der Stunde gänzlicher Abschirrung ruhig entgegensehen kann. Daß die Stadt Rom, und Italien überhaupt, jetzt anfangen, sich dessen bewußt zu werden, was ich für sie in so langen Jahren meines dortigen Lebens gewirkt habe, wird Dir, wie ich glaube, aus den Zeitungen bekannt sein.

Da mein persönliches Sein und Treiben nur insofern Bedeutung hat, als es der Grund meiner Schriften ist, so können sich meine Mitteilungen auch nur auf diese beziehen. Ich teile Dir daher mit, daß der Schlußband der Geschichte nach vierzehn Tagen ausgegeben und Dich bald erreichen wird. Die Verzögerung seiner Ausgabe verursachte die plötzliche Uebersiedelung des Verfassers des Inhaltsregisters, Dr. Rühl, nach Dorpat. In diese Vollendung meines Lebenswerkes fällt hinein die neue Ausgabe des Gedichts „Euphorion“ in zweierlei Formaten, wovon die eine eine kühnlich so genannte illustrirte Prachtausgabe ist. Aber dieselbe zeigt nur, daß wir Deutsche noch weit davon entfernt sind, für dergleichen und andere Kunstindustrie wirklichen Geschmack zu besitzen. Unser nationales Formgefühl ist noch immer, wie es war, halbbarbarisch und ungeschickt.

Ich verlebte öde Wochen hier in München, welches, bei vielem tüchtigen Schaffen, die Stadt ganz prosaischer Nüchternheit, schrecklicher Anmutslosigkeit und eines nur coulissenhaften Abkonterfeis höherer Zivilisation ist. Meine vorjährige Absicht, den Winter hier zu verleben, oder gar mich dauernd hier fest zu machen, mit dem Versuch allmälicher Rückakklimatisation, habe ich für jetzt fallen lassen. Schon am 12. November reise ich nach Venedig, wo ich vierzehn Tage im Archiv zu arbeiten gedenke. Dann will ich langsam Rom entgegen gehen. Du würdest mich hoch erfreuen, wenn Du mir noch in diesen Tagen ein paar Zeilen sendetest.

Im ganzen befriedigt mich hier die Wahrnehmung, daß ein größerer Zug von nationaler Kraftentwicklung fortdauert. Der Kampf mit der Hierarchie ist dabei die Hauptsache; er kann nicht ausgekämpft werden ohne die Emanzipation Italiens vom Papsttum. Wenn beide Nationalgeister sich in dem Werk der Reform wirklich endlich begegnen, so wird daraus die neue Zivilisation entstehen.

Mit den herzlichsten Grüßen an Euch alle,

Dein F. Gregorovius.

6.

München, 14. Oktober 1878.

Lieber Freund — Eben, da ich mich zu Tische setzen wollte mit dem Bruder (der Neffe ist als Artillerist in der Kaserne und seine Mutter augenblicklich bei Humboldts in Ottmachau, von wo sie übermorgen endlich heimkehrt), kam Dein Brief, den ich gleich begierig las, da ich längst auf ihn gehofft hatte.

Nun aber will ich Dich sofort in ein großes Erstaunen setzen, indem ich Dir sage, daß ich mit dem Bruder in Paris war.

Am 19. September kam er auf meinen Ruf zurück, ruhte den 20. hier aus, und am 21. reisten wir di filo nach dem großen Babylon, über Straßburg-

Avricourt. Wie oft dachte ich an Dich und bedauerte, daß Du nicht mit uns sein konntest. Vom 22. September bis zum 2. Oktober dauerte unser Aufenthalt; nur zehn Tage, aber sie reichten hin, eine allgemeine Idee von jenem Weltwesen sans pareil zu erlangen, zumal mir meine Uebung in Betrachtung und Auffassung von Städten gar sehr zu Hilfe kam. Auch verzichteten wir auf die Ausstellung, die wir nur einmal sahen, dort umhergeführt von Freund Lindemann, welcher die drei ersten Tage unser trefflicher Cicerone war, dann aber über Nizza nach den seligen Gestaden Ausoniens zurückkehrte. Paris blendete, betäubte und entzückte uns zuerst als ein von Reichtum, Lichtglanz, Geist und Leben strahlendes Wunder der Kultur; dann ward es ruhiger vor unseren Augen und eine Welt monotoner Egalité im Prachtstil der imperial-römischen Renaissance, wie die Tragödien des Corneille und Racine. Was bei den Italienern die künstlerische Phantasie ist, die alle jene wundervollen Städte-individualitäten hervorgezaubert hat, das ist dort der Geschmack: er schafft, ordnet und bindet und erzeugt ein Ganzes von so vollkommener Form und bezaubernder Harmonie, daß man es mit nichts vergleichen kann. Paris ist so das Haupt der modernen Zivilisation, wie es das kaiserliche Rom dasjenige der alten war. Aber diese ungeheure Welt ist deplacirt; sie steht da in den Dimensionen und der Machtfülle, welcher nur ein Weltreich entsprechen kann und soll trotzdem sich mit der bescheidenen Rolle der Residenz einer Republik begnügen, an deren Spitze bald Herr Gambetta stehen wird. Das ist ein Nonsens. Erst jetzt begriff ich die Notwendigkeit universalmonarchischer Eruptionen dort, eines Ludwig XIV. und Napoleon, oder einer weltumwälzenden Revolution. In irgend einer Richtung muß ein solcher Makrokosmus die Welt an sich reißen und beherrschen. Mein Staunen war groß, als ich Paris zu meinen Füßen sah von den Türmen von Notre Dame oder von der Mühle des Montmartre, und mir ins Gedächtnis rufen mußte, daß diese gewaltige Stadt, um welche her ganz Frankreich nur als ihr Rahmen zu hängen scheint, eben erst zusammengeschnürt, erwürgt und erobert worden ist durch die Prussiens, kartoffelessende Barbaren, aber diszipliniert durch den kategorischen Imperativ Kants und dirigirt wie mathematische Faktoren vom Archimedes Moltke. So hat, glaube ich, der Perser Cyrus einst Babylon eingenommen. Erstaunen machte mich in Paris, außer dem sprühenden, wimmelnden, flutartig rauschenden Leben, die doch ruhige Gesetzmäßigkeit der Bewegung, wie eines Organismus in der Natur — ihren Regulator würde ich die Erziehung nennen, und diese ist das System eines Bewußtseins von Jahrhunderten. Polizisten, Soldaten, Geistliche erinnere ich mich nicht gesehen zu haben; so erscheint die Monarchie dort schon als Luxus, aber der Luxus ist nirgends notwendiger als für Paris.

Wir waren auch draußen — nichts reizender und üppiger als die Seine-ufer, ein fortgesetzter Garten; der Park von St. Cloud von einer Vegetation, wie wir sie neulich in Berchtesgaden bewunderten. Das Schloß in Ruinen, ein Pendant zu Heidelberg. Sèvres, Versailles, Bois de Boulogne, St. Denis und sein herrlicher Dom, kurz, wir hatten zu allem Zeit. Es war nicht teuer,

es sei denn das Logis, alles übrige billiger als selbst in Rom, und vielmal besser. Für drei Sous durchfährt man ganz Paris. Wir gebrauchten zwanzig Franken und weniger per Tag. Erst jetzt begriff ich, was die Redensart sagen will: Wie der Herrgott in Frankreich leben. In allem: wir sind doch recht voll von Respekt vor diesem reichen, thätigen, arbeitsamen, freisinnigen Volk, dessen Rolle in der Welt noch nicht beendigt ist. Die republikanische Gestaltung Europas wird am Ende doch von dort ausgehen, und über kurz oder lang wird in der Geschichte ein lateinischer Völkerbund erscheinen.

Am 2. Oktober nach Straßburg. Dort trennte ich mich vom Bruder und ging nach Baden-Baden in die Villa Grunelius, wo ich sechs Tage blieb. Ich meldete mich bei Hof, der, mir von Rom bekannt, mich freundlich empfing. Die Kaiserin ließ mich rufen, ich unterhielt mich mit ihr eine halbe Stunde sehr angenehm. Vom Großherzog verabschiedete ich mich, aber abends schickte er mir noch eine Einladung zur Matinée im Schloß, und dort stellte er mich dem Kaiser vor. Dieser trägt noch den Arm in der Binde,[1]) bewegt sich aber sonst frei und spricht mit gewohnter Güte und Freundlichkeit. Es war das erstemal, daß ich ihn sah. Der Anblick dieses Gründers unserer Einheit und zugleich des tragischen Opfers derselben in seiner leidenden Greisengestalt bewegte mich tief. So nahm ich Abschied von einer historischen Charakterfigur, und nie mehr werde ich sie lebend wiedersehen.

Am 10. Oktober nach Stuttgart. Dort wollte ich als jetzt ausgelernter Rosenkranz und Güldenstern meiner Pflicht genügen, aber der König und die Königin Olga waren in Friedrichshafen; so begnügte ich mich mit einem Brief an die Hofdame der Königin. Nicht zu vergessen, wie viele Menschen, alte und neue, ich in Baden fand, wo große Bewegung war. Seit dem 12. bin ich hier. Es ist Winter, graue Luft bei sieben Grad. Ich sehne mich nach Rom. Dieser Brief ist so lang, daß Du ihn mir mit drei Deinigen bezahlen mußt. Wie schön, daß wir uns wiedersahen! Der Bruder grüßt mit mir herzlich Dich und die Deinigen. Wir bereden uns zu einer neuen Reise nach London im künftigen Jahr.

Dein F. Gregorovius.

7.

Rom, via Gregoriana 13.
2. Mai 1879.

Lieber Freund! Wenn Du die Ströme von Menschen und Dingen kenntest, in denen ich mich seit dem 16. Februar bewegt habe, so würdest Du mein langes Schweigen ohne weiteres entschuldigen. Nun aber wird es mir schwer, Dir eine zusammenhängende Darstellung meiner fata romana zu geben.

Am 6. Februar reiste ich von München ab und zehn Tage lang durchsuchte ich Archive in Mantua, Modena und Florenz, meiner Episode aus dem dreißigjährigen Kriege wegen. Diese Arbeiten setzte ich hier fort, so daß eine stattliche kleine Schrift entstanden ist: ich habe diese deutsch und italienisch zugleich ge-

[1]) Es war damals nicht lange nach Nobilings Attentat.

schrieben und lasse sie später hier und in Stuttgart drucken.[1]) Und daraus ersiehst Du, daß ich nicht ganz und gar träge gewesen bin.

Mit Entzücken sah ich mein altes Rom wieder und so viel gute Freunde, Menschen und Steine, und beobachtete auch, nicht ohne Pein, die zunehmende Verwandlung der Stadt, deren mittelalterlicher Charakter in wenigen Jahren fast verschwunden sein wird. Die Tiberufer werden nach und nach zu Quais eingerichtet.

Ich habe zahllose Besuche gemacht, vom Quirinal an, wo mich die Königin mit gewohnter Anmut empfing und der König mir freundlich war, bis weiter durch die Paläste der Großen zu den stillen Wohnungen guter und bescheidener Freunde. Dazu kamen viele Festlichkeiten, veranlaßt durch das fünfzigjährige Jubiläum des Archäologischen Instituts, wovon Du in den Zeitungen wirst gelesen haben. Der Syndikus Don Emanuele Ruspoli gab, davon abgetrennt, ein großes Bankett in der Sala de' Capitani im Konservatorenpalast, wo ich als Geschichtschreiber der Stadt zugegen war und neben dem Stadtpräfekten meinen Platz einnahm. Da, teurer Freund, dachte ich mit Genugthuung der schwierigen, erst dunklen Wege, die mich bis aufs Kapitol geführt haben. Ich bin beschämt über die Liebe, die man mir überall in Italien zu erkennen gibt, beschämt und erfreut zugleich. Wie herrlich ist es, daß ich mir dies zweite Vaterland erringen konnte.

Bis gestern wohnte ich in der Babuino, dann zog ich in meine alte Wohnung ein, denn diese wurde dadurch frei, daß mein Nachfolger in ihr und mein Freund, Rafaele Mariano, heiratete und mit seiner jungen Frau abreiste. Nun sitze ich wieder in den alten Räumen, wo ich vierzehn Jahre lang gewohnt und mit Leidenschaft die Geschichte der Stadt geschrieben habe, in deren unmittelbarem Anblick. Die Weihe der Vergangenheit umgibt mich hier, und mich dünkt dies ein schöner, wundervoller Traum. So bleibe ich hier bis zum 28. Mai, wo ich meine Rückreise antreten werde.

Die politische Gestaltung Italiens als innere Konsolidation hat wenig sichtbare Fortschritte gemacht. Die Maschine der Regierung wird gehemmt durch Korruption. Garibaldi war hier, ein kindisch gewordener Volksheld, um einen demokratischen Verein zu gründen und der Regierung entgegenzuarbeiten. Wie unglücklich sind Menschen, die sich überleben! Ich sah ihn vor einigen Tagen, als ich mit dem Erbprinzen von Weimar nach Albano gefahren war, dort einziehen, wo er nun Wohnung genommen hat, ein Sterbender im Bett einhergefahren, ein Weib neben ihm sitzend, ringsum schreiende plebaglia — ein recht kläglicher Anblick.

Das Papier geht aus. Schreibe mir bald hierher und gib mir Nachricht von Dir und den Deinen, die ich alle tausendmal grüße.

Dein F. Gregorovius.

Es regnet hier seit Monaten — noch kein Sommer.

---

[1]) Sie erschien unter dem Titel „Urban VIII. im Widerspruch zu Spanien und dem Kaiser. Eine Episode des dreißigjährigen Krieges.“ F. A.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Psychiatrie.

Ueber Beziehungen moderner Zeitströmungen zum Irrsinn.

Der Besuch einer Irrenanstalt eröffnet dem aufmerksamen Beobachter außerordentliche Anregung; welche Fülle von hervorragenden Politikern, von sozialen Schwärmern, die eine neue, bessere und gerechtere Weltordnung einzuführen berufen sind, ist hier zu finden. Ist mir doch unter anderen ein intelligenter Kranker bekannt, der, als entschiedener Anhänger des Malthusianismus, das Problem der Verminderung der Menschen, als Heilmittel für alle soziale Not, durch Erfindung einer komplizirten Brutmaschine, die unter staatlicher Kontrolle stehen soll, löste. Es tritt im allgemeinen die Erscheinung zu Tage, daß gegenüber den bewegenden Ideen der Vergangenheit, wie sie sich in religiösen Zweifeln und Kämpfen dokumentiren, es nun die politischen und sozialen Interessen sind, die in den Vordergrund treten. „Der politische Fanatismus, welcher in der Geschichte unserer Zeit eine so hervorragende Rolle spielt, ist Sache des Temperaments und des Lebenskreises, wie ehemals der religiöse Fanatismus." (Cullere.) In den Köpfen dieser neuen Propheten des Klassen-, Rassen- und Massenhasses scheinen die Gedanken an allen Seiten zu sieden und zu überfließen; wenn man aber der Sache auf den Grund geht, bemerkt man, daß sie sonst stets durch durchaus gewöhnliche Theorien und kindliche Vorstellungen irre geführt sind, welche sie um so mehr bezaubern, je unverständlicher sie sind. Aber was macht das? Wir wohnen jeden Tag Schauspielen bei, wo der Fanatismus in furchtbarer Weise durch seine zugleich gräßliche und einfältige Unsittlichkeit sich zur Schau stellt.

Wenn wir den gegenwärtigen, so rasch wechselnden hyperradikalen, sozialen und politischen Zeitströmungen näher treten, so tritt vor allem die Erscheinung zu Tage, daß mehrere der tonangebenden Geister geradezu als pathologisch bezeichnet werden müssen. Max Nordau hat in seinem Werke „Entartung" unbarmherzig in die seelische Werkstätte mancher Führer des geistigen Lebens der Gegenwart hineingeleuchtet und für Literatur und Künste des „fin de siècle" die Nervenschwäche als Signatur der Degeneration festgestellt. Das Gehirn muß in diesem rasenden Dahinstürmen durch alle Abgründe tollen Genusses oder asketischer Entsagung endlich aus den Fugen gehen. Die Nerven ermüden, altern, und das so glänzend begonnene Werk wird nicht zu Ende geführt, die anfängliche Genialität endet in Nervenschwäche und Hysterie, jener Bildergalerie krankhafter Erscheinungen, worin Anfang und Ende nur schwer aufzufinden sind.

Ruhige, konsequente Durchbildung der Ideen, zielbewußtes Durchdringen vom Gedanken zur That, diese Merkzeichen wahrer Genies, sind einem wüsten Jagen nach Effekt, Verblüffung, nach Kontrast und dem ganzen schnellverflackernden Feuerwerke eines überreizten Gehirnes gewichen. Statt der Gesundheit finden wir Krankes, statt Kraft ohnmächtige Schwäche. Niemand, der sich ein wenig logisches Denken bewahrte, billigt die Ansichten der Kreutzersonate, deren Ideen weder ganz neu noch originell sind.

Was Nordau für die literarischen und künstlerischen Zeitströmungen nachgewiesen, das zeigt in einem seiner letzten Werke der große Italiener Lombroso für die politischen und sozialen Ideen, wenn sie, krankhaft verzerrt, auftreten. Hier nun muß noch ein weiteres Moment zur Betrachtung herangezogen werden. Die führenden Geister können nur dann Einfluß und Verbreitung finden, wann ihre Ideen zu einem entsprechend vorbereiteten und empfänglichen Publikum gelangen, denn auch das geistige Saatkorn gedeiht nur im wohlgeeigneten Erdreich. Die Erklärung für die Erscheinungen der Gegenwart liegt zu einem guten Teile in der unbestrittenen Thatsache, daß in der modernen Zeit das Irresein in fortschreitender Häufigkeit auftritt.

So stellen sich das riesenhafte Anwachsen der Bevölkerung in den großen Industrie-

zentren mit den hygienischen und moralischen Schäden des Zusammendrängens großer Menschenmassen in unzureichenden Wohnstätten, die zunehmende Armut und Ehelosigkeit, das intellektuell und moralisch degenerirende Streben nach Genuß und Lustgefühl als bedenkliche Erscheinungen der Zivilisation dar. Das Gehirn ist es, welches diesen Kampf in erster Linie auszufechten hat. Diesen allgemeinen Kampf kämpft mehr oder minder der größte Teil der Menschen; bereits auf der Schulbank beginnt die wütende Konkurrenz und herrscht auf allen Gebieten, ebenso in Kunst und Wissenschaft wie in der Industrie. Die beständige Nervenanspannung und Erregung, welche in gesteigertem Gebrauche von Reizmitteln ein zweischneidiges Schwert findet, führt endlich einen Teil der modernen Gesellschaft zur Ueberreizung des Gehirns, zur Erschöpfung, Entartung.

Fällt nun in manche dieser Köpfe wie ein Feuerbrand die Idee der ungerechten Knechtung und Unterdrückung, der Möglichkeit einer radikalen Aenderung, dann mag sich die Theorie in Praxis umsetzen, dann wird manch einer vom harmloseren Schwärmer zum Fanatiker. Dieser unterscheidet sich vom ersteren durch den Uebergang von der Idee zur That, er setzt in rücksichtsloser Weise den Gedanken in die entsprechende Handlung um. Mit der Ausführung einer vermeintlich oft höheren Sendung zögert er keinen Augenblick, kein Hindernis vermag ihn aufzuhalten. Mord wird als Mittel zum Zweck, als dienlich anerkannt. Charles Gonteau, der Mörder des Präsidenten der Vereinigten Staaten, erklärte in der Gerichtsverhandlung: „Während zweier Wochen ernster Gebete wurde ich überzeugt, daß die Gottheit mich beauftragt habe, diese That zu vollführen und mich darauf vorzubereiten. Das war am 1. Juni; seit diesem Tage habe ich nie den geringsten Zweifel an dem göttlichen Charakter der That und an der Notwendigkeit ihrer Begehung empfunden.“

Der blinde Nachahmungstrieb und die mangelnde Urteilskraft in Form prüfungsloser Folgeleistung einer als richtig erkannten Idee spielte in der Geschichte der Geisteskrankheiten eine ebenso wichtige Rolle, wie im Leben der Völker, namentlich zu politisch bewegteren Zeiten, wo das richtige Urteil des einzelnen dem allgemeinen Affekte weicht. Von diesem Gesichtspunkte müssen, geradezu als Aequivalent psychischer Krankheit, gewisse historische Erscheinungen der Vergangenheit und Gegenwart als „Kollektivwahnsinn“ bezeichnet werden.

Was war es anders, wenn in den Kreuzzügen selbst Säuglinge mitgeschleppt wurden, und der Vorschlag, die zur Waffenführung Unfähigen in Europa zurückgelassen, als eine gottlose Vorsicht der Zweifelsucht verdächtigt und verworfen wurde? Um das Werk des Wahnsinns zu vollenden, veranstaltete man im Jahre 1212 sogar einen eigenen Kreuzzug der Kinder, Mädchen und Knaben, da Fanatiker die Behauptung verbreitet hatten, „nur durch Unmündige wolle der Himmel hier Wunder thun und Jerusalem auf diese Weise erobert wissen.“ „Natürlich kamen die armen Wesen teils elend auf dem Zuge um, teils wurden sie von treulosen Schiffsfrächtern in die Sklaverei verkauft.“ (Kolb, Kulturgeschichte.) Diesem Beispiele läßt sich aus der Gegenwart eine krankhafte Erscheinung der modernen Zeit, den geänderten Verhältnissen entsprechend, der Anarchismus der „That“ anreihen.

Die letzten Vorgänge in Frankreich und Sizilien bieten gleichfalls manche Beziehungen zur Pathologie der Seele. Ueber die Thatsache, wie leicht die aufgeregte Menge zum Verbrechen gelangt, hat im Brüsseler Kriminal-Anthropologenkongreß 1892 der Franzose Tarde eine wissenschaftlich hochbedeutsame Erörterung geliefert. „Die Addition von einzelnen Verbrechen ergibt nicht die Kollektivthat, letztere ist ein eigentümliches Produkt der vereinigten Menge, die sich ihrerseits durch die Sympathie, die Quelle der Nachahmung und des Lebensprinzipes der sozialen Körperschaften, bildet. Ein geistiger Ansteckungsstoff läßt eine Ueberzeugung, eine Leidenschaft und dergleichen der Menge gemeinsam sein und etwas Bestimmtes erstrebenswert erscheinen. Sobald die Massen beisammen sind, sinkt bald ihr sittliches Niveau, mögen auch die edelsten Motive sie zusammengeführt haben.“ (Tarde.)

Lombroso hat in einem seiner letzten Werke die Revolutionäre und Reformer zum Gegenstande eingehendster Untersuchung gemacht, seine Ausführungen sind wohl das Gediegenste, was von ärztlicher Seite über diese Phänomene bekannt wurde. Er bezeichnet die wohlvorbereiteten langsamen und notwendigen Umwälzungen als physiologisch und gerecht-

fertigt, während die explosiv auftretenden vermeintlichen Fortschrittsbewegungen (Revolte, Anarchismus) gesellschaftsfeindlich und dem entsprechend nutzlos sind; derlei Prozesse sind deshalb unphysiologisch und dem Verderben anheimgegeben. Lombroso bezeichnet derlei gewaltsame Umsturzbewegungen als ein Aequivalent des Verbrechens, der Krankheit, der Entartung. Vor allgemeiner Generalisirung und vorschneller Verurteilung warnt er jedoch mit folgenden Worten: „In gewissen Fällen ist es jedoch anfangs unmöglich zu unterschreiben, ob eine Bewegung als Revolution oder als bloße Revolte anzusehen sei. Vor allem kann auch die legitimste Revolution nicht ohne den einen oder andern Gewaltakt verlaufen, der das Durchbrechen der Schale bedeutet. Solche Vorkommnisse können als Aufruhrakte erscheinen, besonders solchen, deren Interessen bedroht sind, und daran fehlt es nie. Die Lösung der Frage kann nicht im Moment gegeben werden, da nur die edle Art der Triebfeder, die Beteiligung aller Klassen in großem Maßstabe und der Erfolg sie ermöglichen, und diese Faktoren werden erst nach längerer Zeit sichtbar. So wissen wir heute nicht zu sagen, ob die Nihilisten Rebellen oder Revolutionäre sind." (II. 96.)

Wie zwischen Genie und Irrsinn nach allgemeinen Naturgesetzen die Scheidewand eine oft sehr schwache ist, so mögen auch manchmal bei politischen Umwälzungen, wenn deren dauerhafter Erfolg allerdings durch deren Ursachen und Verlauf bedingt ist, nicht mehr normale Genies viele Jahre ihren praktischen Erfolgen vorauseilen und, allen Widerwärtigkeiten der Gegenwart Trotz bietend, deren Ausbruch und Lösung beschleunigen.

Tyrnau (Ungarn.) Oberarzt Dr. Blaustern.



Literarische Berichte.

Sonntagskind. Roman in sechs Büchern von Friedrich Spielhagen. Leipzig, L. Staackmann.

Den Inhalt dieses Buches hier wiederzugeben, ist überflüssig: Inhaltsangaben sollen überhaupt nur dann gemacht werden, wenn sie zum Verständnis des betreffenden Buches unerläßlich sind, denn sie sind für den Leser ebensowenig unterhaltend als für den Schreiber, für diesen überdies mühsam.

Es geschieht in diesem Roman zwar genug, wenn auch nicht so viel als in den ältern Erzählungen Spielhagens: aber das meiste geschieht doch in der Liebe. In der leisten alle Personen des Romans geradezu Großartiges. So wird der Held, das Sonntagskind, geliebt: 1. von seiner Spielgefährtin und nachmaligen Gattin Isabel. 2. von einer jungen Comtesse, die an Sentimentalität und einer nie genannten rätselhaften Krankheit leidet, 3. von einer andern Jugendgefährtin, 4. von einer hübschen Arbeiterfrau, die ihm gegenüber Potiphar spielt, 5. von der viel ältern Frau seines zeitweiligen Chefs. Wie man sieht, kann sich das Sonntagskind nicht eben über Mangel an Frauenliebe beklagen. Das ist aber noch gar nichts im Vergleiche zu Isabel! Diese schöne Dame wird geliebt: 1. vom Helden, der ihr zweiter Gatte wird, 2. von Baron Schönau, ihrem ersten Gatten, 3. von Graf Waldburg, dem Vater, 4. von Graf Waldburg, dem Sohn, 5. von Dr. Eberhard, einem Freunde ihres zweiten Mannes, 6. von Dr. Sándor, einem andern Freunde desselben, 7. von Hauptmann von Florsdorf, einem österreichischen Offizier, 8. von Herrn von Lipper-Leski, einem hohlen Gecken, 9. von einem Roué, Baron Secken, 10. von ihrem Diener; außerdem von einigen andern, kurz: von allen Männern, die mit ihr in Berührung kommen. Diese Isabel ist aber auch kein gewöhnliches Menschenkind; sie ist eine Fee in schönster, zartester Menschengestalt, und als Fee betrachtet sie der Held auch und stellt sie als solche in seinem Märchen dar, in dem er sein und ihr künftiges Geschick mit dichterischer Sehergabe voraussagt, und mit dem der Leser daher (leider!) bekannt gemacht werden muß. Diese Isabel bezaubert schon mit vierzehn Jahren alles, was in ihren Bannkreis kommt, also in einem Alter, wo auch die schönsten Mädchen linkisch und eckig zu sein pflegen, kurz, ihre Flegeljahre haben. Sie ist in diesem Alter in jeder Hinsicht schon dort, wo Frauen sonst gewöhnlich erst Mitte der zwanziger Jahre sind, und schreibt so geistreiche Briefe wie ein routinirter Feuilletonist, kurz: sie ist so, wie ein Menschenkind nicht sein kann, sondern eben nur eine Fee. Weniger feenhaft ist freilich, daß sie der Bauchfellentzündung sehr unterworfen und unfruchtbar ist. Woran sie eigentlich stirbt, bleibt ziemlich dunkel, wie das in Romanen ja meist der Fall ist, vermutlich an Ueberflüssigkeit —

Superfluitis würden die Aerzte sagen — einer Krankheit, die im deutschen Roman ebenso häufig ist wie das „Nervenfieber". Dieses fehlt auch in diesem Romane nicht, wenn es auch ausnahmsweise nicht eigens genannt ist: aber man weiß seine Symptome von den andern Romanen her zur Genüge, um es zu erkennen. Wie immer, ist es auch hier die Folge großer Gemütsbewegungen, in diesem Falle durch eine, übrigens nicht bedeutende, Verletzung vorbereitet. Möge sich Spielhagen denn auch sagen lassen, was seinem Geistesverwandten Paul Heyse gelegentlich des Romans „Merlin" gesagt worden ist: daß nämlich die früher „Nervenfieber" genannte Krankheit heutzutage einfach Typhus heißt, ihr Entstehen durchaus nicht seelischen Ursachen, sondern einer schnöden Infektion verdankt und ihren Sitz nicht im Herzen oder im Kopfe sondern — horribile dictu! — im Darme hat.

Das Nervenfieber trifft im Roman bekanntlich fast immer nur die Helden, so auch hier: ja es gibt nachgerade ein Kennzeichen des deutschen Romanhelden ab. Spielhagens Held hat übrigens auch die andern Merkmale dieser Sorte von Geschöpfen: er ist hübsch (sonst verliebten sich doch nicht alle in ihn), tapfer, edel, treu, er spielt der ländlichen Potiphar gegenüber den keuschen Joseph, verachtet das Geld und haßt den Adel, obwohl er selbst von sehr hoher Abkunft ist — siehe Oswald Stein in den „Problematischen Naturen", mit dem er auch das gemeinsam hat, daß er von allen Frauen geliebt wird. — In diesem Widerspruch liegt eine von Spielhagen jedenfalls unbeabsichtigte grausame Ironie, die seinen fanatischen Adelshaß schlagend ad absurdum führt.

Wie für seinen Adelshaß, so macht Spielhagen den Helden auch für seine ästhetischen Ansichten zum Interpreten. Justus Arnold, das Sonntagskind, ist ein „Idealist", ein Vertreter der alten Kunst und will von der neuen nichts wissen; ja Spielhagen identifizirt sich so sehr mit ihm, daß er ihn ein Stück aus den Franzosenkriegen zu Anfang des Jahrhunderts schreiben und dies durchfallen läßt, woran einerseits die schlechte Darstellung, anderseits die Gehässigkeit der Kritik Schuld hat. Bekanntlich hat er selbst mit seinem Stücke „Aus eiserner Zeit" ein ähnliches Schicksal gehabt; und wie man ihn, der sich wiederholt erfolglos um den Lorbeer der Bühne beworben, gemahnt hat, sich mit dem des Romans zu begnügen, so geschieht es auch seinem Helden. Interessant wär' es, ob Spielhagen auch wie dieser eine ihm angebotene herzogliche Hofbibliothekar- und Hofratsstelle zurückwiese, notabene wenn er sie annehmen kann, ohne seiner Ehre damit auch nur im entferntesten Abbruch zu thun, und wenn er, wie sein Held, der natürliche Enkel des betreffenden Herzogs wäre?

Noch sei zweier argen Unwahrscheinlichkeiten dieses Romans Erwähnung gethan:

Die erste liegt in dem „zufälligen" Rendezvous, das sich die meisten Hauptpersonen in Karlsbad geben. Im deutschen Roman scheinen die Kurorte nur die Aufgabe zu haben, den Schauplatz für die ganz „zufälligen" Zusammenkünfte der Personen abzugeben; gewöhnlich ist es der kleine Kurort A. oder X.; Spielhagen wagt es aber in kühnem Realismus, den wirklich vorhandenen Kurort Karlsbad zu nennen.

Die zweite Unwahrscheinlichkeit liegt darin, daß ein bedeutender Arzt die Frau, die er liebt und die zu Tode krank ist, behandelt und mit Medizinen regalirt, ohne sie vorher untersucht zu haben. Das ist denn doch eine starke Zumutung an einen Leser, der weiß, was Pflicht eines Arztes ist; ein Arzt, der so dumm oder so gewissenlos handelt, verdiente sein Diplom zu verlieren!

Vermutlich, um dem Roman eine gewisse pikante Würze zu verleihen, hat Spielhagen einigen Nebenfiguren Namen gegeben, die auf gewisse lebende Persönlichkeiten deuten, deren Beruf und Stellung mit dem der betreffenden Romanfiguren übereinstimmen. So führt er einen Professor Hasler aus Wien vor, der in der „Neuen Freien Presse" gegen Wagner schreibt. Damit ist doch unzweifelhaft Professor Hanslick gemeint; so scheint ferner Professor Lükke auf Lübke zu deuten, und von Lipper-Leski auf den bekannten Sportsman von Tepper-Laski, wenigstens dem Namen nach.

Alles in allem genommen: welch großer Unterschied ist doch zwischen diesem jüngsten Roman Spielhagens und seinen älteren Büchern!

Man mag deren Tendenz verdammen: den fanatischen Adelshaß, die wilde Aufreizung zur roten Revolution; man mag auch die Kunstrichtung verurteilen, die sich in ihnen ausspricht, also die krassen Unwahrscheinlichkeiten und Effektmittel: aber trotz alledem muß man, will man nicht ungerecht sein, zugeben, daß sich in diesen Werken hinreißende Beredsamkeit, glühende Phantasie, echte Poesie und ein reicher Geist offenbaren.

Von all diesen Vorzügen ist in seinem jüngsten Buche nichts zu spüren. Es gleicht einer Flasche, die einmal mit einer berühmten Weinsorte gefüllt war und noch deren Etikette trägt, aber nur noch Wasser enthält.

Und so, wie es Spielhagen mit diesem Roman, überhaupt mit allen neuern seit „Angela", ergangen ist, so wird es ihm voraussichtlich auch mit allen gehen, die er noch schreiben wird: seine Zeit ist um. Die Zukunft gehört einer andern Richtung, die Gegenwart gehört ihm nur noch zum kleinern Teile: bloß die Vergangenheit ist sein. Er ist nichts anderes als eine romantische Ruine aus einer vergangenen Literaturperiode.

Th. v. S.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Arnold, Hans, Aprilwetter. Neue Novellen. Mit Illustrationen von W. Schulz. Stuttgart, A. Bonz & Co.

Biedermann, W. Freiherr von, Erläuterungen zu Goethes Werken. Band 35 und 36. Erläuterungen zu den Tag- und Jahresheften. Leipzig, F. W. v. Biedermann.

Bobertag, Bianca, Mit allen Waffen. Roman in drei Büchern. 3 Bände. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag.

Conrad, M. G., Wahl-Fahrten. Erinnerungen aus meiner Reichstags-Kandidatenzeit. München, Dr. E. Albert & Co. M. 1.

Diercks, Dr. Gustav, Marokko. Materialien zur Kenntnis und Beurteilung des Scherifenreiches und der Marokko-Frage. Berlin, S. Cronbach.

Filtsch, Dr. Eugen, Goethes relgiöse Entwicklung. Ein Beitrag zu seiner inneren Lebensgeschichte. Gotha, F. A. Perthes. M. 5.

Fischer, Martha Renate, Die Aufrichtigen. Eine Bauerngeschichte. Stuttgart, A. Bonz & Co.

Gaederh, Karl Theodor, Julklapp! Leeder un Läuschen. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (Richter.)

Greif, Martin, Agnes Bernauer, der Engel von Augsburg. Vaterländisches Trauerspiel. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.

Grillparzers sämtliche Werke. Fünfte Ausgabe in 20 Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von August Sauer. 1. und 2. Lieferung à 40 Pfg. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Hecht, Karl, Anti-Bamberger. Kritik der „Stichworte der Silberleute". Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 2.

Hirschberg, Dr. J., Um die Erde. Eine Reisebeschreibung. Leipzig, Georg Thieme.

Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte, herausgegeben von Julius Elias u. A. Zweiter Band. (Jahr 1891.) 1. Abteilung. Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshandlung.

Lowe, Charles, Fürst Bismarck. Autorisirte Uebersetzung von Dr. E. A. Witte. Leipzig, G. Wiegand.

Malcher, F. X., Herzog Albrecht zu Sachsen-Teschen bis zu seinem Antritt der Statthalterschaft in Ungarn. 1738—1766. Eine biographische Skizze. Wien und Leipzig, W. Braumüller.

Nagradow, W. J., Moderne russische Censur und Presse vor und hinter den Coulissen. Berlin, S. Cronbach.

Palssón, Gestur, Das Liebesheim. Novelle. Aus dem Neu-isländischen übersetzt und bearbeitet von Dr. Karl Küchler. Zweite Ausgabe. Leipzig, G. Fock.

Ruland, Wilhelm, Pro Patria! National-Dichtung. Stuttgart, Jos. Rothsche Verlagsbuchhandlung.

Ratazzi. Madame Urbain, Enigme sans clef. Paris, Paul Ollendorff.

Schaumberger, Julius, Die neue Ehe. Drama in vier Akten. München, Dr. E. Albert und Co. M. 1. 50 Pfg.

Schleiden, Rudolph, Schleswig-Holstein im zweiten Kriegsjahre 1849—1850. Wiesbaden, J. F. Bergmann.

Schriften des Freien Deutschen Hochstiftes. Arbeitslosigkeit und Arbeitsvermittlung in Industrie- und Handelsstädten. Berlin, Otto Liebmann. M. 3. 20 Pfg.

Schwabe, Ueber die Beseitigung des Defizits im Preußischen Staatshaushalt und die Bekämpfung der Wasserstraßen durch die Eisenbahnen. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 50 Pfg.

Virchow, Rud., und Wilh. Wattenbach, Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Heft 185. Der Dichter Ennius. Von L. Müller. Heft 187. Das Leben der Sprache. Von A. Rosenstein. Heft 189. Professor Jakob Dominikus, der Freund des Koadjutors von Dalberg. Von Dr. A. Pick. Heft 190. Der Siegfriedmythus, ein Kapitel aus der vergleichenden Mythologie. Hamburg, Verlagsanstalt Richter.

Wackernagel, Wilhelm, Geschichte der deutschen Literatur. Ein Handbuch. Zweite Auflage, neu bearbeitet und zu Ende geführt von Ernst Martin. II. Band. Vierte (Schluss-)Lieferung. Neunzehntes Jahrhundert. Basel, Benno Schwabe. M. 3. 20 Pfg.

Wie kam Johannes Wedde zur Sozialdemokratie? Hamburg, H. Grüning.

Verantwortlicher Redakteur: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.


Neunzehnter Jahrgang
Preis vierteljährlich 6 Mark
Deutsche Revue
über das
gesamte nationale Leben der Gegenwart
Herausgegeben
von
Richard Fleischer
1894. Juni
Vierteljährlich erscheinen drei Hefte
Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
VI·ET·ARTE
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten

Inhalts-Verzeichnis.

Juni 1894.

Durch ein Versehen wurde leider nachstehende Anmerkung der Redaktion zu dem Artikel „Die Philosophie des Wahlzensus" von R. v. Gneist im Maiheft versäumt:

> „Der vorstehende Artikel bildet das erste Kapitel des demnächst erscheinenden Buches von R. v. Gneist über „Die nationale Rechtsidee von den Ständen und das preußische Dreiklassenwahlsystem" (Verlag von Julius Springer in Berlin)."

Dieses Buch ist bereits erschienen und in diesem Heft besprochen.



Crispi bei Bismarck.

Aus dem Reisetagebuch eines Vertrauten des italienischen Ministerpräsidenten.

(Schluß.)

In Alessandria besteigt der Präfekt Winspeare den Waggon, um den Minister zu begrüßen.

Trotz seines englischen Namens und Aussehens ist Winspeare ein Neapolitaner. Er preist seine Provinz. Aber an gewissen Orten sind die Kämpfe und Rivalitäten der Lokalparteien höchst erbittert. Die Leute gehen im Kampf gegen ihre Gegner so weit, daß sie ihnen die Stöcke ihrer Reben abschneiden. Als ob die Verheerungen des Oidiums, der Phylloxera und der Peronospora nicht genügten!

Wir kommen in Turin mit einer großen Verspätung an. Aber der Präfekt, Graf Lovera de Maria, hat die Abfahrt des Zuges hinausgeschoben, welcher den Minister nach Coni bringen soll, so daß Seine Excellenz zu rechter Zeit in Borgo San Dalmazzo ankommen wird, um von da aus zur bezeichneten Stunde mit dem Adjutanten Seiner Majestät wieder abzureisen.

Soeben hat ein Zwischenfall an der Grenze stattgefunden, eine Schlägerei zwischen Italienern und Franzosen.

Vorfälle solcher Art sind leider nur allzu häufig, aber wie dieselben verhindern? Man könnte sich sogar wundern, daß sie sich nicht noch häufiger wiederholen. Die französische Presse hört nicht auf, die Köpfe zu erhitzen, und die unsrige ist auch nicht ganz von den nämlichen schlimmen Anwandlungen frei.

19. August. Die Abreise nach Deutschland müßte heute stattfinden, wenn der Minister sein Programm ausführen und von Friedrichsruh zurückgekehrt sein will vor der Abreise Seiner Majestät des Königs und des Prinzen von Neapel zu den großen Manövern, welche dieses Jahr in der Romagna stattfinden werden.

Um 11½ Uhr ist der Minister zurückgekehrt, er hat die Nacht im königlichen Zelte zugebracht in einer Höhe von etlichen 2000 Metern.

Der Marquis Tokugawa, japanischer Minister beim italienischen Hofe, befindet sich mit der Marquise in Turin auf der Durchreise. Er ist in unserem Hotel abgestiegen und erscheint, um den Minister zu begrüßen. Er ist sehr liebenswürdig, sehr intelligent und sehr begierig, alles kennen zu lernen, was sich auf die Organisation der abendländischen Staaten bezieht. Er besuchte diesen Winter Vorlesungen über Verfassungsrecht ... Der Marquis gehört einer der vornehmsten Familien des Reiches der aufgehenden Sonne an. Die Dynastie der Tokugawa, ein Dynastie von Kanzlern (shoguns), die thatsächlich die höchste Gewalt ausübten, erreichte den höchsten Gipfel ihrer Macht gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts und gab Japan nach Jahrhunderten des Kriegs und der inneren Streitigkeiten zwei Jahrhunderte des Friedens und Gedeihens.

Der Minister lädt den Marquis und den Präfekten zum Frühstück ein.

Während des Frühstücks erscheint die Marquise im Speisezimmer, begleitet von einer Gesellschaftsdame. Händedrücke, Lächeln und tschin-tschin aus dem äußersten Orient ...

Um 2 Uhr Abfahrt nach Mailand. Die Behörden sind erschienen, um den Minister zu begrüßen. Dagegen finden wir niemand bei der Ankunft in Mailand, mit Ausnahme eines Prefekturrates.

Der Minister verlangt einen Wagen; aber bevor derselbe ankommt, verliert er die Geduld, und wir gehen zu Fuß ... Einige Augenblicke darauf finden wir einen offenen Fiaker und steigen ganz demokratisch in denselben ein.

Spaziergang um den Schloßplatz. Es handelt sich darum, zwei Stunden Zeit hinzubringen und die Speisestunde herankommen zu lassen. Der Minister erzählt die Episode der „Million Gewehre“, die von einem patriotischen Ausschuß 1860 zusammengebracht worden waren. Massimo d'Azeglio, damals Gouverneur von Mailand, erlaubte nicht, daß ein einziges davon geliefert werde, und hätte damit beinahe die Expedition der Tausend unmöglich gemacht.

Bei seinem Auszug aus Quarto hatte Garibaldi als Waffen nur ein Tausend schlechter Gewehre alten Modells und ungefähr 200 Schweizer Karabiner von ausgezeichneter Fabrikation, Privateigentum der Genueser Freiwilligen und einiger anderen. Crispi war mit einem Karabiner dieser Gattung bewaffnet und mit einem Revolver, den er noch aufbewahrt.

Die mit Karabinern bewaffneten Freiwilligen hatten ihre eigene Munition; diejenige für die anderen Gewehre sollte von Genua Quarto zur See herbeigeschafft werden. Aber im Augenblick, da die Anker gelichtet werden sollten, wartete man umsonst auf die Fahrzeuge, welche sie zu bringen hatten. Man hat nie erfahren, was vorgegangen war. War es Verrat, Diebstahl oder Irrtum? Thatsache ist, daß die Munition verschwunden war und daß man nie erfuhr, wohin sie geraten.

Der Minister macht jedoch die subalpinische Regierung verantwortlich für die Sache; nach ihm fürchtete Herr von Cavour, die Expedition von Sizilien möchte den Erfolg der Annexionen Zentralitaliens gefährden.

Bei diesem Mangel an Munition hatte Garibaldi eine jener genialen In-

spirationen, die bei ihm so häufig waren. Er beschloß, in Talamone zu landen, wo er glaubte, daß Vorräte lägen. Aber als er mit dem Obersten Türr ans Land gestiegen war, fand er in dem Turm von Talamone nur einige Ausschußwaffen und eine Feldschlange. Alle Munition befand sich in der Festung von Orbetello. Garibaldi schickte Türr dahin und gab ihm freie Hand. Der Kommandant der Festung war ein Oberst Giorgini, ein Toskaner. Die Episode ist oftmals erzählt worden. Türr befahl ihm im Namen des Königs, die Waffen und die Munition, über die er verfügte, auszuliefern. Um ihn besser zu überzeugen, ließ sich Türr von ihm nach Talamone begleiten, wo er Garibaldi sah, der bei diesem Anlasse die Uniform eines Generals der sardinischen Armee angezogen hatte. Es war dies wahrscheinlich das erste und letztemal, daß er dieselbe trug.

Giorgini ließ sich überzeugen. Er büßte schwer für den Dienst, den er der Expedition erwies, denn er wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und sah seine Laufbahn zerstört. Crispi ließ ihn später mit seinem Grade in die Südarmee aufnehmen. Er hatte seine Pflicht als Patriot erfüllt, aber seine Pflicht als Soldat verletzt.

Der Minister gesteht, daß er 1860 keine große Idee von Garibaldi hatte. Briefe Crispis an Nicolas Fabrizi konnten für das wenig schmeichelhafte Urteil zeugen, das er damals über den General fällte. Seine Ideen änderten sich, als er Garibaldi mit den Schwierigkeiten des Feldzugs ringen sah. Aber nach seiner Ansicht taugte Garibaldi als Politiker ganz und gar nichts.

„Und als General?“

„Als General, auf dem Schlachtfelde, „era un Dio“, war er ein Gott!“

Es war, wie es scheint, etwas wie Inspiration in ihm, nicht bloß bei der taktischen Leitung der Schlachten, sondern bei ihrer strategischen Vorbereitung. In den schwierigen Augenblicken hatte er Genieblitze. Dabei einen Löwenmut eine wunderbare Kaltblütigkeit — und die Kunst, den anderen seinen Mut und seine Kaltblütigkeit mitzuteilen.

Die Strategiker bewundern den Marsch auf Palermo im Jahre 1860.

Doch wurden nach Crispi verschiedene Fehler begangen, der Angriff auf der Seite von Monreale am 21. Mai 1860 war ein schwerer, teuer bezahlter Irrtum. Viele Freiwillige, darunter die besten, verloren hiebei das Leben. Um einen Angriff dieser Art zu versuchen, mußte man über zehn- bis zwölftausend Mann verfügen. In diesem Falle hätte man die Verluste ersetzen können. Da aber die Zahl der Kämpfer sehr klein war, so hätte man die Mannschaft schonen oder wenigstens nicht tollkühne Verschwendung mit derselben treiben sollen. Garibaldi opferte allzu viele Leben; dies war seinerseits ein ungeheures Unrecht. Ein anderer Irrtum Garibaldis war, daß er nach dieser Waffenthat einen nächtlichen Marsch auf fast ungangbaren Gebirgspfaden anbefohlen hat. Die Schwierigkeiten des Marsches wurden durch einen Sturm mit einem sintflutartigen Regen noch vermehrt. Die Freiwilligen rutschten auf dem aufgeweichten Boden aus, fielen, verloren ihre Waffen und ihre Munition. Sie

mußten die beiden Kanonen, welche sie von Talamone mitgenommen hatten, in einem Abgrund zurücklassen. Es waren außer einer dritten, die sie den bourbonischen Truppen in der Schlacht bei Calatafimi genommen hatten, die einzigen, über welche die Expedition verfügte. Acerbi, der die Kasse der kleinen Armee zu tragen hatte, stürzte so unglücklich, daß die Kasse aufbrach und ihr Inhalt sich über den Boden ergoß. Man mußte mit dem Zusammenraffen der Goldstücke Zeit verlieren und konnte einen Teil derselben nicht wiederfinden. Man hätte noch mehr Fehler begangen, wenn Crispi, welcher die Gegenden kannte, und auf welchen man bis dahin nicht genug gehört hatte, sich nicht energisch widersetzt hätte. Es wäre zum Beispiel ein verhängnisvoller Fehler der Expedition gewesen, den Plan auszuführen, welchen Sirtori, der Generalstabschef Garibaldis, entworfen hatte; dieser wollte den Rückzug antreten und sich in den Bergen Mittelsiziliens verschanzen, um hier alle Elemente der Revolution zu vereinigen. Im Vertrauen auf die topographischen Karten hielt er Pfade, auf denen selbst Maultiere nicht gehen konnten, für große Straßen. Weder Garibaldi noch Sirtori kannten Sizilien: Crispi kannte es bis in seine kleinsten Winkel, aber er war nur Unterchef des Generalstabs. Unter den Mauern von Palermo erkannte man, daß man sehr unrecht gehabt hatte, sich nicht auf ihn zu verlassen ...

Das Gespräch wandte sich nun anderen Gegenständen zu. Mazzini widersetzte sich dem französisch-sardinischen Bündnisse, so gut er nur konnte: durch Veröffentlichungen, durch die Briefe, die er an seine Anhänger richtete, durch das Blatt „Pensiero e Azione", das in London erschien und das Crispi mit Maurizio Quadrio, de Boni und anderen zu Hauptmitarbeitern hatte. Die Kenntnis, die er vom Charakter des Kaisers Napoleon und von demjenigen des französischen Volkes hatte, ließ ihn voraussehen und befürchten, was in der That eingetroffen ist, daß sie nämlich auf halbem Wege stehen bleiben würden, ohne das unternommene Werk zu vollenden. Er war sich darüber klar, daß der angestrebte Zweck nicht das Interesse Italiens, sondern die Befriedigung nationalen und dynastischen Ehrgeizes sei, und daß wir die empfangene Dienstleistung vielleicht teuer durch Gebietsabtretungen und Freiheitsbeschränkungen würden bezahlen müssen. Als nach Villafranca die Bildung eines Königreiches von Oberitalien „von den Alpen bis zur Adria" gescheitert war, wurde die Abtretung Nizzas und Savoyens, die zu Plombières stipulirt war und der Preis dafür sein sollte, von Frankreich nicht verlangt. Napoleon III. soll sogar gesagt haben:

„Zahlt die Kriegskosten, und wir wollen nicht mehr davon sprechen!"

Aber der Gedanke wurde im folgenden Jahre wieder aufgenommen, als es sich darum handelte, die Anerkennung der Annexionen Mittelitaliens zu erlangen... Cavour wußte nicht zu widerstehen! Er nützte nicht den Widerstand aus, den die Abtretung Nizzas und Savoyens an Frankreich bei England und Preußen fand.

Man fragt den Minister:

„Welches ist der glaubwürdigste Bericht über die Expedition der Tausend?"

„Die Geschichte der Expedition," sagt er, „muß noch geschrieben werden. Man hat einen Bericht darüber geschrieben unter der Leitung oder der Inspiration Türrs; aber derselbe betrifft vorzugsweise die militärischen Operationen und namentlich diejenigen der Brigade, welche Türr befehligte. Guerzoni hat zu viel Fantasie ... Was Garibaldi betrifft, so zeigt er sich in seinem Buche I Mille als einen ziemlich mittelmäßigen Geschichtsschreiber. Er glaubte die Feder handhaben zu können, wie er den Degen handhabte; aber er war nur ein Mann der That.

Man erinnert daran, daß Fürst Bismarck für Garibaldi nicht eben Gefühle einer sehr lebhaften Sympathie hegte. Im Jahr 1871 wollte er nicht, daß derselbe in die Kapitulation eingeschlossen werde.

„Daß ein Franzose," sagte er zu Jules Favre, „die Waffen gegen uns führt, begreife ich; er verteidigt sein Land; er hat das Recht dazu. Aber diesem fremden Abenteurer mit seiner kosmopolitischen Republik und seinem aus allen Höhlen der Welt zusammengerufenen Gesindel kann ich kein Recht zuerkennen."

Mittagessen im Gasthause Cova im Garten.

Wenig Gäste. Die Mailänder sind in ihren Villen von Brianza oder an den Seen.

Abfahrt um 8 Uhr.

In Chiasso ist man schon von der Durchreise Crispis unterrichtet und eine Menge Leute befinden sich am Bahnhof.

Wir plaudern von dem Besuche, den der Minister soeben dem Könige gemacht hat. Der Minister hat die Provinz Coni nicht mehr gesehen, seitdem er im Jahr 1849 dieselbe auf der Reise von Marseille nach Turin, über den Col di Tenda durchreiste. Er war damals unbekannt und verbannt; heute ist er erster Minister, und wo er durchreiste, kamen die Bürgermeister und die Gemeinderäte herbei, um ihn zu begrüßen. Die Leute riefen: „Hoch Crispi! Hoch der monarchische Minister!"

Diese Thalbevölkerungen hegen eine tiefe Ergebenheit für das Königshaus. Ein Bürgermeister sagte zum Minister:

„Excellenz, wir sind hier alle für den König und für das königliche Haus. Wir lieben Sie, weil Sie es gut mit dem König meinen und weil der König Vertrauen zu Ihnen hegt."

In Lugano fragt man den Minister, ob er während seiner Verbannung niemals versucht gewesen sei, sich in dieser kleinen, dem Aeußeren und dem Klima nach so italienischen Stadt niederzulassen, wo so viele andere politisch Verbannte eine Zuflucht gefunden.

„Niemals," sagte er, ohne etwas zur weiteren Erklärung beizufügen.

Lugano war, glauben wir, kein hinreichend lebhafter Mittelpunkt, keine hinreichend große Schaubühne. Crispi brauchte das Leben der Großstädte. Er hat als ganz junger Mensch seine Heimat Ribera verlassen und seitdem stets in bedeutenden Städten gewohnt.

Kurz nach Bellinzona zieht sich der Minister in sein Coupé zurück.

20. August. Bedeckter Himmel am Luzerner und Zuger See. Weiterhin

dichter Nebel. In Basel läßt sich der Konsul Herr Vischer-Sarrasin anmelden und steigt in den Wagen, um den Minister zu begrüßen. Dieser erkundigt sich nach seinem Konsularbezirk. Es befinden sich in demselben gegenwärtig zahlreiche Italiener, die größtenteils der vorübergehenden Emigration angehören: Handlanger, Erdarbeiter, Maurer, Bergleute und so weiter, fast alle bei den bedeutenden Eisenbahnarbeiten verwendet, die Deutschland auf deutschem Boden rings um Basel ausführen läßt, um im Kriegsfalle ohne Verletzung der Schweizer Neutralität operiren zu können.

Crispi macht noch die Bemerkung:

„Besonders, wenn ich Minister bin, halte ich mich streng an die Formen. Als Abgeordneter habe ich mich manchmal hinreißen lassen und bin heftig gewesen . . .“

Man erinnert ihn, daß er sich einmal sehr heftig und sehr hart gegenüber Mancini gezeigt habe.

„Das ist wahr,“ sagte er, „doch liebte ich ihn sehr; er war ein guter und umfassender Kopf und ein goldenes Herz. Ich habe ihn eines Tages daran erinnert, daß er Gedichte zum Lobe der Bourbonen geschrieben . . . Aber ich muß sagen, daß er diese unliebsame Anspielung herausgefordert hat . . . Ich hatte bemerkt, die Souveräne des bourbonischen Hauses von Neapel hätten bei gewissen Gelegenheiten eine königliche Würde zu zeigen und zu bewahren verstanden. Ich glaubte genug zu ihrem Sturze gethan zu haben, um das Recht zu haben, ihnen gegenüber gerecht zu sein . . . Aber Mancini wollte einen oratorischen Effekt haben: seiner Ansicht nach hätte man die Bourbonen, selbst wenn sie es verdienen, nicht ‚in einem der Freiheit gewidmeten Versammlungssaale‘ loben sollen. Er hatte, wie ich glaube, die Lektion verdient.

„Noch ein anderesmal mußte ich Mancini einige etwas lebhafte Bemerkungen machen. Ich hatte beantragt, die Geheimfonds des auswärtigen Amtes auf 500 000 Lire zu erhöhen. Er antwortete, daß ihm 100 000 genügten, und daß er keine herausfordernde Politik treiben wollte. Das war eine Thorheit, und ich gab ihm dies zu verstehen . . . Man macht keine herausfordernde Politik mit etlichen hunderttausend Franken, während man damit verschiedene Staatsbedürfnisse befriedigen kann, für welche die Fonds gegenwärtig unzureichend sind.“

Der Minister verbreitet sich noch weiter über diesen Gegenstand und sagt schließlich:

„Die kaiserliche Regierung verfügt über die Renten des Königs von Hannover. Das ist ein hübsches Geld.“

Wir nehmen die Linie Freiburg-Offenburg.

In Frankfurt steigen wir im neuen Bahnhof aus, einem ungeheuren Bau, dem größten Europas und vielleicht der Welt. Drei ungeheure Eisenwölbungen... Aber „Kopfstation“, was trotz der Ausdehnung des Gebäudes, wie es scheint, ein schwerer Uebelstand im Kriegsfalle werden könnte.

Frankfurt ist festlich geschmückt: überall Guirlanden, Kränze und Fahnen. Der internationale Kongreß für Binnenschiffahrt findet sich hier gerade versammelt.

Der Minister benützt die freien Stunden, die er hat, um im Wagen spazieren zu fahren, und er begibt sich in den Palmengarten mit Herrn A. de Neufville, der ihm dieses Jahr wieder die Honneurs der Stadt macht an Stelle seines gegenwärtig in Italien befindlichen Bruders.

Nachmittags und abends wird gearbeitet. Die bevorstehende Reise Seiner Majestät des Königs in die Romagna flößt Crispi keine Besorgnisse ein. Er zweifelt nicht an der Loyalität der Bevölkerung dieser Provinzen, die zwar heißes Blut und einen raschen Geist, aber einen edlen und ritterlichen Charakter hat.

Seine Majestät hat dem Präfekten von Ravenna telegraphiren lassen: „Wollen Sie der Gesellschaft der Veteranen von 1848 und 1849 sagen, daß ich ihnen für ihren Vorschlag danke, mir als Ehrenwache zu dienen. Der König von Italien hat das vollste Vertrauen zu der Bevölkerung von Ravenna und will keine Wache zwischen seinem Volke und ihm."

Eine des Königs würdige Sprache.

Beim Essen werden in der Unterhaltung verschiedene Gegenstände berührt.

„Der Fürst von Bismarck," sagt der Minister, „spricht im Reichstag manchmal wie ein Gebieter ... so sagte er zum Beispiel: ‚Ich laß mir durch Ihre Majorität nicht imponiren.' Und da man protestirte, erwiderte er: ‚Ich hab' mir nicht durch ganz Europa imponiren lassen, und Sie werden nicht die ersten sein, mir zu imponiren.' Ein Mann mit der Vergangenheit des Fürsten kann eine solche Sprache führen. Es kommen auch hier die Institutionen in Betracht ... Die unsrigen würden eine so unbeschränkte Autorität, wie sie von Seiner Durchlaucht geübt wird, nicht vertragen."

Der Minister fügt lächelnd bei:

„Ich habe niemals etwas annähernd Aehnliches gesagt."

Man hat nicht vergessen, daß zur Zeit der Besetzung von Tunis durch Frankreich im Jahr 1881 Garibaldi in den Blättern ein von Entrüstung schäumendes Schreiben veröffentlichte.

21. August. Abfahrt um 9 Uhr. Der Fürst hat anfragen lassen, wer sich in der Begleitung des Ministers befindet.

Crispi hat Seiner Durchlaucht folgendes Telegramm zugeschickt: „Indem ich Frankfurt verlasse, um Ihrer liebenswürdigen Einladung zu folgen, beeile ich mich, Ihnen sowie der Fürstin den dankbaren Gruß des Gastes und des Freundes zu senden."

Der Fürst hat, wie im Vorjahre, einen Eisenbahnbeamten dem Minister zur Verfügung stellen lassen. Aus besonderer Liebenswürdigkeit wurde dieser unter den Beamten ausgewählt, die als Kenner der italienischen Sprache gelten. Aber er kennt dieselbe nur theoretisch, und, vielleicht sehr stark in der italienischen Syntax und Grammatik, versteht er uns schlecht, und wir verstehen ihn gar nicht. Wir sprechen deutsch mit ihm, aber er ist abgesandt worden, weil man glaubt, er spreche italienisch, und so hält er darauf, italienisch zu antworten, was an jedem Haltorte das Gespräch schwierig macht.

Der wackere Mann erinnert den Minister an einen sizilianischen Baron,

einen Nationalökonomen, oder der sich wenigstens einbildete, es zu sein, den er 1855 in London kennen lernte. Dieser verstand kein Wort von der englischen Sprache, was ihn nicht gegen sich selbst, sondern gegen die Engländer erbitterte.

„Maledetti,“ sagte er, „parlano tutti inglese!“

Crispi verschaffte ihm eine Begegnung mit Robert Owen, dem berühmten englischen Reformator und Sozialisten, „einem heiligen Manne“ und einem wahren Menschenfreunde, dessen Marotte damals war, das Geld abzuschaffen und dasselbe durch Arbeitsscheine zu ersetzen, entsprechend der nach Stunden berechneten Summe geleisteter Arbeit. Es hätte so Scheine für zwei Stunden, für vier Stunden und so weiter gegeben. Der Minister bewahrt noch einige solcher Scheine ... Die Unterredung, die sich aus der Zusammenkunft dieser beiden Originale ergab, war außerordentlich komisch.' Sie verstanden sich nicht bloß nicht, sondern da Owen taub war, so hörte der eine der beiden den andern nicht einmal. Sie schrieen einer stärker als der andere und gestikulirten alle beide, indem Owen sein Hörrohr schwang ...

Der Minister erzählt noch, daß es Robert Owen gelang, 400 Galeerensträflinge in ausgezeichnete Arbeiter umzuwandeln ... Er wollte sein System im großen anwenden und in Amerika eine Kolonie gründen, die er „New Harmony“ nannte. Aber in diesen neuen Verhältnissen scheiterte das Unternehmen. Was im ersten Falle das Wunder bewerkstelligt hatte, war der persönliche Einfluß, den Owen auf jeden einzelnen ausübte, aber bei einer größeren Anzahl von Individuen wurde es ihm unmöglich, denselben auf alle auszuüben ...

Arbeit mit dem Minister. Später plaudert man wieder miteinander. Man spricht von französischen Staatsmännern. Jules Favre war nach Crispis Ansicht ein wahrhafter Freund Italiens. Er war es aus Gefühl oder aus Gefühlsseligkeit, wie er der Freund Polens war, vielleicht auch ein wenig aus Mode; denn in der liberalen französischen Partei „zierte dies seinen Mann“; aber im Grunde liebte er Italien. Er war 1849 der Berichterstatter des Gesetzes über die Expedition von Rom gewesen. Aber er bedauerte, sich zu Gunsten dieses abscheulichen Feldzuges entschieden zu haben, über dessen Endzwecke man ihn getäuscht hatte. Was Thiers betrifft, so bewunderte er die italienische Kunst; er hielt sich für einen Kenner und war es vielleicht auch; aber in politischer Beziehung liebte er uns nicht. Er war immer ein Gegner der Einigung Italiens. Seine Reden im gesetzgebenden Körper von 1865 sind unserer Sache durchaus feindselig. Damals nannte er unsere Fürsten die „Wölfe von Savoyen“.

Der Minister sah Herrn Thiers im Jahre 1847 zu St. Germain, einen Monat vor dem Tode des „Befreiers des Landesgebietes“.

„Nun,“ so fragte ihn der französische Staatsmann, „was macht Ihr König? Geht er immer noch auf die Jagd? Und Neapel, unterwirft es sich der Vorherrschaft Roms?“

So sah Thiers, oder stellte sich wenigstens, als sähe er in Viktor Emanuel, diesem großen und feinen Politiker, nur den Jäger und so ließ ihn seine Unbekanntschaft mit den italienischen Gefühlen an eine Nebenbuhlerschaft unserer

großen Städte und an die Möglichkeit einer Rückkehr zu dem Föderativgedanken Cesare Balbos glauben.

Uebrigens muß man Thiers einen unendlich durchdringenderen politischen Geist zuerkennen als Jules Favre. Er sah klar, indem er uns nicht liebte, wo die Interessen Frankreichs lagen. Es ist gewiß, daß für Frankreich ein geteiltes Deutschland und Italien vorteilhafter war, als ein geeinigtes. Nach der Politik Richelieus, welche auf die Erniedrigung des Hauses Oesterreich abzielte, kam diejenige Ludwigs XIV., welche die Zerstückelung Deutschlands und Italiens und das Vasallentum Spaniens anstrebte. Indem er sich der Einigung Italiens nach Maßgabe seiner Kräfte wiedersetzte, befolgte Thiers also eine durchaus französische Politik.

Thiers hat Napolen III. stets einen Vorwurf aus dem Anteil gemacht, den er an der Einigung genommen. Aber Napoleon konnte dieselbe nicht verhindern: die Einheitsbewegung hatte sich schon lange ebenso wohl in Italien wie in Deutschland ausgesprochen. Aber wollte Napoleon wirklich die italienische Einheit? Das ist die Frage. Nun, was Napolon III. erträumt hatte, das war nicht ein geeinigtes Italien, sondern ein Italien in vier Teilen: ein Königreich Norditalien unter dem Scepter Viktor Emanuels, ein Königreich, das Frankreich als Bollwerk gegen Oesterreich dienen sollte; ein Königreich der beiden Sizilien, auf dessen Thron er einen Murat gewünscht hätte; ein Königreich Etrurien, dessen Krone der Prinz Napoleon getragen hätte, und die Staaten des Papstes. Vielleicht wären aus den vier Teilen fünf geworden, wenn das Königreich der beiden Sizilien in zwei Teile geteilt worden wäre, wie Joachim Murat es vorschlug und Oesterreich im Jahre 1814 es annahm, mit einem Nachkommen Murats in Neapel und einem bourbonischen Prinzen in Sizilien. Hatte Cavour Kenntnis von diesem Plane? Hat man davon in Plombières gesprochen? Man wird dies vielleicht niemals erfahren, da die Dokumente über die Besprechung von Plombières vernichtet worden sind, und derjenige oder diejenigen, welche diesen Punkt der Geschichte aufklären könnten, nicht aufgelegt zu sein scheinen, ihr Geheimnis zu enthüllen. Thatsache ist jedenfalls, daß im Jahre 1859 das vom Prinzen Napoleon befehligte Armeecorps mehr in Toskana als auf dem Kriegsschauplatze operirte, und daß Napoleon III. mehrmals muratistische Umtriebe im Königreich Neapel hervorrief oder hervorrufen ließ.

„Ohne uns," sagte der Minister, „ohne uns, die Revolutionäre, die wir auch und in erster Reihe Unitarier waren, gelang es Murat vielleicht..."

Er erklärt uns das Wort „in erster Reihe".

„Was wir wollten, war die Einheit... Die Regierungsform kam erst in zweiter Reihe... Wir waren Republikaner, weil es damals schien, als könne allein die Republik Italien einigen. Nachdem die Monarchie von Savoyen diesen Zweck erreicht und unser Ideal verwirklicht hatte, mußten wir uns ihr anschließen... Das habe ich denn auch gethan..."

Wenn in Frankreich der Feldzug von 1859 nicht gerade unpopulär war, so kam dies daher, daß der Franzose ein kriegslustiges Temperament hat und

sich aufregen läßt, wenn nur ein Tambour die Trommel schlägt und ein Trompeter in die Trompete stößt. Aber weder der Souverän noch die Nation sahen klar, wohin dieser Krieg sie führen sollte. Was den Soldaten betrifft, so schien er nicht einmal zu wissen, für wen er sich schlagen sollte. Nach Herrn von Beust hatte man bei der Abreise im Lyoner Bahnhof die Leute in den Reihen sogar sagen hören:

„Wir werden diesen Italienern eine Tracht Prügel geben!"

Der Feldzug selbst wurde ohne Ueberlegung geführt, und man hätte schon damals in der Organisation des französischen Heeres einige Fehler wahrnehmen können, die zu den Niederlagen von 1870—71 beitrugen.

England leistete uns einen rein moralischen, aber sehr wertvollen Beistand, indem es 1860 das Prinzip der Nichtintervention zum Siege brachte.

Der Minister spricht von der Rolle Frankreichs in der Geschichte. Die Revolution von 1789 war durch die englische Revolution vorbereitet. Die Bill of the rights von 1689 bereitete die „Erklärung der Menschenrechte" von 1789 vor. Jene erscheint heute noch vielleicht größer als diese. Doch ist das achtzehnte Jahrhundert gewiß das goldene Jahrhundert des französischen Gedankens, und 1789 bezeichnet die Anwendung der Philosophie auf die Welt der Thatsachen.

Frankreich konnte eine große humanitäre Rolle in der Geschichte spielen. Es bedurfte dazu eines Mannes, um die revolutionäre Bewegung in einem humanen Sinne zu lenken: Kollektivitäten vollbringen nur schwer große Dinge. Die Revolution hatte diesen Mann nicht, wenigstens nicht bis zum Erscheinen Napoleon Bonapartes. Sie hätte denselben vielleicht in ihm gefunden, wenn er mit dem Genie den Charakter vereinigt hätte; aber es war in ihm mehr von Cäsar als von Washington. Es hätte eher eines guten als eines genialen Mannes bedurft. Napolon machte die Revolution zuerst seinem Ehrgeize und dann der Oberherrschaft Frankreichs über die anderen Völker dienstbar. Das erste Kaiserreich entwickelte in Frankreich den Militarismus, dessen Sohn der „Chauvinismus" ist ...

Die Ereignisse von 1870—71 hätten für Frankreich eine heilsame Lehre sein können. So traurig und unglücklich sie für dasselbe waren, so hätten sie eine Wohlthat werden können, wenn die dritte Republik verstanden hätte, die Irrtümer, die Frankreich zu solchen Katastrophen geführt, zu verleugnen, den Bestrebungen nach politischer und militärischer Suprematie, die seit Jahrhunderten so viel Blutvergießen in Europa verursacht, zu entsagen, nach der moralischen und intellektuellen, literarischen und wissenschaftlichen Führerschaft zu streben und den Völkern mit sozialen Reformen voranzugehen. Aber die Idee der Revanche herrscht leider in allen Köpfen ...

Es sind die Regierungen, welche die Völker machen. Manchmal genügt ein Mann ... Aber diese von der Vorsehung auserlesenen Männer sind selten. Die Stunde, in der sie am nötigsten wären, vergeht manchmal, ohne daß sie sich zeigen.

Das Gespräch geht fort, untermischt mit Lesen und stillen Betrachtungen, ganz wie es der Zufall bringt.

Betrachtungen über die Türkei. Es wird bemerkt, daß die ottomanische Rasse von den Orten verschwindet, wo sie nicht mehr die politische Suprematie hat: sie zieht sich zurück...

Man hat mehrmals Anschläge gegen das Leben des Fürsten von Bismarck unternommen. Der Minister erinnert sich, gehört zu haben, der Kanzler habe während mehrerer Jahre nur solche Gerichte angerührt, die unter den Augen einer Vertrauensperson bereitet und vorher von andern versucht worden waren. Im Jahre 1877 übte die Fürstin die sorgfältigste Aufsicht um seine Person und bereitete mit eigenen Händen die Getränke, die er zu sich nehmen sollte...

Von Lüneburg nach Büchen wird uns, wie im Vorjahre, liebenswürdigerweise ein Sonderzug zur Verfügung gestellt.

Aufenthalt in Büchen; wir erwarten die Ankunft des direkten Zugs von Berlin im nämlichen Zimmer, wo wir vor einem Jahre die Bekanntschaft des Grafen Herbert machten. Dieses Jahr werden wir den jungen Minister nicht sehen; er hat einen sechswöchentlichen Urlaub und erholt sich in einem Badeorte von den Anstrengungen seiner neulichen Reise nach St. Petersburg.

In Friedrichsruh besetzt die Menge den Perron des Bahnhofs. Viele Neugierige sind aus Hamburg gekommen.

Der Minister schickt sich an, den Wagen zu verlassen, als die Thüre aufgeht und man anmelden hört: „Seine Durchlaucht!"

In der That tritt der Fürst vor und nimmt den Hut ab. Der Minister steigt aus und grüßt gleichfalls. Die beiden Staatsmänner drücken sich herzlich die Hand und erkundigen sich nach ihrem Befinden.

Im Augenblick, da der Kanzler und der Minister Arm in Arm dem Ausgange zugehen, erschallt ein dreifaches Hoch und Hurra und wiederholte Rufe: „Evviva l'Italia! Evviva Crispi!"

Die Menge scheint viel zahlreicher zu sein als im letzten Jahre. Sie drängt sich um den Kanzler und den Minister, die nur mit Mühe zu ihren Wagen kommen. Die Hoch- und Hurrarufe begleiten sie noch zum Gitterthor des Parks hinein.

Während dieser Huldigungen hat Seine Durchlaucht dem Minister einen Herrn vorgestellt, der ihn begleitet: es ist der Graf von Rantzau, Schwiegersohn Seiner Durchlaucht.

Im ersten Salon treten drei hübsche Kinder, von denen das älteste zehn, das jüngste fünf Jahre zählen mag, weiß und blau gekleidet vor den Minister und sagen zu ihm auf Italienisch:

„Buona sera, signore. Ha fatto buon viaggio?"

Es sind die Enkel des Fürsten, die Kinder des Grafen und der Gräfin von Rantzau.

Die Gräfin ist bei ihren Söhnen. Sie empfängt den Minister mit großer Liebenswürdigkeit und drückt ihm das Bedauern der Fürstin, ihrer Mutter, aus, dieses Jahr Seiner Excellenz nicht selbst die Honneurs von Friedrichsruh machen zu können. Die Fürstin weilt gegenwärtig in den Bädern von Homburg.

Man spricht von den Trauerfällen des Jahres: vom alten Kaiser Wilhelm dem Siegreichen, der, reich an Jahren und Ruhm, dahingegangen; vom Kaiser Friedrich, dieser edlen Persönlichkeit, die so früh vom Schauplatze verschwunden...

„Wir wissen," sagt der Fürst, „daß die Gefühle der Italiener, von ihrem erhabenen Königspaare an bis herab zum niedrigsten Manne, dieselben gewesen wie die unsrigen ... Unsere Herzen haben im Vereine geschlagen ... Wir sind gerührt gewesen durch die Sympathiebezeugungen, die uns aus Italien kamen."

Wir halten uns lange bei diesen traurigen Betrachtungen auf.

Wir fragen die Gräfin von Rantzau:

„Nicht wahr, die Gesundheit Seiner Durchlaucht hat doch glücklicherweise nicht unter den Erschütterungen dieses furchtbaren Jahres gelitten?"

„Nein, Gott sei Dank, mein Vater befindet sich wohl ..."

Man hat aber versichert, daß der Kanzler seit dem Tode des alten Kaisers keinen einzigen Abend zu Bette gegangen sei, ohne irgend einen Grund zu Besorgnissen zu haben.

„Seit einem Vierteljahrhundert," sagt der Fürst, „habe ich nicht vierundzwanzig Stunden Urlaub genommen ..."

Im Speisesaal erwartet uns ein Souper dinatoire.

Man spricht von den Stunden der Mahlzeit. Einer erinnert an den französischen Satz: „Um sechs Uhr aufstehen, um zehn Uhr speisen, um sechs Uhr zu Nacht essen, um zehn Uhr schlafen gehen, das läßt den Menschen zehnmal zehn Jahre alt werden."

„Während meines Lebens," bemerkt der Fürst, „habe ich nach und nach die Stunde des Mittagsmahls von vier auf fünf, von fünf auf sechs, von sechs auf sieben, von sieben auf acht Uhr zurückschieben sehen."

Die Unterhaltung kommt sodann auf Italien, dessen Norden die Gräfin kennt.

Der Fürst rühmt die Nüchternheit der Südländer.

„Die Italiener erzeugen ausgezeichnete Weine und trinken sehr wenig, besonders die Italiener des Südens. Die Ungarn ebenso ... sie haben schon Feuer im Blute. Wir anderen Leute des Nordens, wir haben von Zeit zu Zeit ein wenig künstliche Aufregung nötig."

Seine Durchlaucht bemerkt noch lächelnd:

„In Frankreich sagt man ‚Betrunken wie ein Schweizer' ... die Nordländer sind häufig in diesem Punkte schweizerisch."

Mit der achtungsvollen Vertraulichkeit, die ihm der Fürst gerne gestattet, bemerkt einer von uns:

„Entschuldigen Durchlaucht, man sagt in Frankreich: ‚Trinken wie ein Schweizer' und ‚betrunken wie ein Pole' ... das ist ein Vorzug der Schweizer, denn wenn sie trinken, so vertragen sie auch den Wein."

Der Fürst gibt dem Unterbrechenden recht.

„Ja, ja: ‚trinken wie ein Schweizer', und wir fühlen uns ganz als Brüder der Schweizer ..."

Man bemerkt, daß die Polen im Rausche großen Lärm machen, woher der deutsche Ausdruck: „eine polnische Wirtschaft“.

Der Fürst dankt noch dem Minister für die ausgezeichneten Weine, die er von ihm im Laufe des Jahres erhalten.

„Von den Weinen, die Sie mir geschickt haben, ist der Claret derjenige, den ich vorziehe; der Muskatwein von Syrakus ist eher, wie Sie uns gesagt haben, ein Damenwein .... meine Frau ist davon entzückt.“

Man spricht wieder von der Fürstin ... Der Aufenthalt im Homburg bekommt ihr im ganzen gut. Homburg ist ein reizender Ort; unglücklicherweise ist es in diesem Jahre regnerisch, was der Kur schadet, was aber nicht verhindert, daß Homburg sehr besucht ist. Der Prinz von Wales hält sich gegenwärtig dort auf: der Erbe der englischen Krone kommt beinahe jedes Jahr hin und trägt zum Aufschwung dieses Badeortes bei. Er zieht immer einen Schwarm Amerikaner, jüdischer Barone und kosmopolitischer Snobs an.

Wie kam man dazu, von Garibaldi zu sprechen?

Der Fürst verhehlt nicht, daß ihm der italienische Held wenig Sympathie einflöße.

Crispi sagt:

„Er war ein tapferer Soldat, ein Löwe auf dem Schlachtfeld; er war auch ein vortrefflicher General und außerordentlich findig in der Aktion ... Aber als Politiker und Parlamentarier hatte er weniger Wert ... Erinnern Sie sich, Durchlaucht, seiner Haltung nach dem französischen Feldzug?“

„Die Franzosen haben ihm gut heimgezahlt ... Die Versammlung von Bordeaux hat ihn verspottet.“

Beim Nachtisch bewundern wir herrliche Früchte und fragen, ob dieselben, wie im vergangenen Jahre, aus den Rheinprovinzen kommen.

„Nein, diese sind von Homburg,“ sagt die Gräfin.

„Wir sahen in Italien selten Früchte von solcher Schönheit ...“

„Sie helfen der Natur nicht genügend nach ... Die Vorsehung ist sehr gütig gegen Sie gewesen: Sie sind an ihre Wohlthaten gewöhnt und lassen es dabei bewenden ... Bei uns sucht die Industrie zu ersetzen, was uns fehlt: die Wärme; das Klima wäre geneigt, uns die Früchte zu versagen: wir fordern sie von der Arbeit ... Findet man nicht in Belgien und Holland die schönsten Blumen der Welt?“

„Sehen Sie zum Beispiel, was wir von Italien haben,“ sagt die Gräfin, indem sie Pfirsiche mit glatter Schale zeigt. „Wie nennen Sie diese Früchte?“

Zu unserer großen Verlegenheit finden wir nur einen Dialektnamen.

„In Piemont nennen wir sie persi patanü: nackte Pfirsiche.“

Der Fürst wendet ein:

„Nennt man sie nicht brignoni?“

Wir erinnern uns, daß dies in Wirklichkeit der Name ist, den man ihnen gewöhnlich gibt.

Man spricht von Bordeauxweinen, und Seine Durchlaucht bemerkt scherzend:

„Die Engländer vereinfachen die Dinge. Für sie setzt sich der menschliche Körper nur aus vier oder fünf Teilen zusammen ... wenigstens erwähnen sie nur so viele ... Alle Bordeauxweine sind für sie ‚Claret‘ und alle Rheinweine ‚Hoch‘.“

Er fragt den Minister:

„Ist der Wein von Syrakus, den Sie mir zum Geschenke gemacht haben, aus Ihren Gütern?“

„Nein.“

„Aber Sie haben Weingärten?“

„Ja, ich habe deren ... und namentlich werde ich haben. Der Wein, den Sie erhalten haben und der nur eine Probe sein soll, kommt von einer mir bekannten Kultur eines meiner Freunde, die, wie ich weiß, großen Anklang findet.“

Ein Diener erscheint, um anzumelden, daß das Feuerwerk beginnen wird.

„Das findet zu Ihren Ehren statt, Excellenz. Haben Sie die Güte, sich dem Volke zu zeigen, welches Sie feiern will ...“

„... Wer den Freund des Fürsten feiert ...“

Der Graf von Rantzau bietet Cigarren an. Der Fürst nimmt seine Pfeife.

Wir gehen hinaus ... Das Feuerwerk soll bei der Eisenbahn abgebrannt werden. Der Minister reicht der Gräfin von Rantzau den Arm.

Der Regen hat aufgehört, aber das Feuerwerk hat ein wenig davon gelitten.

„Sie dürfen nur auf die Absicht schauen,“ sagt der Fürst, „es sind Hamburger, die eigens hiezu gekommen sind ...“

Der Fürst ist erkannt worden. Feurige Hochrufe erschallen und setzen sich fort.

Seine Durchlaucht macht einige Schritte gegen die Menge und sagt mit lauter Stimme:

„Es lebe der Minister Crispi!“

Zahlreiche Stimmen antworten.

„Er lebe! Evviva!“

Das Feuer erlischt und die Menge entfernt sich unter Absingen der deutschen Nationalhymne.

Man spricht von der verhältnismäßig milden Temperatur, die man genießt. Das Thermometer zeigte heute 12 Grad Réaumur, während es gestern nicht über 4 Grad gestiegen war.

„Es ist die Temperatur von Rom im Monat Januar, bei schlechtem Wetter.“

Im Salon nimmt der Fürst seinen gewohnten Platz ein, nachdem er Seiner Excellenz Herrn Crispi einen Sessel in seiner Nähe angeboten hat.

Der Fürst erklärt die Wirkung des Tabaks auf seinen Organismus. Dieselbe ist doppelter Art. Zunächst wirkt der Tabak narkotisch und beruhigt seine Nerven. In der That ist der Kanzler nervöser, wenn er weniger raucht ... Dann ist das Ein- und Ausatmen des Rauches an und für sich von mechanisch beruhigender Wirkung: man betrachtet unwillkürlich den Rauch; das zerstreut. In der Unterhaltung, während man von Geschäften spricht, gewinnt man dadurch Zeit zu überlegen ...

„Wie könnte man sich übrigens auch vom Zorne fortreißen lassen, wenn man ein Instrument wie dieses in der Hand hält?"

Die Pfeife, welche der Fürst in der Hand hat, ist ungefähr einen Meter lang. Er drückt den Tabak im Pfeifenkopf mit einem Holzstab ad hoc zusammen, manchmal auch mit einem von den Bleistiften, die im Bereiche seiner Hand liegen.

In einer Ecke des Salons spricht Frau von Rantzau von Musik, von neapolitanischen Liedern, von Künsten und von Freunden und Bekannten, die sie in Italien hat ... Die Gräfin singt und spielt Klavier, aber sie singt nur gerne für ihren Vater oder ihren Gatten. Sie kennt unsere Liederkomponisten: Tosti, Rotoli, Costa, Denza ... In Bezug auf diesen letzteren fragt sie, was die Worte: Funiculi-Funiculà besagen wollen.

In der Umgebung des Fürsten spricht man von Napoleon III.

„Es fehlte ihm nicht an Intelligenz, aber seine Intelligenz entbehrte der Schärfe ... Er besaß eine große Macht: einen unerschütterlichen Glauben an sich selbst, an „seinen Stern"! ... Er traute sich alles zu ... er brütete in seinem Innern über den phantastischsten Plänen. Eines Tages fragte er mich: ‚Was würden Sie thun, wenn wir in Belgien eindringen würden? Würden Sie uns den Krieg erklären?‘ Ich antwortete: ‚Nein ... vielleicht nicht.‘ — ‚Aber was würden Sie thun?‘ — ‚Nun,‘ antwortete ich, ‚wir würden unser Belgien anderwärts suchen.‘"

„Morny," sagte Crispi, „hatte mehr Geist als sein Bruder, der Kaiser. Aber ihre Intelligenz stand auf derselben Stufe und ihre Züge glichen sich auch ..."

„Morny war ein schönerer Mann als Napoleon III."

„Louis Napoleon," sagte der Minister, „verdankte Morny seinen Kaiserthron. Dieser war der thatsächliche Urheber des Staatsstreiches, in Gemeinschaft mit St. Arnault ... Maupas war nur der Lepidus dieses Triumvirats ... während der Nacht des zweiten Dezembers verlor Napoleon den Kopf ... er hing immer an Mornys Rockschößen und that nichts aus eigenem Antriebe ... Morny verlor endlich die Geduld und sagte zu ihm: ‚Leg' Dich schlafen.‘"

Der Fürst fährt fort:

„Die einzigen Männer des zweiten Kaiserreichs von größerer Bedeutung waren Morny, Drouyn de Lhuys und Thouvenel ..."

„Ja," sagte Crispi, „und nach Morny begann es bergab zu gehen ... Der Tod beraubte den Kaiser eines ergebenen Ratgebers, der ebenso vorsichtig geworden, als er zuvor kühn gewesen war ...

„Er besaß ein gewisses distinguirtes Wesen ... er war Genußmensch gewesen.

„Er ist es bis zu seinem Ende geblieben.

„Sein Verhältnis mit Frau Le Hon war in ganz Paris bekannt und dauerte bis zu seiner Verheiratung. Das kleine Haus, in dem er als Junggeselle lebte und das sich neben demjenigen der Gräfin befand, wurde ‚die Hütte Fidèles‘ (niche à Fidèle) genannt. Der Wahlspruch seines Lebens war: ‚Kurz,

aber gut' ... Drouyn de Lhuys und Thouvenel taugten jedenfalls mehr als ihre Nachfolger. Da war auch noch Lavallette ..."

„Derjenige, nicht wahr, der Botschafter in Konstantinopel und Minister war? ... er hatte gute Eigenschaften. Er war nicht ohne einen gewissen Geist. Zudem hatte er ein gutes Benehmen ... Er war, als ich ihn kennen lernte, ein kleiner alter Mann mit weißen Haaren, der etwas auf Eleganz hielt."

„Diejenigen, die nachher kamen, waren zum größten Teil armselige Menschen ... Rouher zum Beispiel ... Und der Mann mit dem leichten Herzen ..."

„Sie besaßen, einer wie der andere, eine gewisse Redegewandtheit, jene Beredsamkeit, wie sie selten den Franzosen fehlt. Die Beredsamkeit Rouhers war schwerfälliger, diejenige Olliviers literarischer ... Aber sie bildeten sich ein, um ein Staatsmann zu sein, genüge es, sprechen zu können ..."

„Der Redner, oder derjenige, der es sein will, ist nur selten auch ein Staatsmann ... er bringt der Form zu große Opfer ... Hat Eure Durchlaucht das Buch Emil Olliviers über das Papsttum gelesen? Das ist von einer Unbedeutendheit! ..."

„Nein, ich habe es nicht gelesen ... glücklicherweise. Ich empfing vor einigen Jahren einen Brief von Emil Ollivier. Er schrieb mir, ich weiß nicht mehr aus welchem Anlaß, um mir in einer Form, die mir nicht zusagte, Vorstellungen zu machen. Ich antwortete ihm in ziemlich trockener und wenig verbindlicher Weise, und unser Briefwechsel hatte damit ein Ende. Ich schrieb ihm einfach: ‚Mein Herr, wenn ich in meinem Leben das Unglück gehabt hätte, mein Vaterland so schwer zu schädigen wie Sie das Ihrige, so würde ich glauben, nicht lange genug mehr leben zu können, um zu Gott um Verzeihung zu beten' ... so oder ähnlich."

„Und Gramont?"

Der Fürst scheint nachzudenken:

„Er war ein guter Jäger ... Er hätte sich töten lassen sollen, dieser Mann! ... mit seiner Taille und seiner Gestalt wäre er 1870 in einer Kürassier-Eskadron an seinem Platz gewesen ... Das Kaiserreich hatte jedoch einen Mann von Talent, selbst in seinem Verfalle. Aber es wußte sich desselben nicht zu bedienen ... er war Journalist und Deputirter gewesen ... er hatte auch irgend einen schlimmen Prozeß ... Warten Sie ... es war etwas von Camille in seinem Namen ... Du Camille oder so etwas Aehnliches ... Ah! ich hab's: Clement Duvernois. Ich hatte 1871 mit ihm zu thun: ich verhandelte über den Frieden mit Thiers und Favre einerseits und anderseits mit der Kaiserin durch Vermittlung von Duvernois. Einmal, da Thiers Umstände machte und sich gegen ‚Zumutungen' wie er es nannte, auflehnte, sagte ich zu ihm: ‚Wir haben in Deutschland eine französische Armee von 200,000 Mann Gefangenen ... was würden Sie sagen, wenn ich den Frieden mit Kaiser Napoleon unterzeichnete und ihm seine 200,000 Soldaten, die bei uns sind, zurückschickte? Was würde aus Ihrer Republik?' Er machte einen Sprung: ‚Das würden Sie nicht thun!' — ‚Warum nicht? Die Republik ist nicht anerkannt ... Der Kaiser ist für uns

noch der legitime Souverän Frankreichs ...' Thiers überlegte. Nach diesem Vorschlag wurde er fügsamer ... Aber wir sprachen von Duvernois. Kaum waren wir über die Friedensbedingungen mit Thiers übereingekommen, kam Duvernois mit den Zugeständnissen der Kaiserin ... auch die Kaiserin hatte darauf bestanden, keinen Fußbreit Gebiet abzulassen ... sie gab endlich nach, aber zu spät ..."

Man spricht von den beiden Kriegen 1866 und 1870—71. Der Fürst bestätigt, was er schon im vorigen Jahre gesagt hatte. Der Krieg von 1866, den man „den deutschen Bruderkrieg" genannt hat, war eine schmerzliche Notwendigkeit, aber eine Notwendigkeit. Wie einmal die österreichische Politik beschaffen war, war Deutschland „zu eng" für Oesterreich und Preußen, wie Bismarck in dem berühmten Privatbriefe über die politische Lage Preußens, am 26. April 1856, sagte, jenem Briefe, der unter dem Namen „Meisterbericht" bekannt ist. Den Krieg von 1870—71 hat Preußen nicht gewollt.

„Wir waren auf denselben vorbereitet ... Da wir die Franzosen kannten, wußten wir alle, daß der Krieg eines Tages unvermeidlich würde ... Sie hatten die Russen in der Krim, die Oesterreicher in Italien geschlagen. An uns mußte jetzt die Reihe kommen. Der Krieg am Rhein war vom Schicksal beschlossen, um so mehr, als wir Sieger bei Sadowa geblieben waren ... Im Jahre 1867, als ich mit dem Könige, meinem Herrn, bei Gelegenheit der Ausstellung in Paris war, lernte ich einen Marschall von Frankreich kennen — Vaillant oder Randon glaube ich ... er war Gouverneur von Paris. Wir plauderten. Er sagte mir: ‚Wir werden eines Tages die Bajonette kreuzen.' — ‚Gut! ... wenn Sie darauf bestehen ... aber, wenn ich fragen darf, warum?' — ‚Weil wir Hähne sind und weil ein Hahn es nicht gerne hat, wenn ein anderer Hahn lauter kräht als er. Bei Sadowa habt ihr zu laut gekräht ...'"

In der Gesellschaft spricht man vom französischen Charakter. Gallien erhielt eine „Infusion" lateinischen Blutes durch die römische Herrschaft, eine andere „Infusion" germanischen Blutes durch die fränkische Eroberung ... aber der Grund der Nation blieb gallisch. Als unter der Schreckensherrschaft der Scharfrichter die Köpfe mähte, war es vorzugsweise der kleine Rest germanischen Blutes in Frankreich, der vergossen wurde ... Der Adel, der wahre Adel, stammte von den Eroberern ab ... das Emporkommen der Demokratie ist das Emporkommen des gallischen Elementes zur Macht."

„Haben Sie Floquet gekannt?"

„Nein ... Im Jahre 1867 ließ ich mir in einem Café den kleinen Herrn zeigen, welcher die Unhöflichkeit begangen hatte, die Ihnen bekannt ist ... und dabei ließ ich es bewenden."

Man spricht in offiziellen Kreisen schon von einer Reise, welche der junge Kaiser und König Wilhelm II. demnächst mit der Kaiserin und Königin nach Rom unternehmen soll, um dort den König und die Königin von Italien zu besuchen.

Der Minister fragt den Fürsten, ob er seinen jungen Souverän nicht begleiten werde.

„Seit vielen Jahren," sagt der Fürst, „schlafe ich nicht mehr außer dem Hause ... wenn ich mein gewohntes Bett nicht habe, kann ich nicht mehr schlafen ... In meinem Alter kann man seine Gewohnheiten nicht mehr ändern .... wenn ich reise, habe ich meinen Waggon, und man stellt mein Bett hinein ..."

„Wir werden es auch so machen, Durchlaucht. Sie werden bei uns dieselbe Pflege, dieselbe Fürsorge finden, die Sie auf dem Boden des deutschen Reiches umgibt ..."

„Ich zweifle nicht daran ... aber das hängt nicht von mir ab ... der Kaiser müßte mich einladen, ihn zu begleiten. Ich kann nicht zu Seiner Majestät sagen: ‚Da bin ich, ich reise mit Ihnen ...' Und so gnädig sich der Kaiser auch gegen mich zeigt, bezweifle ich, daß er mich einladen wird ... Es ist sogar eine Rücksicht Seiner Majestät für mein Alter ... Als neulich der Kaiser nach St. Petersburg abreiste, sagte Seine Majestät zu mir: ‚Ich nehme Herbert mit mir ...' Damit wollte er mir andeuten: ‚Sie werden bleiben.' Das ist übrigens ganz natürlich: Herbert stimmt im Charakter und Geschmack besser mit Seiner Majestät überein. Der Kaiser ist dreißig und Herbert achtunddreißig Jahre alt... ich zähle vierundsiebenzig."

„Wir hätten Ihnen große Huldigungen dargebracht, mein Fürst," sagte einer.

„Das wäre ein Unrecht gewesen ... In Gegenwart des Souveräns soll der Unterthan, wer er auch sein mag, zurücktreten und verschwinden. Als ich weiland Kaiser Wilhelm begleitete, wurden mir niemals persönliche Huldigungen dargebracht, ohne daß er errötet wäre. Und doch kannte er mich ... Er wußte, daß ich nichts that, um sie mir zuzuwenden ... Und ihm hat es in seinem langen Leben nicht an Huldigungen gefehlt ..."

Die Diener serviren Thee und Erfrischungen. Um elf Uhr bittet Graf von Rantzau Seine Excellenz um die Erlaubnis, das Zeichen zum Aufbruch geben zu dürfen. Es ist die Stunde, zu welcher sich der Fürst gewöhnlich zurückzieht.

22. August. — Es regnet.

Das erste Frühstück war auf den Zimmern servirt worden. Der Minister hat eine etwas unruhige Nacht zugebracht, vermutlich infolge des Thees, den er des Abends nicht zu nehmen gewohnt ist. Auch der Fürst hat nicht gut geschlafen und ist spät aufgestanden.

Zwiegespräch des Ministers mit dem Kanzler. — Arbeit.

Gegen elf Uhr meldet man uns, daß sich am Gitter des Parks ein Individuum gezeigt habe, welches Seine Excellenz Herrn Crispi zu sprechen wünsche. Wir wissen nicht, wer es ist, aber sicher fehlt es dem Herrn an Takt: der Minister kann als Gast eines Hauses nicht nach Belieben empfangen. Er ist denn auch abgewiesen worden. Später erfuhren wir, daß es der Korrespondent einer radikalen italienischen Zeitung war.

Der Minister erzählt, daß heute morgen, als der Fürst sich melden ließ, um ihn zu besuchen, sein Kammerdiener, welcher erst seit kurzem bei ihm bedienstet sei, in seiner Verlegenheit Seine Durchlaucht nicht anders zu melden wußte, als: „Eccelenza, ecco Bismarck!“

An demselben Vormittag kommt der Graf de Launay an, welchen Graf von Rantzau an der Bahn abgeholt hat. Man hat behauptet, daß unser Botschafter „sich etwas Blond im Schnurrbart und etwas Blondes in seiner ganzen Person bewahrt habe.“

Um 1 Uhr Luncheon. Gesalzener Fisch, der zur täglichen Nahrung des Fürsten gehört, Eier, Kotelettes, Aepfel nach englischer Art, neue Erdäpfel, warmer und kalter Schinken, Butter. Ausgezeichneter Medoc.

Der Graf von Rantzau sagt:

„Ich weiß nicht, was die Franzosen ohne Ihre Weine thun würden. Sie brauchen dieselben notwendig zum Verschneiden, die spanischen und portugiesischen Weine eignen sich nicht so wie die Ihrigen zu Mischungen, welche aus ihnen St. Emilion oder St. Julien machen.“

Man spricht von Stunden, Meridianen, Längegraden.

Welcher Zeitunterschied ist zwischen Berlin und Paris? Zwischen Berlin und Wien? Zwischen Berlin und Rom?

Bei diesen beiden letztgenannten Städten muß der Unterschied des Längengrades ein minimaler sein.

Ein Atlas, dessen Platz bei einem der Fenster des Eßzimmers zu sein scheint, gibt uns Gewißheit darüber. Es ist Andrees Handatlas, welchen wir auch, von jetzt ab, zum Gebrauch annehmen werden. Es ist, um sich schneller zu verständigen, gut, wenn man auf denselben Grundlagen argumentirt.

Die Unterhaltung wird dann auf die französische Presse gelenkt und auf die systematischen Angriffe derselben gegen den Fürsten und Herrn Crispi.

„Ich glaubte immer,“ sagte der Fürst, „ich sei der bestgehaßte Mann meiner Zeit; aber ich habe mich vielleicht einer Ueberhebung schuldig gemacht, da Eure Excellenz mir eine ernstliche Konkurrenz macht.“

„Wir sind gewiß,“ antwortet der Minister, „die zwei Männer, welche die Franzosen am meisten verabscheuen, doch ist zwischen uns beiden folgender Unterschied: im Laufe der Begebenheiten waren Sie dazu bestimmt, Frankreich Böses zuzufügen, während ich für mein Teil noch immer dabei bin, mich zu fragen, was mir den Haß der Franzosen zugezogen hat und welcher Thatsache ich den Ruf eines Gallophoben verdanke.“

Der Fürst scheint nachzudenken.

„Im französischen Charakter,“ beginnt er ...

Er hält inne und wendet sich zu seiner Tochter:

„... ich bitte um Verzeihung, meine Gnädige ...“

Dann fährt er fort:

„... Im französischen Charakter liegt etwas Weibliches ... Die Frauen haben zwei Waffen, deren sie sich bis zur Vollkommenheit bedienen: die Zunge

und die Nägel ... Ich weiß nicht, wie es um die Nägel steht ... Aber die Franzosen bedienen sich gerne der Zunge und ihres Aequivalents, der Feder. Sie zeichnen sich aus im Spott, in übler Nachrede, in der Verleumdung — welche einer ihrer besten Geister empfahl: derjenige, der ihren leichten und glänzenden Geist am besten verkörperte und von der Verleumdung sagte, daß immer etwas von ihr zurückbleibe. Sie haben mich auf jede Weise angegriffen, selbst in meinem Privatleben, wobei sie nur erfinden konnten, da sie nichts auszusetzen fanden ... Sie hätten mich gern als ein verlorenes Wesen hingestellt, als einen sittenlosen Menschen, als einen wilden Menschenfresser, der stets bereit ist, kleine Kinder aufzuessen ..."

Man spricht über einige französische Journale und Journalisten. Der Name einer sogenannten Schriftstellerin und Politikerin wird genannt.

„Ach, die da ..." sagt der Fürst. — —

Die Frauen, die sich mit Politik beschäftigen, sind schon auf das Tapet gebracht worden. Sie erscheinen wieder auf demselben.

Man spricht von einer Frau X., die, um irgend etwas zu bekräftigen, sagte: „Auf meine Ehre ..."

Wie es scheint, hat man in den diplomatischen Kreisen den Ausdruck etwas gewagt gefunden.

Im allgemeinen sprechend sagt der Fürst:

„Ich liebe die Frauen nicht, die sich in Politik einmischen. Ihr Einfluß ist schwer zu bekämpfen. Nichts ist schlimmer für einen Staatsmann als die außerministeriellen Einflüsse und unter diesen nichts furchtbarer als die Einflüsse des Alkovens, die man nicht fassen und nicht kontrolliren kann."

Der Fürst läßt sich ein Gläschen Cognac einschenken.

„Absente medico", sagt er, „nihil nocet." Und er erklärt das Wort.

„Zu Ehren Seiner Excellenz Herrn Crispi bin ich heute ausgelassen ... Außerdem ist Schweninger nicht da."

Vom Tisch aufstehend bemerken wir in einem der Salons eine Menge Geschenke, Blumensträuße und so weiter. Gestern, am 21., war der Geburtstag der Gräfin von Rantzau. Man hat die Kinder zu gleicher Zeit wie die Mutter gefeiert, denn wir sehen Spielzeug. Wir bringen der Gräfin unsere Glückwünsche dar, die, wenn auch verspätet, doch nicht weniger aufrichtig sind.

Der Fürst zieht sich zurück und will ein wenig ausruhen. Stelldichein ist uns für vier Uhr zu einem Spaziergang im Walde gegeben.

Der Minister verbringt die zwei Stunden bei der Arbeit.

Auch diesmal zeigt sich, als die Stunde zum Spaziergange kam, daß Seine Excellenz einen etwas leichten Paletot trägt. Der Fürst prüft den Stoff desselben.

„Nehmen Sie sich in acht! ... Der gibt nicht warm genug ... Ich werde Ihnen wieder meinen Soldatenmantel von 1870 leihen."

Da die Anekdote vom vorigen Jahre bekannt geworden war, so hat dieser

berühmte Kriegsmantel den italienischen Karikaturenblättern Stoff zu vielen mehr oder weniger geistreichen und geschmackvollen Späßen gegeben.

Glücklicherweise bringt ein Diener den Pelz des Ministers ... Der Kriegsmantel von 1870 bleibt in der Garderobe.

Wie es scheint, hatte sich das Gerücht verbreitet, die beiden Staatsmänner wären des Nachmittags ausgefahren. Bei ihrer Rückkehr haben sich Gruppen von Neugierigen in der Umgebung des Eingangsthores gesammelt und empfangen sie mit Hurrarufen. Die Menge läuft hinter dem Wagen her unter Hochrufen und Hüteschwenken; sie möchte den Eingang erzwingen und dem Wagen in den Park nachfolgen, aber sie wird von einigen Wächtern zurückgehalten, deren Anwesenheit man bisher nicht bemerkt hatte.

Der Spaziergang war angenehm, aber die Spaziergänger hofften den Hirschen zu begegnen, die sich nicht sehen ließen.

„Es ist," sagt der Fürst, „der Anblick dieses großen Jägers von Rantzau, was sie erschreckt hat."

Im Wald hat jede Straße und jeder Pfad einen Namen.

Was den Namen des Ortes Friedrichsruh, die Ruhe Friedrichs, betrifft, so rührt er von einem Herzog von Lauenburg her, welcher vor drei Jahrhunderten lebte. Dieser Fürst ließ eine Art von Schloß oder Jagdpavillon bauen, der heute noch vorhanden ist und sich im Herzen des Waldes befindet, eine Viertelstunde oder zwanzig Minuten von dem Hause entfernt, das der Kanzler bewohnt. Dieser Bau dient heute dem Domänenverwalter als Wohnung.

Im Walde befindet sich auch eine Sägemühle. Man macht dort Würfel aus Fichtenholz, die zum Pflastern dienen. Die Arbeiter haben ihre Wohnungen im Sachsenwalde selbst.

Bekanntlich ist der Fürst ein intelligenter und glücklicher Industrieller. Varzin verdankt ihm sein Gedeihen. Dieser Ort war fast unbekannt, als er 1867 das Schloß daselbst kaufte. Der Name desselben figurirte nicht einmal auf den Karten. Heute ist Varzin, dank Seiner Durchlaucht, ein industrielles Zentrum ...

Gespräch mit dem Grafen von Rantzau. Wir sagen ihm, — er wußte es übrigens, — wie beliebt Kaiser Friedrich in Italien war, wie glücklich wir über die Freundschaft waren, die ihn mit unseren Souveränen verband. Wir erinnern an zwei bezeichnende Anekdoten, die jedermann in Italien kennt. Auf einem Balle, der aus Anlaß der Vermählung des Prinzen von Piemont und der Prinzessin Margarethe von Savoyen gegeben wurde, machte ein Sporn einen Riß in die Schleppe Ihrer Hoheit: Prinz Friedrich kniete nieder, schnitt mit Anmut das Stück Stoff ab und steckte es sich ins Knopfloch ... Am 17. Januar des Jahres 1878, als König Humbert, zum Quirinal zurückgekehrt, nachdem er die Leiche seines glorreichen Vaters zum Pantheon begleitet hatte, durch die Zurufe der Menge genötigt wurde, sich auf dem Balkon des Palastes mit der Königin und dem jungen Kronprinzen zu zeigen, hob Prinz Friedrich, der an der Seite seines Freundes stand, in seinen Armen das königliche Kind empor und zeigte dasselbe dem begeisterten Volke unter den tausendfach wiederholten Rufen: „Evviva la

Germania! Evviva l'Italia!" Von diesem Augenblick an lebte das Bündnis in den Herzen . . .

Der Graf von Rantzau durfte den Kaiser Friedrich zehn Tage vor seinem Tode sehen. Seine hohe Gestalt war zusammengesunken, er konnte nicht mehr sprechen und seine Hand zitterte beim Schreiben . . .

Er hatte in Gegenwart des Grafen einen peinlichen Hustenanfall, der Sir Morell Mackenzie und den Krankenwärter vom Dienste herbeieilen ließ. Die Canüle, mit deren Hilfe der Kaiser atmete, hatte sich verschoben . . .

„Der Kaiser Friedrich war von der Vorsehung mit Gaben überschüttet worden. Er vereinigte in sich die schönsten Eigenschaften des edlen Menschen mit dem Streben nach allem was groß, schön und ideal war . . . Er war Philosoph, Dichter, Künstler und Krieger . . ."

Ich habe über den jungen Kaiser folgenden Ausspruch im Gedächtnis:

„Seine Majestät wird vom Heere verehrt, und Sie wissen, daß wir in Deutschland alle Soldaten sind."

Der gegenwärtige Kaiser verließ, als er nur erst der Sohn des Kronprinzen war, manchmal abends das Palais, begleitet von einem Ordonnanzoffizier, und kam, ohne sich anmelden zu lassen, zum Besuch des Fürsten im Palais Radziwill. Traf er die Familie bei Tisch, so nahm er ohne Umstände Platz und verlangte, daß man im Essen fortfahre . . .

Seine Majestät hat einen unermüdlichen Geist und Körper. Er hat die Gabe der Beredsamkeit und gefällt sich natürlich darin, öffentlich zu sprechen . . . Der Kaiser ist ein ausgezeichneter Schütze.

Diner um 6 Uhr.

Den Gästen allein wird Suppe vorgesetzt. Die Mitglieder der Familie des Fürsten befolgen das Regime des Doktor Schweninger, von welchem, wie es scheint, die Suppe ausgeschlossen ist.

Die ausgezeichneten „Forellen blau", welche dann kommen, sind in den Gewässern des Fürsten gefangen worden.

Ein Gericht von Maccaroni mit Tomaten gibt dem Grafen von Rantzau Gelegenheit, seinen Widerwillen gegen die Pomi d'oro zu erklären. Er war einige Jahre lang in Portugal, wo man mit denselben einen wahrhaftigen Unfug treibt.

Man spricht von Studien. Der Minister erzählt, daß er mehrere Jahre seiner Kindheit in einem Kollegium von Palermo zubrachte, wo die tägliche Umgangssprache die albanesische war. Der Kultus wurde daselbst in griechischer Sprache gehalten. Bekanntlich war der Großvater Herrn Crispis Priester der griechischen Religion; der Minister hat ihn noch gekannt. Es war ein schöner Mann, ein ernster Geist, ein harmonischer Charakter. Sein Sohn heiratete ein junges „lateinisches" Mädchen . . . Wie im Orient, so unterschieden sich die Bevölkerungen Siziliens durch die Religion. Es gab also Griechen und Lateiner. Er bespricht mit dem Fürsten mehrere Punkte der griechischen und lateinischen Aussprache. Er glaubt, und zwar ohne Zweifel mit Recht, daß die Italiener

die Besitzer der wahren lateinischen Aussprache sind, wie die Griechen diejenigen der wahren Aussprache des Altgriechischen. Von den Fremden kommen die Deutschen derselben am nächsten. Die französische Aussprache des Lateinischen ist ganz und gar unzulässig, diejenige der Engländer ist grotesk.

Wir sprechen von den Bildnissen des Fürsten. Die Gräfin von Rantzau zieht unter allen Photographien ihres Vaters diejenigen vor, die in Kissingen gemacht wurden. Was Bildnisse in Oel betrifft, so möchte es scheinen, sie stelle über alle anderen dasjenige, welches von Werner malte: „Der Fürst von Bismarck im Reichstag".

Man spricht auch von Lenbach; einer von uns hat ihn in Rom in seiner künstlerischen Wohnung kennen gelernt, im zweiten Stock des Palais Borghese, wohin alles strömte, was Rom an Schönheit und Eleganz besitzt. Man spricht von den Bildnissen, die er in den adeligen Salons von Rom ausgestreut hat.

„Gegenwärtig," sagt der Fürst, „ist er in München. Er verdient, so viel er nur will."

Wenn wir recht verstehen, ist Lenbach sehr wählerisch und malt nicht ohne Unterschied das Bildnis von diesem oder jenem, sondern sucht seine Vorwürfe aus und bestimmt seine Preise nach dem Maße der Sympathie, welche ihm die einzelnen Personen einflößen. So soll er auch nur eine bescheidene Entschädigung für das Bildnis des Fürsten angenommen haben, indem er sich hinreichend durch die Ehre belohnt hielt, ein solches Modell gehabt zu haben, während er von einem der reichsten, aber physisch und vielleicht auch in anderen Beziehungen wenig sympathischen Berliner Bankiers einen viel höheren Preis verlangt habe. Der Bankier hatte den von Seiner Durchlaucht bezahlten Preis erfahren; er beklagte sich darüber, daß der Maler zwei Tarife habe, und ließ ihn um den Grund fragen, indem er sich darauf berief, daß das Bildnis des Fürsten zu einem andern Preise angesetzt worden sei als das seinige. Lenbach antwortete ungefähr folgendermaßen: „Das Bildnis des Fürsten habe ich mit Vergnügen und um der Ehre willen gemacht, die Züge eines so großen Mannes wiederzugeben; dasjenige des Herrn ... habe ich nur aus Geschäftsrücksichten gemacht."

Der Minister fragt den Fürsten, welchen Weg er für seine Rückreise einschlagen soll. Er hat die Absicht, durch Böhmen zu reisen, um in Karlsbad seine Familie, die sich dort seit dem Anfang des Monats aufhält, zu besuchen, und mit dem Grafen Kalnoky zusammenzutreffen.

Der Fürst rät ihm die Route Wittenberg-Stendal-Magdeburg-Leipzig als die direkteste.

Nach einem herrlichen Ananassorbet läßt Seine Durchlaucht eine Flasche von einem gewissen Bordeauxwein bringen, über den er unsere bestimmte Ansicht hören möchte.

„Nach einem süßen Gerichte bleibt ein guter Bordeaux gut, während man die Fehler eines geringeren Bordeaux erkennt."

Die vorgesetzte Flasche besteht siegreich die Probe.

Ein Diener übergibt Seiner Durchlaucht ein eben angekommenes Telegramm. Der Fürst liest es, und man sieht auf seinem Gesicht alsbald den deutlichen Ausdruck der Unzufriedenheit.

Er läßt sich eines seiner großen Bleistifte geben.

„Es wird auch Ihnen schon vorgekommen sein," sagte er zu dem Minister, „daß Sie über die Fehler Ihrer Kollegen wütend wurden."

„Mehr als einmal."

„Man möchte manchmal jede Solidarität mit ihnen verleugnen, und doch thut man nichts dergleichen."

Nach dem Diner Plaudern.

„Ich hätte gerne," sagt der Fürst, „im Reiche das Tabakmonopol eingeführt, wie Sie es in Italien haben... Bei der Gelegenheit muß ich bemerken, Excellenz, daß Sie persönlich nicht dazu beitragen, durch diese indirekte Steuer Ihren geschickten Kollegen, Herrn Magliani, zu unterstützen... Aber ich bin im Lande und im Reichstag auf einen solchen Widerstand gestoßen, daß ich leider diese Idee für immer aufgeben mußte... Sie wird von unseren Nachfolgern ausgeführt werden."

Der Fürst spricht vom Salzmonopol.

„Da das Salz für die Landwirtschaft nötig ist, so muß man es den Ackerbauern und den Viehzüchtern in großen Quantitäten und wohlfeil liefern können. Aber zu diesem Zwecke muß man es mit irgend einer Substanz mischen, die, ohne dem Vieh zu schaden, das für seinen Gebrauch bestimmte Salz ungeeignet für den Gebrauch der Menschen macht."

Der Minister sagt, es komme in Italien vor, daß die Bauern dasselbe durch Waschungen reinigen und zu ihrem eigenen Gebrauch verwenden.

„Sie mischen es also nicht mit einem hinreichend widerlichen Ding... Wir haben dies erreicht bei unseren für die Industrie bestimmten Alkoholen. Wir haben eine Mischung gefunden, welche dieselben ganz untrinkbar macht... Sie riechen zu schlecht... Gewisse Cartons unserer Ministerien... stanken noch wochenlang so, daß unsere Beamten krank wurden... Wenn man das Unglück hatte, sie zu berühren, so haftete dieser Geruch stundenlang an einem; die Kleider und sogar die Speisen imprägnirten sich damit... Es war niederträchtig... Man könnte wohl auch versuchen, eine kleine, wertvolle Gurke zu verwenden, welche ehedem in unseren Apotheken im Gebrauch war, die Koloquinte. Man macht aus derselben einen Extrakt von außerordentlicher Bitterkeit, dessen Wirkungen, wenn man ihn in das Verdauungssystem einführt, diejenigen eines Brechmittels sind. Aber es kommt uns zu teuer. Unser Klima gestattet uns nicht, die Koloquinte in Deutschland anzubauen. Man muß sie aus der Türkei oder aus Griechenland kommen lassen... Wahrscheinlich könnten Sie diese Kultur in Italien einführen."

Ein Diener bringt dem Fürsten ein Schreiben aus Berlin, dessen Stempel nicht derjenige der Reichskanzlei ist. Wenn unser Gedächtnis uns nicht trügt, so benachrichtigt der Kriegsminister Seine Durchlaucht, daß das erste Regiment

der Landwehr von Magdeburg Nr. 26, dessen Chef er ist, aufgelöst ist, und daß er zum General à la suite des zweiten Regiments der Gardelandwehr ernannt ist, wie er dies auch beim zweiten Kürassierregiment von Magdeburg Nr. 7 ist.

Man rechnet die Kosten aus, welche diese Aenderung dem Fürsten auferlegt und die nicht unbedeutend sein werden, denn er wird sich vier neue Uniformen machen lassen müssen.

Der Fürst erzählt den Streit, den er 1866 in Nikolsburg mit der Militärpartei auszufechten hatte, welche den König umgab. Diese Partei hätte gewünscht, daß die siegreiche Armee in Wien einzöge und die Stadt besetzte. Sie verlangte, daß man Oesterreich einige Gebietsabtretungen auferlege.

Bismarck wollte es dagegen vermeiden, daß man Oesterreich eine jener Demütigungen zufüge, die man nicht verzeiht und die man nie mehr vergißt. Oesterreich, einmal außerhalb des Bundes, konnte ein nützlicher Freund werden.

„Der Zweck des Krieges war mit dem Augenblick erreicht, da Oesterreich vom deutschen Bund ausgeschlossen war. Wir hatten nichts mehr zu verlangen . . . Trotzdem wollte die Militärpartei etwas anderes, und der König begann zu schwanken. Seine Majestät sagte mir im Tone des Vorwurfs: ‚Sie sind es, der den Krieg gewollt hat, und jetzt wollen Sie mich abhalten, die Früchte desselben zu pflücken.‘ Ich blieb unerschütterlich. Eines Abends warf sich der König übelgelaunt auf ein Sofa. Ich sagte ihm achtungsvoll: ‚Sire, Eure Majestät braucht mich bloß der Ehre zu berauben, Ihr zu dienen . . .‘ und ich zog mich zurück . . . Ich mußte, um zu meinem Zimmer zu gelangen, eine Galerie in ihrer ganzen Länge durchschreiten . . . ich ging in meinem gewöhnlichen Schritt . . . im Augenblick, da ich in mein Zimmer eintreten wollte, kam mir ein Adjutant des Königs auf den Fersen nach . . . Der König ließ mich zurückrufen, immer noch in der Hoffnung, daß ich nachgeben werde . . . Seine Königliche Hoheit der Kronprinz bemühte sich auch viel darum, daß ich die Leitung der Geschäfte beibehalte . . . er kam zu mir . . . Der König gab endlich nach. Aber noch lange nachher konnte sich Seine Majestät nicht überzeugen, daß ich recht gehabt hatte. Dies war erst später der Fall . . . Die Militärpartei bezeichnete damals die Ergebnisse des Kriegs als ‚elend‘.“

Crispi bemerkte lächelnd dem Fürsten:

„Was Sie damals thaten, war jedenfalls nicht zu unserem Vorteile . . .“

„Nein, Excellenz, aber daran waren Ihre Minister, Ihre ‚Consorteria‘ schuld . . . Italien war damals lau.“

Der Fürst spricht von Rußland und von der russischen Sprache, die er studirt hat und die er kennt. Er führt einige Beispiele der Schwierigkeiten an, welche dieselbe bietet. Trotzdem wollte er sie erlernen um jeden Preis . . . Er sagt, sie sei reich und vollkommen. Er wundert sich, daß ein Volk, das noch, wie das russische Volk, in so vielen Dingen zurück ist, sich im Besitz einer so schönen und auch ausgebildeten Sprache befindet.

Der Fürst hat seinerzeit auch die dänische Sprache studirt. Bekannt ist, daß er das Englische wie das Französische vollkommen gut spricht.

Seine Durchlaucht lobt den russischen Soldaten, der, wie er sagt, ausgezeichnet ist. Was Rußland immer gefehlt hat und noch fehlt, das ist ein den Bedürfnissen des Heeres entsprechendes Offiziercorps.

Er stellt bezüglich der Offiziere den allgemeinen Satz auf:

„Man kann deren nie genug ausbilden."

Der Minister bemerkt:

„Eure Durchlaucht hat vollkommen recht. Es ist der Offizier, der oft den Soldaten macht. Ein guter Offizier reißt hundert zaudernde Soldaten mit sich... ich habe dies im Feldzuge von 1860 gesehen."

„Der Kaiser Nikolaus," erzählt der Fürst noch, „sagte zu seinem Schwager, dem König Friedrich Wilhelm IV.: ‚Mit Soldaten wie den meinigen, befehligt von Offizieren wie den Deinigen, würde kein Gewehrschuß in Europa, von Moskau bis nach Cadiz, gegen meinen Willen losgehen.'"

Ich weiß nicht, bei welchem Anlasse sagte der Fürst:

„Wir fürchten den Krieg nicht, aber wir wünschen den Frieden" . . . Er glaubt, Deutschland allein wäre im stande, den beiden großen Nachbarn, die in einem gegebenen Augenblick es bedrohen können, die Spitze zu bieten.

„Wir sind wie ein starker Bursche, der zwei gute Fäuste zu seiner Verfügung hat: eine Faust für jeden Gegner."

Wir sprechen wieder von der Reiseroute und von der Reise in Beziehung auf die Stundenfrage. Die deutsche Stunde ist nicht diejenige der Eisenbahnen Böhmens. Die eine richtet sich nach Hentschel, die andere nach Stephan.

„Stephan ist ein großer Mann," sagt der Fürst ... „Der Post- und Telegraphendienst ist in Deutschland ausgezeichnet."

Allein eine Frage bleibt ungelöst. Der Hentschel läßt es uns für unmöglich halten, am morgigen Tag nach Karlsbad zu kommen; der „Fahrplan" zeigt uns dies als möglich an.

Der Fürst rät, ganz einfach den Stationschef zu befragen.

Dies geschah, und einige Minuten später wissen wir, wie wir daran sind: wir können am morgigen Tage nicht nach Karlsbad kommen.

„Sie sehen," sagt der Fürst, „es gibt keinen Fahrplan, der unfehlbar wäre . . . In den Dienstangelegenheiten muß man die Leute befragen, die im Dienste sind. Sie wissen davon immer mehr als die anderen."

23. August. Wir stehen früh auf.

Indem wir Telegramme zur Beförderung in das Bureau des Bahnhofs bringen, begegnen wir einem Herrn, der am Parkthore angehalten worden war; es ist Doktor . . . Berichterstatter italienischer Blätter in Berlin, ein achtungswerter Publizist, von dem uns der Botschafter Gutes gesagt hatte. Da der Minister ihn in Friedrichsruh nicht empfangen kann, so möchte er uns nach Leipzig und Karlsbad nachfolgen.

Wir raten ihm davon ab.

Gegen acht Uhr begaben wir uns zum Minister. Tyras und Rebecca warten vor der Thüre, ein deutlicher Beweis, daß der Fürst, von dem sie unzertrennlich sind, sich schon bei Herrn Crispi befindet.

Tyras ist alt. Das Alter macht ihn traurig. Er bringt seine Tage zu, indem er seinen Herrn anschaut und Seufzer ausstößt; manchmal, scheint es, zerstreut er sich, indem er mit dem, was ihm von Zähnen übrig geblieben, die Kleider der Gäste benagt. Er hat schöne Tage gesehen, der „Reichshund", und der Fürst hat uns eine Anekdote erzählt, in der er eine gewisse Rolle spielt.

„Es war zur Zeit des Berliner Kongresses. Tyras war in meinem Bureau, als der alte Fürst Gortschakoff zu Besuche kam ... Der russische Kanzler nahm auf einem etwas niedrigen Sitze Platz, so daß er, als er weggehen wollte, einige Schwierigkeit hatte, sich zu erheben ... Ich ging etwas lebhaft auf ihn zu, um ihm zu helfen ... Tyras mißverstand meine Absicht ... er glaubte, ich stürze mich auf den Fürsten in feindlicher Absicht, und sprang seinerseits auf, wie um mir Hilfe zu leisten, indem er bellte und seine Zähne wies. Gortschakoff war nichts weniger als beruhigt."

Die Stunde der Abfahrt naht. Der Fürst, die Gräfin und der Graf von Rantzau bestehen trotz Herrn Crispi darauf, den Minister zum Bahnhof zu begleiten. Als die Stunde kam, gingen wir zu Fuß dahin.

Der Minister hat an die Fürstin nach Homburg ein achtungsvoll liebenswürdiges Telegramm gesandt.

Tyras und Rebecca sind uns gefolgt. Beim Wagen angekommen, sieht Rebecca die Schloßdiener Gepäck und Felleisen in demselben niederlegen, bildet sich ein, ihr Herr wolle abreisen, und beeilt sich, hineinzuspringen. Umsonst versucht der Fürst, sie durch Geberden zurückzuhalten und durch Rufe heraus zu bringen. Ein Diener muß sie in seine Arme nehmen und heraustragen.

Ein ähnlicher Zwischenfall hat sich neulich ereignet, als Kaiser Wilhelm II. wenige Wochen nach seiner Thronbesteigung nach Friedrichsruh zum Besuche des Kanzlers kam ... Aller Etikette zum Hohn sprang Rebecca zuerst in den kaiserlichen Wagen.

Aus Anlaß dieses Besuches erzählt die Gräfin folgenden Zug, der die Zartheit der Empfindungen des jungen Kaisers und die Harmonie bezeugt, die in dem kaiserlichen Haushalte herrscht:

„Seine Majestät kam abends an und übernachtete. Andern Tags sollte sie hier bleiben bis nach dem Essen und mit dem direkten Zug des Abends zurückfahren. Aber die Kaiserin war vor kurzem niedergekommen, und der Kaiser bedachte, daß die Kaiserin, die niemals verfehlt, auf ihn zu warten, gezwungen wäre, zu lange aufzubleiben. So zog es Seine Majestät vor, den Plan zu ändern und einige Stunden früher nach Berlin zurückzukehren ..."

Bei der Ankunft des Hamburger Zuges steigt eine große Anzahl Personen aus und gesellt sich der Menge bei, welche sich bereits auf dem Eisenbahnperron zusammengedrängt hat. Viele Köpfe zeigen sich an den Waggonfenstern.

Der Minister bleibt als letzter auf dem Perron und wechselt noch einige Worte mit seinen Gastgebern:

„Buon viaggio,“ sagt der Fürst.

„Arivederci,“ sagt die Gräfin.

„Buon viaggio! Arivederci!“ wiederholen die Kinder.

Crispi besteigt den Wagen. Der Zug setzt sich in Bewegung. Man schwenkt die Taschentücher. „Ich erwarte Sie im nächsten Jahre,“ sagt noch der Fürst. „Ganz bestimmt!“ . . .

Er schwenkt seinen großen Hut.

Die Menge ruft Hoch!



Die Brandlegerin.

Erzählung aus dem niederösterreichischen Volksleben.

Von

Kunigunde Ansion-Hasatty.

Der greise Seelsorger hatte nach mehrjähriger Pause wieder eine Wallfahrt nach Mariazell geführt. Die Beteiligung war außergewöhnlich groß gewesen, und wer daheim geblieben, freute sich, wenigstens den „Zellersegen“ zu erhalten, so heißt der erste, den der Priester nach seiner Rückkehr spendet. Darum herrschte am Morgen des Maria-Namen-Sonntags ein besonders reges Treiben auf dem Kirchenplatze. Der Kooperator zog mit der Schuljugend nach beendeter Frühmesse den Wallfahrern entgegen, die bis zum Hochamte, das der Pfarrer selbst abhalten wollte, rückerwartet wurden. Gruppenweise postirten sich die jungen Leute auf erhöhten Straßenstellen, jeder wollte der Prozession am ersten ansichtig werden. Weiber und Greise weilten seit Stunden in der Kirche; Großbauern, Geschäftsleute und Handwerker plauderten vor derselben und wurden über mancherlei handelseins, da jeder der Meinung war, daß ihn der andere an einem so bedeutungsvollen Tage nicht übervorteilen werde.

Langsam verzog sich der Morgennebel. Die Sonne lächelte doppelt schön von dem allmälich sich klärenden Firmamente, als wäre sie wirklich einem erfrischenden Meerbade entstiegen. Milliarden Tropfen ringsumher erzitterten in tausend sprühenden Farben unter ihrem Strahlenkusse — es schien, als ob sich die Straße zwischen diamantübersäten Feldern dahin schlängle, auf der die Gläubigen, gegrüßt vom Schall der heimatlichen Glocken, betend und singend heranzogen. — Die freudige Bewegung aber, die die Reihen der Wartenden bei ihrem Anblicke durchlief, wich einem Gemurmel, das gerade nicht andächtig klang.

als man ein junges, üppig schönes Mädchen als Kreuzträgerin gewahrte. Wer das Kreuz in die Dorfkirche trug, der mußte es auch über den Annaberg getragen haben, eine nur besonders reumütigen Sündern gewährte und von Frauen höchst selten erbetene Bußübung. Die junge Dirne schritt mit hoch geröteten Wangen, die Lider demutsvoll gesenkt, langsam mit der schweren Last einher, erst vor dem Altar übergab sie sie dem Sakristan und zog sich dann ruhig zurück.

Die heilige Handlung begann. Nach dem Evangelium bestieg der Priester die Kanzel und richtete noch eine kurze, erbauende Ansprache an die Versammelten. Als er auch daran erinnerte, daß, wer reinigen Gemütes diesen Bußgang vollendet habe, gereinigt und befähigt zum Beginne eines neuen, besseren Lebenswandels in die Gemeinde zurückkehre und liebevoll aufzunehmen sei, richteten sich wieder aller Augen auf die Pichler Cenz, die das Kreuz getragen hatte, aber sie verrieten wenig von der Barmherzigkeit, die der Priester anbefahl, nur die Miene des alten Eichinger, eines der reichsten Bauern, zeigte teilnahmsvolle Befriedigung.

Die Cenz stand neben einer Säule, den Kopf leicht vorgeneigt, das Gebetbuch zwischen den gefalteten Händen; sie empfand die mißgünstigen Blicke mehr, als sie sie gewahrte — wieder stieg eine brennende Röte in ihre Wangen, noch tiefer senkte sie den Kopf — und doch huschte ein spöttisch trotzendes Lächeln über ihre Lippen. Kurz darauf sank sie in die Kniee und stimmte in das Meßlied ein. Ihre Stimme klang frisch und hell, und selten ertönte ein Preisgesang voll so herzinnigen Frohlockens, wie er heute dieser jungen Brust entstieg.

Nach dem Gottesdienste eilten die Leute in die Dorfschenken, um von der Wallfahrt und den Vorkommnissen daheim gegenseitig zu erzählen. Nur Cenz entfernte sich durch die rückwärtige Friedhofthür. Eilig schritt sie zwischen den Wiesen dahin und bog, als der Fußpfad den den Feld- und Holzfuhrwerken dienenden Hohlweg kreuzte, in diesen ein, und nun erst, wo dessen Böschungen sie nachspähenden Blicken verbargen, mäßigte sie ihre Gangart. Der Weg führte in weiten Bogen, aber immerhin ziemlich steil zum Rötelmais empor, an dessen Grenze das Häuschen des Flickschusters Solterer stand, bei dem Cenz eingemietet war. Vor sich hinsinnend stieg sie hinan; bisweilen flog ein wildes Huhn, durch ihre Annäherung aufgeschreckt, hinter einem den spärlichen Graswuchs der Böschung unterbrechenden Gestrüppe empor, jedesmal zuckte sie zusammen und jedesmal lachte sie über sich selbst. Erst als der Weg an der Waldlisière scharf nach rechts abbog, hielt sie an. Es eröffnete sich hier dem Auge plötzlich ein weiter Ausblick über die Gegend, der um so überraschender wirkte, weil der Gesichtskreis eben noch vollkommen beengt gewesen. Cenz kannte diese Stelle, man nannte sie die Kanzel; achtlos war sie unzähligemale darüber hingegangen, heute blieb sie stehen. Der Anblick all der Gebäude, die als Merksteine der verschiedenen Phasen ihres jungen Lebens gelten konnten, und die an diesem ruhigen, klaren Herbsttage doppelt scharf hervorzutreten schienen, fesselte sie urplötzlich. Sie setzte sich auf einen zwischen den Eriken hervorlugenden Baumstrunk, verschlang die Hände über dem Knie und blickte sinnend hinab.

Dort unten in dem kleinen Häuschen mit dem großen Schornstein waren ihre ersten Jahre verflossen. Die Grüblin, ein Weib, das das Aufziehen von Findelkindern als Geschäft betrieb, hatte sie, kaum zwei Wochen alt, aus der Stadt gebracht, und sie wuchs wie eine wilde Blume ohne sonderliche Wartung heran, und schmiegte sich ihren kleinen Leidensgenossen so liebevoll an, daß sie frühzeitig mit der Obhut der jüngst Zugewachsenen betraut werden konnte. Erst wie der Lehrer immer dringender ihren Schulbesuch forderte, begann sie der Ziehmutter als Last zu gelten und hatte manch böse Stunde auszuhalten. — Als sie zwölf Jahre alt geworden, nahm sie dann die Hartbäuerin gegen Kost und Gewandung zur Unterstützung in der Pflege eines verspäteten Sprößlings zu sich. Weil sie brav für den kleinen Buben sorgte, ward sie selbst auch gut gehalten im Harthof, dessen kleine, von der Sonne vergoldete Fenster von weit drüben so freundlich herüber grüßten... Die Bäuerin führte sie schließlich sogar zur Firmung. Da bekam sie außer Gebetbuch und silbernem Kreuzchen noch ein blauseidenes Kopftuch, das Alt und Jung im Orte bewunderte; selbst der Hartbauer hatte sie ein weilchen angesehen und gemeint: „Na, Du hast Di ja schon hübsch außa g'wachs'n!" — Und der Flor, der mit den Schimmeln fuhr, fing von der Zeit an mit ihr zu scherzen. — Sie lächelte bei der Erinnerung an ihre harmlose Freude darüber.

Unerfahren aber, wie sie war, hatte sie dann eines Spätabends auf ein leises Pochen hin arglos die Kammerthür geöffnet, im Glauben, die Frau wolle etwas, inzwischen drängte der halbtrunken aus dem Wirtshaus kommende Bauer herein. Aufschreiend flüchtete sie zu dem Kinderbette; der jäh erwachte Kleine begann zu weinen; die Bäuerin, gefolgt von der erwachsenen Tochter, eilte mit dem Licht herbei — sie zerrten den Bauern mit fort, und in der großen Stube ward lange gestritten, während Cenz sich bemühte, das Kind wieder in Schlaf zu lullen.

Am andern Morgen wurde sie entlassen.

An jedem Arm ein Bündel Habseligkeiten schritt sie zum Thore hinaus, setzte sich auf einen Anger nieder und weinte bitterlich. Plötzlich stand die Bäuerin vor ihr, die Augen gleichfalls voll Wasser:

„Da hast a Wegzehr, Deandl," flüsterte sie, ihr eine Fünfguldennote zusteckend.

„Laßt mi d'Frau bleib'n!" bat Cenz mit gefalteten Händen.

„'s geht net!" antwortete jene, „warum hast so g'schriean!"

Bei der Krämerin nächst der Kirche, die gleichzeitig die Feinputzerin, dies heißt Stärkewäschebüglerin des Ortes abgab, war ihr zweiter Platz. Dort lernte sie nähen, bügeln und im Laden flink hantiren. Es war erstaunlich, wie die Kundschaft wuchs, seit das hübsche, muntere Ding bediente. Bisweilen stahl sich auch Flor ins Geschäft — als des Hartbauern Knecht sollte er ja nicht mit einer entlassenen Magd verkehren — desto mehr freute sie sein Kommen, desto lieber schäkerte sie mit ihm, und es ärgerte sie gewaltig, als er binnen kurzem einrücken mußte. Zwar zeigte sie es nicht und hatte es auch bald verwunden.

— Die neue Frau wollte ihr gut und legte ihr nach Jahresfrist einen Gulden zu. Da fühlte sie sich behaglicher denn je … Doch im folgenden Herbste kam der Haussohn vom Militär heim. Er stellte ihr nach. Gewitzigt durch das erstemal, wagte sie es nicht, ihn schroff zurückzuweisen, und — eines Tages wurde sie fortgejagt, weil sie nicht geschrieen hatte.

Im Bewußtsein, daß sie in dieser Gegend keinen Platz mehr finden könne, schlich sie am Grabenhof vorüber, und ward vom Eichinger angerufen, der stets ein Scherzwort mit ihr zu wechseln liebte.

„No, wohin geht's hiatzt, Deandl?“ schmunzelte er, augenscheinlich von dem Vorgefallenen bereits unterrichtet.

„Wann i's wüßt'!“ sagte sie, mit einem verunglückten Versuche zu lächeln; „no, 's wird si scho no a Oertl für mi find'n.“

„Du brauchast leicht net weiter z'gehn,“ meinte er, bedächtig näher tretend. „Mei Hof kunnt a no a Dirn' vertrag'n.“

Freudiger Schreck durchzuckte sie, als dieser Bauer, der für einen der verständigsten und frömmsten gepriesen und durch die Uebertragung der Fuhr- und Ackerarbeit des Pfarrers ausgezeichnet wurde, ihr sein Haus eröffnete — aber sein lodernder Blick verriet auch, für welchen Preis — und ließ sie darum nur zögernd antworten: „I kann ja ka Feldarbeit.“

„Hat's a net not,“ gab er zurück, „i brauch' a Dirn für Kuchl und Haus. Woaßt ja, daß 's Weib so preßhaft ist, schon seit 'n Winter liegt … Die Tochter is no z'jung, und d' Cilli bringt nix von der Hand.“ Seine vor Leidenschaft zitternde Stimme stach seltsam von dem Sinn der Rede ab, der sie mit gesenkten Lidern, hochklopfenden Herzens gelauscht. „I moan, Du kunnst as do versuach'n,“ schloß er, seinen Arm um ihre Schultern legend, und dem Druck desselben nachgebend, war sie durch das Thor geschritten.

„Schau Dir nur alles g'nau an,“ sagte er, selbstzufrieden lächelnd, während er sie geschäftig durch das Haus und die mit schönen Tieren gefüllten Stallungen geleitete.

„Des war' Dein' Kammer,“ meinte er schließlich, die Thür eines traulichen Hofstübchens öffnend; „nach auswärts hat's freili ka Fenster. — Wurd's a kan rat'n, aufa z'gehn! Wannst bei mir einstehst, muaßt Di in Ehr'n halten. Verstehst mi — in Ehr'n!“ Eifersüchtig drohend klang sein Ton. „Dann sollt's Di aber a niemals reu'n, in Eichinger guat g'west sein,“ setzte er flüsternd hinzu.

Schweigend kehrten sie in den Hof zurück. — Ein Blick des Bauern machte die zischelnden Gruppen der zum Mittagsbrot sich versammelnden Leute verstummen. Grinzend grüßten sie das Mädchen, dem er am Tische Platz zu nehmen geheißen.

Während des kräftigen, durch reichlichen Cidertrunk gewürzten Mahles gewann Cenz ihre volle Unbefangenheit zurück. Der Eichinger dünkte ihr so übel nicht; wiederholt schweifte ihr Blick zu ihm hinüber. Das dichte Grauhaar ließ gut zu dem bartlosen, rosig angehauchten Gesicht mit den lebhaften, klugen Augen. Auch wußte er sich so stattlich zu gehaben, ließ, obwohl aufgeräumt plaudernd

und scherzend, nie den Herrn vergessen. Man fühlte, wie alle, vom geringsten Tagwerker bis hinauf zu den Kindern, vor ihm zitterten. Nur der älteste Sohn, der des Vaters Eisenschädel geerbt, hatte sich nicht fügen wollen und mußte darum in der Fremde dienen; in der Umgebung hatte ihn, aus Rücksicht für den Vater, niemand aufgenommen. Und diesen allerorts geachteten und gefürchteten Bauern hatte Cenz kurz zuvor vor sich erbeben gesehen! Eine wilde Freude überkam sie im Gefühle dieser Macht über ihn, die zu erhalten sie sich stark genug wähnte...

Und als nun Eichinger nach dem letzten Tischgebet bedeutungsvoll fragte: „Willst Di leicht glei kommod machen, Cenz?“ da hatte sie mit einem resoluten „Ja“ geantwortet und den bindenden Händedruck mit ihm gewechselt.

Aber es litt Cenz nicht lange im Grabenhof; obgleich sie sich redlich bemühte, die Neigung der dahinsiechenden Bäuerin und ihrer Kinder zu erwerben, brav arbeitete und durch nichts verriet, daß sie dem Bauern mehr als Dienstmagd war, schwoll doch ein giftiger Klatsch. Er stichelte den Eichinger im Wirtshaus, pochte drohend an sein Thor und schlich sich gleißend an das Bett des kranken Weibes.

Da erklärte Cenz selbst, nicht länger bleiben, sondern in der Kreisstadt ihr Glück versuchen zu wollen. Der Bauer suchte sie vorerst lachend zu beruhigen, aber als er erkannte, daß sie auf ihrem Vorsatze beharre, verlegte er sich aufs Bitten und überredete sie, zur Flickschusterin zu ziehen und sich mit Nähen und Feinbügeln zu befassen — ureigentlich wollte ja er ihren Unterhalt bestreiten, wenn sie ihm die Treue bewahre, die er ihr einst mit dem Ehering zu lohnen versprach. — Diese Verheißung beseitigte alle ihre Bedenken gegen das ehebrecherische Verhältnis. — Bäuerin werden! Gibt es eine lockendere Aussicht für eine arme Dirne — eine heimatlose Waise.

So wohnte sie nun seit beinahe zwei Jahren bei Solterer, verhielt sich tadellos brav, fleißig und — ehrbar. Doch weil Bursche, die es müde geworden, vergebens ins Rötelmais zu kommen, erzählten, sie hätten den alten Eichinger selben Weges angetroffen, nützte ihr dies nichts. Wäre sie leichtsinnig gewesen, hätte sie mehrere Liebhaber nach einander gehabt, es würde ihr nicht so schwer angerechnet worden sein — aber ein Verhältnis mit einem verheirateten Mann, darin lag's, das stempelte sie zum liederlichen Ding. — So recht verspüren ließ man ihr dies freilich erst, seit des Eichinger Weib ihrem Siechtume erlegen und der reiche, rüstige Fünfziger mancher Bauerntochter begehrenswert erschien.

Seit der Neid schürte, galt ihre Treue für den alten Mann als ihre schwerste Sünde. Das wachsende Gezeter, die immer schroffer zu Tage tretende Mißachtung erfüllte sie mit Schrecken; angesichts dieser Stimmung konnte es am Ende der Bauer nicht wagen, die Geliebte zu ehelichen. — Darum ging sie mit der Wallfahrt und trug das Kreuz. Nach solch öffentlicher Buße durfte sich niemand auflehnen, wenn der Eichinger sein Versprechen einlösen würde!

Cenz lüftete das Busentuch — es ward ihr so heiß bei dem Gedanken, als Bäuerin in den schönen Hof einziehen zu können, der sich da unten so

breitspurig hinzog, unstreitig das stattlichste aller Bauerngehöfte die sie übersehen konnte. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Z'erst a schön's Deandl seh'n — is a guats Bot!" rief da eine wohlklingende Mannesstimme hinter ihr.

Aufspringend gewahrte sie einen schlanken Burschen, dessen dunkle Augen ihr gar fröhlich entgegen funkelten. Der keck aufgewichste Schnurrbart, die blaue Soldatenmütze und der kleine Koffer, der an dem geschulterten Stock hing, verrieten sofort den heimkehrenden Urlauber.

„Na, aber Di sollt' i kennen!" meinte er sinnend.

Da schoß es ihr heiß in die Wangen. „Flor!" jubelte sie.

„Cenz!" — Er stellte die leichte Last beiseite, erfaßte ihre beiden Hände und musterte sie mit einem dreist bewundernden Blick: „Na, Du hast Di aber wirkli schön außag'wachs'n!"

Verwirrt blickte sie zu Boden, eine beklemmende Furcht bemächtigte sich ihrer. Sie riß sich plötzlich los und lief gegen das Rötelmais davon. Er lachte belustigt hinter ihr drein.

*

Am nächsten Morgen nahm Cenz die gewohnte Arbeit wieder auf. Da das Kirchweihfest herannahte, harrte ihrer bereits ein stattliches Bündel putzbedürftiger Sachen; den Feiertagsstaat ließen sich eben alle noch immer gerne von ihren geschickten Händen zurecht richten. Das bißchen Freundlichkeit, das man ihr ins Gesicht beobachtete, dankte sie der Furcht, sie möchte sonst etwas verbügeln. — Selbst die hochmütigsten Bauerntöchter erwiderten bei herannahenden Festzeiten ihren Gruß, seid sie deren Tanzkleider einmal unter dem Vorwande der Ueberbürdung nicht fertig gestellt hatte. — Obgleich sie selbst mehr verdiente, als sie brauchte, hatte der Bauer sie stets in ausgiebigster Weise unterstützt, so daß ihr auch ein stattlicher Sparpfennig angewachsen, der insbesondere des Flickschusters Weib, die alte Solterer, erfreute. Denn diese hatte die Cenz, sobald sich's mit Eichinger lösen würde, ihrem Neffen, einem Fuhrknecht, zugedacht. — Der nahm's nicht kritisch, wenn er sich nur für die alten Tage ein Häuschen auf seinem Wiesenfleck auferbauen konnte, und war daher schon längst für diesen Plan gewonnen. Nun das Mädchen bußfertig geworden, glaubte die Alte die Zeit gekommen, wo es mit sich reden ließe, und beschloß, vorsichtig anzuklopfen.

Cenz wartete inzwischen auf das Erscheinen des Bauern. In der laufenden Woche endete die am Lande gebräuchliche Trauerzeit für sein Weib; hernach mußte es sich entscheiden, ob ihre Treue belohnt werden oder sie vergebens gehofft haben sollte. Wie nun die Solterer ihr so auffallend viel vom Heiraten vorzureden begann, glaubte sie, sie hätte vom Eichinger einen Wink erhalten — wunderte sich aber im stillen, warum die Alte dann immer betonte, daß man nur mit einem jungen Manne glücklich werden könne. Sie gab ihr unwillkürlich recht und seufzte dabei — sie mußte an den Flor denken! — die Alte ließ dem Steffel sagen, daß er bald herüber kommen möge.

An einem der nächsten Abende vernahm Cenz den schweren Schritt des Eichinger, aufspringend zog sie das Fenster spannweit auf und fragte leise:

„Bist Du's, Bauer?"

„Wer denn sunst? — Mach auf!"

„Na! — I hab' mi verlobt,"[1] stieß sie hastig hervor.

„Ah so!" machte er, sich breit vor ihrem Fenster aufpflanzend und sie halb ärgerlich, halb belustigt betrachtend. „Na, so müaß'n ma's halt a so ausmach'n, bis wann ma heirat'n."

„Abelei!" rief sie, wie erschrocken vor dem lang ersehnten Wort, „'s is ja no z'fruah!"

Er stopfte sinnend seine Pfeife, lehnte sich in das Fenster, hieß sie ganz nahe herantreten und gut aufpassen. Hernach sagte er ihr flüsternd, daß sie beide schon am nächsten Tag zu dem bereits vorbereiteten Pfarrer gehen müßten; der Geistliche werde sie dann am Kirchtagsonntag ein für allemal verkünden und nächste Woche schon zusammengeben.

„Je mehr wir d' Leut' überrumpeln, je weniger könnes d'reinred'n," schloß er. „Drum schön stahd und g'scheit sein. — Warum soll'n denn wir ka Kirchtagfreud' hab'n!"

Er kicherte vergnügt, wechselte noch ein paar Worte, umhalste sie jäh und schlich davon. Sie taumelte wie trunken, ohne das Fenster zu schließen, auf ihr Lager zurück.

Unter dem Vorwande, fehlende Kleinigkeiten besorgen zu müssen, eilte Cenz am Morgen ins Dorf. Ueber den sogenannten Jägerpfad gelangte sie ungesehen von den Feldarbeitern hinab und schlüpfte, da die Zweitfrühstücksstunde die Daheimgebliebenen zumeist in den Stuben hielt, glücklich in den Pfarrhof, wo der Bauer bereits wartete, und nach geschehener Eintragung wieder heraus, ohne jemand Rede stehen zu müssen. Auch der Solterer verriet sie noch kein Sterbenswörtchen. — Die Leute sollten erst in der Kirche, prunkend im Kirchtagstaat, den sie den meisten selbst zurecht gerichtet, ihr Glück erfahren! Freilich hielt sie nun noch häufiger als in den letztverflossenen Tagen in der Arbeit inne, um regungslos vor sich hinzubrüten. Darüber riß der Schusterin die Geduld.

„Na, Di hab'ns aber do austauscht z' Zell!" rief sie unmutig, „ehant hast dud'lt und g'lacht und d' Arbeit is g'flog'n — hiatzt stehst tramhapet umanand, bringst in ganz'n Tag kane fünf Stückl'n am Strick, und unserans kriagt statt an Kirchtaggrosch'n von d' Leut' an Putzer, wann's G'wand net ferti is. I glaub', Du solltest do a auf d' Kundschaft schau'n — gar hiatzt, wo's eh mit 'n Bauer aus is."

„Wer hat denn dös g'sagt?!" fuhr das Mädchen, sich verfärbend, herum.

„No, — z'weg'n was warst denn wallfahrten g'west?" meinte die Alte verwundert.

„A ja!" machte Cenz, sich besinnend, und ein schelmisch verschmitztes Lächeln

[1] Gelöbnis gemacht.

umspielte ihre Lippen. „Kränkt si d' Mahm net — es bleibt nix hint'n," setzte sie, eifrig zu schwenken beginnend, hinzu und hob halb pfeifend, halb singend die Melodie eines Trutzliedes an.

*

Am entscheidenden Sonntag trieb die Aufregung das Mädchen schon frühzeitig ins Dorf. Sie wollte sich von der Krämerin stärkende Tropfen verabreichen lassen, weil ihr so seltsam wüst zu Mute war.

Am Kirchenplatze stand eine Gruppe junger Leute, meist Aushilfsarbeiter, deren man zur Dreschzeit bedurfte; unter ihnen Flor. Er trat rasch auf Cenz zu und faßte vertraut ihre Hand. — Sie stand wie vom Donner gerührt.

Er musterte sie mit demselben kecken Lächeln, das ihr immer wieder in den Sinn gekommen war, und flüsterte, seine Lippen beinahe an ihre Wangen pressend:

„Geh, Cenz, sei mir a a weng guat!"

„I Dir?!" stammelte sie, sich losreißend, „'s darf ja net sein!" und eilte zum Kramladen hinüber.

Er folgte ihr nicht, aber sah ihr mit herausfordernd siegesgewissem Lächeln nach, bis sie in der Thür verschwand.

Die Glocken riefen zum Hochamte. Die Kirche füllte sich heute mit lauter fröhlich blickenden Menschen. Es war ja Kirchtagsonntag! Dicht gedrängt stand die gepußte Jugend, schmunzelnd setzten sich die Großbauern zurecht, und die Weibsleute zupften um die Wette an ihrer Gewandung herum. Am aufgeregtesten von allen aber war der alte Eichinger, obwohl er es sich nicht anmerken ließ und puppenhaft ruhig dasaß. Er wußte ja, daß nach der Predigt seine Kinder, seine Hausleute, die Nachbarn, die ganze Gemeinde durch Priestermund erfahren solle, daß er die Cenz zu ehelichen gewillt sei. Verstohlen suchte sie sein Blick auf ihrem gewöhnlichen Platze, doch sie stand nicht dort, war überhaupt nicht in der Kirche. Die Leute meinten späterhin, sie habe sich wohl nicht hinein gewagt; in Wahrheit hatte sich ihr Unwohlsein derart gesteigert, daß sie sich nicht verkündigen hören konnte. Dafür entging sie wohl dem Kreuzfeuer all der drohenden Augen, die sie suchten, wie die Namen von der Kirchenkanzel schallten. Gleichzeitig begann ein Rücken, Drehen, Raunen, — glucksend und zischend durchlief es den geweihten Raum wie eine plötzlich einbrechende Wasserflut, die alle Andacht hinwegschwemmte. Der neu anhebende, Einhalt gebietende Orgelklang erzwang nur äußere Ruhe; desto ungeduldiger erwartete man den Schlußsegen, um dann doppelt lärmend nach den Schenken zu drängen und seiner Entrüstung über diesen „Hauptstreich" Luft zu machen. Denn eine solche Kirchtagsüberraschung hatte man trotz der laufenden Gerüchte doch nimmer erwartet!

Der Eichinger bot nicht allein in der Kirche allen die Stirne, sondern ging nun auch gemessenen Schrittes dem Gemeindewirtshaus zu. Als er in die Gaststube trat, verstummte das Gerede. Er aber pflanzte sich in deren Mitte auf und musterte die Anwesenden mit herausforderndem Blick.

„I wer do ka Unterhaltung stör'n?" fragte er brüsk. „Wem mein Handl net ziemt, der braucht mit mir ka G'schäft z' mach'n!"

Befriedigt schmunzelnd hörte er die abwehrenden Beteuerungen, keiner wagte zu wiederholen oder einzugestehen, was er hinter seinem Rücken hatte laut werden lassen.

„Na, und meine Freund'," fuhr er fort, „di lad' i alle für heut über drei Tag auf mei Hochzeit! Du, Wirt, kannst d' Musikanten glei da b'halt'n und schau a sunst dazua — der Ort soll an Nachkirtag hab'n, an den er denkt!"

Diese Verheißung verfehlte ihre Wirkung nicht. Sofort erhoben sich ein paar Glückzutrinker. Der Bauer gab willig Bescheid, die übrigen konnten sich nicht gut zurückhalten, und so ward seiner Verkündigung auch der öffentliche Weinsegen zu teil.

Schließlich warf Eichinger eine Handvoll Silbergulden auf den Tisch des Flickschusters:

„Zechts heut statt meiner da," gebot er, „und bringts der Cenz Trunk und Krapfen ham!" Damit ging er.

Die Aussicht auf einen großen Gratisschmaus hemmte die bösen Zungen und stellte die richtige Kirchtagsstimmung schnell wieder her. — Abends, als der Tanz in vollem Zuge war, gedachte wohl nur ein mit finsterer Stirne abseits an einem Gartentisch sitzender Gast der unerwarteten Verkündigung — das war des Eichinger ältester Sohn.

In einer entfernt gelegenen Mühle bedienstet, kam er nur selten ins Dorf und mußte nun urplötzlich des Vaters ernste Heiratsgelüste vernehmen.

In begreiflicher Aufregung war er in den Grabenhof geeilt und mit dem Alten so hart aneinander geraten, daß ihn der alsbald wieder vor die Thüre gesetzt hatte. Nun zechte er hier in der löblichen Absicht, später Streit anzufangen, um seine Wut ausraufen zu können. Da ward er des Florian ansichtig, mit dem er einige Zeit beim Militär gedient hatte. Es freute ihn, mit dem eben erst beurlaubten Kameraden über mancherlei Rücksprache zu pflegen, und da er vom „Besten" aufmarschiren ließ, hielt ihm jener gerne stand. Bald kam er auch auf seines Vaters „Narretei" zu reden.

„Wann si nur no a Liabhaber meld'n that!" schloß er zornentbrannt.

„No, wann's da um sonst nix geht," schmunzelte Flor.

„Was — eppa Du?!"

„Na. — Aber Dir z'liab kunnt i auffi gehn — Dir z'liab!"

„Daß der Alt' siecht?"[1] fragte ersterer heiser.

„Was gilt's?" sagte Flor, die geöffnete Hand über den Tisch hinüberstreckend.

Bebend legte der junge Eichinger seine Börse hinein.

„Na — als Angab'!" meinte der andere, sie zu sich steckend. „Aber gar z'schnell darfst ma in Alt'n net nachiweis'n."

„I soll 'n weis'n?"[2]

---

[1]) sich überzeugt.

[2]) nachführen oder schicken.

„Ja, i kann man do net selber mitnehmen!“ lachte Flor, sich erhebend.

„Und Du gehst?“

„Bis der Mond besser leucht!“

*

Cenz lehnte im weit geöffneten Fenster ihres Stübchens, starrte in die klare, stille Herbstnacht hinaus und lauschte den zeitweise so lockend heraufklingenden Bruchstücken der Tanzweisen. Bisher hatte sie bei keinem Kirchweihfeste gefehlt, nach der verblüffenden Verkündigung jedoch schien es für sie und Eichinger geraten, dieser Lustbarkeit ferne zu bleiben. Aber es war ihr gar einsam in dem von Wald umschlossenen Häuschen. — Die Solterer hatten sich's auch nicht nehmen lassen, das vom Bauer erhaltene Geld unten zu verzehren. Jetzt klatschten sie wohl mit der Menge nach beendigtem Tanze, — und der Flor — daß sie doch immer wieder an den Flor denken mußte! — Sie trat an den Tisch zurück, wo der mit Met gemischte Wein und die Krapfen noch unberührt standen, biß einen an und schenkte sich ein — das war ja ihre ganze Kirchtagfreude!

Ein Geräusch erschreckte sie — umblickend gewahrte sie mit stockendem Atem, daß Flor sich in die Stube schwang.

*

Als der Tag dämmerte, weckte gebrüllartiges Geschrei die Schusterleute aus dem ersten Schlummer. In den Hof eilend sahen sie den Eichinger mit dunkelrotem Kopfe vor dem Fenster der Cenz. Sein Faustهieb zertrümmerte die Scheiben, mit heftigem Ruck hob er den Flügel aus, dann aber plötzlich taumelnd, stürzte er rücklings auf das Gras nieder. — Im selben Augenblick schlüpfte ein Bursche behend aus der Thür und entlief, während das Mädchen totenbleich mitten in der Stube stand.

„Was ist denn da g'scheh'n?“ schrie die Schusterin.

„Der Bauer is kommen!“ stammelte Cenz, langsam über die Schwelle schreitend, den Blick unverwandt auf den regungslos Darniederliegenden gerichtet.

Sie war die erste, die sich über ihn beugte, die erste, die in seinen starren Augen las, daß sie von seinem Zorne nichts mehr zu fürchten habe — da brach sie neben ihm zusammen und weinte bitterlich.

*

Das ganze Dorf geriet in Aufruhr, als man hörte, den alten Eichinger habe im Rötelmais der Tod ereilt. Alle wetterten gegen die Cenz, obgleich keiner wußte, in wie weit sie schuldig war, da aus den verworrenen Klagen des Schusters, womit er die Leute zusammenrief, nur hervorging, daß der Bauer in seinem Hause vom Schlage gerührt worden sei.

Der noch im Wirtshaus weilende Sohn war, grimmige Rache schwörend, mit den Aufgeregtesten hinaufgeeilt, aber Cenz hatte sich diesem Gerichte bereits durch die Flucht entzogen, und die Enttäuschung hierüber steigerte noch die Entrüstung gegen sie.

Vergebens bemühte sich die alte Solterer, das Mädchen zu entlasten. — Durch ihren Mund war es nimmermehr offenbar worden, daß der Eichinger es auf einer Untreue ertappt. Sie schwur es den Gerichtsherren in die Hand, Cenz sei einzig und allein aus Furcht vor den Bauern unter Mitnahme ihrer wertvollsten Sachen in einer dem Dorf entgegengesetzten Richtung auf und davon gelaufen. Dagegen verschwieg die Alte wohlweislich, daß sie selbst die bei Eichingers Leiche knieende Cenz unter Hinweis auf die ihr von den erbosten Dörflern drohende Gefahr aus ihrem Schmerze aufgerüttelt hatte; daß sie selbst deren Bündel geschnallt und sie zu Steffels Schwester eilen geheißen, um dem Neffen das erwünschte Bräutchen zu erhalten. Erst nach Tagen erfuhr sie, daß das Mädchen dort nicht eingetroffen war, und bemühte sich späterhin ebenso vergebens wie die anderen, dessen Aufenthalt zu erforschen. Weil man von Cenz aber eben weiters nichts hörte, ward sie verhältnismäßig schnell vergessen; um so mehr, als der junge Eichinger früh genug für ausgiebigen Gesprächsstoff sorgte.

Er übernahm des Vaters Wirtschaft und bethätigte des Alten Eigensinn und Herrschsucht, ohne dessen gediegenes Verständnis, dessen Arbeitseifer zu besitzen. Dagegen hatte er als Müllerbursche brav trinken gelernt und verbrachte täglich ein paar Stunden im Wirtshaus. Kam er heim, gab's Streit mit den Geschwistern, der bald zu Thätlichkeiten führte, worauf letztere eines Abends samt der Cillimahm zu ihrem Vormund, dem Gatterbauern, flüchteten. Dieser liebte das Prozessiren viel zu sehr, um ernstlich einen gütlichen Vergleich anzustreben, und so sah man ihn eines Tages mit den Mündeln zum Advokaten in die Kreisstadt fahren.

Der junge Eichinger lachte, als es ihm hinterbracht wurde. „Na, wart's," sagte er, „denen werd' i d' Freud versalz'n!" spannte den Schimmel ein und fuhr gleichfalls davon.

Als dann der Advokat im Grabenhof vorsprach, erklärte der junge Bauer, sich mit des reichen Aumüllers Tochter versprochen zu haben.

„Und über sechs Woch'n, an mein Hochzeitstag, werd'n d' G'schwister bei Heller und Pfennig auszahlt," fügte er brüsk hinzu, „da braucht's weiter ka G'richt."

So war es auch. Der junge Eichinger schnitt die Warnung bedächtiger Nachbarn, doch kein bedeutend älteres, häßliches Weib zu nehmen, mit den Worten ab:

„Sie hat Geld, und i brauch's, weil i Herr sein will in mein Haus!" — und führte die rote Lies trotz des Gezeters seiner Verwandtschaft als Bäuerin in den Grabenhof.

Die beiden vertrugen sich wider Erwarten gut. Sie war ein verständiges, arbeitsames und vor allem demütiges Weib. Streng gehalten von dem rauhen Vater, von den Leuten, ihrer roten Haare wegen, verspottet und gemieden, hatte sie frühzeitig zur Bibel und Erbauungsbüchern gegriffen, die lehrten sie, sich ohne Murren in Gottes Willen fügen, lehrten sie hoffen und tugendhaft bleiben.

Außerdem schützte sie ein Schwur ihres Vaters, sein Kind keinem geldnotigen Burschen zu geben, vor spekulativen Versuchern, bis der junge, stramme Bauer, pochend auf sein Besitztum, als uneigennütziger Freier um sie zu werben kam. Nun ließ sich der Müller auch nicht spotten und stattete sein Kind über Erwarten reichlich aus, was den jungen Gatten in andauernd freundliche Stimmung versetzte. Lies, die in ihrer Heirat einen Himmelslohn erblickte, gab nicht Anlaß, sie zu stören, und so ward die erste Kindstaufe gefeiert, ehe es noch ernsten Streit gegeben.

Doch des Kleinen wegen konnte das Weib der Wirtschaft bald nicht mehr so gut nachgehen wie anfänglich. Da kam der Mann eines Abends scheltend heim, weil der Knecht eine Egge am Acker stehen gelassen. Ein Entschuldigungsversuch ihrerseits erboste ihn noch mehr, er zankte bis in die sinkende Nacht und grollte am nächsten Tage, alle Winkel durchstöbernd, mit dem Gesinde weiter, bis er schließlich zur Erleichterung aller davonfuhr. Bei seiner Rückkehr brachte er einen strammen Burschen in mehr städtischer Kleidung mit, den er für seinen künftigen Oberknecht erklärte. Die Bäuerin wandte sich erbleichend ab, das Gesinde murrte, und die Nachbarn spotteten weidlich, als sie es erfuhren. Ein Oberknecht war ja nur bei einer Witwe oder auf einem Herrenhofe gebräuchlich, doch nie und nimmer bei so einem jungen und rüstigen Bauern.

Der Knecht selbst entpuppte sich als der einstige Hartbauernflor, den man nach seiner Militärzeit nur ganz kurz als herrschaftlichen Aushilfsarbeiter in der Gegend gesehen. Niemand gedachte, daß er gleich der Cenz nach jener verhängnisvollen Kirchweihnacht verschwunden war. Er seinerseits erzählte, einen einträglichen Posten in der Kreisstadt aus Sehnsucht nach dem Heimatsort verlassen zu haben; das schmeichelte den Dörflern, die dem lustigen, geschmeidigen Burschen, der jedem zu Gefallen reden konnte, überhaupt schnell gewogen wurden. Selbst die durch ihres Mannes Maßregel tief gekränkte Bäuerin konnte ihm gegenüber nicht die gewünschte Strenge bewahren, nur der, der ihn gebracht, der junge Eichinger selber, schien ihm doch nicht recht hold zu sein.

Flor kam seinen Obliegenheiten nach, ohne sich sonderlich um die oft widersprechenden Anordnungen des Bauern zu kümmern, doch als dieser seinen Willen in barscher Weise durchzusetzen versuchte, da sah ihn Flor gar eigentümlich an und sagte drohend:

„Mit mir schrei net — sunst red' i!“

Wohl ballte der Bauer die Faust gegen ihn, doch statt zuzuschlagen, wandte er sich mit einem Fluche ab und ging.

Es wurde kein Wort weiter über diesen Auftritt verloren, aber der junge Eichinger fühlte wohl, daß er vor seinen Dienstleuten im Ansehen gesunken war: dies vermochte ein Charakter wie er aber am wenigsten zu verwinden. Darum blieb er nun noch häufiger vom Hause fort, und in der arbeitslosen Winterszeit wanderte er buchstäblich von Schenke zu Schenke. Wenn er im Rausche exzedirte, glaubte er sich gewöhnlich vor den Fenstern seines Vaters, den er durch Spottreden aufstacheln wollte, nach der Treue seiner Liebsten zu sehen.

— Hin und wieder kam's zu Händeln, und nach einer Rauferei in kalter Märznacht klagte er über Bruststechen — eine Woche später begruben sie ihn.

Die Bäuerin, welche just zum zweitenmal Mutter geworden, lag fieberkrank daheim, und um ihre Wirtschaft wäre es schlimm bestellt gewesen — ohne Flor. Der aber zeigte sich nun in doppelt gutem Lichte, hielt das Gesinde streng zusammen und wachte mit weibischer Fürsorge über der Kranken. Was Wunder, daß sie ihm volles Vertrauen schenkte und — wie es allmälich offenkundig wurde — ihn zum Bauern machen wollte.

*

Inzwischen war es zum viertenmal September geworden, seit der alte Eichinger gestorben. Einem drückend heißen Sommer folgte früher Herbst. Gelbrot schien der Wald, der sich damals noch ziemlich grün gezeigt. Dürre Blätter raschelten unaufhörlich unter den Tritten eines langsam herankommenden, kranken, gebrochenen Weibes — der Cenz.

„Schon 's Rötelmais!“ flüsterte sie anhaltend. Das große Wolltuch, welches die ganze Gestalt umhüllte, glitt vom Kopf zurück und zeigte ihr bleiches, abgehärmtes Gesicht, dessen Grübchen zu tiefen Falten wurden. Fieberisch brannten die großen, einst voll schelmischer Lust blitzenden Augen, wie sie zwischen den Bäumen hindurch nach dem weißlichen Gemäuer des Schusterhäuschens lugte. Sie hätte wohl gerne die beiden gegen sie immer guten alten Leute gesprochen, scheute sich aber, näher zu kommen.

Bis dahin, wo sie stand, hatte die Solterer sie bei ihrem jähen Scheiden begleitet und ihr nochmals nachgerufen: „Bei der Schwarzföhre drahst Di nach links!“ Sie war jedoch geradewegs zur nächsten Bahnstation gelaufen, weil der Flor ihr gesagt, er wolle von dort aus mit einem Kameraden nach dem Landboden fahren. Nun erschienen ihr jene Worte wie der Mahnruf eines guten Engels. Hätte sie darauf gehört, wäre ihr vielleicht viel Elend erspart geblieben. Aber sie hätte auch nie ein glückseliges Jahr mit Flor verlebt! Die Erinnerung trieb eine hektische Röte in ihre Wangen, hüstelnd zog sie das Tuch über der schmerzenden Brust zusammen und schlich langsam weiter.

Damals hatte sie den Flor noch erreicht und war mit ihm in die Kreisstadt gefahren. Für die jungen, einnehmenden Leute fand sich bald lohnende Arbeit; insbesondere Cenz verdiente als Büglerin ein hübsches Stück Geld, und Flor brauchte sich als Austräger im selben Geschäft nicht übermäßig anzustrengen. Ihr Sparpfennig gestattete ihnen außerdem mancherlei Zerstreuungen, so lebten sie sorglos und glücklich dahin. Allmälich aber verschlimmerte sich ein garstiger Husten, den sie von jenem Dauerlaufen davongetragen, und begann ihre Arbeitskraft ernstlich zu hemmen, da machte sich Flor unter dem Vorwande, lohnendere Arbeit zu suchen, auf Nimmerwiederkehr davon. Monatelang hatte sie vergeblich seiner gewartet, dann warf sie das Fieber darnieder — doch seit dem Frühling, wo es ihr wieder besser ging, wanderte sie, Flors Spur suchend, von Ort zu Ort, sie konnte es noch immer nicht glauben, daß er sie vorsätzlich verlassen, konnte sein Bild nicht aus ihrem Herzen reißen.

Teils als Taglöhnerin aushelfend, teils von den restlichen Habseligkeiten, teils bloß von Mitleid lebend, durchstreifte sie die Dörfer. Nur die Gegend, in der sie aufgewachsen, hatte sie bisher schon vermieden. Abergläubische Furcht vor dem toten Eichinger, sowie die Scham über ihr Herabgekommensein, hielt sie fern. Aber als im Herbst der Husten wieder so gewaltig anhob, entschloß sie sich doch, den Rat einer vielgepriesenen Kräutlerin einzuholen, die unweit des Dorfes wohnte. Der Wege genau kundig, fiel es ihr nicht schwer, den Ort selbst zu umgehen. Beim Grabenhof mußte sie freilich vorüber, da er wie ein Wächter am Fuße des Hinterberges lag.

Ein Knecht pflügte gerade einen der großen, gegen das Thal hingestreckten Aecker, als sie herankam. Sie sah ihm ein weilchen zu, indem sie sich sagte, daß der alte Eichinger ein solch langsames Arbeitstempo wohl nicht geduldet haben würde; und als der Pflügende unweit ihrer anhielt, um die Erde von der Schar zu stoßen, fragte sie unwillkürlich:

„Wer ist denn da Bauer?“

„D' Eichinger Wittib,“ klang's zurück.

Aufs höchste erstaunt wiederholte sie die Worte.

„Ja,“ nickte der Bursche, „und über a paar Woch'n is der Oberknecht.“ Dabei wies er mit dem Daumen gegen das Thor zurück, hinter welchem eine befehlende Stimme erschallte, die Cenz das Herz lauter pochen machte. Ohne Besinnen eilte sie näher, da ward die Thür aufgerissen — und Flor trat heraus.

Zehn Schritte standen die beiden auseinander, sie jubelnd seinen Namen rufend, er bleich bis in die Lippen, wütend mit dem Fuße stampfend.

„Flor!“ wiederholte sie bittend.

„Marsch!“ schrie er zornentbrannt, mit fortweisender Geberde.

Totenblässe, dann flammende Röte überflutete ihr Gesicht.

„Mir willst Du die Thür wehren!?“ rief sie bebend.

Ohne zu antworten, bückte er sich um einen Stein und warf nach ihr. — Aufkreischend hielt sie den getroffenen Arm und, einem zweiten Wurfe ausweichend, lief sie querfeldein, dem Bache zu. Schweißbedeckt und zitternd wie ein gehetztes Tier verkroch sie sich zwischen den Weiden, zog das Wolltuch über den Kopf und lag so stundenlang in dumpfer Betäubung da. Erst als es zu dunkeln begann, raffte sie sich empor. Ein unbezwingbares Verlangen trieb sie nach dem Grabenhof zurück.

Vorsichtig schlich sie sich an das Haus heran; durch ein Fenster blinkte Licht; sie konnte die Stube überschauen und beobachten, wie Flor die Bäuerin mit demselben behexenden Lächeln beschwatzte, dem sie unterlegen war. Eifersüchtig näher tretend gewahrte sie plötzlich Feuerschein zwischen den an der Hauswand aufgeschichteten Reisigbündeln — doch nein — es war bloß das zweite Stubenfenster damit verstellt, und das Licht schimmerte so rötlich durch... Aber wie merkwürdig wirkte dieser helle Schein auf sie ein, welch ein furchtbarer Gedanke erwachte in ihrer Seele! — Diese Bündel konnten so leicht brennen,

auch in der Scheune gegenüber lugten die Strohhalme durch die Bretter — wenn das Feuer fing — konnte der Flor nicht Bauer werden!

*

Nach Mitternacht verkündete Glockengeläute, daß der Grabenhof in Flammen stehe.

Im Verein mit den nächsten Nachbarn gelang es dem Gesinde, wenigstens das Vieh bis auf einige vor Schrecken tolle Tiere, die blindlings in den brennenden Stall zurück stürmten, ins Freie zu bringen. Die meisten der zur Hilfe Herbeigeeilten waren jedoch mit den Baulichkeiten zu wenig vertraut, um sich nun in dieselben hinein zu wagen; sie gossen blindlings Wasser in die Flammen oder schleppten die beinahe wertlosen Gegenstände, welche in Hof und Schuppen standen, in den Obstgarten, woselbst jammernde Weiber sich um die ohnmächtig zusammengebrochene Bäuerin und ihr Kleinstes zu schaffen machten.

Unweit dieser Gruppe, hinter Beerensträuchern verborgen, kauerte Cenz und beobachtete, zeitweise wie von Fieberfrost geschüttelt, das unaufhaltsame Umsichgreifen der gierig leckenden Flammen, bis das schmetternde Trompetenzeichen der endlich eintreffenden Dorfspritze sie jäh emporschreckte.

Auch die Bäuerin rief es zu sich.

„Wo is mei Deandl!?“ stammelte sie, das Haar aus der Stirn streichend. Bestürzt sahen die Weiber einander fragend an.

„Noch drin?!“ gellte es von den Lippen der geängstigten Mutter.

„I hol's!“ rief's neben ihr; ein Weib lief auf das Fenster der großen Stube zu, zerbrochene Scheiben klirrten, und es war im Innern des Hauses verschwunden.

Die Bäuerin, gefolgt von den anderen, eilte gleichfalls vor, erfaßte impulsiv den Arm des Mannes, der soeben den Wasserstrahl der Spritze auf den Giebel richtete und leitete ihn nach jenem Fenster hin. — Nach qualvollen Minuten erschien die Frau mit dem betäubten Kinde in demselben und reichte es der hinzuspringenden Mutter heraus.

Zwei Bursche hielten der Retterin eine Stange entgegen, damit sie sich über das Fensterbrett schwingen könne, doch in dem Augenblick, wo ihr Fuß den Grasboden berührte, stürzte ein Teil des brennenden Gesimses herab. Zu Tode getroffen zog man sie unter den glimmenden Balken hervor.

*

Noch rauchten die Mauern des leergebrannten Hofes, als die Frühfutterstunde die Mehrzahl der Leute heimwärts rief. Bei dem nächst gelegenen Gehöfte aber hielten alle an, um zu fragen, wie es den Hierhergebrachten ergehe.

„'s Deandl is wieder frisch,“ hieß es, „aber d' Fremde wird's neama lang mach'n.“

Einige traten wohl auch in die Stube, wo das arme Weib halb bewußtlos zwischen nassen Decken — wie es der Dorfarzt zur Linderung der Schmerzen

anbefehlen — ruhte. Ihm gegenüber saß Lies, das gerettete Kind am Schoß, und weinte, während sie es immer wieder herzte und küßte um die, die seinetwegen sterben mußte.

Wieder bewegte sich die Thür; die alte Solterer gesellte sich zu den lispelnd oder betend Herumstehenden. Als sie der Leidenden ansichtig geworden, trat sie forschenden Blickes bis hart an das Lager:

„O du mein!“ rief sie, die Hände über dem Kopf zusammenschlagend. „Das is ja die Cenz!“

Der Ton dieser Stimme oder der Ruf ihres Namens wirkte belebend auf das Mädchen, es öffnete die Augen und sah fragend um sich.

„Aber, Cenz, was hast denn than?!“ jammerte die Alte.

„Anzund'n!“ ächzte diese.

Entsetzt wichen die Umstehenden zurück. Der Blick der Sterbenden aber heftete sich auf den eben eintretenden Flor.

„Ja!“ schrie sie, mit letzter Kraft auf ihn weisend. „Der darf da net Herr werd'n, z'wegen den — der alt' Bauer — g'storb'n!“

„Hie — Du bist aus der Stub'n g'rennt?!“ machte die Solterer, sich vor die Stirn schlagend.

„Du warst ihr Liabhaber?“ stammelte die Bäuerin, das Kind zu Boden stellend.

„Na!“ rief Flor, mit dem Fuße stampfend. „Nur Dein selig Mann z'liab bin i auffi — damit der Alt' — die Dummheit laßt.“

Mit einem markerschütternden Schrei sank Cenz in die Kissen zurück. Mißbilligendes Gemurmel erhob sich wider den Burschen — das Kind aber lief urplötzlich zu seiner Retterin und legte sein Händchen wie tröstend auf ihren abgezehrten Arm.

„A Engerl!“ flüsterte die Verscheidende brechenden Auges, und eine unendliche Erleichterung verklärte ihre Züge. Fast gleichzeitig erschien der Priester mit dem Allerheiligsten, und die Leute begannen, in die Kniee sinkend, die üblichen Sterbegebete.

Nur die Bäuerin stand wie gelähmt und starrte mit peinvoll verzogener Miene, alles umher vergessend, vor sich hin. — Flor versuchte es, ihr eine Entschuldigung zuzuflüstern. Sie aber wies eisig strengen Blickes mit der Hand nach der Thür. — Da zuckte er die Achsel und ging, wohl erkennend, daß es bei ihrem Charakter kein Verzeihen für ihn gebe und er wieder anderswo in der Welt sein Glück versuchen müsse.



Erinnerungen aus dem Leben von Hans Viktor von Unruh.

Herausgegeben von

Heinrich von Poschinger.

(Fortsetzung.)

Berichtigung einer Mitteilung in den Memoiren des Generals von Brandt.

Aus den noch nicht veröffentlichten Memoiren des Generals von Brandt[1]) sind in der Monatschrift „Deutsche Rundschau" Mitteilungen gemacht. So auch im Januarheft 1878, Seite 122 bis 145 unter der Ueberschrift: Berlin im Oktober und November 1848. Auf Seite 142 erzählt General von Brandt, ich habe gegen ihn und General von Pfuel in Betreff des Ministeriums Brandenburg geäußert: „Nun, mit Brandenburg wird es erst recht nicht gehen; glauben Sie mir, Herr General, darüber gehen der König, der Prinz von Preußen, darüber kann der Staat zu Grunde gehen. Das Volksbewußtsein ist zu tief von diesen Ansichten durchdrungen, als daß man ihm heute mit dergleichen kommen darf: das Beste würde es sein, der König resignirte und träte die Krone dem Sohne des Prinzen von Preußen ab." Mir ist wohl erinnerlich, daß ich zur Zeit jenes Ministerwechsels mit den beiden genannten Generalen gesprochen und die Lage als eine sehr bedenkliche und gefährliche bezeichnet habe. Daß ein Rücktritt des Königs Friedrich Wilhelm IV. wünschenswert sei, war im Frühjahr 1848 in der reaktionären Partei ausgesprochen worden; man sprach sogar im Sommer 1848 von Intriguen bei Hofe nach dieser Richtung, später redete man wohl auch auf der liberalen Seite davon. Man hielt den König nicht für stark genug, das Staatsruder in solcher Zeit zu führen. Es ist daher auch möglich, aber mir nicht erinnerlich, daß ich im Gespräch mit den Generalen darauf hingedeutet habe; aber entschieden bestreiten muß ich, daß ich von einer Uebergehung des Prinzen von Preußen zu Gunsten seines damals siebenzehnjährigen Sohnes gesprochen habe, die im grellsten Widerspruch mit meinen damaligen und jetzigen Ansichten gestanden hätte. General von Brandt war ein wahrheitsliebender Mann, aber man sieht es seinen Memoiren an, daß sie zum Teil in sehr aufgeregter Stimmung geschrieben sind. Es muß der Angabe ein Mißverständnis oder eine Verwechslung zu Grunde liegen.

Adresse der Nationalversammlung an den König.

Es ist bekannt und in meinen „Skizzen aus Preußens neuester Geschichte" S. 106 f. erwähnt, daß die Nationalversammlung noch in ihrem alten Sitzungslokal, bevor Wrangel sie daraus vertrieb, eine Adresse an den König beschloß, in welcher um Ernennung eines andern Ministeriums gebeten wurde.

[1]) Die vollständige Veröffentlichung in Buchform erfolgte erst im Jahre 1882.

Eine aus allen Parteien gewählte Deputation, — die Rechte war im Rumpfparlament auch vertreten — mich als Präsidenten an der Spitze, wurde mit der Ueberreichung der Adresse in Sanssouci beauftragt. Johann Jacoby gehörte auch zur Deputation. Der König ließ zuerst die Deputation nicht vor, entschloß sich dann aber doch dazu. Nachdem ich dem König eine tiefe Verbeugung gemacht, trat ich an den Tisch in der Mitte des Zimmers, wo eine Lampe stand, und las die Adresse laut, aber ehrerbietig vor. Der König, der schon beim Vorlesen der Adresse Zeichen von Ungeduld gab, nahm mir das Papier aus der Hand, als ich geendigt, drehte sich kurz um und ging nach der Thür. In dem Augenblick, als er dieselbe erreichte, schrie ihm Jacoby nach: „Das ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen." Diese Scene[1]) machte auf sämtliche Mitglieder der Deputation keineswegs einen günstigen, sondern einen sehr peinlichen Eindruck. Zeichen und Worte der Mißbilligung traten hervor in Gegenwart der noch im Zimmer befindlichen Adjutanten des Königs, die auch erstaunt, aber gegen die Abgeordneten durchaus höflich waren. Der Ausdruck Jacobys verstieß auch gegen jeden parlamentarischen Gebrauch, nach welchem bei einer solchen Deputation niemand zu reden hat als der offizielle Sprecher.

Später ist Jacoby nicht nur von radikalen, sondern auch von liberalen Zeitungen wegen seines Auftretens in Sanssouci in den Himmel erhoben worden. Er sei, hieß es, der einzige Mann, der vor dem Könige offen zu sprechen gewagt habe. Es mag der Nachwelt überlassen bleiben, über den Fall zu urteilen, aber zugetragen hat sich derselbe genau so, wie ich es hier geschildert habe, und der Eindruck auf alle Gegenwärtigen war der oben mitgeteilte. Von diesen stimmte Jacoby laut niemand bei. Hätte sich der König nach Vorlesung der Adresse, die doch als Anrede gilt, auf eine Antwort oder ein Gespräch eingelassen, so würde sich dann erst gezeigt haben, ob es dem Präsidenten an Mut fehlte, seine Meinung ehrerbietig, aber offen auszusprechen. Dagegen erschien mir und anderen das Nachrufen einer Sentenz hinter dem eben sich zurückziehenden König nicht würdig, vielmehr als revolutionäre Affektation. Im Verlauf der nächsten Tage zeigte sich deutlich, daß die Nationalversammlung keineswegs zu revolutionären Schritten geneigt war.

Die Steuerverweigerung.

Der im Plenum der Versammlung erstattete Bericht über den Empfang der

---

[1]) Nach der unwidersprochen gebliebenen Mitteilung des Abgeordneten d'Ester nahm, als Seine Majestät im Fortgehen begriffen war, der Abgeordnete Jacoby das Wort und sagte: „Wir sind nicht bloß hierher gesandt, um Eurer Majestät eine Adresse zu überreichen, sondern auch, um Ihnen über die wahre Lage des Landes mündlich Auskunft zu geben." Während der König weiter ging, bemerkte der Abgeordnete Jacoby ferner: „Gestatten Eure Majestät uns Gehör?" Seine Majestät erwiderte, sich umwendend: „Nein!" Darauf machte der Abgeordnete Jacoby noch die oben angeführte Bemerkung. Nach der Versicherung des Abgeordneten Bredt hatten sofort, als die Jacoby'sche Aeußerung gefallen, beinahe sämtliche Mitglieder der Deputation noch in Gegenwart des Königs einmütig gegen dieselbe protestirt und dieselbe völlig desavouirt.

Deputation in Sanssouci[1]) machte natürlicherweise einen sehr üblen Eindruck. Einzelne Abgeordnete sprachen unter einander von Steuerverweigerung, aber das damalige Zentrum und die in Berlin zurückgebliebenen Mitglieder der Rechten erklärten sofort, daß sie den Saal verlassen und die Versammlung beschlußunfähig machen würden, sobald ein Antrag auf Steuerverweigerung eingebracht würde.

Daß eine nach der Geschäftsordnung nicht beschlußfähige Anzahl Abgeordneter Beschlüsse fassen könne, wie es nachher die Rechte in Brandenburg[2]) that, hielt man allgemein und mit Recht für unzulässig. Es wurde kein Antrag auf Steuerverweigerung gestellt.

Erst nachdem die Versammlung durch Wrangel aus ihrem bisherigen Sitzungslokal und dann aus verschiedenen anderen Lokalitäten verjagt[3]) und der Belagerungszustand verhängt wurde, unerachtet gewaltsamer Widerstand nicht einmal versucht worden war, tauchte der Gedanke an eine Art von Steuerverweigerung wieder auf. Eine größere Anzahl Abgeordneter ersuchte mich, noch eine Sitzung anzusetzen, um zu beraten, ob nicht noch ein entscheidender Schritt, z. B. eine Erklärung notwendig sei, daß das Ministerium Brandenburg kein Recht habe, unbewilligte Steuern zu erheben. Eine eigentliche Steuerverweigerung, d. h. ein Aufruf an die Bevölkerung, keine Steuern zu zahlen, wurde nicht beabsichtigt. Ich weigerte mich, eine Sitzung anzusetzen, und wies darauf hin, daß in der Versammlung sich kein Widerspruch erhoben habe, als ich meinen Entschluß mitteilte, keine weitere Sitzung abzuhalten. Zugleich erklärte ich mich gegen jede Steuerverweigerung, auch gegen eine verschämte. Der jetzige Moment eigne sich gar

---

1) Derselbe findet sich abgedruckt in den Verhandlungen über die 93. Sitzung der Nationalversammlung vom 3. November 1848.

2) In der Sitzung vom 9. November 1848 wurde eine Allerhöchste Botschaft verlesen, inhaltlich deren der Sitz der zur Vereinbarung der Verfassung berufenen Versammlung von Berlin nach Brandenburg verlegt wurde. Das Staatsministerium war beauftragt, die zur Uebersiedelung nötigen Vorkehrungen so schleunig zu treffen, daß die Sitzungen vom 27. November ab in Brandenburg gehalten werden. „Bis dahin wird die zur Vereinbarung der Versammlung berufene Verfassung hierdurch vertagt. Wir fordern daher die Versammlung auf, ihre Beratungen nach geschehener Verlesung Unserer gegenwärtigen Botschaft sofort abzubrechen und zur Fortsetzung derselben am 27. d. Mts. in Brandenburg wieder zusammenzutreten.“ Einige Minuten nach Verlesung der Botschaft entfernten sich die Minister und viele Abgeordneten der Rechten.

3) Die Sitzung vom 10. November 1848 fand noch im Saale des Schauspielhauses statt: es war die erste, welche von dem General von Wrangel gesprengt wurde. Die Sitzungen vom 11., 12. und 13. November 1848 wurden im Saale des Berliner Schützenhauses, Linienstraße 5, abgehalten. Nach Schluß der Plenarversammlung am 13. November wurde die im Lokal zurückgebliebene Kommission der Nationalversammlung militärisch gesprengt. Die Sitzung vom 14. November erfolgte im Sitzungssaal der Berliner Stadtverordneten-Versammlung im Köllnischen Rathause. Diejenige vom 15. November im Lokale des Hotel Mielentz. Auch sie wurde militärisch gesprengt. Die Verhandlungen der konstituirenden Versammlung vom 9. November bis zur Steuerverweigerung sind in Leipzig 1849 (in Kommission bei Theodor Thomas) erschienen. Die in der Deckerschen Druckerei gedruckten Verhandlungen schließen für Berlin mit der Sitzung vom 9. November 1848.

nicht dazu. Wollte man revolutionär auftreten, so hätte dies damals, als Wrangel vor dem Schauspielhause erschien, geschehen müssen. Die Sache sei auch unter den verschiedenen Fraktionen zu jener Zeit besprochen, aber abgelehnt worden. Zugleich erbot ich mich, das Präsidium niederzulegen. Dann möge der Vizepräsident thun, was ihm nötig erscheine. Hiergegen protestirten die anwesenden Abgeordneten, unter denen sich auch einige der Gemäßigten befanden, blieben aber dabei, die Anberaumung einer Sitzung zu verlangen. Meine Lage war eine sehr peinliche und ich habe vielleicht nicht das Richtige getroffen, als ich erklärte, ich würde nur dann eine Sitzung ansetzen, wenn die Mehrzahl der in Berlin anwesenden Abgeordneten dies schriftlich verlangte. Ich ging dabei von der Meinung aus, daß entweder die Unterschrift der Majorität nicht zu beschaffen sei, oder ein Antrag auf Steuerverweigerung abgelehnt werden würde. Ich teilte dies auch mehreren Abgeordneten mit, die mich in meiner Meinung bestärkten. Aber nach kaum einer Stunde wurde mir der von der Majorität unterschriebene Antrag auf sofortige Ansetzung einer Sitzung vorgelegt. Die Abgeordneten hatten sich gleich am Nachmittage in dem Saal von Mielentz unter den Linden privatim versammelt,[1]) dort jenen Antrag unterschrieben und ließen mich nun ersuchen, ebenfalls zu erscheinen. Dies that ich, weigerte mich aber, die Sitzung sofort zu eröffnen, und verlangte, daß die etwa nicht im Saal, aber in Berlin anwesenden Abgeordneten durch Boten von der Sitzung benachrichtigt würden, deren Eröffnung ich auf eine etwas spätere Stunde festsetzte, damit kein Abgeordneter präkludirt werde. Ein solcher bei offenen Thüren und nicht abgesperrten Galerien sich ereignender Vorgang konnte unmöglich geheim bleiben, was auch niemand verlangte. Die Polizei und das unter dem Belagerungszustand thätige Militärkommando hatten also vollkommen Zeit, die Versammlung gar nicht zu stande kommen zu lassen, oder doch in den ersten Stadien aufzulösen und den Saal militärisch zu besetzen. Nichts von dem geschah.

Die Sitzung wurde eröffnet, der Antrag gestellt und die Diskussion nahm ihren Verlauf. Im Laufe derselben wurde auf namentliche Abstimmung angetragen, die vollkommen geeignet war, die Sache zum Fallen zu bringen. Niemand störte uns. Erst nachdem die Verhandlung mehrere Stunden gedauert hatte und sich ihrem Ende näherte, trat ein Stabsoffizier in den Saal, hinter ihm ein Unteroffizier mit ein paar Soldaten. Der Offizier, wie ich nachher erfuhr, der damalige Major Herwarth von Bittenfeld, später Gouverneur von Magdeburg, nicht zu verwechseln mit dem kommandirenden General gleichen Namens, ging um die Versammlung herum, trat an mich heran und erklärte, daß er den Befehl habe, die Versammlung aufzulösen, mich aber ersuche, unliebsame militärische Maßregeln dadurch zu verhüten, daß ich die Versammlung schlösse. Auf dieses nicht einmal laut, sondern nur direkt zu mir ausgesprochene Verlangen konnte ich unmöglich eingehen, ohne für feige gehalten zu werden. Ich antwortete also dem Major, daß ich nur Organ der Versammlung sei und

[1]) Näheres über diese Versammlung siehe v. Unruh, „Skizzen" S. 129.

seinen Wunsch nicht erfüllen könnte; er möge thun, was seines Amtes sei. Das war doch deutlich.

In der That hielt ich den militärischen Schluß der Versammlung in jenem Augenblick für das Beste. Die mir sehr wahrscheinliche Verwerfung des Antrags auf bedingte Steuerverweigerung hätte jedenfalls sehr verschiedenen Auslegungen unterlegen und wäre später den gemäßigten Abgeordneten sehr verdacht worden, die Annahme des Antrags war aber noch viel bedenklicher und folgenschwerer.

Inzwischen machte Major von Herwarth noch einen Versuch, mich zum Schluß der Versammlung zu bestimmen. Ich blieb dabei, ich thäte, was meines Amtes sei, er möge thun, was seines Amtes sei — und glaubte, er werde nun vortreten, die Versammlung laut auflösen und jedem, der den Saal nicht verlasse, die sofortige Verhaftung androhen. Keineswegs. Major von Herwarth verließ den Saal stillschweigend, um, wie sich nachher zeigte, von dem auf der Straße aufgestellten Bataillon noch mehr Mannschaften nach dem Saal zu holen, was offenbar ganz unnütz war. Während dieses Vorganges war selbstverständlich große Aufregung im Saal entstanden. Man rief vielstimmig: „Abstimmen, schnell abstimmen, bevor das Militär wiederkommt." Der Antrag auf namentliche Abstimmung wurde zurückgezogen und die Diskussion geschlossen. Sämtliche Abgeordnete waren schon von ihren Stühlen aufgestanden, so daß das Resultat der Abstimmung durch Aufstehen und Sitzenbleiben sich unter allgemeinem Zuruf von selbst ergab und von mir proklamirt werden mußte. Gleichzeitig trat Major von Herwarth, gefolgt von Soldaten, wieder in den Saal, fand aber nichts mehr zu thun; die Abgeordneten verließen den Saal. Ich kann mich nicht erinnern, daß einzelne Mitglieder bei der Abstimmung sitzen geblieben wären, möglich ist es aber, daß ich dieselben nicht bemerkt habe. Die Aufregung und der Tumult waren zu groß. Dagegen weiß ich, daß mehrere Abgeordnete aus dem Zentrum, so der damalige Stadtrat Duncker und Schuldirektor Dielitz, am Abend über den gefaßten Beschluß sehr außer sich waren und mir Vorwürfe machten, daß ich denselben nicht verhindert habe.

Dies war der Hergang bei dem sogenannten Steuerverweigerungsbeschluß, den ich seit jenem Zeitpunkt für einen politischen Fehler gehalten habe, obgleich ich auch heute noch der Meinung bin, daß eine Repräsentativ-Versammlung, der das Recht zusteht, Steuern zu bewilligen, notwendig auch das Recht haben muß, unter gewissen Umständen Steuern nicht zu bewilligen. Hat doch das preußische Herrenhaus in der Konfliktszeit 1863—65 mehreremale das ganze Budget verworfen, folglich die Steuerbewilligung nicht ausgesprochen, freilich in der thatsächlich richtigen Voraussetzung, daß die Steuern doch erhoben werden würden. Es kommt aber darauf an, wie die Umstände beschaffen sein müssen, wenn dieselben die extreme Maßregel der Steuerverweigerung rechtfertigen sollen. Die sittliche Entrüstung, mit welcher die Reaktion anderthalb Jahrzehnte hindurch von der Steuerverweigerung und den Steuerverweigerern sprach, hatte wohl ihre besonderen Gründe. Daß die Regierung keinen Abgeordneten wegen Teilnahme an jenem Beschluß gerichtlich angeklagt hat, beweist am besten, daß sie denselben

an sich nicht für strafbar hielt. Der sogenannte Steuerverweigerungsprozeß bezog sich lediglich auf Handlungen einzelner Abgeordneten außerhalb der Nationalversammlung.

Nicht verschweigen will ich, daß zwischen dieser richtigen Darstellung des Herganges und einer Aufführung in meiner 1851 bei Eugen Fabricius in Magdeburg erschienenen Schrift: „Erfahrungen aus den letzten drei Jahren" ein Widerspruch zu herrschen scheint. Ich sage dort auf Seite 128:

„Der politische Fehler, den die Versammlung beging, war, daß sie den Beschluß (der Steuerverweigerung) am 15. und nicht am 9. November faßte. Eine Stunde, nachdem das Ministerium Brandenburg den Saal verlassen hatte, mußte die Steuerverweigerung ausgesprochen werden oder nie u. s. w."

Das klingt nicht nur so, als ob ich es bedauert hätte, daß der Beschluß nicht am 9. November gefaßt worden ist; ich beabsichtigte, diesen Eindruck hervorzurufen, aber erst zwei Jahre später, während welcher die Reaktion im Innern wütete und zugleich Preußen dem Auslande, namentlich Oesterreich und Rußland gegenüber, erniedrigte. Die Zustände waren in dieser Zeit so heillos geworden, daß man in einer auf Wirkung berechneten Parteischrift wohl der Reaktion zurufen konnte, man beklage das gemäßigte Verhalten der Nationalversammlung und würde im wiederkehrenden Falle anders handeln.

In Wahrheit war ich im November 1848 gegen jede Steuerverweigerung, wie schon aus dem Umstande deutlich hervorgeht, daß ich die Ansetzung der Sitzung zuerst verweigerte und dann die Abhaltung derselben so viel als thunlich verzögerte, was ich gewiß nicht gethan haben würde, wenn ich den Beschluß hätte herbeiführen wollen.

Erwähnen will ich noch, daß ich bei der Weigerung, noch eine Sitzung anzusetzen, einer Anzahl Abgeordneter den Vorschlag machte, als letzten Versuch, die Regierung von extremen, reaktionären Schritten abzuhalten, statt der bedingten Steuerverweigerung die von der Kommission entworfene, zum Teil im Plenum schon beratene Verfassung ohne Diskussion en bloc anzunehmen und der Regierung zur Erklärung vorzulegen. Auf diese Weise wäre man im Rahmen der Vereinbarung geblieben. Daß die Regierung eine solche Verfassung nicht annehmen würde, war zweifellos, aber sie konnte eine zweite Versammlung zur Beratung der Differenzpunkte berufen, statt eine Verfassung zu oktroyiren und diese einer Revision zu unterwerfen. Da die oktroyirte Verfassung vom 5. Dezember 1848 in der That größtenteils wörtlich mit dem Entwurfe der Nationalversammlung übereinstimmte, wenn auch unter mehrfachen wesentlichen Abänderungen, so konnte man nicht sagen, daß der von mir vorgeschlagene Weg unpraktisch sei; jedenfalls hätte man die Regierung in Verlegenheit gesetzt und die Oktroyirung unnütz und willkürlich erscheinen lassen. Ich überzeugte mich aber sofort, daß eine en bloc-Annahme des Entwurfs nicht zu erreichen sei. Derselbe ging manchen Abgeordneten in einzelnen Punkten viel zu weit und manchen von der Linken noch nicht weit genug. Ich ließ daher das Projekt fallen.

Oktroyirung der Verfassung am 5. Dezember 1848.

Am Tage vor dem Erscheinen der Verfassung[1]) wurde ich am frühen Morgen geweckt mit der Meldung, daß ein Mann da sei, der mich sofort sprechen wolle. Es war ein Schriftsetzer, der mir mitteilte, daß er und eine größere Anzahl Setzer seit zwei Tagen und Nächten in der Decker'schen Druckerei konsignirt sei, wo sie die neue Verfassung setzten, die am folgenden Tage abends im Staatsanzeiger erscheinen werde. Niemand dürfe das Lokal verlassen, und er habe nur infolge der Nachricht, daß seine Frau entbunden sei, spät am Abend Urlaub, aber auch den Befehl erhalten, am andern Morgen vor Tagesanbruch wieder in der Druckerei zu erscheinen. Deshalb habe er mich wecken lassen. Der Mann hatte etwas so Zuverlässiges, daß ich an der Wahrheit seiner Mitteilung nicht zweifelte. Ueber den Inhalt der Verfassung wußte er wenig anzugeben. Ich teilte diese Nachricht mehreren Abgeordneten mit und sagte denselben, sie möchten sich doch am nächsten Abend in dem Restaurant Caspari unter den Linden einfinden, wo wir den Staatsanzeiger erwarten wollten. Es erschien dort eine ganze Anzahl Abgeordneter. Man mischte sich absichtlich in dem gewöhnlichen Lokal unter die anderen Gäste, um kein Aufsehen zu erregen. Ich saß neben Waldeck. Wir ergingen uns in Vermutungen über den Inhalt der Verfassung und waren beide der Meinung, daß jedenfalls auch ein Wahlgesetz oktroyirt werden würde. Dabei brachte ich zur Sprache, ob die liberale Partei wählen solle, wenn das neue Wahlgesetz große Beschränkungen des Wahlrechts, z. B. einen hohen Census, einführe. Waldeck äußerte ohne Besinnen, es verstände sich von selbst, daß wir uns an den Neuwahlen zu beteiligen hätten, soweit dies das neue Wahlgesetz gestatte. Wir würden doch den Kampfplatz, den man uns übrig lasse, nicht freiwillig aufgeben und der Reaktion das Feld räumen. Ich war ganz derselben Meinung, ebenso die Abgeordneten, die sich in unserer Nähe befanden. Niemand sprach von Wahlenthaltung. Endlich langte der Staatsanzeiger an. Zu unserem Erstaunen war am Wahlgesetz für die zweite Kammer nichts geändert, das allgemeine gleiche, aber indirekte Wahlrecht beibehalten. Das hätte die Reaktion wirklich nicht nötig gehabt. Niemand hatte darauf gerechnet. Ebenso waren wir einigermaßen überrascht, daß der Verfassung großenteils der Entwurf der Nationalversammlung und ihrer Kommission zu Grunde lag. Sehr viele Artikel waren wörtlich übernommen und die Abweichungen und Hinterthüren, die man angebracht hatte, teilweise so versteckt, daß man manche derselben beim ersten Vorlesen überhörte. Bei genauerer Einsicht trat natürlich die Wichtigkeit der Abänderungen stark hervor, indessen war man doch froh, daß die Reaktion so viel übrig gelassen hatte. Augenscheinlich wagte man damals noch nicht weiter zu gehen. Auch die

---

[1]) Die Verlegung der Nationalversammlung nach Brandenburg hatte bekanntlich nicht den von der Krone gewünschten Erfolg, und deshalb wurde die Versammlung mittelst königl. Verordnung vom 5. Dezember 1848 aufgelöst. Die oktroyirte Verfassungsurkunde vom 5. Dezember 1848 findet sich abgedruckt in der preußischen Gesetzessammlung 1848, S. 375. Die dazu gehörigen Wahlgesetze vom 6. April 1848 finden sich abgedruckt in der Gesetzessammlung 1848, S. 395 und 399.

Zusammensetzung der ersten Kammer befriedigte insofern, als man keinen Versuch gemacht hatte, ein aristokratisches Oberhaus zu bilden und aus dem preußischen Junkertum englische Peers zu schnitzen. Freilich war die sofortige Revision der oktroyirten Verfassung durch die Kammern vorbehalten, aber das beibehaltene Wahlgesetz gewährte Sicherheit dagegen, daß die Revision nicht in ganz reaktionärem Sinn erfolgen könne. Eine verhältnismäßig ruhige Entwicklung stand in Aussicht, war wenigstens möglich, wenn keine neuen Oktroyirungen geschahen.

Resultat des Jahres 1848.

Stellt man jetzt (1877) nach 29 Jahren die Frage: Was ist durch die Kämpfe des Jahres 1848 in Preußen erreicht worden, sind dieselben nützlich oder schädlich gewesen? — und bemüht man sich, diese Frage möglichst objektiv, aber doch vom liberalen Standpunkt zu beantworten, so läßt sich gar nicht verkennen, daß trotz der vielen und großen Fehler, die auf allen Seiten damals gemacht worden sind, jene Vorgänge des Jahres 1848 die Grundlagen unserer politischen Entwicklung und unserer heutigen politischen Zustände bilden, die kein liberaler Mann und kaum ein Konservativer, der nicht reaktionär ist, mit denen vor 1847 vertauschen möchte. Ja die Reaktion selbst dürfte nicht geneigt sein, zu jener Zeit absoluter bureaukratischer Willkür zurückzukehren. Gewiß wäre es besser gewesen, wenn die Regierung schon lange vor 1848 die Hand zu den unbedingt notwendigen organischen Umformungen des Staates geboten hätte; aber daran war bei der Persönlichkeit Friedrich Wilhelms IV. gar nicht zu denken. Ohne jenen allerdings revolutionären Anstoß würde Preußen hinter Sachsen und Bayern zurückgeblieben und immer unfähiger geworden sein, die Führung in Deutschland zu übernehmen. Oesterreich hätte trotz oder vielleicht infolge seiner inneren Kämpfe die Oberhand in Deutschland bekommen und, seiner unverkennbaren Tendenz gemäß, Preußen immer mehr herunter zu bringen gestrebt, während es offenbar ganz außer stande und auch nicht willens war, aus Deutschland etwas anderes zu machen als einen unselbständigen Appendix von Oesterreich. Wir alle waren im Jahre 1848 politische Dilettanten, um nicht zu sagen: politische Kinder. Wir klebten am Rotteck-Dahlmannschen konstitutionellen Schematismus und glaubten, mit Verfassungsparagraphen lasse sich alles Wünschenswerte erreichen. Wir haben erst durch bittere Erfahrungen lernen müssen, daß es auf thatsächliche Umgestaltungen im Staate ankommt und insbesondere auf Organisationen, die eine ruhige, konsequente Fortbildung, möglichst ohne Sprünge und Experimente, zu ermöglichen geeignet sind.

Benehmen der Polen.

Erwähnen will ich noch des Benehmens der polnischen Mitglieder der Nationalversammlung aus der Provinz Posen. Dieselben hielten zwar ihre besonderen Zusammenkünfte, hatten sich aber der Fraktion der Linken angeschlossen und wurden zu den Demokraten gezählt, mit denen sie stimmten. Es befanden sich sehr liebenswürdige Männer darunter, auch einige reiche Grafen und ein nachheriger Kammerherr, die sich als Demokraten sehr eigentümlich ausnahmen.

Als ich eines Abends den Grafen N. N. besuchte, trat ein Mann in polnischem Rock ein, der ihm eine Menge Briefe in verschiedenen Sprachen zur Unterschrift vorlegte. N. N. erteilte ihm in ziemlich barschem Tone, wie die Polen ihre Diener anzureden pflegten, einige Weisungen. Der Mann stand in ehrerbietiger Stellung und fragte augenscheinlich, ob der Herr Graf noch etwas zu befehlen habe, und auf ein kurzes „Nein" verbeugte sich der Mann sehr tief und machte die Geberde des panom do nug (Küssen des Rockzipfels). Ich weiß nicht, ob ich das Wort richtig schreibe, es bedeutet das fußfällige Küssen des Gewandes. Auf meine Frage, wer der Mann sei, antwortete N. N.: „Mein Sekretär." Ich erfuhr auch, daß derselbe studirt habe und in mehreren Sprachen korrespondire. Ich lachte laut auf und sagte: „Ihr Polen seid doch eine eigentümliche Sorte von Demokraten. So behandelt man bei uns nicht seinen Bedienten, geschweige einen studirten, gebildeten Mann." Darauf schien er etwas verlegen und meinte, bei den Polen sei das so Gebrauch. Dabei war er wirklich ein humaner Mann.

Mir fiel bei diesem Vorgange das unzweifelhaft begründete Gerücht ein, daß dieser Graf Chef der damaligen Liga polska war, welche die Wiederherstellung des alten Königreichs Polen anzustreben begann.

Bei Ausbruch der Krisis im November 1848 hatte der sehr reiche polnische Graf X. mehrfach geäußert, wenn es an Geld fehle, so möchten wir uns an ihn wenden. In der That trat sehr bald Geldmangel ein, da die Regierung nach dem 9. November keine Zahlungen weiter leistete und eine große Anzahl Abgeordneter keine Mittel besaß. Man meldete mir, daß man sich an X. gewendet, derselbe aber nichts hergegeben habe.

Um den mittellosen Abgeordneten wenigstens die Rückreise möglich zu machen, legte ich einige tausend Thaler, etwa ein Drittel meines eigenen kleinen Vermögens, in die Hände von Kirchmann, der damit sehr sparsam umgegangen ist und nur wenige hundert Thaler an solche Abgeordnete verausgabt hat, die sich anders nicht helfen konnten.

Im Laufe des Jahres 1849 kam Graf X. mit seinem Bruder nach Magdeburg und brachte mit mir und meinen politischen Freunden einen Abend zu. Er erzählte, daß sein Bruder die Kavallerie der Aufständischen bei Miloslav 1848 kommandirt habe. Beide Brüder schienen noch ganz auf dem Standpunkt der Opposition zu stehen. Es befremdete mich daher sehr, als ich später die Ernennung desselben Grafen X. zu einer Würdenstellung am königlichen Hofe in der Zeitung las. Ich habe ihn im Jahre 1863 bei einem Hofball im Schloß wiedergesehen, wo ich um Auskunft über den Ausgang bat, die er mir höflich erteilte, ohne unsere Bekanntschaft zu erneuern.

Nach Schluß der Nationalversammlung im Dezember 1848 luden die polnischen Abgeordneten Schultze-Delitzsch, mich und noch ein paar Deutsche zu einem Diner ein. Kaum war die Suppe gegessen, als die Polen das Gespräch auf ihre politischen Ansprüche brachten. Wie gewöhnlich gingen sie dabei auf die Glanzzeit Polens nach der Schlacht von Tannenberg unter Jagiello II. zurück und betrachteten alles Land, das sie damals erobert und besessen hatten,

als ihnen von Rechts wegen noch jetzt gehörig. Ich vermied es, mich an dem Gespräch zu beteiligen. Dazu aufgefordert bemerkte ich, daß wir mit der Gegenwart genug zu thun hätten, ermüdet und ermattet seien. Ich wünsche mich hier in guter Gesellschaft zu erfrischen und nicht über politische Ansprüche zu streiten, über die wir doch nicht einig werden würden; meine persönlichen Ansichten würden den Herren gewiß nicht gefallen. Es half mir aber nichts. Einer der Führer zwang mich zur Aussprache, indem er sagte: „Wir wollen aber wissen, wie Sie über Polen denken.“

Ich mußte also mit der Sprache heraus und erklärte kurz, die Teilungen Polens billige niemand, sie wären aber jetzt historische Thatsachen. Eins stände fest: wenn der liebe Herrgott vom Himmel herniederstiege und Polen in jenen Grenzen des Mittelalters rekonstruirte, in zehn Jahren sei Polen abermals geteilt. Die Polen äußerten laut ihren Unwillen und man rief: „Unruh, wenn Sie nicht wären unser Präsident, wir würfen Sie zum Fenster hinaus!“ — „Würden Sie dadurch an der Sache etwas ändern?“ war meine Antwort. Es kam zu keiner ersichtlichen Erzürnung, das Essen und Trinken wurde fortgesetzt.

Im voraus will ich hier gleich anführen, daß die Polen in der zweiten Kammer 1849 sich keiner Fraktion anschlossen, aber doch mit der Linken oder vielmehr der aus allen liberalen Abgeordneten bestehenden Opposition eine gewisse Verbindung unterhielten. Sehr bald ließen sie sich auf Unterhandlungen mit dem Ministerium ein und waren ohne Zweifel zu einem Separatfrieden geneigt, wenn wesentliche ihrer spezifisch-polnischen Forderungen hätten erfüllt werden können. Zu solchem Zweck wurde wohl die bekannte Demarkationslinie erfunden, die aber auch nicht zum Ziele führte und nicht führen konnte, weil die Polen ihre Stimmen, an denen dem Ministerium gelegen war, gewiß nur zu einem Preise verkaufen wollten, den keine preußische Regierung zahlen konnte. Die Polen kamen durch diese Verbindungen nach den entgegengesetzten Seiten hin bei vielen Abstimmungen in der Kammer offenbar in Verlegenheit. Sie wollten nicht gegen das Ministerium stimmen, um die Separatverhandlungen nicht abzubrechen, aber auch nicht gegen die Opposition, deren sie beim Scheitern des Separatvertrags dringend bedurften. Sie halfen sich oft dadurch, daß sie sich geschlossen der Abstimmung enthielten. Dadurch wurden sie unsichere Kunden für beide Seiten und isolirten sich vollständig.

Stimmenthaltung.

Es ist überhaupt ein ganz schlechtes Auskunftsmittel, in schwierigen politischen Situationen sich der Abstimmung zu enthalten. Dazu sind die Abgeordneten gewiß nicht gewählt; sie sollen den Mut der Meinung haben und Farbe bekennen. Das ist unzweifelhaft ihre Pflicht. Nur in sehr wenig Fällen ist eine solche Stimmenthaltung zulässig oder gar unvermeidlich, letzteres im Falle es sich um Dinge handelt, bei denen der Abgeordnete persönlich interessirt ist, ersteres, wenn ein Abgeordneter nicht gegen seine Fraktion stimmen will und mit ihr nicht stimmen kann.

So viel ich mich erinnere, habe ich mich noch niemals der Abstimmung enthalten.[1]) Bei den französischen repräsentativen Versammlungen wird die Stimmenthaltung bekanntlich im Großen betrieben und tritt häufig ganz unerwartet ein. Dadurch wird die Vorherberechnung der Majorität ganz schwankend und unsicher und der Intrigue Thor und Thür geöffnet. Eine feste, sichere Majorität ist aber im geordneten parlamentarischen Leben die Basis der Regierung. Hüten wir uns, dem Beispiel der Franzosen zu folgen.

Der Belagerungszustand.

Ein Hauptstreitpunkt zwischen der Regierung und der im Januar 1849 gewählten zweiten Kammer war der Belagerungszustand, der im November 1848 verhängt[2]) und seitdem nicht aufgehoben worden war. Die Wahlen in Berlin hatten unter dem Kriegsgesetz stattgefunden. Die Kammer verlangte die Aufhebung desselben, aber die Regierung weigerte sich, obgleich weder im November noch später irgendwo bewaffneter oder auch nur gewaltsamer Widerstand stattgefunden hatte; ja das Ministerium erklärte die Kammer für inkompetent, weil die Verhängung und Beibehaltung des Belagerungszustandes eine Verwaltungsmaßregel sei.

Der Belagerungszustand in seiner modernen Form und Wirkung ist eine französische Erfindung. Dem Minister Manteuffel ist es zuzuschreiben, daß dieselbe auf deutschen Boden verpflanzt wurde.[3]) Niemand bestreitet, daß bewaffneter Widerstand gegen die Regierung oder gewaltsamer Kampf eines Teils der Bevölkerung gegen den andern durch die bewaffnete Macht niedergeworfen werden muß, wenn geordnete Zustände im Staate herrschen sollen; aber den Belagerungszustand zu proklamiren, wo keine gewaltsame Auflehnung vorhanden ist[4]) und Monate hindurch beizubehalten bei vollkommener Ruhe mit den, nach französischem Muster daran geknüpften Folgen, das heißt mit Suspendirung der Preßfreiheit und des Vereins- und Versammlungsrechts und mit Aufrechterhaltung des militärischen Kriegsgerichts, ist ein Hohn auf die gesetzliche bürgerliche Freiheit. Nach der oktroyirten Verfassung hatte die Regierung das Recht, unter Verant-

---

[1]) Bei dem Antrage auf Abschaffung der Adelsprädikate in Preußen (Verhandlungen im Schauspielhause 1849) hat sich v. Unruh, als persönlich beteiligt, der Abstimmung enthalten.

[2]) Die Verhängung des Belagerungszustandes über Berlin erfolgte mittelst Erlasses des königlichen Staatsministeriums vom 12. November 1848. Gleichzeitig wurden durch eine Proklamation des Generals von Wrangel gewisse Grundrechte, die durch das Gesetz vom 6. April 1848 feierlich zugesichert waren, aufgehoben.

[3]) Die allgemeinen Bestimmungen über den Belagerungszustand sind enthalten in der Verordnung vom 10. Mai 1849. Ges.-Samml. 1849 S. 16. Deklaration des § 15 dieser Verordnung (Verordnung vom 4. Juli 1849. Ges.-Samml. 1849 S. 250). Anderweite Bestimmungen Gesetz vom 4. Juni 1851. Ges.-Samml. 1851 S. 451.

[4]) An Zündstoff fehlte es fürwahr dazumal nicht! Die Bürgerwehr Berlins hatte aufgelöst werden müssen; die Volksvertretung, staatlich vertagt, tagte noch immer in Berlin und zeigte von Tag zu Tag eine radikalere Stimmung.

wortlichkeit des gesamten Staatsministeriums, Verordnungen mit Gesetzeskraft zu erlassen, dieselben mußten aber den Kammern bei ihrem nächsten Zusammentritt zur Genehmigung vorgelegt und bei Verweigerung derselben sofort wieder aufgehoben werden.

Zu dieser Art von Verordnungen gehören unbestreitbar nicht nur solche, die neue Bestimmungen einführen, sondern auch diejenigen, welche bestehende Gesetze außer Kraft setzen. Die Regierung war also nach der von ihr selbst oktroyirten Verfassung unzweifelhaft verpflichtet, die Zustimmung der Kammern zu der ferneren Suspension der oben erwähnten Gesetze und Beibehaltung der Kriegsgerichte einzuholen. Das geschah aber nicht, weil das Ministerium sehr gut wußte, daß die Genehmigung versagt werden würde und es ihm viel mehr auf jene Gesetzsuspensionen ankam als auf die Beibehaltung der Kriegsgerichte für gewisse Fälle gewaltsamen Widerstands, der gar nicht in Aussicht stand. Das Ministerium Brandenburg-Manteuffel begann also nach der Auffassung der liberalen Majorität der Kammer seine verfassungsmäßige Thätigkeit mit einer Verletzung der von ihm selbst gegebenen Verfassung.

Ich bin ein entschiedener Gegner der von gelehrter liberaler Seite öfter vorgeschlagenen Nachahmung englischer, historisch entstandener Institutionen, die auf unsere Zustände in der Regel nicht passen; aber lernen können wir viel aus der Verfassungs- und Rechtsgeschichte jenes ältesten konstitutionellen Staates, dessen Institutionen auf historischem Grunde erwachsen sind und dem wirklichen Bedürfnis und den dortigen Zuständen entsprechen. Man mag über die Engländer urteilen, wie man will, eins wird sich nicht bestreiten lassen: sie sind ein durch und durch praktisches Volk. Die dortige Regierung hat im Laufe von Jahrhunderten gewaltige Aufstände zu bekämpfen gehabt und nimmt auch in unserer Zeit keinen Anstand, gewaltsamen Widerstand gegen die Obrigkeit durch die bewaffnete Macht niederzuschlagen. Die Vorfälle in Edinburg, Glasgow und in Irland sind bekannt. An Energie hat es der englischen Regierung niemals gemangelt. Aber der militärische Eingriff darf nur unter ganz bestimmt vorgeschriebenen Formen erfolgen und nach gewaltsamer Unterdrückung bleiben die gewöhnlichen Gerichte zur Untersuchung und Aburteilung kompetent. Kriegsgerichte gibt es für solche Fälle nicht. Erscheint die zeitweise Suspension gewisser Gesetze, wie der Habeas corpus-Akte in Irland, notwendig, so kann dieselbe nur vom Parlament beschlossen werden und darf niemals einseitig durch die Regierung erfolgen. In Frankreich dagegen hat die republikanische Regierung den Belagerungszustand mit allen seinen Anhängseln auch nach Besiegung der Kommune in Paris in der Hälfte aller Departements eine Reihe von Jahren aufrecht erhalten, obgleich nirgends revolutionäre Zustände herrschten. Es regiert sich eben bequemer mit dem Belagerungszustande als ohne denselben. Von Frankreich kann jede Regierung lernen, wie sie es nicht machen soll, wenn sie dauerhafte innere Zustände schaffen will. Dennoch hat sich das Ministerium Manteuffel, bis es endlich durch den Prinz-Regenten 1858 beseitigt wurde, die Vorbilder zu seinen Gesetzen gerade von Frankreich geholt, so zum Beispiel zu

der Verordnung über das öffentliche und mündliche Gerichtsverfahren mit Staatsanwaltschaften vom 3. Januar 1849 und dem Gesetze über die Polizeiverwaltung vom 11. März 1850.

(Fortsetzung folgt.)



Die Lebensgemeinde in der Fläche des Ozeans.

Von

Dr. **Hensen**, Leiter der Plankton-Expedition. [1])

In seiner Schrift über die Austernwirtschaft hat Herr Karl Möbius den Begriff: Biocönose entwickelt; er übersetzt den Ausdruck mit dem Wort: Lebensgemeinde. Darunter sind die an Ort und Stelle vereint am Tisch der Natur sitzenden Pflanzen und Tieren zu verstehen, die sich ganz und gar den obwaltenden Umständen angepaßt haben und die folglich auch in einem gewissen Zahlen- und Massenverhältnis zu einander stehen. Dieser Begriff ist für die allgemeine Betrachtung der lebenden Natur recht fruchtbar, namentlich sobald es sich darum handelt, eine Uebersicht über das Ganze zu gewinnen. Hier möge versucht werden, die Lebensgemeinde und ihre Bedingungen in der oberen Schicht der Hochsee zu schildern; wobei unter „Hochsee“ der Teil des Ozeans verstanden wird, wo der Boden über 3000 Meter von der Oberfläche entfernt liegt.

Man kann mit Recht fragen, welches Interesse das Studium dieser so ganz abseits liegenden Lebensgemeinde beanspruchen kann, denn in der Regel findet man nur das Studium interessant, bei dem etwas Praktisches herauskommt. In einem studentischen Liede heißt es:

Im Ozean zeugt Plankton Thran,
Dagegen hier gibt Gerste Bier!

Praktisches Interesse in diesem Sinn kann nicht erwartet werden, denn unter den Lesern dürften sich weder Robben- und Walfischfänger noch Thranfabrikanten finden. Bei der an und für sich ganz berechtigten Frage: welches praktische Interesse sich an ein bestimmtes wissenschaftliches Studium knüpfe, waltet wohl häufig ein kleines Mißverständnis ob! Für den Leser als solchen steht ja die praktische, d. h. pekuniäre Verwertung ganz und gar im Hintergrund, dagegen tritt überall naturgemäß das Interesse am Menschen und an der

*) Diese Untersuchungsfahrt fand im Herbst 1889 statt. Sie durchkreuzte mehrmals den atlantischen Ozean bis jenseits des Aequators und hatte die Aufgabe, das Vorkommen der treibenden kleinen Organismen (das Plankton) messend und zählend festzustellen.

menschlichen Natur in den Vordergrund; häufig unmittelbar, zuweilen mittelbar, indem man sich an scharfsinnigen Leistungen des menschlichen Geistes erfreuen will. Jedes wissenschaftliche Studium hat schließlich den Zweck, der Menschheit zu dienen oder sie aus ihren Thaten und Missethaten besser kennen zu lernen. Die Naturwissenschaften, soweit sie nicht in die anorganische Natur, sondern in das Leben einzudringen versuchten, fingen auch zunächst mit dem Menschen selbst an; so z. B. beschäftigten sich die ersten Erdumsegelungen fast nur mit anthropologischen Studien. Bald genug aber zeigte es sich, daß man bei Studien über das Leben gezwungen war, weiter auszuholen, wenn die Untersuchungen solide sein sollten. Man fing mehr und mehr an, vom Menschen und den höheren Organismen aus bis zu den einfachsten belebten Formen hinab zu steigen. In allen diesen Fällen glaubt man mit Recht, daß das Studium der belebten Natur die Erkenntnis des Menschen von selbst fördere und in sich schließe. Auch wir werden das bestätigt finden.

Je weiter man eindringt, desto unendlicher erscheint freilich die Aufgabe, zu einer vollen Naturerkenntnis zu gelangen, und man kann fast meinen, daß diese Unendlichkeit die ganze Arbeit hoffnungslos erscheinen lasse. Die Naturforscher, die doch am besten die Unendlichkeit der Aufgabe erkennen können, denken anders: denn sie finden, daß ihre Studien, die alle, mögen sie die unbelebte oder die belebte Natur betreffen, Hand in Hand mit einander gehen, dem Gedeihen und der Kultur der Menschen sehr förderlich gewesen sind. Ein vergleichender Blick auf die Lebensverhältnisse vor einigen hundert Jahren und auf das jetzige Leben weist das leicht nach. Die Forscher haben erfahren, daß kein Fortschritt auf dem Gebiet des Naturstudiums für unfruchtbar erklärt werden kann, und daher schreckt sie jene Unendlichkeit nicht.

Es zeigt sich aber, daß man bei der Untersuchung über die Natur des Lebens sehr leicht in unlösbare Komplikationen hineingerät, daß daher aller Grund vorhanden ist, die möglichst einfachen Verhältnisse aufzusuchen und zum Studium zu benützen. Es scheint mir, daß sich diese Einfachheit innerhalb der Lebensgemeinschaft in der freien Fläche des Ozeans finden müsse, denn es herrschen hier so einfache Bedingungen, wie überhaupt in größeren Lebensgemeinden auf der Erde sonst nirgends zu finden sind. Deshalb soll einmal versucht werden, der Frage näher zu treten, wie die Mutter oder, wie ich zunächst lieber sagen will, die Hausfrau Natur, die ja nach Hausfrauenart mit einer gewissen Unbarmherzigkeit waltet, sobald ihr Haushalt das verlangt, — wie also die Gemahlin des Okeanos die Aufgabe, die ozeanische Fläche mit Leben zu erfüllen, gelöst hat.

Man findet Schwierigkeiten, sich voll in die ganze Einfachheit der Bedingungen, die der Ozean für das Leben bietet, hinein zu versetzen, denn es ist dort alles in schier unglaublicher Weise eintönig und gleichmäßig. Denken wir uns auf eine etwa mit Gras bewachsene Ebene von unendlicher Ausdehnung versetzt. In diesem Fall würde es gleichgiltig sein, ob man im engsten Kreise bliebe oder unaufhörlich wanderte, überall und überall träfe man die gleichen

Verhältnisse an. Dennoch würde sehr bald eine Ungleichmäßigkeit entstehen: der Mensch und manche Tiere würden sich ansiedeln, auf oder unter der Erde, und dann würden Wanderungen in verschiedener Richtung ein verschiedenes Resultat haben. Anders ist es im Ozean! Hier kann man niemals einen festen Boden gewinnen, keine Wohnung, kein Nest kann gebaut werden. Wir würden nur leben können etwa nach Art der Fische, ruhelos Tag und Nacht umherschwimmend, an jedem Tag in jeder Richtung die gleiche Aussicht auf Beute, die gleiche Gefahr, auf übermächtige Feinde zu treffen. Ein solches Leben ertragen nicht einmal die Fischsäugetiere, die Walfische und Delphine! Sie gehen nur selten auf die hohe See, sondern sie halten sich mehr an die Küsten, die flachere Hochsee und die Eisberge, wo die Umstände wechselnd sind und somit Aussicht dafür geboten ist, Vorteil aus der höheren Intelligenz zu erzielen.

Es kommen zwar auf dem Grunde des Ozeans auch Tiere vor, aber der ist für die Oberflächentiere nicht erreichbar, weil der Wasserdruck schon bei 1000 m Tiefe so bedeutend ist, daß selbst die sehr widerstandsfähig gebauten Walfische nicht tiefer tauchen. Manche niedere Tiere gehen, wie zuerst durch Paul Bert experimentell festgestellt wurde, bei solchem Druckwechsel, namentlich wenn er im Laufe weniger Stunden hergestellt wird, zu Grunde. Es kommt hinzu, daß sich die Temperatur sehr schroff beim Eindringen in die Tiefe mindert. Die Abnahme der Wärme ist schon in 400 m Tiefe eine sehr ausgesprochene, sie war zum Beispiel bei dem später angezogenen Netzzug an der Oberfläche 26° C, in 200 m: 17,5° C, bei 2000 m nur 3,7° C. Ein solcher Temperaturwechsel ist selbst für die in Luft lebenden Tiere sehr empfindlich, geschweige denn für Organismen, die von einem so gut die Wärme leitenden Medium wie das Wasser rings umgeben sind. Daher ist die Lebensgemeinde in den oberen Wasserschichten ziemlich einheitlich und geht mit dieser Einheitlichkeit nicht über die Tiefe von 200 m hinaus.

Die Untersuchung des Inhalts der Meeresfläche von 0 bis höchstens 400 m Tiefe hat einen durchgehenden Unterschied zwischen der Lebensgemeinde nördlich des Golfstroms und der subtropischen und tropischen Region mit großer Bestimmtheit herausgestellt. Dieser Unterschied, der natürlich an der amerikanischen schroffer als an der vom Golfstrom bespülten europäischen Küste hervortritt, besteht darin, daß nicht nur andere Arten nördlich und südlich dieser Linie vorkommen, sondern auch darin, daß die Anzahl der Arten, die Thetis (die mütterliche, die wir der urweltlichen Tethys vorziehen) züchtet, im Süden bedeutend größer, die Mannigfaltigkeit reicher ist als in den kalten Regionen. Es erscheint unbedenklich, zu behaupten, daß für die Erzeugung einer Vielgestaltigkeit der Formen die wärmere Meereszone viel günstiger ist als die kalte, trotzdem in der letzteren die Massen, die erzeugt werden, entschieden größer sind, soweit bis jetzt die Erfahrungen darüber zu sammeln waren.

Wenn wir die besten, d. h. einfachsten Bedingungen für unser Studium aufsuchen wollen, so kann es scheinen, als wenn diese dort zu finden wären, wo sich der geringste Formenreichtum zeigt, also in den kalten Meeren; aber hier

sind die Verhältnisse thatsächlich doch verwickelter. In den polaren Regionen ist der Wechsel zwischen Sommer und Winter sehr stark ausgebildet. Hier treibt Eis, bringt vom Lande her eine Menge von Stoffen, zerschmilzt und mindert den Salzgehalt. Diesen Umständen ist ein Teil der noch gebliebenen Mannigfaltigkeit zu danken, so daß man nicht wissen kann, welche Lebensgemeinschaften ohne diese Complikationen vorhanden sein würden. Es ist daher vorerst richtiger, sich an die tropischen Meeresregionen zu halten, wo der Wechsel zwischen Tag und Nacht die hauptsächlichste Unterbrechung der Eintönigkeit bildet.

Ein einzelner Fang, der durch einen Zug aus der Tiefe von 2000 m bis zur Oberfläche gerade aufsteigend gemacht wurde, hat ergeben, daß dort unter dem Quadratmeter Oberfläche 2 300 000 Individuen, auf deren Volumen hier nicht eingegangen wird, vorhanden waren. Dieser Zug wurde im Sargassomeer unter 45° westlicher Länge und 31° nördlicher Breite, also ziemlich in der Mitte des nördlichen atlantischen Ozeans, gemacht. Viele in engerem und weiterem Umkreis gemachte Züge mit demselben Netz und vertikalem Aufzug ergaben ähnliche Mengen und ganz ähnliche Zusammensetzung der Lebensgemeinde, kein einziger Zug ergab entschiedene Abänderungen der Mischung. Logischerweise ist man gezwungen bis zum Nachweis des Gegenteils anzunehmen, daß die an diesen Stellen gemachten Befunde für die ganze Region Geltung haben. Das ist ein Kreis von etwa 1000 km Radius, oder eine Oberfläche, die der Landfläche von Afrika nahe gleich kommt. Die angegebene Zahl würde mit gut 3 Billionen zu multipliziren sein, wenn man ein ungefähres Bild von dem Inhalt der bezüglichen Meeresstrecke erhalten will. Die Dichte der Individuen ist grade im Sargassomeer verhältnismäßig gering, dabei ist aber doch die Mannigfaltigkeit so groß, daß mich die Notwendigkeit, einen Ueberblick zu geben, lebhaft beunruhigt. Ich kann nur bitten, bedenken zu wollen, daß, was eine Göttin gethan hat, stets wohlgethan sein wird.

Viele Tiere und Pflanzen leuchten im Dunkeln, so daß durch sie, wenn sie sich einmal nachts stärker an der Oberfläche sammeln, das in den Tropen stets leuchtende Meer zu einem Feuermeer gemacht wird. Forster, der Sohn, der mit seinem Vater vor 120 Jahren die zweite Erdumsegelung von Cook begleitete, schreibt über diese Erscheinung: „Der Ozean weit und breit mit Tausend Millionen dieser Tierchen bedeckt; alle organisirt zum Leben; alle mit einem Vermögen begabt, sich zu bewegen, nach Willkür zu glänzen, andere Körper durch bloße Berührung zu erleuchten und ihre eigenen leuchtenden Eigenschaften abzulegen, sobald sie wollen! Diese Betrachtungen drängten sich aus dem Innersten unseres Herzens empor und geboten uns, den Schöpfer in seinen kleinsten Werken zu ehren; eine Empfindung, die ich bei dieser Gelegenheit auch allen meinen Lesern zutraue. Zwar soll man sich in meinem Alter gemeiniglich noch einen allzu günstigen Begriff von seinen Nebenmenschen machen, allein, so verderbt und unwissend kann ich mir doch nicht leicht jemand vorstellen, daß ihm bei dieser Veranlassung ein religiöser Gedanke am unrechten Ort oder geringschätzig vorkommen sollte.“

Das Leuchten ist ein Glied einer Reihe von Thatsachen, die bewirken, daß sich diese Hochseetiere fast ohne Ausnahme durch eine besondere Eleganz auszeichnen. Dahin gehört, daß die Farben, wo solche vorkommen, sehr zart, durchsichtig und rein, zugleich ungemein regelmäßig, diskret und man möchte sagen geschmackvoll verteilt sind. Die Körperformen sind entweder hübsch gerundet und weich oder, wo sie starr sind, in so feiner, regelmäßiger und zierlicher Weise ausgebaut, daß kein Künstler diese Zierlichkeit nachbilden könnte. Meistens ist dabei der Organismus von wasserklarer Durchsichtigkeit, so daß sich auch der innere Bau bis in die feinsten Details und in seiner außerordentlichen Vollkommenheit frei dem Auge darbietet. Alle Beobachter stimmen darin überein, daß es wohl nirgends in der Natur eine solche Anhäufung von unmittelbar auffallender Schönheit gibt, wie gerade in den Hochseeorganismen, und selbst jeder Laie kann sich, wenn er nur seine Abneigung gegen solches Gewürm überwindet und objektiv die Formen betrachtet, eines solchen Eindrucks nicht erwehren. Genauer erwogen ist dies Verhalten einigermaßen auffallend. Wir können hier nicht mehr die naive Ansicht unserer Voreltern, daß alle solche Schönheit für den Menschen geschaffen wurde, aufrecht erhalten, denn wir können doch nicht glauben, daß für die Herren der Plankton-Expedition, die unter allen Menschen zum erstenmal eine nicht unerhebliche Zahl neuer derartiger Formen erblickten, dieses Vergnügen ganz besonders aufgehoben worden sei! Schon Forster hat ja, wie wir sahen, diese Idee fallen lassen. Es ist überraschend, zu finden, daß für die Abstraktion „elegant", für die unsere Sprache nicht einmal ein eigenes Wort gebildet hat, der Ozean ein Urmaß gibt, womit wir das, was wir als rein subjektive Geschmackssache betrachteten, objektiv bemessen können. Ich muß mich hier mit der Feststellung dieser Thatsache begnügen, sage also nur aus, daß Frau Thetis es entschieden liebt, sich mit einem eleganten Hofstaat zu umgeben.

Geht man etwas näher in die Betrachtung dieses Hofstaats ein, so zeigt sich, daß jede Möglichkeit, das Leben zu erzeugen und zu genießen, ausgebeutet worden ist. Nicht nur das Wasser selbst, sondern auch seine Oberfläche dient diesem Zweck. Wir finden, daß die fliegenden Fische dafür eingerichtet sind, sich sogar über die Oberfläche des Wassers zu erheben. Frau Thetis hat ihnen freilich keine wirkliche Flugfähigkeit verschaffen können, denn die Fische können nur ihre großen Flossen zu einer Art von Fallschirm feststellen. Nachdem sie sich mit Kraft und Geschicklichkeit aus dem Wasser erhoben haben, schweben sie, von dem Winde und namentlich von den durch die Wellen erzeugten vertikalen Luftströmungen getragen, viele hundert Meter dahin. Die Hauptbedingung ist dabei die, daß die Tiere in richtiger Weise und womöglich auf dem Wellenkamm in die Luft hinaus schießen. Ich sah, an dem Schiffsschnabel stehend, einen großen Fisch sich abmühen, dem Schiff zu entkommen, aber es glückte ihm nicht, den richtigen Sprung zu thun, wozu er mehrfach vor meinen Augen ansetzte. Er wurde immer wieder in das Wasser zurückgerissen und ging schließlich unter das Schiff.

Die Oberfläche des Wassers wird von den silbergefleckten Wasserspinnen (Halobates) benützt, die darauf hinlaufen und überall nach Beute suchen. Sie wird ferner ausgenützt durch eine besondere Familie der Röhrenquallen, die eine oder viele Luftkammern an ihrem Körperende dergestalt entwickeln, daß dieser Teil ihres Körpers über die Oberfläche hinausragt. So sieht man violett gefärbte, bis zu Faustgröße heranwachsende Schiffchen (Physalien) an der Oberfläche treiben. Von diesen gehen lange blaue Fangfäden in die Tiefe, die das Vermögen haben, in höchst intensiver Weise zu nesseln, also kleine Tiere zu töten und zu erbeuten. Die ganze Masse wird durch den Wind, der die Blase vor sich hertreibt, durch das Wasser gezogen. Diese Physalien bezeichnete schon Forster als „portugese man of war" und so nannte sie noch jetzt unser Kapitän. Merkwürdig klein war wirklich das portugiesische Kriegsschiff, das bei den Kapverden neben uns lag. Doch hat diese vererbte Sparsamkeit den Bankerott Portugals nicht verhindern können! Die Tiere dürfen sich mit dem Zoll aus ihrer Provinz begnügen, die Menschen hat er nur gestört in der intelligenten Benützung ihrer Besitzungen. Andere Formen haben ihre silbern schimmernde Blasenmasse zu einer Art Segel entwickelt und bewegen sich bald hierhin, bald dorthin, gerade wie ein kreuzendes Boot (Velellen). Noch andere haben es so weit nicht gebracht, sondern halten sich in Form von flachen Scheiben eben an der Oberfläche (Porpiten). Auch ein seinem Habitus nach mehr dem Festlande angehöriges, unserer Gartenschnecke nahe stehendes Tier (Ianthina) läßt seinen mit schön blaugefärbter Schale umhüllten Körper an einer von ihm ausgeschiedenen schaumigen Masse hängen, und birgt sich an dieser, die genau wie eine Schaumflocke aussieht. So ist es geglückt, selbst die Oberfläche des stürmischen Meeres für das Leben auszunützen. Uebrigens ist die Oberfläche nur in den warmen Meeren bewohnt; man darf daraus wohl schließen, daß im Norden die Schädlichkeiten, namentlich die Kälte, solche Ausnützung der Oberfläche verhindern. Noch in einer anderen Richtung ist scheinbar Unmögliches möglich gemacht, nämlich ein Nestbau in der bewegten Wassermasse. Eine Art von Flohkrebs (Phronima) frißt den ziemlich festen Körper der Feuerwalze (Pyrosoma) aus, so daß eine Art Tonne mit offenem Boden und Deckel gebildet wird. Er legt rings an die Wände seine Eier ab und schifft dann fröhlich mit seinem Nest durch den Ozean dahin. Ebenso setzt eine blaue, silbergefleckte Nacktschnecke (Glaucus) ihre Eier an die Janthinen und Velellen ab. Die ganze Sippe der Nacktschnecken würde dem ozeanischen Plankton fehlen, wenn dies Auskunftsmittel nicht gefunden worden wäre.

Unter den im Wasser selbst befindlichen Formen machen die treibenden Eier und sonstigen Fortpflanzungsprodukte etwa 4 % der obenerwähnten 2,3 Millionen Individuen aus. Sie werden meistens ganz einfach dem Wasser anvertraut in der Erwartung, daß sie sich bald genügend zerstreuen, um nicht in Masse von den Räubern vertilgt werden zu können. Eine Brutpflege in der Weise, daß die Tiere die Eier selbst tragen und schützen, findet sich nur bei etwa 1/4 aller Eier.

Im übrigen ist die Zusammensetzung der Masse so, daß mindestens 68 % der Individuen dem Pflanzenreich angehören. Genau läßt sich diese Scheidung nicht machen, weil eine Gruppe von Pflanzen als vielzellige lange Fäden auftritt und hier nur die Anzahl der Fäden, nicht die der von zwanzig bis über hundert gehenden Zahl der sie zusammensetzenden Zellenindividuen bestimmt werden konnte. Alle Pflanzen der Hochsee gehören der niedersten Pflanzengruppe, den Algen, an, sie bilden kein aus mehreren Zellen zusammengefügtes Gewebe. Drei Hauptgruppen von Pflanzen lassen sich unterscheiden.

Die eine Gruppe, etwa 42 % der Individuen des Fanges, 61,5 % der Pflanzen besteht aus Diatomeen, die man füglich als Schachtelzellen bezeichnen kann. Sie gehören zu den allereinfachsten Erzeugnissen in der belebten Natur. Stets sind sie durch einen Panzer, der ihnen als Haut dient, geschützt. Dabei ist nicht verabsäumt, diesen Schutz so außerordentlich zierlich aufzubauen und mit Streifen, Punkten und Rippungen zu versehen, daß schon immer diese Panzer als Probeobjekte benützt wurden, um daran die Güte der Mikroskoplinsen zu prüfen und diese dabei so zu verbessern, daß schließlich nur noch ganz vereinzelt die sicher nie fehlende Struktur nicht aufgelöst werden kann. Das Baumaterial dieser Panzer ist Kieselsäure (Quarz), ein Material, noch spröder und härter als Glas, folglich recht ungünstig zum Gebrauch für lebende Wesen. Da aber die Kieselsäure überall im Wasser zu haben ist und in kristallinischer, amorpher oder gelöster Form auftritt, so findet man sie im Meer nicht selten verwendet. Es könnte wohl sein, daß die in der Vorzeit zuerst auftretenden Formen gerade Kieselorganismen gewesen sind. Das in hohem Grade unbildsame Material kann nicht recht durch Flächenvergrößerung dem Wachstum des Inhalts der Zelle folgen, es muß daher hauptsächlich durch Ansatz an den freien Rändern, resp. den Spitzen wachsen. Die Möglichkeit, wachsen zu können, gehört zu den Bedingungen des Lebens. Dieser Notwendigkeit ist bei den Schachtelzellen dadurch Genüge geleistet, daß sie alle ihre Haut nach dem Bilde einer Schachtel hergestellt haben, also einen Deckel, einen Boden und die über einander greifenden Ränder haben, wie bei einer Nadelbüchse, Schachtel für Zinnsoldaten oder bei ähnlichen Behältern. Das Wachstum geht von den in einander geschobenen Rändern aus; die Schachteln werden dabei zwar dicker, aber nicht länger und breiter. Trotz dieser einschränkenden Bedingungen hat Thetis sich eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit von solchen Schächtelchen herstellen lassen. Von der ganz flachen Büchse bis zum lanzenförmigen Etui finden sich die zahlreichsten Uebergänge, dabei sind die Schächtelchen verschiedenartig gedreht und gewunden. Die Deckel sind bald konkav, bald konvex, zuweilen in Spitzen und Haken auslaufend, dazu kommen Anhänge und Härchen verschiedenster Art. Bald sind sie keulenförmig, bald spitz, lang, kurz, gerade und krumm, flach oder rund, glatt oder von Dornen starrend. Die Variation der Formen, die gerade in dieser Gruppe der Ozean geboren hat, spottet eigentlich jeder Beschreibung. Die Diatomeen sind bisher überwiegend Gegenstand von Liebhaberstudien gewesen, mir scheint aber, daß sie die intensivste Beachtung verdienten. Besonders wichtig erscheint folgendes:

Es wird bezweifelt und kann mit Recht bezweifelt werden, daß der menschliche Verstand ausreiche, um die belebte Natur zu begreifen. Die Notwendigkeit, die steinernen Hüllen der Diatomeen nach dem Prinzip einer Schachtel zu bauen, und manche daraus erwachsenden Konsequenzen verstehen wir thatsächlich aus der gegebenen Grundlage heraus, daß die einmal fest gewordene Kieselsäure selbst durch recht starke Chemikalien nicht wieder aufgelöst werden kann. Verstehen wir die Natur in diesem Fall, so dürfen wir auch auf unsern Verstand weiterhin vertrauen und darauf hoffen, auch in weniger klaren Fällen ein Verständnis gefunden zu haben oder doch künftig zu gewinnen. Die Vielgestaltigkeit der Diatomeen des Ozeans bietet eine verlockende Perspektive für das Studium der Notwendigkeiten, durch die die Artbildung bei diesen sehr niedrig stehenden Pflanzen erzwungen worden ist. Man darf hoffen, daß die Plankton-Expedition solche Studien befördern wird.

Eine zweite Pflanzenfamilie bilden die Peridineen, die 11 % der Individuen, 16,6 % der Pflanzen unseres Fanges ausmachen. Es sind das sehr eigentümliche Zellen, ausgezeichnet durch einen Gürtel um den Körper, der vertieft ist, aber selbst auf hervortretender Leiste sitzen kann. In der Gürtelrinne liegen ein oder zwei lange bewegliche Fäden, die recht dick sind, im Verhältnis so dick wie etwa ein Ankertau zur Größe unseres Körpers. Diese Fäden werden so bewegt, als wenn vor dem Schiff ein Seil an einer durchgehenden Schraubenwelle rotirt würde. Das bewirkt die Fortbewegung des daran hängenden Körpers, wahrscheinlich infolge von Kontraktionswellen, die an dem Seil hinlaufen. Die Mechanik hat sich mit diesem Bewegungsmechanismus bisher noch nicht abgefunden. Alle Peridineen gehen in etwas schwankendem Gange vorwärts, kehren aber bisweilen die Bewegung um, um rückwärts zu gehen. Es sieht sehr zierlich aus, wenn sie unter dem Mikroskop dahingleiten, aber sie sterben sehr rasch ab, und sind so empfindlich, daß sie bisher sich nicht in Aquarien halten wollten. Ihre Hülle besteht wie bei gewöhnlichen Pflanzen aus Holzstoff (Cellulose). Um ein Bild des Aussehens dieser Körper zu geben, sei erwähnt, daß eine sehr häufige Art, Ceratium tripos, die Form eines Ankers hat: der ein wenig geschwollene Kreuzungspunkt der Arme bildet den Körper und ist von dem Gürtel umgeben. Das ändert sich an anderen Arten dergestalt, daß eine lange Stange mit kleiner, von dem Gürtel umgebener Anschwellung in der Mitte entsteht. Der Gürtel kann aber auch, unter Bildung einer dritten Art, ganz an die Spitze der Stange verschoben werden und hier einen kleinen Kragen bilden. Bei einer vierten Art ist dieser Kragen zu einem großen Fallschirm ausgewachsen, an dem der Körper als kleine Masse anhängt. Kurz, auch in dieser Familie findet sich eine Mannigfaltigkeit von theoretisch gar nicht zu erwartenden Aenderungen der Form, unter strenger Innehaltung des Typus.

Die dritte Pflanzenfamilie, die sich in fadenförmigen Zellketten aufbaut, wurde schon erwähnt; sie ergibt 13 % der Gesamtzahl. Da die Fäden sich noch zu Bündeln und Haufen zu vereinen pflegen, ist, wie erwähnt, die numerische Feststellung weniger sicher. Die Verteilung der Fäden im Wasser

erscheint, nach den Zahlen der einzelnen Fänge zu schließen, etwas unregelmäßig, entweder wegen mangelhafter Zählung oder weil sie es in Wirklichkeit ist. Die Fäden, die gelblich, grünlich oder auch rötlich gefärbt sein können, treten jedenfalls in gewissen Perioden sehr reichlich auf, sie geben z. B. dem roten Meer seine Färbung. Die Zellenfäden bilden gewundene oder gestreckte Bündel, andere liegen in wirren Haufen, andere sind in Schleim eingebettet. Sonst sind hervortretende Verschiedenheiten der Form der einzelnen Zellkugeln kaum bemerklich, so daß wir zwar nicht in Verlegenheit sein würden, wenn wir neue Arten aus diesen Zellketten entwickeln wollten, daß aber die Naturverwaltung sich darin zurückgehalten hat.

Die Anzahl der Pflanzen im Ozean war zur Zeit unserer Expedition recht gering, vielleicht ist ihre Menge in anderer Jahreszeit größer. In der kalten Ostsee hebt sich in gewissen Perioden der Bestand in einem Monat auf das Hundertfache gegen den Monat vorher. Die drei Familien bilden höchst verschiedenartige Gruppen. Wir wollen einmal sagen, die einen, die schwer verdaulichen Diatomeen, sind die Hölzungen, die gelben Peridineen die Getreidefelder, die Zellfäden (Trichodesmien) in ihren mannigfaltigen Färbungen die Wiesen auf Frau Thetis' Gütern.

Das Tiergewimmel, das zu diesen Pflanzenmassen etwa so gehört, wie die Landtiere den Gefilden des Landes untrennbar angehören, ist eigenartig genug. Eine ausgesprochene Hochseeform sind die Radiolarien und Globigerinen, die mit etwa 6 % in die Zahl aller Individuen, mit 29 % in die aller Tiere eingehen. Die Mannigfaltigkeit dieser Gruppe ist kaum zu erschöpfen, wir müssen darin allein schon sieben Hauptabteilungen unterscheiden, deren systematische Verschiedenheit dem Unterschied zwischen den fünf Klassen der Wirbeltiere gleichzusetzen ist. Als allgemeinen Charakter kann man es bezeichnen, daß die weiche Substanz dieser Tiere, ihr sogenanntes Protoplasma, frei in das Meerwasser auszustrahlen vermag und sich dort die Nahrung holt, die dann an den Kern der ganzen Masse herangezogen wird. Bei einem großen Teil der Gruppe wird wieder die Kieselsäure als Halt- und Stützmasse für die sehr weiche Körpersubstanz verwendet, aber in anderer Weise als bei den Diatomeen; denn in der Körpersubstanz selbst schießt der Kiesel in Form von Strahlen, Balken und Netzen ein. Dazwischen können immer neue Balken angelegt werden, das Netzwerk kann aber auch an der Peripherie weiter wachsen, weil und solange es eben nur ein Netzwerk ist. Die Schneesterne, mit denen Jupiter pluvius zuweilen unsere Fluren bedeckt, bilden vergrößert ein höchst zierliches Bild; aber die Sterne und gegitterten Sphären, die Thetis in ihren Fluren ausstreut, sind sehr viel zierlicher und von höherem Wert, denn zu ihrer Bildung diente die Lebenszeit und die Kraft eines Tiers, während die Schneeflocken nur einen eisigen Hauch erfordern. Der Prometheus des Aeschylus hatte wohl recht, wenn er weissagte, daß Thetis und Zeus vereint unwiderstehlich Vollkommenes erzeugen würden.

Wie viel tausend Arten solcher Gittertiere unterschieden werden müssen, ist

eine zur Zeit noch streitige Frage, aber jedenfalls gibt es sehr viele Formen von höchst charakteristischer Gestalt und Verbreitungsweise. Aus großer Tiefe geholt fand sich ein Tier, das genau wie eine im Kreis aufgewundene Tuba aussieht, nur daß die Ausmündung nicht Luft sondern das Tier enthält. Andere Tiere bilden um sich einen bauchigen Krug mit schön geschwungenen Henkeln am Rande. Alles zierlich ziselirt, das Tierchen selbst füllt den Krug aus. Andere bilden ein ganz oder halb aufgespanntes, mit Spitzengarnitur versehenes Regendach. Das „Feins Liebchen" darunter heißt Eucecryphala oder Litharachnia, wie denn alle diese Tierchen verdientermaßen besonders klingende Namen als Schönheitspreis errungen haben.

In dieser Tiergruppe wird übrigens schon etwas freier mit den Substanzen, aus denen das Skelet gebildet wird, geschaltet. Es findet sich eine Sippe, die Akanthometren, die aus einer Art von Eiweiß ihre Stacheln aufbaut, andere wieder (die Globigerinen), bauen mit kohlensaurem Kalk (Kreide).

Während die Bewegungen der Radiolarien im allgemeinen ziemlich träge sind, zeigt im Gegenteil eine zweite Gruppe einzelliger Tiere, die der Tintinnen, eine große Beweglichkeit. Diese an die Glockentierchen unter den Infusorien erinnernden Formen bilden nur $3^1/_2$ % der gesamten Organismenmenge des Fanges mit 10 % aller Tiere. Die Tierchen, die unzweifelhaft Hochseeformen sind, bilden um sich eine Art von Köcher und schwimmen mit diesem unter lebhaftem Schlagen eines Kranzes von Wimperhaaren, der an ihrem Vorderende sitzt, rasch im Wasser umher; sobald sie sich gefährdet fühlen, schnellen sie tief in den Grund ihres Gehäuses hinunter. Nur in einer geringen Anzahl von Fällen besteht dies Gehäuse aus Kiesel, meistens ist es eine Art Pergament. Die Gehäuse haben Struktur und sind häufig mit Zacken und Fransen an der Mündung besetzt. Ihre Form ist sehr verschieden, von kurzen oder langen Köchern ohne Erweiterung der Mündung geht sie in Glockenform über, noch häufiger sind die Hutformen, wo namentlich die bequemeren Arten, die konischen Hüte der Clowns und Aehnliches bevorzugt werden. Der ängstigende Hut des Bourgeois und der üppige des Sozialdemokraten sind bei Frau Thetis nicht hoffähig. Die weichen Körper der Tiere haben bisher keinen ausreichenden Anhaltspunkt für die Scheidung der Arten gewährt, so daß für den Zoologen der Satz gelten könnte: Den Tintinnus erkennt man an seinem Hut.

Wir können die bisher besprochenen Tiergruppen in oberflächlichem und nur ein wenig die Prozente berücksichtigendem Vergleich etwa den wirbellosen Tieren am Gutshof vom Wurm bis zum Schmetterling gleichstellen, während die nun folgenden Abteilungen mit dessen Wirbeltieren verglichen sein mögen. Zwischen beiden liegt eine mächtige Kluft. Ohne Vermittelung treten plötzlich Formen auf, deren Körper aus Tausenden, ja aus Millionen von Zellen zusammengesetzt ist; das sind im Gegensatz zu den einzelligen Protozoen die vielzellig organisirten Metazoen. Es mag sein, daß einige, jetzt nur noch als Parasiten oder an der Küste lebende Tiere den Abstand zwischen den beiden Abteilungen etwas verringern können, aber auch das ist nicht sicher. Ebensowenig wird dem

Wunsch, eine Kontinuität aller Organismen zu finden, dadurch genügt, daß man betont, es durchliefen alle Tiere den Zustand der einzelligen Wesen, weil das Ei, aus dem sie entstehen, eine einzellige Form ist. Hätten wir ein treibendes Säugetierei auf hoher See gefangen, so hätten wir es ohne Zweifel unter die einzelligen Organismen einreihen müssen, weil es bisher nicht möglich ist, zu erkennen, welche Entwicklungsfähigkeit ein Ei besitzt, solange man seine Entwicklung weder beobachten kann, noch seine Zugehörigkeit zu dem Muttertier kennt. Die Aehnlichkeit vieler Eier beweist eben nur, daß die Wissenschaft noch nicht so weit kam, wie nötig ist, um in den Kern der Dinge einzudringen, d. h. um die Unterschiede der Bildungssubstanz des werdenden Tiers zu erkennen und dadurch über die vorliegende Kluft Rechenschaft geben zu können. Ich meine, daß wir einst so weit kommen werden, dies zu leisten, daß es aber vom Uebel ist, den Schein zu erwecken, als wenn wir schon so weit wären.

Die Metazoen des Planktons sind einerseits eine Gruppe von chitinbepanzerten Gliedertieren, andererseits verschiedenartige Weichtiere.

Die erstere Gruppe, die lediglich aus Krebsen besteht, möchte ich den wilden Vierfüßlern auf dem Hofe gleichstellen. An besonderen Abteilungen finden sich namentlich die Copepoden, für die ein deutscher Name kaum existirt, ferner die Muschelkrebse, die Asseln, die Flohkrebse und die höheren, unserem Flußkrebs noch am nächsten stehenden langschwänzigen Zehnfüßler.

Die Copepoden sind die niedersten unter diesen Krebsen, sind dafür aber um so zahlreicher. Ihre Zahl beträgt 15,2 % aller Organismen, 53 % aller Tiere und Tiereier, 99,6 % aller Krebse des Fanges.[1]) Auch diese Tiere haben dem Auftrage Genüge zu leisten, zu fressen, zu wachsen und sich zu mehren, den Feinden zu entrinnen und sich zu schmücken. Sie begnügen sich mit der geringwertigsten Nahrung und sind äußerst fruchtbar; diese Eigenschaften sichern die Arten vor dem Untergang durch Feinde und durch Not. Sie vermögen nicht nur in ihrem Körper selbst verschiedenfarbige Pigmente zu bilden, sondern einige (die Saphirinen) bedecken ihren Panzer mit feinen Streifungen und benützen so die Eigenschaft des Lichts, durch Interferenz farbig zu werden, um farbenschillernd wie Edelsteine im Ozean zu glänzen. Andere tragen lange Fiederhaare an Füßen, Schwanzanhängen und Kopffühlern, die namentlich an den Spitzen zart gefärbt sind, so daß solche Krebschen unter dem Mikroskop kein minder prächtiges Bild geben als ein Pfau, der vor uns im Sonnenschein paradirt. Sonderbar genug

[1]) In dem Handbuch der Zoologie von Troschel 1859 finden sich die Meerescopepoden noch nicht erwähnt. In dem VIII. Volume S. 1 der Ergebnisse der englischen Erdumsegelung mit dem „Challenger", die 1876 beendet war, schreibt der Untersucher der ozeanischen Copepoden: „In vielen Fällen wurden überhaupt keine Copepoden gefunden", doch fügt der Herausgeber in einer Note hinzu: Copepoden fehlten selten, wenn überhaupt, in den Schwebnetz-Fängen. Da wir Copepoden reichlicher als alle anderen Tiere zusammengenommen im Ozean vorfanden, und sie vielleicht die absolut zahlreichste Gruppe unter allen Metazoen der Erde bilden, so dürfte schon dieser Unterschied unserer Befunde, dem noch ähnliche Unterschiede für andere Gruppen zur Seite stehen, genügend erklären, weshalb unsere Anschauungen in manchen Dingen von dem bisher Vertretenen abweichen.

können sich die meisten Copepoden an dem eigenen Anblick nicht erfreuen, denn sie haben in der Mehrzahl der Arten sehr schlecht entwickelte Augen. Auch an den Küsten und selbst im Süßwasser finden sich frei lebende Copepoden, aber die Artenzahl ist doch vor allem gewaltig in der Hochsee. Wir dürfen sie bei unserem Vergleich mit der Lebensgemeinde auf einem Gutshof den kleinen Wirbeltieren, den Fröschen, Eidechsen, Mäusen u. s. w. gleichstellen, die überall sich finden, oft in größter Menge erzeugt werden und den Grundstock der Nahrung der Raubtiere bilden. Die rotblütigen Ritter des Meeres, die Fische, sind direkt oder indirekt darauf angewiesen, sich von den Copepoden zu nähren, aber die frommen, unschädlichen Tierchen finden Feinde überall. Da haben sich denn doch einige Copepoden in Parasiten verwandelt und plagen nun ihrerseits ihre Feinde weidlich.

Die Gruppe der Ostracoden zeichnet sich dadurch aus, daß sie aus ihrer Körperwand zwei Schalen bildet, so daß die Tiere täuschend die Gestalt einer Muschel nachahmen. In dieser Gestalt, mit kräftigen Gliedmaßen rasch die Fluten durchschneidend, treiben sie, wie es scheint, lediglich Räuberei, halten sich aber vorwiegend in großen Tiefen auf, vielleicht um sich der sinkenden, kranken Tiere zu bemächtigen. Ihre Zahl ist nicht groß, sie bildet kaum 0,3 % aller Krebse.

Unter den oben genannten Ordnungen der Krebse spielen namentlich noch die hochstehenden langschwänzigen Zehnfüßler, die unseren Garnelen ähnlich sind, eine gewisse Rolle. Alle sind freilich bedeutend kleiner als Garnelen, so klein, daß sie noch nicht marktfähig sind, aber sie überragen doch meistens die Copepoden bedeutend an Größe. Es gibt kaum fünfzig Hochsee-Arten solcher Zehnfüßler im Plankton, während an den Küsten viele tausend Arten dieser Ordnung gefunden werden. Ich glaube, diese Thatsache ist so zu erklären, daß die besser entwickelte Intelligenz dieser höheren Krebse in der einförmigen Hochsee keine entsprechend nützliche Verwendung finden kann, während die mannigfaltigeren Verhältnisse an den Küsten eine Ausnutzung der Schlauheit dieser Tiere, oder wenn man lieber will, ihrer komplizirteren Instinkte gestatten. Dabei ist dann auffallend, daß sich nicht alle höheren Krebse an der Küste niedergelassen haben; Frau Thetis hat ihnen eben die Freizügigkeit so zu beschränken gewußt, daß jene wenigen auf hoher See bleiben müssen, denn an der Küste fehlen sie ganz. Wie diese Beschränkung Gesetz geworden ist, vermag ich leider noch nicht zu ergründen. Eher läßt sich erklären, weshalb den Küstentieren die Freizügigkeit nach der hohen See beschränkt ist. Es wurde schon angedeutet, wie die Tiere hier immer schwimmen müssen, keinen Ruhepunkt, kein Versteck, keinen Schutz während ihrer Häutung, keinen Brutplatz finden können. Eine interessante Bestätigung dieser Begründung ergibt die Beobachtung, daß, sobald nur etwas Kraut treibt, sich einige höhere Krebse der Küste dabei einfinden und von dort aus Streifzüge machen. Sie begleiten das Sargassokraut von der Küste aus bis mitten ins Meer, aber sie und gewisse Fische gehen nur so weit, wie dieses treibt.

Eine verhältnismäßig große Gruppe höchst eigentümlicher Art, die mit gut 1 % sich an der Gesamtheit der Formen mit 3 % an der der Tiere beteiligt,

wird durch die Manteltiere (Tunicaten) gebildet. Sonderbarerweise bauen diese Tiere ihre dicken und durchsichtigen Hüllen zum Teil aus Cellulose auf, einem Stoff, der sonst nur bei Pflanzen vorkommt; auch zeichnen sich viele durch einen eigentümlichen Entwicklungsgang aus. Sie schlagen vom Ei aus zunächst denselben Weg der Entwicklung ein wie die Wirbeltiere, so daß man in ihnen die Anfänge eines Rückenmarks erblickt, dann aber verfolgen sie den Wirbeltiertypus nicht weiter, sondern nehmen ganz andere Formen an. In der bei weitem volkreichsten ihrer Abteilungen, der Gruppe der Appendicularien, bildet sich ein langer, beweglicher Schwanz und davor der aus den zusammengedrängten Eingeweiden bestehende Körper, der wie ein Kopf aussieht und von dem Schwanz durch das Wasser getrieben wird. Unter Umständen entwickeln sich diese fast mikroskopischen Tiere ein großes Gehäuse von abgesondertem Schleim, in dem sie wie Zwerge in einem großen Haus verborgen sitzen. Das aber dürfte nur in bestimmten kurzen Stadien ihres Lebens stattfinden, denn wir finden solche Gehäuse in relativ zu der großen Zahl der Tiere nur sehr geringer Anzahl. Andere Arten, zu denen wir die Salpen und die Tönnchentiere rechnen, haben ihr ganzes Leben hindurch ein solches Gehäuse, das dann aber mit Muskeln versorgt wird und auf das Innigste in die ganze Tiergestalt eingefügt ist. Daher sind Eingeweide, Kiemen und Nervensystem doch etwas weniger auf einen Fleck konzentrirt, als bei den Appendicularien. Die Salpen können fußlang und noch länger werden. Durch eine große, verschließbare Mundöffnung nehmen sie erhebliche Mengen von Wasser in den weiten Hohlraum ihres Körpers auf, sammeln sich daraus mit Hilfe von wimpernden Kiemen und anderen Apparaten ihre aus Diatomeen, Radiolarien, Tintinnen und Perdinien bestehende Nahrung und stoßen darauf die Wassermasse mit großer Kraft aus dem Endpol aus. Auf diese Weise bewegen sie sich stoßweise vorwärts, freilich ohne dabei einen großen Weg zurücklegen zu können. Sie zeichnen sich durch einen eigentümlichen, von Chamisso entdeckten Generationswechsel aus, das heißt die Kinder sind den Eltern nicht ähnlich, aber die Enkel haben die Gestalt der Großeltern. Eine Generation ist paarweise in Ketten angeordnet, so daß oft mehr als fünfzig Tiere so aneinander gekettet sind. Jedes dieser Tiere erzeugt geschlechtlich ein einzeln lebendes Tier. Dieses würde niemals als Tochter der Kettengeneration anerkannt werden können, sondern müßte als besondere Salpenart gelten, wenn nicht die Zugehörigkeit dadurch erkannt werden könnte, daß ja in den Tieren die andere Generation entsteht und schon dort die charakteristischen Merkmale erkennen läßt. Die Paare der Kettengeneration verhalten sich, wie Herr Dr. Apstein erst jetzt an unserem Material entdeckt hat, zu einander, wie Objekt und Spiegelbild. Läge also z. B. das Herz in der einen Salpe links, so läge es in der Schwester rechts, was bisher bei solcher Sproßbildung noch nirgends gesehen wurde. Die Nachbartiere verhalten sich also wie linke und rechte Seite unseres Körpers. Später trennen sie sich häufig von einander, nach Art jenes von Uhland beschriebenen Vorfalls: „zur Rechten sah man, wie zur Linken, einen halben Türken herunter sinken“; nur daß die Salpen fröhlich und ungebunden weiter leben, während

das Grausen, das die Umstehenden im Fall des Schwabenstreiches packte, auf einen weniger glücklichen Erfolg hinweist. Die Tunicaten können dem zahmen Geflügel des Hofhalts verglichen werden, das vagirend sich bald hier, bald da seinen Anteil an den Produkten zu sichern weiß.

Eine ganz andere und auch sehr mannigfaltige, aber nur 91 pro Mille der Tiere ausmachende Gruppe ist die der Quallen, die man vielleicht mit den Krähen und Raubvögeln des Gutshofs in Parallele stellen könnte. Es sind Gallerttiere, die relativ lange, weit gespreizte Fangfäden durch das Wasser nachschleppen, so daß sie eine unverhältnismäßig große Wassermasse abfischen können. Noch dazu enthalten diese Fangfäden ein so energisches Gift, daß selbst bis fußlange Fische damit gefangen werden können. Es ist merkwürdig, wie in diesem Hofstaat eine so große Sorgfalt auf die Erzeugung der zierlichsten und schönsten Farben und Formen (auch bei den Quallen) verwendet wird, zugleich aber Fang- und Mordwerkzeuge der verschiedensten Art zur Vernichtung der Insassen des Ozeans mit größtem Raffinement hergestellt sind. Man möge nicht glauben, daß diese Räubergesellschaft, die sich verbündet hat, die armen Copepoden und Appendicularien auszurotten, an Mannigfaltigkeit etwa der Klasse der Vögel nachstehe. Ob ein Tier ein Vogel ist, läßt sich wohl sagen, aber die Quallen zerfallen in drei höchst unähnliche Gruppen, die Röhrenquallen, die Rippenquallen und die Scheibenquallen, die noch stärker von einander verschieden sind, als die verschiedenen Wirbeltierklassen.

Eine ganz andere Gruppe sind die Mollusken, mit 1 auf 1000 Tiere des Fangs, von denen wir vier Abteilungen in der Hochsee finden. Das Gewebe dieser Gruppen ist im ganzen solider und fester, wenngleich in einigen immer noch Gallertgewebe vorkommt. Es ist ein Kopf entwickelt, der sonst, abgesehen von den Krebsen, den bisher betrachteten Formen noch fehlte. Ebenso beginnen die Sinnesorgane, namentlich Auge und Ohr eine vollendetere Beschaffenheit anzunehmen. Es wird die Gruppe aber auch durch größere Kraft der Bewegungen, überhaupt durch größere Energie charakterisirt. Die niederste Abteilung bilden die Flügelschnecken, 680 pro qm, bei denen viele Arten noch Schalen tragen, manche aber nackt sind. Diese eleganten und meistens schön gefärbten Tierchen haben ihre Sohle, mit deren Hilfe also die Landschnecken umherkriechen, zu zwei paarigen Flossenlappen, die unmittelbar am Kopf sitzen, umgebildet. Indem sie unablässig diese Flossen als Ruder, ja man kann sagen als Flügel gebrauchen, schwimmen sie lebhaft durch das Wasser. Sie leben wie die Salpen nur von den kleinen Kiesel- und Celluloseorganismen, ihr Mund ist so klein, daß nichts Größeres hindurch kann. Es wird berichtet, daß sie sich im Norden in gewaltigen Scharen vorfinden, wie auch die Planktonexpedition bestätigen kann. Im Süden sind sie ziemlich gleichmäßig verteilt. Die Schwarmbildung im Norden wird wohl ihre Erklärung in dem wechselnden Verhalten der Jahreszeiten und der damit zusammenhängenden reicheren Zufuhr von Nahrung haben.

Die Abteilung der auf dem Lande so häufig vorkommenden Gehäuse- und

Nacktschnecken findet man noch in den Küstengewässern sehr häufig vertreten. Auf hoher See kannte man davon bisher nur sehr wenige Arten aus den schon genannten Geschlechtern Janthina und Glaucus. Diesen fügen wir jetzt noch eine recht erhebliche Zahl ganz kleiner, embryonaler Formen hinzu, deren Bedeutung mir noch nicht genügend klar ist, weil die Bearbeitung erst jetzt vollendet wird. Es fanden sich beispielsweise nach unserem Fang 187 Stück dieser kleinen Schnecken unter dem Quadratmeter.

Als Ersatz für die größeren Landschnecken kommt eine völlig abweichend gebildete Abteilung (die Heteropoden) auf hoher See verhältnismäßig reichlich vor (17 pro qm). Diese haben wieder ein gallertiges Gewebe als Hauptmasse ihres Körpers ausgeschieden, so daß sie trotz erheblicher, bis zu Fußlänge gehender Größe völlig durchsichtig sind. Sie eilen mit Hilfe einer wellenförmigen Bewegung der zur Flosse umgestalteten, aber noch am Bauch sitzenden Sohle durch das Wasser, sind mit sehr großen Augen und Gehörapparaten ausgestattet und ergreifen mit langer, durch Reihen großer Haken ausgezeichneter Zunge ihre Beute. Diese Molluskengruppe möchte ich den Schafen, Rindern und Schweinen eines Landgutes vergleichen.

Zu den Mollusken rechnet man auch noch die Tintenfische (Cephalopoden). Diese Tiere haben bereits eine so gute Ausbildung des Gehirns und der Sinnesorgane, besitzen in ihren starken, einem Papageischnabel ähnlichen Kiefern und in ihren Armen so mächtige Fangapparate, daß man sie recht hoch stellen muß. Sie bewegen sich mittelst undulirender Flossen vorwärts, mittelst Ausstoßung von eingeatmetem Wasser rückwärts, sind aber im ganzen mäßige Schwimmer. Sie nehmen daher oft zur Trübung des Wassers mit ihrem Tintenvorrat ihre Zuflucht, um ihren Feinden zu entgehen, verstehen aber noch nicht die Tinte zum Angriff zu verwenden.

Die meisten Tintenfische haben sich an der Küste angesiedelt, aber manche, darunter namentlich sehr zarte und durchsichtige, fast embryonale Formen gehören der Hochsee an. Die ganze Gruppe ist empfindlich gegen Minderung des Salzgehalts, so daß sie kaum in die Nordsee, geschweige denn in die Ostsee hinein geht.

Wie die Paläontologie nachweist, füllten Tintenfische das Meer während früherer Epochen in zahlreicheren und mannigfaltigeren Formen. Unsere Expedition stellt fest, daß heutzutage ihre Menge gegen die der Fische recht zurücktritt. Sie bilden gewissermaßen das alte autochthone Herrenvolk des Hofes, das unterjocht worden ist von den neuer entstandenen rotblütigen Eroberern, den Fischen, die sich des Regiments bemächtigt haben.

Die Fische konnten wir auf dem Ozean meistens nur dann fangen, wenn sie klein und schwach genug waren, um den Netzen nicht ausweichen zu können, denn das Wasser war zu durchsichtig, um ergiebigen Fang mit den Treibnetzen machen zu können; selbst bei Nacht sehen die Fische solche Netze noch zu deutlich. Die Anzahl der jungen Fische, die fast jeder Zug mit dem Planktonnetz gebracht hat, ist eine so große, daß sie das, was in der fischreichen Ostsee auf

diese Art gefangen zu werden pflegt, sehr bedeutend übertrifft. Dementsprechend wird der Reichtum des Ozeans an Fischen bedeutender sein, als die Menge der Urnahrung, die wir aufgefunden haben, erwarten läßt. Die fliegenden Fische bilden wohl das Gros des Volks, aber die Anzahl Fischarten, die auf die hohe See angewiesen sind, dürfte eine sehr bedeutende sein. Unsere Bearbeitung ist indessen noch nicht abgeschlossen.

Bei vorstehender Uebersicht sind viele kleinere Gruppen, wie die der Halosphären (1,6 %), Pyrocysten (0,5 %), der Würmer, die Fische der Teiche unseres Gutshofes, in der Mehrzahl räuberische Pfeilwürmer mit 0,05 % aller Individuen und 1,1 % aller Tiere, und anderes nicht berücksichtigt worden. Das Angeführte dürfte bereits die Geduld des Lesers erschöpft haben. — —

So beschränkt die Mannigfaltigkeit im Ozean ist, doch handelt es sich dabei um viel über tausend Arten, deren jede ihr Besonderes, Merkwürdiges, zur Abtrennung von anderen Arten Dienendes aufweist. Die neueren Forschungen vermehren fortwährend sehr erheblich unsere Detailkenntnis und erfüllen immer wieder mit Staunen über die bis in das Kleinste durchgeführten Unterschiede der Organisation und Lebensweise. Uns aber erwächst die fast verzweifelte Aufgabe, aus allen diesen Besonderheiten das Allgemeine, das alles Verbindende, das die Mannigfaltigkeiten Erklärende herauszufinden. Wir müssen also der Göttin Thetis Lebewohl sagen, ihr dankend, daß sie uns geholfen hat, das Bild eines geordneten und im wesentlichen friedlichen Gemeinwesens der Natur zu gewinnen. Jetzt ist die Frage zu stellen, welche Notwendigkeiten es sind, die diese Biocönose erhalten und sie veranlaßt haben. Diese Aufgabe glaubt man, werde gelöst durch das Stichwort Darwins: „der Kampf ums Dasein"; und jetzt, wo einmal die große Vielfältigkeit des einfachsten Hofhalts der Natur skizzirt oder vielmehr angedeutet worden ist, versteht man es vielleicht besser, weshalb der Versuch einer Lösung des Problems so allgemeinen Widerhall gefunden hat. Leider ist wohl der Jubel verfrüht, die Notwendigkeit, daß aus solchem Wettkampf oder aus der Konkurrenz die verschiedenen Formen hervorgegangen sind, ist in keinem Fall erwiesen, die Möglichkeit nur in wenig Fällen und für relativ sehr hohe Formen wahrscheinlich gemacht. Wäre das einmal ausgegebene Stichwort einigermaßen genau zutreffend, so würde es unfehlbar zu einem ziemlich guten Verständnis der so einfachen Biocönose des Ozeans geführt haben. Ich bin aber nicht im stande, damit eine Lösung des Problems zu gewinnen.

Als Notwendigkeiten, die in der Betrachtung der belebten Natur zu leiten haben, können genannt werden: 1) daß Aehnliches Aehnliches zeugt, 2) daß vollständig Identisches nicht entsteht. Ersterer Satz ist einleuchtend, weil weder Körper noch Kräfte vernichtet werden können. Sie können verwandelt werden, aber das erfordert Arbeit und bringt Verluste, wird also ohne Zutritt äußerer Kräfte nicht ohne Nachteil erfolgen können. Es gibt solche Kräfte, z. B. diejenigen, die Mißbildungen erzeugen, aber in der Regel ist deren Einwirkung nur schwach; eine Pflanze kann nicht ein Tier erzeugen. Wir sind übrigens weit entfernt davon, Aehnlichkeiten sicher erkennen zu können. Man kann es zuweilen

einem Ei an gewissen Aeußerlichkeiten ansehen, was daraus werden wird, wenn man nämlich schon weiß, wie das Ei dieses oder jenes Tieres aussieht. In dem Keim selbst, aus dem das neue Individuum hervorgeht, können wir, wie schon erwähnt, noch nichts von seinen Eigentümlichkeiten erkennen und wissen nur erfahrungsmäßig, daß darin alles liegt, was direkt, oder bei Generationswechsel indirekt, mit Notwendigkeit zur Wiederholung der elterlichen Form führt. Die Notwendigkeit zweitens des Variirens leuchtet aus dem Umstand ein, daß Erzeuger und Erzeugtes zu verschiedenen Zeiten entstanden sein müssen. Die äußeren Verhältnisse können also nicht völlig identische gewesen sein, und, wenn es nicht geleugnet werden kann, daß diese äußeren Umstände Einfluß auf das entstehende Individuum haben, so muß stets eine größere oder kleinere Variation entstehen, was sich übrigens auch empirisch bewahrheitet.

Eine Notwendigkeit ist es 3), daß die Formen entwicklungs- und erhaltungsfähig sein müssen. Schleim-, Fett- oder Eiweißmassen sind nicht entwicklungsfähig, es müssen Bläschen gemischten Inhalts und bestimmter Struktur — sog. Zellen — sein, aus denen der Körper sich zu entwickeln und zusammenzusetzen hat. Ohne Zellen findet sich kein Leben, das ist eine alte, sich allgemein bewahrheitende Erfahrung. Zugleich muß der Körper erhaltungsfähig gebaut sein. Ein Wesen ohne Einrichtung zur Atmung, zur Assimilation resp. Verdauung kann ebensowenig sich erhalten, als eine Lunge, ein Darm, eine Wurzel, ein Blatt an und für sich alles zur Erhaltung der eigenen Substanz und der Art Erforderliche zu leisten vermag.

Auf der zuletzt angeführten Notwendigkeit beruht die starre Gruppirung, die wir in unserer Biocönose vorfinden. Diese Gruppirung findet sich zwar auch auf dem Lande, aber in dieser Schärfe und Klarheit kommt sie doch erst durch die Planktonexpedition zur Anschauung. Sollten Formen, die Verbindungsbrücken darstellen, vorhanden sein, so treten sie jedenfalls innerhalb der sehr alten Lebensgemeinde des Ozeans ganz zurück; es ist nicht möglich, daß sie uns entgangen wären, wenn sie jetzt noch eine nennenswerte Rolle spielten. Man möchte sich gerne die belebte Welt als ein Kontinuum denken, aber in der Biocönose des Ozeans finden sich nur eine Anzahl scharf von einander getrennter Gruppen, die weiter in meistens unzweifelhaft unterscheidbare Arten zerfallen. Wären Uebergänge zwischen den großen Abteilungen vorhanden, so hätten wir sie finden müssen, denn dabei müßte es sich um wenig differenzirte Arten handeln. Solche sind in den einzelnen Abteilungen in der Regel mit viel bedeutenderer Volkszahl vertreten als die stark differenzirten, größeren Formen. Es gibt keine Diatomeen-Peridinien oder Radiolarien-Tintinnen, keine Krebs-Mollusken, Krebs-Quallen, Krebs-Tunicaten, der komplizirte Zellkörper, kann eben nicht gleichzeitig allen Typen gerecht werden. Er ist entweder Pflanzenzelle oder Tierzelle, bildet entweder Kiesel oder Cellulose oder Chitin oder Hornsubstanz, aber für alles dies zusammen ist er schon zu sehr differenziirt. Weil wir den Zellen bis jetzt nicht ansehen können was daraus werden wird, ist dieser Schluß zwar rein empirisch, aber darum doch nicht unverständlich.

Wenn einmal Organe gebildet werden, bestehen sie sogleich aus vielen Zellen. Daher gibt es keinen wirklichen Uebergang zwischen Metazoen und Metaphyten einerseits und Protozoen sowie Protophyten andererseits, aber im ozeanischen Plankton ist die Kluft größer als am Meeresgrunde und an den Küsten.

In allen Gruppen ist, wie eingangs erwähnt, im Norden die Anzahl der Arten gering, die Zahl der Individuen groß; umgekehrt ist es in den Tropen. Die Erklärung dieses Verhaltens liegt darin, daß nicht alle erhaltungsfähigen Arten im Norden in der jetzigen Zeit erhaltungsmäßige Bedingungen finden. Das Meer führt südliche Formen massenhaft nach Norden, seit unvordenklichen Zeiten führten sie hier den Kampf ums Dasein, aber trotz reichlich vorhandener Nahrung förderte der Kampf nichts, und sie alle sind dabei untergegangen. In den Tropen ist das Klima dem Variiren günstiger, denn hier können Formen, die weniger erhaltungsfähig sind, doch noch ausdauern. Die dorthin aus dem Norden gelangenden Gruppen niederer Formen leben weiter und haben sich dort auch mit der Zeit mannigfaltiger gestaltet. Nur wenige der höheren Tiere bleiben auf die kalten Regionen beschränkt.

Die Biocönose des ozeanischen Planktons wird im allgemeinen besser erklärt durch einfaches Variiren und Fixiren der Variation, als durch Herbeiziehung eines Kampfes und einer Konkurrenz, die beide meistens nicht nachweisbar sind. Gelegentlich oder durch Wechsel äußerer Umstände auftretende stärkere Variationen pflegen sich durch eine bedeutende Vererbungskraft auszuzeichnen, auch mag eine Aus- und Einwanderung der Fixirung von Arten im Ozean zu Hilfe gekommen sein. Es ist nicht notwendig, daß das weniger Tüchtige zu Grunde gehe. Es gedeiht etwas schlechter, aber auch ihm wird wenigstens Raum und Sonnenschein genug im Ozean geboten, das zeigt die ungleich stärkere Füllung des Küstenwassers mit lebenden Wesen. Die Organismen dort entstehen und vergehen massenhaft, in erster Linie nach Maßgabe des „Kommens“ und „Gehens“ der Jahreszeiten. Daß die Annahme der siegreichen Konkurrenz des Tüchtigeren überhaupt mit einiger Vorsicht zu behandeln ist, zeigt nicht nur das ozeanische Plankton, sondern auch das Menschengeschlecht. Wo würde wohl eine Spur derjenigen Familien zu finden sein, die sich in früherer Zeit durch überwiegende Tüchtigkeit zu Besitz, Ansehen und Würden hinaufgehoben haben, wenn nicht hin und wieder durch Erbgesetze und Fideikommisse die Nachkommen hochgehalten worden wären?

Für die Biocönose des ozeanischen Planktons liegen die Thatsachen folgendermaßen. In den zahlreichen größeren Gruppen, die wir jetzt kennen gelernt haben, wiederholt sich der Befund, daß einige Arten in sehr großer, andere in sehr geringer Individuenzahl vertreten sind. Dies gilt auch noch, wenn man dem Umstand Rechnung trägt, daß Arten mit großen Formen immer spärlicher vorkommen als Arten von kleinem Wuchs. Es zeigt sich ferner, daß sowohl bei Volksarmut wie bei Volksreichtum die Verbreitungsbezirke der Art beides, groß oder klein sein können. Dieser Befund würde sich voraussichtlich für die Biocönosen des Festlandes in noch mehr ausgesprochener Weise zeigen, wenn es möglich

wäre, in diesen Regionen zählend und messend zu untersuchen, was bis jetzt, abgesehen von dem Plankton der Seen, nicht gelingt.

Thatsächlich kommen also besser und weniger gut gedeihende Formen neben einander vor. Man hat zu erwägen, ob es sich dabei in letzterem Fall um entstehende und vergehende Arten handeln könne? Ohne diese Möglichkeit für einen vereinzelten Fall in Abrede stellen zu wollen, kann diese Art der Erklärung für die überwiegende Zahl solcher Fälle nicht zutreffen. Die Fläche nämlich, die mit dem Planktonnetz[1]) abgefischt werden konnte, ist ein so ganz außerordentlich kleiner Teil des Ozeans, sie beträgt in Summa etwa 10 qm (freilich gegen 3000 kbm Wasser), daß nur die äußerste Gleichmäßigkeit der Verteilung die stete Aehnlichkeit benachbarter Fänge und das Fehlen von nennenswert abweichenden Fängen begreiflich macht. Aber eben entstehende oder aussterbende Arten können von uns dieser enorm kleinen Fangfläche halber unmöglich anders als ganz vereinzelt und durch größten Zufall gefangen worden sein. Diese Fälle kommen also bei unseren Befunden nicht in Betracht. Die Biocönose wird also im wesentlichen stabil sein, wenn gleich etwas verschieden nach Jahreszeiten und Jahren. Da wir die Umstände, die der Vermehrung der Volkszahl in den Tropen Schranken setzen, noch nicht im Detail kennen, müssen wir uns vorerst mit dieser Feststellung der Thatsachen begnügen.

Ich zog in den Ozean hinaus in dem Gedanken, daß sich in seinen einfachen Verhältnissen am leichtesten der Sinn der Arten, d. h. die Begründung der Formdifferenzen durch ihren Vorteil und Zweck werde herausstellen müssen. Diese Erwartung schien berechtigt zu sein, weil die Namen unserer besten Biologen verknüpft sind mit Nachweisen über die Zweckmäßigkeit und somit den Sinn der Artbesonderheiten, z. B. in der „Mimicry“ und ähnlichen Erscheinungen bei den höheren Tieren. Wie wir bereits gesehen haben, kann der menschliche Verstand gewisse Strukturverhältnisse z. B. der Schachtelzellen verstehen — weshalb sollte er also nicht, mindestens hin und wieder, bei vergleichendem Studium der aus möglichst einfachen Verhältnissen heraus aufgebauten Biocönose des Ozeans den Sinn der Artcharaktere entziffern? Anstatt zu dem erwarteten Ergebnis bin ich zu dessen Gegenteil geführt worden. Auf Grund der Erwerbung von Vorteilen erklärbare Artbildungen finden sich selten, die Fälle sind zweideutig, es handelt sich um mögliche, aber nicht um notwendige Erklärungen. Artcharaktere, die keinen Zweck haben können, finden sich häufig. Einige Arten lanzenförmiger Diatomeen (Rhizosolenien) unterscheiden sich durch ihre Spitze, die in wechselnder

[1]) Es war dies das Netz, das sowohl die kleinsten Formen als auch die zu messenden und zu zählenden Quanta fing. Die Gleichmäßigkeit der Verteilung der Organismen im Ozean ist so zu denken wie die der Gleichmäßigkeit des Weins in einem Weinfaß. Ein minimaler Tropfen würde bei entsprechend verkleinerter Zunge ein sicheres Urteil über den Wein gestatten, dagegen wird eine viel größere Stichprobe noch nicht Gewähr dafür geben können, daß nicht noch vereinzelte Gärungszellen in diesem Wein sich finden. Solche Zellen würden den entstehenden und vergehenden Arten gleich zu stellen sein. Auf die Ursachen, welche die Gleichmäßigkeit der Verteilung bewirken, kann hier nicht eingegangen werden.

Kombination fein oder dick, spitz oder stumpf, kurz oder lang, solide oder hohl, gerade oder gebogen sein kann. Die Arten sind gut, denn sie lassen sich leicht unterscheiden und bewähren sich durch ihre topographische und numerische Selbständigkeit. Es ist nicht möglich, die verschiedenen Formen der Spitze nebst sonstigen kleinen Unterschieden in Skulptur und Größe in irgendwelche Beziehungen zum Leben und Gedeihen der Pflanze zu bringen. Man würde eine Erklärung dieses Unvermögens in der Mangelhaftigkeit der eigenen Naturerkenntnis finden können, wenn sich nur nicht ein gleicher Befund bei sehr vielen anderen Sippen der Diatomeen, der Peridineen, der Radiolarien, der Tintinnen, ja selbst bei der weit überwiegenden Zahl der Metazoen herausstellte. Da muß man denn doch die Notwendigkeit, daß sich die Form bei Aenderung der äußeren Umstände ihrerseits ändern muß, als die erste Grundlage der Artverschiedenheit festhalten, unbeschadet dessen, daß bei höheren Organismen Konkurrenz, Kampf, Zweckmäßigkeit auch noch Einfluß auf die Variationen gewinnen können. Ich gebe zu, daß man immer noch hoffen darf, durch verbesserte Untersuchungen die Mittel zu finden, die den Verstand zu Auffindung neuer Prinzipien der Artbildung führen, aber man darf nicht gleichzeitig sagen, daß unser Verstand mit Hilfe des Darwinismus schon alles dies erledigt habe.

Das Variiren ist nicht etwa in der Weise mechanisch, daß man es nach mathematischen Regeln fassen könnte. Diese Ansicht hat u. A. bereits Herr Dr. O. Maas auf Grund der Untersuchung unserer Fänge von Scheibenquallen widerlegt. Einerseits entstehen, wie schon erwähnt, die unerwartetsten Formen, andererseits bleibt die Variation aus, wo sie erwartet werden könnte. Ein Beispiel für letzteren Fall sei erwähnt. Eine Diatomee (Euodia gibba) ahmt täuschend die Gestalt einer Muschel nach und findet sich fast in jedem unserer Fänge. Keine andere der drei bis vier Arten dieser Gattung zeigte sich in unserem Gebiet, trotz größter Verschiedenheit des Klimas der durchfahrenen Regionen. Es ist zu bedenken, daß beinahe jede Muschel zu einer Schachtel verwandelt werden kann, denn man braucht ja nur an Deckel und Boden einen Rand anzubringen, dann ist die Schachtel fertig. Es gibt über zehntausend Muschelarten, die Euodia könnte also Formen genug auswählen: aber weder sie noch eine andere Diatomee trifft solche Wahl. Die wirklich gewählte Form scheint nicht einmal besonders günstig zu sein, denn die Euodia tritt immer nur in wenig Exemplaren auf. Man möchte also erwarten, daß noch eine günstigere Form zu finden sein würde, aber diese Erwartung findet keine thatsächliche Bestätigung.

Ich fürchte, daß man an das Studium der Notwendigkeiten, die das Variiren binden, noch freier und unbefangener; noch entschiedener die Wahrheit suchend wird herantreten müssen, als das bisher geschehen ist. Der Glaube an die Möglichkeit, die Natur zu verstehen, muß fest und innig, ja ich möchte sagen geradezu fromm sein, denn nur darin liegt die Gewähr für die Beugung unter und für den Respekt vor den Thatsachen, für die ängstliche Sorge, gegen die Natur nicht zu verstoßen. Ohne diesen Glauben wird die Wissenschaft ein Spiel, in dem man andere und sich selbst belügt.

Wie ich meine, sind schon einige Normen für das Variiren deutlich erkennbar. Sobald Pflanzen und Tiere an den Küsten festen Boden gewinnen, werden die neuen Bedingungen vielfältig ausgenutzt.[1]) Die Pflanzen klammern sich fest und entwickeln Gewebsmassen, da das vorbeiflutende Wasser ihnen reichere Nahrung zuführt, als wenn sie in und mit dem Wasser treiben müssen. Die Tiere graben sich ein, verstecken sich und gewinnen um so größere Vorteile, je mehr sie ihre Fähigkeit und ihre Intelligenz für die speziellen Bedingungen zur Ausnutzung zu bringen vermögen. Das gibt dann wieder einen Rückstoß zur Entwicklung der betreffenden Organe. Auf dem Festland führen die noch mehr komplizirten Bedingungen in dieser Richtung weiter. Vor allem macht das Nervensystem und das Gehirn bei Wirbellosen und namentlich bei Wirbeltieren große Fortschritte.

Den bedeutendsten Fortschritt hat es bei dem Menschen gemacht, aber merkwürdig genug, immer in Uebereinstimmung mit jenem rätselhaften Streben nach Eleganz, das bei den niedersten Wesen so sehr hervortritt. Ist es nicht wirklich wunderbar, daß trotz der übermäßigen Größe des Gehirns die menschliche Gestalt wohl proportionirt geblieben ist und gewiß in ihrer Weise auch zu den Schönheiten der Natur gerechnet werden kann? Der gleichfalls große Kopf der Vögel steht nicht in so guter Proportion, hier verdecken die Federn in glücklicher Weise die Unschönheit des nackten Körpers.

Wie soll sich beim Menschen — wenn überhaupt — diese Tendenz: Verbesserung des Gehirns unter Erhaltung schöner Proportionen, weiter entwickeln? Daß durch richtige Züchtung unter Hinzunahme entsprechender Erziehung und Haltung Variationen in der Menschheit erzeugt und fixirt werden können, ist zweifellos. Wer kann dafür einstehen, daß nicht — vielleicht schon bald durch irgend eine Sekte — ein solcher Züchtungsversuch gemacht wird, wobei dann voraussichtlich recht unglückliche Produkte entstehen dürften? Ich persönlich bin der Ansicht, daß wir allen Grund haben, in dieser Richtung nicht eilig zu sein, denn wir vermögen noch nicht den naturgemäßen Weg zu erkennen, was doch unbedingt zum Erfolg erforderlich sein würde. Mit der Zeit wird unsere Kenntnis wohl sicherer und befriedigend werden, aber so leicht und einfach, wie man vielfach glaubt, liegt die Angelegenheit doch nicht. Vielleicht ist es klar geworden, daß wir die fundamentalen Regeln des natürlichen Variirens und der „natürlichen Auswahl“ besser kennen lernen müssen, ehe wir weitgehende Schlüsse zu machen berechtigt sind, und daß also Planktonuntersuchungen im Ozean den aktuellen Interessen der Menschheit nicht ganz so ferne liegen, als es zumächst den Anschein hat.

---

[1]) Die Möglichkeit besserer Ausnutzung ergibt sich daraus, daß häufig, wenn nicht allgemein, die Befähigung der Organismen größer ist, als es die äußeren Bedingungen des Lebens erfordern. Viele Tiere können graben, benutzen diese Fähigkeit aber nicht, die Pferdearten können kriechen, thun es aber nie von selbst, die Hand des Menschen ist wunderbar geschickt, diese Geschicklichkeit wird aber nur von Virtuosen voll ausgebildet.



Erinnerungsblätter

von

Johanna Kinkel.

(Fortsetzung.)

Bei der Hinauffahrt begegnete mir nichts Bemerkenswertes, außer daß ich auf dem Bahnhofe zu Mannheim Zeuge eines Berichts war, den ein badischer Soldat seiner ihn besuchenden Schwester über seine letzten Erlebnisse gab. Es war einer der sogenannten „treugebliebenen“ Soldaten, dessen Regiment gewürdigt worden, die Waffen zu behalten. Er stand vor dem Coupé, in dem ich neben seiner Schwester saß, und erzählte, sie seien zwar mit den Freischaren ausgezogen, aber sie hätten sich alle vorgenommen gehabt, wenn es schief ginge, dieselben im Stiche zu lassen.

Ich konnte mich nicht enthalten, den Burschen zu fragen, ob es nicht ehrlicher gewesen wäre, gar nicht mitzugehen. Er erwiderte: „Nein, es sei viel klüger gewesen, wie sie es gemacht hätten. Sie hätten fest versprochen, mit dem Volke zu halten, und darum hätten sie leichter Gelegenheit gefunden, zu entwischen, da man ihnen getraut hätte.“ Ich sagte ironisch: „Ihr Regiment hat wirklich sehr edel gehandelt, und Sie verdienen den Ruhm der Treue vor allen Soldaten!“ So dumm war der Bursch doch nicht, daß er nicht das Lächeln der anwesenden Passagiere begriffen hätte, obschon ich keine Miene verzog.

In Karlsruhe langte ich spät an, aber ehe ich mich zur Ruhe legte, ging ich doch vorher an den Turm und schaute zu den Fenstern des treuen Mannes hinauf. Wie gern hätte ich eins unserer Lieder gesungen und ihm so ein Zeichen meiner Nähe gegeben! Aber die Scheu vor den Schildwachen trieb mich bald von dem verschlossenen Gitterthor hinweg und zurück in meinen Gasthof, wo ich zum erstenmale nach langer Zeit mit beruhigter Seele einschlummerte. Daß ich ihn nahe wußte, gab mir schon Frieden und Gesundheit und ich empfand mich fast glücklich.

Am andern Morgen stahl ich mich zuerst in den Turm zu Frau Stecher, der ich meine Grüße an Kinkel auftrug; dann ging ich aufs Rathaus zum Oberamtmann wegen meiner Aufenthaltskarte. Diesmal schlug mir der gestrenge Herr dieselbe rund ab und verwies mich an den Obersten von Brandenstein, indem er mir zugleich mitteilte, daß derselbe das vorigemal ihm seine ernste Mißbilligung darüber ausgesprochen hätte, daß er mir eine Aufenthaltskarte gegeben habe. Auf der Kommandantur fragte ich zuerst nach dem Adjutanten, der mich damals zu Kinkel geführt hatte und dessen Wesen mir Vertrauen erweckte. Er lud mich ein, in ein Zimmer zu treten, bis der Kommandant zu sprechen sei und knüpfte ein Gespräch mit mir an. „Denken Sie sich,“ sagte er halb im scherzhaften Tone, „man hat Sie hier denunziert, daß Sie die eigentliche

Anstifterin Ihres Mannes seien. Was sagen Sie dazu?" Ich antwortete: „Dann thut man mir zu viel Ehre an. Wenn ich schon nicht leugne, daß ich meines Mannes Ansichten teile, so besitze ich dennoch darum noch nicht einen solchen Spartanerinnenheldenmut, wie man mir hier zuschreibt. Auch muß ich den Charakter meines Mannes gegen die Behauptung in Schutz nehmen, daß er sich von einem Weibe in den wichtigsten Lebensfragen leiten ließe!" Der Adjutant erwiderte lachend: „Das habe ich auch gesagt; wie mir der Herr Professor vorkommt, hat man nicht erst nötig gehabt, ihn anzustiften."

Obwohl der Adjutant mich merken ließ, daß die kriegerische Ader des gefangenen Dichters denselben in seinen Augen nicht herabsetzte, so konnte er es doch nicht lassen, über die Insurgenten im allgemeinen ein sehr herbes Urteil zu fällen. Er unterschied nur zwischen Verführten und Verführern, und daß die letzteren aus gemeinem, persönlichem Interesse das Volk aufgewiegelt hätten, schien ihm außer Zweifel. Kinkel, dessen Charakter und Verhältnisse einer solchen Auffassung widersprachen, erklärte er für eine der seltenen Ausnahmen, fügte aber hinzu: „Diese Idealisten, welche ihre hinter dem Studirtische ausgeheckten Systeme ins wirkliche Leben einführen wollen, haben uns von allen am meisten geschadet. Mein Gott, unsereiner hat auch ideale Wünsche; aber was einmal die bestehenden Verhältnisse nicht gestatten, das dürfen wir nicht mit Gewalt durchsetzen. Ich will einmal annehmen, ich Lieutenant, ich liebte ein Gretchen oder Lieschen" — Ich fiel ihm ins Wort: „Sie lieben kein Gretchen oder Lieschen; Sie lieben irgend eine Julia oder Dorothea!" Der Herr Lieutenant wurde dunkelrot und fuhr, eine kleine Bewegung unterdrückend, fort: „Nun, gesetzt, ich liebte eine Dame, die zu hoch für meine Ansprüche wäre, müßte ich mich dann nicht auch zufrieden geben und ihr pflichtschuldigst entsagen, oder sollte ich etwa auch mit dem Kopf durch die Mauer rennen, wie Ihr Mann mit seiner Liebe zur Freiheit?"

Es war mir offenbar, daß der hübsche junge Mann sich in einem ähnlichen Falle befand, und da die Liebenden stets durch ein geheimes Seelenband mit den Poeten verknüpft sind, so hatte ich den Mut, das Gleichnis aufzunehmen und in meiner Weise fortzuspinnen. „Ich will annehmen," sagte ich, „Deutschland sei eine solche hohe, schwer zu gewinnende Frau, so würde doch hier, genau wie in Ihrem Fall, der entscheidende Punkt der sein: ‚Ob die Geliebte ihren Freier mehr liebt als ihren Stand.' Wenn nun Ihre Julia oder Dorothea glühend liebt, woran ich nicht zweifle, wenn sie liebekrank dem Tode verfällt, weil etwa ein alter, eigensinniger Vormund sie seinen Standesvorurteilen opfern will, werden Sie da die Geliebte sterben lassen? In England flüchtet das Paar in solchen Fällen nach Gretna-Green, und Baden war diesmal das Gretna-Green der deutschen Republikaner."

„Aber," antwortete der Lieutenant, „wenn ich nun so arm wäre, daß ich meiner Braut nichts zu bieten hätte, als mein Elend mit mir zu teilen, dürfte ich sie da dem reichen Vormund entführen, bei dem sie in Ruhe und Behagen fortleben kann?"

„Wenn sie liebt,“ antwortete ich, „dann ist ihr eine arme Hütte mit einem Strohdach lieber als ihr Palast.“

„Hahaha!“ lachte der Lieutenant. „Eine Hütte mit einem Strohdach! Sehr romantisch! Ja, das denkt ein Mädchen immer, wenn sie verliebt ist; aber wenn's drauf ankäme, alle die süßen Gewohnheiten dran zu geben, da würde jede, so schnell sie nur könnte, wieder zu ihrem Palast zurückkehren.“

„Leider ist dies in Deutschland zur Wahrheit geworden,“ sagte ich; „ein edler, starker Werber kam die Freiheit, und mit sehnsüchtiger Liebe warf Deutschland sich in seine Arme. Aber als es galt, die behagliche Ruhe zu opfern, eine Weile Armut und Not zu ertragen, um den holden Jugendtraum zur Wahrheit zu gestalten, da bebte die kleingesinnte Braut zurück, und dem reichen Hause des Vormunds, seinem Gold und all dem Flitterschmuck opferte sie den innersten Herzenswunsch. Nicht den Freiheitshelden tadeln Sie, der im heiligen Glauben an das Wort, das die Treulose ihm gab, sich für sie ins Verderben stürzte, sondern sie, die nicht den Mut hatte, ihrem Herzen zu folgen.“

Unser Gespräch ward durch die Botschaft unterbrochen, daß Herr von Brandenstein mir keinen Besuch bei meinem Manne gestatten könne; ich müsse die Erlaubnis beim kommandirenden General selbst holen. Er ließ mir anraten, sogleich nach Baden-Baden zu fahren, wo Graf von der Gröben sich aufhielt und von demselben eine schriftliche Erlaubnis mitzubringen, wenn ich länger in Karlsruhe zu bleiben gedächte. Ich wußte, daß mir mein Paß gestattete, vierundzwanzig Stunden an einem und demselben Orte zu verbleiben. Erhielt ich die gewünschte Erlaubnis nicht, so war ich unrettbar um das heißersehnte Wiedersehen betrogen. Ich wollte also vorher einen Versuch machen, ob ich auf meinem Wege zu einer Begegnung mit Kinkel gelangen könnte. Er hatte mir unlängst geschrieben, daß ihm ein Verteidiger in der Person des badischen Auditors Doktor Hepp beigegeben sei; diesen beschloß ich aufzusuchen.

Ich fand einen klugen, feingebildeten Mann in ihm, der schon, weil er Kinkel aus seinen Schriften früher gekannt und geschätzt hatte, mit Vorliebe seine Verteidigung führte. Auch er empfing mich sogleich mit der Frage, ob es denn wahr sei, daß Kinkel auf meine Ueberredung hin die Waffen ergriffen habe. Mir war das auffallend; denn wenn mir am Morgen, als ich diese alberne Nachrede zum erstenmal hörte, dieselbe bloß als das gedankenlose Geschwätz irgend eines dummen Menschen erschienen war und ich weiter keinen Wert darauf legte, so erhielt sie jetzt eine Bedeutung dadurch, daß der Verteidiger sie mir in ernstem Tone als eine wichtige Gewissensfrage vorlegte. Ich besann mich vergebens, wer mir diesen Streich gespielt haben könne und welcher Grund dazu vorliegen möchte. Ich sagte Herrn Doktor Hepp geradezu, daß ich nicht begreifen könne, wie ein Mann von Besonnenheit und Menschenkenntnis einer so unnatürlichen Beschuldigung Glauben beimessen könne. Ich verlor alles durch Kinkels Entschluß, Güter des geistigen wie des materiellen Glücks; aber ich begriff, daß, wenn ein verständiger Mann seinen Willen fest und bestimmt ausspricht, es der Frau nicht ziemt, ihr persönliches Glück oder gar das gemeine Interesse gegen

seine heiligsten Ueberzeugungen in die Wagschale zu legen. Ich habe nur geduldet, was ich nicht ändern konnte.

Als ich einige Tage nach dem ersten mißlungenen Unternehmen, bei dem das Gerücht Kinkel als mitbeteiligt nannte, erfuhr, er halte sich im Siegkreise auf, durchreiste ich augenblicklich alle Dörfer, um ihm die Nachricht zu bringen, daß er persönlich wenig gravirt sei und ruhig nach Bonn zurückkehren könne. Erst nach meiner Heimkehr hatte ich die Briefe vorgefunden, die mich benachrichtigten, daß er alle Brücken hinter sich abgebrochen habe und in die Pfalz gegangen sei. Ich war der Verzweiflung nahe, als ich das Unabänderliche erfuhr; nach einiger Sammlung aber erschien es mir am würdigsten, den Mann ruhig seinen Weg wandeln zu lassen, anstatt ihn durch Klagen oder Ratschläge zu verwirren. Hatte doch selbst die Gegenpartei gegen diejenigen ihre Verachtung ausgesprochen, die schon vor der Ankunft des Feindes die Flucht ergriffen. War dies in jener Augen eine Schande, wie konnten sie dann fordern, daß eine Frau ihrem eigenen Manne dazu raten sollte. Ich zog es vor, mich mit den Ideen, die Kinkels Handlungen leiteten, vertraut zu machen, um so bei der vielen Verkennung, die er von seinen ehemaligen Freunden erlitt, ihm wenigstens meine unwandelbare Treue und Billigung zu bewahren.

Dies alles erzählte ich Herrn Doktor Hepp und fügte hinzu, daß, da niemand bei unserem Abschiede zugegen gewesen sei, auch in der letzten Zeit vorher Kinkel nur unter vier Augen über seine Pläne mit mir gesprochen habe, mein Denunziant jedenfalls diese Beschuldigung aus den Fingern gesogen. „Doch Sie konnten ja meinen Mann befragen,“ sagte ich, „der hätte Ihnen gewiß die einzig richtige Auskunft gegeben.“

„Das habe ich gethan,“ antwortete der Verteidiger, „doch auch er leugnet entschieden ab, daß Sie ihn verleitet hätten. Mir ist das übrigens leid; denn es könnte dieser Umstand zur Milderung seines Urteils vielleicht etwas beitragen.“

Ich antwortete: „Wenn ich auch, von falscher Großmut geleitet, aus dieser Ursache mich zu einer Lüge hergeben wollte, so würde uns dies wenig helfen, denn Kinkel würde nie darauf eingehen. Indes halte ich eine so vorbedachte, bewußte Lüge nicht einmal für eine Großmut.“

Doktor Hepp gab mir darin ganz recht und sagte mir: „Er habe ohnehin noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, das Todesurteil Kinkels abzuwenden.“

Noch nicht alle Hoffnung aufgegeben! Wie schrecklich zweifelhaft lauteten diese Worte. Noch heute hatte der freundliche Adjutant mir als seine Privatmeinung ausgesprochen, daß überhaupt gar keine Exekutionen stattfinden würden. Die Zahl der Gefangenen hatte sich ins Maßlose vermehrt; Tausende hatten noch wochenlang nach Kinkels Gefangennahme gekämpft; wollte man jeden gemeinen Freischärler erschießen, was sollte man alsdann mit dem Rastatter Generalstab und mit den Zerstörern von Ludwigshafen thun? Mir war die Angst um sein Leben unzähligemal in bösen Stunden als ein schwarzer Traum aufgestiegen, und immer hatte ich selbst oder hatten andere sie mir, als von einer fieberhaften Phantasie erzeugt, ausgeredet. Das Wort eines so tief Eingeweihten:

„Noch nicht alle Hoffnung verloren!" während ich erwartete: „Das Aergste ist gar nicht mehr zu befürchten!" war allerdings furchtbar trostlos.

Daß man Kinkel die Verteidigung nicht leicht zu machen gedachte, erhellt schon daraus, daß man Tag auf Tag ermattende Verhöre mit ihm angestellt hatte; daß man ihn zuerst nach badischen Gesetzen richten wollte, und daß man, nachdem er sowohl als sein Verteidiger sich ganz in die betreffenden Paragraphen des badischen Strafgesetzbuchs hineinstudirt und den Plan der Verteidigung darnach ausgearbeitet hatten, plötzlich dies mildere Verfahren verwarf und wenige Tage vor dem Zusammentreten des Standgerichts das preußische Landrecht, welches strenger war, an die Stelle schob und so in der Nacht der letzten ablaufenden Frist den Gefangenen nötigte, ein neues Verteidigungssystem einzuschlagen, als er alle seine Kräfte und seinen Scharfsinn an eine nun unnütze Arbeit verschwendet hatte.

„In einer halben Stunde muß ich ins Ständehaus," sagte Doktor Hepp, „dort hat Kinkel abermals ein Verhör zu bestehen."

Rasch empfahl ich mich und eilte an den bezeichneten Ort, wo ich langsam die Straße auf und ab schritt, immer die Ecke im Auge behaltend, um welche Kinkel hervortreten mußte.

Es währte sehr lange. Endlich sah ich ihn weit unten in Begleitung eines einzigen Gendarmen ganz gemütlich die Straße herauf schlendern. Er ging etwas gebeugt. Plötzlich erkannte er mich und schnell richtete sich seine Gestalt empor, als wolle er mir durch seinen stolzen Gang andeuten, daß er noch Mut und Vertrauen zu seinem Schicksale habe. Ich hörte, wie er zum Gendarmen sagte: „Da kommt mein Frauchen! Ich weiß, daß ich nicht mit ihr reden darf; aber ich darf ihr doch eine Hand geben." Der Gendarm zuckte mit dem Kopf. „Ach, ich darf ihr auch einen Kuß geben," sagte Kinkel und umfaßte mich rasch. Der Gendarm war ein guter Kerl. Er that keinen Einspruch und wendete sein Gesicht nach einer andern Seite, um uns ein Augenblickchen Freiheit zu gönnen. Nun erzählte ich hastig, als wenn ich das Wort an den Gendarmen richtete, von der Sehnsucht, meinen Mann wieder zu sehen, die mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen, bis ich hier gestanden; von den Kinderchen, die alle gesund seien und wohl gediehen, und was sich sonst Freundliches und Süßes in die halbe Minute zusammendrängen ließ. Ich teilte ihm noch mit, daß ich im Begriff sei, nach Baden-Baden zu fahren, und daß ich nötigenfalls bis Freiburg reisen würde. Ihn auf rasche Wiederkunft vertröstend, wollte ich an der Pforte des Ständehauses scheiden; aber trotz der drinnen aufgestellten Schildwache zog Kinkel mich mit sich hinein und nahm hinter einem Thorflügel noch einen innigen, liebewarmen Abschied von mir.

Auf dem Wege nach der Eisenbahn begegnete mir draußen vor dem Thor der Adjutant, mit dem ich am Morgen gesprochen, zu Pferde. „Ums Himmels willen, Sie sind noch hier!" rief er, „Herr von Brandenstein erwartet Sie schon mit dem nächsten Zuge zurück." Etwas leiser fügte er hinzu: „Ich warne Sie,

wieder zu kommen, wenn Sie nicht etwas Schriftliches von dem General von der Gröben mitbringen. Ich sage Ihnen, Sie setzen sich großen Unannehmlichkeiten aus." Er wandte grüßend sein Pferd und kehrte zur Stadt zurück, indes ich mir ein Eisenbahnbillet löste und in den Wartesaal trat.

Der Zug aus dem Oberland langte an, und ein Menschenstrom wälzte sich uns entgegen, als wir fast zu gleicher Zeit eingeladen wurden, unsere Plätze auf dem letzten Abendzuge einzunehmen, der von Mannheim aufwärts jenem entgegenkam. Eben wollte ich einsteigen, als sich durch den dicksten Knäuel der Passagiere ein langer Arm streckte, mich auf die Schulter klopfte und ich zugleich beim Namen gerufen wurde. Ich sah um in der Meinung, unvermutet einem Landsmanne oder sonst einem guten Freunde begegnet zu sein; aber mein Auge traf das wildfremde Gesicht eines Polizisten, von dem ich gar nicht begriff, wie er eine so wenig auffallende Erscheinung wie die meine mit so bewunderungswürdiger Sicherheit ausgespürt hatte.

„Madame Kinkel," sagte er, „zeigen Sie mir den schriftlichen Erlaubnisschein vom kommandirenden General, daß Sie sich in Karlsruhe aufhalten dürfen!"

Ich antwortete, daß ich keineswegs von Baden-Baden zurückkäme, sondern erst hin wolle. Er möge mich also nicht aufhalten.

„Aber, mein lieber Gott," sagte er, „dann können Sie ja heute abend nicht wieder hier sein. Dies ist der letzte Zug."

„Je nun," sagte ich gleichmütig, „muß ich denn durchaus heute abend wieder hier sein? Vielleicht komme ich morgen, vielleicht übermorgen, vielleicht komme ich gar nicht wieder nach Karlsruhe. Adieu!"

Damit stieg ich in den Wagen, was er ruhig geschehen ließ; da er wahrscheinlich die Instruktion hatte, mich nicht wieder in die Stadt zu lassen. Jedenfalls wußte ich nun genug und konnte meine Maßregeln treffen, um den Empfangsfeierlichkeiten zu entgehen, die mir hier zugedacht waren.

Wir erreichten bald die Stätte, wo abgehauene und halbverdorrte Waldstrecken, Verschanzungen und andere Spuren uns andeuteten, daß eben hier noch vor wenigen Wochen der Krieg getobt hatte. Vor dem gelben Abendhimmel hoben sich jetzt terrassenförmig die grauen Linien von Rastatt empor, von dem Gipfel des Schlosses beherrscht, auf dem eine nicht klar erkennbare Statue von der untergehenden Sonne wie mit einer Glorie umkleidet wurde. Ein Schauer erfaßte mich, als ich das Bollwerk der Freiheit sah, hinter dem die letzten Revolutionshelden ein, ach, nur zu treuloses Asyl gefunden hatten. Ich hätte den geheiligten Boden mit Thränen benetzen mögen, der das Grab so großer, reicher Hoffnungen geworden war. Ich lauschte mit innegehaltenem Atem; denn es war mir, als müßten die Stimmen der unterirdisch Eingekerkerten zu uns empordringen. Welche Seufzer, welche Flüche mögen unter diesen grünen Wällen, unter diesen steinernen Brücken stöhnend verhallen, auf denen die schimmernden Siegesscharen jetzt lachend umherwandeln!

Wir wurden durch die Visirung unserer Pässe unmäßig lange vor Rastatt aufgehalten. Ein Passagier wurde sehr unsanft aus dem Wagen gerissen und

von Soldaten weggeschleppt, angeblich weil der Paß nur von Zivilbehörden und von keiner preußischen Militärbehörde visirt sei. Zufällig sah ich den Arrestanten am andern Tage wieder und erfuhr von ihm, daß sein Paß in bester Ordnung befunden worden sei, daß er es aber nur einem Glücksfalle verdanke, daß er noch am selben Abend von einem vernünftigen Menschen verhört worden, der ihm seine Freiheit wieder verschafft habe.

Gegen acht Uhr trafen wir in Baden-Baden ein und ich verfügte mich sogleich in das Hotel des kommandirenden Generals, schickte meine Karte hinauf und ließ um eine kurze Audienz bitten. Graf von der Gröben, welcher eben vom Spazierritte heimkehrte und mir an der Treppe begegnete, ließ mich sogleich eintreten. Ich erwähnte des Briefes, den ich ihm vor wenig Tagen erst geschrieben hatte, worauf er mir die Mitteilung machte, daß er alle Briefe und Petitionen, die ihm in Kinkels Angelegenheit zugekommen waren, eben an den General von Hirschfeld übertragen habe, da es sich mittlerweile herausgestellt, daß Kinkel von Hirschfelds Leuten gefangen sei und also auch dessen Urteilsbestätigung anheimfallen müsse.

Immer dichter zog sich die Nacht vor meinen Augen zusammen. Hielt ich den plötzlichen Wechsel der Gesetze, nach denen man Kinkel richten wollte, mit dieser neuen Entdeckung zusammen, so lag es sehr nahe, einen Zusammenhang darin zu finden. Dem badischen Gesetzbuch wurde das preußische Landrecht substituirt, welches weniger Hoffnung zum Entschlüpfen darbot. Gröben galt für weichherzig. Ihn hatte man seit einem Monate um Kinkels willen mit Briefen und Petitionen bestürmt. Auf seinen Charakter und seine eigentümlichen Ansichten hatte man alle Motive wohl berechnet, die man in den Vordergrund schob. Manches, das ihn rühren konnte, erschien vielleicht einem Manne, wie der Ruf den General von Hirschfeld schilderte, lächerlich. Bisher hatten meine Freunde immer einen Beruhigungsgrund darin gesehen, daß die Urteilsbestätigung in von der Gröbens und nicht in von Hirschfelds Händen gefallen sei. Als mir jetzt dieser Name genannt wurde, klang er mir wie ein Todesurteil.

Es war mehr als auffallend, daß man erst jetzt dahinter gekommen sein sollte, welche Truppen Kinkel gefangen genommen haben sollten. Hier mußte ein Mysterium im Spiele sein, dem ich auf den Grund zu kommen beschloß. Leider drängte die Zeit, und ehe ich auf Umwegen ausgeforscht hatte, welchem Armeecorps jene Soldaten angehörten, konnte längst ein Urteil vollzogen sein.

Das Dringendste war also, Kinkel selbst darum zu befragen und seinem Verteidiger etwa günstige Umstände rasch mitzuteilen.

Da Graf von der Gröben nichts mehr mit Kinkels Urteilsbestätigung zu thun hatte, so vermied ich alle anderen Erörterungen und bat ihn nur, mir eine schriftliche Erlaubnis auszustellen, daß ich mich ungehindert in Karlsruhe aufhalten und Kinkel besuchen dürfe.

Der General versicherte mich, daß dem gar kein Hindernis im Wege stehe und daß ich mich bei Herrn von Brandenstein nur auf seine unbedingte

Erlaubnis berufen möge. Als ich dennoch flehentlich darauf bestand, er möge mir zu meiner Beruhigung etwas Schriftliches mitgeben, so versprach er auch dies, wunderte sich aber, daß ich es für nötig hielt. Er that noch einige Fragen an mich und ging dann ins Nebenzimmer, um zu schreiben. Als er mir den versiegelten Brief brachte, sagte er: „Es ist mir über dem Schreiben eingefallen, daß ich vielleicht nicht wohl thue, wenn ich Ihnen die unbedingte Erlaubnis gebe, wie ich zuerst vorhatte. Wenn Herr von Brandenstein Ihnen Schwierigkeiten gemacht hat, so muß er doch durch irgend eine Besorgnis dazu veranlaßt sein. Ich will mein Wort nicht zurücknehmen, aber ich habe in dem Briefe einiger Punkte erwähnt, auf die Herr von Brandenstein hinsichtlich Ihres Aufenthalts Rücksicht zu nehmen hat."

Ich empfahl mich und sann unterwegs hin und her, was die Ursache dieses schwankenden Versprechens und Zurücknehmens nach wenigen Minuten sein könne. Erst später stellte sich heraus, daß man mich auch hier verleumdet hatte.

Anstatt am andern Tage sogleich nach Karlsruhe zurückzufahren, erschien es mir Pflicht, keinen Schritt unversucht zu lassen, selbst wenn ich mir vorhersagen konnte, es sei vergeblich. Der Brief einer bedeutenden Persönlichkeit, die in Berlin eifrig für Kinkels Begnadigung gewirkt hatte, war mir von Bonn aus nachgesandt worden. Darin hieß es buchstäblich: „Der König und die Prinzeß von Preußen haben beide und zwar mit aufrichtigen Worten versprochen, sich für das Leben Ihres Mannes zu verwenden; beide haben den Wunsch geäußert, daß ihre Einwirkung noch zu rechter Zeit eintreffen möge. Wenn also diese Mitteilung Ihnen dazu dienen kann, das Urteil noch so lange zurückzuhalten, bis des Königs und der Prinzessin Verwenden dort anlangt, so würde das schwere Los, das Ihnen bevorsteht, noch abzuwenden sein. Ich glaube sicher, daß keiner der Männer, die in dieser Sache über Leben und Tod zu entscheiden haben, jetzt, wo Sie auf des Königs Teilnahme als Schutz gegen dies grauenvolle Schicksal sich berufen, diesem zuvorkommen würde."

Mit diesem Briefe fuhr ich nun nach Freiburg, mich selbst zu überzeugen, ob die darin enthaltene Versicherung auf den General von Hirschfeld einen Eindruck mache.

Die Route von Rastatt nach der Schweiz ward zu jener Zeit besonders häufig von flüchtigen Frauenzimmern befahren, die mit Wort oder That den Zorn der Preußen gegen sich aufgereizt hatten. An einem Orte war, wie mir eine Reisegefährtin erzählte, der ganze Frauenverein wegen Unterstützung der Rebellen festgesetzt worden. Ein Mädchen ist mir unvergeßlich, welches trotz der wiederholten Mahnungen ihres gemäßigteren Vaters, der sie eben nach Basel brachte, um sie vor Verhaftung zu schützen, auf das leidenschaftlichste Rastatts Fall beklagte und deren Thränen beständig mit fast medeenähnlichen Zornesausbrüchen abwechselten.

Sie hatte einen Bruder mit bei der Besatzung, der das Schicksal derselben in den Kasematten teilte. Aus ihrem Munde hörte ich zuerst die schauderhafte Lage jener Gefangenen, als von einer Augenzeugin, bestätigen. Man hatte die

Eingesperrten die ersten Tage wirklich ohne Nahrung gelassen, und selbst den Verwandten gewehrt, den Ihrigen Speise zu bringen. Dies Mädchen hatte gesehen, wie die Elenden in ihren Kerkern sich endlich fast um ein hingeworfenes Bröckchen Brot rauften.

Eine Notiz, die sie aus dem Munde eines in ihrem Hause einquartierten Offiziers mitteilte, ist geeignet, Licht über ein vielbestrittenes Ereignis zu verbreiten. Jener Offizier hatte bestätigt, daß die Soldaten bei der Durlacher Affaire nicht angreifen wollten, daß aber eine hohe Militärperson gerufen: „Ihr Hunde! Wenn ihr nicht sogleich ins Feuer geht, so laß ich Kanonen hinter euch aufpflanzen!“ So genötigt, sei seine Compagnie vorgedrungen und gänzlich aufgerieben worden.

Der Tag in Freiburg ist mir eine so furchtbare Erinnerung, daß keiner der nachfolgenden, so schauerliche Eindrücke sie brachten, mir diesen schwärzesten Lebenspunkt ausgelöscht hat. Hier wurde meine Hoffnung, Sehne für Sehne, kalt zerschnitten. Die wunderliebliche Stadt im Kranz ihrer schönen Berge ist mir wie von einem schweren, schwarzen Leichentuche bedeckt, unter dem sich eine Blutspur hervordrängt und: „Mord! Mord!“ hallt es krächzend aus den Lüften von einem Rabenchor, der den hohen Turm des Domes umkreist.

Es war an Dortüs Todestage, als ich, unwissend des Geschehenen, diese Stätte betrat.

Die Reden der gemeinen Soldaten auf den Straßen, die Aeußerungen der Offiziere im Gastzimmer waren der Art, daß ich mich wie unter wilden Indianern empfand, die sich eben jauchzend bereiten, einen Weißen zu schlachten. Ich zitterte, meinen Namen zu verraten.

General Hirschfeld weigerte sich, meinen Besuch anzunehmen; ließ mich aber mit meinem Anliegen an einen andern Offizier verweisen, dessen Namen und Titel ich nicht deutlich verstand. Es war ein Mann von mittleren Jahren, mit sehr finsteren Zügen. Bei ihm befand sich ein jüngerer Offizier, der sich von mir abgewendet mit übereinandergeschlagenen Armen in eine Ecke des Zimmers stellte. Er hatte ein sehr starkes, rundes Gesicht, von einer fast metallenen Strenge.

Bisher hatte ich mich ziemlich stark gehalten; aber die Eindrücke, die ich von der hier herrschenden Stimmung eben vorher empfangen hatte, überwältigten mich, und als ich reden wollte, erstickten Thränen meine Worte im ersten Augenblick. Das Gefühl der vollen Widerwärtigkeit einer weichlichen Scene im Zimmer dieser eisernen Kriegsmänner war lebendig genug in mir, um mir den Zorn gegen meine eigene Schwäche und damit meine alte Standhaftigkeit wieder zu erwecken. Ich bat um Vergebung wegen jenes Mangels an Fassung und sprach dann ruhig das Gesuch aus, um dessentwillen ich gekommen war.

Der Offizier erwiderte kurz, daß man mich getäuscht habe, wenn man mir vorgespiegelt hätte, daß hohe Personen Kinkels Leben zu schonen wünschten. Er sagte: „Das Urteil über Ihren Mann wird in diesen Tagen gefällt und muß, dem Gesetz zufolge, binnen vierundzwanzig Stunden vollzogen werden.

Wir sind hier im Hauptquartier des Prinzen von Preußen und in seiner nächsten Nähe. Wäre eine Ordre von oben gekommen, den Gang des Gerichts aufzuhalten, so müßte sie längst hier sein. Ich gebe Ihnen aber mein Wort, daß uns von einer Absicht, Ihren Mann zu begnadigen, bis heute nicht das mindeste bekannt geworden ist. Nur in dem einen Falle hätte man einen Grund, sein Leben zu verschonen: wenn er vielleicht Enthüllungen zu machen hätte, die für das Wohl des Staates von Wichtigkeit wären."

Galt das dem Waldeckschen Prozeß, dessen Voruntersuchung eben damals im frischen Gange war?

Ich antwortete: „Meines Wissens hat Kinkel keine Heimlichkeiten zu entdecken. Ich hoffe vielmehr, daß er um seiner Ehrlichkeit willen begnadigt werden wird, weil er in seinem Verhör mit so vollkommener Aufrichtigkeit hervortrat."

Der Offizier lachte bitter und sagte: „Das Leugnen möchte dem Herrn Professor auch wenig geholfen haben."

Als er nochmals die Versicherung wiederholte, daß kein Befehl erteilt sei, die Urteilsvollstreckung aufzuschieben, meinte ich: „Es sei ja noch gar nicht ausgemacht, ob das Kriegsgericht Kinkel zum Tode verurteilen werde."

„Machen Sie sich keine Hoffnung auf das Kriegsgericht," antwortete langsam im tiefsten Baß eine Stimme hinter mir. Ich blickte erschrocken um nach dem andern Offizier, der sich in dieser theatralischen Weise unvermutet in unser Gespräch mischte.

„Wie, keine Hoffnung?" fragte ich. „Ist denn der Urteilsspruch voraus bestimmt?"

Der Unbekannte mit der Orakelstimme sagte laut und gemessen: „Das Kriegsgericht wird Kinkel zum Tode verurteilen!"

Ich heftete eine Weile den Blick auf diesen Mann, der so ohne Umschweife zu einer Frau redete. „Also keine Hoffnung, ihn zu retten, ist da?" fragte ich.

„Nur die Gnade des Königs kann sein Leben erhalten," antwortete er; „Sie müssen aber eilen, wenn Sie sie noch anrufen wollen; denn es ist die höchste Zeit!"

Spotteten diese Männer meiner Not? Längst war ja die Gnade des Königs für Kinkel von tausend Stimmen angerufen worden. Der oberste Herrscher war ja nicht in Ungewißheit über die Raschheit der Standgerichte; denn er hatte den Wunsch ausgesprochen, daß seine Vermittlung früh genug eintreffen möchte. Er hatte seine königliche Hand in eine Region zurückgezogen, wo kein Blutströpfchen sie bespritzen sollte. Vor ihm stand der Prinz von Preußen mit dem demantenen Schilde des Schlachtengottes. Vor diesem breiteten Gröben und Hirschfeld den purpurnen Feldherrnmantel aus, um die Pfeile der öffentlichen Meinung aufzufangen, und zuletzt bildete das Kriegsgericht den engen Kreis um das noch verhüllte Schafott und nahm alle Verantwortlichkeit auf sein Unterthanenhaupt.

Bescheiden, als ob sie selbst nur mit in die Reihen derjenigen träten, die

von dem Fatum das Haupt des Dichters zurückforderten, klangen die Worte der Allgewaltigen, die wir um Rettung angerufen hatten. Nun, als es zu spät war, erfuhr ich, daß sich keine Hand gerührt, um das schon erhobene Racheschwert aufzuhalten.

„Wie lange braucht ein Brief von hier nach Berlin und zurück?“ fragte ich.

„Wenn Sie ein Gnadengesuch einreichen wollen,“ sagte der ältere Offizier, „so haben Sie heute die beste Gelegenheit dazu, denn diesen Abend geht der Adjutant des Prinzen von Preußen, Graf von der Knesenbeck, als Kurier nach Berlin mit Aufträgen des Prinzen an den König. Bitten Sie diesen Herrn, Ihr Gnadengesuch mitzunehmen, so kommt es auf die schnellste und sicherste Art in die Hände Seiner Majestät.“

Daß man durch diese Mitteilung sich mir behilflich zeigte, erschien mir so menschenfreundlich, daß ich nicht umhin konnte, aufrichtig dafür zu danken, und nicht kam mir der Verdacht in den Sinn, daß die Herren mich zum besten haben könnten.

Ich eilte in das Hotel des Prinzen von Preußen, wo sich Graf von der Knesenbeck aufhielt. Der letztere trat mir mit dem Anstand und dem ruhigen sanften Ton der superfeinsten geselligen Bildung entgegen, und einen Augenblick konnte ich wähnen, unter dieser Glätte mehr Menschlichkeit zu finden, als die rauhen Sitten der anderen verhüllten. Kaum hatte ich aber mein Gesuch ausgesprochen, so brach der Herr Graf in die Worte aus: „Was, ich sollte ein Gnadengesuch für Kinkel mitnehmen! Ich würde ja gesteinigt, wenn ich wiederkäme und brächte die Begnadigung dieses Menschen mit. Dazu werde ich nie die Hand bieten, im Gegenteil, — ich bedaure indes, die Bitte einer Dame rund abschlagen zu müssen.“

Ich antwortete ganz ruhig: „Kinkel hat sich in einem ähnlichen Falle der Gefahr des Gesteinigtwerdens ausgesetzt, als es im November galt, einen politischen Gegner der Rache seiner Partei zu entreißen. Er fühlte damals wohl, daß er dadurch auf lange Zeit seine Popularität einbüßte, aber das machte ihn nicht irre.“

Graf von der Knesenbeck zuckte mit den Schultern und meinte, sie kennten auch den Herrn Professor und seine Absichten.“

Ich ergriff die Gelegenheit, den Grafen darauf aufmerksam zu machen, wie sie im Begriff seien, Kinkel, statt nach den Akten, nach den über ihn umlaufenden Gerüchten zu verurteilen. Ueber seine Wirksamkeit in der Heimat war das Unglaublichste erlogen worden, obgleich seine dortige Agitation sich stets innerhalb der gesetzlichen Schranken gehalten hatte. Daß er später für die Republik die Waffen ergriff, was Tausende mit ihm thaten, unterschied ihn von den anderen nicht mit einer besonderen Strafbarkeit, um so mehr, da er im Augenblick der Gefangennahme hilflos und verwundet war.

(Fortsetzung folgt.)



Ungedruckte Briefe von Ferdinand Gregorovius.

II.

Mitgeteilt von

Dr. Max Jacobson.

Bei dem allgemeinen Interesse, welches die unlängst erschienenen römischen Tagebücher von Ferdinand Gregorovius (herausgegeben von F. Althaus, Stuttgart 1892) gefunden haben, dürften auch die nachfolgenden Mitteilungen aus Briefen desselben an seinen Lehrer Karl Rosenkranz während der Jahre 1842 bis 1872 auf ein solches rechnen: gewähren sie uns doch von einer ganz neuen Seite den Einblick in das geistige Leben dieses merkwürdigen Mannes, insbesondere auch in die Entwicklung desselben.

Aus einer angesehenen Familie des kleinen ostpreußischen Städtchens Neidenburg stammend, hatte Gregorovius 1838 die Königsberger Universität bezogen, um Theologie und Philosophie zu studiren.[1]) Durch die Persönlichkeit und die Vorträge von Rosenkranz gefesselt, wandte er sich bald mit Begeisterung der Philosophie zu, und zwar zog ihn, der poetischen und mehr auf das Konkrete gerichteten Neigung seines Geistes entsprechend, vor allem das Gebiet der Aesthetik an, welches auch von Rosenkranz mit besonderer Vorliebe gepflegt wurde. So sehen wir ihn nach Abschluß der akademischen Jahre auch außerhalb Königsbergs eifrig mit Studien über die Idee des Schönen bei Plotin beschäftigt, aus welchen seine Promotionsarbeit erwuchs. Zugleich bethätigte sich aber sein poetisches Talent in mannigfachen, besonders die Zeitverhältnisse berührenden Produktionen. Sein sehnlicher Wunsch, statt seines Hauslehrerdaseins in der Provinz, an einer Schule in Königsberg Beschäftigung zu finden, wurde im Jahre 1846 erfüllt. Dort standen ihm auch die Hilfsmittel zu seinen historischen Studien zu Gebote, neben welchen er jedoch, durch die Vielseitigkeit von Rosenkranz angeregt, manches andere betrieb. Seine Hauptinteressen richteten sich indessen bald mehr und mehr auf Italien, dessen Literatur und Geschichte, wie auch seine in dieser Zeit erschienene Geschichte des Kaisers Hadrian und das bald darauf folgende Drama „Der Tod des Tiberius“ zeigt.

Im Frühjahr 1852 that er den entscheidenden Schritt, indem er einem Königsberger Freunde nach Italien folgte, und die innere Stimme hatte ihn bei diesem „Wagnis“, wie er noch in einem der späteren Briefe schreibt, nicht getäuscht. Schon im nächsten Jahre konnte er sein „Korsika“ von Capri aus an Rosenkranz senden. Die nun folgenden Briefe, bis auf einen sämtlich aus Rom datirt, zeigen uns Gregorovius bei seiner Lebensarbeit, emsig und immer

[1]) Genaueres über sein Leben gibt Althaus in der Einleitung zu den römischen Tagebüchern; hier sei nur das zum Verständnis der nachfolgend mitgeteilten Briefstellen Notwendige hervorgehoben.

voll von neuen Plänen, in lebhaftem Ideenaustausch mit seinem ehemaligen Lehrer, besonders über die politischen Zeitverhältnisse, wobei nur zu bedauern ist, daß uns nicht auch die Antwortschreiben von Rosenkranz vorliegen. Einen ganz besonderen Reiz haben diese Briefe durch den welthistorischen Standpunkt, zu welchem Gregorovius sich in der ewigen Stadt erhoben fühlte, als er ihre Geschichte schrieb, und überhaupt durch die eigenartige Wiedergabe der Eindrücke, welche Italien in ihm wach rief. So sind sie uns ein interessanter Beitrag für die Kenntnis der Persönlichkeit von Gregorovius, aber nicht minder auch ein erfreuliches Zeugnis für die akademische Wirksamkeit von Rosenkranz: sprechen doch noch die späteren Briefe des auf der Höhe seiner Erfolge stehenden Mannes in schöner Weise aus, wie viel er bei seiner ganzen Entwicklung einem wahrhaften Lehrer der Humanität wie Rosenkranz verdankte.

Nachdem Gregorovius das erste theologische Examen im Herbst 1841 bestanden hatte, begab er sich zunächst in seine Heimat, wo er, wie oben erwähnt, sich eingehend in den Plotin vertiefte. Ein aus Neidenburg vom 13. November 1842 datirter Brief handelt ausführlich über das Plotinianische Schöne und Gute in ihrem Verhältnis zu einander. Der für den jungen Theologen charakteristische Schluß des Briefes lautet folgendermaßen:

„Ich will mich bemühen, eine meinen Kräften angemessene Arbeit zu liefern, weniger um des äußeren Zweckes willen, als weil ich die Wissenschaft lieb gewonnen habe, und mein sehnlichstes Streben ist, mir eine wahrhafte Geistesbildung anzueignen — ohne Philosophie ist das Leben Traum, ich glaube, wenigstens bin ich zu der Einsicht gekommen, aber es ist ein bitteres Gefühl, diese Einsicht haben und sich gestehen zu müssen: scire tuum nihil est. Wenn der Geist mit seinem lichten Auge dem Streben auch des Unwissenden lächelt, so wird vielleicht auch dieser etwas von dem intelligiblen Lichte einsaugen — und ohne Kampf ist kein Sieg. Der Geist will errungen sein, und die Kräfte sind nicht alle gleich — wirklich! Manche Theologen kommen mir vor wie Holländer — und es kostet wenig, das Historische so als Historisches in seliger Ruhe hinzunehmen; aber es erst sich selbst zum Historischen zu machen, ist wohl unendlich schwer — und ist nicht der Begriff der Geschichte leer und tot, wenn er nicht dieser ist, daß er dem Betrachtenden Geschichte wird, geschieht? Ich glaube, alles, was die Vergangenheit hinter uns gelegt hat, hat die Zukunft mit unsichtbarer Hand vor uns gestellt, fürchtend, der endliche Geist könnte sich wieder unter die Bäume des vergangenen Paradieses verirren. Es that mir wohl, daß ich mich Ihnen vertrauensvoll aussprechen durfte. Schließlich die Bitte um Ihr gütiges Wohlwollen.

In unbegrenzter Hochachtung

Ihr dankbarer Schüler

F. Gregorovius."

Die erste Schrift von Gregorovius war indessen ein Werk von ganz anderer Art, jetzt schon ziemlich verschollen. Es erschien pseudonym unter dem Titel: „Konrad Siebenhorns Höllenbriefe an seine lieben Freunde in Deutschland",

herausgegeben von Ferdinand Fuchsmund, Königsberg 1843, und enthielt eine Satire auf die kirchlichen, politischen und gesellschaftlichen Zustände der Zeit. Es wird an Rosenkranz mit folgenden Zeilen gesandt:

„Neidenburg, den 21. Januar 1843.

„So lege ich denn dieses beikommende Buch, das erste Kind meiner literarischen Schöpfung, wenn auch ein armes, ein dürftiges Kind, an dessen Wiege das Saitenspiel der Muse wohl stumm war, treuherzig vor Ihnen nieder, bittend, Sie mögen es der Ehre des Aufnehmens würdigen, als eine dankbare Gabe, die ein Schüler seinem verehrten akademischen Lehrer darbringt, und als Denkmal unbegrenzter Hochachtung, die ein Mensch der edelsten Wahrheit darbringt.

„Mich zwang es, die Ideen öffentlich auszusprechen, welche die Zeit schaffend denkt, denkt zur Realität, und die in mein Leben hineingeblitzt haben, und die fortflammen werden — ich scheue mich nicht, es zu bekennen, weil ich nicht schwärme, sondern bewußt bin. Das Leben ist tot und so enge wie im Grabe, wenn es nicht in Konflikt gerät, oder wenn es in Konflikt geraten, kampflos sich zusammenzieht, trübem Weltschmerz hingegeben, unmännlicher Klage: das fühlte ich tief; aber ich habe jenen Standpunkt überwunden, und vielleicht war es die Nemesis, die mich dazu zwang; sei es dann ein Agathodämon! und vielleicht schon in diesem Augenblicke, wenigstens in dem vollsten Bewußtsein meiner Liebe für die Wahrheit, des treusten Willens, den zu meiner Genugthuung Biedermänner schon gewürdigt haben.“

Ein späterer Brief aus Soldau vom 16. März 1845 zeigt uns Gregorovius in seiner dortigen Stellung als Privatlehrer, jedoch dabei immer mit vielfachen anderen Interessen beschäftigt:

„Als ich Gudrun jetzt sorgfältiger las — das Original kenne ich leider nicht — bemächtigte sich meiner eine dramatische Anwandlung, ich hatte keine üble Lust, mich daran zu versuchen, eine so starke, rein tragisch auftretende Liebe der unserer Jetztzeit entgegenzusetzen, die, wenn tragisch, schmachtend weint und die Nerven rührt, und wenn sie ausgerungen, in das Kloster philiströser Stumpfheit geht. Da indes unsere Poesie sozial geworden ist, wie alles, und ewige Ideen aus dem allgemeinen Leben der Menschheit Gefahr laufen, wenn sie sich blicken lassen, nach dem Diplom der Fakultät gefragt zu werden, scheint mir solch ein Unternehmen mißlich. Das Publikum hat Tendenz!

„So ohne alle thätige, erheiternde, belebende und stärkende Beziehungen zur Außenwelt warf ich mich auf mein eigenes Gemüt, dem ich immer mehr verdankte als dem Verstande, und suchte so das Gemüt der Zeit zu begreifen. So wenig mein Fühlen ein einiges, so wenig jener Roman.[1])

„Ich erinnere mich, daß meine Persönlichkeit dort (das heißt in Königsberg) bei dem glorreichen Doktorexamen[2]) eine Erinnerung an polnische Nationalität

---

[1]) Gemeint ist jedenfalls der 1845 erschienene Roman von G. Werdomar und Wladislaw.

[2]) Am 20. Dezember 1843. Etwas Genaueres darüber ist in den Akten der Albertina nicht verzeichnet.

hervorrief; hier könnte der Polonophilie mehr gefunden werden,[1]) doch bin ich so gut deutsch wie irgend einer diesseits des Rheins, spreche weder slavisch, noch kenne ich die polnische Nation anders als aus ihrer Geschichte. Doch war's mir ein Vergnügen, den kräftigen Polen, den Zweig eines verdorrten Volks, neben einen Deutschen zu stellen, dessen Natur so zähe ist wie seine Phantasie und Philosophie, und der bei einer ewigen historischen Mission das Leben nur nach den Stadien seiner Schwindsucht zählt. Doch genug von polnischen Erinnerungen und denen an mein Doktorexamen, dessen Narbe ich weglachen will."

Seit Ostern 1846 finden wir dann Gregorovius wieder in Königsberg, dem lang ersehnten Ziel seiner Wünsche. „Ich treffe dort ein," so schreibt er, „kurz vorher expeditus in jeder Hinsicht, aber mit einem glühenden Durst nach der Hippokrene der Wissenschaft." Die Muße, welche ihm seine Lehrthätigkeit frei ließ, gehörte ganz seinen wissenschaftlichen und belletristischen Neigungen, wobei ihm der persönliche Verkehr mit Rosenkranz mannigfache Förderung gewährte. Es ist für seine damaligen Bestrebungen bezeichnend, wenn er in einem der kleinen Billette aus jener Zeit (Königsberg den 21. Januar 1852) von Büchern gleichzeitig um Mosens Ritter Wahn und Ashaver und um Fernows Buch über Italien bittet und dann scherzhaft den an dem Bankier Samter verübten Raubmord für das „allervortrefflichste Ereignis" erklärt, welches eine an novellistischen Dingen arme Stadt treffen konnte.

Es folgen die Briefe aus Italien. Der erste aus Capri vom 21. August 1853, begleitet das erste von Gregorovius in Italien geschriebene Buch:

„Ich bin froh in dem Gedanken, daß Sie dies Korsika lesen werden, und Ihnen brauche ich nicht zu sagen, in welchem Sinne ein solches Buch auf unsere Zeit berechnet ist. Sie, mein teurer Herr, möchten in Ihre Obhut nehmen die Voceros, und ich meine, daß diese wundersame Volkspoesie, Fremdling unter den Stimmen der Völker, auf Ihre Beachtung mehr als auf eines anderen Mannes in Deutschland wird zu rechnen haben.

„Sie sehen, unsre Königsberger allabtrotzende Nördlichkeit ist doch auch im Süden praktisch zu verwenden. Diese Welt ist schön, klar, gesund; ich atme recht in ihr auf. Ich liebe dieses Volk — sie werden noch einst die Welt mit einer neuen toskanischen Periode beschenken, darauf möchte ich wohl schwören; zumalen haben sie das vor uns voraus, daß sie so lang im Finstern lechzen. Wenn das Papsttum und das Haus Habsburg von ihnen genommen sein wird, so werden sie uns Wunder vormachen.

„Ich lebe nun seit einem Monat auf diesem Felsen des Tiberius, in einer großen und edlen Natur, die stillste Pause wohl meines Lebens. In acht Tagen bin ich in Palermo, im November wieder in Rom. Ich will nicht eher Deutsch-

[1]) Soldau wie auch Neidenburg liegt unweit der Grenze. Gregorovius, dessen Familie ursprünglich selber eine polnische gewesen war, hatte als Knabe in seiner Vaterstadt den polnischen Aufstand des Jahres 1831 in nächster Nähe mit erlebt und gab seinen Sympathien für das unglückliche Volk in einigen seiner ersten Schriften Ausdruck, so in der „Idee des Polentums". Königsberg 1848.

land wieder betreten, bis ich mit Schätzen ‚reich beladen‘ wiederkehre. Und ich meine, die Götter schenken mir noch eine Geschichte von Venedig. Und was es auch sei, ich will weder Berge noch Marmor umsonst betrachtet haben.

„Ich weiß, daß Sie eine Aesthetik des Häßlichen geschrieben; sie wird ein Meisterliches sein, weil so große ästhetische Studien so vieler Jahre dahinter liegen. Ich möchte das Buch wohl lesen; aber die Verbindung unserer Literaturen hüben und drüben ist in Rom nur zufällig. Ich bin ganz aus aller heimischen Literatur heraus, lese überhaupt jetzt nichts als Natur und den Aeschylus.

„Ihnen nun, mein hochverehrter Herr, empfehle ich mich mit aller Wärme meines Gefühls für Sie, der Sie mir auch in der Fremde oft als die freundlichste bildende Macht aus meiner Vergangenheit vor die Seele treten.“

Ueber dasselbe „Korsika“ schreibt der Verfasser aus Rom, den 6. April 1854:

„Möchten Sie sich durch Thorheiten, welche Sonne, Wildnis und Freiheit aushecken, nicht von dem Wohlgefallen an solchem Guten in dem Buche abhalten lassen, was nicht auf Rechnung des Verfassers, sondern des Gegenstandes fällt. Die Vocerati möchten unserer Literatur erwünscht kommen, wenn überhaupt noch etwas erwünscht ist. Diese Totenklagen sind echte Volksweisen und ganz nationale Offenbarungen; sie haben von der Naivität des Originals eingebüßt, doch nicht allzu sehr, da ich ihren Ton und ihr Wesen getroffen zu haben scheine.

„Ich bin, wie Sie sehen, noch in Rom, und kein Mensch kann weniger Sehnsucht nach der Heimat haben als ich, aus mehreren Gründen. Die Freiheit und die Sonne ist alles, was ich begehre. Man lebt hier in der allergrößten Republik und wahrhaftigen Weltdemokratie, wovon der Apoll von Belvedere und der Papst die Präsidenten sind. Die kleinen Miseren von Deutschland und das große Zopf- und Zunftwesen, welches nun einmal nicht auszurotten ist, entbehre ich herzlich gern, da ich mein Haus hier am Ewigen aufgeschlagen habe. Ich bin als ein Unbewaffneter in den Krieg gezogen, aber Sie sehen, ich arbeite, was und wie ich kann, weder auf Dank noch Lohn rechnend, sondern in dem Bewußtsein heiter, meiner Natur zu genügen und doch auch dem Vaterlande nützlich zu sein; ich bin einmal verdorben für alle Vorzimmer, die es auch in unserer deutschen Literatur reichlich gibt, und gehe meiner Wege.

„Es gibt keinen Ort in der Welt, der so demütigte als Rom (wenn man längere Zeit dort gelebt), und keinen, der so hochmütig machte als Königsberg in Preußen, lieblichen Angedenkens; ich hab's an mir erfahren.“

Nach einigen Fragen bezüglich der sizilianischen Dichter, insbesondere des Giovanni Meli von Palermo, sei noch der Schluß des Briefes hervorgehoben:

„Wenn sich Deutschland so ungeheuren historischen Momenten gegenüber nicht aufrafft, geraten wir tiefer in die Dekadenz hinunter, als wir schon sind: und eine Dorfgeschichte wird uns so hoch kommen wie eine Tragödie des Aeschylus.

„Ich schreibe diesen Brief in einer schönen Hitze bei Libeccio-Wind, während Königsberg noch bedeckt ist von dem Zorne des Himmels, welcher in jenem unseligen Lande fast sechs Monate dauert. Hier ist die Sonne so versöhnlich immer gleich wieder gut und macht einem das Leben leicht.“

„Roma, am 20. Dezember 1854.

„Ihren freundlichen Brief vom Sommer habe ich richtig erhalten; es war in Genzano am Nemisee, an einem ausgeflaggten Sonntag. Wenn Sie gesehen hätten, welche Freude mich durchdrang, als ich nur Ihre großen und klaren Schriftzüge erblickte, so würden Sie selber sich mit gefreut haben. Ja, es ist eine geraume Zeit hingegangen, seitdem ich dem Vaterlande Lebewohl gesagt habe, und mir selber scheinen nicht bloß Berge und Meere, sondern ganze geschichtliche Epochen dazwischen zu liegen. Man verliert in Rom den Maßstab der Momente und zählt am Ende nur nach Jahrhunderten oder Ruinen.

„Ich denke jetzt öfter an das Jahr 1848;. es war doch immer eine schöne Zeit, und jetzt in dieser großen Oede des politischen Schicksals sehne ich mich recht nach jenen jugendlichen Empfindungen zurück. Hier nun in Rom steht der Mensch vor der Geschichte still wie vor der göttlichen Notwendigkeit und legt stumm seine Waffen und auch seine Schmerzen nieder. Dieses Rom ist nicht auszudenken, und lebte man darin Jahrhunderte. Es hatte mir eine große Unruhe in die Seele gebracht, ja ich gestehe es, mich ganz in den Staub geworfen. Indem ich vor dieses ungeheure Vollendete trat, was hier Zeitalter zusammengewirkt haben und worin selbst das Genie der größesten Menschen nur zu einem flüchtigen Pulsschlage sich verliert, wurde ich mir der bittersten Endlichkeit und Ohnmacht bewußt. Ja, mein teurer Herr, recht elende Tage habe ich hier zugebracht. Darum sagte ich damals, es gebe keine Stadt, die so übermütig mache, als Königsberg, und keine, die so demütige als Rom. Aber Sie, einen Mann von solchem Blicke in das menschliche Wesen, mit jenem Worte in Verbindung zu bringen, davon war ich so weit entfernt, als ich es heute von dem Stern Canopus bin. Rom hat mich, so darf ich sagen, in das Menschliche gefördert, und wenn ich auch nichts mehr leisten sollte, als diese innere Welt zu veredeln, so waren diese Jahre schon Ewigkeit und ein Kultus, da der Mensch aus dem Profanen in das Mysterium aufgenommen wird. Dies sage ich in keinem andern Sinne als dem der Demut. Und so haben Sie recht, ich führe ein Götterleben, denn wahrhaft erlöst habe ich mich durch zweierlei: die Verehrung und die Arbeit."

Nachdem G. hierauf über die günstige Aufnahme gesprochen, die sein Korsika in England, ganz im Gegensatz zu Deutschland, gefunden, fährt er fort:

„Sie haben mich durch die Ankündigung dessen, was Sie an die Voceros wenden wollten, ganz glücklich gemacht. Wenn Sie Ihre Stimme darüber vernehmen lassen, so werden Sie diese Gesänge in Deutschland erst in die Literatur fördern, da doch keiner sich der Sache annimmt. Diese Poesie ist im höchsten Grade merkwürdig als wahrhafter pathologischer Volksgesang. La Corse devait avoir une poésie indigène et originale, comme son sol, son caractère et son héroisme. Dies schreibt Lamartine in einem Briefe an Viale, den größten Dichter dieser Insel, den Wunsch aussprechend, Korsika zu bereisen, um Stoffe für Poesie zu gewinnen. Ich danke Ihnen also in meinem und der Vocerati Namen für so große Liberalität.

„Im folgenden Jahre werden manche Sachen von mir erscheinen, wenn ich die Kraft behalte, sie ganz zu vollenden. Aber mir schaudert hier in Rom vor und bei jeder Produktion, da ich sehe, was Menschen vollendet haben. Unter jenen Schriften wird sich auch eine Bearbeitung der besten Stücke des Giovanni Meli befinden, nebst einem Saggio über die Lyrik der Sizilianer. Ich bin fleißig gewesen, denn mein Pult steckt voll von Manuskripten und Pläne habe ich so viel, daß ich darüber grau werden darf. Die venetianische Geschichte lockt mich sehr, aber mehr jetzt beschäftigt mich der Plan, eine Geschichte Roms, das heißt der Stadt Rom im Mittelalter, zu schreiben. Wenn ich diese zu stande brächte, dann könnte ich mich ruhig in den Schatten der Pyramide des Cestius legen.

„Mittlerweile ist hier krasses Mittelalter und die ganze Dogmengeschichte seit Nicäa eingekehrt. Heilige verdrehen die Augen, Mönchsorden streiten um die unbefleckte Geburt der Maria, der Papst verkündet quel donna divino come una luce dentro al cielo della chiesa. Ich sah in Sankt Peter eine Prozession von zweihundertundfünfzig Bischöfen aus aller Welt; es war mir höchst merkwürdig um der Physiognomik der Kirche willen. Es ist doch ein wunderbares Institut, diese katholische Kirche, auch noch in den Ruinen ehrwürdig: aber Papst und Kirchenfürsten stehen jetzt und sehen jetzt gerade so aus, wie das Kolosseum und andere Trümmer in Rom. Was steht nicht alles in unserer Welt so als Ruine da und wird nur durch Pietät oder Restauration gefristet!

„Behalten Sie mich in Ihrem Wohlwollen; Sie haben viele Schüler gehabt, die Ihnen durch wissenschaftliche Leistungen dankbarer gewesen sind, keinen, der es mit dem Herzen mehr sein kann.

„Der ich alle Zeit mich nenne Ihr Schüler und Schuldner

F. Gregorovius."

„Roma, Caput Mundi, den 17. März 1856.

„Mein verehrter Herr,

am 19. Januar, gerade an meinem Geburtstage und nel mezzo del cammino di nostra vita, erhielt ich Ihr so wertvolles Geschenk.[1]) Augenblicklich machte ich mich ans Lesen. Ich danke Ihnen herzlich. Mir hat lange der Wunsch vorgeschwebt, ein solches System der Weltliteratur gegenständlich vor mir zu haben, und indem ich Ihr Buch besitze, sind meine Wünsche schön und schöner befriedigt.

„Ich bilde mir ein, wieder in Ihrem Collegio zu sitzen, es waren das gute Zeiten. Die wahre Schule aber hat keine Abschnitte durch irgend welche Bildungsepochen eines individuellen Lebens und seiner Schicksale, sondern sie setzt sich in freieren und geistigeren Prozessen fort.

„Herr Brockhaus wird Ihnen den Giovanni Meli[2]) gesandt, oder mein Bruder ihn gebracht haben. Mag mich das innere Verhältnis der Schule vor Ihnen entschuldigen, wenn ich es wagte, Ihnen das Buch zu widmen. Gedenken

[1]) Die Poesie und ihre Geschichte. Eine Entwicklung der poetischen Ideale der Völker. Von Karl Rosenkranz. Königsberg 1855.

[2]) Lieder des Giovanni Meli von Palermo. Leipzig 1856.

Sie bei so geringer, doch aufrichtiger Gabe meiner als eines um der Freiheit und der Musen willen Selbstverbannten, der auf unstätiger Wanderung ein Zeichen vom Wege griff, seine Verehrung gegen Sie auszudrücken. Denn solcher Symbole bedarf einmal der unbeholfene Menschensinn; und selbst das Dürftigste mag leicht die Gesinnung erhöhen.

„Ich bewege mich nun mit meiner Neigung zwischen Deutschland und Italien gleich einer Magnetnadel; aber Kopf und Herz zeigen unverrückbar nach dem Vaterlande. Indes Preußen entbehre ich gern und hoffe oder wünsche, nie mehr die dünstige Atmosphäre dieser intelligenten Sklaverei zu atmen. Nicht ungestraft vielleicht darf sich ein Lebender allzu lang in Rom verweilen. Unsere Gegenwart aber ist elend und gemein, und die moralische Luft Europas vollends durch einen Menschen wie Louis Napoleon verpestet worden. Ich habe eine sehr entschiedene Antipathie gegen alles Französische, selbst die Sprache dieser Nation macht mir übel; aber Ihren Abschnitt über die französische Literatur habe ich gern gelesen."

„Roma, den 2. April 1857.

„Mein sehr verehrter Herr,

indem es heute gerade fünf Jahre sind, daß ich das gute Vaterland verließ und lebhaft an das dort genossene Glück der Jugend zurückdenke, erscheint mir auch Ihre freundliche Gestalt wieder. Ihre Geschichte der Ideale der Poesie ist mir eine fortdauernde Quelle der Belehrung. Der Prinz Don Giovanni Torlonia, unter den Großen Roms als wie unter Larven die einzige fühlende Brust, macht Ihnen sein Kompliment über die Darstellung der italienischen Poesie, aber er will es Ihnen nicht vergeben, daß Sie des Leopardi keine Erwähnung gethan haben. Die Italiener sind in diesen Poeten vernarrt, dessen Philosophie verzweifelt und unselig, und dessen poetische Ader, bei aller noblen Gesinnung, nicht allzu reichlich quillt.

„Es hat mich sehr gefreut, daß Sie den Meli gütig aufgenommen haben; diese Gedichte sind wie kleine Gemmen und daher dem großen Publikum unzugänglich. Sie und mein pompejanisches Gedicht Euphorion, welches ich nunmehr nach Deutschland habe abgehen lassen, sind mir ein tröstlich Kraut auf den Mauern Roms gewachsen. Wenn der Euphorion zu Ihnen gelangt, wünsche ich, daß Sie ihm genau auf die Finger sehen; denn nach einer langen Kultur des Hexameters (die beste Schule für prosaische Rede, die ich mit Hilfe dieser klassischen Luft glücklich hinter mir zu haben glaube), glaubte ich solche Verse hinzustellen, welche, leichter und melodischer als die des Platen, unserer Sprache ein Recht auf diesen stilvollsten aller Rhythmen geben dürfen. Ihr Urteil wird mich strafen oder lohnen.

„Indem ich fortfahre gegen Sie, dessen Teilnahme mich erhebt, meine Seufzer und Bekenntnisse auszuschütten, bekenne ich mit einer gewissen bangen Freude, daß ich nach jahrelangen Studien und nach zwei angestrengten Wintern nunmehr tief in den ersten Band meiner „Chronik der Stadt Rom" hineingekommen bin. Ich arbeite, mein teurer Herr, an meinem Lebenswerk oder

meinem Scheiterhaufen und ich hoffe, in sechs bis acht Jahren mit allen drei Bänden zu Ende zu sein, um dann mit Ruhe und Dankbarkeit gegen die Vorsehung, welche mir eine so würdige Aufgabe gegönnt hat, vom kleinen Schauplatz der Literatur abzutreten. Freilich verzage ich oft, denn wohl sind schon viele hundert Werke durch meine Hände gegangen, und was noch zu thun ist, ist unbegrenzt; aber es erquickt mich die Teilnahme aller derer, die von dieser Arbeit wissen, der Deutschen, der Engländer, der Franzosen und Italiener, und ich hoffe, im folgenden Jahre den ersten Band erscheinen zu sehen, der vom Jahre 403 bis 800 reicht."

„Rom, Via della Purificazione 63,
den 31. Oktober 1859.

„Mein teurer und verehrter Herr,

ich habe Ihr wohlwollendes Schreiben erhalten, als ich eben aus dem Königreich Neapel zurückgekehrt war. Zwei Jahre, so scheint es mir, waren vergangen, seitdem ich Ihnen zuletzt schrieb, und kein Zeichen Ihres Andenkens habe ich seither empfangen. Ein Mensch braucht nur auf eine längere Weile sich aus einem gewohnten Lebenskreise zu entfernen, um dort zur mythischen Gestalt zu werden; unglaublich schnell ist die Vergangenheit hereingebrochen und mit ihr das Vergessen. Wenn man achtunddreißig Jahre gelebt hat, wundert man sich dessen nicht mehr. So dachte ich auch, als Sie mir nicht mehr schrieben. Wenn nun die Vergangenheit oder Vergessenheit am Ende doch zur Mutter der Erinnerung wird, was sie in der That ist, so will ich sie bestens gepriesen haben.[1])

„Unter allen lebenden Menschen haben Sie am mächtigsten in die Entwicklung meines inneren Lebens eingegriffen. Ich nahm von Ihrem lebhaften philosophischen Geiste solche Bildungselemente auf, welche meine lange im Unklaren kämpfende Natur befruchteten und aufklärten. Ich bildete mir einst ein, Ihnen auf der steilen Bahn des Denkens folgen zu können, aber diese Sphäre stand zu hoch über mir, die poetische Anlage, nicht schwach genug, sich dem Verstande völlig unterzuordnen, verstellte mir den Weg. Nicht stark genug, um selbständig für sich zu stehen, begab sie sich in den Dienst der geschichtlichen Betrachtung, und die Muse besucht mich nur, wenn sie ernstere Arbeiten zu belohnen kommt. Die inneren Prozesse, die ich in Ihrer Schule durchmachte, haben, so glaube ich, viel dazu beigetragen, diese Anlagen in mir zu scheiden, und nachdem sie dadurch lebenskräftig geworden, wieder zu verknüpfen. Es ist mir demnach unmöglich, mir des geistigen Zusammenhangs mit Ihnen nicht bewußt zu sein.

„Seit sieben Jahren habe ich mich mit der realen Welt geschichtlicher Studien erfüllt. Ihr Resultat ist die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter.

---

[1]) Im folgenden Jahre (1860) besuchte Gregorovius im Herbst zur Zeit der Naturforscherversammlung Königsberg nach achtjähriger Abwesenheit und sah auch Rosenkranz wieder (vergl. Röm. Tageb. S. 132). In einer Notiz des letzteren aus jener Zeit heißt es: „Sonntag, den 16. September früh war Gregorovius aus Rom bei mir. Ein herrlicher Mensch — aber ein Italianissimo geworden. Deutschland ist ihm scheintot erschienen."

deren dritten Band ich eben druckfertig mache. Mein schwankendes Lebensschiff, noch eigentlich ziellos, als ich es in das italienische Meer hinabließ, habe ich mit dem Trümmerballast Roms gefüllt, und ich fühle seither zum erstenmal Sicherheit unter mir. Meine Lebenswege sind wohl gewagte gewesen, doch ich habe das Wagnis bestanden. Ich spreche hier nicht von der Geschichte Roms, welche freilich das größte Wagnis meines Lebens ist. Nur wer den Umfang eines solchen Unternehmens begreift, wird es nachsichtig beurteilen; doch hoffe ich von Deutschland nichts und schreibe auch für die Sache selbst, unbekümmert um ihr Verhältnis nach außen. Jedoch trägt alles Gute oder doch Wahre die eigene Gewähr in sich, und dies zu wissen genügt dem, der es ruhig erstrebt.

„Als ich vor nun wenigen Wochen in dem Athen des Mittelalters, M. Casino, war, führte mich der dortige Leiter der Philosophie, Nikolas d'Orgemont, in seine Zelle, wo ich unsere Klassiker und Philosophen in den Originalausgaben aufgestellt sah; mit Vergnügen griff ich nach einigen Ihrer Sendschreiben,[1]) und eine so große Sehnsucht nach dem Vaterlande überkam mich, daß ich mich hinsetzte, Ihnen zu schreiben. Dieser Brief blieb jedoch wegen der unbequemen Post von Ponte Corvo liegen. In M. Casino fand ich auch die Schriften Kuno Fischers, dessen Art mir geistvoll, aber noch schroff und jugendlich erschien. Nach einem italienischen Kompendium Vischers wird dort Aesthetik gelehrt, und ich könnte Ihnen erzählen, wie eifrig sich Neapel an das Studium der deutschen Philosophie macht, nachdem es in diesen Jahren Hegel[2]) und Schelling entdeckt hat. Eine philosophische Tradition hat sich in Süditalien seit Pythagoras fortgesetzt, bis auf den Empiriker Galuppi, der freilich nicht zu der Bedeutung Rosminis heranreicht. Von Rosminis Ontologie ist der erste Band erschienen. Solche Schriften liegen aber außerhalb meinem Bereiche; ich lasse mir von Piemontesen darüber berichten.

„In Rom herrscht tiefe Stille und dumpfes, hoffnungsloses Erwarten. Das Papsttum, obwohl Ruine, ein moralisches Kolosseum, wird noch lange stehen. Das weltliche Prinzip wird nicht so leicht aufgegeben, weil es eine tiefere Lebensfrage ist, als man gewöhnlich denkt; die Romagna wird zurückkehren müssen. Hannibal, Piemont, wird nicht ante portas rücken. Dies aber wäre ein großes Resultat der österreichischen Niederlage geworden, hätte man es redlich gewollt. Die italische Union wird nicht zu stande kommen, außer durch ein Mirakel, und ich fürchte, daß diesem Lande ein Bürgerkrieg wie in Spanien bevorsteht.

„Ihre Ansichten von Napoleon scheinen günstig zu sein; die meinen haben seine Erfolge nicht geändert. Die Schwäche Deutschlands macht ihn stark und erlaubt ihm am Tage von Leipzig den Abtretungsakt der Lombardei zu datiren.

---

[1]) Ueber Schelling und Hegel. Ein Sendschreiben an Pierre Leroux. Königsberg 1843. Spätere Sendschreiben von R. an Michelet und Lassalle.

[2]) Die Lehre Hegels fand in Italien besonders durch Vera in Neapel Verbreitung; im Jahre 1872 sandte Rosenkranz einen jungen, talentvollen Philosophen aus Veras Schule, Rafael Mariano, zu Gregorovius (vergl. Röm. Tageb. S. 540. 41).

Ja, traurig ist von den Türmen Roms der bleiche Stand Deutschlands anzusehen, und ich schweige gern darüber. Wir antworten durch das Schillerfest, das einzige und rührende symbolum unitatis, welches der stille Mann jenseits des Rheins belächeln wird."

Dreizehn Jahre später sendet Gregorovius aus München den Schlußband seiner Geschichte der Stadt Rom an Rosenkranz und schreibt dabei unter anderem:

„Ich habe siebenzehn lange Jahre daran gewandt, die ganze Lebensepoche, worin eines denkenden und wirkenden Menschen Kräfte ihre Höhe und Summe erreichen. Wenn daher irgend eines Autors Werk auch dessen eigene Geschichte sein darf, so müßte das meinige dies sein."

Der letzte uns vorliegende Brief antwortet auf die Uebersendung der Selbstbiographie von Rosenkranz.

„Rom, den 14. Dezember 1873.

„Mein teurer und hochverehrter Herr,

als ich im November aus dem Vaterland hierher zurückgekehrt war, fand ich als ein mich bewillkommnendes Geschenk Ihr Buch „Von Magdeburg bis Königsberg" vor. Ich las es mit Begierde und Andacht, wie sie nur derjenige Leser empfinden kann, welcher Ihr Schüler zu sein das Glück hatte und somit auch im stande ist, den Eindruck des Gelesenen durch das Bild konkreter Persönlichkeit und durch eine lange Reihe persönlicher Empfindungen zu verstärken.

„So lange ich in Rom lebe, gab es nie eine Zeit, wo die Erinnerung an meine Königsberger Jahre so lebendig und so zusammenhängend sich mir wieder darstellte, als es eben durch Ihr Buch geschehen ist. Denn Sie selbst, mein teurer Herr, waren dort der Mittelpunkt alles dessen, was mein geistiges Streben und Leben umfaßte. Ihr Einfluß auf mich kam nicht sowohl aus der wissenschaftlichen Disziplin, so geistvoll immer Sie diese zu gestalten wußten, sondern vielmehr aus der Gesamtheit Ihres Wesens, das ich in dem einen Begriffe der Humanität darstelle, und dieser umfaßt im höchsten Sinne die wissenschaftliche und persönliche Kultur. Sie waren und sind noch vorzugsweise der Lehrer der Humanität in jenem Königsberg, wo Sie an die Grenzen der Barbarei hin verschlagen wurden, der Jugend dort eine höhere Richtung mitzuteilen, und mächtig haben Sie dort in Provinzen, welche sogar noch nicht zum deutschen Bunde zählten, eine deutsche Mission durchgeführt. Sie haben Ostpreußen zurückgegeben, was es an Herder verloren hatte, der sich in umgekehrtem geographischem Verhältnis bewegt hat. Man erwartet die Fortsetzung Ihrer Biographie auch durch die Königsberger Epoche hindurch, wie ich wenigstens höre. Vielleicht geben Sie uns auch diese und Sich Selbst in der ostpreußischen Lokalisirung, nachdem Sie in dem ersten Teile uns dies schöne und so anmutvoll geschilderte Kulturbild aufgestellt haben aus jener merkwürdigen Uebergangszeit, von wo der deutsche Geist aus der Romantik durch die Hegelsche Philosophie bis zu Bismarck fortgewandert ist.

„Eine dieser vielen Etapen wird auch durch den Namen Gervinus be-

zeichnet, dessen ich mich jetzt eben mit Trauer erinnere, wo mir eine Darstellung seines Wesens von Hillebrand, in einem Heft der preußischen Jahrbücher zu Gesichte kam. Diese tendenziöse und kurzsichtige Schrift hat mich tief indignirt, weil ich die edle, männliche und echte Natur von Gervinus aus persönlichen Beziehungen kenne. Die bleibenden Verdienste dieses Mannes wiegen die Schuld seiner Abirrung von der Realität unserer deutschen Gegenwart so sehr auf, daß ihm niemals der Ehrenplatz genommen werden darf, den er mit Recht in der Geschichte der deutschen Entwicklung einnimmt. Ich habe aber auch noch nicht gehört, daß man so vielen kleinlichen Angriffen gegenüber ihm irgendwo schon sein Recht zurückgegeben hat. Es scheint überhaupt nicht, daß die größeren nationalen Verhältnisse, welche das Vaterland endlich errungen hat, uns von der kleinen Krittelsucht und dem Pedantendünkel frei gemacht haben.

„Diese Fehler sind es, die mich immer in Deutschland anwidern, so oft ich dorthin Sommers zurückkehre. Die Tugend einer großen humanen Anschauung von Menschen und Dingen, welche Sie selbst in so hohem Maße besitzen, ist unter Deutschen wahrlich nicht oft zu finden. In ganz München fand ich sie, von namhaften Menschen zu reden, nur bei Liebig und bei Döllinger.

„Ich schließe meinen Brief mit den herzlichsten Wünschen für Ihr Wohl und mit dem Ausdruck meiner innigsten Verehrung.

Ferd. Gregorovius."



Erinnerungen von meiner Reise um die Welt 1887/88.

Von

Prinz Bernhard von Sachsen-Weimar.

(Fortsetzung.)

Malta.

In der Nacht zum 1. Januar 1888 um elf Uhr lichtete der „Sankt Augustin" den Anker. Das Schiff war gut, die Passagiere waren fast nur Engländer zweiter Gattung, eine junge Dame machte eine rühmliche Ausnahme: Mrs. Nora Elkington. Wir waren uns bald einig über eine Erfahrung, die ich so oft im Leben schon gemacht, wie wenig angenehme Menschen man nämlich auf Reisen trifft, und wie selten es vorkommt, daß es sich der Mühe wert erweist, unterwegs Bekanntschaften gemacht zu haben. Die See war sehr ruhig, wir hatten angenehme Fahrt; nach zwei Nächten und einem Tag bekamen wir am Morgen des 3. Januar Malta in Sicht. Die Stadt ist terrassenförmig am Meeresufer aufgebaut, ihre Bastionen, Paläste, Kirchen, Häuser, Thore heben sich in ihrer gelblichen Farbe von dem

tiefen Blau des Himmels ab. Unser Konsul kam in einem kleinen Schiffchen angefahren, um uns ans Land zu bringen. Auf dem Wege nach dem Hotel begegnen uns schon charakteristische Figuren, die sonst nicht so üblen Malteserinnen in ihrer abscheulichen, schwarzen, nonnenartigen Kleidung, die Kopf und Gestalt in weitem Faltenwurf umhüllt, Matrosen der Royal navy in ihren dunkelblauen Uniformen und englische Fußtruppen in ihren leuchtend roten Waffenröcken. Die Hauptstadt la Valetta zieht sich auf einer steilen, hügeligen Halbinsel hin, die Hauptstraße Strada-Reale führt auf den höchsten Punkten entlang, links und rechts, seitwärts, abwärts zweigen sich die Nebenstraßen ab, hinunter zu den allgemeinen großen Häfen oder zu den kleineren Häfen, wo die Schiffe der P. and O. (Peninsular and Oriental Steam Ship Company) anlegen und die Docks sind. Stima und Sankt Antonio erheben sich gelblich und terrassenförmig aus dem Meer, den Hafen auf das Vorteilhafteste umgrenzend. Wir waren im Grand-Hotel abgestiegen, ein Hotel sehr mäßiger Klasse, es liegt an der Strada-Reale wie die meisten Gebäude und Plätze von Bedeutung: der Palast des Gouverneurs, gegenüber die Hauptwache mit kleinem Paradeplatz, die Kirche Sankt Jean, der Klub von Malta, das große Opernhaus. Merkwürdig sticht die südländische geschäftliche Rührigkeit der Eingeborenen ab von der pomadigen Indifferenz der Engländer. Selbst in Neapel wird man nicht dergestalt geödet und belästigt wie hier; „Cab Sir?“ — „Vole voitour?“ ruft der neben seinem Wagen herumlungernde Kutscher, dem harmlosen Passanten den Weg vertretend, um schließlich, nachdem man sich Platz geschaffen hat, auf den Bock kletternd uns noch streckenweise fortwährend schwatzend zu begleiten. Von der andern Seite jammert „un povero vecchio“, während ein Knabe Zündhölzer, ein Mädchen Blumen anbietet und zu allem hin ein Stiefelputzer unsere gelbledernen Schuhe schwarz wichsen will! Es ist zum Rasendwerden! Einen ganz eigentümlichen Eindruck machte mir die „Band“ des zweiundvierzigsten schottischen Leibregiments, ein Regiment, welches sich im Zululand und Afghanistan bei den letzten Unternehmungen ganz besonders ausgezeichnet hat. Diese Kapelle besteht aus mehreren Dutzend Dudelsackpfeifern und Paukenschlägern; man muß gesehen haben, mit welchem Stolz und Selbstbewußtsein sie einhermarschiren, pfeifen und trommeln, eine geradezu betäubende, barbarische Musik, die doch imponirend wirkt, verführend. Diese Kapelle bekommt man sehr oft zu hören, mittags, bei Sonnenuntergang und zur Retraite. Im übrigen sorgen die Glocken der unzähligen Kirchen dafür, daß das menschliche Ohr sein Teil abbekommt, indem sie fast den ganzen Tag über nach Kräften thätig sind, die Gläubigen zur Andacht oder Messe zu rufen. Unter den Kirchen Maltas sind als die schönste bemerkenswert Sankt John in la Valetta und Sankt Paul in Civita vecchia. Die erstere besitzt zwölf sehr große, prächtige Gobelins aus dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, die ausgezeichnet erhalten sind. Aehnliche Gobelins finden sich im Palaste des Governors (zur Zeit Sir Linthorn Simmons), welche aus der Zeit Ludwigs XIV. stammen; außerdem hat der „Palace“, wo der letzte Großmeister, Herr von Hompesch, 1798 regierte, außerordentlich bemerkenswerte, geschichtliche und künstlerische Objekte

aufzuweisen. Die schönsten Kirchen und Gebäude sind im Renaissancestil, die neueren Datums spezifisch in südenglischem oder süditalienischem Stil, alle aber aus jenem vorzüglichen Baumaterial, Schieferthon und hartem Sandstein gebaut, welche den Hauptbestandteil der ganzen Insel bilden. Das Klima Maltas, welches als äußerst mild bekannt ist und welches ich fast als ein normales bezeichnen möchte, gestattet das Gedeihen von Feigen, Oliven, Weinstöcken und Palmen. Malta besitzt ein ganz vorzügliches Pferdematerial, namentlich eine Art ägyptischer Doppelponies, die sehr ausdauernd, hübsch und billig sind. Ich hatte das Vergnügen, in Malta mehrere Bekannte und Verwandte zu treffen, so zum Beispiel den Herzog und die Herzogin von Edinburg, welche ihr Hoflager und den Admiralsitz in Sankt Antonio hatten, Prinz und Prinzessin Louis Battenberg — der Prinz ist mit seinem Schiff „Dreadnough" hier stationirt — und Prince George of Wales, den jetzigen Duke of York. Nachdem ich den Herzog von Edinburg in seiner Dienstwohnung in Malta aufgesucht, lud er mich zum Frühstück nach Sankt Antonio ein, eine Einladung, die eine sehr hübsche Fahrt im Wagen dorthin und ein sehr vergnügtes Luncheon zur Folge hatte, wonach der Herzog mit uns nach Malta zurückkehrte, uns nun den eleganten Klub mit bemerkenswerter Bibliothek zeigte, uns auch als temporäre Mitglieder in das Klubbuch eintrug. Wir machten dann auch von der damit verbundenen Erlaubnis, im Klub verkehren zu dürfen, gleich Gebrauch, indem wir dort aßen und darauf in der italienischen Oper in der Loge des Herzogs die „Traviata" hörten. Den darauffolgenden Tag Mittwoch den 4. Januar hatte mich Prinz Louis Battenberg auf sein Schiff Dreadnough zum Luncheon eingeladen und ließ mich durch eine Dampfbarkasse an Bord bringen. Die Dreadnough mochte wohl eines der schönsten und größten Kriegsschiffe sein, welche derzeitig existirten. Sie besitzt zwei große Kanonentürme, und faßt 11,000 Tons. Die Ladung der Turmkanonen, deren vier solcher Ungeheuer vorhanden sind, wiegt allein achthundert Pfund und wird auf Schienen in kleinen Rollwagen zugeführt, ferner sind dreißig Torpedos an Bord.

Die Kajüte des Prinzen war ganz reizend eingerichtet mit elektrischer Beleuchtung, Klingel, Ventilation und allem nur denkbaren Comfort versehen. Freilich nicht alle Offiziere des Schiffes, deren es circa vierzig sind, dürfen sich dieses Comforts freuen, es sind ihrer etwa zwölf, deren ganzes Heim außer der „Meß" in einer Hängematte und einer Kiste besteht, welch letztere Waschtisch und Schrank zugleich darstellt. Beim Zurückfahren an Land mit der Dampfbarkasse wurde ich über und über naß, da trotz kaum merklichen Seegangs einzelne Wellen über das Schiff spritzten. Den Nachmittag benützte ich zu einer Rundfahrt zu Wagen in die Umgegend und sah dabei auch dem Polospiel zu, welches vielfach von Marineoffizieren gespielt wurde. Den Nachmittag des nächsten Tages (Donnerstag den 5. Januar) machte ich mit Prinz Battenberg und seiner Gemahlin einen Spazierritt auf drei sehr hübschen ägyptischen Ponies, bei dem ich leicht hätte verunglücken können, denn als wir auf dem übrigens reizend gelegenen Rennplatz angekommen waren und ein Galöppchen proponirt ward, ging

mir ahnungslos mein Pony durch; auf menschliche Hilfen absolut nicht reagirend, stürmte er, die Nase höher wie die Ohren, besinnungslos um die Rennbahn herum, bis ihm der Atem ausging, sonst liefe er vermutlich heute noch! Am Abend dieses Tages um acht Uhr war ich zum Gouverneur Sir Linthorn Simmons zu Tisch geladen, Prinz Ludwig Battenberg und viele höhere Offiziere der Armee und Marine waren nebst ihren Damen gleichfalls anwesend, die Kapelle des zweiten Essex-Infanterieregiments konzertirte. Nach Tisch sangen und musizirten die Damen des Hauses, fanden aber merkwürdig wenig Beachtung, denn wie so oft, schwatzte alles laut durch einander. Lady Simmons zeigte mir die zahlreichen Geschenke, die sie von der Kaiserin Eugenie und dem kaiserlichen Prinzen erhalten, welcher seine englische Militärcarrière unter Leitung des Sir Linthorn begonnen hatte. Freitag den 6. Januar besah ich mir das Admiralschiff „Edinburg“, auf welchem ich verschiedene Manöver, wie die Beschießung eines herannahenden, markirten Torpedobootes durch Handwaffen und durch Nordenfieldmitrailleusen beobachtete. Am selben Tage unternahm ich einen großen Spaziergang in die ungemein malerische Umgegend, speiste abends mit Battenbergs in deren Hause und begab mich dann mit denselben in die Oper, wo eine große Liebhabertheatervorstellung durch circa fünfzig Offiziere, Matrosen und Schiffsjungen stattfand. Sie führten ein Lustspiel und eine Operette mit sehr viel Entrain und Komik auf, namentlich die Schiffstänze und die Couplets zu der ersteren waren recht unterhaltend, das Ganze sehr gelungen. Tags darauf wollten wir mit einem von Liverpool kommenden Schiff nach Alexandrien fahren, doch hieß es, wegen schlechter See könne das Schiff vor drei Tagen nicht in Malta vor Anker liegen, und so mußten wir uns denn entschließen, noch einige Tage zuzugeben, obgleich Malta vollständig genossen war, auch das Grand Hotel, welches uns aufgenommen hatte, sehr zu wünschen übrig ließ. Endlich Dienstag den 10. Januar früh wurde uns das Schiff „Palm“ signalisirt, welches uns weiter bringen sollte. Durch eine Verspätung unsererseits in einem Restaurant bei grünem Chartreuse und angenehmer Gesellschaft gelang es uns um ein Haar, das Schiff, welches um fünf Uhr nachmittags gehen sollte und unser sämtliches Gepäck schon an Bord hatte, zu verfehlen, denn als wir dank der Anstrengung unserer Ruderer das Schiff noch erreichten, waren die Anker schon gelichtet, die Treppen schon heraufgezogen und die Manöver zur Abfahrt hatten bereits begonnen. Das Schiff „Palm“ der Papajanneygesellschaft war, wie sich ergab, fast total voll, hat außerdem, da es fast ausschließlich Handelsschiff ist, nur wenige Kabinen, um Passagiere aufzunehmen, und wäre mit Vergnügen auch ohne uns abgefahren. Nun gerade noch zur rechten Zeit hatten wir die Füße auf dem unsicheren Deck, denn das Schiff schaukelte entsetzlich und die See ging recht hoch, was die nicht zu unterschätzende Annehmlichkeit für uns hatte, daß wir meist von der Gegenwart der wenig sympathischen Passagiere verschont blieben, da sie sich fast ohne Ausnahme mit Seekrankheit und der damit verbundenen Leibesübung in ihren Kajüten beschäftigten. Nach dreieinhalbtägiger recht stürmischer Fahrt und ziemlich erschwerter Einfahrt in den Hafen von Alexandrien, langten

wir Freitag den 13. Januar, vormittags, dort an. In Alexandrien hielt ich mich nur drei bis vier Stunden auf, um Briefe einzunehmen und fürs erste einmal wieder menschlich zu essen, sodann fuhren wir per Bahn nach Kairo.

Kairo.

Ich hatte gehofft, in Kairo südliches Klima anzutreffen, doch irrte ich mich diesmal, fand es (Mitte Januar) recht fatal kalt und trug dickste Winterkleider. Ueber „Shephardts Hotel", wo ich abstieg, kann ich nur Gutes sagen, ich fand es sehr gut, dabei übervoll, Wirt, viele Kellner, Portier sind Deutsche, die Gäste fast ausschließlich Engländer. Einige Bekannte traf ich, darunter Mr. Sykes, einen Freund des Prinzen Edward, meines Onkels, und Baron Laurent Campbell und Frau, den dermaligen Flügeladjutanten des Herzogs Ernst von Coburg-Gotha. In Kairo besah ich unter den vielen Sehenswürdigkeiten das berühmte Museum, einige Moscheen, eine uralte Koptenkirche, die Citadelle, Obelisken, Königsgräber, Mumien und Ausgrabungen in Massen. Selbstredend unternahm ich auch einen Ausflug nach den Pyramiden und erkletterte an der Hand zweier Beduinen die des Cheops, von deren Großartigkeit man sich nur eine Idee machen kann, wenn man selbst die Strapaze des Auf- und Abstiegs unternommen hat. Da ich an Schwindel leide, wird mir der Abstieg stets eine äußerst fatale Erinnerung bleiben. Des Abends ward das Schauspiel der verschiedenartigsten Tänze von eingeborenen weiblichen Wesen geboten, im ganzen nichts anderes, als was ich in Tunis und Algier gesehen, zumal die Nationalkleidung dabei nicht oder wenig in Frage kommt. Der liebenswürdige und joviale damalige Generalkonsul, Graf Louis Arco, gab mir ein sehr lustiges Diner mit interessanten Damen der Gesellschaft von Kairo und Alexandrien, wobei auch die Gräfin Veczera mit ihren beiden Töchtern zugegen war. Als sehr guten Führer in Kairo muß ich auch den ersten Dragoman des Generalkonsulats, Herrn von Riemayer (ein Württemberger und alter Herr der Tübinger Schwaben), nennen. Einen großen, ganz charmanten Ball in seinem Hause arrangirte mir Baron Richthofen, der Mitglied der Tilgungs-Kommission der ägyptischen Staatsschuld ist, es waren circa hundertundfünfzig Personen aller Nationalitäten geladen. Am selbigen Tage, Mittwoch den 18. Januar, hatte ich, in einer Prachtkutsche abgeholt, meine Aufwartung beim Khedive, einem älteren, liebenswürdigen Herrn, gemacht, der mir, fast auf dem Fuße folgend, meinen Besuch im Hotel erwiderte und mit mir ein Viertelstündchen gemütlich bei Mokka und Cigarretten verplauderte. Um von Kairo auch alle Merkwürdigkeiten gesehen zu haben, nahm ich auch die Straußenzucht in Augenschein, welche die Quelle eines von einer französischen Aktiengesellschaft schwunghaft betriebenen Handels mit Straußenfedern ist.

Indien.

Donnerstag den 19. Januar früh verließen wir Kairo und fuhren mit der Bahn, teilweise durch die Wüste, nach Suez, um dort ein Schiff der P. and O. zu erreichen, welches uns nach Indien bringen sollte. Am Abend desselben Tages begaben wir uns an Bord der „Ganges", eines schönen, großen Schiffes

mit allem Comfort. Obgleich circa sechzig Passagiere 1. Kajüte an Bord waren, erhielt ich dennoch eine große Kabine für mich. In der Nacht des Sonntags lichteten wir bei völlig ruhiger See die Anker; es war noch immer so kalt, daß ich die ganze folgende Woche hindurch Winterkleider trug. Erst dann machte sich endlich die von mir lang ersehnte Wärme des roten Meeres bemerklich, so daß Sommerkleider angelegt werden konnten. An das Leben auf dem Schiff gewöhnt man sich, wie ich schon früher einmal bemerkte, außerordentlich rasch infolge der regelmäßigen Tageseinteilung. Namentlich bewirken dies — wenigstens auf englischen Schiffen — die viel Zeit in Anspruch nehmenden reichlichen Mahlzeiten. Die Pausen dazwischen werden mit Lesen und Briefschreiben, Kartenspiel, Auf- und Ablaufen und Nichtsthun ausgefüllt. Namentlich an letztere Beschäftigung, das dolce far niente des Neapolitaners, gewöhnt man sich bei der zunehmenden berüchtigten Hitze des roten Meeres sehr leicht. Der Engländer kann jedoch ohne Sport nicht leben, und so wurden denn öfters des Nachmittags sportliche Vergnügungen arrangirt, allerlei Rennen und Konkurrenzen veranstaltet, so z. B. eine Steeplechase mit ganz gehörigen und verschmitzten Hindernissen — aufgehängte Tonnen, die man im Hechtsprung passiren sollte, Segeltuch mit Wasser angefüllt, alle möglichen Hochsprünge über zusammengestellte Deckstühle u. s. w. Ferner fand unter Teilnahme von fast sämtlichen Passagieren, ein „Tug of war" statt: zwei Parteien fassen je an einem Ende an und ziehen so lange daran, bis eine entschieden nachzugeben gezwungen ist. Dann ein „three legged-race". Hier wirken drei Paare, selbstredend nur Herren, mit, von denen je ein Paar an zwei Beinen zusammengebunden wird, so daß je ein Paar quasi über drei Beine verfügt — das schnellste Paar gewinnt. Zum Schluß mußten die Damen auch etwas zum besten geben: es wurde ein Flachrennen derselben arrangirt, wobei eine jede während des Laufs den Stiel eines Löffels im Munde hielt; auf dem Löffel aber lag eine Zitrone. Dieses war recht spaßhaft und wurde von einer Dame gewonnen, von deren Mundfertigkeit ich schon Beweise erhalten — denn sie sang auch. Je mehr wir uns Aden näherten, desto mehr nahm die Hitze zu, denn trotz des dünnsten Flanellanzuges transspirirte man wie im Dampfbad, und wahre Erfrischung brachte eigentlich nur die Nacht, wenn wir um zehn Uhr, nachdem die Lichter gelöscht und die Damen sich zurückgezogen, beim Mondschein auf dem Deck bei kühlem Trunk saßen im Kreise von englischen Offizieren, Tigerjägern und Abenteurern, deren Erzählung nach sich mir in Indien ein wahres Paradies erschließen mußte! Am Vormittag des Dienstag (24. Januar) begegneten wir einigen Dampfern und sahen viel fliegende Fische, die, von dem Schiffe aufgescheucht, das Weite suchten. Nun näherten wir uns Aden, einem öden Felsennest. Als wir vor Anker gingen, kamen unzählige eingeborene Jungen in kleinen Kanoes herangerudert, die bei näherer Besichtigung aus ausgehöhlten Baumstämmen bestanden und nur mit einem Ruder und von einem Jungen fahrbar waren. Diese schwarzen Jungen, total nackt, waren mehr im Wasser wie in ihrem Baumstamm und animirten die Passagiere der Ganges durch den Zuruf: „Have a dive! Have a dive!" Geldstücke in

die See zu werfen und darnach zu tauchen, was sie denn auch mit unglaublicher Geschicklichkeit thaten, indem sie jedes geworfene Geldstück vom Grunde, aus einer Tiefe von dreißig Fuß heraufholten. Einer von den farbigen Tauchern hatte nur ein Bein, und ließ ich mir erzählen, daß er bei diesem Geschäft einst von einem Haifisch erwischt worden sei, der ihm das Bein derartig verstümmelt hatte, daß es am Oberschenkel amputirt werden mußte. Das schreckte aber den muntern Burschen nicht ab, fröhlich nach Kupferstücken weiter zu tauchen! Unser Konsul, ein Schweizer und Schiffsagent, brachte mir Briefe an Bord und lud mich ein, in seiner neu angeschafften Equipage das Land zu besehen. Dieser Einladung leistete ich Folge und wurde am Lande eines ganz hübschen, nagelneuen, zweispännigen Geschirrs ansichtig, welches aber sehr wenig vertrauenerweckend aussah: der Kutscher war ein Neger, die Geschirre und Zügel der Pferde waren total verschnallt, die Pferde sehr unruhig und versagten beim ersten Anziehen. Bergauf und bergab mußten wir auch zu Fuß gehen, weil die Pferde meistens streikten; nichtsdestoweniger erreichte ich es doch, mir einigermaßen ein Bild von Aden zu machen. In Aden herrscht eine versengende Glut und Hitze, ebenso wie großer Wassermangel. Kein Baum, kein Grün bedeckt die öden Felsen. Die eingeborenen Männer und Frauen, die übrigens fast gänzlich unbekleidet sind, zeichnen sich durch schönen Wuchs aus; sie haben bronzene Hautfarbe. Auf den Felsen hocken überall große Aasgeier von schmutzigweißer Farbe mit nackten Hälsen. Sie dürfen nicht geschossen werden, weil sie die Straßen von Aas und Unrat säubern. Belebt wird die Gegend durch große Züge von lasttragenden Kamelen. Aden hat einen englischen Gouverneur und besitzt eine englische Besatzung von 2000 Mann, einen kleinen englischen Klub, einige Kaufleute, große Kohlenlager und Schiffsagenturen. Die Hauptsehenswürdigkeit von Aden sind die „Tangs“, das sind acht große zementirte Zisternen, die zur Aufnahme des Regenwassers bestimmt sind, und ein kleiner, bescheidener Garten, der der Regierung gehört und gezeigt wird, wahrscheinlich um zu beweisen, daß trotz dieser fürchterlichen Hitze und dem fühlbaren Wassermangel doch etwas zu gedeihen im stande ist! Ich muß offen gestehen, daß Aden einen trostlosen Eindruck auf mich machte. Gegen Abend desselben Tages lichtete die Ganges wieder die Anker. Nach ruhiger, aber sehr heißer Fahrt kamen wir am Abend des fünften Tages, Sonntag den 29. Januar, in Bombay an, gingen aber außerhalb des Hafens vor Anker, was uns nicht abhielt, uns in einem kleinen Boot ans Land zu begeben. Einige Stunden schon von Bombay entfernt machte sich der „indian smell“ bemerklich, ein süßlicher Geruch, der von der Ausdünstung der Haut der Eingeborenen herrührt, aber keineswegs unangenehm ist. Wir benützten den Rest des Abends, um uns den Teil von Bombay zu besehen, der nur von Eingeborenen bewohnt ist. Dabei war uns der Schiffsarzt ein trefflicher Führer. Spät in der Nacht kamen wir an Bord zurück und verbrachten den Rest derselben am Schiff, durch Mosquitos entsetzlich gepeinigt. Montag den 30. Januar früh halb zehn Uhr kam der deutsche Konsul Barthels (inzwischen verstorben) an Bord der Ganges; er brachte mir Briefe, konnte mir aber leider bei der äußerst

langwierigen Revision und Ausgabe des Gepäcks am Zollamt fast gar nicht behilflich sein. Die einzige Schußwaffe (es wird ein ganz besonderes Augenmerk auf die Schußwaffen gelegt), die ich mit mir führte und die mir im richtigen Augenblick aus meiner Manteltasche dem betreffenden Kontrolleur vor die Füße fiel, war ein kleiner Taschenrevolver, dessen Versteuerung die umständlichsten, schriftlichen Erklärungen an Ort und Stelle zur Folge hatte.

Ich erfuhr, daß Lord Rey, der Gouverneur von Bombay, an den ich Empfehlungen hatte, im Augenblick mit der Einweihung einer neu eröffneten Bahn der Castle Rook Sektion Railway (eine Bahn, die Britisch Indien mit den portugiesischen Besitzungen verbindet) beschäftigt war. Ich nahm daher vorerst in Bombay Wohnung, im Watsons Esplanade-Hotel. Ich verschaffte mir einen hindustanischen Reisediener, denn in Indien ist es unmöglich, in Hotels, auf Reisen oder als Gast ohne einen eingeborenen Diener zu existiren, zumal es in Hotels keine Kellner und Zimmerbedienung gibt. Der eigene Diener besorgt nicht nur den ganzen Zimmerdienst und schläft auf einer Matte vor der Thüre des Herrn, sondern er servirt auch bei Tisch. Rama Lallah, so hieß der meinige, war ein äußerst gewandter Kammerdiener, Hindustane, aus einer guten Kaste und Portugiese; er hatte unter anderen mit Don Carlos, Landgraf Wilhelm von Hessen, Prinzen Friedrich Leopold von Preußen Reisen in Indien gemacht. Das Hotel, in dem ich abgestiegen, war ein großer Kasten, schmutzig und übervoll von Engländern, Amerikanern und Australiern. Bombay selber machte mir den Eindruck einer Stadt aus einer Märchenwelt, es hat so gar nichts Europäisches an sich. Die Eingeborenen beiderlei Geschlechts, schön an Körper, aber meist häßlich von Gesicht, gehen so gut wie nackt, als wollten sie so viel wie möglich ihre schönen Formen und dunkel glänzende Haut zeigen. Das Militär haust in großen Zeltlagern, anscheinend ganz comfortabel.

Zahllose kleine Geier mit nackten Hälsen umschwirren mit heiserem Gekrächze die Stadt. Auf den Straßen werden von Eingeborenen viele Tiere gezeigt, Affen, Schlangen, Skorpione und vielfach der Kampf zwischen einer Art hochbeiniger Ratte (Maru) und einer Schlange, welcher meist mit dem Tod der letzteren endigt. In Bombay selbst sind sehenswert: mehrere Museen, darunter eines der Produkte des Landes, ein Naturalienkabinet, eine riesige Markthalle, ein Gesellschaftshaus, der zoologische Garten, die Docks, die Leichenverbrennungsöfen, ferner ein Irrenhaus, in dem es unglaublich naiv zuging. Es werden da die eingeborenen Geisteskranken in Herden und ungetrennt wie das liebe Vieh gehalten, während die Europäer in Zelten und eigenen Räumen untergebracht sind. Die meisten Opfer fordern auch hier Brandy und Whisky. Etwas ganz Eigenartiges sind die „Towers of Silence“, die Türme des Schweigens. Diese sind die Begräbnisstätten einer besonderen Kaste der Parsees, die die vier Elemente anbeten; sie bestehen aus großen, hohen, breiten Türmen, die nach oben offen sind. Auf dem obersten Rande hocken dichtgedrängt kleine Geier. Wenn sich nun ein Leichenzug eines verstorbenen Parsees nähert, so begrüßen die gefräßigen Vögel ihn vom Turm herab mit freudigem Gekreisch. Die Leiche

wird im Innern des Turmes auf einer Art Rost aufgebahrt, und während sich Träger und Leidtragende zurückziehen, fallen sämtliche Geier über die Leiche her; es dauert nicht lange, so ist nichts mehr übrig als die Knochen.

Bei dem Herzog und der Herzogin von Connaught, welche zu der Zeit in Poona residirten, hatte ich anfragen lassen, ob ich dort meine Aufwartung machen könnte, ich hoffte dann zugleich das viel gerühmte Poona zu sehen, doch wurde mir bedeutet, die Herrschaften wären zur Zeit nicht dort, sondern würden später nach Bombay kommen und hofften mich daselbst im Militärlager zu empfangen. Ich konnte jedoch ihre Ankunft in Bombay nicht abwarten, da mein Programm für die nächsten Wochen festgesetzt war und ich vom Maharadja von Jodpoore erwartet wurde. Den 2. Februar erfolgte nach Rückkehr des Gouverneurs, Lord Rey, der mir in liebenswürdigster Weise anbot, bei ihm Quartier zu beziehen, unsere Uebersiedelung in den Gouvernementssitz Malabar Hill, welcher auf der Höhe und an der See, eine Stunde von Bombay, gelegen ist. Ich erhielt in einem der zum Gouvernement gehörigen einstöckigen Landhäuser (Bungalo) eine reizende Wohnung mit entzückender Aussicht auf die See und allem denkbaren Comfort, freundlich und luftig. Ich war sehr froh, dieses reizende Apartement mit dem mir unsympathischen, schmierigen Hotel zu vertauschen. Obgleich nicht selbst Jäger, hatte ich doch gehofft, eine Tigerjagd mitmachen zu können; leider ließ sich das nicht arrangiren, denn es war nicht die richtige Saison, da es im Januar noch zu viel Wasser gibt, später aber durch Wassermangel der Tiger gezwungen ist, an gewissen bekannten Stellen seinen Durst zu löschen. Ferner sind die englischen Gouverneure und indischen Fürsten in den letzten Jahren von Europäern so überlaufen worden, daß man mich fast bat, von meinem Verlangen nach Tigerjagd abzustehen. Dafür aber verschaffte mir der ungemein gefällige Lord Rey eine Einladung zum Maharadja von Jodpoore, wo ich den trefflichen Sport des Pigstiking kennen lernen sollte. Des öftern sah ich auch in Bombay dem Polospiel zu, das mich sehr interessirte; es wurde von Offizieren und Adjutanten des Lord Rey auf indischen Ponies vorzüglich gespielt. Auch war es Usus, nachmittags von sechs bis sieben sich in Bombay vor dem übrigens vortrefflichen Jachtklub einzufinden, wo die Musik spielte und sich Europäer wie auch die vornehmen Eingeborenen zu Fuß und zu Wagen versammelten. Jeden Morgen um sieben Uhr ritt ich mit meinem Begleiter und einem Adjutanten auf dem Pferde des Lords, einem aus Stuttgart stammenden arabischen Schimmelhengst, nach dem Rennplatz in Bombay. Dabei passirte es, daß der Hengst meines Begleiters, der achtlos neben mir ritt, beim Angaloppiren nach mir schnappte und mich auf das empfindlichste in den Oberschenkel biß. Spätestens neun Uhr mußte man der großen Wärme wegen wieder zu Hause sein. Nicht unerwähnt bleibe ein prächtiger, persischer Kater, Namens Fritz, der der Lady Rey gehörte; er war das schönste Exemplar seiner Art, das man sich denken konnte, ungewöhnlich groß, grau getigert und ziemlich zahm; er kam öfters in mein Zimmer, rieb sich, wenn ich an meinem Schreibtisch saß, an meinen Beinen, worauf ihm dann Milch geboten wurde; gab man

ihm aber nichts und wollte ihn hinter den Ohren krauen, so biß er hinterlistig in die Finger und entsprang mit lautem Gejaule.

Unsere Abreise war für Montag den 6. Februar festgesetzt; wir verließen Bombay abends um acht Uhr um nach Jodpoore zu fahren, was uns eine Nacht und einen halben Tag Zeit nahm.

(Fortsetzung folgt.)



Naturwissenschaftliche Revue.

Elektrische Wellen von kurzer Wellenlänge. — Materie und Aether. — Der neue Stern im Fuhrmann. — Geschwindigkeit von Fixsternen. — 5. Jupitersmond. — Planeten. — Sonnenoberfläche. — Handbuch der Physik. — Handwörterbuch der Chemie und Zoologie ꝛc. — Carborundum. — Herstellung von Paraffin und Schmieröl aus Fischthran. — Fremde Eier im Neste. — Tierfressende Pflanze. — Wirkung des Sonnenlichts auf Bazillen. — Lupinenmüdigkeit. — Wirtwechsel von Pilzen. — Verhalten der Pflanzen bei großer Trockenheit. — Wüstenpflanzen. — Anthocyan und seine Bedeutung für die Pflanzen. — Verderbliche Wirkung des Stadtnebels auf die Pflanzen. — Himmelsbrot. — Stigmarien im Kohlengebirge.

Das bei weitem am meisten Aufsehen erregende naturwissenschaftliche Ereignis unserer Zeit war die experimentelle Bestätigung der schon vor längerer Zeit von Maxwell gezogenen theoretischen Folgerung, daß Elektrizität und Licht das nämliche seien, oder besser daß das Licht sich als ein besonderer Fall der Elektrizität darstelle. Beide waren auf Querschwingungen des Weltenäthers zurück geführt, jenes über alle Begriffe feinen Etwas, welches das Weltall bis zu allen jenen fernsten Räumen erfüllen muß, aus denen Licht zu uns gelangt. Aber die Versuche, die der für die Wissenschaft viel zu früh verstorbene Bonner Professor Hertz ausgeführt hat, hatten nur elektrische Wellen von sehr großer, einige Meter betragender Länge ergeben, und so glaubte man Lichtwellen für elektrische Wellen von sehr geringer Wellenlänge halten zu müssen. Doch war die Forschung noch nicht so weit vorgeschritten, um solche Schlüsse berechtigt erscheinen zu lassen, und es mußte als durchaus wahrscheinlich gelten, daß auch kürzere elektrische Wellen beobachtet werden würden. Dies ist in der That in der neuesten Zeit geschehen und Righi hat die Versuche von Hertz mit Wellen von nur 7,5 cm Länge mit bestem Erfolge wiederholen können. Zurückwerfung und Brechung der Wellen erhielt er ebenso wie die anderen Erscheinungen, welche das Licht zeigt. Auch den Durchgang dieser elektrischen Wellen durch Körper untersuchte er, dabei zeigte es sich, daß Steinsalz und Hartkautschuk dem Durchgang der elektrischen Wellen einen nur geringen Widerstand entgegensetzten, Spiegelglas dagegen einen sehr bedeutenden. Daß sich diese Körper den Wärmestrahlen größerer Wellenlänge gegenüber ebenso verhalten, spricht ohne weiteres für die Annahme der gleichartigen Ursache dieser Erscheinungen. Das Wesen des Lichtäthers wird freilich nur noch rätselhafter, und man wird zunächst noch wohl thun, Folgerungen aus seiner stofflichen Natur zu ziehen zu unterlassen. Hat doch eben Stokes darauf hingewiesen, daß es nicht angeht, ihn sich als aus Atomen bestehend zu denken und Lodge vergeblich versucht, nachzuweisen, daß die Erde oder ein anderer sich bewegender Körper Aether mit sich führt. Zwei kreisförmige Scheiben aus Stahl von über 1 m Durchmesser ließ er sich in einem etwa 3 cm betragenden Abstande in dem nämlichen Sinne 3000mal in der Minute drehen, konnte aber nicht das

geringste Anzeichen dafür bemerken, daß die Scheiben den Aether mit in Bewegung setzten, ebenso wie frühere Untersuchungen niemals eine solche Bewegung des Aethers mit den Körpern bestätigen konnten. Da nun der Aether, das luftigste (sozusagen) von allem, was wir uns denken können, in gewisser Hinsicht starr, wie ein fester Körper erscheint, so wird man gut thun, ihn lieber immer noch als Untersuchungshypothese zu behandeln.

Auch gewisse Erscheinungen, die die Astronomen in fernen Gegenden des Weltalls beobachtet haben, gehen so vor sich, als wäre kein Aether vorhanden, vorausgesetzt, daß ihre Deutung die richtige ist. Ueber den neuen Stern im Fuhrmann haben diese Revuen mehrfach Mitteilung gemacht, heute haben sie über einen neuen Erklärungsversuch der merkwürdigen Erscheinung zu berichten. Der Stern zeigte ein zweimaliges Aufleuchten im Februar und August. Im Februar glich sein Spektrum dem der Sonne, im August war es mehr einem Nebelfleckenspektrum ähnlich, oder vielmehr es schien dafür zu sprechen, daß das Licht, welches der Stern aussandte, von glühenden Gasen herrühre. Die in seiner Nähe beobachteten Nebel scheinen nun nach den photographischen Aufnahmen, die Vogel zu Potsdam gemacht hat, in Wirklichkeit nicht vorhanden gewesen zu sein, die doppelte Natur des Spektrums aber glaubt der genannte Forscher so erklären zu können, daß ein Himmelskörper, der den Weltenraum mit einer abnormen Geschwindigkeit durcheilt, — und man kennt solche — in ein Sonnensystem wie das unsere geraten sei und in diesem mit mehreren Begleitern, die jene Sonne besitzen dürfte, wie die unsere die Planeten, zusammengestoßen sei. Dabei seien die auf einander treffenden Körper wie aus den Thatsachen der Wärmelehre gefolgert werden muß, ganz enorm erhitzt, zum Teil verdampft, und auf diese Weise erkläre sich die Doppelnatur des Spektrums ganz einfach, wie es denn auch Andeutungen so rapider Bewegungen zeige. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Annahme den Beobachtungsbefund besser wie die anderen erklärt, wenn es auch uns Erdenbewohnern die Möglichkeit einer Katastrophe vor Augen führt, vor der wir durchaus nicht sicher sind, oder vielmehr diejenigen, welche unsern Platz in späteren Zeiten ausfüllen werden, denn bis jetzt kennt der Astronom noch kein Anzeichen, daß der Erde ein ähnliches Schicksal drohen könne. Freilich hat man auch Eigenbewegungen von Fixsternen zur Erde hin und senkrecht auf die die Erde mit dem Stern verbindende Linie gefunden, von allen möglichen anderen abgesehen. So bewegt sich Arctur in der letztgenannten Richtung mit einer Geschwindigkeit von fünfzig Meilen in der Sekunde, ein kleiner Stern, ζ im Sternbild des Herkules, aber nähert sich, wie Belopolsky vor kurzem fand, uns mit einer Geschwindigkeit von neuneinhalb Meilen oder vielleicht nähern wir uns ihm, da sich unser Sonnensystem in der Richtung des Herkules bewegt. Die große Entfernung dieses Sternes ζ läßt den Gedanken an einen etwaigen Zusammenstoß aber nicht aufkommen. So lange im Planetensystem alles in Ordnung bleibt, können wir also ruhig sein, und da hat sich nichts Sorge Erweckendes ereignet; solches hätte die fortgesetzte und eifrige Forschung nicht übersehen können. Diese hat nunmehr die Umlaufszeit des fünften Jupitermondes zu 11 Stunden 57 Minuten und 22,56 Sekunden bestimmt. Die Messungen des von den Planeten zurückgestrahlten Sonnenlichtes aber haben Müller in Potsdam die Mittel an die Hand gegeben, einige Aufklärungen über deren Oberflächen zu erhalten. Darnach besitzt Merkur ebenso wenig wie der Mond eine Atmosphäre, Mars und Venus aber verhalten hinsichtlich ihrer sich einander ziemlich gleich, wenn auch Mars viel weniger Sonnenlicht zurückstrahlt wie Venus. Die Annahme aber, Jupiter strahle noch eigenes Licht aus, hat sich nicht als haltbar bewiesen. Die Helligkeitsänderungen Saturns ließen sich genau aus der Annahme ableiten, daß der Ring aus einzelnen kleinen Monden besteht, wie Maxwell längst aus mechanischen Gründen gefolgert hat. Dem einen oder andern Leser, der sich über diese Dinge vielleicht genauer orientiren möchte, empfehlen wir ein die Sternenwelt betiteltes kleines Werk [1]) von Titus, welches in recht anschaulicher Weise den Bau des Himmels, die neueren Forschungen über den Planeten Mars, die Anwendung der Photographie in der Astronomie, aber auch die sogenannte vierte Dimension in ihr bespricht. In seiner eleganten

---

[1]) Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde.

Ausstattung passen die schönen Holzschnitte, die den besten Originalen nachgebildet sind, nur die Mondkarte und die Sternkarte sind so klein und so sehr mit Einzelheiten überladen, daß sie sich schwerlich als brauchbar erweisen werden. Erwähnt findet man darin die Vermutungen, daß gewisse irdische Erscheinungen von der größeren oder geringeren Menge von Sonnenflecken abhängen, die auf der Sonne erscheinen, jedoch in lobenswerter Weise mit allem Vorbehalt. Daß der Zusammenhang jener Flecken mit den Nordlichtern nur ein zufälliger sein kann, davon hat sich Lord Kelvin (William Thomson) durch eine kleine Rechnung überzeugt, die ergab, daß die Wirkungen, die dazu von der Sonne in ganz kurzer Zeit ausgehen müßten, größer seien, wie ihre Wärme- und Lichtwirkungen während vieler Monate.

Hinsichtlich der Sonnenoberfläche bestand für die Forscher, welche die Sonne als glühenden Gasball betrachteten, wofür so vieles doch spricht, die Schwierigkeit, daß sie scharf begrenzt war. Diese Schwierigkeit war im vorigen Jahre durch eine Arbeit von Schmidt in Stuttgart gehoben, deren Ergebnisse nunmehr durch Knopf bestätigt worden sind. Darnach können die meisten Lichtstrahlen, welche aus dem Innern des Sonnenkörpers stammen, wo das Gas auch in leuchtender Glut ist, nicht aus dem Gase austreten, sondern werden so gebrochen, daß sie in dem Gase kreisförmig innen herumgehen. Im Innern des Gasballes wird die Dichte sich nicht viel ändern, wohl aber in einer gewissen Entfernung vom Mittelpunkte. Hier können nun auch andere als steil aufsteigende Strahlen die Sonne verlassen, die in größerer Tiefe wieder in ihr Inneres hereingebrochen werden; sie drängen sich demnach in dieser Schicht zusammen, die nun heller als die über ihr liegenden Teile erscheint und den Anschein einer scharf begrenzten Oberfläche liefert.

Ueber diese optischen Lehren liefern bereits früher erschienene Teile des Handbuchs der Physik [1] die nötige Auskunft. Die heute vorliegenden Lieferungen beginnen die 2. Abteilung seines 3. Bandes. Sie enthalten die Schilderung der elektrischen Endosmose, der Polarisation und in etwas sehr kurzer Darstellung der Accumulatoren von Grätz, endlich den Anfang der Lehre vom Magnetismus von Auerbach. Die Grunderscheinungen dieses jetzt eine Unterabteilung der Elektrizitätslehre bildenden Teiles der Physik werden, ohne daß zunächst viel physikalische Kenntnisse vorausgesetzt werden, abgehandelt, die Wirkung zweier Magnetpole, das Wesen des magnetischen Feldes und die nach außen bemerklich werdenden Kräfte des Magneten besprochen. Das Handwörterbuch der Chemie (57. und 58. Lieferung) ist von Sulfonsäure bis Thiazole gefördert. Es behandelt das 1802 von Eckeberg gefundene Tantal, welches diesen Namen erhielt, weil es zwar nicht wie der Träger dieses Namens im Tartarus angesichts von Nahrungsmitteln hungert und dürstet, sondern weil es in ähnlicher Weise im Ueberfluß von Säuren nichts davon aufnimmt, in ihnen unlöslich ist. Weiter begegnen wir dem 1878 zuerst von Delafontaine dargestellten Terbium und dem seltsamen Thallium, das Crookes 1861 im Schlamme der Schwefelsäurefabrik Tilkerode am Harze mit Hilfe der Spektralanalyse fand. Endlich enthält diese Fortsetzung einen Abriß der in neuerer Zeit immer wichtiger gewordenen Thermochemie und, was wir nicht vergessen wollen, eine sehr schöne Abbildung des Sonnenspektrums bei mäßiger Vergrößerung. Das Handwörterbuch der Zoologie ꝛc. endlich geht von Respirationsorgane bis Saurillus und schildert in größeren Artikeln den Berberstamm der Rhadamier, die Rhinocerotidae und neben diesen Riesen unter den Tieren die durch Kleinheit ausgezeichneten Rhizopoden oder Wurzelfüßler, deren winzige Schalen Erdformationen bilden, die Buttenart Rhombus, die Brachiopodengattung Rhynchonella, die Entwicklung des Riechorgans, die chinesischen Riesenhühner, die Rochen, Rodentia, d. i. Nagetiere, die Rädertiere, die Völkerstämme der Rumänen, Russen und Ruthenen, verbreitet sich dann in allgemeinen Schilderungen über Säugetiere und schließt mit den Salmoniden, Saugwürmern und Sauriern.

Greifen wir indessen zunächst noch einmal auf chemisches Gebiet zurück, um des Carborundum genannten Stoffes, den wohl Acheson zuerst 1890 herstellte, und der neuerdings viel von sich reden macht, zu gedenken. Es besteht aus Kiesel und Kohlenstoff, die vereinigt

[1] Encyklopädie der Naturwissenschaften. Breslau. E. Trewendt.

werden, indem man Sand und Kohle in einem besonders dazu gebauten Ofen 8 Stunden lang einem kräftigen elektrischen Strome aussetzt. Verunreinigungen von Thonerde, Eisenoxyd und Kalkerde geben ihm weiße bis tiefgrüne oder blaue Farbe. Das Carborundum ist härter wie Saphir, aber weniger hart wie Diamant, und darin, sowie in seiner Unschmelzbarkeit und seiner Widerstandsfähigkeit gegen alle Säuren beruht sein Wert. Doch erhält man es bis jetzt noch nur in so kleinen Kristallen, daß seine Einführung in die Technik einstweilen wohl noch frommer Wunsch ist. Die Entstehung des Erdöles aus Seetier-, namentlich wohl Fischresten hatte Engler bereits früher dadurch wahrscheinlich gemacht, daß er Erdöl erhielt, als er Fischthran unter hohem Druck destillirte. Nun ist es ihm und Singer auch gelungen, Paraffin durch Einwirkung von Natronlauge bei großer Kälte und Schmieröl durch Behandeln mit Natronlauge und Schwefelsäure aus Fischthran zu erhalten und dadurch seiner Annahme weitere wichtige Stützen zu geben.

Auf zoologischem Gebiete liegt uns eine interessante, ungemein fleißige Arbeit Leverkühns vor, welche „Fremde Eier im Neste“ [1]) betitelt ist. Die Gewohnheit des Kuckucks, sich die Mühe des Nestbaues zu sparen und seine Eier durch Artgenossen verschiedenster Gattung ausbrüten zu lassen, ist längst bekannt, und eine unserer früheren Revuen konnte über ausführliche diesen Gegenstand betreffende Untersuchungen berichten. In genanntem Buche aber werden uns eine Menge ähnlicher Fälle von anderen Vogelarten mitgeteilt, denen fremde, vielleicht von Legenot überraschte Weibchen oder wißbegierige, manchmal auch nur neugierige Menschen Eier ins Nest gelegt haben. Oft werden dieselben angenommen und die ausgekrochenen Jungen den eigenen Kindern gleich behandelt, ja diese vernachläßigt oder verlassen, wenn der Eindringling früher auskriecht. Dabei kommen die seltsamsten Dinge vor. Raubvögel füttern und führen Hühner, Enten brüten mit Tauben Flügel an Flügel. Oft aber werfen auch die Eigentümer des Nestes die Einquartierung heraus, oder fressen sie auf, oder verlassen das Nest oder die Jungen, wenn dieselben zu fremdartig aussehen. Nicht nur Hühner, auch die unabhängigen Wanderfalken lassen sich durch nachgemachte Eier täuschen und legen die ihrigen dazu und dergleichen mehr. Fällt von den mitgeteilten Thatsachen aus ein ganz neues Licht auf das Gebahren des Kuckucks, das vielleicht nur ein einzelner, weit ausgebildeter Fall auch anderweitig nicht selten beobachteter Vorkommnisse ist, so sind doch aus dem reichen Material allgemeinere biologische Folgerungen noch nicht zu ziehen, und es läßt sich noch nicht feststellen, inwieweit Ueberlegung, Liebe zur Nachkommenschaft oder blinder Trieb zum Brüten das Bestimmende bei diesen Vorgängen ist. Jedenfalls ist hier ein mit einer überraschenden Fülle von neuem Material bereits ausgestattetes Gebiet betreten, von dem wichtige Aufschlüsse zu erwarten sind.

Für die tierfangenden Pflanzen erhalten wir solche durch Beobachtungen, welche neuerdings Goebel über ein brasilianisches Gewächs, das unserem Wasserschlauch (Utricularia) nahe verwandt ist, angestellt hat. Wie dieser hat die Genlisea keine Wurzeln, sondern treibt schraubenförmig sich windende Arme, wie Bohrer in den nassen Sand, auf dem sie wächst, und lockt kleine krebsartige Tiere, die diesen Sand bewohnen, in die durch solches Wachstum sich bildenden Schraubengänge. Den Köder liefern schleimige Absonderungen, nach innen gerichtete Haare geben Fangmittel ab, die den Eindringling in ähnlich sicherer Weise festhalten, wie dies die Fischreusen thun. Auch seitlich angebrachte Oeffnungen, welche mit spitzen Haaren versehen sind und dadurch wie Mausefallen wirken, laden zum Eintritt ein. Ein Entrinnen aber gibt es nicht. Während nun der Sonnentau oder die Fliegenfalle die Fleischnahrung neben der durch die Wurzeln zugeführten verwerten und auch ohne solche gedeihen können, ist die Genlisea allein auf sie angewiesen und also ein Fleischfresser im kleinen, wie es die katzenartigen Raubtiere im großen sind.

Wir haben öfters darauf hinzuweisen Gelegenheit gehabt, daß diese schlimmen Feinde des Menschen an Furchtbarkeit doch noch lange nicht den mikroskopisch kleinen Lebewesen zu vergleichen sind, die ihn von innen heraus vernichten, indem sie seinen Körper zerstören,

---

[1]) Berlin. R. Friedländer und Sohn.

Alle Schutzmittel gegen diese heimtückischen Angreifer müssen also aufgesucht und in Anwendung gebracht werden. Nach den Untersuchungen von Marshall Ward gehört dazu das Sonnenlicht, welches namentlich die Sporen des Milzbrandbazillus, aber auch die anderer Bakterien tötet, wenn sie ungefärbt sind, während die gefärbten intensiver Besonnung Widerstand zu leisten vermögen. Dabei sind es die brechbareren Lichtstrahlen, welche wahrscheinlich eine Oxydation der Reservestoffe der Sporen bewirken und so ihre Entwicklung unmöglich machen. Die Sporen höherer Pflanzen, der Farne, Bärlapparten und anderer, aber auch die Pollenkörner der Blütenpflanzen besitzen wahrscheinlich zu ihrem Schutze gegen die schädliche Wirkung der Besonnung deshalb braune, dunkelviolette oder gelbe Färbung. Die gefärbten Sporen entwickeln sich an offenen, die farblosen an dem Lichte nicht ausgesetzten Stellen, und so erklären sich vielleicht zum Teil wenigstens die heilsamen Wirkungen des Sonnenlichtes auf Wasserläufe und Wohnungen.

Von den im Erdboden lebenden Pilzen haben frühere Revuen einige als nützliche Werkzeuge höherer Pflanzen zur Nahrungsgewinnung kennen gelehrt. Namentlich wird das Gedeihen von Leguminosen auf sandigem und steinigem Boden dadurch ermöglicht, daß ihnen Pilze Stickstoff zuführen, welcher der Luft entnommen wird. Nach den Untersuchungen von Berthelot und Winogradsky ist es eine einzige Art, welche diese nützliche Fähigkeit zeigt. Ihre Thätigkeit hat sich die Landwirtschaft längst zu nutze gemacht, indem sie auf unfruchtbaren Sandstrecken Lupinen anbaute und diese grün unterpflügte, um sie als stickstoffhaltigen Dünger zu benützen. Wie aber eine Reihe von Jahren mit Rüben bepflanztes Ackerland immer geringere Erträge lieferte, Rübenmüdigkeit zeigte, so hatte man auch nicht selten über Lupinenmüdigkeit zu klagen und wie Kühn als Grund jener eine Nematode entdeckte, so fand er als Ursache dieser einen Pilz, den er Kryptosporium leptostromiforme nannte. Diesen Störenfried hat Fischer genauer untersucht und warnt auf Grund der Ergebnisse seiner Untersuchung vor Samengewinnung aus Lupinenkulturen, die sich als von dem Pilze befallen gezeigt haben. Man muß unter solchen Umständen das dem Rübenbauer geläufig gewordene Mittel, genügend häufige Zwischenkulturen einzuschalten, anwenden, und es empfiehlt sich für den Lupinenbau, dieselbe Breite nur alle drei Jahre mit Lupinen zu bestellen.

Während das Gedeihen des Kryptosporium an die Lupine gebunden ist, gibt es eine ganze Reihe anderer Pilze, welche regelmäßig in zwei wechselnden Formen auftreten und infolge davon abwechselnd zwei verschiedene Pflanzenarten befallen. So bildet der Rost des Getreides seine zweite Fruchtform auf den Blättern der Berberitze aus. Um den Wirtwechsel anderer Pilzarten festzustellen, hat Klebahn mannigfache Versuche angestellt. Er fand dabei unter anderem, daß die dem Erbsenroste zugehörige andere Fruchtform auf der Wolfsmilch sich entwickelt, daß andere Pilze ihren Standort auf Riedgras oder Schilf mit solchen auf der Brennessel, dem Hahnenfuß, dem Löwenzahn u. s. w. wechseln. Wieder ein anderer Pilz tritt als Blasenrost auf den Nadeln der Kiefer und in anderer Fruchtform auf dem im Grase an dessen Wurzeln schmarotzenden Klappertopf auf. Ein besonders merkwürdiges Verhalten zeigte der auf der Rinde der Weymouthskiefer auftretende Blasenrost, der auf Blätter der Johannisbeersträucher mit Erfolg geimpft werden konnte, auf Blättern der Stachelbeere jedoch nur zur Entwicklung kam, wenn sie einem auf den Stamm einer Johannisbeere gepfropften Reise angehörten.

Aber auch andere Feinde hat eine Pflanze unter Umständen zu bekämpfen, wenn sie gedeihen will, und um dies mit Erfolg zu thun, stehen den verschiedenen Arten dazu verschiedene Mittel zu Gebote. Das hat die Trockenheit des vergangenen Sommers in vielen Fällen vor Augen geführt. Das Getreide gab eine Mittel- bis gute Ernte an Orten, wo die Grasnarbe völlig verdorrt war. Nach Déhérains Untersuchungen hatte das seinen Grund darin, daß jenes im stande war, seine Wurzeln viel tiefer in die Erde zu treiben und dort die Feuchtigkeit aufzusuchen, als das Gras. Während die Getreidewurzeln bis zu einer Tiefe von 2 m herabstiegen, drangen von dem Wiesengras nur einige Fäden bis $^3/_4$ m in das Erdreich, und dazu nützte es die Feuchtigkeit so schlecht aus, daß es auf einem Boden verdorrte, der durchaus noch nicht ausgetrocknet war. Die für das Wachstum im Wüstengebiete

eingerichteten Pflanzen wiederum verdanken diese Fähigkeit ihrer äußerst geringen Transspiration, die ihr Wasserbedürfnis in sehr hohem Grade herabsetzt. Ein Flachsproß einer Opuntia zum Beispiel verdampfte nach Versuchen von Noll in 46 Stunden ebensoviel Wasser wie ein Blatt der so vielfach zu Lauben benützten Aristolochia und als die Verdunstungsmengen auf gleiche Flächengrößen bezogen wurden, ergab sich die Verdunstung eines Kugelkaktus 6000 mal geringer als die jener großblätterigen Pflanze. Dadurch bewahren solche Pflanzen so lange die aufgenommene Feuchtigkeit und dienen nach Humboldts Reisebericht den in den südamerikanischen Llanos umherschweifenden wilden Pferden in der trockenen Jahreszeit zu einem wegen der Stacheln freilich nicht ohne Gefahr zugänglichen Wasserbehälter. In der Zeit der wiedererwachenden Vegetation haben die Pflanzen von Trockenheit nicht zu leiden, eher von der Wirkung zu starken Lichtes. Gegen diese schützen sie sich durch einen roten, violetten, ja blauen Farbstoff, der den Namen des Anthocyans führt. Seine Wirkungsweise hatte Kerner aus der Beobachtung der Stellen, an denen es sich bei den Pflanzen findet, gefolgert, seine Ansichten sind nunmehr durch Versuche, die Key anstellte, bestätigt. Das Anthocyan verdankt seine Bedeutung seiner Fähigkeit, Lichtstrahlen in Wärmestrahlen umzuwandeln. Gegen jene ist der Hauptträger der Lebenserscheinungen der Pflanzen, das Chlorophyll, besonders in jungen Trieben sehr empfindlich. Die rote Farbe, die man an solchen so oft beobachtet, dient also dazu, sie vor der Verfärbung zu schützen und ihr Wachstum durch Erwärmung zu fördern, an der Unterseite der Blätter kann Anthocyan aber nur zur Erwärmung dienen. An Blattstielen und Blattnerven dagegen ist wieder seine schützende Wirkung von Wichtigkeit, da hier die zum Bau des Pflanzenkörpers nötigen Stoffe auf dem Weg zum Stamme und zurück der Oberfläche nahe hindurchgehen und dem Lichte schutzlos ausgesetzt wären.

Daß die Pflanze zur Bildung von Chlorophyll Licht bedarf, ist dem Leser bekannt. Wird es ihr in ungenügendem Maße zu teil, so verliert sie an Widerstandskraft gegen Schädigungen, die der Luft beigemengte giftige Gase, wie schwefelige Säure oder Kohlenwasserstoffe, ihr zufügen können. In dem Zusammentreffen beider Uebelstände beruht nach Oliver die verderbliche Wirkung des Stadtnebels auf die Vegetation, da er obige Gase in kleinen Mengen enthält und die Pflanzen ihrem Angriffe aussetzt, nachdem er sie vorher wehrlos gemacht hat. Sie verlieren ihre Blätter und gehen aus Mangel an Nahrung ein.

Nicht anders ist es den Völkern gegangen, die infolge von Mißwachs oder infolge von Verheerungen durch Unwetter oder Ueberschwemmungen ihrer Nahrungsmittel beraubt wurden. Doch hat neuerdings bei Diarbekir ein die Ernte vernichtendes Hagelwetter ein Ersatzmittel scheinbar vom Himmel mitgebracht, eine dicke Schicht eßbarer Substanz, die nach dem Schmelzen des Hagels übrig blieb, ein Vorfall, der an das Manna der Wüste erinnert. Die Untersuchung, die Errera über den sonderbaren Stoff angestellt hat, ergab, daß sie aus einer von den Kurden Himmelsbrot genannten Flechte bestand, die in den tatarischen und kirgisischen Steppen sehr häufig vorkommt und, zu einem Drittel ihres Gewichtes mit Mehl vermengt, ein brauchbares Nahrungsmittel gibt, für dessen Nährwert allerdings hauptsächlich das Mehl aufkommen muß. Stücke dieser Flechte hatte der Sturm abgerissen und mitgeführt.

Schließlich seien noch die Funde an jenen längst verschwundenen Bäumen aus der Steinkohlenzeit, den Stigmarien, erwähnt, die jüngst Potonié in Oberschlesien und Westfalen gemacht hat und die beweisen, daß diese Bäume, wenn auch verkohlt, sich doch noch an den Plätzen befinden, wo sie einst wuchsen. Sie trieben bandförmige Anhänge in horizontalen Ebenen in die Erde, welche schlaff herabhängen müßten, wenn die Bäume vor dem Verkohlen entwurzelt worden wären. Sie finden sich aber im Schieferthon noch in ihrer ursprünglichen Lage eingebettet, können also nicht transportirt worden sein; der Schieferthon aber würde dann vielleicht als fossile Ackerkrume anzusehen sein.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Kriegswissenschaft.

Die militärische Situation in Zentralasien.

Wenn Rußland zur Zeit auch, nach allem, was darüber verlautet, geneigt ist, die Etablirung eines Pufferstaates zwischen seinem zentralasiatischen Besitz, dem indobritischen Reiche und China auf den Pamirs zu concediren, so erscheint damit keineswegs ausgeschlossen, daß dasselbe zu gelegenerer Zeit und bei sich bietender Gelegenheit auf das Ziel der Umklammerung Britisch-Indiens im Norden zurückkommt, und die mit unverkennbarem Erfolge von ihm betretene Bahn der Gebietserwerbungen in Zentralasien, im unmittelbaren Norden von Britisch-Indien weiter verfolgt. Die Aufgabe Schandjans seitens des russischen, in der Nachbarschaft des Alitschur Pamir lagernden Detachements im Herbst vorigen Jahres scheint in Anbetracht des Gesamtcharakters der russischen asiatischen Politik nicht sowohl einen Akt der Versöhnung Rußlands in seinen asiatischen Beziehungen mit England, wie seinen Wunsch anzudeuten, in Anbetracht der heutigen Lage inopportune Konflikte zu vermeiden und die geeignete Zeit für die Durchführung seiner Pläne abzuwarten. Die Haltung Chinas hat zu dieser Mäßigung offenbar viel beigetragen. Im vergangenen September sah sich der diplomatische Vertreter dieses Reiches in der Pamir-Angelegenheit, Ching-Chang, veranlaßt, auf die Fortsetzung der Unterhandlungen mit der russischen Regierung zu verzichten, da ihm dieselbe zu verstehen gab, daß ihre Wiederaufnahme erst nach der Rückkehr des Zaren aus Dänemark zu erwarten sei. Jene russisch-chinesischen Unterhandlungen trugen wesentlich den Charakter des Hinhaltens und sind auch heute noch schleppender Natur; ein geheimes Abkommen zwischen beiden Staaten, von dem berichtet wurde, besteht zur Zeit nicht. Bald war es China, bald Rußland, welches Zeit zu gewinnen suchte. In Petersburg kannte man die chinesischen Ansichten betreffs der Pamirgebiete nicht genügend. Man sagte sich in Anbetracht der fast indifferenten Haltung Ching-Changs, daß China die Frage nicht interessire, und daß dieselbe nach den Wünschen Rußlands zu lösen sei. In der That schien dieser chinesische Diplomat, der alles billigte, alles gut fand, keinen Willen zu haben und den russischen Vorschlägen beständig zuzustimmen. Hierauf fanden die Zusammenkünfte in Kabul und die Abmachungen Sir Mortimer Durands mit dem Emir Abdurrahman statt. Unmittelbar darauf schien der Einfluß Englands in Zentralasien zu wachsen. Die britische Autorität befestigte sich in den Gebieten südlich des Hindukusch, und dieser Vorgang traf mit der Wiederaufnahme der russisch-chinesischen Unterhandlungen in Petersburg zusammen. Die Scene änderte sich vollständig, die Maske fiel, und man bemerkte, daß die Teilnahmlosigkeit Ching-Changs eine erheuchelte gewesen war. Er trat mit einemmale als vollkommener Kenner der Frage auf und bekämpfte schlagfertig die Argumente, die man ihm entgegenstellte. Als geschickter und energischer Unterhändler verweigerte er jede Konzession, stützte sich auf die durch frühere Grenzbestimmungen bestätigten Rechte und zeigte sich hinsichtlich neuer Festsetzungen ebenso unzugänglich, wie er einige Wochen vorher entgegenkommend und verbindlich erschien. In Anbetracht dieser Haltung Chinas blieb Rußland vorderhand nur ein Entschluß übrig. Gegenüber den Schwierigkeiten, welche China machte, und gegenüber den britisch-afghanischen Abmachungen gebot die Klugheit dem Petersburger Kabinet, sich betreffs der Grenzen, hinsichtlich deren zunächst keine wichtigeren Interessen, vielleicht mit Ausnahme desjenigen des russischen Prestiges, in Frage kommen, vorderhand bis auf das Gewinnen der Murghab-Linie mit deren unbestrittenen und unbestreitbaren Umrissen zu begnügen und auf dem Pamirplateau die Chinesen und Engländer sich gegenüber zu lassen. Aus diesen Verhältnissen resultirte die

Annahme des Pufferstaatsprinzips seitens Rußlands, welche durch die letzten Mitteilungen der russischen Regierung bestätigt wird.

Dieser Pufferstaat wird einen Gebietsstreifen von etwa 250 km Breite und 200 km Tiefe umfassen. Die Murghab-Linie scheint die äußerste Südgrenze Rußlands gegen denselben zu bilden bestimmt, während der Hindukusch im Süden des Staates die äußerste Nordgrenze Englands bezeichnen wird. Westlich der afghanisch-chinesischen Linie liegen die von Afghanistan abhängigen Khanate Roslan, Schignan, Garan und Vakhan, sowie einige Gebiete unbestimmten Besitzes, die zweifellos dem chinesischen Pamir einverleibt werden dürften. Diese Zone umfaßt das eigentliche Pamirplateau. Wenn diese Lösung der Frage zur Durchführung gelangt, dürfte jedoch die Annexion Bucharas seitens Rußlands eins ihrer unmittelbaren Resultate bilden, da ein Teil des bucharischen Gebiets, das Dervaz, in die nördlichen Pamirs vorspringt und sich zwischen das Zarenreich und die neutrale Zone legt. Bis in die neueste Zeit erwies sich die russische Regierung dieser Annexion nicht geneigt. Man fürchtete, daß eine unmittelbare Beherrschung Bucharas eine neue finanzielle Last bilden und neue Verantwortlichkeiten zur Folge haben würde, und vermochte keine genügende Kompensation für diese Opfer zu erkennen. Heute hat sich dies alles geändert, und das Ende des halb unabhängigen Emirats Buchara scheint nahe bevorzustehen und nur eine Frage der Zeit zu sein. Die Symptome dieser nahen Wendung der Dinge zeigen sich nicht nur in Zentralasien und in der russisch-bucharischen Domäne, und eins der deutlichsten derselben war die Reise des Emir Said-Abdul-Rad nach Petersburg zu Anfang des vorigen Jahres. Um ihn gleichsam zu ehren, wurde ihm der russische Titel „Durchlauchtigste Hoheit" verliehen. Der bucharische Souverän sah darin nichts schlimmes, im Gegenteil, und nahm diese Ehre an, ohne zu ahnen, daß er mit ihrer Annahme ipso facto russischer Unterthan, d. h. Lehnsvasall und Untergebener des Zaren wurde. Said-Abdul-Rad ließ überdies seinen Sohn in der Nicolaj-Kadettenschule in Petersburg. Heute trägt der junge Fürst die russische Kavallerieuniform und wird, wenn morgen ein Krieg ausbricht, den Schwadronen der kaiserlichen Garde folgen und gegen die Feinde Rußlands fechten. Das Schicksal Bucharas scheint unvermeidlich besiegelt. Bald wird Said-Abdul-Rad, wie die ihrerzeit ebenfalls souveränen Fürsten des Kaukasus mediatisirt sein und einem russischen Gouverneur Platz machen, indem er die fünf Millionen Rubel, die ihm die Verwaltung seiner Staaten einbringt, gegen ein großes Jahrgeld, welches ihm der Zar bewilligen dürfte, eintauscht. Ebenso verfuhren die Engländer in Indien. Betreffs des eigentlichen Gegenstandes dieser Darstellung hat der bekannte Kenner des Orients, Vambéry, kürzlich der Auffassung Ausdruck verliehen, daß England heute in Zentralasien mehr wie je einem Handstreich Rußlands ausgesetzt sei. Diese Behauptung muß jedoch gegenüber der Aufgabe des russischen Postens von Schandjan und der Billigung der Bildung eines Pufferstaates um so mehr überraschen, als der genannte Autor die Möglichkeit einer russischen Invasion in Indien über den Hindukusch durchblicken läßt. Ein anderer Autor über Zentralasien, namentlich über die Pamirs, der sich zur Zeit über Herat und Kabul nach diesen Hochflächen unterwegs befindet, M. S. Ximenès, gibt seinerseits die russische Gefahr am Pamirplateau nicht zu. Ihm zufolge hat der Baroghil-Paß, der zugänglichste aller über den Hindukusch führenden indischen Pässe, 12460 Fuß Höhe. Alle übrigen Pässe über dieses Gebirge, der Kilik, Irschad, Karambar-Sar, Khora-Bort, Janali, Kouksan, Agram, Mach und Dorah-Paß haben beträchtlichere Höhen von 15000—20000 Fuß. Allein der Baroghil-Paß, der bequemste und am leichtesten passirbare, das nördliche Thor von Indien, bietet den Russen, sollten sie je ihre Invasionskolonnen in dieser Richtung dirigiren, große Schwierigkeiten; denn er bildet keineswegs einen schwachen Punkt in dem Verteidigungssystem des nördlichen Indiens. Ein von Norden kommender Angreifer, der naturgemäß den Paß von Baroghil wählt, trifft, auf dessen jenseitigem Abhang angelangt, auf eine weit höhere Mauer. Allerdings ist es nicht schwer, von Vakhan über den Baroghil-Paß nach Yarkhoun zu gelangen; allein gegenüber jenem Passe lagert sich ein Gebirgswall, parallel dem Hindukusch, von einer mittleren Höhe von ca. 22000 Fuß mit dem 15000 Fuß hohen Darkot-Passe. Der Baroghil-Paß führt

nur in das Thal von Yarkhoun, und keine Armee darf es wagen, in dieses Defilee vorzudringen, ohne zuvor den Darkot-Paß, sowie vielleicht auch den Tui or Moshabar-Paß zu besetzen, von welchem ersteren aus der Gegner stets die Offensive ergreifen und dem Angreifer die einzige Rückzugslinie abschneiden kann. Es scheint daher gewiß, daß, wenn die Russen sich des Baroghil-Passes bemächtigen wollten, die Engländer nicht verfehlen werden, sich beim Darkot-Paß zu befestigen, die einzige Möglichkeit, wie sie das Thal von Yasine schützen können.

Obgleich die russischen Positionen gegenüber dem Hindukusch unzweifelhaft den Offensivcharakter tragen, so scheint es doch, daß die Gebiete von Tchitral und Khandjoul leichter zu verteidigen wie anzugreifen sind. Es ist sehr einfach, auf dem Papier einen Angriffsplan der Thäler von Yarkhoun, Yasme und Gilgit zu entwerfen, und eine dreifache Aktion über Kila-i-Panj, Sarhad und Karambar-Sar zu kombiniren; allein dazu gehören gewaltige Streitkräfte, eine ganze für einen Gebirgskrieg ausgerüstete und ausgebildete Armee in einer Entfernung von 400—500 km von ihrer Operations- und Verpflegungsbasis, die auf Erhebungen von 15000 Fuß auf Saumpfaden und über gewaltige Gletscher zu operiren befähigt sein muß. Zwar ist dies nicht unmöglich; allein niemand hat je daran gedacht. Wir fügen dieser sehr richtigen Ansicht Ximenès', dem wir hier folgen, hinzu, daß weder in den unter russischer Herrschaft stehenden Gebieten von Ferghana, Buchara, Turkestan, noch im sonstigen Transkaspien, deren Gesamttruppenstärke des stehenden Heeres nur gegen 41000 Mann beträgt, sich auch nur annähernd die russischen Streitkräfte und Streitmittel aller Art befinden, welche Rußland eine derartige Operation durchzuführen gestatten, und wenn auch allenfalls die erforderliche Kampfzahl der Streiter durch Einziehung einer jeden gründlichen militärischen Ausbildung entbehrender Landbewohner zu erreichen wäre, so würde es mindestens eines Jahres, wo nicht längerer Zeit bedürfen, um die notwendigen ungeheuren Massen von Munition, Geschützen, Kriegsfuhrwerken aller Art, Verpflegungsmitteln, Kamelen, Saumtieren, Pferden 2c. 2c. zu einem derartigen Kriegszuge zu vereinigen. Und selbst, wenn diese Vereinigung nach längerer Zeit und unter gewaltigen Opfern gelänge, würde der alsdann erfolgende russische Angriff, da eine derartige Heeres- und Kriegsmaterialanhäufung, selbst in Zentralasien, nicht unbemerkt bleiben kann, des Moments der Ueberraschung völlig entbehren und der Gegner Zeit gewinnen, entsprechende Gegenmaßregeln zu treffen. Die russische Offensivoperation aber würde sich auf dem ca. 70 geographische Meilen langen Wege von Trans Alai Dagh bis zum Hindukusch über die höchsten und unwirtlichsten Einöden der Welt, die Pamirs, ohne Kunststraßen, ohne Etapenorte und Stützpunkte, mit Ausnahme einer einzigen am Murghab, ohne Verpflegungsressourcen dieser Gebiete und mit der Unbill des dortigen eisigen Winters, seinen Schnee- und Sandstürmen rechnen müssend, vorzubewegen genötigt sein, dem das vom Murghab südlich begrenzte, völlig unwirtliche Derwaz nicht als Basis für einen derartigen Feldzug zu dienen vermag, ein Unternehmen, welches vielleicht gewaltigere Schwierigkeiten bieten dürfte wie der Zug Alexanders durch die indische Wüste. Somit erscheint die Ansicht Ximenès', daß Rußland keine kriegerischen Absichten an den Pamirs verfolgt, als eine sehr begründete und berechtigte, und selbst wenn dieses Reich kriegerische Absichten gegen Indien hegte, so dürfte es dieses Land niemals über den Hinduhkusch angreifen. Bei jener Grenzbestimmung aber, welche, ob mit oder ohne Pufferstaat, erfolgen wird, vermag England seinerseits sich die topographischen Verhältnisse des Landes zu nutze zu machen.

Man spricht häufig von den Absichten Rußlands auf Britisch-Indien. Es ist jedoch nicht wahrscheinlich, daß Rußland sich mit derartigen Absichten trägt. Allerdings ist es richtig, daß diese Macht stets den Anschein gehabt hat, Eroberungen gegen ihren Willen zu machen. Sie bemächtigte sich ganz Zentralasiens, ohne es planmäßig zu beabsichtigen. Vor zwanzig Jahren schien der Besitz von Merw ein vager Traum; eines schönen Tages drang Rußland jedoch ohne große Anstrengung dorthin vor, als wenn dies die natürlichste Sache von der Welt wäre. Manche sanguinische Russen folgern allerdings so: Wenn wir nach Samarkand und Merw gelangt sind, warum sollen wir nicht nach Lahore gelangen? Dies

ist jedoch reine Kombination, ohne jeden realen Hintergrund, und nichts deutet darauf hin, daß ein derartiges Programm ernstlich in Rußland existire.

Indien ist daher Ximenès zufolge nicht bedroht; das, was bedroht ist, ist das englische Prestige in Asien. Die Gefahr, bemerkt derselbe, liegt nicht bei den Pamirs. Man darf sich in naher Zukunft auf Ueberraschungen gefaßt machen. Rußland, welches stets ohne Hindernis in Asien vorgedrungen ist, wird nicht leicht vor den Hindernissen, die sich ihm auf dem Plateau des oberen Oxus entgegenstellen, zurückschrecken. Seine Versuchsexpeditionen in den letzten Jahren, seine resultatlosen Unternehmungen, seine halbrealisirten Projekte, alles dies hat ihm in Turkestan Unzuträglichkeiten geschaffen. Man könne daher, bemerkt Ximenès, von jetzt ab mit Sicherheit darauf rechnen, daß, wenn man bei den Pamirs zu einem Uebereinkommen gelange, wenn Rußland, wie man sage, darauf verzichte, die Murghablinie zu überschreiten, dasselbe nicht verfehlen würde, in anderer Richtung einen großen Coup auszuführen, der sein Prestige in den Augen der Asiaten zu erhöhen vermag. Dieser Coup aber wird nach Ansicht jenes Autors die Besetzung von Herat sein, und Rußland werde sich Herats binnen kurzem bemächtigen. Dieses Ereignis, welches vorausgesehen und vorbereitet sei, und dessen Verwirklichung nicht den mindesten Zweifel zulasse, werde England eine tödliche Wunde beibringen. Herat, bemerkt Ximenès, sei derart Rußland preisgegeben, daß dasselbe nur die Hand auszustrecken brauche, um sich seiner zu bemächtigen. Die Gelegenheit und die Gründe für die Rechtfertigung dieses Aktes würden nicht fehlen. Derselbe stehe unmittelbar bevor und werde große Veränderungen in Asien zur Folge haben. Es ist richtig, daß die russischen Vorposten bei Askabad und am Zulfikar-Paß, sowie im Thal des Heri-Rut nur wenige Tagemärsche von Herat entfernt stehen, und daß die transkaspische Bahn und die Petroleumdampfer Bakus die sehr beträchtlichen Truppenmassen Transkaukasiens binnen wenig Wochen ins Thal des Heri-Rut und nach der großen Karawanenstraße von Mesched nach Herat, da, wo dieselbe diesen Fluß überschreitet, zu führen vermögen. Das Gebiet von Herat ist eines der fruchtbarsten und bevölkertsten Thäler Asiens, in welchem die Handelsstraßen von Kabul, Balch, Buchara, China, Mesched, Ispahan, Seistan und Kandahar münden; dasselbe bietet einem russischen Angriff auf Indien eine neue Basis, wo derselbe seine Streitkräfte versammeln, rasten lassen, ihre Verpflegungsvorräte und sonstiges Kriegsmaterial anhäufen und sich derart zu dem eigentlichen Angriff auf Indien vorbereiten kann. Allein es erscheint unseres Erachtens, mit Rücksicht auf die neueste Annäherung Englands an Afghanistan, doch sehr fraglich, ob Rußland den jetzigen Zeitpunkt oder einen demnächstigen für geeignet hält, den von Ximenès signalisirten Schlag gegen Herat zu führen, da es mit demselben einem sicheren Konflikt mit England entgegen geht; denn es ist kaum anzunehmen, daß England sich ihm gegenüber mit einer Occupation Kandahars und des persischen Küstengebiets am Meer von Oman und persischen Golf begnügen wird. Im ersteren Falle würde es überdies Afghanistan in die Arme Rußlands treiben, und es ist daher nicht unmöglich, daß England bei diesem Angriff auf Herat nicht bloß mit seinen Guinéen und seinen Waffen und seiner Munition, sondern ganz auf die Seite Afghanistans tritt; damit wäre jedoch ein russisch-britischer Krieg ein fait accompli, und vor dieser ernsten Möglichkeit dürfte Rußland denn doch Herat gegenüber zurückschrecken. So richtig es einerseits ist, daß die derzeitigen schwachen russischen Streitkräfte und mangelnden Kriegsvorbereitungen in Zentralasien einen russischen Angriff auf Indien zurzeit und auf lange hinaus ausschließen, so muß dagegen andererseits die in jüngster Zeit aufgetretene Befürchtung und Behauptung bekämpft werden, daß die russischen Truppen Transkaspiens, selbst ohne Verstärkung, im stande wären, Herat, sobald Rußland es wolle, fast ohne Schwertstreich zu nehmen. Denn wenn Herat auch nur alte, zum Teil in Trümmern liegende, unzugängliche Befestigungen besitzt, so steht doch hinter ihnen und in den Hochgebirgslandschaften Afghanistans eine der kriegerischesten Bevölkerungen der Welt, die Afghanen, welche, wenn auch nicht in offener Feldschlacht, so doch im Guerillakriege, in nächtlichen Anfällen, in Angriffen auf den kolossalen Heerestrain einer derartigen Expedition rc. derselben die ernstlichsten Schwierigkeiten zu bereiten vermag. Diejenigen, welche diese Behauptungen

aussprechen, verkennen offenbar, daß auch Herat mit Recht das Thor von Indien genannt wird, und daß England in ihm eine seinem Einflusse unterworfene, vorgeschobene Position von eminenter Bedeutung für seinen indischen Besitz zu verteidigen hat, und daß Rußland den alsdann so gut wie gewissen Konflikt mit dem indobritisch n Weltreich nicht einem zur Erhöhung seines Prestiges in Zentralasien geführten Coup zu liebe heraufbeschwören wird. Rogalla v. Biberstein, Oberstlieutenant.

Landwirtschaft.

Der Ruin der englischen Landwirtschaft.

Es ist eine unzweifelhafte Thatsache, daß die Landwirtschaft in England schon viele Perioden zeitweiligen Niederganges durchgemacht und überstanden hat, aber es ist nicht weniger wahr, daß sie unter dem gegenwärtigen System und im Anschluß an den ausländischen Wettbewerb auf einen Weg gekommen ist, der zum Ruin führen muß, wenn die Zeiten sich nicht ändern. Der äußere Anblick der Landschaft ist, wenn der Reisende das ländliche England vom Zuge aus flüchtig sich der Länge und Breite nach überschaut, durchaus täuschend, insofern wenigstens, als die Blüte der landwirtschaftlichen Geschäftslage in Frage kommt.

Das Land schlüpft dem Landmann, der früher von seiner Rente lebte und durch dessen Pächter es gut bebaut wurde, so daß es den reichlichsten Ertrag lieferte, schnell aus der Hand. Nachdem es den Besitzer gewechselt hat, wird es durch irgend einen Spekulanten zu einer wenig ertragsfähigen Weide gemacht, oder zu irgend welchem Sportluxus für den Reichen angelegt; im besten Fall wird es so kultivirt, daß es denselben Grad von Arbeit erfordert und denselben Ertrag liefert wie früher.

In den östlichen Grafschaften ist der Boden, der, obgleich schwer und teuer zu bearbeiten, als der beste für Weizen und Roggen, gilt, fast ganz der Bebauung entzogen, weil der Weizen bei seinem jetzigen Preise nicht ertragsfähig ist. In den weiten Weiden des Mittellandes sind die Rente und der Wert des angebauten Landes überall im Sinken, ebenso wie in den Distrikten, wo es gutes Gras in Hülle und Fülle gibt, der niedrige Preis für Vieh, Schafe und Wolle die Landleute während des vergangenen Jahres in Schrecken gesetzt hat.

Ebenso ist in den nördlichen Grafschaften Englands, wo die Ermäßigung der Pacht so ungewöhnliche Dimensionen angenommen hat, daß diese in zwanzig Jahren hie und da um mehr als die Hälfte gesunken, die Klage allgemein, daß der Boden die Kosten des Anbaus nicht mehr aufbringt; und verlassene Farmen, Felder voll von Unkraut und Disteln bestätigen vollauf die Wahrheit dieser Behauptung.

Im Westen Englands, wie in Devonshire, wo die Viehzucht und die Milchwirtschaft als Spezialität betrieben werden, ist die Pacht bis jetzt auf derselben Höhe geblieben, hauptsächlich weil die Farmen im öffentlichen Aufstreich dem Höchstbietenden zugeschlagen werden.

Die Farmer in diesem Teil von England sind ungewöhnlich sparsam und fleißig und hängen mit Zärtlichkeit an ihrem Pachtgut. Häufig genug bezahlen sie, so lange ihr Geld reicht, lieber mehr Pacht, als das Land wert ist, als daß sie es aufgeben und anderswohin gehen.

In Wales sind die Bauerngüter klein, das System des gemischten Betriebes wiegt vor und nur wenig Arbeit, die von der Familie besorgt wird, ist nötig. — Die Landgüter dagegen sind groß, die Gutsbesitzer wohlhabend und infolge dessen liberal in der Behandlung ihrer Untergebenen.

Ueberall in Nord und Süd, Ost und West geht die Landwirtschaft zurück — langsam, aber sicher. Und wenn man nach der Ursache fragt, so hört man nur eine Antwort: Die

ausländische Konkurrenz! — Inzwischen sind verschiedene Arzneien vorgeschlagen worden, um den Patienten am Leben zu erhalten. Da man erkannt hat, daß es unmöglich ist, die Agrikulturprodukte zu schützen, so spricht man ohne Bestimmtheit von kleinen Betrieben, Verpachtung von Einzelstücken an kleine Leute, Geflügelzucht, intensiven Anbau von Früchten und Gemüsen als einem Mittel, um das Volk auf das Land zurückzubringen, während in Wahrheit England im großen und ganzen die Sympathie für die Landwirtschaft verloren hat und von Jahr zu Jahr mehr sich daran gewöhnt, für seinen Unterhalt vom Auslande abzuhängen.

Der Bauer, der seine Börse leer findet, muß eine niedrigere Arbeit annehmen; der Arbeiter, der keine Beschäftigung daheim in seinem Dorfe mehr findet, ist gezwungen, in die großen Städte auszuwandern. Nachdem er einmal dort angelangt ist, verliert er bald die Berührung mit seiner ehemaligen Umgebung, mit den landwirtschaftlichen Zwecken, und seine Fähigkeiten für derartige Arbeiten mindern sich von Tag zu Tag. Er lernt das Leben in der Stadt zu schätzen; und nachdem er längere Zeit hier gelebt hat, würde er nicht damit zufrieden sein, seine alte Arbeit auf dem Lande zu versehen; und selbst wenn ihm der Boden umsonst überlassen würde, wäre es bald unmöglich für ihn, darauf zu leben — selbst mit Aussicht, es einmal bezahlen zu können.

So werden die ländlichen Distrikte von England entvölkert; und alle Interessen für die Landwirtschaft und aller Geschmack für ländliche Beschäftigung geht der aufsteigenden Generation Englands verloren..

Aus dieser einfachen Ursache, daß bei dem gegenwärtigen System der Bodenbearbeitung die Ackerbauprodukte nicht so viel einbringen, als sie kosten, werden sowohl Besitzer als Pächter und Arbeiter nach und nach gezwungen, die Heimaterde zu verlassen und, gewöhnlich gegen ihren Willen, irgend einen andern Beruf zu ergreifen. So erhebt sich die Frage: Zu welchen Folgen wird dies führen?

1. Zu einer unaufhaltsamen, immer sich steigernden Ansammlung der Armen in den großen Städten, wo der Kampf um die Existenz schärfer und schrecklicher werden wird, als er schon jetzt ist.

2. Zu einem zunehmenden Niedergang der Landwirtschaft, die einst die erste Industrie Englands war, und weiter zu einem Niedergange vieler Handelszweige und Beschäftigungen in den ländlichen Bezirken, die von der Landwirtschaft ihre Nahrung erhalten.

3. Zu einer fortschreitenden Auswanderung aller Leute vom Lande, mit Ausnahme der Reichen, welche große Besitzungen haben, ihre Landhäuser mit Gästen füllen können und Abwechslung in ihren Vergnügungen suchen, weil für die anderen, die nicht so gut situirt sind, die Kosten des Landlebens und dessen Eintönigkeit und Mangel an Abwechslung zu groß sein werden.

Und nun noch für alles dies das einzige Heilmittel, das die Gladstonianer vorschlagen, eine „geheime Ordnungsbill“, vielleicht das schwächste, nutzloseste und unzulänglichste Stück von Gesetzgebung, das man jemals dem bürgerlichen Gesetzbuch aufzupflanzen versucht hat!

Diese Maßregel ist weiter nichts als eine politische Lockspeise für den Landarbeiter zu Wahlzwecken, um seine Begehrlichkeit zu reizen, indem sie in die Hände dessen, der nichts hat, die Macht legt, den zu besteuern, der etwas hat, und nicht nur ihn zu besteuern, sondern auch die Steuern zu verwenden, obgleich er nichts dazu beigetragen hat.

Der unmittelbare Effekt wird natürlich der sein, jeden Besitzer von irgendwelchem landwirtschaftlichen Besitz zu alarmiren, gleich ob er nun Gutsbesitzer oder Farmer ist und sein Kapital in der Bank oder im Betriebe seines Bauerngutes angelegt hat. Ferner wird die ganze landwirtschaftliche Industrie, von der die Landarbeiter mit ihren Existenzen abhängen, dadurch geschädigt, statt gefördert werden.

Hätte Herr Gladstone es andererseits für angezeigt gehalten, irgend einen Plan zu entwerfen, um das schlecht bearbeitete und vernachlässigte Land, welches bei dem jetzigen System des Eigentumsrechtes mehr und mehr der Bebauung entzogen wird, durch den Staat anzukaufen, um es unter leichten Bedingungen entweder in Losen oder in kleinen Farmen,

wie es am angemessensten scheint, an Arbeiter zu verpachten, so würde er die Unterstützung aller gefunden haben, welche ohne Rücksicht auf die Partei nur die Interessen der ländlichen Bezirke im Auge haben.

Mehr noch — der Plan würde von allen Seiten als ein wirklicher und ehrlicher Versuch anerkannt worden sein, das Volk auf das Land zurückzubringen und auf jedem möglichen Wege das Interesse an der Bebauung des Bodens bei allen unter uns zu beleben, deren einziges Kapital in ihrer Arbeit steckt.

Unter den Landarbeitern ist ohne Zweifel der Wunsch sehr verbreitet, ein Stück Land zu haben, das sie für eigene Rechnung bebauen können, und wäre es auch nur so klein, daß es zu ihrem Unterhalt nicht ausreichte und es für sie nötig wäre, auf Lohnarbeit auszugehen. Sie fühlen allgemein, daß dies ihnen Hoffnung gibt, es zu etwas zu bringen, und daß sie alsdann ihre Kraft nicht zu verzehren brauchen als Maschinen für einen Zins, der ihnen kaum zu leben gestattet und ihnen keine andere Aussicht als die auf das „Armenhaus“ gewährt.

Wenn die Gelegenheit, Land in kleinen Stücken und in guter Lage zu mieten und schließlich zu erwerben, dem Landarbeiter durch den Staat gewährt würde, so ist sicherlich die Hoffnung eine gerechtfertigte, daß sie alsdann nach und nach sich an die Sparsamkeit, die Vorsicht und den zähen Fleiß gewöhnen würden, die für den deutschen Bauer so charakteristisch sind; und vor allem würden sie lernen, sich in ihrem Beruf zufrieden und glücklich zu fühlen, wie es diejenigen zu thun pflegen, welche den Boden ihres Vaterlandes ehrenhaft und im Schweiße ihres Angesichts bebauen.

Bei der gegenwärtigen Marktlage würde es nicht schwer sein, genügend Land zu erhalten; im Gegenteil, es würde zum laufenden Preise wahrscheinlich mehr angeboten werden, als man im Anfange gebrauchen könnte. Vielleicht wird man einwerfen, daß es bei den heutigen Roggenpreisen für die Landarbeiter ganz unmöglich sei, Erfolg zu haben, wie günstig auch die Bedingungen wären, unter welchen man sie im Anfange auf dem Lande unterbrächte. Das müßte man abwarten, und es ist nicht unvernünftig, anzunehmen, daß irgend eine Methode, die Lose zu kultivieren, gefunden werden könnte, die den heutigen Zeiten angemessener wäre, so daß man zum Beispiel, wenn Getreide sich nicht lohnte, andere Früchte anbaute und, in Hinsicht auf die großen Summen, die England jährlich für leicht verderbliche Produkte aus der Fremde zahlt, Spezialitäten pflegte.

Durch solche Erleichterungen sich Landlose zu erwerben unter Bedingungen, die ihr gestattete, mit Nutzen zu arbeiten, wird die ländliche Bevölkerung Englands am ehesten dazu veranlaßt werden, in Zukunft kleine Farmen und Haushaltungen einzurichten — und der Staat allein ist in der Lage, das nötige Land zu beschaffen. Wo Privatinteressen mitsprechen, kann der Arbeiter es niemals unter solchen Bedingungen erhalten, die günstig genug sind, ihm Aussichten auf Erfolg zu eröffnen.

Was nun das finanzielle Ergebnis eines solchen Planes anlangt, so hängt natürlich viel davon ab, in welcher Weise er zur Ausführung gebracht wird. Aber selbst wenn kein Gewinn erzielt werden sollte, was ja möglich ist, so würde dies, und selbst ein Verlust, sich wohl bezahlt machen, wenn dadurch die Entvölkerung der ländlichen Bezirke aufgehalten und der Strom der Massen in die Städte vermindert würde.

England könnte zufrieden sein, wenn es dadurch, daß es den Hoffnungslosen Hoffnung gewährt, bevor es zu spät ist, in den Stand gesetzt würde, die Katastrophe zu vermeiden und um jeden Preis hintanzuhalten, sonst könnte es sich ereignen, daß es nicht die Macht mehr hat, dem Ruin der Landwirtschaft vorzubeugen.

Wm. C. Tetley.



Literarische Berichte.

Rud. v. Gneist. Die nationale Rechtsidee von den Ständen und das preußische Dreiklassenwahlsystem. Eine sozial-historische Studie. Berlin. J. Springer. 1894. 272 S. gr. 8°.

In der deutschen publizistischen Literatur hat niemand mit so eindringender Sachkenntnis und mit so überzeugender Klarheit, wie v. Gneist dargelegt, daß hinter den formellen Einrichtungen des konstitutionellen Staates die lebendigen Kräfte der gesellschaftlichen Ordnung und ständischen Gliederung stehen, und daß diese Einrichtungen durch juristische Rücksichten und politische Zweckmäßigkeitserwägungen nicht allein bestimmt werden, sondern daß in ihnen die Machtverhältnisse der sozialen Gruppen, die gegenseitige Relation ihrer Interessen, die Bedeutung derselben für das staatliche Gesamtleben zum Ausdruck kommen. Es gilt dies in besonderem Grade von der Teilnahme der sozialen Stände an den Funktionen des Staates, von der Zusammensetzung und den staatsrechtlichen Befugnissen der Ständeversammlungen und vor allem von dem Wahlsystem. Als dasjenige Prinzip, welches dem sittlichen und rechtlichen Bewußtsein des Volkes auf die Dauer allein genügt und eine ruhige und gedeihliche Fortentwicklung des Staates verbürgt, weist v. Gneist den Grundsatz nach, daß die Rechte der einzelnen Stände ihren Leistungen für den Staat entsprechen, und daß politische Vorrechte einzelner Klassen nur dann nicht als Unrecht empfunden werden und nur dann dauernde Anerkennung finden, wenn sie mit der Tragung erhöhter Lasten, mit der Erfüllung gesteigerter Pflichten verbunden sind. Da sich im Laufe der Zeiten sowohl die Verhältnisse, auf welchen die Bildung der gesellschaftlichen Stände beruht, als auch Umfang und Bedeutung ihrer Leistungen für den Staat verändern, so muß auch eine Ausgleichung in der Verteilung der politischen Machtbefugnisse erfolgen, wenn gewaltsame und revolutionäre Umgestaltungen verhütet werden sollen. Unter diesen Gesichtspunkten beleuchtet v. Gneist die Entwicklung der deutschen Verfassungszustände von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart und stellt ihnen die Geschichte der englischen gegenüber. Wer die zahlreichen Werke v. Gneists kennt, wird in diesen Ausführungen natürlich vieles wieder finden, was v. Gneist schon bei anderen Gelegenheiten dargelegt hat. Denn dieser gelehrte Publizist zeichnet sich durch eine sehr ausgeprägte Eigenartigkeit der Betrachtung, der historisch-politischen Kritik und selbst des Stils und der Ausdrucksweise aus; aber wohl in keiner seiner früheren Schriften ist es ihm gelungen, seine Auffassung in so systematischer Abrundung, mit so vollkommener Anschaulichkeit, mit so tiefer historischer Begründung und zugleich mit solcher populären Verständlichkeit zu entwickeln, wie in dem vorliegenden Buch.

Die Veranlassung zur Abfassung desselben bot die preußische Wahlgesetznovelle von 1892/93, welche die notwendige Folge der neuesten preußischen Landgemeinde-Ordnung und Steuerreform war. Die zweite Hälfte des Buches, welche sich mit dem preußischen Wahlsystem und seiner Fortbildung seit 1849 beschäftigt, wird gewiß vielen Lesern ein noch größeres Interesse bieten, als die der historischen Darstellung gewidmete erste. In vortrefflicher Weise sind hier die Gründe dargelegt, aus welchen das Dreiklassenwahlsystem eingeführt werden mußte, als sich die Notwendigkeit ergab, die alte ständische Vertretung, bei welcher das bewegliche Vermögen, Industrie, Handel und gelehrte Berufsarten leer ausgingen, durch ein den gegenwärtigen Zeitverhältnissen entsprechendes System zu ersetzen. Auf Grund statistischen Materials und sozialpolitischer Erwägungen erbringt v. Gneist den Nachweis, daß dieses System im allgemeinen den Leistungen der modernen Stände gerecht wird und sowohl den besitzenden Klassen wie dem Mittelstande und den handarbeitenden Bevölkerungsschichten den ihnen gebührenden Einfluß sichert. Die große Einseitigkeit, daß bei der Abteilung der drei Klassen nur die direkten Staatssteuern, nicht auch die direkten Kommunalabgaben berücksichtigt wurden, was eine unvermeidliche Folge des damaligen Zustandes des Kommunalsteuerwesens war, konnte erst im Zusammenhang mit der neuen Gemeinde- und Steuergesetzgebung beseitigt werden. Der Verfasser verteidigt das Dreiklassensystem mit überzeugenden Gründen gegen die vulgären Angriffe von seiten der radikalen Parteien; er erklärt sich auch zu Gunsten der indirekten Wahl und der öffentlichen Abstimmung. Ueberaus beherzigenswert sind die Bemerkungen des Verfassers über die zurzeit herrschende Zersetzung der politischen Parteien, über die rücksichtslose egoistische Verfolgung der Sonderinteressen seitens der sozialen Klassen, über die gegenseitige Anfeindung und demagogische Verhetzung. „Alle sozialen Parteien geriren sich nach außen hin so, als ob sie allein in der Welt wären. Aber alle diese nur durch das Band gemeinsamer Interessen verbundenen Parteien tragen den Todeskeim in sich durch die Maßlosigkeit ihrer Forderungen und deren Unvereinbarkeit unter sich.“ Besonders interessant ist in dieser Be-

ziehung, was der Verfasser über die neueste Agrardemagogie sagt. Als das Resultat seiner durchaus ruhigen und sachgemäßen Erörterungen sagt er S. 251:

„Die maßlosen Angriffe der agrarischen Partei gegen die zeitige Reichsregierung und ihre leidenschaftliche Agitation in allen Agrikulturgebieten Deutschlands werden den nicht beabsichtigten Erfolg einer Klärung der Lage haben. Wer unseren politischen Bewegungen seit 1850, insbesondere von den Standpunkten des ländlichen und des städtischen Lebens gefolgt ist, wird sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß es sich um eine letzte Mobilmachung der gesamten Landpartei gegen die Interessen des beweglichen Besitzes handelt, und zwar diesmal mit möglichster Heranziehung des bäuerlichen Besitzes, ja des ganzen Landvolks und aller Elemente des Neides und der Eifersucht gegen den Kapitalbesitz. Es kommt bei diesem Versuch in überraschendem Maße zur Erscheinung, wie stark die materiellen Interessen in dieser „konservativen" Partei jederzeit gewaltet haben, und wie verhältnismäßig schwach die höheren Ideen von der monarchischen Autorität in unserem Staatsleben."

In ähnlicher Art weist v. Gneist auch die Uebertreibungen anderer Parteien zurück. In einem Schlußartikel aber stellt er trotz der gegenwärtig herrschenden Zerfahrenheit und Uneinigkeit eine günstige Prognose wegen der fortschreitenden Vervielfältigung des Nationalvermögens, wegen der sittlich religiösen Anlage der Nation und wegen der Beteiligung aller sozialen Klassen an den politischen und wirtschaftlichen Aufgaben des Staats und der Gemeinden.

Den Reichtum der Gedanken in den Einzelausführungen des Werkes hier wiederzugeben, ist nicht möglich; es ist schon schwierig genug, die Grundtendenz in Kürze zu charakterisiren. Möge es recht viele Leser finden! Niemand wird es ohne reiche Belehrung, Aufklärung und Anregung aus der Hand legen.

Straßburg i. E. Laband.

Le comte de Cavour et la comtesse de Circourt. Lettres inedites publiées par le comte Nigra. Turin-Rome. 1894. L. Roux & Comp. éditeurs.

Das vorliegende Werkchen bietet eine interessante Ergänzung zu den von Luigi Chiala veröffentlichten Cavour Briefen dar. Es enthält 31 Briefe, die Cavour in den Jahren 1836—1861 an die Gräfin von Circourt und 6, die er von 1850—1861 an deren Gemahl gerichtet hat, sowie im Anhange 46 Briefe der Gräfin an den Herausgeber und eine kurze handschriftliche Mitteilung der Briefschreiberin. Fesseln diese Schriftstücke gleichmäßig durch die Persönlichkeiten, an die sie gerichtet sind, wie durch diejenigen von denen sie ausgingen, so darf Gleiches von der Person ihres Sammlers und Herausgebers gelten. Graf Nigra, der vertraute Freund Cavours und zugleich einer der bedeutendsten und erfolgreichsten von den Schülern und Nachfolgern des großen italienischen Staatsmannes, hat sich ein bleibendes Verdienst vor allem dadurch erworben, daß er unsere Aufmerksamkeit auf die geistvolle Freundin Cavours lenkt und uns deren Bild in lebensvoller Frische aus den mitgeteilten Briefen nicht minder wie aus der glänzend geschriebenen Einleitung zu denselben entgegentreten läßt. Anastasia Gräfin von Circourt war eine geborene Russin, die Tochter eines höheren Offiziers der russischen Armee, Simon Klustine, und der Gräfin Wera Tolstoj. Reisen, welche die im Jahre 1808 Geborene mit ihren Eltern unternahm, führten sie im Winter von 1827 auf 1828 nach Paris, wo sie den Grafen Circourt kennen lernte, mit dem sie sich zwei Jahre später in Bern vermählte. Wanderzüge durch fast ganz Europa vermittelten dem glücklichen Ehepaar in den nächsten Jahren die Bekanntschaft einer Reihe bedeutender Persönlichkeiten, namentlich in Italien und ebenso auch in Deutschland, wo der Graf von 1848 bis 1850 die französische Regierung am preußischen Hofe in Berlin vertrat. Zu einem Stelldichein der hervorragendsten Geister gestaltete sich später der Salon der Gräfin in der Rue des Saussaies in Paris, mit seinem Annex, dem reizenden Landhause in Bruyères, ein Buen-Retiro, in dem, wie Sainte-Beuve in einem dem Andenken der geistvollen Frau gewidmeten Nekrologe hervorhob, „die Intelligenz allein das Bürgerrecht verlieh," und das seiner Mission auch dann noch treu blieb, als die Gräfin während der letzten Jahre ihres Lebens schwer leidend wurde. Den Grafen Cavour lernte sie im Jahre 1834 in der Schweiz kennen, wo er sich bei Verwandten aufhielt; die Freundschaft, die sie mit ihm schloß, blieb dauernd für das Leben und bewährte bei ihr die Treue noch über das Grab hinaus. Selbst in den aufregendsten und kritischsten Augenblicken seines Lebens fand Cavour Muße mit der Freundin in geistigen Verkehr zu treten und ihr anzuvertrauen, was sein Innerstes bewegte. Von hohem Interesse sind namentlich die Briefe, die er am 1. Januar 1844, am 15. Februar des gleichen Jahres, am 4. Februar 1845, am 7. April und am 21. Juni 1857, am 22. Juli und 23. November 1859, am 9. Januar, am 23. September sowie am 29. Dezember 1860 an sie richtete. h.

Das Judentum und sein Recht. Von Dr. Walter Pohlmann, Oberlehrer am Königlichen Gymnasium zu Neuwied. Neuwied 1893. Heusers Verlag.

Der ziemlich großartige Titel und der Stand des Verfassers müssen an sich der Vermutung Raum geben, daß es sich um eine gediegene, auf wissenschaftlicher Basis gehal-

tene Darlegung in der die Jetztzeit verhältnismäßig stark bewegenden Judenfrage handlen, welche zur Klärung derselben und der verschiedenen Standpunkte möglicherweise einen schätzenswerten Beitrag zu leisten im stande sein könnte. Arg enttäuscht muß aber jeder sein, welcher das Werk in dieser Voraussicht zur Hand nimmt. Ohne irgendwie einen Parteistandpunkt einzunehmen, wird man sagen müssen, daß mit einem derartigen Machwerk, welches lediglich oberflächliche Redensarten ohne eine tiefere Begründung oder wissenschaftliche Prüfung enthält, sachlich wenig genützt werden kann, und die Juden, für welche der Verfasser in dieser Weise mit großer Entschiedenheit eintritt, werden demselben kaum Dank wissen können und eher ein „Gott schütze mich vor meinen Freunden" ausrufen. An seichter Oberflächlichkeit gibt der Verfasser einem Ahlwardt jedenfalls nichts nach. Wir würden es an sich nicht für der Mühe wert erachtet haben, einer derartigen Schrift hier einige Worte zu widmen, wenn wir nicht die Gelegenheit hätten benützen wollen, um auf das Bedenkliche einer solchen minderwertigen Literatur hinzuweisen, welche sich mit einem vielsagenden Titel brüstet ohne der geringsten der darnach zu hegenden Erwartungen zu entsprechen. Leider begegnen wir aber gerade jetzt so häufig derartigen Erzeugnissen, deren Verfasser allerdings wohl meist untergeordneter Art sind; daß sich hier der Vertreter eines Standes, bei welchem man Wissenschaftlichkeit voraussetzen muß, zu einer gleichen Schriftstellerweise herabläßt, müssen wir doppelt bedauerlich erachten. Dr. Z.

Guhl und Koner. Leben der Griechen und Römer. Sechste, vollständig neu bearbeitete Auflage. Herausgegeben von Richard Engelmann. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung.

Mit den vorliegenden Lieferungen 14 bis 18 schließt die sechste Auflage des Guhl und Konerschen Werkes ab, welches die bei den früheren Lieferungen hervorgehobenen Vorzüge in diesen letzten Abschnitten fast in noch höherem Maße zeigt, so daß der Leser, je weiter er kommt, mit um so größerem Interesse sich in diese vortreffliche Darstellung des griechischen und römischen Lebens versenkt. Wenn wir auf einer interessanten Reise, der empfangenen großartigen Eindrücke voll, zuletzt geistig ermüden und bei den gewaltigen Schöpfungen der Natur oder Kunst fast teilnahmslos vorübergehen, wird bei dieser geistigen Wanderung durch Hellas und Rom unser Interesse und unser Eifer zum Lernen immer größer, und bis zur letzten Zeile empfangen wir immer neue Anregung und Belehrung. Es würde hier zu weit führen, dies bei den einzelnen Kapiteln des inhaltreichen Werkes nachzuweisen; nur im allgemeinen sei die Gründlichkeit, Vielseitigkeit und Klarheit der Darstellung, die Beschränkung auf das Wichtigste und Wissenswerteste bei der Unmöglichkeit einer auf das Kleinste eingehenden Schilderung, die Erläuterung durch treffliche Abbildungen und die, wenn auch nicht ausgesprochene, so doch unabweisbar angeregte Vergleichung mit den Zuständen modernen Lebens hervorgehoben. Wer wirklich das altgriechische und altrömische Leben und Wesen kennen lernen, wer ein Altertumsmuseum mit Verständnis durchwandern, wer die Entwicklung menschlicher Kultur mit ihren Vorzügen und Schwächen begreifen, wer schließlich den in neuerer Zeit mit vollem Recht gepflegten historischen Roman antiken Inhalts völlig verstehen will, der wird für die Erfüllung dieser geistigen Anforderungen kein besseres Werk als das von Guhl und Koner finden, welches auch wegen seiner äußeren Ausstattung ein Prachtwerk genannt zu werden verdient. C. S.

Die Kunst, einen Gatten zu wählen von Paolo Mantegazza. Deutsche Ausgabe. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. 1894.

Der bekannte geistvolle italienische Psycho-Physiologe bietet in diesem Werkchen eine Fortsetzung seines früheren „Die Kunst zu heiraten", oder vielmehr ein Gegenstück zu dieser interessanten Schrift, die allein in der deutschen Ausgabe binnen kürzester Frist sechs Auflagen erlebte. Wandte der Verfasser sich in der früheren Arbeit an die Männerwelt, so läßt er jetzt sein Wort an die Frauen und vor allem an die dem heiratsfähigen Alter entgegenreifenden jungen Mädchen ergehen, und dem entsprechend ist auch der Ton des kleinen Buches gehalten, in dem man vergeblich nach jeder „Pikanterie" suchen wird. In einer hübsch erfundenen Einleitung wird die Liebesepisode aus einem Mädchenleben vorgetragen, welcher sich dann in der Form eines Briefes, den der verstorbene Vater der Heldin der Novellette als geistiges Vermächtnis hinterläßt, eine Reihe von Winken und Ratschlägen für junge Damen, die vor die Notwendigkeit der Gattenwahl gestellt werden, anschließt. Bilder aus dem Eheleben entrollen sich dem Blick, erfreuliche und unerfreuliche, sympathische und abstoßende, und den einzelnen Darstellungen folgen stets Bemerkungen so feiner und geistvoller Art und in so kunstvoller Ausführung, daß man dem Inhalte des Werkes mit Spannung von Zeile zu Zeile folgt. Die Lebensweisheit, die hier vorgetragen wird, ist indes nicht ausschließlich an die Kreise junger Damen gerichtet, sie wird jedem Interesse einflößen, der nicht nur gern geistreiche Worte hört, sondern sich Sinn für eine gesunde und frische Lebensauffassung bewahrt hat.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Anzengruber, Ludwig, Letzte Dorfgänge. Kalendergeschichten und Skizzen aus dem Nachlaß. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachfolger. M. 5.

Behla, Dr. Robert, Die Abstammungslehre und die Errichtung eines Institutes für Transformismus. Kiel & Leipzig, Lipsius & Tischer, M. 2.

Boguslawski, A. von, Der Krieg der Vendée gegen die französische Republik 1793—1796. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 7. 50.

Bonhöffer, Adolf, Die Ethik des Stoikers Epiktet. Anhang: Exkurse über einige wichtige Punkte der stoischen Ethik. Stuttgart, Ferdinand Enke.

Brandt, M. von, Aus dem Lande des Zopfes. Plaudereien eines alten Chinesen. Leipzig, G. Wiegand.

Fromm, Dr. Emil, Immanuel Kant und die preußische Censur. Nebst kleineren Beiträgen zur Lebensgeschichte Kants. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. M. 2.

Gaedertz, Karl Theodor, Das niederdeutsche Schauspiel. 1. Band: Das niederdeutsche Drama von den Anfängen bis zur Franzosenzeit. 2. Band: Die plattdeutsche Komödie im 19. Jahrhundert. Neue, um zwei Vorworte vermehrte Ausgabe. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (Richter.)

Jacobowski, Dr. Ludwig, Der christliche Staat und seine Zukunft. Berlin, Carl Duncker.

Ichenhaeuser, Eliza, Der gegenwärtige Stand der Frauenfrage in allen Kulturstaaten. Eine vergleichende Studie. Leipzig, Roßbergsche Hofbuchh. M. 1. 20.

Jokai, Maurus, Zwei Mädchenherzen. Deutsche autor. Ausgabe von L. Wechsler. Berlin, Bibliographisches Bureau.

Krüger, Dr. Gustav, Systematical English-German vocabulary. Englisch-deutsches Wörterbuch nach Stoffen geordnet. Berlin, F. Fontane & Comp.

Lienert, Meinrad, Geschichten aus den Schwyzerbergen. Frauenfeld, J. Huber. M. 3. 60.

Litzmann, Berthold, Das deutsche Drama in den literarischen Bewegungen der Gegenwart. Vorlesungen, gehalten an der Universität Bonn. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. M. 4.

Lombroso, Prof. C., Der Antisemitismus und die Juden. Autorisirte deutsche Ausgabe von Dr. H. Kurella. Leipzig, G. H. Wiegands Verlag.

Marti, Karl, Der Einfluß der Ergebnisse der neuesten alttestamentlichen Forschungen auf Religionsgeschichte und Glaubenslehre. Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn.

Marx, Dr. Friedrich, Chauvinismus und Schulreform im Altertum. Rede. Breslau, Wilhelm Koebner.

Naumann, Viktor, Himmlische und irdische Liebe. Roman. Dresden, Heinrich Minden.

Portig, Gustav, Schiller in seinem Verhältnis zur Freundschaft und Liebe, sowie in seinem Verhältnis zu Goethe. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. M. 16.

Puttkammer, Alberta von, Offenbarungen. Dichtungen. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachfolger. M. 4.

Pypin, A. N., Die geistigen Bewegungen in Russland in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts. I. Band. Die russische Gesellschaft unter Alexander I. Aus dem Russischen übertragen von Dr. Boris Minzes. Berlin, S. Cronbach.

Rüttenauer, Benno, Unmoderne Geschichten. Heidelberg, G. Weiß Verlag.

Schweizerische Rundschau. 1894 Nr. 3 (März). Zürich, A. Müllers Verlag.

Stenglein, Dr. M., Wider die Berufung. Ein Mahnwort zur Novelle der Strafprozeßordnung. Berlin, Otto Liebmann. 80 Pfg.

Stenzel, Die Flotte der Nordstaaten im Sezessionskriege. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 1.

Stilgebauer, Edward, Menschenschicksal. Der Novellen neue Folge. München, Dr. E. Albert & Co.

Thiele, Rudolf, Ernst Moritz Arndt. Sein Leben und Arbeiten für Deutschlands Freiheit, Ehre, Einheit und Größe. Gütersloh, C. Bertelsmann. M. 2. 40.

Weigand, Wilhelm, Die Frankenthaler. Roman. Zweite, umgearbeitete Auflage. München, G. Franzsche Hofbuchh. M. 3. 50.

Wiedemann, Gustav, Die Lehre von der Elektricität. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. II. Band. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn.

Woermann, Karl, Was uns die Kunstgeschichte lehrt. Einige Bemerkungen über alte, neue und neueste Malerei. Dresden, L. Ehlermann.

Verantwortlicher Redakteur: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

